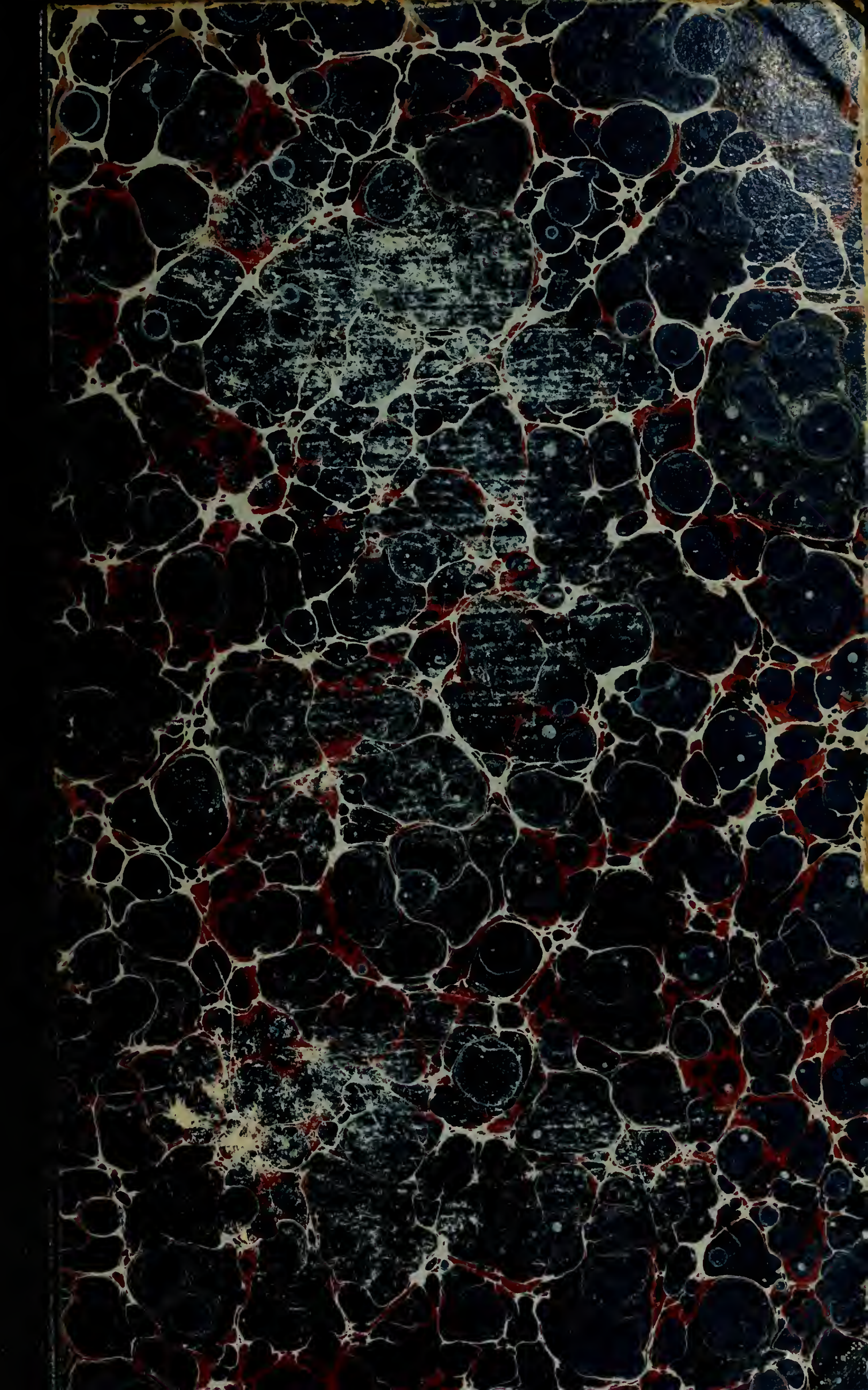
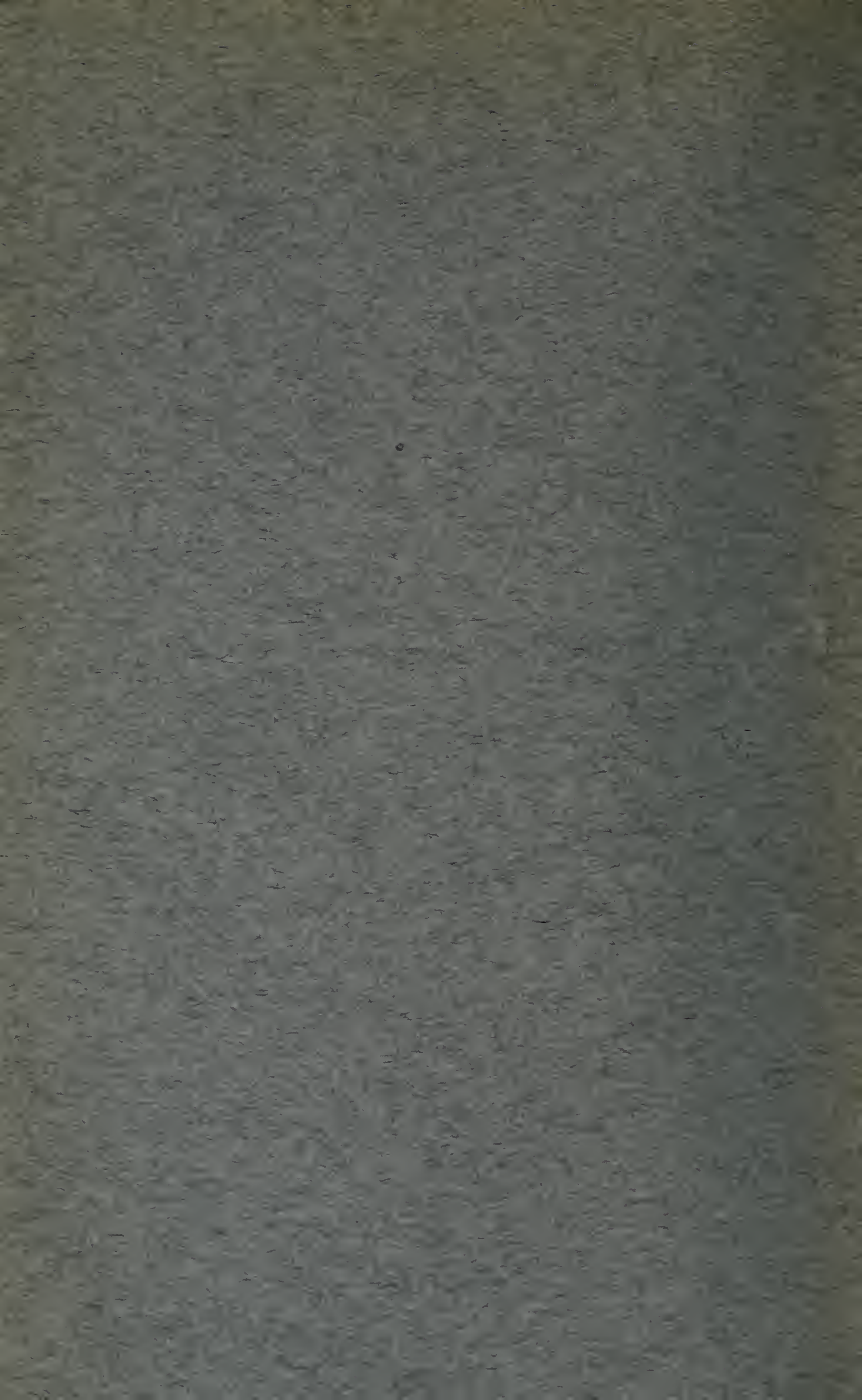






Allgemeine

Deutsche Biographie.

Zehnter Band.



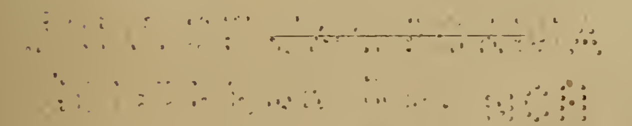
Allgemeine

Deutsche Biographie.

Zehnter Band.

Gruber — Hassencamp.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1879.

Gruber: Georg Wilhelm G., geboren am 22. September 1729 in Nürnberg, erhielt frühzeitig Unterricht in der Musik und zwar von den Organisten Dietzel und Johann Siebenkaes im Clavierspiel und in der Composition. Im Violinspiel unterwies ihn der Nürnberger Stadtmusikus Hemmerich. Schon im 18. Lebensjahre trat er eine Kunstreise nach Frankfurt, Mainz, Leipzig und Dresden an und erlangte durch sein Violinspiel und seine Compositionen viel Beifall. In der sächsischen Residenz nahm er noch theoretischen Unterricht bei Umstadt, Director der gräflich Brühl'schen Capelle. Um 1750 trat er in das Stadtorchester zu Nürnberg und suchte sich bei der Anwesenheit des berühmten Geigers Domenico Ferrari daselbst, nach dessen Violinspiel weiter auszubilden. Nach dem Tode des Capellmeisters Johann Agrell zu Nürnberg erhielt er 1765 dessen Stelle und ward in demselben Jahre auch noch zum Complimentarius und „Stadtrathsschenk" (welcher die Geschenke der Stadt im Namen des Raths den Grafen bei ihrer Ankunft in Nürnberg überreichte) ernannt. G. starb zu Nürnberg am 22. September 1796. Er hat viel componirt, doch scheinen seine Sachen nicht viel über Nürnberg herausgekommen zu sein. Gerber gibt in seinem älteren und neuen Tonkünstlerlexikon ein Verzeichniß dieser theils gedruckten, theils ungedruckt gebliebenen Sachen. Es befinden sich darunter fünf Oratorien und Cantaten, 60 deutsche und lateinische Psalmen, viele Arien und figurirte Choräle, Sinfonien, Quartetten, Trio's, Duo's und Solo's für Violine und Clavier, Waldhornconcerte, Sextette für Blasinstrumente, Flötenduette 2c.

Lipowsky, Baierisches Musik-Lexikon. Fürstenau.

Gruber: Johann Gottfried G., seiner Zeit ein überaus fruchtbarer deutscher Schriftsteller und namhafter Gelehrter, heutzutage in sehr weiten gebildeten Kreisen vorzugsweise noch gekannt als einer der Begründer der großen Leipziger „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste". G. gehört zu der sehr großen Zahl hochverdienter deutscher Männer der Wissenschaft, die — wie wir das erfreulicherweise noch heute täglich beobachten — mit zäher Ausdauer aus den ärmeren Schichten unserer Nation sich emporgearbeitet und die Bahn zu glücklicher Verwendung ihrer Talente sich durch rastlose Thätigkeit selbst gebrochen haben. Dieser Umstand und die großen geschichtlichen Bewegungen, durch welche während seiner mittleren Jahre sein Lebensgang wiederholt gekreuzt wurde, machten sein Leben auch äußerlich reicher, als das sonst bei deutschen Gelehrten gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. — G. ist in der damals kursächsischen Stadt Naumburg an der Saale am 29. November 1774 geboren.

Er war der älteste Sohn (neben vier Geschwistern) seines gleichnamigen Vaters, eines wackern aber sehr armen Schneiders, der erst 1814 gestorben ist. Der ebenso strebsame und reichbegabte, als persönlich liebenswürdige Knabe erhielt seine höhere Bildung auf der Naumburger Stadt- oder Rathsschule, wo namentlich der seit 1790 daselbst als Rector fungirende Ch. D. Ilgen auf die spätere Richtung seiner Studien bedeutenden Einfluß ausübte. Schon 1792 konnte G. die Universität Leipzig beziehen, wo er, schon damals von einem starken universellen oder encyklopädischen Zuge geleitet, nicht nur philologische, philosophische und historische, sondern auch theologische Studien betrieb, ja selbst der Mathematik und den Naturwissenschaften nicht fremd blieb. Sein energischer Fleiß machte es ihm möglich, schon am 14. December 1793 die Magisterwürde zu erlangen. Damit aber begannen für den unbemittelten Jüngling schwere Jahre. Gruber's Versuch, 1797 eine Hofmeisterstelle in Rußland zu gewinnen, scheiterte wider alles Erwarten im letzten Augenblick. So hat er bis 1803 in Leipzig ein hartes Leben als Privatgelehrter geführt. Bei seiner Armuth lediglich auf sein litterarisches Talent und seine Feder angewiesen, vernutzte er seine reiche Kraft längere Jahre hindurch in Diensten verschiedener Buchhändler. Aus dieser Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit datiren nur wenige Arbeiten von bleibender Bedeutung. Mehrere Romane; zahlreiche Uebersetzungen aus neueren Sprachen; Jugendschriften; beschreibende Texte zu Bilderwerken, dienten vornehmlich der zeitgenössischen buchhändlerischen Industrie. Daneben gingen aber einerseits selbständige Schriften über pädagogische Stoffe und populäre philosophische Arbeiten (wir nennen hier nur das Werk „Ueber die Bestimmung des Menschen“, Leipzig 1799, 2. Aufl. 1809), endlich der „Versuch einer pragmatischen Anthropologie“ (Leipzig 1803); anderseits kunsthistorische, archäologische und ästhetische Studien. — Auf Grund dieser Studien wagte G. endlich den Uebergang zur akademischen Thätigkeit. Er siedelte aus Leipzig, welches ihm allmählich innerlich gar sehr verleidet worden war, 1803 nach Jena über, wo er sich mit der trefflichen Schrift „Aesthetica philosophiae pars“ (12. November) habilitirte, und nun mit gutem Erfolg philosophische und ästhetische Collegia zu halten begann. Hier auch betheiligte er sich mit Eifer an der damals in hoher Blüthe stehenden „Allgemeinen Litteraturzeitung“, siedelte aber schon 1805 nach Weimar über, dem gefeierten Centralsitze deutscher Classicität, um hier sein Schriftstellerleben in neuer Gestalt fortzusetzen. Aber auch hier konnte G. sich auf die Dauer nicht halten, so anregend namentlich der Verkehr mit Wieland auf ihn einwirkte. Die furchtbare Geißel des Krieges 1806 traf auch ihn schwer; er selbst wurde nach der Schlacht bei Jena ausgeplündert, einer seiner Brüder fiel als Soldat im Kampfe, ein anderer kam an den Bettelstab. Die finanziellen Nöthe hörten nachher nicht auf und stellten immer neue Ansprüche an seine Arbeitskraft, die auch hier nur theilweise der strengeren Wissenschaft sich zuwenden konnte. Abgesehen von biographischen und kritischen Arbeiten (1805) über Herder und Schiller, kommen nach dieser Seite in Betracht eine „Geschichte des menschlichen Geschlechtes aus dem Gesichtspunkte der Humanität“ (2 Bde., Riga 1806—7); ferner ein Band eines „Wörterbuches der Aesthetik und Archäologie“ (Weimar 1810), und der erste Band eines „Wörterbuches der altclassischen Mythologie und Religion“, der in Weimar erschien, und dessen dritter Band 1814 vollendet wurde. — Der erste Band dieses Werkes wurde dem Oberhofprediger Reinhard in Dresden gewidmet; dies führte zu der entscheidenden Wendung in Gruber's Leben. Seine Stellung in Weimar war unhaltbar geworden. Versuche, in Bremen oder Danzig eine neue Stellung zu gewinnen, wollten nicht glücken. Nun gedachte er, auf Reinhard's Anregung, nach Dresden zu gehen, wandte sich aber zunächst im Sommer 1810 nach seiner Heimath Naumburg, wo er in

einem Weinbergshause kümmerlich genug existirte. Da endlich verschaffte ihm Reinhard's einflußreiches Fürwort (1811) die Berufung zu einer neu errichteten ordentlichen Professur der historischen Hülfswissenschaften in Wittenberg; zugleich übertrug ihm die kursächsische Staatsregierung die Censur über die in Wittenberg erscheinenden Schriften. Allmählich begann sich jetzt sein Schicksal heiterer zu gestalten. Seine Vorlesungen hatten guten Erfolg; bei seinen Collegen war er beliebt, und zugleich ein sehr nützliches Element im Verkehr mit den zahlreichen fremden Truppen, die in jener stürmischen Zeit Wittenberg in Menge berührten. Napoleons I. Katastrophe in Rußland machte aber auch diesen Verhältnissen wieder ein Ende. Als im Frühjahr 1813 Wittenberg durch Russen und Preußen blokirt wurde, flüchtete das Gros der Universität im April nach dem Städtchen Schmiedeberg; einige Professoren wandten sich nach Dresden, G. seinerseits nach Leipzig, wo ihm der kursächsische Kirchenrath das Ephorat über die nach dieser Stadt geflüchteten Wittenberger Studenten und deren finanzielle Unterstützung übertrug. Er blieb hier bis Michaelis 1815, und ward mehrfach mit Aufträgen seiner Collegen betraut. Als die im Sommer 1813 aus Wittenberg auf Befehl der Franzosen entfernte und durch den Custos Dr. Gerlach auf zwei Elbkähnen bis nach Seußlitz bei Meißen und Dresden geführte Universitätsbibliothek nach der Leipziger Schlacht durch die Verbündeten unter Sequester gelegt worden war, wurde G. in das inzwischen bis an den Rhein vorgerückte Blücher'sche Hauptquartier geschickt, um die Freigebung der Bücher zu erwirken. Als er mit gutem Erfolge nach Leipzig zurückkehrte, hatte inzwischen der Freiherr v. Stein als Chef des seit dem 21. October 1813 durch die Verbündeten geschaffenen Centralverwaltungsrathes das Sequester bereits aufgehoben. — Als nun bei der Abtrennung eines erheblichen Theiles von Kursachsen seit Februar 1815 das künftige Schicksal der Universität Wittenberg ernsthaft zur Sprache kam, und in Uebereinstimmung mit den Ansichten der Mehrheit der Professoren preußischerseits durch königliche Cabinetsordre vom 12. April 1815 die Vereinigung derselben mit Halle ausgesprochen war, wurde im Sommer 1815 G. mit Dr. Kletten als Deputirter des Senats nach Berlin geschickt, um die angemessene Regulirung des Ueberganges der Wittenberger nach Halle zu erwirken. G. seinerseits siedelte im October 1815 nach Halle über, wo er im März 1816 zum Mitglied der gemischten Commission ernannt wurde, welche die eigentliche Verschmelzung vorzubereiten hatte. Als endlich am 21. Juni 1817 die Vereinigung in aller Form vollzogen war, wählte das Generalconcil der nunmehrigen Universität „Halle-Wittenberg“ sofort G. (dessen Fortgang nach Königsberg 1816 zeitweise zu befürchten gewesen war) für das nächste Amtsjahr zum Prorector. Er hat diese Stellung auf Grund wiederholter Neuwahl ununterbrochen bis zum 12. Juli 1821 bekleidet. — Mit dem Eintreten in diese Stellung in Halle, wo er nun bis zum Ende seines Lebens geblieben ist, wich allmählich auch der schwere materielle Druck, unter welchem G. während der Kriegsjahre abermals schwer zu leiden gehabt hatte. Dieser Druck hatte theils zur Production neuer Romane, theils aber zu größeren litterarischen Schöpfungen den Anlaß gegeben. G. hat einerseits seit 1812 energisch an dem Brockhausischen Conversationslexikon sich betheiligt, andererseits in zwei Bänden (1815—16) Wieland's Biographie geschrieben, an die sich nachmals (1818—28) die Ausgabe der sämmtlichen Werke dieses Dichters schloß. Von besonderer Bedeutung aber wurde es, daß G. an des 1816 verstorbenen Justizrathes Hufeland Stelle sich mit dem Professor und Universitätsoberbibliothekar Ersch in Halle zu der Leitung der großen „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste“ verband, von welcher 1818 der erste Band erschien. Als Ersch 1828 starb, mit dem 18. Bde., übernahm G. allein die Leitung und führte die erste Section bis zum 54. Bde. ununterbrochen

fort. In diesem Werke selbst (Erste Section Bd. 94, S. 391 ff.) hat ihm der Rector der Leipziger Thomasschule, Professor F. A. Eckstein, 1875 ein biographisches Denkmal gesetzt. G. selbst hatte außer anderen litterarischen Arbeiten und außer seiner regen Theilnahme an der „Allgemeinen Litteraturzeitung", noch 1831 die von A. Jakobs begonnene Biographie des Kanzlers A. H. Niemeyer vollendet und 1833 auch seines Freundes, des hallischen Romanschriftstellers A. Lafontaine, Lebensbeschreibung verfaßt. — Von den Studirenden, die seinen geschmackvollen Vorlesungen gern folgten, fleißig gehört; trotz einzelner Reibungen, die doch nicht ganz ausblieben, in den besten Verhältnissen zu seinen Collegen; eine milde, wohlwollende, versöhnliche und liebenswürdige Natur, — was sich speciell auch in seiner seit 1837 übernommenen Stellung als königlicher Commissar bei den Abiturientenprüfungen der Gymnasien in den Francke'schen Stiftungen in schönster Weise zeigte; — bei tiefer Humanität, vornehmer Würde und milden Formen ein Mann von sehr bestimmten freisinnigen Principien, ist G., der 1843 noch den Titel als Geheimer Hofrath erhalten hatte, endlich am 7. August 1851 gestorben.

Abgesehen von der schon erwähnten Biographie Gruber's aus Eckstein's Feder, finden sich ausgiebige Nachrichten über G. in dem Jahrgang 1852 des Hallischen Wochenblatts, ferner in dem Buche „Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens, von F. K. J. Schütz"; 2 Bde. (Halle 1834), und in G. F. Hertzberg's Schrift: Zur Geschichte der Vereinigung von Halle und Wittenberg, Halle 1867. G. F. Hertzberg.

Gruber: Johann Daniel G., ist geboren am 11. April 1686 zu Ipsheim in Franken. Nach Absolvirung des Gymnasiums zu Heilbronn bezog er im J. 1704 die Universität Halle, studirte hier anfangs Theologie, widmete sich aber bald der Jurisprudenz und Geschichte, erlangte 1710 die philosophische Doctorwürde und die veniam legendi, 1721 auch die juristische Doctorwürde und im J. 1723 eine außerordentliche Professur der Rechte und der Philosophie zu Halle. Von hier ward er im J. 1724 als ordentlicher Professor der Rechte nach Gießen berufen, ging dann 1727 als kurfürstlich hannoverscher Hof- und Kanzleirath nach Celle und ward 1729 kurfürstlicher Bibliothekar und Historiograph zu Hannover, 1733 auch Abt zu Bursfelde und Geh. Justizrath. Er starb zu Hannover den 24. März 1748. Gruber's wissenschaftliche Bedeutung ist besonders begründet durch die Werke: „Origines Livoniae sacrae et civilis s. chronicon Livonicum vetus", 1740, und „Commercii epistolici Leibnitiani ad omne genus eruditionis P. 1. 2." 1745. Auch an dem von Leibnitz begonnenen und später von Gruber's Nachfolger an der hannoverschen Bibliothek: Scheidt, vollendeten und publicirten großartigen Werke der „Origines Guelficae" hat er fleißig mit gearbeitet. — Um die königliche öffentliche Bibliothek in Hannover hat sich G. durch seine ausgezeichnete Verwaltung, durch bedeutende und werthvolle Acquisitionen große Verdienste erworben. Von Wichtigkeit war auch seine Mitwirkung bei der Gründung der Universität Göttingen. Um die Durchführung der ersten Grundideen, um die Ausführung der immer mehr sich erweiternden Einrichtungen hatte er sehr anzuerkennende Verdienste; an ihm fand der Minister v. Münchhausen den thätigsten Beistand. G. unterzog sich der Ausarbeitung der ersten Pläne; von ihm sind die dem Könige vorgelegten Universitäts-Privilegien entworfen; ihm wurde auch die Ehre zu Theil, die Eröffnung der Universität der gelehrten Welt anzukündigen.

Rotermund, Das gelehrte Hannover, II. S. 183; Fickenscher, Gelehrtes Baireuth, III. S. 135. Bodemann.

Gruber: Johannes v. G., Philolog und Schulmann, geb. am 23. April 1807 zu Oedenburg in Ungarn, † am 14. Januar 1875 als Professor und

Conrector am Gymnasium zu Stralsund. Sein Vater, ein österreichischer Rittmeister, war ein Deutscher von Herkunft und katholisch, seine Mutter, geb. v. Lissy, war Magyarin und protestantisch. Nach dem frühzeitig erfolgten Tode des Vaters brachte die Mutter ihren katholisch getauften Sohn, um ihn den Einflüssen der Jesuiten zu entziehen, nach Preßburg, wo er seine erste Gymnasialbildung erhielt und 14 Jahre alt protestantisch confirmirt wurde. Seine weitere Ausbildung erhielt er am Gymnasium zu Wittenberg. Seine Universitätsstudien machte er von 1826—30 in Greifswald und Berlin; 1830 wurde er Collaborator am grauen Kloster zu Berlin, 1834 wurde er zum Oberlehrer und Ordinarius in Tertia an das Gymnasium zu Stralsund berufen, wo er bis wenige Tage vor seinem Tode in ungestörter Geistesfrische wirkte. Von demokratischer Richtung betheiligte sich G. am politischen Leben aufs feurigste und blieb bis zu seinem Hinscheiden die bewegende Kraft in Stralsund. Als Mitglied von 18 Vereinen, in deren meisten er die Vorstandschaft führte, bewies er durch die That, daß es ihm ernstlich um die materielle und geistige Förderung des Volks zu thun war. Seine rastlose politische Thätigkeit erlaubte nicht eine gleiche litterarische, doch hat G. auch als Schriftsteller sich einen geachteten Namen erworben. Seine hauptsächlichen Werke sind: „Germania des Tacitus, mit sachlichem und sprachlichem Commentar“ (Berlin 1832), der eine größere Verbreitung verdient hätte. „Uebungsbuch zum Uebersetzen ins Lateinische für Tertia“, Stralsund 1835 (1866 5. Aufl.). „Grundriß einer historischen Geographie“, Stralsund 1838. „Lateinische Grammatik für obere Gymnasialclassen“, Stralsund 1851 u. ö. „Ciceronis de officiis libri III“ (mit deutschem Commentar), 3. Aufl. Leipzig 1874.

Reishaus, Pädagog. Archiv XVII, S. 326 ff., 1875. H.

Gruber: Philibert G. von Zurglburg, geb. 1761 zu Zurglburg in Tirol, † zu Bozen am 11. August 1799, widmete sich geistlichem Stande, trat in den Franciscanerorden und wirkte als Lehrer der Rhetorik am Franciscaner-Gymnasium in Bozen. Seine Thätigkeit beschränkte sich indeß nicht auf die Aufgaben seines Lehrberufes, sondern war den höchsten Zielen der menschlichen Erkenntniß zugewendet, und von einem unermüdlichen Lerneifer beseelt, dessen Anstrengungen seinen frühzeitigen Tod herbeigeführt haben sollen. P. G. war ein tiefdenkender Mann von edelster Frömmigkeit, eine geistige Leuchte seines Landes und Volkes; er ist der Hauptträger jener theologisch-philosophischen Lehrrichtung, welche in der katholischen Litteratur Deutschlands unter dem Namen der Tiroler Schule bekannt, und nebst ihm durch Herculan Oberrauch und G. J. Lechleitner repräsentirt ist. Ueber sein Hauptwerk: „Philosophie der ältesten für denkende Philosophen der neuesten Zeiten“ (1792—98; 8 Bde.), welches auf den Auctoritäten eines Plato, Augustinus, Leibnitz ruht, finden sich nähere Angaben bei Werner, Geschichte der katholischen Theologie Deutschlands, S. 334—340. — Ueber seine sonstigen Schriften und über seine Persönlichkeit im Allgemeinen ist zu vergleichen: Waibel, P. Phil. Gruber's Leben, Weisheit und Lied, Augsburg 1833. Werner.

Gruel: Peter G., Professor und Bürgermeister in Greifswald, stammte aus einer alten von Mecklenburg nach Pommern eingewanderten Patricierfamilie, welche im Schilde zwei Würfel oder Rauten, über ihnen zwei Kleeblätter, und unterhalb derselben eine Rose im Wappen führte, und von dem Dorfe Gruel bei Damgarten ihren Namen empfing. In Rostock zum Magister promovirt und vom Herzog Bogislaw X. im J. 1514 an die Universität nach Greifswald berufen, lehrte er dort bis zum J. 1539 in der Artisten-Facultät und veranlaßte auch seinen Verwandten M. Gregorius Gruel, welcher in Rostock Aristoteles' Metaphysik erklärt hatte, ihm als Amtsgenosse an die pommersche Hoch-

schule zu folgen. Ihr gemeinsames Wirken fiel in die stürmische Zeit der Einführung der Reformation und bewog beide, sowol zu ihrem persönlichen, wie zum Schutze der Universität, als Mitglieder in den Greifswalder Rath zu treten. Peter führte letzteres Amt seit 1520, Gregor seit 1535, daneben sollen beide auch das Decanat, und ersterer im J. 1539, als er zum Bürgermeister erwählt wurde (nach Jacob Gerschow's handschriftlichen Aufzeichnungen) zugleich das Rectorat der Hochschule übernommen haben. In diesem zwiefachen Wirkungskreise begünstigte er, in Uebereinstimmung mit den Landesfürsten und Knipstrow, die neue Lehre und sorgte auch für die sichere Aufbewahrung der Universitätsbücher auf dem Rathhause, wie Gerschow's Randbemerkung in denselben berichtet. Er starb im J. 1559. Von seinen Kindern, welche aus seiner ersten Ehe mit Anna Kannegeter, aus der bekannten Greifswalder Patricierfamilie, und aus der zweiten mit Katharina Apenborch, aus ritterschaftlichem Geschlechte, hervorgingen, sind zu erwähnen: Dr. Christoph G., welcher von 1559—96 in der juristischen Facultät zu Greifswald lehrte und im J. 1560 das Vicerectorat für den zum Rector erwählten Herzog Ernst Ludwig übernahm, auch mit dieser Thätigkeit das Amt eines städtischen Syndicus verband; ferner Peter G. II., welcher von 1578—1600 Rathsherr in Greifswald war und die Kanzel der dortigen Marienkirche im J. 1587, in sehr zierlichem Renaissancestil, mit eingelegter Holzarbeit, errichten ließ. Er war verheirathet mit Anna Glewing, welche durch die von ihr 1604 angeordnete wohlthätige Stiftung von Bedeutung ist, und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, zu welcher u. a. die bekannte Familie Odebrecht gehört.

Kosegarten, De academia Pom. a doctrina Rom. ad evang. traducta, 1839, p. 54, und Gesch. der Univ. I, S. 169, 180, 203. Krabbe, Gesch. der Univ. Rostock, 1854, S. 347. Latendorf in den Baltischen Studien XVII, 1. S. 158. Aug. Balthasar's geneal. Samml. Vitae Pomeranorum. Gesterding, Beitr. z. Gesch. d. Stadt Greifsw. 1. Forts. S. 122; 2. Forts. S. 140. Pyl.

Gruithuisen: Franz Paula von G., geb. am 19. März 1774 auf dem Ritterschloß Haltenberg am Lech, † am 21. Juni 1852 in München. Der Vater war ein von Kurfürst Maximilian III. nach Baiern berufener Falkonier aus Herzogenbusch, der seinen Wohnsitz auf dem am Lech gelegenen Ritterschlosse Haltenberg erhielt, aber nicht in glänzenden Verhältnissen lebte, so daß er dem Sohne nur die genügende Schulbildung zum Studium der Chirurgie geben lassen konnte. Als österreichischer Feldchirurg diente er schon im J. 1788 im Kriege gegen die Türken. Dreizehn Jahre nachher gelang es ihm durch Unterstützung wohlhabender Personen auf der Universität Landshut Medicin und Philosophie zu studiren und 1807 erlangte er die medicinische Doctorwürde. Einen Ruf als Professor der Physik nach Hofwyl nahm er nicht an, wurde aber 1808 nach München an die Schule der Landärzte als Lehrer der physischen und naturhistorischen Wissenschaften berufen. Seine Vorträge veranlaßten, daß er einen Ruf nach Freiburg, einen anderen nach Breslau erhielt, die er aber beide ablehnte. Durch König Ludwig I. wurde er 1826 zum ordentlichen Professor der Astronomie an der Münchener Universität ernannt, gehört aber zu den originellen Astronomen. Er gab sich metaphysischen Spekulationen und Theorien hin, denen jede mathematische Grundlage fehlte und seine lebhafte Phantasie veranlaßte ihn, in den regulären Wällen des Flecken Schröter auf dem Monde Städte und Festungen zu erkennen, deren Beschreibungen er als angebliche Entdeckungen ausgab, woran er noch Hypothesen über Bewohner des Mondes und deren Cultur knüpfte; ja er machte schon über eine Correspondenz mit den Mondbewohnern Vorschläge, die viel Wunderliches und völlig Nutzloses

haben. Sein Werk „Ueber die Natur der Kometen“ (1811) ist eben so wunderlich. Viel Phantastisches steht in seinen „Analekten für Erd- und Himmelskunde“ (7 Hefte, 1828—31) und seinen „Neuen Analekten“ (von 1832—36). Von seinem „Naturwissenschaftlich-astronomischen Jahrbuche“ erschienen 9 Jahrgänge (Stuttgart 1838—47); im J. 1810 schrieb er eine „Physik“, eine „Anthropologie“, 1811 eine „Organozonomie“, 1812 „Beiträge zur Physiognosie und Heautognosie“, 1817 „Lieblingsobjecte im Felde der Naturforschung“, 1823 eine „Propädeutik der Medicin“, 1825 ein Buch „Ueber die Ursachen der Erdbeben“. Unter astronomischen Sachen ist noch aufzuführen eine „Naturgeschichte des gestirnten Himmels“ (1836), eine „Kritik der neuesten Theorie der Erde“ (1838), eine neue einfache trigonometrische Methode, die Höhe der Berge zu messen, ohne sie zu besteigen (1842). Aus den Sonnenflecken wollte er das Wetter prophezeien, wodurch er sich viele Gegner zuzog. Ein wahres Verdienst hat er in der Medicin erlangt, indem er schon vor Civiale der Erfinder eines Instruments zum Zermalmen des Steins in der Harnblase war, wofür die Pariser Akademie ihm einen Preis von 1000 Francs zuerkannte.

Vgl. Jahn's Unterhaltungen, Jahrg. 1852. Bruhns.

Grulich: Martin G., Dr. der Theologie, wurde im J. 1695 zu Loddin unweit Stettin geboren. Er studirte theils zu Wittenberg, theils in Leipzig. Im J. 1718 wurde er zum Pfarrer in Altmittweida bei Rochlitz ernannt, 1731 nach Freiberg befördert, sodann aber 1742 als Oberpfarrer und Superintendent nach Torgau berufen, wo er am 30. November 1772 gestorben ist. Seine Schriften, deren Anzahl über 30 ist, waren theils zu Schulzwecken bestimmt, theils sind sie praktisch erbaulichen Inhalts, z. B. Gebet- und Communionbücher, mitunter liturgischer Natur; einige schlagen in die Wissenschaften der Glaubens- und christlichen Sittenlehre ein. Aber sie sind sämmtlich von keiner nachhaltig bleibenden Bedeutung. Gotthard Lechler.

Grumbach: Argula v. G., geb. wahrscheinlich 1492 in Burg Ehrenfels bei Hemau (Baiern), † 1554 in Zeilitzheim bei Schweinfurt. Sie verlebte eine ziemlich stürmische Jugend, da ihr Vater, Bernhardin v. Stauf, in vielfache Kämpfe theils für, theils gegen seinen Landesherrn, den Herzog Albrecht von Baiern, verwickelt war, verlor 1510 Vater und Mutter, lebte dann bei ihrem Onkel, dem Oberhofmeister Hieronymus v. Stauf, und kam, nach dessen Sturz und Hinrichtung (1516) an den Hof der Herzöge von Baiern. Hier lernte sie Friedrich v. Grumbach kennen, einen begüterten Ritter, Pfleger in Dietfurt, verheirathete sich mit ihm und verlor ihn, nachdem sie ihm vier Kinder geboren hatte, 1530. Sie hatte durch ihn, der, wie sie sich ausdrückte, „das Christenthum in ihr verfolgte“, mancherlei zu leiden, denn sie war eine eifrige Anhängerin der lutherischen Lehre geworden, während ihr Gemahl dem alten Glauben treu blieb und mußte darum, dem Unwillen der Herrschenden weichend, Baiern verlassen und sich mit den Ihrigen auf die fränkischen Güter ihres Gatten zurückziehen. Diese ihre Anhänglichkeit an die neue Lehre bethätigte sie auch in einer Reihe von Flugschriften, zu deren Abfassung und Veröffentlichung sie durch das traurige Geschick des jungen Theologen Arsacius Seehofer veranlaßt wurde, der 1523 wegen 17 „ketzerischer“ Artikel von der Universität Ingolstadt zum Widerrufe verdammt und zur Einsperrung ins Kloster Ettal verurtheilt wurde. Um das traurige Schicksal dieses Jünglings zu erleichtern, richtete sie zwei Sendschreiben an die Universität und den Rath der Stadt Ingolstadt, versuchte in einem dritten den Herzog von Baiern, als den Landesherrn des Unglücklichen, für das Schicksal seines Landeskindes, zu interessiren, bemühte sich (1524), in einem vierten ihrem Vetter, Adam v. Törring, dem bairischen Statthalter, Grundsätze religiöser Duldung beizubringen und die Wahrheit der

lutherischen Lehre auseinanderzusetzen, und vertheidigte sich in einem Gedicht an den Magister Johann von Landshut gegen ein Spottgedicht, das dieser über ihre wiederholten, zu Gunsten des unglücklichen Verfolgten veröffentlichten Briefe verbreitet hatte. Hatten diese fünf Schriftchen in der Angelegenheit des Arsacius Seehofer einen gemeinsamen Ursprung und Inhalt, so sind die zwei folgenden kleinen Sendschreiben durch den Nürnberger Reichstag des J. 1524 veranlaßt und beide dazu bestimmt, die Adressaten, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen und den Pfalzgrafen Johann zur Vertheidigung der lutherischen Lehre und zum offenen Auftreten gegen ihre Widersacher zu ermuthigen. Argula v. G., oder, wie sie sich, vielleicht um ihren andersgesinnten Mann nicht zu verletzen, auf ihren Schriften nennt: Argula von Stauff, Staufferin, ist eine muthige, charakterfeste, geistig angeregte Frau, die unter den Frauen jener Zeit Beachtung verdient. Sie schreibt nicht ungewandt, wenn sie auch weder in prosaischer, noch in poetischer Rede eine Künstlerin genannt werden kann, sie besitzt eine nicht geringe Kenntniß der Bibel, die sie gut zu verwerthen weiß, sie ist von hohem Muth erfüllt, der sie befähigt, den Höchstgestellten ohne Scheu entgegenzutreten, und sie berechtigt, sich mit Judith und Deborah zu vergleichen. Mit besonderem Nachdrucke weist sie die Zumuthung der Gegner, sie, als Frau, habe in kirchlichen Dingen zu schweigen, zurück, verlangt vielmehr in diesen allgemein menschlichen Fragen auch eine Stimme und rühmt sich, daß sie, trotz ihrer litterarischen Beschäftigung, ihren Pflichten als Gattin und Mutter vollkommen gerecht werde. Sie verehrte Luther, richtete an ihn verschiedene Briefe, die freilich nicht erhalten sind, freute sich, wenn sie durch Spalatin u. A. Grüße von ihm erhielt (auch ein Brief Luther's an sie ist verloren, de Wette II. 567), war glücklich, als sie ihn 1530 selbst sah, aber sie verstand es, sich ihre Selbständigkeit zu wahren und sprach wiederholt aus, daß sie weder lutherisch, noch martinisch, sondern nur christlich genannt werden wollte. Nachdem sie 1523 und 24 die obengenannten Schriftchen veröffentlicht hatte, verstummte sie und lebte, litterarisch unthätig, die ferneren 30 Jahre ihres Lebens theils in Franken, theils in Baiern, wohin sie, einige Jahre nachdem sie sich von dort hatte wegbegeben müssen, zurückkehren durfte. Ihre Söhne, Gottfried und Hans Georg, überlebten sie, von ihren Töchtern ist nichts bekannt. Genaue Titelangabe ihrer seltenen Schriftchen: Weller, Repert. typogr., Nr. 2696—99; 3176—79. Der Text der Schriften ist (modernisirt und ungenau) wiederabgedruckt bei Pistorius, Arg. v. G. und ihr Kampf mit der Univ. Ingolstadt, Magdeburg 1845.

Vgl. ferner G. C. Rieger, A. v. G., Stuttgart 1737. Ed. Engelhardt, A. v. G., Die bayerische Tabea, Nürnberg 1860. Ludwig Geiger.

Grumbach: Marquard v. G., dem Geschlechte der ostfränkischen Dynasten dieses Namens angehörig, das mit dem später auftretenden ritterbürtigen Geschlechte gleichen Namens nicht verwechselt werden darf (vgl. den folgenden Art.). Der Stammsitz der Dynasten lag in dem Hochstifte Würzburg, nördlich der Capitale; sie lassen sich bis tief in das 11. Jahrhundert rückwärts verfolgen. Im 12. Jahrhundert zählen sie zu den bedeutendsten Geschlechtern des Landes; die Vogteien der Abteien von Kitzingen, Neustadt am Main, Schlüchtern sind in ihren Händen. Der geschichtlich merkwürdigste des Hauses ist der gen. Marquard v. G. Am Anfange des 12. Jahrhunderts, wie mit Grund zu vermuthen, geboren, hat er 1147 mit seiner Mutter Frideruna, die eine edle Thüringerin und mit Erzbischof Heinrich I. von Mainz verwandt war, aus den Erbgütern derselben das Frauenkloster Ichtershausen o. C., südlich von Gotha gelegen, gegründet. Zu gleicher Zeit erscheint er häufig in der Umgebung und im Dienste Kaiser Konrads III., wie später noch regelmäßiger Kaiser Friedrichs I., der ihm

besonders Vertrauen geschenkt hat und dem er sich offenbar im Frieden wie im Kriege höchst brauchbar erwiesen hat. Im J. 1161 hat er den Kaiser nach Italien begleitet und an der Belagerung und Bedrängung von Mailand wirksamen Antheil genommen. Nach dem Falle der Stadt machte ihn Friedrich zum Podesta von Brescia und Bergamo und übertrug ihm weiterhin (Juli 1162) die Belagerung der Veste Garda bei Verona, die sich erst das Jahr darauf ergeben hat. In der zweiten Hälfte des J. 1164 wurde G. der Nachfolger des durch seine Härte bei den Lombarden verrufenen Bischofs Heinrich von Lüttich als Podesta von Mailand, und zugleich über die Rectoren und Podesta's sämmtlicher lombardischen Städte gesetzt. Die Mailänder suchten seine Gunst durch ein kostbares Geschenk zu gewinnen; er nahm dieses gern an, fuhr aber fort, gleich seinem Vorgänger, sein Amt, unzweifelhaft dem Sinne des Kaisers entsprechend, aber in den Augen der Mailänder mit unerträglicher Strenge zu verwalten. Am 4. Mai 1166 hat ihn der Tod dieser Wirksamkeit enthoben. Eine Mailänder Quelle sagt von ihm: er war von hoher einnehmender Gestalt, trug lange schwarze Haare und bezeigte sich höchst tapfer, ehrgeizig und freigebig. Sein Geschlecht ist mit seinen Enkeln ausgestorben und von den Grafen von Rieneck beerbt worden.

Vgl. Rein, Thuringia sacra, Bd. I. — Mon. Germ. H. SS. XVIII. — Wibaldi Epistolae (bei Jaffé, Mon. Corb. p. 554). — H. Prutz, Kaiser Friedrich I., Bd. I u. II, stellenweise. — Ungedruckte Urkunden. Zu vergl.: De milite nobili et ingenuo saec. XI et XII una cum vindiciis Marquardi de Grumbach Dynastae. Ab E(ugenio) M(ontag) A(bbate) E(beraccensi). — Norimbergae 1794. Wegele.

Grumbach: Wilhelm v. G., geb. am 1. Juni 1503, † 1567. Er entstammte einem im Hochstift Würzburg angesessenen Geschlechte, das zur sogen. fränkischen Reichsritterschaft zählte und dem Ritterort Rhön-Werra einverleibt war. Dieses sein Geschlecht muß von den mächtigen Dynasten dieses Namens wohl unterschieden werden (vgl. den vorherg. Art.). Die ritterbürtigen Grumbache erscheinen urkundlich noch in der letzten Zeit der gleichnamigen Dynasten und sind nach deren Aussterben in den Besitz mehrerer ihrer Güter gelangt, die nördlich von Würzburg lagen. Ursprünglich eine Abzweigung der sogen. aus der Wetterau eingewanderten Herren von Wolfskehl, mit welchen ihnen auch das Wappen gemeinsam ist, haben sie sich im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts in den Reihen des niederen Adels des Würzburger Hochstiftes, dessen Lehensmänner sie waren, mit Erfolg geltend zu machen verstanden: zwei Würzburger Bischöfe sind in dem genannten Zeitraume aus den Reihen des Gesammtgeschlechtes hervorgegangen. Sie selbst zerfielen wieder in zwei Hauptlinien, die ältere mit dem Sitze zu Burggrumbach, die jüngere zu Rimpar, einem von Würzburg eine Meile entfernten Orte. Der jüngeren Linie gehört der durch seine Bestrebungen und sein Schicksal berühmte Wilhelm v. G. an. Sein Vater war Konrad v. G. auf Rimpar, seine Mutter eine von Schweigern (im würtembergischen Franken). Seine Jugend hat er, nach der Sitte der Zeit und seines Standes, auswärts zugebracht; zufolge glaubwürdiger Ueberlieferung zuerst am Hofe des Fürstbischofs von Würzburg, Lorenz v. Bibra, und weiterhin, was noch gewisser ist, am Hofe der Markgrafen Casimir und Georg von Ansbach-Baireuth, welch letzterer nach dem im J. 1527 erfolgten Tode seines Bruders zugleich über seinen, im J. 1522 geborenen Neffen Albrecht Alcibiades die Vormundschaft führte. In diesem Verhältnisse hat G. Beziehungen angeknüpft, die im Verlaufe der Jahre für die Gestaltung seines Lebensganges wie wenige andere entscheidend geworden sind. Im J. 1523 hat er sich mit Anna v. Hutten verheirathet, bei welcher Gelegenheit ihm sein Vater, der erst wenige Jahre

später starb, seine Güter, deren Mittelpunkt Rimpar bildete, abgetreten hat. Im bald darauf ausbrechenden Bauernkrieg wird Grumbach's Name wieder genannt; er zog mit gegen die Bauern und stieß in der Nähe von Rothenburg a. d. T. mit dem sogen. „schwarzen Haufen" der Aufständischen zusammen, wobei u. a. auch der bekannte Anführer desselben, Florian Geyer, der eine Schwester Grumbach's zur Frau hatte, umgekommen ist. Die Sage, daß G. diesen seinen Schwager mit eigener Hand erlegt oder ihn hinterlistig habe ermorden lassen, ist eine Erfindung seiner Gegner und einer späteren Zeit. Von da ab tritt G. wieder eine Zeit lang mehr in das Dunkel zurück. Doch erfahren wir so viel, daß er schon jetzt sich wenig Ruhe gegönnt hat und daß ein und der andere Zug seines außergewöhnlichen und aber auch verhängnißvollen Charakters bereits deutlich hervorzutreten anfing. Kein Zweifel, mit wahrhaft seltenen Gaben des Verstandes und des Scharfsinnes, mit einem Thätigkeitsdrang, der das Unglaublichste zu leisten vermochte, und einer Elasticität ohne Gleichen ausgerüstet, strebte er früh über die engen Grenzen seiner angeborenen engen Stellung hinaus und fühlte er sich versucht, zu den öffentlichen Verhältnissen und dem Gange der großen Verwicklungen je nach Gelegenheit eine Stellung zu nehmen, welche den schlechtverhehlten Wünschen seines Ehrgeizes und seiner Begierde nach Macht und Besitz vielleicht Befriedigung bringen könnte. Seine väterlichen Güter waren nicht von dem Umfange und der Bedeutung, daß sie einer derartigen Stimmung irgendwie zu genügen vermocht hätten. Sie waren überdieß zum größten Theile Lehengüter des Hochstiftes Würzburg und versetzten ihn demnach zu diesem von Haus aus in ein Verhältniß, das Dank seiner rechthaberischen und berechnenden Natur und dem unzulänglich geordneten Zustande des Stiftes schon jetzt zu Mißverständnissen und Reibungen zwischen ihnen geführt hat, die den Anfang des schweren Conflikts bilden, der im Laufe der Zeit in wachsendem Umfange den Vasallen und das Hochstift als unversöhnliche Feinde einander gegenüber gestellt hat. Aus diesen Gründen aber erklärt es sich, wenn wir seit 1538 G., noch ehe Albrecht Alcibiades großjährig ward, als Amtmann (zu Cadolzburg) in markgräflichen Diensten finden, und wenn wir weiterhin wahrnehmen, daß G. dem jungen Markgrafen bei der Theilung der fränkisch-zollerischen Lande mit dessen Oheimen, als Berather zur Seite gestanden hat. In diesen Jahren ist der Bund zwischen dem älteren, ehrgeizigen und selbstsüchtigen Bestrebungen huldigenden Ritter und dem jungen, zur Ungebundenheit neigenden und beutelustigen Fürsten geschlossen worden, der dann schwere Proben bestanden hat, aber zugleich für beide so verderblich geworden ist. Was G. anlangt, so besteht gleichwol kein Zweifel, daß die Verfolgung seiner eigenen Vortheile ihm noch höher stand als die Anhänglichkeit an das markgräfliche Haus. Im Frühjahr 1540 hatte er Albrecht Alcibiades an den Hof Kaiser Karls V. nach Gent begleitet und bei dieser Gelegenheit in nachhaltiger Weise die Aufmerksamkeit des Kaisers auf seine Person gelenkt. Aber schon im Juni desselben Jahres war er eiligst nach Würzburg zurückgekehrt, wohin ihn der inzwischen eingetretene Tod des Fürstbischofs Konrad von Thüngen rief. War er zu diesem aus schon angedeuteten Gründen in gespannten Beziehungen gestanden, so lag ihm jetzt alles daran, daß derselbe einen ihm holder gesinnten Nachfolger erhielt. Und in der That war es mit ein Werk seiner Bemühungen, daß der eifrigste Bewerber, der Domdechant Melchior v. Zobel, um seine Hoffnungen getäuscht und ihm der Domherr Konrad v. Bibra, mit welchem G. verwandt und befreundet war, vorgezogen wurde. Dieser sein Erfolg hat sich freilich später bitter gegen ihn gewendet, für den Augenblick aber ihm die ersehnten Früchte getragen. Konrad IV. von Bibra war ein wohlwollender, jedoch schwacher Charakter, der es G. leicht machte, ihn zu beherr-

schen und seine Gunst nach Kräften auszubeuten, wie mißmuthig das Domcapitel dem allen auch zusehen mochte. G. wurde zum Hofmarschall und zum Amtmann zweier der einträglichsten Aemter des Hochstiftes ernannt, seine alten Irrungen mit diesem in Betreff des Umfanges seiner stiftischen Lehen in seinem Sinne entschieden, ein Theil der Mannslehen in Weiberlehen umgewandelt und ihm überdieß noch andere kostbare Gnadenbezeigungen gewährt. Einem sich darbietenden Vortheil aus dem Wege zu gehen, war nun einmal nicht seine Art; er war aber zugleich nicht frei von der gefährlichen Neigung, solche auch mit zweifelhaften Künsten herbeiführen zu helfen. So ließ er sich in dieser Zeit mit dem Grafen Wilhelm von Henneberg und fernerhin mit bibraischen Geschlechtsverwandten in Händel ein, deren beabsichtigte Früchte er freilich nicht gepflückt hat, die jedoch auf seinen Rechtssinn kein günstiges Licht werfen. Nun starb aber Fürstbischof Konrad IV. schon im vierten Jahre nach seiner Erhebung, und dieses Ereigniß stellte plötzlich alle gewonnenen Vortheile Grumbach's in Frage. Der Nachfolger Konrads war der Dombechant Melchior v. Zobel, von dem er sich wenig Gutes zu versehen hatte und der im Einklange mit dem Domcapitel in der That mehrere der ihm von seinem Vorgänger erwiesenen Begünstigungen widerrief. Schon richtete G., der diesen Wechsel der Dinge zwar nicht ändern konnte, aber sich ihm nur unwillig fügte, sein Auge nach auswärts: aber erst das Jahr darauf legte er sein Amt als würzburgischer Hofmarschall nieder, ohne darum den fürstbischöflichen Dienst gänzlich aufzugeben; äußerlich schieden sie beide, der grollende Bischof und der gekränkte Ritter, sogar als leidliche Freunde. Immerhin verstand es sich wie von selbst, daß sich G., nach einigem Ueberlegen, jetzt wieder zu dem Markgrafen Albrecht Alcibiades wendete. Auch in der Zwischenzeit hatte er ja zu diesem fortgesetzt lebhafte Beziehungen unterhalten. Kaiser Karl V. rüstete eben zum Kriege gegen die schmalkaldischen Bundesverwandten, und der Markgraf trat in seine Dienste, um unter ihm gegen seine Glaubensgenossen zu kämpfen. Albrecht und G. hatten u. a. auch diese Eigenschaft mit einander gemeinsam, daß ihnen die Frage des Bekenntnisses, die damals die Welt bewegte, etwas völlig gleichgültiges war und für sie höchstens die Bedeutung eines Mittels zu irgend einem Zwecke weit abgelegener Art hatte. G., geborener Katholik, hat später, um Karl V. zu gefallen, sich dem Interim unterworfen, und noch später, seiner Umgebung zu gefallen, sich als Anhänger der augsburgischen Confession benommen, ohne allerdings kaum zu verbergen, daß er sich dabei Zwang anthue. Es ist daher ein offenbarer Irrthum, wenn man in neuerer Zeit glauben machen wollte, daß von dieser Seite jemals eine ernsthafte protestantische oder nationale Action hätte ausgehen können. Genug, auch G. übernahm jetzt im Bunde mit Albrecht für den Kaiser die Werbung von Truppen und führte sie ihm im Lager von Ingolstadt zu. Nach der erfolgreichen Beendigung des Krieges ist G., wie sein Herr, nicht ohne Belohnung von Seiten Karls V. geblieben, ohne jedoch derselben seiner Aussage nach froh zu werden. In dieser Zeit gewann es den Anschein, als sollte sich sein gestörtes Verhältniß zu dem Hochstifte Würzburg wieder ebnen. Wenigstens hat G. später wiederholt behauptet, daß er in der erwähnten kriegerischen Verwickelung dem Hochstift Würzburg auf Ansuchen Melchiors v. Zobel mehrfache gute Dienste geleistet habe. Aber wider Erwarten verschärfte sich statt dessen gerade jetzt der bereits vorhandene Gegensatz. Nämlich auf dem Augsburger Reichstage des J. 1547 trat die fränkische Reichsritterschaft bei dem Kaiser mit verschiedenen Forderungen auf, die den Zweck hatten, sie in ihrer Stellung gegenüber den Landesherren möglichst selbständig zu machen. Diese Forderungen, die glaubwürdiger Ueberlieferung zufolge in erster Linie von G. formulirt und betrieben worden waren, stießen aber von Seiten der betheiligten Fürsten, namentlich Mel-

chiors v. Zobel, auf nachdrücklichen Widerspruch und der Kaiser ließ sie daher auf sich beruhen. G. aber hatte immerhin einen Gedanken ausgesprochen, den er darum nicht fallen ließ, sondern auf welchen er in den verschiedenen Lagen seines Lebens zurückkam und den er noch in der letzten und kühnsten Epoche seiner Bestrebungen, wenn auch vergeblich, ausgespielt hat. Für die Beziehungen Grumbach's zu dem Würzburger Hofe war indeß dieser Vorgang schon jetzt von Folgen. Er schied nun förmlich aus dem würzburgischen Dienst, machte zugleich Anstalten, sein vassallitisches Verhältniß zu demselben zu lösen und die bez. Lehngüter an seinen Sohn übertragen zu lassen, ohne daß jedoch dieses Geschäft den fortschreitenden Ereignissen gegenüber rechtzeitig zum Abschlusse kam. Um so eifriger schließt er sich nun an Albrecht Alcibiades an, hat aber zugleich überall Auge und Ohr. Er begleitete (nach Pfingsten 1548) den Fürsten zuerst zu dessen Oheim, dem Herzog Albrecht von Preußen, wirbt dann im Namen seines Herrn, aber auch im mittelbaren Auftrage des Kaisers Truppen für den beabsichtigten Krieg gegen England (Winter 1550), und spätestens im J. 1551 tritt er als Statthalter in die oberste Regierungsbehörde des Markgrafen ein. Und gleich darauf vollzieht sich jene folgenschwere Wendung in der öffentlichen Parteistellung seines Fürsten, die diesen in dem bevorstehenden Kriege des Kurfürsten Moritz von Sachsen und seiner Verbündeten gegen Karl V. zum Parteigänger des protestantischen Fürstenbundes gemacht hat. G. hat später versichert, er habe seinem Herrn von diesem Schritt, freilich ohne Erfolg, abzurathen versucht, wie er auch während des Krieges selbst sich ausschließlich der Verwaltung seines Statthalteramtes zu Culmbach gewidmet habe. Gewiß ist, daß man in Würzburg angesichts der drohenden Rüstungen Albrechts unruhig wurde, und nicht minder gewiß, daß dieser mit dem Vorbehalte, sich an den Anhängern des Kaisers schadlos halten zu dürfen, auf die Seite der Gegner desselben getreten ist. Gegenüber dem, was dann im Verlaufe des Krieges geschehen, ist die Frage von Wichtigkeit, ob jetzt zwischen dem Bischof von Würzburg und dem Markgrafen ein förmlicher Vertrag des Inhalts abgeschlossen worden ist, daß ihre wechselseitigen Lehensleute, ihren Lehensverhältnissen unbeschadet, in dem Dienste des einen oder des anderen sollten verbleiben dürfen. G. hat das später standhaft behauptet, freilich ohne den vollgültigen Beweis dafür erbringen zu können, während man von würzburgischer Seite höchstens so viel zugab, daß vielleicht dahin zielende Besprechungen gepflogen, aber sicher keine förmliche und bindende Vereinbarung getroffen worden sei. Nach gegenwärtiger Lage der Acten erscheint die letztere Behauptung als die glaubwürdigere. Inzwischen hatte der Krieg der verbündeten Fürsten gegen den Kaiser begonnen; ihre Truppen rückten durch die fränkischen Bisthümer in das südliche Deutschland vor. Als aber dann zu Linz ein Waffenstillstand geschlossen wurde, auf dessen Grundlage zu Passau ein Friede verhandelt werden sollte, fügte sich Albrecht dem nicht, sondern beschloß, auf eigene Hand den Krieg fortzusetzen und sich zunächst an den Hochstiftern von Würzburg und Bamberg und der Reichsstadt Nürnberg zu erholen. G. hat später wiederum versichert, er habe alles aufgeboten, um seinen Herrn von diesen seinem Entschlusse abzuhalten. Gewiß ist nur, daß G. bei dem Markgrafen im Lager war, als dieser den Angriff gegen Nürnberg eröffnete, und daß er hier den Vertrag vermittelte, durch welchen sich das Hochstift Würzburg Schonung von Albrecht erkaufte, wie sich Nürnberg und Bamberg sie hatten erkaufen müssen. Die Bedingungen, die sich Würzburg gefallen lassen mußte, waren angesichts der offenbaren Rechtlosigkeit des angedrohten Ueberfalles immerhin hart genug; allerdings ließ sich nicht läugnen, daß, wenn der Markgraf den Einbruch in das Hochstift Würzburg ausgeführt hätte, es diesem noch über allen Vergleich theurer zu stehen gekommen wäre.

Nicht minder war der Preis, den sich G. für seine Vermittelung zahlen ließ, hinlänglich hoch: er erhielt vertragsmäßig das ehemalige Frauenkloster Maidbronn und noch sechs Dörfer und Höfe, die wie dieses in der Nähe seines Stammsitzes Rimpar lagen, als Eigenthum überwiesen, überdieß wurden seine bisherigen Stiftslehen in freies Eigenthum umgewandelt, und der Vertrag sofort vollzogen. G. hatte Grund, mit diesem Geschäfte zufrieden zu sein, ob er nun den Gewaltschritten seines Herrn ursprünglich zugestimmt hatte oder nicht. Er war nun plötzlich aus einem mäßig begüterten, auf fremde Dienste angewiesenen Lehensmann ein unabhängiger und vergleichungsweise reicher Edelherr geworden, der sich den meisten anderen in Franken getrost an die Seite stellen durfte. Aber diese Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Schon bei der Ausführung der Vergleichsartikel hatten sich zwischen Melchior v. Zobel und G. Meinungsverschiedenheiten eingestellt, und der Markgraf war, um den Ansprüchen seines Günstlings wirksamen Nachdruck zu geben, in das Hochstift eingerückt. G. selbst war inzwischen nach Passau gegangen, um bei den eröffneten Verhandlungen die Forderungen seines Herrn zu vertreten. Diese waren aber ungewöhnlich hochgespannt. Albrecht verlangte die Legitimirung seiner, den drei fränkischen Ständen abgedrungenen Verträge, von welchen der mit Würzburg abgeschlossene, für ihn so vortheilhafte Vergleich Grumbach's füglich nicht zu trennen war. Jene Forderungen erhielten aber die gewünschte Genehmigung nicht, und so wurde zuletzt der Passauer Vertrag abgeschlossen, ohne daß der Markgraf in denselben aufgenommen wurde. Dieser hatte in der Zwischenzeit seinen Raubzug in die rheinischen Stifter hinein fortgesetzt, während G. von Passau wieder nach Franken zurückging. Und hier erreichte ihn nun die unwillkommene Nachricht, daß der Kaiser kraft seiner Machtvollkommenheit die in Rede stehenden Verträge des Markgrafen mit den drei fränkischen Ständen für null und nichtig erklärt und diesen verboten habe, sie zu erfüllen. Dieser Schlag, der zunächst auf den Markgrafen geführt wurde, traf in seinen Folgen auch G. Der Fürstbischof von Würzburg setzte ihn sofort von der kaiserlichen Cassation der Verträge in Kenntniß und forderte ihn auf, die ihm als Preis seiner Vermittlerrolle abgetretenen Güter, wie die Vertragsurkunde selbst zurückzustellen. Der Bischof behandelte den mit G. geschlossenen Vergleich als ein bloßes Anhängsel des mit dem Markgrafen geschlossenen Vertrages, was, streng genommen, freilich nicht nöthig war, und vergaß, daß G. seiner Zeit durch seine, wenn auch gegen einen nicht geringfügigen Preis gebotene Vermittelung das Hochstift Würzburg von einer großen Drangsal befreit hatte, weil er ihn offenbar als den eigentlichen Urheber derselben betrachtete. G. suchte durch Ausflüchte zwar anfangs Zeit zu gewinnen. Da aber sein Herr ihm zunächst keinen Schutz gewähren konnte und zugleich verlautete, daß der Kaiser mit einem Heere von Kärnthen her im Anzuge begriffen sei, so gab er allen Widerstand auf und erfüllte die Forderung des Bischofs. Zugleich mußte er wieder Lehensmann des Hochstifts werden, weil jene Vereinbarung, nach welcher seine Lehengüter in Eigengüter umgewandelt worden waren, mit dem Vertrage überhaupt als gefallen erachtet wurde. So sah sich G. plötzlich von der kaum erklommenen Höhe wieder herabgestürzt: von allen durch den Vertrag erworbenen Vortheilen blieb ihm so gut als nichts in der Hand. Kaum aber hatte G. diese Demüthigung widerwillig genug über sich ergehen lassen müssen, so trat unerwartet ein gänzlicher Umschlag in der Lage der Dinge ein. Albrecht Alcibiades war vom Rheine weg plündernd nach Lothringen gezogen, in der Absicht, in französischen Diensten sein Glück zu versuchen. Zur gleichen Zeit zog auch der Kaiser des Weges daher, um zur Belagerung des von den Franzosen besetzten Metz zu schreiten. Die Umstände brachten es mit sich, daß es Karl V. augenblicklich

wünschenswerth erschien, den Markgrafen mit seinen Schaaren für sich zu gewinnen. Der Preis, den er für diesen mehr als zweifelhaften Handel bot, war, daß er die kurz zuvor cassirten Verträge des Markgrafen mit den drei fränkischen Ständen wieder für rechtsgültig erklärte. Mit dieser unerwarteten Wendung hängt nun das fernere Schicksal Grumbach's aufs engste zusammen. Der Markgraf ließ durch seine Statthalter, zu welchen auch G. gehörte, an die fränkischen Bischöfe sofort das Ansinnen stellen, sich dem jüngsten Befehle des Kaisers gemäß zu halten, und gab Anweisungen, gegen die Widerstrebenden mit Zwangsmaßregeln vorzugehen. Die Bischöfe hatten sogleich an das Kammergericht Berufung eingelegt, und dieses den Markgrafen auf den Weg Rechtens verwiesen. Dieser war aber fest entschlossen, seine Ansprüche so oder so zur Geltung zu bringen und rüstete zur Anwendung der Gewalt. Auch die bedrohten drei fränkischen Stände schlossen sich zum Zwecke der Abwehr enger zusammen und erweiterten ihren Bund, in welchen der Reihe nach der Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig, der römische König Ferdinand und zuletzt sogar der Kurfürst Moritz von Sachsen eintraten. G. scheint allerdings zunächst für eine friedliche Beilegung der Verwickelung gearbeitet zu haben; schon das richtige Verständniß seines eigenen Vortheiles mußte ihn dieses wünschen lassen: gleichwol kann nicht geläugnet werden, daß es schwierig ist, jedesmal seine wahren Absichten zu durchschauen, weil er es im eminenten Grade liebte, stets mehrere Pfeile in seinem Köcher zu haben. Er hatte den Markgrafen nach Heidelberg begleitet, wo eine friedliche Schlichtung der Streitfrage, freilich vergeblich, versucht wurde. Noch ehe jene Unterhandlungen abgebrochen worden waren, hatte er eine Reise nach dem nördlichen Deutschland, ins Braunschweigische, angetreten, um für die Sache seines Herrn zu agitiren, und aber auch Truppen zu werben; als er nach Franken zurückkam, war der Krieg des Markgrafen wider seine Gegner bereits ausgebrochen, und G. befand sich an der Seite seines Herrn, als dieser Bamberg einnahm. Von hier eilte er zum zweiten Male in die braunschweigischen Lande, um Reiter und Knechte zu werben, — ein Geschäft, auf das er nach Allem sich in besonders hohem Grade verstanden hat. Wenn wir nicht die Beschwerden, die später von Herzog Heinrich gegen ihn geltend gemacht, sämmtlich für bloße Erfindung halten wollen — was doch wol ebenso wenig angeht, als allen Behauptungen Grumbach's keinen Glauben zu schenken — so scheint G. in dem Gebiete desselben nicht gar sanft aufgetreten zu sein. Schon erschien aber der Markgraf mit seinen zuchtlosen Schaaren selbst, um den Krieg nach Niederdeutschland zu spielen. Hier zwei Mal geschlagen, eilte er wieder nach Franken zurück, wo inzwischen seine Feinde seine Erblande eingenommen hatten. Und endlich ermannte sich nebst dem Kaiser auch das Kammergericht, und beide erklärten Albrecht als Landfriedensbrecher in die Acht. Auch in Franken unterliegend, war für diesen somit des Bleibens in Deutschland nicht mehr; er wandte sich wieder nach Frankreich, dort Dienste zu nehmen (Juni 1554). Für G. war die Aechtung seines Herrn gleichwohl kein Grund, sich von ihm zu trennen; er spannte vielmehr alle seine Kräfte an, die über demselben schwebende Vernichtung abzuwenden, da bei der Stimmung der Gegner die Folgerung nahe lag, daß, im gegentheiligen Falle, sein eigenes Verderben kaum zu vermeiden sein würde. Bereits war ein empfindlicher Schlag auf ihn geführt worden. Während er sich das zweite Mal im Braunschweigischen herumgetrieben, hatte der Bischof von Würzburg (im Juli 1553) zugleich im Namen seiner Verbündeten, sämmtliche Besitzungen Grumbach's besetzen lassen und sie unter seine und des Herzogs Heinrich von Braunschweig Verwaltung gestellt. Als Grund dieses Verfahrens, an welches sich nun alle weiteren Verwickelungen anschließen, hatten sie Grumbach's Betheiligung am Landfriedens-

bruche des Markgrafen, der Bischof von Würzburg speciell die Thatsache, daß er, ohne seiner Lehenspflicht gegen das Stift erledigt zu sein, gegen dasselbe gedient, der Herzog von Braunschweig, daß ihm für die während des Krieges in seinem Lande von G. zugefügten argen Beschädigungen eine Schadloshaltung gebühre, angeführt. G. selbst war fest entschlossen, diesen Schlag, den er als einen widerrechtlichen Gewaltact betrachtete, rückgängig zu machen. Er erhob eine Klage beim Reichskammergericht auf Herausgabe seiner Güter und trat zugleich im März 1555 formell aus dem Dienste des Markgrafen, ohne aber thatsächlich nach wie vor seine Verbindung mit ihm aufzugeben. Die vereinigten fränkischen Stände, die sich vor Albrecht und G. noch immer fürchteten, leiteten nun ihrerseits einen Achtsproceß auch gegen diesen bei der erwähnten Instanz ein. Ein Spruch des Reichskammergerichts vom Sommer 1555 lautete indeß zu Gunsten Grumbach's, aber alle weiteren Einwürfe seiner Gegner waren dadurch nicht abgeschnitten und überdieß stand dieser Behörde keine genügende vollziehende Macht zur Seite. G. hatte sich inzwischen nach Coburg gewandt, von da ging er in das nördliche Deutschland an den Hof des Kurfürsten von Brandenburg, der ihn in die Reihe seiner Diener aufnahm. Zugleich appellirte er in einer gedruckten „Klagschrift" gegen seine Feinde an die öffentliche Meinung und unterließ überhaupt keine Maßregel, sich Freunde zu machen, an denen es ihm in der That nicht fehlte. Versuche, die brennende Streitfrage gütlich beizulegen, sogar auf einem Reichstage gemacht, liefen ohnedem fortgesetzt nebenher. G. suchte aber vor allem einen neuen Gönner und Beschützer zu gewinnen. Albrecht Alcibiades, der ihm ohnedem schwerlich mehr hätte etwas nützen können, starb am 8. Januar 1557 und bereits einige Monate darauf hatte G. einen Ersatzmann für ihn gefunden, den er ohne Zweifel schon seit längerer Zeit für diesen Fall ins Auge gefaßt hatte, nämlich den Herzog Johann Friedrich den Mittleren von Sachsen, den älteren Sohn des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der an seinen Vetter Moritz seiner Zeit den Kurhut und einen Theil seiner Erblande verloren und dem G. eben deswegen gleich nach seinem Scheiden von Würzburg sehr gern sich genähert hätte. Der Herzog selbst, von Natur beschränkt, lebte vollständig in dem ihm naheliegenden Gedanken, die verlorene Machtstellung seines Hauses zurückzugewinnen, war aber zugleich gänzlich darüber im Unklaren, daß dieser sein Wunsch ohne eine vollständige Umwälzung der gegebenen Machtverhältnisse in Europa nicht zu verwirklichen und daß eine solche leichter zu wünschen als herzustellen sei. Immerhin, in dieser seiner Stimmung war er dem Verlangen eines Mannes, wie G., in seine Dienste aufgenommen zu werden, leicht zugänglich; nicht blos ihn als „Rath", sondern auch Wilhelm v. Stein und noch mehrere andere Genossen und Diener des verstorbenen Markgrafen, die nun herrenlos geworden waren, nahm er bei sich auf. G. hätte es nicht schwer sein können, bei dem Kurfürsten von der Pfalz, dessen Diener er dem Namen nach schon seit einiger Zeit war, unterzukommen, er scheint aber den weimarischen Hof jedem anderen grundsätzlich vorgezogen zu haben. Es dauerte in der That nicht lange, so gewann er den fast ausschließlichen Einfluß auf den Herzog, den er bei seiner schon angedeuteten schwachen Seite zu packen wußte und durch die Möglichkeit der Rache an der albertinischen Linie, die er ihm eröffnete, ganz in seine Gewalt lockte. Es ist jedoch kein Zweifel gestattet, daß G. die Macht, die er über den [illegible]sten gewonnen und den Schutz, den ihm dieser gewährte, hauptsächlich dazu gebrauchen wollte, sich den fränkischen Ständen gegenüber wieder zu seinem behaupteten Rechte zu verhelfen. An Freunden fehlte es ihm, wie wir wissen, auch sonst nicht, aber er konnte sich nicht verhehlen, daß er es mit Gegnern zu thun hatte, die im guten nicht leicht nachgeben würden. G. selbst hatte kein besonders starkes Vertrauen,

ich will nicht sagen auf sein Recht, aber auf die Hoffnung, zu demselben zu gelangen, und daher befreundete er sich schon zur Zeit, als er eben erst in den sächsischen Dienst (1557) trat, mit einem Plan der Selbsthülfe, wozu er, der Ueberlieferung seines Standes getreu, von Haus eine nur zu unwiderstehliche Neigung, die sich mit der entsprechenden Verwegenheit paarte, in sich trug. Es handelte sich dabei um den Anschlag, sich der Person des Fürstbischofs von Würzburg, Melchior v. Zobel, mit Gewalt zu bemächtigen und das Stift so zur Herausgabe seiner confiscirten Güter und zur Befriedigung aller seiner Ansprüche zu zwingen. Dieser Plan gelangte jedoch aus zufälliger Unentschlossenheit der dafür ausersehenen Werkzeuge für dieses Mal nicht zur Ausführung; doch behielt es sich G. vor, bei nächster Gelegenheit darauf zurückzukommen. So bildete sich schon in dieser Zeit eine Grumbach'sche Frage, bekannt unter dem Namen der „Grumbachischen Händel", die von Freund und Feind lebhaft verhandelt wurde, und an die sich schon jetzt die sonderbarsten Befürchtungen knüpften. Auch die officiellen Gewalten und Instanzen des Reiches, wie z. B. der Frankfurter Kurfürstentag im Frühjahre 1558, hätten den Streit am liebsten vermittelt und selbst Kaiser Ferdinand that bei den fränkischen Einungsverwandten in diesem Sinne Schritte, schon um gegenüber der prekären allgemeinen Lage jene unbequeme Frage aus der Welt zu schaffen. Aber diese und andere Versuche scheiterten immer wieder an dem Widerstande der fränkischen Bischöfe oder des Herzogs von Braunschweig; und insofern trifft sie allerdings unzweifelhaft mit die Verantwortlichkeit für die kommenden Verwickelungen. Freilich ist auch das Benehmen Grumbach's der Art, daß man, wie sonderbar das erscheinen mag, oft zweifelhaft bleibt, ob er eine gewaltsame Lösung einer gütlichen nicht vorgezogen hätte. Des Herzogs von Sachsen und seines Schutzes, war er, obwol dieser bereits wiederholt ernstlich gewarnt worden war, nach wie vor sicher; klug und verschlagen von Haus aus, hatte er auch sonst seine Stellung gesteigert. Noch im Frühjahr 1558 war er gegen eine bestimmte Pension als Oberst in französische Dienste getreten, mit der Verpflichtung, eventuell dem König eine bestimmte Truppenmacht zuzuführen. Dieses Verhältniß war allerdings kein einzeln stehendes, aber G. hat es sein ganzes noch übriges Leben hindurch in leicht erkennbarer Berechnung festgehalten und einen wirksamen Hebel seiner sich immer kühner gestaltenden Pläne daraus zu machen verstanden. Zu derselben Zeit erneuerte er den Versuch, sich des Bischofs von Würzburg mit Gewalt zu bemächtigen; der zweite Versuch mißglückte allerdings wie der erste, dagegen der dritte (am 15. April 1554), endigte zwar nicht mit der Wegführung, wohl aber mit der Tödtung Melchiors v. Zobel. G. hat bei dem Attentat nicht persönlich mitgewirkt, sondern seinen Spießgesellen, die er schon seit langer Zeit zu seiner Verfügung hatte, die Ausführung übertragen, jedoch die vorbereitenden Anordnungen selbst getroffen. Es braucht nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß dieses Ereigniß überall im Reiche und darüber hinaus ungeheures Aufsehen machte und daß von vielen Seiten her G. als der eigentliche Anstifter der Ermordung des Bischofs bezeichnet wurde. Er selbst freilich verwahrte sich auf das nachdrücklichste gegen diese Unterstellung: ihm sei es nur um den lebenden Bischof zu thun gewesen, nur dieser habe, wenn er in seine Hände fiel, ihm etwas nützen können; mit dem todten sei ihm nichts gedient. Es war also nach seiner Aussage ein, ursprünglich nicht in Berechnung gezogener, unglücklicher Zufall, der jene Katastrophe herbeigeführt hat. Man kann das zugeben, aber schwerlich in Abrede stellen, daß ein solcher Zufall von vornherein als eine Möglichkeit hätte erwogen werden müssen, zumal wenn man die Werkzeuge ins Auge faßt, die G. mit der Ausführung des Attentates betraut, darunter jener Christoph Kretzer, der ein persönlicher Feind des Bischofs war, von

dem wahrscheinlich der tödtliche Schuß gegen ihn ausgegangen ist, und mit dem G. seit einer Reihe von Jahren in den engsten Beziehungen gestanden hatte. Herzog Johann der Mittlere hat in diesem Vorgange keinen Grund gefunden, G. etwa seinen Schutz oder auch nur ihm einen Theil seines unbedingten Vertrauens zu entziehen. Gerade G. war es, der die Heirath des Herzogs mit Elisabeth, der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, einige Monate später — nicht unbelohnt — mit vermittelt hat. Später ging er nach Frankreich, um seinen bereits erwähnten Verpflichtungen als französischer Oberst nachzukommen und dem König mehrere Fähnlein Reiter zuzuführen. Als dann aber schon im Herbst Friede geschlossen wurde und er sich rüstete, nach Deutschland zurückzukehren, verbreiteten sich Gerüchte verschiedener Art, die aber alle den Inhalt hatten, daß er vorhabe, seine und seiner Freunde wieder frei gewordenen Truppen gegen seine Widersacher im Reiche zu gebrauchen. Der Nachfolger Melchiors v. Zobel in Würzburg, Friedrich v. Wirsberg, hielt allerdings den von seinem Vorgänger und dem Domcapitel G. gegenüber eingenommenen Standpunkt unerschütterlich fest. Um so mehr Beifall fanden die Versuche, die nun namentlich die rheinischen Kurfürsten machten, eine gütliche Beilegung der Streitfrage zu Stande zu bringen. Auf dem Reichstag zu Augsburg (Sommer 1559), wo auch G. mit seinen Freunden persönlich sich einstellte, schien es vorübergehend wirklich so weit kommen zu sollen; aber es fehlte in Wahrheit auf beiden Seiten, allerdings in erster Linie auf Seite seiner Gegner, an dem nöthigen guten Willen, und so blieb dem Kaiser zuletzt nichts übrig, als den ganzen Handel wieder auf den Weg Rechtens und an das Kammergericht zu verweisen. Dagegen wurde noch auf demselben Reichstage Grumbach's alter Vertrauter und Parteigänger, Christoph Kretzer, wegen seiner Theilnahme an der Tödtung Melchiors v. Zobel in die Acht erklärt. Seit dem Mißlingen dieses Sühneversuches wurde es allerdings immer wahrscheinlicher, daß die Grumbach'sche Frage irgendwo und irgendwie zu einer gewaltsamen Katastrophe führen würde. Man traute ihm nicht ohne Grund schon jetzt das äußerste zu und hielt ihn zugleich für den Mann, die Mittel für seine Zwecke aufzufinden und in Bewegung zu setzen. In der That, sein Auge reichte weit und sein Scharfblick war groß genug, die kühnsten Combinationen zu ersinnen. Schon jetzt hat er die lothringisch-dänische Verwickelung in den Kreis seiner Berechnungen gezogen und angefangen seinen beschränkten herzoglichen Beschützer durch die stärksten Reizmittel vollends zu umgarnen. Zu gleicher Zeit betrieb er lebhaft den Plan, gegen Würzburg einen förmlichen Kriegszug in Scene zu setzen, um so zu seinem Rechte zu gelangen. Freilich galt es zu diesem und auch noch jenen anderen, den Herzog betreffenden Entwürfen, die nöthigen Geldmittel aufzubringen, und da ist es denn im höchsten Grade merkwürdig, welche Wege hierzu eingeschlagen wurden. Am bezeichnendsten ist, wie G. sich anstrengt, eine Springwurzel aufzutreiben, auf Schatzgräberei verfällt, endlich sich mit einem Visionär, einem Bauernjungen aus der Nähe von Gotha, dem sogen. Engelseher verbindet, der dem verblendeten Herzoge immer wieder neue Aussicht auf große Schätze und auf die Verwirklichung seiner krankhaft-ehrgeizigen Wünsche eröffnete. Die wahre Stellung Grumbach's zu diesen Dingen, namentlich zu den Jahre hindurch fortgesetzten Visionen des Engelsehers ist mit Sicherheit schwer zu bestimmen. Anzunehmen, wie man wohl gethan hat, daß G. den Knaben wissentlich verwendet habe, den Herzog zu täuschen und so immer abhängiger von sich zu machen, wäre der leichteste Ausweg, ist aber doch nicht gestattet; war G. in diesem Falle ein Betrüger, so war er ohne Zweifel zugleich betrogen, und hat zwar sich selbst betrogen; man weiß ja, was jene Zeit im Punkte des Aberglaubens zu leisten vermochte, und daß Männer, die sonst zu den gescheidtesten und hellsten Köpfen zählten, in

dieser Sache oft auf gleicher Linie mit den unwissendsten und bildungslosesten Zeitgenossen sich bewegten. Und doch können wir uns wenigstens in der letzten Zeit, in der Grumbach's Lage eine verzweifelte wird, des Eindruckes nicht erwehren, daß diese Visionen mit einem so unverkennbaren Raffinement betrieben wurden, daß man sie von Planmäßigkeit kaum ganz freisprechen kann. So sieht man sich freilich einem schwer lösbaren Widerspruche gegenüber gestellt, aber vielleicht doch nur einem von der Art, wie sie bei einer Natur, wie die Grumbach's war, wohl vorkommen können. G. hatte im J. 1562 sammt den Seinigen seinen Aufenthalt auf Hellingen genommen, einem Schlosse bei Coburg, das er käuflich an sich gebracht hatte. Seine Gedanken bewegten sich fortgesetzt in allen erdenkbaren Richtungen, kamen aber zuletzt immer wieder auf den Plan eines unmittelbaren Angriffs auf Würzburg zurück. Eine Zeit lang hatte er in der Furcht geschwebt, es könne, wie über Kretzer, die Acht auch über ihn ausgesprochen werden, und sich aus diesem Grunde mit rachesüchtigen Gedanken gegen den Kaiser und das Haus Oesterreich selbst getragen; als aber diese Gefahr vorüberging und die sich immer wiederholenden Vermittelungsversuche nach wie vor erfolglos blieben, schritt er zur Ausführung jenes mehr als verwegenen Planes. Die Engel befürworteten ihn, der Herzog war damit einverstanden, alle seine Genossen und Helfershelfer harrten schon längst auf das Zeichen, und die unglaublich verwahrlosten Zustände im Hochstift und der Stadt Würzburg luden zu solch' einem Unternehmen von selber ein. Hier hatte man etwas der Art längst befürchtet, und doch ließ man sich, als es Ernst wurde, überraschen. G. hat, des Außerordentlichen seines Beginnens sich wohl bewußt, angeblich schon ca. 14 Tage vor der Ausführung desselben, in seinem und seiner Genossen Namen ein Rechtfertigungsschreiben an seine Freunde und überhaupt an alle von Adel und der Ritterschaft ausgehen lassen, worin er u. a. das Recht der Selbsthülfe als ihm in diesem Falle unzweifelhaft zukommend erklärt und mit besonderem Nachdruck, aber freilich nicht überall frei von Sophistik die grundsätzliche Seite seiner Beschwerde hervorhebt. Bekanntlich ist das Unternehmen zunächst vollständig gelungen: die Stadt wurde durch Ueberrumpelung genommen (4. October 1563). Der Fürstbischof war abwesend; so hielt sich G. an das Domcapitel und zwang dieses, einen Vertrag (am 7. October) zu unterzeichnen, der alle seine Ansprüche und Forderungen legitimirte, ihn in seine entzogenen Besitzungen wieder einsetzte und zugleich Auswirkung der Straflosigkeit von Kaiser und Reich zusicherte. Tags darauf zog G. mit seinen Schaaren wieder ab und kehrte zu den Seinigen nach Schloß Hellingen zurück. Der Bischof von Würzburg, der gleich darauf in seine Residenz zurückkehrte, bestätigte in der That den abgedrungenen Vertrag, da die Domherren erklärten, daß sie ihre adeliche Ehre und Treue für dessen Vollziehung hätten einsetzen müssen. Und in der That ist G. jetzt in den Besitz seiner Güter gelangt und sein Sohn bis in das J. 1566 hinein in demselben verblieben. Er war daher über den Ausgang seines Unternehmens lebhaft befriedigt, und meinte in einem Briefe an seinen herzoglichen Gönner, die Schwierigkeiten seien dabei doch so groß gewesen, daß er und seine Genossen für dieses Gelingen Niemandem denn Gott, die Ehre geben könnten! Aber diese Befriedigung hielt nicht lange Stand und zu verwundern ist es doch, wie ein sonst so scharfblickender Mann, wie G., sich in dem Wahne festrennen konnte, daß ein solcher Friedensbruch, wie der eben verübte, straflos bleiben werde. Die Kunde von dem Geschehenen durchlief, wie zu erwarten, möglichst rasch das Reich und gelangte, ehe eine Woche um war, an Kaiser Ferdinand nach Preßburg. Der Kaiser hatte, wie wir wissen, in der Streitfrage zwischen Würzburg und G. bisher keine entschiedene Stellung genommen, jedenfalls sie mehr vom Standpunkte der Opportunität als des noch dazu nicht ganz klaren

Rechtes behandelt. Nun aber, bei dieser Nachricht von der Vergewaltigung Würzburgs, raffte er sich plötzlich zu einem Entschlusse auf, erließ, da G. vermöge der Reichsgesetze bereits ipso facto in die Acht verfallen sei, den 13. Oct. ein Achtsexecutionsmandat gegen denselben und seine Genossen und erneuerte es am 6. November: die Cassation des Vertrages vom 7. October war dabei ausdrücklich ausgesprochen. Dieser Schritt des Kaisers ist nach Lage der Acten nicht, wie freilich schon G. behauptete, von Würzburg aus veranlaßt worden, aber allerdings hat man dort, zumal der Fürstbischof, nach kurzem Sträuben, sich auf diesen Standpunkt gestellt. G. aber erblickte in der Achtserklärung, die, formell betrachtet, vielleicht nicht ganz unanfechtbar war, und in der Nichtanerkennung des Vertrags ein neues Unrecht, und gab deutlich zu verstehen, daß er, falls ihm der Vertrag nicht gehalten würde, lieber Leib, Leben und Blut daran setzen, als noch länger in Armuth und Elend herumziehen wolle. So wie sich einerseits unter diesen Umständen sein nie sehr starkes Rechtsgefühl immer bedenklicher verwirrte, so traute man ihm andererseits das Aeußerste zu; der landsbergische Bund und die fränkischen Einungsverwandten gingen daran, sich auf Gegenwehr zu rüsten. Zugleich erließ der Kaiser an den Herzog Johann Friedrich den Mittleren selbst den gemessenen Befehl, G. und seinen Genossen seinen Schutz aufzukündigen; der Herzog war jedoch weit entfernt, diesem Befehle nachzukommen, fest entschlossen, G. nach wie vor zu beschützen, in dem Wahne, eben durch ihn noch zur Verwirklichung aller seiner Hoffnungen zu gelangen. Hiermit tritt die Grumbach'sche Frage in ein neues und wichtiges Stadium; und er selbst entwickelt von jetzt an die ihm innewohnenden Gaben der Agitation, der Intrigue, der scheinbaren Unerschöpflichkeit seiner geistigen Hülfsmittel, oder der verzweifeltsten Verwegenheit in seltener Virtuosität und zugleich auch unverständlicher Verblendung. Der Reichsdeputationstag zu Worms, der noch einmal Aussicht auf eine Beschwörung des nahenden Sturmes eröffnet hatte, trat zuletzt der kaiserlichen Achtserklärung bei und beschäftigte sich mit den Anstalten, sie zu vollziehen. Auf der anderen Seite hatte die fränkische Ritterschaft sich geregt und bei dem Kaiser eine freilich erfolglose Fürbitte für G. eingelegt. G. selbst kam jetzt auf seinen Lieblingsgedanken zurück, die deutsche Reichsritterschaft überhaupt, verstimmt, wie sie war, unter der Firma ihrer eigenen Interessen, zu seiner Unterstützung aufzurufen. Doch wenn er hier auch einen schwachen Punkt des Landesfürstenthums jener Zeit mit Recht erblickte, so hat er sich doch in der Berechnung der Hülfe, die ihm von dorther erstehen konnte, zu seinem Schaden getäuscht. Er hat zwar seine Gegner mit dem Hinweis auf die grollende Ritterschaft und die in dieser Voraussetzung liegende Gefahr geschreckt und einzuschüchtern gesucht, sogar noch 1564 dem Kaiser Ferdinand ein Bündniß mit ihr gegen die Fürsten vorgeschlagen: aber diese Rechnung, wie manche andere, war ohne den Wirth gemacht. An dem Kaiser glitt die Versuchung ohnedem wirkungslos ab und die Ritterschaft ist in der Stunde der Entscheidung wohl oder übel ruhig sitzen geblieben. G. war, angesichts der sich verdüsternden Lage der Dinge, bald nach dem Ende des J. 1564 aus dem Coburgischen nach Gotha übergesiedelt, wo nun auch Johann Friedrich seinen dauernden Aufenthalt nahm. Seine Angelegenheit fuhr fort, das Reich in Athem zu erhalten. Der Tod des Kaisers Ferdinand I. (Juli 1564) hatte an der Lage der Dinge wenig geändert. Kaiser Max II. stellte sich in dieser Frage im wesentlichen auf den Standpunkt seines Vaters. Auch er wäre einem gütlichen Austrag nicht von vorne herein entgegen gewesen, glaubte aber zuletzt, zumal als man in Würzburg keine Neigung zu einem solchen zeigte, dem Rechte seinen Lauf lassen zu sollen. Die Situation war daran, acut zu werden: es naht der A[illegible]genblick, wo die Grumbach'sche Frage aus einer deutschen eine euro=

päische zu werden droht. G. war der Mann dazu, seine Interessen einen so weiten Kreis beschreiben zu lassen, und die allgemeine Lage war der Art, daß sie einem solchen Gebaren entgegenkam. Und war es einerseits die sich zusehende Verminderung der Hoffnung auf eine Befriedigung seiner Forderung, die seine Neigung zu so kühnen Entschlüssen steigerte, so war es zugleich wieder diese Kühnheit, welche die Befriedigung seiner Forderungen immer unwahrscheinlicher machte. Wir haben hier endlich von einem Verhältnisse zu reden, das schon seit einiger Zeit dräuend im Hintergrunde lauerte, in diesem Jahre aber in den Vordergrund und bald in den Mittelpunkt der sich vorbereitenden und erfüllenden Katastrophe tritt. Es sind dies die Beziehungen Grumbach's und seines Schutzherrn zu Kurfürst August von Sachsen. Die Beziehungen beider Höfe waren von Haus aus gespannte, und August, dem die Hoffnungen und Umtriebe seines Vetters nicht unbekannt geblieben waren, blickte von Anfang an mit schlechtverhehltem Mißtrauen nach Weimar und Gotha. Die Vertrauensstellung, die G. bei dem Herzoge erobert, hatte jenes Mißtrauen gesteigert, und G. seinerseits nichts dazu gethan, es zu entkräften; hatte er doch schon bei Lebzeiten Albrechts Alcibiades sich mit feindseligen Absichten gegen den Kurfürsten getragen. Dieser zweifelte daher nie einen Augenblick, daß die Entwürfe seines Vetters und Grumbach's gegen ihn gerichtet seien. Allerdings, wenn die Wünsche des Herzogs sich je erfüllen sollten, so mußte der Albertiner die Zeche bezahlen. So lag hier ein Conflikt vor, der eine am Ende naturgemäße Folge einer vorausgegangenen bösen That war. Freilich können wir Johann Friedrich nicht für den Mann halten, der das Amt des Rächers mit Erfolg durchzuführen berufen gewesen wäre, sowenig als sein Mentor für die grundsätzlichen Seiten des Conflikts irgendwie innerlich erwärmt war, und überdies standen die allgemeinen Verhältnisse ihren Absichten durchaus entgegen. Kurfürst August stellte überall und immer sein Hausinteresse, die Behauptung seiner überkommenen politischen Machtstellung über jede andere Rücksicht. Sowie er daher der feindlichen Pläne seines Vetters gewiß war, hob er den Handschuh auf, entschlossen ihnen zuvorzukommen. Er stand hierbei in dem großen Vortheile, daß der Kaiser und das Haus Oesterreich ihm gefällig sein mußten und seinen guten Willen ihren deutschen und europäischen Interessen zu Liebe nicht entbehren mochten. Der Kurfürst war zugleich mit dem Könige von Dänemark verbündet; allerdings hatte G. längst daran gearbeitet, durch das lothringische Haus und durch Schweden Dänemark beschäftigen zu lassen und den Kurfürsten auf diese Weise zu isoliren. Jedoch ehe diese und andere Pläne solcher Art noch gereift waren, erfolgte von der Gegenseite her der entscheidende Schlag. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1566) wurde durch den Kaiser unter dem Drucke des kursächsischen Einflusses und aus Furcht vor weiteren Complicationen das Achtmandat des J. 1563 gegen G. und seine Genossen erneuert und zugleich auf die Heger und Beschützer desselben (d. h. auf den Herzog Johann Friedrich d. M. von Sachsen) ausgedehnt, überdies die Maßregeln für die eventuelle Vollziehung der Acht festgestellt. Die nächste Folge dieses Beschlusses war, daß der Bischof von Würzburg von Grumbach's Gütern, die diesem laut des erzwungenen Vertrages vom 6. October 1563 zurückgegeben worden waren, wieder Besitz ergriff. Eine weitere Folge war die feierliche Aufforderung an den Herzog durch eine eigene an ihn abgeordnete Reichsgesandtschaft, bei Strafe der Reichsacht G. und Genossen unweigerlich und ungesäumt seinen Schutz aufzukündigen. Der Herzog gab aber unter leeren Ausflüchten eine verneinende Antwort und lehnte weiterhin, hartnäckig und ungelehrig wie er war, jedwede Vermittelung ab, offenbar in der verblendeten Voraussetzung, daß die tollkühnen abenteuerlichen Berechnungen und Pläne Grumbach's ihn selbst gegen Kaiser und Reich decken würden. Nun wurde

aber wirklich in aller Form die Reichsacht über ihn ausgesprochen und die Vollziehung derselben dem Kurfürsten von Sachsen aufgetragen. So trieben die Dinge zur Entscheidung. Der Grumbach'sche Handel war aus einer Rechtsfrage zu einer Machtfrage geworden. Johann Friedrich und G. waren zum Aeußersten entschlossen; die Befestigungen Gotha's und des Grimmenstein's waren seit längerer Zeit in dieser Voraussicht verstärkt und nach Kräften zum Zwecke eines längeren Widerstandes ausgerüstet. Außerdem setzte G. jetzt Himmel und Erde in Bewegung, um sich in der eilften Stunde Hülfe und Errettung zu schaffen. Aber alle seine kühnen und oft geistreichen politischen und diplomatischen Anschläge und Combinationen ließen ihn im Stich. Adel und Ritterschaft, auf deren Erhebung er gehofft, verhielten sich ruhig oder hatten höchstens gute Rathschläge und Wünsche; der König von Dänemark mußte sich gegen Schweden zu sichern, vom französischen Hofe kamen Abmahnungen, statt wirksame Unterstützung, obwol G. bereit war, dafür die lothringischen Stifter, so viel an ihm war, zum zweiten Male zu verrathen. Das brandenburgische Haus, das für G. allerdings stets offne Sympathie bekannt hatte, mußte es dabei doch bewenden lassen, und wie weit die Unterhandlungen mit den Niederlanden, die damals den Kampf gegen Spanien fochten, überhaupt gediehen sind, bleibt zweifelhaft: überhaupt darf man die in diesem Zusammenhange auftauchenden Velleitäten nicht gar zu ernsthaft nehmen. So geschah, was vorauszusehen war: Gotha und der Grimmenstein, und aber auch der Herzog, G. und ihre Genossen fielen in die Hände der Belagerer, bez. des Kurfürsten von Sachsen, der nach Rache an seinen Gegnern lechzte und dieses sein Verlangen jetzt in wenig würdiger Weise stillte. Des Herzogs, wie Grumbach's und seiner Genossen Schicksal ist bekannt. G. selbst wurde nach der barbarischen Gewohnheit der Zeit peinlich verhört und zur Strafe, bei lebendigem Leibe geviertheilt zu werden, verurtheilt, das Urtheil (am 18. April 1567) auf dem Markte zu Gotha an ihm (wie seinen Schicksalsgenossen, die er mit ins Verderben nach sich gezogen) in seiner ganzen Grausamkeit vollzogen. Der Kurfürst von Sachsen dachte unedel genug, der Execution des Urtheils wie einem erquickenden Schauspiele anzuwohnen. So war es auch sein Werk, daß Johann Friedrich d. M. als ein Gefangener nach Oesterreich abgeführt und 27 Jahre hindurch, bis zu seinem Tode, trotz aller eingelegten Fürbitten, daselbst festgehalten wurde. Die Nachricht von dem Strafgericht in Gotha hat nicht verfehlt, weithin im Reiche tiefen Eindruck zu machen, wenn auch die Beurtheilung desselben verschiedener Art war. In Würzburg triumphirte man, wie nicht anders zu erwarten, voll Schadenfreude über des gehaßten Gegners Fall; es hat aber auch schon damals nicht an Stimmen gefehlt, die G. als ein Opfer seiner Widersacher, und sein und seiner Genossen jämmerliches Ende als einen Act der Privatrache, vor allem des Kurfürsten von Sachsen betrachtet haben. Es kann in der That kaum bestritten werden, daß außer seiner eigenen auch fremde Schuld und Leidenschaft, und überhaupt die trostlosen Verhältnisse des Reiches und seiner Verfassung ihn auf der abschüssigen Bahn immer weiter getrieben haben. Der letzte Grund seines Verderbens lag aber doch in ihm selbst: in seiner offenbaren maßlosen Selbstsucht, in seiner Unfähigkeit, die objective Ordnung der Dinge von seinen persönlichen Interessen und Bedürfnissen zu unterscheiden, und in seiner unbezwingbaren Neigung, um seines individuellen wirklichen oder vermeinten Rechtes willen die Welt in Flammen zu setzen. Ein großer sittlicher Gedanke liegt dem so complicirten und verworrenen Getriebe seines Lebens nicht zu Grunde: er hat sich der religiösen und nationalen Frage gegenüber vollständig gleichgültig verhalten und nie, auch wenn er am geschäftigsten erscheint, im Dienste einer solchen gehandelt. So macht bei allen glänzenden Gaben sein Treiben doch nur den Eindruck eines Abenteurers im großen

Stile, dem eben diese Gaben schließlich zum Verderben gereichen mußten! Dieses Endurtheil kann man aussprechen, ohne darum seinen Gegnern überall Recht zu geben oder sich überhaupt für sie zu erwärmen. — Grumbach's Geschlecht hat sich von dieser Katastrophe nicht wieder erholt. Seine Frau folgte ihm im J. 1572 im Tode nach, sein (einziger) Sohn söhnte sich zwar mit dem Hochstift Würzburg hinterher aus und erhielt den größeren Theil der im J. 1566 wieder eingezogenen Güter seines Vaters als Stiftslehen zurück, jedoch vermochte er nicht, der finanziellen Zerrüttung und Ueberlastung Herr zu werden; von den Enkeln Grumbach's wissen wir nur, daß sie ihre Güter an das Stift abgetreten haben und am Anfange des 17. Jahrhunderts ohne Nachkommen gestorben sind. Die ältere Linie seines Hauses ist zwar von dem Schicksale der jüngeren in keiner Weise mit berührt worden, aber gleichwol hat sie diese nicht um vieles überdauert und verschwindet fast zu gleicher Zeit aus der Geschichte.

Dr. Friedrich Ortloff, Geschichte der Grumbachischen Händel, 4 Bde. Jena 1868—70, wo zugleich über die übrige Litteratur geeignete Auskunft zu finden ist. Wegele.

Grümbke: Johann Jacob G., um die Landeskunde und Geschichte Pommerns wohlverdient, geb. zu Bergen auf Rügen am 6. Septbr. 1771, gest. 1849, war der Sohn des Arztes und Landphysikus zu Bergen, Christian Stanislaus (geb. 1740, † 1773), welcher sich durch eingehende Studien in seiner Vaterstadt Greifswald sowie in Berlin und Leipzig, ebenso auch durch mehrere medicinische Schriften einen wissenschaftlichen Namen erwarb. Die Erziehung des frühverwaisten Knaben leitete der Conrector, später Rector Dr. Furchau in Stralsund, wo G. auch von 1790—95 das dortige Gymnasium besuchte. Nachdem er dann die Rechte zu Göttingen, Erlangen und Greifswald studirt hatte, lebte er bis zu seinem Tode ohne Amt und unverheirathet auf Rügen und seit 1804 ohne Unterbrechung in Bergen. Hier in freundschaftlichem und wissenschaftlichem Verkehr mit Kosegarten, Dr. von Hagenow und seinem berühmten Landsmanne Ernst Moritz Arndt, wendete er seine Thätigkeit der Geschichte Pommerns zu, namentlich war er ein sehr genauer und gründlicher Forscher für die geographischen und ethnographischen Verhältnisse der Insel Rügen. Als Frucht dieser Studien erschien 1805 eine Reisebeschreibung unter dem Titel „Streifzug durch das Rügenland, von Indigena“. Dieser Schrift folgten später die „Neuen und genauen geographisch-statistisch-historischen Darstellungen von der Insel und dem Fürstenthum Rügen“, Berlin 1819, durch handschriftliche Nachträge vermehrt und durch Zeichnungen seiner eigenen Hand erläutert, welche beide jedoch nicht im Druck veröffentlicht worden sind. Später richtete er seine Forschungen mehr auf die Urkunden und genealogischen Nachrichten seiner Heimat, sowie auf die niederdeutsche Sprache. In diesem Sinne lieferte er zahlreiche Beiträge zu Kosegarten's Wörterbuch und veröffentlichte „Gesammelte Nachrichten zur Geschichte des ehemaligen Cistercienser Nonnenklosters St. Maria in Bergen auf der Insel Rügen“, Stralsund 1833. Auch hinterließ er über die Genealogien der adligen Geschlechter Rügens ein reiches handschriftliches Material. In Anerkennung seiner Verdienste um die vaterländische Geschichte ertheilte ihm die philosophische Facultät zu Greifswald im J. 1830 die Doctorwürde.

Biederstedt's Nachrichten rc., Greifswald 1824, S. 79. — Biederstedt's Nachrichten rc., 1822, S. 49. — Kosegarten's Nekrolog in den Baltischen Studien, 1852. XIV, 2, S. 39 ff. Haeckermann.

Grumbkow: Friedrich Wilhelm v. G., zweiter Sohn von Joachim Ernst v. G. (s. u.) ward geb. 4. Oct. 1678 zu Berlin, † daselbst 18. März 1739. Erst 6 Jahre alt, erhielt er schon das Patent eines Kammerjunkers beim Kurprinzen Friedrich, 1686 war er Fähnrich, 1688 begleitete er seinen Bruder Otto Christian zur

Universität Utrecht und suchte sich durch Studienreisen allgemeine Weltbildung anzueignen. Von seinem Vater zum Soldaten bestimmt, wohnte er 1689 den Belagerungen von Kaiserswerth und Bonn bei, 1690—93 befand er sich wieder in Utrecht und Leyden. 1695 ward er Lieutenant, 1696 Kammerjunker und Adjutant des General von Heyden, wohnte dem Feldzuge in den Niederlanden bei und avancirte 1697 zum Hauptmann und Compagniechef. Der (zum König 1701 gekrönte) Kurfürst Friedrich III. ernannte ihn bald darauf zum Oberschenk, 1702 zum Major, dann Oberstlieutenant, 1703 zum Obersten, als welcher er das bisher vom Oberst von Sydow innegehabte Regiment an sich brachte, mit dem er, da dasselbe zum preußischen Hülfscorps gehörte, unter Herzog von Marlborough in den Niederlanden stand und in der Schlacht bei Höchstedt (15. August 1704) sich rühmlich auszeichnete. 1706 und 7 ward er, wol infolge seiner besondern diplomatischen Begabung, mit Glück zu Unterhandlungen in den schwedischen und holländischen Angelegenheiten verwandt und infolge dessen 1708 zum Brigadier ernannt. G. kämpfte rühmlichst in der Schlacht bei Malplaquet (1709), lernte hier Prinz Eugen kennen und avancirte zum Generalmajor, 1712 zum Vicedirector des Generalkriegs-Commissariats, Amtshauptmann zu Wittstock und 1713 zum Geheimen Staats- und Kriegsminister. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms I. wurde er in allen seinen Würden und Titeln bestätigt, obgleich er sich des letzteren Gunst früher durch seine bekannten österreichischen Neigungen zum Theil sehr verscherzt hatte. G. fand im Minister Ilgen, Prinz Leopold von Anhalt und dem österreichischen Gesandten von Seckendorff Männer, die seine Pläne gut hießen, was zur offenen Fehde zwischen dem König, der zur österreichischen und der Königin, die zur englischen Partei hielt, führte. G. gelang es, das Vertrauen des Königs ungeschmälert mit der Zeit wieder zu erlangen, ja man ließ ihm sogar vollständig freien Willen in der Reorganisation der Finanzangelegenheiten, bei den Reformen der innern Verwaltung der Provinz Preußen rc. 1715 wohnte er dem Kriege gegen Schweden (Rügen) bei, zu dessen Führung er dem Könige selbst gerathen. Nachdem er 1717 zum Generallieutenant befördert worden, erhielt er ein Jahr später infolge der guten Beziehungen Preußens und Rußlands vom Czaar Peter den Andreasorden. Neue Intriguen am preußischen Hofe veranlaßten G. 1722 um seine Entlassung einzukommen, die der König jedoch ablehnte und ihn im folgenden Jahre sogar zum Chef des General-Obersten-Finanz-, Kriegs- und Domainendirectoriums ernannte. Bei Ausbruch der Differenzen wegen der jülich'schen Lande, rieth G. den Krieg, verfeindete sich deshalb mit Leopold von Dessau, ging jedoch aus der Sache siegreich hervor, da der König selbst das Fatale des Bündnisses mit England und Frankreich (Vertrag von Hannover 1725) einsah, infolge dessen Graf Seckendorff von Wien sich nach Berlin begab und Grumbkow's besonderer Fürsprache es gelang, den König umzustimmen. Allgemein nimmt man an, daß G. im österreichischen Solde gestanden, ja „bestochen" worden sei! Dem ist jedoch zu entgegnen, daß der König von den Geldgeschenken, die G. von Seiten Oesterreichs erhielt, wohl wußte, solche damals auch keine Seltenheit waren, und G. erwiesenermaßen nie durch dieselben sich zu irgend einem Werk bestimmen ließ, um Preußens Interessen hinter die Oesterreichs zu setzen; von Bestechungen, deren man bisher und fast ausnahmslos in größeren historischen Werken Erwähnung that, kann somit, wie Privatstudien und noch ungedruckte Urkunden und Acten beweisen, nicht wol die Rede sein. G. besaß eine zahlreiche Familie, und, obgleich seine jährlichen Revenuen an 36000 Thaler betrugen, mußte er doch an Vermehrung seiner Einnahmen denken, umsomehr, als der König es liebte, sich selbst sowol wie fremde fürstliche Gäste in Grumbkow's Wohnung und Tafel einzuführen, für G. Ausgaben von beträchtlicher

Höhe, so daß er nie mit seinem baaren Vermögen ausreichen konnte. — Die wachsende Gewalt und Entwickelung Preußens erfüllte dessen Nachbarstaaten mit Mißtrauen und Neid, obgleich der König sich bemühte, mit denselben stets ein erträgliches Verhältniß zu unterhalten; seine Politik war ja im Grunde die traditionelle des brandenburgischen Hauses. Der König hoffte, leider allerdings zum Theil vergebens, eine verläßliche Stütze eher in Oesterreich als in England zu finden, eine Politik, die Grumbkow's vollste Zustimmung fand, kein Wunder, daß der König jetzt von G. stark beeinflußt wurde, was diesem wiederum Mißgunst schuf, die seitens des Königs jedoch stets unbeachtet blieb. G. schuf sich, ohne es zu wollen oder auch verhindern zu können, namentlich am englischen Hofe viele Feinde, nicht minder bei der preußischen antiösterreichischen Partei, deren Haupt die Königin selbst war; die gespannten Verhältnisse verschlimmerten sich durch das bekannte englische Heirathsprojekt (1728), dem die Königin zu-, der König aber sowie G. abgeneigt war. — Bei der Anwesenheit des Königs am sächsischen Hofe erhielt G. den polnischen weißen Adlerorden, was dessen Feinden neuen Anlaß zu Intriguen gab. England bot in Lord Hotham Alles auf, ihn zu stürzen, doch vergeblich. Er wußte sich mit vieler Schlauheit des Kronprinzen Gunst nach und nach wieder zu erringen und ist ihm wol kein kleiner Theil des Erfolges bei der späteren Aussöhnung in der königlichen Familie zuzuschreiben. Nach dem Tode des Ministers Ilgen hatte G. freies Walten, der König übertrug ihm bald darauf die alleinige Leitung der auswärtigen Politik, deren Resultate jedoch nicht ganz seinen Erwartungen entsprachen; Oesterreich hatte ihn getäuscht. Diese unliebsame Entdeckung veranlaßte ihn wiederum, seinen Abschied zu erbitten. Der König schlug ihm dies ab, ernannte ihn sogar 1733 zum Generallieutenant, und Kaiser Karl VI. ehrte ihn durch Ueberreichung seines mit Brillanten reich besetzten Bildnisses. Kurz darauf befand er sich wegen der Theilung Polens in diplomatischer Mission mit August II. von Sachsen in Crossen und neigte sich nach Ausbruch des polnischen Erbfolgekrieges, wie zu erwarten, der Politik des Kaisers zu. In den Jahren 1735—37 unterhielt er seltsamerweise freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich, was das Mißtrauen des Königs wol erregt und diesem Veranlassung gegeben haben mag, G. strenger zu überwachen; die königliche Gunst schien ihren Höhepunkt hinter sich zu haben; v. Grumbkow's und Graf Seckendorff's Stellung wurde zudem erschüttert durch die offen zu Tage getretenen Zwistigkeiten bei der Vermählung Maria Theresia's. G. forderte zum dritten Male seine Entlassung, die der König wiederum ablehnte und diesmal besonders auf den Rath des Kronprinzen. G. ward im Juli 1737 zum Generalfeldmarschall ernannt, vorher zum Dompropst von Brandenburg und Erbjägermeister von Pommern. Seine diplomatische Begabung konnte er ein Jahr darauf den europäischen Nord- und Großmächten zur Geltung bringen, als neue Streitigkeiten in der jülicher Erbfolge entstanden, aus welchen Preußen schließlich doch aus einer scheinbar schwierigen Lage durch Anlehnung an Frankreich ziemlich befriedigt hervorging und zwar durch den dabei zu Stande gekommenen „französisch-deutschen Vertrag vom 5. April 1739“, dessen Abschluß G. leider nicht mehr erleben sollte. Er starb am 18. März 1739 zu Berlin in seinem Palais auf der Königstraße. Selten ist ein Mann von solchem Ansehen wie G. so vielfach verschieden und auch fälschlich beurtheilt worden! Anlaß hierzu gaben in erster Linie die zum Theil durchaus unzuverlässigen Quellen, aus denen neuere Geschichtsforscher, selbst Pierson und Droysen, schöpften, dann aber auch das verhältnißmäßig karge Material, was uns bis jetzt über jene und aus jener Zeit zu Gebote steht. Werden erst einmal diverse Acten des preußischen Staatsarchivs allgemeiner Benutzung zugänglich, dann dürfte ebenso viel Neues als Interessantes über diesen Mann

und seine Zeit zu Tage treten. Im Volke galt G. als leutselig, freigebig und höchst arbeitsam. Er besaß keine streng wissenschaftliche, dafür aber allseitige gediegene Bildung, für die damaligen Hofkreise eine Seltenheit. Er war derb und bieder, etwas rücksichtslos im Auftreten, kaltblütig und energisch, doch auch nicht minder ehrgeizig, eigennützig und rechthaberisch, zum Befehlen und Herrschen geschaffen. Bekannt ist seine hervorragende Rolle im „Tabakscollegium“, wo er vielfach Gelegenheit hatte, dem König derbe oft auch wahre Worte zu sagen, die ihm dieser jedoch stets nachsah. Falsch ist es, wenn man behauptet, er sei gestorben ohne seines königlichen Herrn Gunst; hat er doch bis zum letzten Tage die geheime Correspondenz des Königs geführt, und hat doch derselbe ihm ein prächtiges Leichenbegängniß angeordnet, was andernfalls ganz gewiß unterblieben. Er starb, ohne die bedeutenden Schätze zu hinterlassen, welche man erwartet hatte und von einem Mann in solchen Aemtern wol auch erwarten konnte; vielleicht eine Folge seines Wahlspruches „Leben und leben lassen“.

R. von Grumbkow.

Grumbkow: Joachim Ernst von G., geb. den 29. Septbr. 1637 in Pommern, erhielt eine höhere wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität Rostock, machte dann größere Reisen durch Frankreich und Italien und trat bei der Rückkehr in die Heimat zur Zeit des nordischen Krieges in das brandenburgische Heer. — Der rege Geist und die administrativen Talente des inzwischen zum Hauptmann avancirten Officiers lenkten, Anfang 1671, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm Aufmerksamkeit auf ihn. Er wurde zum Amtskammerrath in sehr unabhängiger und für ihn günstiger Stellung ernannt. Wie es scheint, hoffte der Kurfürst sich in ihm einen Nachfolger für den hochverdienten, doch jetzt alternden Amtskammer-Präsidenten Raban von Canstein heranzubilden. Seit dieser Zeit stieg er äußerst schnell. Kaum ein Jahrzehnt verging und er hatte die höchste Staffel der damaligen Amtshierarchie Brandenburgs erklommen: September 1682 wurde er zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt. Das Geheimniß dieses schnellen Steigens beruht in erster Reihe auf der Vielseitigkeit Grumbkow's, der wie wenige seiner Zeitgenossen, einen freien wirthschaftlichen Blick mit militärischer Tüchtigkeit und organisatorisches Talent mit der Feinheit des Hofmannes verband. Der Krieg gegen Frankreich und Schweden von 1672—79 rief ihn wieder in den activen Dienst. Der Friede von Vossem (1673) führte ihn als Oberstlieutenant bei den Leibdragonern in die Residenz zurück. Zur Zeit der Schlacht von Fehrbellin zum Obersten der Leibgarde befördert, wurde er zugleich dem ebendamals zum interimistischen Generalkriegs-Commissar (d. h. Kriegsminister) ernannten Geh. Rath Bodo von Gladebeck als Adlatus beigegeben. Damit war er endlich in die seinem Genie gemäßeste Stellung gelangt, die Leitung der Heeresverwaltung, zu einer Zeit, wo das Heer eben begonnen hatte, diesen Namen im modernen Sinne des Wortes zu verdienen. Denn Gladebeck's, eines pedantisch-ängstlichen Mannes, Oberleitung wurde mehr und mehr zu einer formellen, verschwand bald ganz hinter der Initiative des jüngeren, energisch vorgehenden Gehülfen, wie dies die zwei G. im November 1676 und 1678 als Generalkommissariats-Director ertheilten Bestallungen bezeugen. Seine förmliche Bestallung zum Amt des Generalkriegscommissarius verzögerte sich bis zum December 1679, längere Zeit nach Gladebeck's Uebertritt zur Kammerverwaltung und nach dem Friedensschluß mit Frankreich und Schweden. Ein Grund dafür ist uns nicht bekannt; sehr möglich knüpfte G. seine Annahme an die Bedingung größerer Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Generalfeldmarschall, an dessen Ordres der Generalcommissar bis dahin gebunden gewesen war. Wenigstens änderte sich seit dieser Zeit die Stellung des Generalcommissarius in der angedeuteten Weise. Es spricht

für die Vielseitigkeit und Arbeitskraft Grumbkow's, daß er gleichzeitig mit diesem schwierigsten Amt der gesammten Verwaltung noch ein Hofamt versehen konnte. Er hatte seit 1675 das des Oberschenken, dann seit 1678 das des Schloßhauptmanns inne, endlich seit Fr. von Jena's Tod, September 1682, übernahm er die Leitung des Hofstaats, mit dem Titel eines Oberhofmarschalls, den sein Vorgänger nicht geführt hatte. Bemerkenswerth ist, daß er zunächst nicht seines Generalcommissariats halber, sondern erst jetzt (1682) speciell um der Leitung des Hofstaates willen in die oberste Landesbehörde, den Geh. Staatsrath, berufen wurde. Diesmal wissen wir aus den der Annahme vorausgehenden Vorverhandlungen, daß G. sich nur unter dieser Bedingung zur Uebernahme der sehr schwierigen und viel angefeindeten Stellung bereit erklärte, die nach seiner Ueberzeugung, nur bei dem mit der Stellung des Wirklichen Geheimen Raths verknüpften Rechte jederzeit freien Zutritts beim Kurfürsten erfolgreich und ohne persönliche Gefährdung versehen werden konnte. Es gelang ihm wie seinem Vorgänger Jena den Intentionen seines Herrn gemäß, eine der Stellung desselben entsprechende würdige Repräsentation mit verhältnißmäßig geringen Einkünften zu bestreiten. Der Schwerpunkt seiner Bedeutung fällt indeß in das Gebiet der Heeresorganisation und Verwaltung. Die 14 Jahre seiner Leitung (1676—1690) gestalteten die lose Masse der mit dem Abgang oder Tod eines Obersten oft noch zerstiebenden Regimenter zu Einem in sich verbundenen Heerkörper, dessen oberstes Gesetz Ehre und Mannszucht waren, der ein Officiercorps aufwies, mit dem sich schon damals nur wenige in Europa messen konnten. G. ist der Erste, dem es gelang, diese Uniformität auch bis zu den Aeußerlichkeiten herab durchzuführen und damit jene innere Disciplin vorzubereiten, die das Europa des 18. Jahrhunderts in Staunen versetzen sollte. Zugleich ist er es, der durch die Organisation der Accise und die Steuerverwaltung im Allgemeinen einen Steuermodus mitschaffen half, der die Bedürfnisse des Heeres mit der Leistungsfähigkeit der Unterthanen in Einklang setzte, und es ist wohl zu beachten, wie sehr sich das Niveau des Heeres mit dem Augenblick einer geordneten Verproviantirung im Felde, regelmäßiger Löhnung und Servicen im Frieden hob. Die Kriegssteuerverwaltung und das Intendanturwesen, wie es sich in den Steuer- und Provinzialcommissariaten darstellt, ist in erster Reihe das Werk Grumbkow's, der hier in kurzer Zeit so Bedeutendes leistete, daß seinen beiden ebenso hervorragenden Amtsnachfolgern, Daniel Ludolf von Dankelmann, des Oberpräsidenten jüngerem Bruder, und Friedrich Wilhelm von Grumbkow, unseres Joachim Ernst Sohn, nur die Vervollkommnung des neuen Systems in der unteren, die Herausbildung der Collegialität in der obersten Instanz übrig blieb. Sein Geist ist es, der die Kriegsverwaltung während der nächsten funfzig Jahre durchweht. Dieser von der Natur mit so feiner Empfindung für das Nützliche und Praktische begabte Mann wurde vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm gelegentlich der Einwanderung der französischen Réfugiés 1685 auch mit deren Unterbringung, Ansetzung und Beschäftigung betraut. Er löste diese schwierige Aufgabe in ausgezeichneter Weise und erwarb sich dadurch ein nicht geringeres Verdienst um die armen Vertriebenen selbst, als um sein Vaterland, zu dessen Vortheil er die ganze Summe der in den Eingewanderten vorhandenen intellectuellen Kräfte, ihrer technischen Fertigkeiten und ihres materiellen Vermögens trefflich zu verwerthen verstand. Er starb am 20. Septbr. 1690 plötzlich am Schlagfluß auf einer Reise nach Holland, die er im Gefolge des Kurfürsten Friedrichs III. machte, nahe der holländischen Grenze, im frühen Alter von 53 Jahren.

Vgl. Cosmar und Klaproth, Gesch. des Preuß. Geh. Staatsraths 369, 70; Isaacsohn, Gesch. des Preuß. Beamtenthums II, 263—67.

Isaacsohn.

Grummer: Veit G., auch Vitus Chrummer oder Veit Krummer genannt, war Rath des Herzogs Heinrich des Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel und als dessen Vertreter beim Passauer Vertrage vom 2. August 1552 thätig. Er war auch Propst der beiden Stifter St. Moritz und zum heiligen Kreuze in Hildesheim, auf welche Würde er zu Gunsten des dritten vom Herzoge Heinrich dem Jüngern mit der Eva von Trott erzeugten Sohnes Heinrich Karl von Kirchberg resignirte, wogegen ihn Herzog Heinrich mit der Pfarre zu St. Martini in Braunschweig belehnte und belohnte und zugleich seinem Sohne Jacob die Anwartschaft auf dieselbe ertheilte. Weitere Schicksale sind nicht bekannt.

Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1854. 1861.

Spehr.

Grün*: Anastasius G. (Anton Alexander Graf Auersperg), Dichter und Staatsmann, geb. am 11. April 1806 zu Laibach in Krain (in der Comthurei des Deutschen Ordens), gest. am 12. Septbr. 1876 zu Graz in der Steiermark, entstammt dem altberühmten mit der Geschichte Oesterreichs in ihren bedeutendsten Phasen auf das Innigste verknüpften Geschlechte der Grafen und Fürsten von Auersperg, welche an großen und hervorragenden Männern reiche Adelsfamilie schon im 10. Jahrhunderte aus Schwaben in die Ostmark kam und sich in dem einen Zweige (Oursperch, Owersperch) in Krain, in einem zweiten rasch wieder sich theilenden Zweige (Cucagna, Zucco, Valvasone, Partistagno) in Friaul niederließ. Dieses Geschlecht der Auersperge, welches aus dem krainischen Zweige und dessen Nebenzweigen (in Steiermark, Oesterreich, Böhmen) durch alle Zeiten ausgezeichnete Priester, Krieger, Staatsmänner und hohe Kunstmäcene erstehen sah, weist uns auch schon vor dem Auftreten Anastasius Grün's (aus der krainer Nebenlinie Thurn-am-Hart) mehrere nicht unbedeutende Schriftsteller verschiedener Disciplinen und auch, am Ausgange des 18. Jahrhunderts in der Schiller-Goethe-Periode einen deutschen Dichter und als solcher Mitarbeiter an dem Grazer Musenalmanach: Sigismund Theodor Grafen von Auersperg (aus der steiermärkischen Linie).

Phänomenal in der Hausgeschichte der Auersperge nicht minder als in der Geschichte Oesterreichs war aber die Erscheinung Grün's im Hinblicke zugleich auf seinen Stand, auf den Inhalt seiner Dichtungen und auf die Zeit- und Ortsverhältnisse, unter denen er, der „Dichtergraf", „so frei war, frei zu sein". — Anton Alexander Graf Auersperg (der in der Taufe am 12. April 1806 die Namen Maria Anton Alexander Josef Richard Siegfried Leo erhalten hatte), zeigte schon als Knabe die hohen Anlagen, die ihn, den Mann später befähigten, eine so ausnahmsvolle Stellung unter seinen heimathlichen Zeitgenossen einzunehmen. Mit dem 7. Lebensjahre bezog er (1813) die k. k. theresianische Ritterakademie in Wien, an der bereits mehrere Mitglieder seiner Familie erzogen worden waren, doch schon nach zwei Jahren kam er an die k. k. Ingenieurakademie — eine Militärschule für die „Geniewaffe" —, an welcher Anstalt er bis 1818, dem Todesjahre seines Vaters Alexander Grafen Auersperg blieb, der seit 1805 als freiresignirter k. k. Kreiscommissär auf seinem Schlosse Thurn-am-Hart gelebt und in der Zeit der französischen Zwischenherrschaft in Illyrien in seinem Herrschaftsbezirke die „Mairie" übernommen hatte, doch „nur aus dem Grunde, damit sie nicht ein französischer Angestellter erhalte" und er,

*) Da Graf Auersperg zur Zeit, als unser erster Band gedruckt ward, noch lebte, haben wir die Biographie des inzwischen verstorbenen Dichters hier unter seinem allbekannten Pseudonym eingereiht, um sie nicht bis auf den letzten Band unseres Werkes verschieben zu müssen. Die Redaction.

„in dieser Charge soviel möglich den österreichischen Patriotismus vereinigen möchte".

Beim Tode des Vaters nahm die Wittwe Cäcilie Gräfin Auersperg, geb. Freiin von Billichgratz (aus einem uralten gegenwärtig erloschenen Adelsgeschlechte Krains) unsern „G." aus der Ingenieurkademie und übergab ihn einem zur Zeit bestrenommirten Privatinstitute Wiens zur Weiterbildung, dem bei der Aristokratie Oesterreichs so beliebt gewesenen Institute von Klinkowström's, des Vaters jener beiden Priester aus der Gesellschaft Jesu, welche in den funfziger Jahren, in der Blüthezeit des österreichischen Concordats soviel von sich sprechen machten. Hier, wo sein „Lehrer in der Geschichte", sein Landsmann, der erste slovenische Kunstdichter Francé Preširen war, studirte Auersperg 1823 und 1824 die sog. „Philosophie". Die „Jura" trieb er in den nächstfolgenden Jahren in Graz und Wien. In diese Jahre der Facultätsstudien fallen auch seine ersten dichterischen Versuche und ist Auersperg's Hervortreten als Dichter, sowie seine patriotisch-freisinnige Richtung als solcher, seine Liebe zur engeren Heimath Krain und zur Geschichte — welche markanten Züge in seinen großen Dichterwerken scharf ausgeprägt sind — zu nicht geringem Maße auf den mächtig fördernden Einfluß des Dichterfreundes Preširen (dem G. bei dessen Tode 1849 einen ruhmvollen Nachruf gewidmet, „In der Veranda" S. 169 ff.) zurückzuführen. In seinen Universitätsjahren schloß der junge geniale Graf, dessen äußere Erscheinung zudem eine äußerst anziehende war, geistige Bündnisse mit Gleichgesinnten und Gleichberufenen, denen er dann in voller deutscher Treue zeitlebens verbunden blieb. So in Graz mit seinem Zimmernachbar Fellner (gest. 1873 als k. k. Hofrath in Graz), dem er die erste Ausgabe des „Letzten Ritter" als dem „Freund Ernfell" gewidmet, in Wien mit den Dichtern Grillparzer, Lenau, Seidl, Bauernfeld, Feuchtersleben, Zedlitz, Vogl, Leitner, Deinhardstein, u. A., mit den Gelehrten: Ferdinand Wolf, Kaltenbäck, Karajan, Enk 2c., mit Musikern, Malern und Schauspielern. Mit all denen traf er gewöhnlich in dem sog. „silbernen Kaffeehaus" (beim Neuner) zusammen, von welchen Zusammenkünften uns Auersperg in seiner Biographie seines intimsten Freundes, des unglücklichen Lenau, ein reizendes Genrebild geliefert hat (Nic. Lenau's Sämmtliche Werke, herausgegeben von A. G., Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag, 1855, I. S. XXV f.). Aber nicht allein, wie G. schreibt, für die Geschichte der Litteratur in Oesterreich knüpfte sich an den unscheinbaren Rahmen eines Kaffeehauses manch' anziehende Erinnerung, hier „beim Neuner" war es auch, wo, wie wol begreiflich, in dem steten Contacte der ersten Geistesgrößen des vormärzlichen Oesterreich — denn jeder außerhalb Wien lebende österreichische Litterat und Künstler, der die Residenz zeitweilig besuchte, trat in den „Kreis" als Pilger ein; — beim Neuner war es, von wo die ersten Ideen der Befreiung Oesterreichs vom Drucke des Absolutismus, wenn auch nur ganz leise angeregt, stets weiter und weiter klangen. Hatte der „junge Dichter" Auersperg seine ersten in die Oeffentlichkeit gegebenen lyrischen Poesien (die zerstreut in Hormayr's „Archiv", im Dresdener „Mercur" und anderwärts erschienen) mit seinem vollen Namen, Anton Alex. Graf Auersperg gezeichnet, so hielt er es, sobald er mit einem „Buche" in die schreibende Republik eintrat mit Rücksicht auf die herrschenden Zustände gerathen, ein Pseudonym zu wählen, und er entschied sich für: Anastasius Grün. Warum dafür? Graf Auersperg gibt selbst in einem Schreiben an seinen Neffen Alphons Grafen Auersperg im Jubiläumjahre dd. Graz 20. März 1876 darüber Aufschluß wie folgt: „Der Dichtername Anastasius Grün — schreibt er — ist durch seine sprachliche Etymologie erklärlich und heißt: als Grün (pseudonym) auferstanden oder wiedererstehend, nachdem der wahre Name der damaligen Censurverhältnisse halber

nicht wagen konnte, mit einiger Aussicht auf ungestörte Wirksamkeit litterarisch aufzutreten." War solch ein Pseudonym für die „Blätter der Liebe" und für den „Letzten Ritter" zwar nicht unbedingt geboten, so wäre es dies aber ganz entschieden für die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" gewesen, wenn nicht der gegen das Metternich'sche Oesterreich urgewaltig anstürmende Dichtergraf es gar vorgezogen, sein gereimtes Freiheitsbrevier anonym auszugeben. Schon war Auersperg in Deutschland gewesen und hatte ihm im biedern Schwabenlande „Held Uhland" an seinem „Herde" die „Hand gedrückt", weitere Reisen folgten dann nach Italien und Frankreich. Die „Eindrücke" davon finden sich in den „Gedichten" und im „Schutt". Wie in die Alpenlande Oesterreichs, namentlich ins Salzkammergut, zog es G. wiederholt zu den „Schwaben", wo er und Lenau die gemeinschaftlichen Freunde hatten und letzterer ebenfalls so gerne weilte. Intime Beziehungen knüpfte G. mit Paul Pfizer, dem er später das humoristische Capriccio: Nibelungen im Frack „aus inniger Verehrung" zueignete. Auf der Weibertreue in Weinsberg fand ich Grün's Namen mit der Jahreszahl 1837. Schon hatte Graf Auersperg daheim im Vaterlande Krain den väterlichen Besitz Schloß Thurn-am-Hart und die benachbarte „Herrschaft Gurkfeld" angetreten, 1830 (in welchem Jahre er das majorenne Alter erreicht hatte), und erschien 1832 als Mitglied der krainischen Stände auf der Herrenbank in der Laibacher Landstube. Hier ließ G. seine Stimme so frei ertönen, als es unter den gegebenen staatlichen Verhältnissen bei aller Deckung durch die Immunität eines „Mitlandmanns" nur immer möglich war, und erwies sich als ein unerschrockener Kämpfer für die arg getroffenen materiellen Interessen der Heimath. Der politische Dichter, der „Spaziergänger" ward als Parlamentarier des Vormärz activer Politiker. Und, wenngleich auch nur in engeren heimathlichen Grenzen, mit Erfolg. Von G. geführt raffte sich 1843 der krainische Landtag zu einer bis dahin unerhörten parlamentarischen That des Vormärz auf, zu der Verwahrung: bei der beabsichtigten noch weiteren unerschwinglichen Steuerhöhung nicht mehr mit der Regierung gehen zu können! Dies mannhafte Auftreten hatte, wenn auch erst nach Jahren, die Einführung eines gerechteren Steuermodus in Krain zum Gefolge und es blickte G. noch am Abende seines Lebens mit vieler Genugthuung auf dieses durch seinen ersten Impuls erzeugte Resultat. Auch für den „lustigen grünen Wald" — für den der Dichter schwärmte — brach der Parlamentarier eine Lanze und gab im offenen Landtage ein wohlmotivirtes Gutachten darüber ab, wie der für Krain so wichtigen Waldwirthschaft aufzuhelfen wäre. G. war nach langem — seit der Reformationsperiode — der Erste, der es in dem Laibacher Landtagssaale gewagt, einen Protest gegen den Leiter der Regierung zu concipiren; mit einem Worte, er war bald die Seele der offenen und der versteckten Opposition der „Ehrsamen Landschaft des Herzogthums Krain". Wie hoch er aber in der Achtung der Gesammtheit seiner „Herren Mitstände" war, dafür der Beweis, daß man ihn 1845 in obenerwähnter Steuerangelegenheit als Deputirten an den Hof sandte, ihn den Spaziergänger, in die Burg Franz I. Nicht ahnte da wol G., daß er drei Jahrzehnte später durch die Huld Franz Josefs I. in den Kreis jener illustren Vertrauensmänner würde aufgenommen werden, welche als Sr. Majestät wirkliche geheime Räthe das Recht des freien Zutritts zu dem Monarchen haben. Bei dieser Ambassade nach Hof verkehrte G. mit dem kunstsinnigen Erzherzog Ludwig, mit dem er auch dann in den „Märzen von 1848" wiederholt in Berührung kam. Erzherzog Ludwig kannte G. von seinem Bruder, dem populären „Prinzen Johann" her, zu welchem G. seit Jahren, mehr und inniger seit seiner Verheirathung mit Gräfin Maria Attems (10. Juli 1839) beziehungsweise seit seinem stabilen Winteraufenthalte in der vielgepriesenen Hauptstadt der

grünen Steiermark, in dem reizenden Graz, in Verkehr getreten war; war ja doch „Prinz Johann" der geistige Mittelpunkt, um den sich alle geistigen Strebungen von ganz Inneröstterreich gruppirten. Und das Jahr 1848 brachte die Beiden, den „Prinzen Johann" und den Freiheitssänger G. einander wo möglich noch näher, der eine zog als „Reichsverweser", der andere zuerst als Mitglied des Vorparlaments, dann als gewählter Deputirter seiner Heimath Krain nach Frankfurt. Für die Beschickung des Frankfurter Parlaments auch von Seite der slovenischen Partei Krains schrieb G. eine politische Flugschrift „An meine slovenischen Brüder", 1848, worin er den Grundgedanken debattirte, daß sich die Slovenen mit Oesterreich an Deutschland anschließen müssen, wenn sie nicht Rußland in die Arme fallen wollen. Die Slovenen blieben bei ihrem Protest gegen die Wahlen ins deutsche Reichsparlament. — „Die Sonne der heiligen Märzen" leuchtete aber nicht lange; „o kurzer Tag, der unentstellt", singt G. und fügt rasch, so rasch als die betrübenden Ereignisse des Sommers und Herbstes sich folgten, hinzu: „Ein Tag wol kaum, ach kaum Minuten! Ins Gotteswerk griff Gottes Affe", und an anderer Stelle: „sie tanzten um ein Bild, das sie die Freiheit nannten, in neuer Larve war's uralte Tyrannei." Der von den Orgien der Revolution in seinem zartesten Fühlen und edelsten Denken für die Freiheit arg getäuschte und verletzte Dichter zog sich in den „lustigen grünen Wald" seines Vaterschlosses Thurn-am-Hart zurück und vollendete hier die Uebertragung der (slovenischen) „Volkslieder aus Krain". — Später ging er auf Reisen, namentlich öfter als zuvor in Bäder, deren sein Körper mehr und mehr zu bedürfen begann. Wie früher nach Franzensbad, ging er nach Helgoland, Kissingen, Neuhaus in Steiermark, Veldes in Oberkrain u. a. m. Seine Studien für die Uebertragung der Lieder von „Robin Hood" führten ihn nach England, in den „lustigen grünen Wald" des schottischen Hochlandes! Das J. 1860 führte den Grafen erst wieder in das öffentliche politische Leben. Der Kaiser hatte ihn in den sog. „verstärkten Reichsrath" berufen, wo G. für die „Freiheit Ungarns" eintrat. Aber schon 1861 sah sich der Dichtergraf genöthigt in einer historisch-politischen Broschüre: „Die Ungarische Bewegung und unsere Pflicht" betitelt, den Aspirationen der Magyaren gegenüber den österreichischen Reichsstandpunkt zu wahren. Bei der Schöpfung des österreichischen Herrenhauses des Reichsrathes vom Kaiser als lebenslängliches Mitglied in diese hohe Versammlung der österreichischen Aristokratie der Geburt und des Geistes berufen blieb G. bis zu seinem Tode, nicht nur eine der größten Zierden, sondern auch einer der fleißigsten Arbeiter dieser im Verfassungsleben Oestereichs hochwichtigen und entscheidenden parlamentarischen Körperschaft. Hier, wie im Landtage seiner Heimath Krain (nach dessen Verlassen wegen slovenischer Majorisirung er in den Landtag der Steiermark trat) war G. der stets einstimmig gewählte Verfasser der „Adressen" an die Krone, die sich durch Gedankenschwung und politische Tüchtigkeit gleich sehr auszeichneten. Als Redner im Herrnhause erntete G. stets und insbesonders in den Debatten über die confessionellen Gesetze ob des unentwegten Entfaltens des Freiheitsbanners, ob der männlich offenen und zugleich gefühlswarmen Sprache stürmischen Beifall. Der Abend seines Lebens, der ihn also politisch und nebenbei auch wieder dichterisch rüstig arbeiten sah, brachte ihm der Freuden gar manche, die Fülle von Freuden das Jubelfest des 70. Geburtstages am 11. April 1876, welche Feier aber leider dem Gefeierten verhängnißvoll wurde, indem das Uebermaß der Huldigungen die stark reizbaren Nerven des Dichters zerriß und ihn wenige Monde nach dem Festtage auf die Bahre streckte. Sein Tod erfolgte durch Schlaganfall und Lähmung nach 10tägigem Schmerzenslager am 12. Septbr. 1876 um $3^3/_4$ Uhr Nachmittags.

Auf dem Sterbebette lagen die Correcturbogen von „In der Veranda". — An demselben Bette erschien der in der Gesellschaft von Graz vielbeliebte Monsignore Canonicus Hebenstreit, um dem aus dem Leben Scheidenden das Sacrament der Sterbenden zu reichen; Gerüchte, welche den Dichtergrafen die Vornahme der heiligen Handlung abwehren ließen, sind in das Bereich der Fabel zu verweisen. — Womit G. nie im Leben geprunkt, Orden und Titel, die er besessen, das von der Gräfin-Gemahlin ausgegebene Parte rief sie in Erinnerung. Er war Geheimrath, Ritter der Eisernen Krone 1. Classe, Commandeur des mexik. Guadeloupe-, Ritter des baierischen Maximilianordens, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien, Ehrendoctor der Philosophie der Universitäten von Wien und Graz ꝛc. ꝛc. Seine Leichenfeier in Graz am 15. September gestaltete sich zu einer Fortsetzung der Huldigungsfeier auch insofern als die Kränze vom 11. April mit zu Todtenkränzen wurden! Der Leichnam ward von Graz nach Thurn-am-Hart überführt und vorläufig in der benachbarten Kirche von Haselbach beigesetzt. Ein Jahr später war das prachtvolle Mausoleum im Parke von Thurn-am-Hart vollendet, welches die innigstgeliebte Gattin dem innigstgeliebten Gatten hat erbauen lassen und wo er nun mitten „im lustigen grünen Wald" ruht im ewigen Frieden. Die Rotunde des mit Marmor und Gold ausgelegten Mausoleums schmückt eine trefflich gelungene lebensgroße Büste des unvergeßlichen Freiheitssängers!

Wie es bei der Persönlichkeit Grün's nicht anders möglich war, wo der Dichter und der Politiker so eng mit einander verwachsen sind, haben wir schon im Vorhinein seine dichterischen Hauptwerke genannt. Der genaueren Uebersicht halber wollen wir sie aber alle in der Reihenfolge des Erscheinens zusammen aufführen. Zuerst erschienen die „Blätter der Liebe" (1830), seiner Mutter gewidmet. Für einfache Lieder wirkte die Fülle von eingewebten Bildern und Gedanken nahezu erdrückend und diesen Vorwurf „des Bildnerns statt Bildens" machte dem jungen Dichter in einem spitzigen Epigramm auch Grillparzer, was G. lange nicht verwinden konnte. Durchschlagenden Erfolg, weil hier mit den Bildern und Gedanken auf lohnenderem Gebiete, erntete G. mit seinem Romanzenkranz „Der letzte Ritter" (1830), in welchem er bekanntlich die leuchtendsten Thaten Kaiser Maximilians 1. dem „seidenen Zeitalter" wieder vorgeführt hat. Wenngleich der scharfe Kritiker Enk von der Burg (Benedictiner von Mölk), der dieses Werk Grün's in den „Wiener Jahrbüchern" besprach, für die historische Romanze den ganzen Maximilian in epischer Genauigkeit forderte, so kann er doch nicht umhin, einzugestehen: der Dichter habe das, was er geben wollen, so gegeben, daß es die vollste Anerkennung verdiene. Und auch schon ein dann immer mehr sich ausbildendes Moment der Grün'schen Muse blitzt aus den Gesängen des letzten Ritters heraus: der Humor.

Aber was G. im „Letzten Ritter" nur allegorisch andeutete, den Kampf einer neuen mit der alten Zeit, das nahm er in den beiden nächstausgegebenen Werken direct auf mit dem wuchtigen Schwerte seines Gedankens und mit den vernichtenden Speeren seines Humors und seiner Satyre, er nahm ihn auf den Kampf gegen den alles lähmenden Absolutismus des „Vormärz" in den anonym erschienenen „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (Hamburg 1831) und im „Schutt" (Leipzig 1835). Wenn auch die Spaziergänge nur specifisch österreichische Zustände ins Auge faßten und geißelten, so gewann sich doch G. durch die absolut künstlerische von den höchsten Ideen getragene Art in diesem Werke die Sympathie aller Freunde der Menschheit, aller Freunde der Freiheit, zunächst die Sympathie der deutschen Brüder „draußen im Reiche". „In der Wärme dieser neuen Lieder — sagt ein deutscher Kritiker (Wolfgang Menzel) — spürte man den Einfluß der Juliussonne in Paris"; er nennt diese Lieder

die „Musik der Zukunft", in denen nicht die Klage, sondern die Hoffnung überwiege und welche ein freudiger muthiger Ton durchziehe. Oesterreich — sagt Menzel — hatte nie einen besseren Sänger. Einen besseren lyrischen Sänger gewiß nicht, und ist ihm höchstens Walther von der Vogelweide in seinen Liedern an Kaiser und Papst an die Seite zu stellen." — Aus dem engeren österreichischen Rahmen trat G. mit dem „Schutt", in welchem er wie Gottschall trefflich bemerkte, den „Lenz der ganzen Menschheit feiert". Der „Schutt" eroberte unserem Dichter vollends auch die Herzen aller Jener, die sich nur an kosmopolitischen Conceptionen erwärmen und begeistern können, denn im Schutt erscheint G. auf der Höhe des Kosmopolitismus. Die letzte Vision: „Fünf Ostern", feiert die dereinstige „allgemeine Weltbeglückung, den heitern Frieden, in welchem alle religiösen Unterschiede erloschen, Kreuz und Halbmond verschwunden" sein werden. Bilder und Gedanken, das Massengefolge der Grün'schen Muse, sie erscheinen im Schutt in Gruppirungen, wie man sie entzückender und überraschender selten finden mag.

Mit den Erfolgen des „Letzten Ritter", der „Spaziergänge" und des „Schutt" ausgerüstet, wagte G., dessen „Blätter der Liebe", wie bemerkt, nicht gar günstig aufgenommen worden, nochmals die Ausgabe von gesammelten „Gedichten" (1837), aus denen mehrere, wie der „Letzte Dichter", das „Blatt im Buche", der „Ring" u. a. im vollsten Sinne des Wortes populär geworden sind und in keiner „Anthologie" fehlen dürfen. Nach langer Pause, in welcher man dem Freiheitssänger Apostasie vorwarf, die man aus seiner Vermählung mit der Tochter des Landeshauptmannes, der Gräfin Attems herleitete, brachte G. 1843 ein neues Werk und zugleich die scharfabweisende humoristische Antwort auf jene Anschuldigungen in den „Nibelungen im Frack". Daß G. trotz der mitunter wahrhaft künstlerischen Behandlung des Capriccio mit dieser seiner poetischen Gabe nicht durchdringen konnte, liegt wol in der Natur der wenngleich stark verhüllten Polemik, die doch immer nur ganz kleine Kreise zu interessiren vermag und des absoluten Kunstwerthes unter allen Umständen entbehrt. Weitaus glücklicher war G. mit dem nächsten Werke, dem wieder große Gedanken zu Grunde liegen und das von den herrlichsten Bildern — Genre- und Landschaftsmalerei — eine ganze Gallerie darstellt, mit dem ländlichen Gedichte der „Pfaff von Kahlenberg" (1850). Dieses Gedicht, welches als eine Apotheose des liberalen Fürsten- und des liberalen Priesterthums erschien, wandte sich also wieder an die ganze freisinnige Menschheit, aus deren Idealen es ja zwei der bedeutendsten und für die Entwickelung des Menschengeschlechtes einflußreichsten glorificirt hatte. Und auf dem österreichisch heimatlichen Boden gewann das Allgemeine dieser Tendenz noch die specielle Bedeutung, daß die Fabel des Gedichtes sich enge an eine allgemein gekannte und beliebte österreichische oder noch besser Wiener Volkssage anschloß, in der „der Pfaff vom Kahlenberg" und der Herzog Otto der Fröhliche die Hauptrollen spielen. Wien mit seiner nächsten reizvollen Umgebung findet außerdem in dem Gedichte eine poetische Verherrlichung, wie sie außer durch G. der altberühmten und „einzigen" Kaiserstadt an der „schönen blauen Donau" kein Dichter hat zu Theil werden lassen. — Im selben Jahre (1850) erschienen die „Volkslieder aus Krain", eine Uebertragung oder eigentlich Wiederdichtung der slovenischen Lieder des Volkes in seiner engsten Heimath Krain. Er hatte es sich vorgesetzt, „die bereits allmälig verklingende poetische Stimme dieses merkwürdigen Volksstammes" dem deutschen Volke zu vermitteln und es gelang ihm dies in bekannter Meisterschaft. Die Vorrede, die er dazu schrieb, ist ein Cabinetsstück culturgeschichtlicher Studien und eröffnet dem Fremden einen tiefen Einblick in die Eigenthümlichkeiten des slovenischen Volkes, wie es sich im Liede offenbart. Die bedeutendsten der übertragenen Lieder sind den „Türkenliedern", wie sie noch

heute im Volke im Schwange sind, entnommen, die Erinnerungen an die jahrhundertelangen Kämpfe des krainischen Volkes gegen den „Erbfeind der Christenheit“, dazwischen sind Liebeslieder, Thierlieder, Vierzeilige und dergleichen eingestreut. Interessant ist in der schon erwähnten Vorrede, in welcher G. seinen Standpunkt als deutscher Dichter scharf präcisirt, das Geständniß, „daß die großen Fragen, welche die Menschen bewegen, nicht ohne Mitwirkung der mächtigen Slavenfamilie nachhaltig zu lösen sind, das habe in neuester Zeit (1848) das mächtige Rauschen der alten vielästigen Slavenlinde deutlich genug angekündigt. Ein Zweiglein dieses Baumes — schließt G. — aber rührte sich schon vorlängst in den Liedern unserer Sammlung.“ — Wieder trat in dem Erscheinen der frohbegrüßten Gaben Grün's eine längere Pause ein, bis er (1864) den Balladencyclus „Robin Hood“ herausgab, mit dem wir ihn im „lustigen grünen Wald“ von Schottland finden. Wie ihm die Nachdichtung der näher gelegenen slovenischen Volkspoesie prächtig gelungen war, so nicht minder gelang ihm die englische Volkspoesie. Die Frische des Volkstons ist da, wie dort, eine so ursprüngliche, daß man unmittelbar an dem Urquell zu stehen vermeint. Grün's Robin Hood wird erst in Tagen vollkommen gewürdigt werden, in denen der gewaltige Eindruck, den um die Zeit des Erscheinens der Parlamentarier G.-Auersperg hervorrief, durch den natürlichen Lauf der Ereignisse in den Hintergrund gedrängt sein wird. — Der „Parlamentarier“ war es überhaupt, der dem Dichter arge Concurrenz machte und ihm nicht Muße ließ, dem dichterischen Schöpfungsdrange zu genügen. Von 1864—1876 kam G. nur mehr dazu, hie und da den „Dioscuren“ — dem rasch populär gewordenen durch Hofrath Baron Falke begründeten und trefflich redigirten Jahrbuche des 1. österreichischen Beamtenvereins —, dem Jahrbuche des liberal-politischen Vereins in Linz u. a. derartigen Publicationen Neues zu spenden und früher zerstreut Erschienenes zu sammeln. Als ob er den nahenden Tod geahnt hätte, bereitete er im letzten Lebensjahre (1876) zwei litterarische Erscheinungen vor, eine neue Ausgabe der „Spaziergänge“, die denn auch noch zu seinen Lebzeiten erschien und mit einem Widmungsgedichte an einen jungen Freund (den Neffen seiner Frau, Ignaz Grafen Attems, Obmann des deutschen Vereins in Graz) versehen ist. Das Erscheinen der Gedichtsammlung „In der Veranda“ (1877) konnte ihn nicht mehr erfreuen und es bereitete ihm auf seinem Todtenbette nicht geringen Kummer, dem er wiederholt Ausdruck gab, der Umstand, daß er diese mit aller Liebe und Pietät unternommene Nachlese nicht zu Ende durchsehen konnte. Diese posthume Gabe Grün's enthält der „Demanten und Perlen“ aus seinem poetischen Schatzkästlein gar viele und vor allem zählen die Zeitklänge mit Gedichten an den „Prinzen Johann“, an Radetzky, dann der Cyclus: „Prinz Eugenius“, „Der Tambour von Ulm“, „Gneisenau in Erfurt“ u. a. m. unter das Schönste und Treffendste, was in „historischer Lyrik“ seither auf dem Gebiete deutscher Dichtung geleistet wurde. Alsbald nach seinem Tode bot die Verlagshandlung Grote in Berlin eine Gesammtausgabe der Dichtungen Grün's, als deren Herausgeber L. A. Frankl fungirte, der auch eine Biographie des Dichters schreiben soll. — Die meisten Auflagen von Grün's Werken erlebten die „Gedichte“ und die „Spaziergänge“.

P. v. Radics, Anastasius Grün und seine Heimath, Festschrift zum 70jährigen Jubiläum des Dichters, Stuttgart 1876. — P. v. Radics, Anastasius Grün, Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken, Leipzig, 1879.

v. Radics.

Grunau: Simon G., geboren zu Tolkemit in Preußen, lebte als Dominicanermönch zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts in verschiedenen Conventen seines Ordens in Preußen (wahrscheinlich in Elbing und

Danzig) und verfaßte eine umfangreiche „Cronika und beschreibung aller lüstlichen, nützlichsten und waren historien des namkundigen landes Zu Prewssen" in 24 Tractaten (Büchern), die von der Urzeit bis zum J. 1529 reicht. Sein Werk ist eine Tendenzschrift der schlimmsten Art gegen die Herrschaft des deutschen Ordens und die Ausbreitung der Reformation in Preußen zu Gunsten der Polen und der alten Kirche und daher als Geschichtsquelle durchaus unbrauchbar. Obwol ihm reichliche Quellen, handschriftlich verbreitete Chroniken und kürzlich gedruckte Geschichtswerke (z. B. Aeneas Sylvius und Matthias von Miechow) zur Hand waren, entstellt er seine Vorlagen auf das Aergste zu Gunsten seiner Tendenz, erfindet Daten und Zahlen willkürlich und construirt sich für seine Fabeln eine Anzahl Gewährsmänner, die nur in seinem Kopfe existirt haben. Einen gewissen Werth hat Grunau's Chronik für sein eigenes Zeitalter, wir ersehen aus ihr die Aufregung, die sich damals in Preußen der Gemüther bemächtigt hatte, doch tischt er meistens Wirthshausgeschwätz mit schmutzigen Anecdoten vermischt auf. Leider hat seine tendenziös entstellte Erzählung durch spätere treuherzige Benützer (z. B. Lucas David und Caspar Hennenberger) die Tradition der preußischen Geschichte vergiftet: erst Johannes Voigt hat seinen ganzen Unwerth aufgedeckt. Die ersten 15 Tractate (bis 1440) sind kürzlich von dem Verein für die Geschichte der Provinz Preußen herausgegeben worden.

M. Toeppen, Geschichte der preußischen Historiographie, Berlin 1853, S. 122—201. Perlbach.

Grünbeck: s. Grünpeck.

Grund: Norbert G., einer der fruchtbarsten Kleinmaler Böhmens, wurde 1714 zu Prag geboren, wo er auch 1767 starb. Sohn eines Malers, überhaupt einer Künstlerfamilie angehörig, erhielt G. schon von Haus aus mannichfache Anregung zu einer vielseitigen Entwickelung seines Talentes. Bestimmten Zug gewann dieses jedoch erst in Wien, unter Leitung des Genre- und Landschaftsmalers Franz Ferg, dessen Vorliebe für die Niederländer vollständig auf den jungen G. überging, für Wahl und Behandlung seiner Darstellungsgegenstände maßgebend blieb. Nach der Uebersiedelung Ferg's nach London hielt G. eine kurze Umschau in Oberitalien und Deutschland, kehrte dann 1741 auf die Dauer nach Prag zurück und wurde hier bald der beliebteste und beschäftigtste Maler jener Periode. Meist in kleinen Breitbildern zwischen 20 und 40 Cmtrn., malte er mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und Eleganz bunt durcheinander: Bataillen und Kinderspielscenen, Seestücke und Bauerkirmsen, vereinsamte Schäferpärchen und Jahrmärkte, dazwischen immer noch recht gelungene Porträts. Zwei der besten von diesen, sein eigenes und das des Landschaftsmalers Mart. v. Molitor, sind in der zur Prager Gallerie der „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde" gehörigen „Hofer'schen Sammlung" zu finden, in welcher zugleich noch durch eine, die Hundertzahl erreichende Reihe von Landschaften und Genrebildchen, ziemlich erschöpfender Ueberblick zu gewinnen ist über die Productionsfülle dieses ganz seltsam aus seiner zeitgenössischen Umgebung vortretenden Künstlers. Leicht tockirt, meist auf einen — neuester Zeit wieder in die Mode gekommenen — silbergrauen Hintergrund versetzt, heben sich die fein colorirten, putzigen Figürchen oder Scenerien lebensfrisch ab, bis etwa auf die ins Mitinteresse gezogenen Thiere, die, wie durchweg bemerkbar wird, dem Pinselcommando einigermaßen widerstrebten. Bestimmte Angaben über die Gesammtzahl seiner Werke sind zwar nicht vorhanden, wol aber bleibt schon deshalb auf eine ungewöhnlich hohe Ziffer zu schließen, weil in den vielen Privatsammlungen Prag's, sowie in den Schlössern der böhmischen Cavaliere kein anderer Meister gleich vielzählig ver-

treten erscheint, wie eben G. Seine Popularität bestätigt in anderer Richtung noch, daß einer der bedeutendsten Kupferstecher jener Zeit, Johann Balzer, fast ausschließlich nur mit dem Nachstechen der Bilder von G. beschäftigt wurde. Dlabacz wußte blos 50 solcher Stiche anzuführen; wie ich mich indeß beim Durchsuchen der Kupferstichsammlung Burde's, des früheren Custos der Prager Gallerie überzeugen konnte, war die Zahl selbst mit 80 noch nicht abgeschlossen.

Rudolf Müller.

Grund: Friedrich Oscar G., Historiker, geboren zu Hamburg, am 16. Januar 1840, † am 30. Juni 1873. Sein Vater war der Tonkünstler Friedrich Wilhelm G. (ein Sohn des Musiklehrers Georg Friedrich G. und ein Bruder des Kapellmeisters zu Meiningen Eduard G.) geboren am 7. October 1791 zu Hamburg, † daselbst am 24. November 1874, Musiklehrer, Begründer (1819) und vieljähriger Director der Hamburger Singakademie, Dirigent der philharmonischen Concerte, überhaupt einer der ausgezeichnetsten Orchester- und Chordirigenten, Componist im Opern- und Oratorienfach, ein echter Künstler und liebenswürdiger Mensch. Der Sohn Oscar hatte als Knabe das Unglück, auf dem Eise einzubrechen und an einer Hautkrankheit, die ihn in Folge der Erkältung befiel, zu erblinden. Seit Ostern 1857 Realgymnasiast, besuchte er die Vorlesungen des akademischen Gymnasiums und entschloß sich, nachdem ihm die Erlernung der Blindenschrift, auf deren Existenz er zufällig von einer Leidensgefährtin aufmerksam gemacht worden war, die Möglichkeit eigener wissenschaftlicher Arbeit gewährleistet hatte, zum Studium der Geschichte. Nach Beendigung der Lehrzeit, in Heidelberg und besonders in Göttingen unter Waitz, wurde er auf Grund seiner Arbeit „Die Wahl Rudolfs von Rheinfelden zum Gegenkönig" (Leipzig 1870) zum Dr. phil. promovirt. Von Göttingen, wo auch eine zweite Arbeit, „Kaiser Otto des Großen angeblicher Zug gegen Dänemark" (Forschungen, Bd. 11), entstanden war, ging er nach München, wo er eine größere Arbeit aus der französischen Geschichte, zunächst über den Schriftsteller Suger, begann. In Hamburg erkrankt, siedelte er, eben wieder hergestellt, nach Straßburg über, wo er sich zu habilitiren gedachte, wurde aber hier sofort von einem Scharlachfieber befallen, das für ihn den Tod im Gefolge hatte. Mit einer seltenen Pflichttreue, die den Blinden vor keiner Mühseligkeit zurückschrecken ließ, und einem glücklichen Auffassungs- und Combinationstalent, das sich einem reicheren Stoffe gegenüber gewiß voll entfaltet haben würde, verband er eine joviale, liebenswürdige Natur, die ihn leicht zum Mittelpunkt wissenschaftlich angeregter Kreise machte und dieselben das Beengende seines Leidens und dieses selbst vollständig vergessen lassen konnte.

K. Koppmann.

Gründler: Karl August G., Rechtslehrer, geboren zu Halle den 21. November 1769, gestorben zu Erlangen am 19. December 1843. Nach Absolvirung der Studien in seiner Vaterstadt habilitirte er sich daselbst als Privatdocent der Rechte, erhielt 1796 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Rechte nach Erlangen, wo er im folgenden Jahre ordentlicher Professor wurde und bis zu seiner Quiescirung thätig war. Er war ein fleißiger Lehrer, als Schriftsteller nicht bedeutend. Von seinen dem preußischen Rechte und anderen Zweigen gewidmeten Schriften sind zu erwähnen: „Entwickelung der Frage: Können die sog. symbolischen Bücher der lutherischen Kirche nach reichs- und territorial-staatsrechtlichen Grundsätzen abgeändert werden?" 1796. „Das im Königreich Bayern geltende katholische und protestantische Kirchenrecht", 1839. Andere in Neuer Nekrolog, 1843, S. 1223.

v. Schulte.

Grundmayr: Franz G., Beneficiat und Ceremoniar an der Stadtpfarrkirche zu St. Peter in München, geboren zu Altenerding in Oberbayern 1750, zum Priester geweiht 1773, machte seinen Namen durch mehrere theologische

Schriften bekannt. Vornehmlich wirkte er mit großem Eifer den Grundsätzen der Encyklopädisten entgegen, die auch in Bayern vielfach Eingang gefunden hatten. Im J. 1811 wurde er auf Betreiben des französischen Gesandten zu München verhaftet und nach der Festung Oberhaus nächst Passau verbracht, weil er sich als den Verfasser gewisser durch den Druck verbreiteter Gebete bekannte, in denen man eine Kritik der Willkürherrschaft Napoleons zu entdecken glaubte. Es ist wol anzunehmen, daß ihn nur der bald eingetretene Umschwung der Zeitverhältnisse vor einem schlimmeren Loose bewahrte. Als mit dem J. 1813 Napoleon's Einfluß auf Baiern gebrochen war, scheint man des Gefangenen auf Oberhaus vergessen zu haben; erst drei Jahre später, 1816, wurde er aus seiner Haft entlassen. Er starb zu München am 25. Januar 1823. Unter seinen Schriften ist besonders zu nennen: „Lexikon der römisch-katholischen Kirchengebräuche", Augsburg 1801. Zweite Aufl. 1816.

Geiß, Geschichte der Stadtpfarrei St. Peter in München, 1868, S. 151 und 152. (Das Jahr der Freilassung Grundmayr's ist hier unrichtig angegeben.) Gg. Westermayer.

Grüneisen: Karl G., Theolog, geb. zu Stuttgart den 17. Januar 1802, gest. ebendaselbst am 26. Februar 1878. Als Sohn des Oberregierungsraths Karl Christ. Heinr. G. († 1831) und der Henriette geb. Hauff (Tante von Hermann und Wilhelm Hauff) für die Universität vorgebildet im Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog er Herbst 1819 die Hochschule Tübingen, um — im Stift — Theologie zu studiren, errang Preise in der philosophischen Facultät, wie in der theologischen den katechetischen und homiletischen, setzte 1824 seine Studien in Berlin hauptsächlich unter Schleiermacher fort, genoß daneben des bildenden Einflusses des damaligen, um Hitzig, Chamisso u. A. sich sammelnden Kreises für schöne Litteratur, übrigens unter treuer Wahrung seiner schwäbischen Art. Einer Reise nach Italien, namentlich dem in Rom ihm vergönnten Umgang mit Kölle, Bunsen, Thorwaldsen, Th. Wagner, Schnorr, verdankte er gründliche Kenntnisse in der bildenden Kunst, die er später in Schriften und Vereinen reichlich zu verwerthen wußte. Im J. 1825 von König Wilhelm zum Hofcaplan und Feldprediger der k. Garden ernannt, verehelichte er sich mit Friederike, Tochter des Professors der Astronomie Bohnenberger in Tübingen, wurde 1835 Hofprediger und Oberconsistorialrath, und machte sich in den folgenden Jahren um die Redaction des württembergischen evangelischen Gesangbuchs, wie des Kirchenbuchs (Liturgie) wesentlich verdient. Das Vertrauen des Königs ordnete ihn 1845 zur ersten deutschen evangelischen Kirchenconferenz nach Berlin ab, wie er denn auch von 1852—68 Württemberg bei den „Eisenacher Kirchenconferenzen", zugleich als deren Vorsitzender, vertrat. An der Gründung des Gustav-Adolf-Vereins nahm er warmen Antheil, als einer aus dem evangelischen Glauben und warmer christlicher Bruderliebe fließenden That. Besonders angelegen war G. die Gründung und Leitung des „Vereins für christliche Kunst", der von 1857 an eine reiche Wirksamkeit in Berathung Einzelner, wie der Behörden und Gemeinden entfaltete, und durch das „Christliche Kunstblatt", welches, seit 1858 herausgegeben von G., Schnaase und Schnorr, später von G., Lübke, Pfannenschmidt und H. Merz, auf Weckung und Ausbildung echten christlichen Kunstsinns in weitesten Kreisen fördernd wirkte. Von der Vielseitigkeit seiner Bildung und seiner Kenntnisse legen die zahlreichen Schriften, die er während eines vollen Menschenalters herausgab, rühmliches Zeugniß ab. Während das erste schriftstellerische Product ein Bändchen „Lieder" war (1823), ließ er 1834 eine Sammlung Predigten „Für Gebildete in der Gemeinde", 1838 — zuerst in der Deutschen Vierteljahrsschrift — die bahnbrechende Arbeit „Ueber Gesangbuchsreform" erscheinen, in der er, aller Aus-

schließlichkeit fremd, sich den verschiedensten Richtungen gerecht erwies, wenn sie nur von der Liebe zur Wahrheit und sittlichem Bedürfniß sich leiten ließen. Mit seinem „Haus-Gebetbuch", 1846, 6. Aufl. 1868, einer trefflichen Auswahl der gediegensten Gebete und Lieder von Luther bis Wessenberg, kam er, zumal in seiner handlichen Form, einem wirklichen Bedürfniß entgegen. Für die Kirchengeschichte gab er werthvolle Beiträge durch seinen „Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Württemberg", 1841, und sein biographisches Werk: „Niclaus Manuel, Leben und Werke eines Malers, Dichters, Kriegers, Staatsmanns und Reformators im 16. Jahrhundert", 1837, und „Die Christenburg, allegorisch-epische Dichtung von Joh. Val. Andreä", 1836. Wesentlich der Kunst und Kunstgeschichte gehört seine wissenschaftliche Erstlingsschrift „Ueber die bildliche Darstellung der Gottheit" an, 1828, dem edlen Freiherrn v. Wessenberg gewidmet. Als Dank für die ihm 1839 von Leipzig verliehene Würde eines Dr. theol. widmete er der theologischen Facultät die Abhandlung: „De protestanismo, artibus haud infesto", 1836. Im J. 1840 gab er mit seinem Freund Eduard Mauch „Ulms Kunstleben im Mittelalter" heraus, 1841 mit Th. Wagner „Die Werke Dannecker's, mit seinem Lebensabriß", Umrisse und begleitender Text. Nach Schorn's Tod besorgte er die Redaction des „Kunstblatts" zum Morgenblatt, bis zu seinem Aufhören 1848. Die Akademie der bildenden Künste in Berlin ernannte ihn 1845 zum Ehrenmitglied. Fünfzehn Jahre stand er, nachdem er seit 1831 eine Reihe von Jahren die (Volks-) Schulinspection in Stuttgart geleitet, dem „Katharinenstift", einem höheren weiblichen Erziehungsinstitut, als königl. Commissär vor. Im Consistorium war er, nachdem schon seit 1830 verschiedene Anträge von Mitgliedern der zweiten Ständekammer, wie Scholl, Schott, Schmid, nicht zum Ziel geführt, für die Autonomie, welche die Verfassung zugesagt, für die Einführung einer kirchlichen Vertretung thätig, und es darf die Einsetzung der untersten Stufe, des „Pfarrgemeinderaths", wie der zweiten, der „Diöcesansynoden", 1851 und 1854, wesentlich seiner Anregung und Mitwirkung zugeschrieben werden, während die Einführung der „Landessynode" beinahe mit der Zeit seiner Pensionirung, 1868, zusammenfällt. Fast zwei Jahrzehnte hindurch war er Vorstand des „Vereins für classische Kirchenmusik", der die edelsten classischen Tonschöpfungen zu pflegen und zur Aufführung zu bringen sich zur Aufgabe stellt und von der Hauptstadt aus vielfach befruchtend auf das ganze Land wirkt. Weniger glücklich als in dem Eifer für edle kirchliche Formen, namentlich bei Aufführung und Restauration von Kirchen und Bewahrung von Gemeinden und Behörden vor schädlichen Mißgriffen, war er mit dem Versuch, die Gottesdienstordnung in der württembergisch-evangelischen Kirche, die sich mit fast reformirter Einfachheit ausgebildet hatte, mehr im Sinne der formenreicheren lutherischen Liturgie umzugestalten. Der schwäbische Sinn und Geist, in manchen Beziehungen dem schweizerischen verwandter, verhält sich gegen Cultusformen und -Reformen vielmehr mißtrauisch und ablehnend. Einer solchen vielseitig anstrengenden Thätigkeit blieb G. bis ins höhere Alter, durch die geregeltste Lebensweise gewachsen. Auch nachdem ihn der König in Ruhestand versetzt, waren es, neben der Ehrenmitgliedschaft des Consistoriums, seine Lieblingsfächer, denen er noch ein volles Jahrzehent seiner Theilnahme und Thätigkeit widmete, bis ihn am 28. Februar 1878 nach kurzer Krankheit ein sanfter Tod aus dem Kreis seiner zärtlich an ihm hängenden Kinder und seiner zahlreichen Freunde abrief.

Nekrol. im Schwäb. Merkur vom 20. März 1878. Christliches Kunstblatt vom 1. Mai 1878, Nr. 5 (von Prälat Dr. v. Merz).

J. Hartmann d. Ä.

Gruner: Christian Gottfried G., Arzt, ist den 8. November 1744 in Sagan geboren. Er ist der Sohn wenig vermögender Leute, welche ihn ursprünglich zur Erlernung eines Handwerkes bestimmt hatten, seinen dringenden Bitten, ihm eine wissenschaftliche Ausbildung zu Theil werden zu lassen, aber schließlich nachgaben und ihm die Möglichkeit verschafften, sich in Görlitz eine tüchtige Gymnasialbildung zu eigen zu machen. Unter den größten Entbehrungen absolvirte er diese Gelehrtenschule und siedelte, mit äußerst sparsamen Mitteln ausgestattet, im J. 1765 nach Leipzig über, um sich hier, dem seinen Eltern gegebenen Versprechen zufolge, dem Studium der Theologie zu widmen; schon nach Verlauf eines halben Jahres aber gab er die Theologie auf und wandte sich, von besonderer Neigung getrieben, der Medicin zu, während er sich daneben mit dem ihm liebgewordenen Studium der alten Sprachen weiter beschäftigte und damit den Grund für seine späteren hervorragenden Leistungen im Gebiete der Geschichte der Medicin gelegt hat. Den Wunsch, nach Beendigung seiner Studien in Leipzig zu bleiben, um die akademische Laufbahn einzuschlagen, mußte er auf die Vorstellungen seiner Freunde, die ihn auf die Unmöglichkeit aufmerksam machten, sich hier in kurzer Zeit die nöthigen Existenzmittel zu verschaffen, zu seinem tiefen Bedauern aufgeben, er wandte sich nach Halle, promovirte hier am 22. December 1769 und habilitirte sich darnach als praktischer Arzt in Breslau. — Im J. 1772 veröffentlichte er seine erste gelehrte Arbeit, die „Censura librorum Hippocraticorum“ und lenkte mit derselben die Aufmerksamkeit der ärztlichen Gelehrtenwelt in einem so hohen Grade auf sich, daß er schon im Jahre darauf einen Ruf als Prof. ord. nach Jena an Stelle Baldinger's erhielt, der nach Göttingen übergesiedelt war. G. folgte diesem Rufe um so freudiger, da das gespannte Verhältniß, in welchem er zu den Aerzten Breslau's lebte, ihm den Aufenthalt daselbst nichts weniger als angenehm gemacht hatte. Am 29. November 1773 wurde er als Professor der theoretischen Medicin und der Botanik in die medicinische Facultät von Jena eingeführt und nun gab er sich mit Feuereifer der litterarischen Thätigkeit, und zwar vorwiegend auf dem ihn speciell interessirenden Gebiete der Geschichte der Medicin hin; schon in demselben Jahre veröffentlichte er seine Untersuchungen über Eros und Trotula („Neque Eros, neque Trotula, sed Salernitanus quidam Medicus, isque Christianus, auctor libelli est, qui de morbis mulierum inscribitur“) und seine Schrift zur Geschichte der Blattern („Variolarum antiquitates ab Arabibus solis repetendae“), im folgenden Jahre erschienen von ihm „Analecta ad antiquitates medicas“ und „Morborum antiquitates“, im J. 1775 seine „Semiotice generalis physiologiam et pathologiam complexa“, welche er später (1793 und 1801) in erweiterter Bearbeitung und in deutscher Sprache herausgab und die bei dem ersten Erscheinen sich eines solchen Beifalls erfreute, daß er in Anerkennung dieser seiner Leistung zum Prorector der Universität und zum herzogl. weimarischen Hofrathe ernannt wurde. Weiter veröffentlichte er, neben zahlreichen, das Gebiet der praktischen Heilkunde und der Historie betreffenden, von ihm selbst oder unter seiner Leitung bearbeiteten akademischen Gelegenheitsschriften (ein vollständiges Verzeichniß dieser, sowie aller seiner litterarischen Productionen findet sich in Biogr. méd. IV. p. 529), im J. 1776 eine von ihm besorgte Ausgabe der Reiske und Fabri'schen „Opuscula medica ex monumentis Arabum et Ebraeorum“, in den J. 1781 und 1782 die „Bibliotheken der alten Aerzte in Uebersetzungen und Auszügen“, gleichzeitig die eben damals aufgefundenen Bücher der „Collecta“ des Oribasius, im J. 1789 die Ergänzungen zum „Aphrodisiacus“ des Luisinus, im J. 1790 die „Fragmenta de variolis et morbillis medicorum Arabistarum, Constantini, Sylvatici etc.“, 1793 die sehr verdienstvolle Sammlung „De morbo gallico scriptores medici et

historici", in den J. 1794 und 1795 die „Nosologia historica ex monumentis medii aevi lecta", und 1800 die „Pandectae medicae", welche vorher in einzelnen Programmen erschienen waren. — Demnächst hat G. in den J. 1780—1785 unter dem Titel „Delectus dissertationum med. Jenensium" in 3 Bänden eine Sammlung der besten, in eben jener Zeit in Jena erschienenen, medicinischen Dissertationen veranstaltet, ferner in den J. 1783, 84 und 88 3 Bände „Kritische Nachrichten von kleinen medicinischen Schriften in- und ausländischer Akademien" herausgegeben und in den J. 1781—97 den von ihm begründeten und redigirten „Almanach für Aerzte und Nichtärzte" veröffentlicht. — Mit enormem Fleiße verband G. eine hervorragend philologisch-antiquarische Bildung, sehr gründliche litterarische Kenntnisse, ein scharfes kritisches Urtheil und einen hohen Grad von Gewissenhaftigkeit in der Forschung, und so tragen alle seine Schriften, trotz der Productivität, die er entwickelt hat, nicht nur den Stempel der Treue und Verläßlichkeit, sondern auch derjenigen wissenschaftlichen Vollendung, welche das ihm gebotene Material ermöglichte. Zu den bedeutenderen Arbeiten Gruner's gehört auch die von ihm veranstaltete Sammlung der die „Geschichte des englischen Schweißes" betreffenden Nachrichten; er hatte die Veröffentlichung derselben durch zwei kleine Schriften („Scriptores de sudore anglico superstites" und „Iterinarium sudoris anglici") eingeleitet, die Sammlung selbst ist handschriftlich in seinem Nachlasse gefunden und erst im J. 1847, mit Zusätzen und Anmerkungen versehen, von Häser herausgegeben worden. — Die Vertiefung Gruner's in die Vergangenheit macht es, zum Theil wenigstens, erklärlich, daß er, besonders in der späteren Zeit seines Lebens, den Fortschritten der Wissenschaft nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, in einseitiger Weise auf seinem isolirten Standpunkte verharrt hat. Wenn hierdurch der wissenschaftliche Ruhm Gruner's entschieden beeinträchtigt wird, so sind es in einem viel höheren Grade moralische Schwächen in seinem Charakter, welche das von ihm zu entwerfende Lebensbild trüben. Es bleibe dahingestellt, wie weit eine mangelhafte Erziehung in seiner frühen Jugend zu diesen Charakterfehlern beigetragen, wie weit später Sorgen und Mühseligkeiten während seines Aufenthaltes auf der Universität und während der ersten Jahre seiner praktischen Thätigkeit in Breslau durch Verbitterung dieselben gesteigert haben, sicher ist es, daß schon in Breslau arge Zerwürfnisse zwischen ihm und andern Aerzten der Stadt bestanden, zu denen er selbst wohl durch die an ihm später so evident hervorgetretene Selbstüberschätzung und Unverträglichkeit am meisten beigetragen haben mag, und daß er von dem Augenblicke an, in welchem er die Professur in Jena antrat, bis zu seinem am 5. December 1815 erfolgten Tode in fortdauernder Fehde mit seinen Collegen stand. In roher Weise setzte er sich über alle diejenigen Rücksichten fort, welche Sitte und Anstand im ehelichen und häuslichen Leben gebieten, indem er alles Dies für bloßes Vorurtheil erklärte; er scheute sich nicht, Coterien zu bilden und unwürdige Intriguen gegen tüchtige, ihm unliebsame Collegen, wie gegen Loder, Stark (den Aelteren), namentlich aber gegen Fichte anzuspinnen, indem er in die Anklage, welche von den Behörden gegen diesen großen Philosophen wegen Atheismus erhoben worden war, aufs lebhafteste einstimmte, wiewol er selbst nichts weniger als strenggläubig war, die Entlassung desselben nach Kräften förderte und nach erfolgter Dimission ihm noch einen boshaften Nachruf nachschleuderte. In seiner Kritik war G. unduldsam, in seinem Tadel roh und ausfallend, und gerade hieraus, aus der Scheu, mit dem „etwas hitzigen Manne" anzubinden, erklärt es sich, daß trotz seiner Angriffe eigentliche litterarische Fehden zwischen G. und seinen Zeitgenossen nicht bestanden haben. Ein Beispiel seiner Rohheit im gesellschaftlichen Umgange findet sich in der von Keßler verfaßten Lebensgeschichte des „alten Heim"

(Leipz. 1846, S. 321). Heim hatte G. während seiner Studienzeit kennen und seiner Gelehrsamkeit wegen schätzen gelernt; im Mai 1796 machte er ihm bei seinem Aufenthalte in Jena einen Besuch, über dessen Ausgang Heim in seinem Tagebuche folgende Notiz gibt: „G. öffnete mir selbst die Thür, versicherte mich aber mit halbzorniger Miene, daß er nicht zu Hause sei. Ungeachtet ich ihm nun meinen Namen nannte, wollte er doch nichts von mir wissen, warf mir die Thür vor der Nase zu und gab mir noch durch das Geräusch des Zuriegelns seinen innern Unwillen zu vernehmen.“ — G. starb am 5. December 1815, nachdem er in eben diesem Jahre vom Könige von Schweden, dem er die letzte seiner Arbeiten, die Ausgabe der Schrift des Zosimus „περὶ Ζύθων ποιήσεως“ (Sulzb. 1814) gewidmet hatte, zum Ritter des Wasa-Ordens ernannt worden war. Sein Dahinscheiden versetzte die Bevölkerung Jenas, in deren Mitte er nahe ein halbes Jahrhundert gelebt hatte, in tiefe Trauer, seine wissenschaftlichen Leistungen haben ihm ein dauerndes Andenken in der Gelehrtenwelt gesichert.

Nähere Daten über sein Leben hat Henschel in Janus, Zeitschr. für Geschichte und Litteratur der Med., 1846, I. S. 823, gegeben.

A. Hirsch.

Gruner: Gottlob Siegmund G., berühmter Naturforscher, geboren am 20. Juli 1717 zu Bern, gestorben am 10. April 1778 daselbst. Sein Vater, der Pfarrer Joh. Rudolph G., war ein großer Naturfreund und besaß eine ansehnliche Sammlung von Mineralien, sowie anderer Curiositäten. Dadurch scheint zunächst der Sinn und die Liebe zur Naturwissenschaft in dem heranwachsenden Knaben angeregt worden zu sein. Nach zurückgelegten Studien trat G. mit einem Dissertationsschriftchen „De cultu ignis apud gentiles“ 1736 zuerst vor die Oeffentlichkeit. G. widmete sich anfänglich dem Notariat, nahm jedoch später eine Archivarstelle bei dem Landgrafen von Hessen an und wurde 1743 Hofmeister bei den Prinzen von Anhalt-Schaumburg, die er auf Reisen begleitete. Dabei sammelte er eifrig Mineralien, um damit das Cabinet seines Vaters zu bereichern. In seine Heimath zurückgekehrt, trat G. wieder in die politische Laufbahn zurück, nahm 1749 die Stelle eines Vice-Amtsschreibers zu Thorberg an, wurde 1755 Fürsprech und 1764 Landschreiber für Landhut und Frauenbrunnen in Utzidorf. Dieser Dienst ließ ihm zureichend Zeit, um sich lebhaft auch mit naturwissenschaftlichen Studien zu befassen. Seine erste größere Publication „Das Eisgebirge des Schweizerlandes“, 1760 (französische Ausgabe 1770), und eine zweite deutsche Auflage unter dem Titel: „Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens“, 1778, fand allseitige Anerkennung. Eine Ergänzung hierzu erschien später in Wyttenbach's Beiträgen zur Naturgeschichte des Schweizerlandes. In diesen Abhandlungen beschreibt G. das Schweizer Hochgebirge mehr nach Mittheilungen Anderer als auf eigene Beobachtungen gestützt, als ein Wunder der Natur, aber ohne gründlich auf die physikalische Seite der Erscheinungen einzugehen, weil ihm tiefere naturwissenschaftliche Kenntnisse in vieler Hinsicht abgingen. Eine beigegebene mineralogische Karte dürfte wol als die erste anzusehen sein, welche von einem Schweizer über sein Vaterland geliefert wurde. Das Hauptverdienst dieser Publicationen liegt in der Anregung, welche G. durch Beschreibung für das Studium des Hochgebirgs und insbesondere der Gletscher gab. Auch ist bemerkenswerth, daß er bereits das Wachsen der Gletscher einfach dem Drucke zuschreibt. Zugleich war G. wol der erste, welcher die Natur der erratischen Blöcke als Abkömmlinge aus fernen Gegenden richtig erkannte. Weiter ging er in seinem Werk: „Die Naturgeschichte Helvetiens in der alten Welt“, 1773 (auch französisch 1776), in dem er die Entstehung des Schweizer Bodens aus einem salzigen, spätestens zur Zeit der Sündfluth abgelaufenen

See zu erklären versuchte. Auch machte er auf die Versteinerungen der Molasse aufmerksam und leitete die Entstehung der Thäler aus der Erosion des Wassers her. Ebenso erweiterte er auf Grundlage einer überaus reichen Mineraliensammlung durch ein „Verzeichniß der Mineralien des Schweizerlandes“, 1775, wesentlich die Kenntniß seines Vaterlandes namentlich durch Angabe zahlreicher neuer Fundorte. Außerdem beschäftigte sich G. noch mit juristischen, staatswirthschaftlichen und ökonomischen Studien, wie eine große Anzahl dahin gehöriger Abhandlungen beweist. Als die hervorragendsten sind zu nennen: „Materialregister über die der Stadt Bern erneuerte Gerichtssatzung“, 1764; dann in den Schriften der Berner ökonomischen Gesellschaft, deren Mitglied er war: „Wie die Sümpfe in nutzbares Land zu verwandeln seien“; „Von den Ursachen des Verfalls des Nahrungsstandes in denen Städten“; „Ueber Mittel der Aufnahme von Bergwerken“; „Von der besten Theorie der Wasserquellen“; „Erfahrungen über verschiedene Art von Bienenzucht“; „Vom Schwellenbau“ etc. Auch lieferte G. eine Uebersetzung von Haller's Schriften aus dem Schwedischen. Gruner's Namen erscheint auch unter den Mitgliedern der Acad. Leop. Car. Nat. Curios.

Wolf's Biogr., II. 275. Keferstein, Gesch. d. Geogn., 96. Meusel, Lex., IV. Leu, Allg. helv. Lexikon. Gümbel.

Gruner: Johann Gerhard G., einer sachsen-koburgischen Beamten- und Gelehrtenfamilie entstammend. Geboren am 15. Februar 1734 zu Koburg als Sohn des durch seine „Opuscula ad illustrandam historiam Germaniae“ bekannt gewordenen Consistorialpräsidenten Joh. Friedrich G., erhielt er seine gelehrte Ausbildung auf dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt und weiterhin an der Universität zu Jena, wohin er sich 1752, um die Rechte zu studiren, begeben hatte. In seine Heimath zurückgekehrt, wurde er fürs erste Hof- und Regierungsadvocat, machte sich aber durch eine glückliche Vereinigung ausgebreiteter theoretischer Kenntnisse und ungewöhnlicher praktischer Gewandtheit bald in dem Grade bemerkbar, daß er als Kammerconsulent in den unmittelbaren Staatsdienst gezogen wurde. Hier stieg er, kraft seiner hervorragenden Befähigung und einer seltenen Arbeitskraft, durch günstige persönliche Conjuncturen unterstützt, von Stufe zu Stufe, bis er im J. 1783 auf der Spitze seiner Berufsleiter als Kammerpräsident anlangte. Sieben Jahre darauf ist er gestorben. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und die Theilnahme der Nachwelt hat er sich aber durch den Umstand erworben, daß er neben seinen vielfachen Berufsgeschäften noch Zeit zur Schriftstellerei fand. Seine bez. reiferen Arbeiten sind alle in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens entstanden oder doch an das Licht getreten und gehören dem Gebiete der Geschichte und der geschichtlichen Landeskunde an. Die letztere Art ist durch eine „Historisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Koburg sachsen-saalfeldischen Antheils“ vertreten, die erstere durch eine Anzahl von Lebensbeschreibungen sächsischer Herzöge aus dem 16. und 17. Jahrhunderte, und unter diesen darf man die den Herzog Johann Friedrich d. M. von Sachsen betreffende als die wichtigste bezeichnen. Gruner's Darstellungsweise tritt übrigens überall schlicht und anspruchslos auf; der Vorzug seiner gedruckten Schriften besteht überwiegend in der urkundlichen Haltung derselben. Immerhin darf G. in die Zahl jener tüchtigen Männer des vorigen Jahrhunderts eingereiht werden, die mit solider praktischer Wirksamkeit ein lebendiges wissenschaftliches Interesse verbunden und dieses gerade auch für die Geschichtsschreibung fruchtbar zu machen verstanden haben.

Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1790, S. 18—24. — Ein Festprogramm des Prof. Facius zu Koburg aus dem J. 1791 mit Nachrichten über Gruner's Leben. Wegele.

Gruner: Johann Rudolf G., von Bern (1680—1761), war von 1707 an Pfarrer zu Trachselwald im Emmenthal, seit 1725 Pfarrer zu Burgdorf und später Decan des Bezirks, ein Polyhistor und Vielschreiber, der mit außerordentlichem Fleiße historische, genealogische und topographische Notizen sammelte und zusammenstellte. Gedruckt wurde eine geschätzte Beschreibung der Stadt Bern, „Deliciae urbis Bernae“, deren Verbreitung unbegreiflicher Weise die Regierung ein Verbot in den Weg stellen wollte. Der handschriftliche Nachlaß, der nicht weniger als 386 Bände in Folio und in Quarto umfaßt, ist zum größten Theile der Berner Stadtbibliothek übergeben worden und bildet eine in mancher Richtung werthvolle und brauchbare Quelle. Es befinden sich darunter 90 Bände aus den Urkunden zusammengetragener Genealogien der Bernischen ausgestorbenen und noch lebenden Familien; ein „Catalogus scriptorum Helveticorum“; „Biographia virorum illustrium“; „Berna litterata“; eine „Geschichte der Reformation in Bern“; eine Chronik seiner eigenen Zeit; ein „Thesaurus topographicus historicus totius ditionis Bernensis“ in 4 Bänden &c. G. stand mit vielen gelehrten Zeitgenossen in brieflichem Verkehr und war einer der bedeutendsten Mitarbeiter an einer Anzahl größerer litterarischer Unternehmungen, wie an Leu's „Helvetischem Lexikon“, Scheuchzer's „Topographie der Schweiz“ und an den „Schweizerischen Kirchengeschichten“ von Hottinger und von Ruchat.

Gruner's Familienchronik. — Lutz, Moderne Biographien. — Biographie Universelle Tom. XVIII. — Ueber seine Schriften siehe Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte, Register. Blösch.

Gruner: Karl Justus v. G., preußischer Staatsmann und bekannt als einer der heftigsten Kämpfer gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft, war am 28. Februar 1777 zu Osnabrück inmitten einer Familie geboren, in welcher seit Generationen ein tüchtiger Geist lebendigen Strebens waltete. Sein Urgroßvater war Schullehrer gewesen, sein Großvater Geistlicher und zuletzt lange Jahre hindurch Pfarrer an St. Katharinen zu Osnabrück, sein Vater endlich war Vicedirector der fürstlichen Land- und Justizkanzlei in Osnabrück und präsidirender Rath des dortigen evangelischen Landesconsistoriums. Dieser Letztere lebte im engsten freundschaftlichen Verkehr mit Justus Möser, welcher in dem kleinen Osnabrücker Lande eine wichtige amtliche Stellung einnahm, und in derselben großen Einfluß auf die Angelegenheiten seiner Heimath, noch weit größeren aber als gefeierter Schriftsteller auf die Litteratur und den geistigen Entwickelungsgang der gesammten Nation ausübte. Von ihm, seinem Pathen, erhielt G. den Vornamen Justus, und führte denselben sein ganzes Leben hindurch mit besonderer Vorliebe. In solcher Atmosphäre erwuchs der Knabe, der seit seinem 14. Jahre das Gymnasium seiner Heimathstadt besuchte. Früh schon hatte der Tod ihm (1787) den noch im kräftigsten Mannesalter stehenden Vater entrissen, der eine Wittwe mit zwölf unversorgten Kindern in beschränkter Vermögenslage zurückließ. Als G. seine Gymnasialzeit vollendet, und vergeblich versucht hatte, sich jetzt schon in seiner Heimath eine dauernde Stellung zu verschaffen, entschloß er sich zu studiren, und wurde durch ein Stipendium, welches die Landesregierung ihm aussetzte, und durch die gleichzeitige Unterstützung eines entfernten Verwandten in den Stand gesetzt, im Alter von 19 Jahren die Universität zu beziehen. Zunächst wendete er sich nach Halle, welches er aber, durch sein lebhaftes Naturell in die Reibungen der Studenten mit dem dortigen Commandirenden, dem Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels, verwickelt, bald wieder zu verlassen gezwungen war. Er bezog nun die Universität Göttingen, welche damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand. Hier wendete er sich dem Studium der Rechte und der Nationalökonomie mit Eifer zu, und schloß Freundschaften fürs Leben mit Altersgenossen, von denen wir hier

nur Albrecht Eichhorn, den späteren so verdienstvollen und ausgezeichneten Director des preußischen auswärtigen Amtes und zuletzt Cultusminister, und den nachmals so berühmt gewordenen Germanisten Karl Friedrich Eichhorn nennen wollen. — Von raschem Verstand, von lebhaftem Temperament und von feurigem Geiste, dabei eifrig und schnell in der Arbeit und mit großem natürlichen Scharfblick für die Beurtheilung der Menschen und deren Behandlung begabt, trat G. (1798), mit Kenntnissen wol ausgerüstet, von der Universität ins praktische Leben.

Vier Jahre (1798—1802) verlebte er nun in seiner Vaterstadt und war während dieser Zeit eifrig bemüht, sich durch einige, rasch hintereinander erscheinende Schriften in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Es erschienen von ihm 1) „Versuch über Strafen“, 1799, 2) „Versuch über die rechte und zweckmäßigste Einrichtung öffentlicher Sicherheitsinstitute und deren Verbesserung“, 1802, 3) und ebenfalls 1802 in zwei Bänden in der Form einer etwas romanhaft eingekleideten Reisebeschreibung: „Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des 18. Jahrhunderts“, 4) endlich eine kleine Schrift: „Actenmäßige Erzählung der Betrügereien eines angeblichen Wundermädchens“, 1800, und 5) ein Bruchstück gebliebener Roman „Leidenschaft und Pflicht“, ebenfalls 1800. — In allen diesen Schriften verräth sich zwar sofort die Jugendlichkeit des Verfassers, aber eben so tritt uns darin allenthalben eine scharfe Beobachtungsgabe, eine lebendige Darstellung und eine edle Gesinnung entgegen.

Inzwischen hatten die in Folge der Revolutionskriege eingetretenen allgemeinen politischen Verhältnisse angefangen, ihre Rückwirkung auch auf die Zustände im Osnabrückischen zu äußern. Im Baseler Frieden (April 1795) hatte die französische Republik sich mit Preußen und dessen Verbündeten über eine Demarkationslinie geeinigt, welche das nördliche für neutral erklärte Deutschland umfassen und von den Truppen der norddeutschen Verbündeten besetzt werden sollte. In Folge dieser Verabredung lag vom J. 1795 ab bis ins J. 1801 hinein eine preußische Garnison in Osnabrück. Dieser Umstand wurde für G. äußerst folgenreich. Er kam in lebhaften Verkehr mit den Offizieren der preußischen Truppen, namentlich, wie es scheint, mit den späteren Generalen Müffling und Steinmetz und trat unter ihrer Vermittelung im J. 1802 in den preußischen Staatsdienst. In Berlin war man damals eifrig darauf bedacht, die neuen Gebietstheile zu heben, welche Preußen bei der zweiten und dritten polnischen Theilung (1793 und 1795) erworben hatte. Zu diesem Zwecke suchte man Colonisten aus Süddeutschland, namentlich aus Schwaben, herbeizuziehen. G. fand zunächst bei den mit dieser Aufgabe betrauten Behörden Verwendung und leitete, nach kurzer Zeit zum Kammerrath befördert, das Geschäft von Franken aus, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, mit so glücklichem Erfolge, daß er bald an den Sitz der obersten Verwaltung nach Berlin (1804) gezogen, und von da aus schon 1805 als Director an die Kriegs- und Domänenkammer in Posen versetzt wurde. Inmitten dieser seiner neuen Amtsthätigkeit überraschte ihn (Herbst 1806) der Ausbruch des Krieges mit Frankreich, welcher in schneller Folge den Einmarsch in Posen und die Erhebung der gesammten polnischen Bevölkerung nach sich zog. Aber auch in dieser Lage verleugnete sich Gruner's fester Sinn nicht. Napoleon hatte bekanntlich den Buchhändler Palm kurz vor Ausbruch des preußisch-französischen Krieges wegen Verbreitung der Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ erschießen lassen. Für die hinterlassene Familie desselben wurden in England und in den außerhalb der französischen Machtsphäre liegenden größeren deutschen Städten Sammlungen veranstaltet. An die Spitze einer solchen Sammlung hatte in Posen sich G. ge-

stellt. Als jetzt die Franzosen in Posen einrückten, hatte G. den Muth, die Liste dem Commandirenden, Marschall Davoust, einem wegen seiner Strenge gefürchteten Manne, vorzulegen, und dieser zeichnete zur allgemeinen Ueberraschung eine ansehnliche Summe. — Im Uebrigen war Gruner's Amtsthätigkeit seit der französischen Occupation vollkommen gelähmt, und so begab er sich denn, wie damals viele patriotische Männer der höheren Beamtenwelt, nach Ostpreußen, um sich zur Disposition der dort an der Seite des Monarchen befindlichen obersten Staatsbehörden zu stellen. Dieser sein Aufenthalt in Ostpreußen war für G. von den weitreichendsten Folgen; er brachte ihn in nahe persönliche Berührung mit den leitenden Staatsmännern Preußens, namentlich mit Stein und Hardenberg, und gab diesen letzteren die Gelegenheit, Gruner's große geschäftliche Befähigung, seine rastlose Thätigkeit und seinen feurigen Patriotismus, sowie seine den Reformideen jener beiden Staatsmänner entsprechende Gesinnung kennen und schätzen zu lernen. In der That wurden denn auch seitdem nach einander eine Reihe der schwierigsten Aufgaben ihm übertragen.

Als man im Frühjahr 1807 daran dachte, mit Hülfe der Schweden und eines englischen Corps, sowie unter Heranziehung des Schill'schen Freicorps und anderer preußischer Truppen von Stralsund aus durch Blücher einen Vorstoß in den Rücken des Feindes zu machen, ward G. dem Feldherrn als geschäftlicher Beistand zugesellt. Der unerwartet schnelle Abschluß des Friedens von Tilsit (Juli 1807) verhinderte die Ausführung des Unternehmens. Gegen die Bestimmungen dieses Friedens und weit hinaus über den darin vorgesehenen Termin blieben die französischen Streitkräfte auch jetzt noch im Lande. Um ihnen gegenüber für alle Fälle eine zuverlässige Truppe unter dem entschlossensten Führer stets zur Hand zu haben, ward Blücher zum Oberbefehlshaber sämmtlicher in Pommern stehender Truppen mit dem Hauptquartier in Treptow a. d. Rega ernannt. Gleichzeitig wurde, um das nöthige Zusammenwirken zu erleichtern, provisorisch auch die Kriegs- und Domänenkammer an denselben Ort gelegt und auch jetzt war es wieder G., auf welchen die Wahl zum Director derselben an diesem wichtigen Punkte fiel.

Als endlich Napoleon seiner noch immer in Preußen zurückgebliebenen Armee für den Krieg in Spanien bedurfte, und deshalb im Herbst 1808 das preußische Gebiet mit Ausnahme der drei Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau (Berlin erst im December 1808) räumen ließ, und als man nunmehr in Königsberg anfing, die Rückkehr der königlichen Familie mit den obersten Staatsbehörden nach Berlin ernstlich in's Auge zu fassen, war es G., den man (im März 1809) für den unter den damaligen schwierigen Verhältnissen wichtigen Posten eines Polizeipräsidenten von Berlin bestimmte. Auch nachdem die Franzosen das preußische Gebiet geräumt hatten, befand man sich nämlich ihnen gegenüber in einer äußerst kritischen Lage; nicht nur lagen innerhalb der preußischen Landesgrenzen französische Garnisonen in den drei Oderfestungen, und dominirten dadurch die ganze Linie der unteren Oder, sondern auch außerhalb des preußischen Gebiets beherrschte Frankreich und zwar im Osten die Weichsellinie durch die Besatzungen von Danzig, Thorn, Modlin und Warschau und im Westen die Linie der unteren Elbe durch die Besatzungen von Hamburg und Magdeburg. Um aber vollends dem preußischen Gebiete jeden Charakter der Geschlossenheit zu nehmen, legte die preußisch-französische Convention vom September 1808 Preußen die Verpflichtung auf, zwischen Magdeburg und den drei Oderfestungen und zwischen diesen unter sich im Ganzen nicht weniger als sieben Etappenstraßen für die französischen Truppen offen zu halten, zu denen späterhin noch zwei neue, nämlich eine achte zwischen Stettin und Mecklenburg und eine neunte zwischen dieser Festung und Warschau, hinzukamen. So von allen

Seiten den Bewegungen der französischen Truppen blosgestellt und bei der Unberechenbarkeit der Napoleonischen Politik fortwährend von der Besorgniß vor einem plötzlichen Gewaltstreich erfüllt, mußte es die vornehmste Sorge der preußischen Regierung sein, auf der einen Seite die täglich wachsende Erbitterung der Bevölkerung gegen die fremden Unterdrücker im Stillen zu nähren, auf der andern Seite aber die Leitung dieser Stimmung fest in der Hand zu behalten und jeden unvorsichtigen Ausbruch derselben zu verhindern. Ebenso wichtig aber mußte es ihr erscheinen, von ihrer Seite das Netz von Agenten zu überwachen und demselben entgegenzuarbeiten, mit welchem das französische Gouvernement das ganze preußische Land überzogen hatte. Neben den nächstliegenden Gegenständen seiner amtlichen Thätigkeit war es vor Allem diese Branche, welche erst organisirt werden sollte und welche daher für G. zugleich die wichtigste und die schwierigste Aufgabe seines neuen Wirkungskreises bildete. Doch glückte seiner rastlosen Thätigkeit, unterstützt von dem hingebenden Patriotismus der von ihm gewählten Organe, die Lösung dieser Aufgabe in überraschender Weise. Während noch drei Wochen nach seinem Amtsantritte der Auszug des Schill'schen Corps (Ende April 1809) stattfinden konnte, ohne daß mit der gesammten übrigen Bevölkerung Berlins der neue Polizei-Präsident vorher eine Ahnung davon gehabt hatte, wußte G. sich nachher in kurzer Zeit einerseits in den patriotisch gesinnten Kreisen ein solches Vertrauen zu erwerben, andererseits aber in dem gegnerischen Lager eine so genaue Orientirung zu verschaffen, daß er bald das Terrain vollkommen beherrschte und daß nichts von Bedeutung sich vorbereiten konnte, ohne daß es zu seiner Kenntniß gelangt wäre. Dabei erfreute er sich im höchsten Maße der Unterstützung und des Vertrauens des Staatskanzlers Hardenberg.

Inzwischen nahmen seit dem Ende des J. 1810 die politischen Verhältnisse für den europäischen Norden einen immer bedrohlicheren Charakter an, und immer näher rückte die Aussicht auf einen gewaltsamen Zusammenstoß zwischen der französischen und der russischen Macht. In dieser Periode, wo jeder Tag einen Gewaltstreich Napoleons gegen die Existenz des preußischen Staates bringen konnte, wurde G. (im Februar 1811) seiner bisherigen Stellung als Polizei-Präsident von Berlin enthoben und als Geheimer Staatsrath an die Spitze der Verwaltung der hohen Polizei für den gesammten Staat gestellt. Es galt jetzt, unterstützt von allen dazu geeigneten patriotischen Kräften, die politisch-polizeiliche Organisation, welche G. während der letzten beiden Jahre für Berlin ins Leben gerufen hatte, über den ganzen Staat und, soweit es sich als ausführbar erwies, noch über dessen Grenzen hinaus auszudehnen. Dies geschah von ihm mit Eifer, Geschick und Erfolg. Ueber diese seine damalige Thätigkeit schreibt ein Bekannter und Zeitgenosse von G. (Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten, Th. II. S. 360): „Er war in Berlin der Mittelpunkt weitverzweigter Verbindungen und als Leiter der hohen Polizei im Besitze großer Mittel und Kundschaften gewesen. Die gefährlichsten französischen Späher waren in seine Schlingen gerathen und spurlos verschwunden. Seine List und seine Verwegenheit brachten den Franzosen großen Schaden."

Am 5. März 1812 wurde von Preußen im Hinblick auf den bevorstehenden Krieg zwischen Rußland und Frankreich der Alliancevertrag mit letzterem ratificirt. Es war dieser Vertrag ein Unterwerfungsact; aber bei der ausschließlich auf die Defensive gerichteten Haltung Rußlands ein Act unabweisbarer Nothwendigkeit. Für diejenigen Männer, welche für die ausgesprochensten Feinde der Napoleonischen Herrschaft galten und sich bis dahin gleichwol noch in einflußreichen Stellungen erhalten hatten, war jetzt die Zeit gekommen, sich den Augen des Feindes zu entziehen. Scharnhorst, schon im Sommer 1810

auf Andringen der Franzosen seiner Stellung als Chef des Kriegsdepartements enthoben, legte jetzt auch sein Amt als Chef des Generalstabs nieder. Zwar behielt er die Inspection der Ingenieure und der Festungen noch bei, aber man ertheilte ihm gleichzeitig einen Urlaub auf unbestimmte Zeit und er verließ Berlin angeblich, „um einige österreichische Schlachtfelder zu studiren". — Ebenso legte Gneisenau sein Amt als Geheimer Staatsrath nieder, wurde aber mittelst secreter Cabinetsordre dem Staatsrath erhalten und mit einer geheimen Mission nach Schweden und England betraut. Einige Offiziere in weniger einflußreicher Stellung endlich nahmen den Abschied, um entweder in Rußland oder auf der pyrenäischen Halbinsel mit offenem Visir gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen. Unter den in einflußreichen Civilämtern befindlichen Staatsmännern war, soweit wir sehen können, G. der einzige, der jetzt ebenfalls aus seinem Amte schied, um in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe außerhalb der preußischen Grenzen für die Sache Preußens und der deutschen Nation wirken zu können. Die sofort nach Ratification des Alliancevertrages nachgesuchte Entlassung wurde ihm (den 10. März 1812) zwar sogleich bewilligt, dagegen aber eröffnete ihm ein Begleitschreiben Hardenberg's auf Befehl des Königs, daß dieser wünsche, ihn unter veränderten Umständen recht bald wieder in seinen Dienst zurückkehren zu sehen, daß G. der Rücktritt in seinen bisherigen Rang stets offen bleiben und daß er in der Stille seinen Gehalt forterhalten solle.

Der Krieg, vor dem man jetzt stand, war ein Entscheidungskampf; unterlag Rußland, so war die Napoleonische Universalmonarchie fertig, und der gesammte europäische Continent war der französischen Herrschaft rettungslos verfallen. Eine solche Gefahr gebot die äußerste Anspannung aller Kräfte.

Spanien hatte soeben durch seine Erhebung glänzend bewiesen, was eine tapfere Nation im Volkskriege zu leisten vermag. Der politisch entschiedenere Theil der preußischen Heerführer, vor Allem Scharnhorst und Gneisenau, zogen seitdem die Organisirung des Volkskrieges mit in den Kreis ihrer militärischen Entwürfe. Unter den preußischen Staatsmännern aber Derjenige, auf welchen die Blicke aller entschiedenen Patrioten des deutschen Nordens sich vorzugsweise richteten — war Stein, den zu Ende des J. 1808 Napoleon in die Acht erklärt hatte, und welcher seitdem in Oesterreich, zuletzt in Prag sich aufhielt, ganz von diesem Gedanken erfüllt. Ihm namentlich schwebte der Plan vor, mit Unterstützung englischer und schwedischer Corps die Bevölkerung des nördlichen Deutschlands zur Erhebung zu bringen, sobald die Napoleonischen Heere im Innern von Rußland stehen würden, sowie der Gedanke, schon vorher, bevor die Dinge so weit wären, wenigstens ein ausgebreitetes Netz von Kundschaftern und Agenten zu organisiren, um vermittelst derselben nicht nur von allen militärischen Vorgängen im Bereiche des Feindes genaue Kenntniß zu erhalten, sondern auch im Rücken desselben durch Auffangen von Courieren, Vernichtung von Pulvervorräthen und dergleichen die Verbindung der alsdann in Rußland stehenden Hauptarmee mit der Heimath zu coupiren, und dem Feinde überhaupt den möglichsten Schaden zuzufügen.

Nach Prag zu Stein begab sich nun G. Er war mit seinen weitverzweigten Verbindungen, seiner Erfahrung und dem unbedingten Vertrauen, welches er als ausgesprochenster Feind des Napoleonischen Frankreichs in allen patriotischen Kreisen genoß, der rechte Mann, um Stein bei der Ausführung seiner Pläne fördernd zur Seite zu stehen. Noch zwei Monate lang hielt nach der Ankunft Gruner's Stein sich in Prag auf. Diese Zeit reichte vollkommen hin, um sich eingehend zu verständigen. Ende Mai 1812 eilte Stein auf den Ruf Alexanders an dessen Seite nach Rußland, und G., in dessen Händen nunmehr ausschließlich die Vorbereitung für die Ausführung des Stein'schen Ge-

dankens verblieb, trat (als Wirklicher Etatsrath) in russische Dienste, ohne daß jedoch nach außen hin dieses Vorgangs Erwähnung geschah, und wol auch ohne weitere Absicht, als daß G. auf der äußerst gefährlichen Stelle, welche er augenblicklich einnahm, möglichst gegen die damit verbundenen Gefahren geschützt werden sollte. Mit rastloser Thätigkeit gab G. sich nun der Vorbereitung zur Ausführung des Stein'schen Gedankens hin, und war darin schon rüstig vorgeschritten, als er am 22. August 1812 unerwartet von den österreichischen Behörden verhaftet wurde. Die französische Polizei war auf seine Thätigkeit aufmerksam geworden, man hatte seine Geheimschrift entdeckt und war von Paris aus im Begriff, seine Auslieferung zu fordern, als das österreichische Cabinet, noch rechtzeitig gewarnt, dem zuvorkam, und, um ihn zu retten, selbst G. verhaften und auf die Festung Peterwardein bringen ließ, wo er, bei sonst freundlicher Behandlung, ein volles Jahr gefangen saß. Mit Gruner's Verhaftung aber gerieth die Vorbereitung zur Ausführung der Stein'schen Projecte ins Stocken, und unterblieb zuletzt gänzlich.

Als ein Jahr darauf (August 1813) Oesterreich dem preußisch-russischen Bündnisse beitrat, drang Hardenberg, lebhaft durch Gneisenau daran gemahnt, auf Gruner's Befreiung; aber erst als Stein, im Herbst 1813, mit der Leitung der Centralverwaltung der zu erobernden Länder betraut, sich G. als Gehülfen ausbat, wurde seine Freilassung beeilt. Von Stein erhielt G. nun sofort die Mission, zunächst als provisorischer Generalgouverneur die Verwaltung des inzwischen von den Verbündeten besetzten Großherzogthums Berg zu übernehmen (geschah am 23. Nov. 1813), dort möglichst alle etwa noch vorhandenen französischen Einflüsse zu beseitigen und schleunigst die Kräfte des Landes für den Kampf gegen Frankreich zu organisiren. Es sollte aber G. hier vorläufig nur vorbereitend wirken. Denn schon am 8. Februar 1814 übergab er das Land einem neuen Generalgouverneur, dem Prinzen zu Solms, und übernahm seinerseits die weit schwierigere Aufgabe, das eben erst von den Franzosen geräumte, aus vier bisher französischen Departements gebildete und auf dem linken Rheinufer liegende Generalgouvernement des Mittelrheins mit der Residenz in Trier zu organisiren. Als aber kurz nach dem, am 30. Mai 1814 abgeschlossenen ersten Pariser Frieden dieses Generalgouvernement mit dem Generalgouvernement des Niederrheins verbunden, und mit diesem unter die Leitung des Geheimen Staatsraths Sack gestellt wurde, kehrte G. wieder als Generalgouverneur nach dem Großherzogthum Berg zurück, wo er bis in die Mitte des Monats Juni 1815 verblieb. — Seine Wirksamkeit als Generalgouverneur in diesen verschiedenen Theilen der nachherigen preußischen Rheinprovinz hat stets allseitig die größte Anerkennung gefunden. Die schwungvolle Sprache seiner Proclamationen, das ihm inwohnende Talent der freien Rede, welches er auf seinen zahlreichen Rundreisen aufs Ausgiebigste verwerthete, seine rastlose Thätigkeit und seine umfassende Geschäftskenntniß setzten ihn in den Stand, die noch vorhandenen französischen Elemente und Einflüsse in kürzester Zeit zu beseitigen, die deutsch-patriotischen Elemente in jenen Gegenden zu sammeln und rasch zu heben, und die Kräfte des Landes für den Kampf gegen Frankreich schnell und umfassend zu organisiren. Eng verbunden zu diesem Zwecke mit Görres, der in seinem „Deutschen Mercur“ durch die hinreißende Gewalt seiner Sprache und durch die Gluth seines Patriotismus einen so außerordentlichen Einfluß auf den Geist der Nation und vor Allem auf die Bewohner jener Länder ausübte, gelang es ihm, diese letzteren für den Kampf gegen das Napoleonische Frankreich in seltenem Grade zu electrisiren. — Der ein Jahr nach dem ersten Pariser Frieden erfolgende Wiederausbruch des Krieges gegen den von Elba zurückgekehrten Napoleon (Frühjahr und Sommer 1815) hatte indessen den leitenden Staatsmännern

die Verwendung der bewährten Kraft Gruner's in Frankreich selbst als wünschenswerth erscheinen lassen. Es wurde ihm dort preußischer Seits die obere Leitung der Polizei übertragen. Der überraschend schnelle Verlauf des Krieges jedoch entzog G. die Möglichkeit, in dieser Stellung eine bedeutende Wirksamkeit zu entfalten.

Nach zehnjährigem Kampfe war also jetzt endlich das letzte Ziel aller deutschen Patrioten, das letzte Ziel der ganzen Thätigkeit Gruner's erreicht. Die Napoleonische Gewaltherrschaft war vernichtet, Deutschland frei und Preußen in seinen alten Machtverhältnissen wieder hergestellt. — Alles bereitete sich jetzt, wieder in normale Zustände zurückzukehren. Auch G. trat wieder in den preußischen Staatsdienst zurück. — Seine Wünsche waren auf eine Stellung im Inlande gerichtet. Aber G. gehörte dem Kreise preußischer Staatsmänner an, welche in dem Kampfe gegen das Napoleonische Frankreich wesentlich in der Entfaltung der Volkskraft die sicherste Bürgschaft des Sieges erblickt hatten und welche jetzt die Gewährung von Institutionen für nothwendig erachteten, welche der Nation eine gesetzliche Mitwirkung an den Angelegenheiten des Landes sichern sollten. — Die Staatsmänner der alten Schule dagegen, die mehr und mehr zu immer entscheidenderem Einflusse gelangten, hatten stets die Tendenzen dieses Kreises mit tiefem Mißtrauen betrachtet und suchten daher auch jetzt dieselben bei der Reorganisation des Landes und der Staatsverwaltung möglichst von den einflußreichen Stellungen im Innern fern zu halten. So wurde denn jetzt auch G. gegen seine eigentliche Neigung zur Verwendung im Auslande bestimmt und ihm unterm 19. October 1815 vom Könige das nach damaliger Auffassung für diplomatische Stellungen unentbehrliche Adelsdiplom verliehen. Als Gesandter sollte G. zuerst nach Stuttgart, wo jedoch König Friedrich, bekanntlich bis dahin eines der eifrigsten Rheinbundsmitglieder und Bewunderer Napoleons, der Accreditirung eines so anerkannten Franzosenfeindes an seinem Hofe lebhaft widerstrebte; dann sollte er, als Gegengewicht gegen den berühmten Polizeiminister Napoleons, nach Dresden, wohin Fouché von Ludwig XVIII. als französischer Gesandter bestimmt worden war, zuletzt aber wurde er, als sich auch diese Combination zerschlug, weil Fouché's Sendung unterblieb, zum Gesandten bei der schweizerischen Eidgenossenschaft ernannt.

In dieser Stellung verbrachte G., schon körperlich leidend, die vier letzten Jahre seines Lebens, bis ihn, der an den Quellen Wiesbadens Heilung suchte, dort am 8. Februar 1820, noch nicht 45 Jahre alt, der Tod ereilte.

J. v. Gruner.

Grüner: Johannes G., geboren in Ulm, studirte zu Ingolstadt und Tübingen, war (falls hier nicht eine Verwechslung mit einem Namensbruder vorliegt) von 1503—13 in seiner Vaterstadt Kaplan an der Aegidiencapelle auf dem grünen Hofe, ging dann wieder nach Tübingen und wurde hier Magister der freien Künste. Er muß ein sehr unruhiger Kopf gewesen sein, denn wir finden ihn urkundlich als Rector (der lateinischen Schule), Buchhändler, Buchdrucker, Fürkäufer, Geldschauer und Wirth in Ulm. 1517 ward er vom Rath zum „lateinischen Schulmeister“ ernannt, scheint dies Amt 1521 niedergelegt, jedoch von 1523—27 auf's Neue geführt zu haben. Zuerst ließ er Bücher in fremden Officinen drucken; so erschien 1521 auf seine Kosten des Jakob Locher (Philomusus) Ausgabe des Mythologicon von Fulgentius: „Fulgentius Planciades in mythologiis etc. Mythologiarum libri tres. Scholia paraphrastica a Philomuso (J. Locher) addita sunt etc. Aug. V. expensis Joa. Gruneri Ulmani in offic. Sigism. Grymm. atque Marci Vvirsung 1521 die 21 Octobris“, Fol. Der schönen Ausgabe sind Grüner's und Locher's Briefe vorgedruckt. 1522 scheint er eine Druckerei angelegt oder, wie Einige meinen, die berühmte

Zainer'sche Druckerei in Ulm gekauft zu haben. Letzteres ist kaum zu glauben, da Zainer 1527 noch lebte; es müßte denn der Rechtsstreit mit G., aus dem dieser Umstand hervorgeht, eben jenen Verkauf der Druckerei betroffen haben. Gewiß ist dagegen, daß er sich um 1522 mit dem Ulmer Buchdrucker Matthies Hoffischer verband; 1527 erscheint er jedoch als Drucker wieder allein. Auch mit Hoffischer und Anderen gerieth er in Händel, besonders aber mehrfach mit dem Stadtrath, bald wegen unzulässigen Bücherverkaufs, ein anderes Mal wegen des Drucks eines den Rath beleidigenden Gedichtes, bald wegen Drucke, welche die Zwinglischen und Lutherischen Händel betrafen. In letzter Hinsicht verbietet ihm ein Rathsprotocoll von 1526, keines der Zwinglibüchlein (vgl. Weller, Repert. typogr., Nr. 4052) mehr ausgehen zu lassen, ohne daß Ulm als Druckort angegeben werde; Anderes dagegen möge er unbehindert nachdrucken, ohne Angabe des Druckortes und seines Namens und Zeichens. Sein Druckergeschäft scheint er nur bis 1532 betrieben zu haben. Als Buchhändler aber finden wir ihn wieder 1540 im Streit mit dem Ulmer Drucker Varnier. 1542 erscheint er als Geldschauer, 1545 als Wirth; im gleichen Jahre begegnet er als Pfleger der Frau des Ulmer Buchführers Jörg Sauter, der irrsinnig geworden war. — Sein Todesjahr ist nicht bekannt.

Haßler, Buchdruckergesch. Ulms, S. 93, 144 f. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, II. S. 138 f. Veesenmeyer, Miscell. litter. u. histor. Inhalts, S. 13 ff. Kelchner.

Grüner: Karl Franz G., eigentlich Akács (n. A. v. Akats), Schauspieler und Theaterdirector, geboren um 1780 in Ungarn, † im Juni 1845 zu Pest. Der Name G. ist besonders darum in der Theatergeschichte unvergänglich, weil er mit Goethe's Aufsatz „Regeln für Schauspieler“ (Hempel'sche Ausg. Bd. 28 S. 682 ff.) verknüpft ist. G., der bis dahin Militär gewesen war, kam nach Goethe's Mittheilungen (Tag- und Jahreshefte 1803; Brief an Zelter vom 3. Mai 1816) mit P. A. Wolff aus Augsburg zu ihm, um sich in Weimar dem Theater zu widmen. Goethe erkannte nach einer Prüfung, daß Beide dem Theater „zur besonderen Zierde“ gereichen würden und bildete sie für die Bühne aus. Von den Regeln, die er dabei befolgte, blieb einiges schriftlich übrig, wurde 1824 von Eckermann zusammengestellt, von Goethe revidirt und liegt uns nun in dem oben angeführten Aufsatz vor. G. debütirte am 1. Oct. 1803 in Weimar, ging aber bereits Ostern 1804 wieder fort und verlegte sich namentlich auf Heldenrollen im Spektakelstück. 1807 wurde er am Theater an der Wien zu Wien engagirt, nachdem er am 30. Mai als Bertram in der „Zerstörung von Accon“ debütirt hatte; später führte er hier auch die Regie. 1814 verließ G. das Engagement, war (nach Wlassak's Chronik des k. k. Hofburgtheaters) dann vorübergehend Mitglied des Hofburgtheaters und erhielt 1816 eine Anstellung als Regisseur des Schauspiels am Hoftheater zu Darmstadt, wo er bald Sceneriedirector der Oper wurde und in dieser Stellung bei gänzlicher Vernachlässigung des Schauspiels durch eine geradezu geniale Inscenirung der Oper sich einen Namen machte, und das Hoftheater in Hinsicht der Scenik auf die höchste Stufe hob. Nach dem Tod des Großherzogs 1830 pensionirt, wandte sich G. nach Paris, dort sein Talent und seinen Geschmack für die Scene noch weiter ausbildend, wurde im Sommer 1831 zum Intendanten des Stadttheaters in Frankfurt a. M. berufen, aber am 30. April 1836 wieder entlassen, da seine Liebhaberei für die Ausstattung der Oper dem Schauspiel ebenso schädlich war, wie den financiellen Verhältnissen. Damit war der Stern Grüner's erloschen; der Künstler ging abermals als Schauspieler nach Wien, dann als Theaterconsulent nach Pest, kehrte von hier nach Wien zurück, wo er nun als Nachleser am Burgtheater angestellt wurde. 1841 noch gab er ein Werk „Die Kunst der

Scenik" heraus und starb vier Jahre später als — Fleckenputzer, wie Pasqué sich auf Gutzkow berufend angiebt. Jos. Kürschner.

Grüner: Joseph Sebastian G., Freund Goethe's, Polyhistor; geboren am 16. Februar 1780 zu Eger, Sohn eines erbgesessenen Bürgers dieser Stadt, an deren Gymnasium er von dem Exjesuiten Grassold mit der historischen Methode vertraut gemacht wurde; er bezog die Prager Universität und widmete sich dem Rechtsstudium, die Mittel durch Privatunterricht aufbringend. Zugleich hörte er die Vorträge von Seibt und Meißner und studirte mit Eifer die Kantische Philosophie. Eine Ferienfußreise in die Rheinlande erweiterte seinen praktischen Blick mehr als im Zeitalter der Eisenbahnen „die europäische Tour" vermöchte. Eine nach absolvirten Studien bei dem ersten Prager Advokaten erlangte einträgliche Stellung gab er auf, um dem Rufe seiner Mitbürger als Secretär der Vaterstadt zu folgen. Nach Aufhebung der Gemeindeautonomie ernannte ihn die Regierung zum Criminal- und Magistratsrath. Als solcher besorgte er bis zur Wiederherstellung der autonomen Gemeinden im J. 1848 die wichtigsten Justiz- und Administrativgeschäfte des Egerer Ländchens, machte sich in den Kriegszeiten und während der Hungersnoth von 1816, endlich um den Kurort Franzensbad besonders verdient. Hier lernte er Goethe kennen und trat ihm durch seine mineralogischen, sowie durch seine localhistorischen Kenntnisse bald so nahe, daß ihn Goethe selbst versicherte, seit Jahren mit sonst Niemanden auf so vertrautem Fuß gestanden zu sein und mit ihm in Briefwechsel trat, den G. 1853 veröffentlichte. Außerdem schrieb G. eine urkundliche Geschichte des Egerer Ländchens, die 1843 in Prag erschien, ethnographische Arbeiten über die Egerer, mineralogische Aufsätze u. dgl., die noch nicht in Druck erschienen, und wissenschaftliche Nachrichten über Eger für die k. k. Centralcommission für Baudenkmale, deren Conservator für den Egerer Kreis er war. Aus seiner mehr als 50jährigen Ehe mit der Tochter eines Egerer Rathsbeamten Zembsch überlebten ihn eine Tochter und vier Söhne, von denen der älteste österreichischer Generalconsul in Leipzig war. G. war bei aller Vielseitigkeit und sehr angesehenen Verbindungen doch sehr anspruchslos, von feinen Manieren und angenehm im Umgang; er starb am 16. Januar 1864 zu Eger.

Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner, Leipzig 1853. — Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 4. Jahrg., 3. Heft: Joseph Sebastian Grüner, Biographie von Bernhard Grueber. Hssg.

Grunert: Johann August G., Mathematiker und Physiker, geboren am 7. Februar 1797 zu Halle, † am 7. Juni 1872 in Greifswald, war der Sohn eines Buchdruckers. Er besuchte das berühmte Pädagogium des Waisenhauses seiner Vaterstadt, an welchem der gelehrte Mollweide bis 1811 den Unterricht in der Mathematik und Physik ertheilte. Zu ihm scheint G. in einem näheren Verhältnisse gestanden zu haben, welches nach 20 Jahren sich äußerlich dadurch kennzeichnete, daß G. die Vollendung des von Mollweide fortgesetzten mathematischen Wörterbuches von Klügel und die Ausarbeitung zweier Supplementbände zu demselben (1831—36) übernahm. Die Universität bezog G. 1815, und zwar um Architekt zu werden, doch die Vorlesungen von Pfaff in Halle, von Gauß in Göttingen bestimmten ihn, sich einzig der Mathematik zu widmen. Nachdem er am 20. October 1820 in Halle doctorirt hatte, wurde er um Ostern 1821 am Gymnasium zu Torgau, 1828 zu Brandenburg als Lehrer der Mathematik und Physik angestellt. Im Herbste 1833 folgte er einer Berufung an die Universität Greifswald, welcher er fast 39 Jahre lang als ordentlicher Professor der Mathematik, zuletzt mit dem Titel Geh. Regierungsrath angehörte. Als Lehrer war er sehr geschätzt wegen seiner großen Klarheit. Weniger nachhaltig war seine Bedeutung als mathematischer Schriftsteller, wenn gleich die

Zahl seiner größeren und kleineren Erzeugnisse sich auf 500 beläuft. Am Bekanntesten dürfte sein schon genannter Antheil an dem mathematischen Wörterbuche bleiben. Seit 1841 gab G. 54 Bände einer mathematischen, namentlich für das wissenschaftliche Bedürfniß der Gymnasiallehrer sorgenden Zeitschrift unter dem Titel „Archiv der Mathematik und Physik“ heraus, in deren Redaction R. Hoppe ihn nach seinem Tode ersetzt hat. Viele gelehrte Gesellschaften ernannten G. zum Mitgliede, so die Akademien von Wien, München, Stockholm, Upsala, Pest rc.

Vergl. Nekrolog von M. Curtze in dem Bulletin des sciences mathématiques et astronomiques, Paris 1872. Cantor.

Grunert: Karl G., namhafter Schauspieler, geboren am 16. Januar 1810 in Leipzig, starb am 27. September 1869 in Stuttgart. In G. vereinigte sich ein begabter Schauspieler der „alten Schule“, von feinstem Geschmack, mit einem wissenschaftlich reich gebildeten, geistig-bedeutenden Mann. Seine Figuren waren lebendig und scharf gezeichnet, in der Redekunst war er ein Meister und auch in die zartesten Feinheiten eines dichterischen Gebildes verstand er einzudringen, sie auf den Brettern plastisch zu gestalten. Sein Spiel legte jeden Charakter klar dar, eben weil sein Träger zu jedem psychologischen Problem den rechten Schlüssel fand. So wurde er namentlich ein feiner darstellender Interpret Shakespeare'scher, Goethe'scher und Schiller'scher Helden- und Charakterrollen, in die er ebenso sehr künstlerisch als wissenschaftlich eindrang. — Auch G. gehört zu den Schauspielern, die ursprünglich für die Kanzel bestimmt waren. Bis zum 18. Jahre besuchte er in Leipzig die Thomasschule, studirte dann kurze Zeit Theologie und debutirte hierauf bei einer kleinen reisenden Gesellschaft in Waldenburg und Glauchau. Vom April 1830 bis 1833 (lt. Witz: Versuch und Geschichte der theatralischen Vorstellungen in Augsburg) finden wir den jungen Künstler in Augsburg, seit 1833 in Freiburg i. Br., woselbst er vom Magistrat zum Director des Theaters ernannt wurde und nach seinem Biographen im Theaterlexikon, der in seinen Angaben wesentlich von denen Anderer abweicht, Vorlesungen über die Kunst des schönen Vortrags hielt. In Folge eines beifällig aufgenommenen Gastspiels im J. 1834 wurde G. am Hoftheater zu Hannover engagirt und schon damals erkannte man seinen „heiligen Ernst“ und seine „ehrfurchtsvollste Hochachtung“ für die Kunst, rühmte sein biegsames und wohllautendes Organ und ihn als einen der namhaftesten Vertreter seines Fachs. Daniel im „Majorat“, Franz Moor, Essighändler, König Philipp rc. waren die Rollen, die er bei dem ebenerwähnten Gastspiel vorführte. 1842 kam G. nach Hamburg als Mitglied des Stadttheaters, von hier 1846 nach Stuttgart an das Hoftheater, dem er als vorzügliche Kraft bis an sein Ende angehörte. Durch zahlreiche Gastspiele an den größten deutschen Theatern schon aus seiner Hamburger Zeit bekannt, wurde G. 1854 zu den Münchner Mustervorstellungen eingeladen, ohne dieser ehrenvollen Einladung Folge leisten zu können, dasselbe war der Fall bei einem ihm 1857 gemachten Engagementsantrag nach München. Uebrigens ist G. auch Verfasser einiger litterarischer Arbeiten, so verfaßte er verschiedene dramaturgische Aufsätze, lyrische Gedichte, mehrere Bühneneinrichtungen älterer Stücke, eine Uebersetzung und Bearbeitung von Molière's „Tartüffe“ (Stuttgart 1865) und eine psychologisch-ästhetische Abhandlung über den Charakter Macbeth's, auf Grund welcher er 1857 von der Universität Tübingen zum Doctor der Philosophie ernannt wurde.

Vgl. zur Charakteristik des Künstler's: Gleich, Aus der Bühnenwelt, Lpz. 1866, II. S. 95—112, und Dr. Löwe's Grabrede, abgedr. im Entsch'schen Deutschen Bühnen-Almanach für 1870, S. 137 f.

Jos. Kürschner.

Grünewald: Ernst Friedrich G., geb. zu Darmstadt am 1. März 1801, gest. am 26. Novbr. 1848, Kupferstecher und Dichter. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, erlernte er die Kupferstechkunst bei Susemihl in Darmstadt und darauf bei Professor Frommel in Karlsruhe. Hier stand er zugleich in geistig förderndem Verkehr mit Männern wie Ludwig Robert, Jos. v. Auffenberg und Aloys Schreiber, die ihn auch zur Cultivirung seines Dichtungstalentes und zur Herausgabe seines ersten Bandes „Dichtungen" (1827), lyrische und dramatische Arbeiten enthaltend, ermunterten. Diesem folgten 1842—43 noch 2 Bändchen „Grotesken", humoristisch-satirische Dichtungen, die neueste Kunst betreffend. 1828 nach Darmstadt zurückgekehrt, ward er 1829 zum Hofkupferstecher ernannt. Er führte dort zuerst das Stahlätzen ein. Nach einer Kunstreise nach London im J. 1837 errichtete er auch eine Kupferdruckerei. 1840 verband er sich mit William Cooke.

Brümmer's Dichterlex. II. S. 65.

Grünewald: Matthias G. aus Aschaffenburg, berühmter Maler zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Bis jetzt sind die Daten seines Lebens völlig unbekannt geblieben, archivalische Nachrichten über ihn fehlen gänzlich. Sein von Sandrart veröffentlichtes Bildniß in mittleren Jahren, jetzt in der Weigel'schen Sammlung zu Leipzig, ist in einer Replik zu Erlangen (Sammlung der Universität) vorhanden, die das Datum 1529 trägt; sein nicht mehr existirender Altar in der Schneecapelle der Stiftskirche zu Aschaffenburg war 1519 datirt. Sandrart erzählt, daß er sich meist zu Mainz aufgehalten, ein eingezogenes, melancholisches Leben geführt und übel verheirathet gewesen. Grünewald's künstlerischer Charakter dagegen steht in einer Reihe von Arbeiten jetzt klar vor unseren Augen, freilich erst seit wenigen Jahren, und der Stil seiner beglaubigten Werke stimmt mit der Schilderung, die Sandrart von ihm entwirft, überein, mögen auch manche Gemälde in Mainz und in Frankfurt, auf die jener vorzugsweise Gewicht legt, untergegangen sein. Matthias von Aschaffenburg zeigt sich als ein Meister, der für sich steht, wenn er auch im Allgemeinen mit der fränkischen Schule zusammenhängt. Er ist fähig, imposante Einzelcharaktere zu schaffen, und macht sich zur Aufgabe, Hingerissenheit, Ekstase, äußerste Erregung, furchtbaren Schmerz in ergreifender Anschaulichkeit darzustellen. Ein kräftiger Realismus erlaubt ihm, das Alltägliche in sinnlicher Lebendigkeit zu schildern, aber mit besonderer Vorliebe wagt er sich an das Phantastische, Seltsame, Gespenstische, selbst Ekelhafte. Ihm steht dazu die Fähigkeit äußerster Bewegtheit zu Gebote, in den Köpfen kommen starke Verkürzungen vor, seine Auffassung ist eine höchst malerische, er besitzt breiten Vortrag und ein ausgebildetes coloristisches Gefühl. In der Tonwirkung geht er weiter als irgend ein deutscher Künstler jener Periode, und sein stärkstes Mittel besteht in Helldunkel und Lichteffect. Sandrart nennt ihn deshalb den deutschen Correggio. Bei allen Vorzügen zeigt aber G. bereits Züge des Manierirten, seine Gewandung ist malerisch, aber nicht rein, sein Geschmack läßt die Läuterung durch Berührung mit der Renaissance vermissen; auch in allem Architektonischen und Ornamentalen kommt bei ihm nur entartete Spätgothik vor. Sein Hauptwerk unter allem Erhaltenen sind die doppelten Flügel des ehemaligen Hochaltars der Antoniter-Präceptorei zu Isenheim im Elsaß, jetzt im Museum zu Colmar, durch Nachrichten des 16. Jahrhunderts beglaubigt und von dem Präceptor Guido Guersi, der 1493 einen Neubau der Kirche begann und 1516 starb, gestiftet. Die Gegenstände der Tafeln sind: Paulus und Antonius in der Wüste; Versuchung des heiligen Antonius; Maria mit dem Kinde in einer Landschaft, von Engeln verehrt; Mariä Verkündigung; Auferstehung, Kreuzigung und Beweinung Christi. Einige andere Arbeiten sind durch Erwähnung Sandrart's oder durch alte Inventarnotizen

bestimmt; mehrere lassen sich noch durch kritische Vergleichung ermitteln. Durch Tradition haftete sein Name an einem Bilde, das Cardinal Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz, in die Mauritius- und Magdalenenkirche zu Halle gestiftet, das dann, nach Einführung der Reformation daselbst, nach Aschaffenburg versetzt wurde und sich jetzt in der Münchener Pinakothek befindet. Es stellt die Bekehrung des Mauritius durch St. Erasmus dar. Aber nur dies Gemälde ist sein Werk, die dazu gehörigen Flügel sind von ganz verschiedenem Charakter und gehören der sächsischen Schule an. Sie haben die Kunstwissenschaft lange irre geführt, Waagen und Passavant glaubten G. auf Grund dieser Flügel beurtheilen zu können und haben ihm zahlreiche Werke zugeschrieben, welche dem Lucas Cranach oder seiner Schule angehören. Dieser falsche G. ist jetzt beseitigt und das Bild des echten ist wiederhergestellt, was der Unterzeichnete in seiner „Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß“ und in dem Dohme'schen Sammelwerk „Kunst und Künstler“ versucht hat. Woltmann.

Gruninger: Johannes G. (Grüninger), Straßburgischer Buchdrucker zwischen 1484—1528. Sein eigentlicher Name war Johann Reinhard, er nannte sich jedoch zufolge der Sitte der damaligen Zeit nach seinem Geburtsorte Grüningen in Schwaben, unterzeichnete sich aber auch als Greninger, Grunynger, Grieninger, Grienunger, Greininger, de Gruninger, auch zuweilen „Johann Reinhard alias Gruninger“, oder „cognomento Gruninger“. Ueber sein äußeres Leben ist uns wenig bekannt, ein Schicksal, das fast alle Buchdrucker jenes Zeitalters betroffen hat, und wir wissen nur von ihm, daß er, wie nicht wenige Druckherren seiner und der folgenden Zeit Magister und (Jul. Rathgeber in Sybel's histor. Zeitschr. 1877, S. 460) ein Gesinnungsgenosse Thomas Murner's war, dessen Pamphlet „Nova Germania“ gegen Wimpfeling er auch in Druck nahm. Auch ist er nicht zu verwechseln mit einem gleichzeitigen Straßburger Drucker „Marcus Reinhardi“ (Schöpflin, Vindiciae typogr. p. 104—5) so wie mit einem Magister Heinrich Grininger (Groninger), welcher (Waldau, Beytr. zur Gesch. d. Stadt Nürnberg IV, S. 237) zu Ende des 15. Jahrhunderts in Nürnberg als öffentlicher Lehrer der Oratorie und Poesie angestellt war und im J. 1500 eine „Epitome de generibus nominum“ edirte; Hans Müller in seiner Zimmern'schen Chronik (III, 280, 9—10) gedenkt eines Mannes zu Heudorf in der Grafschaft Möskirch, genannt „Claus Grieninger“, der möglicherweise zu der Sippe des Buchdruckers gehörte. Seine Officin hatte G. (K. Schmidt, Straßb. Gassen-Namen S. 147) in der Schlauchgasse und sie bestand noch unter seinem Namen gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, wo (Röhrich, Gesch. der Reformation im Elsaß III, S. 127) einer seiner Nachkommen „Johannes Grüninger, der Buchdrucker“ zugleich mit Cyriacus Spangenberg (1590) u. A. als Mitglied der Straßburger Meistersängerzunft genannt wird. Der Sohn des Gründers dieser Firma jedoch, Bartholomäus, war nach Colmar ausgewandert, aus dessen Presse (Schöpflin, Vindiciae typygr. p. 117) die „Missa secundum veterem usum Ecclesiae Constantinopolitanae“ 1540 in 4. und „Ambrosii Kempfii Evangelia ac Epistolae“ (deutsch) 1543 in Fol. hervorgingen. Der jetzige Inhaber der ursprünglichen Firma ist der Buchdrucker Karl Heitz. Ueber Gruninger's Buchdruckerzeichen aus den Jahren 1499 und 1509 vergl. Roth-Scholz, Insignia Typograph. Sect. IV, 51. Unter den Buchdruckern Straßburgs zeichnet sich G. auf das vortheilhafteste aus durch die beträchtliche Anzahl von Werken, die aus seiner Presse hervorgingen und von denen die meisten ihrer charakteristischen Holzschnitte wegen, die er von tüchtigen Meistern, wie Pilorin, Urs Graf, Baldung, Weyditz, H. Schäuffelin u. A. in einer eigenen Werkstätte für Holzschneidekunst anfertigen ließ, noch heute geschätzt werden. Man hat früher und noch bis in die neueste Zeit (Marchand bis Falkenstein) die Zahl seiner

Druckwerke stabil auf 44—45 angegeben, aber schon Schöpflin (Vindiciae typogr. p. 107) bemerkte, daß das Marchand'sche Verzeichniß lange nicht vollständig sei und daß G. von allen Straßburger Druckern am längsten und am fleißigsten gearbeitet habe. Und in der That hat, nachdem schon Eschenburg (Denkmäler S. 93—94) diese Zahl vermehrt hatte, Weller allein (Repertor. typogr. S. 462—65 und Supplem. S. 61) 52 Drucke verzeichnet und es dürfte wol kaum einem Zweifel unterliegen, daß weitere Forschungen zu Wien, Helmstädt und Wolfenbüttel diese Zahl noch erhöhen werden. Wenn jedoch die meisten Werke Gruninger's durch äußere Eleganz sich auszeichnen, so sind dieselben doch nicht immer frei von Druckfehlern und namentlich von solchen, die sich auf das Druckjahr beziehen, und gerade solche Versehen haben in den Annalen der Buchdruckergeschichte Epoche gemacht und große litterarische Fehden hervorgerufen. So trägt die Biblia aurea veteris et novi testamenti die Jahreszahl M. CCCC. LXVI. anstatt 1496 und das Buch: Von dem cirurgicus (Bl. 128a) gar die Jahrzahl 1397 statt 1497. Indessen zeichnet sich Gruninger's Presse nicht allein durch solche Fehler aus, denn viele andere Drucke anderer Pressen des 15. und des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts sind überreich an falschen Jahrzahlen. Das Reformatorium vitae morumque clericorum, Basil. 8. trägt als Druckjahr 1444 statt 1494; Tondalus vysioen. Antw. 4. 1472 statt 1482; Decor. Puellarum. Venet. N. Jenson 1461 statt 1471; Libellus de modo confitendi, Antw. 1400 statt 1490 oder 1500 und des Ulmischen Druckers H. Varnier „Paracelsi wundtarznety" entziffert sogar als Druckjahr 1036 (D. D. XXXvj) anstatt 1536 und so noch mehrere andere. Gruninger's erstes 1483 gemeinschaftlich mit einem andern gedrucktes Werk ist: „Petri Comestoris Historia Scholastica Veteris et Novi Testamenti", gr. Fol. Unter den folgenden zeichnen sich besonders zwei aus, das erstere durch seine vortrefflichen Holzschnitte, das andere (durch Jac. Locher besorgte), weil es nicht nach bereits gedruckten Texten abgedruckt, sondern nach in Deutschland aufgefundenen Manuscripten bearbeitet wurde: „Terentius cum directorio vocabulorum et sententiarum . . . et commentariis D. J. Ascencii", 1496. Fol. rep. 1499. Fol.; „Horatii Flacci Uenusini poete lirici opera", 1498. Fol. Auch sein „Cl. Ptolemaei Geographia (communibus Joh. Koberger). Anno M. D. XXV.", gr. Fol. mit vielen Holzschnitten kann als eins seiner Hauptwerke bezeichnet werden. Bemerkenswerth ist bei G., daß, während seit 1519 die meisten Straßburgischen Druckherren (Joh. Knoblauch, M. Flach, Joh. Herwagen und vor Allem Wolf Köpfel [Cephalaeus] u. A.) die reformatorischen Schriften mittels ihrer Pressen zu verbreiten suchten, G. der einzige war, welcher die Gegenschriften in Verlag nahm; bei ihm namentlich und ausschließlich erschienen die groben Schmähschriften gegen Luther, welche Th. Murner, Hier. Gebwiler u. a. ausgehen ließen. Daß er des ersteren Buch „Nova Germania" gegen Wimpfeling druckte, wurde bereits erwähnt, aber er hatte sich auch deshalb (Strobel, Gesch. des Elsasses, III, S. 528. 564) am 21. Aug. 1502 bei dem Rathe mit einem Eide zu verpflichten, die ganze Edition zu Hause zu behalten und bei Verlust seiner ganzen Existenz nichts davon zu verkaufen ohne des Rathes Wissen und Willen, „wenige nur waren abgegeben und sechshundert vorräthige wurden confiscirt und hierauf zernichtet" (Jung, Beiträge zur Gesch. der Reformation, II, S. 246—47). Eine der allergröbsten aber von ihm gedruckten theologischen Schriften ist die des Cochlaeus (datirt vom November 1524): „Ein heilsamer Tractat S. Cypriani . . . (Weller, Repert. typogr. S. 320), worüber Röhrich a. a. O. S. 230 nachzulesen ist. Daß aber deßungeachtet bei G. der mercantile Vortheil seiner religiösen Anschauung die Wage hielt oder die letztere noch überstieg, beweist, daß zu gleicher Zeit auch ein Theil von S. Brant's und Geiler's

Schriften, auch J. Pauli's Schimpff und Ernst (1522) so wie der Freidank und sogar Bebel's Facetien 1508 ff. (vgl. meinen Aufsatz über Bebel in Herrig's Archiv Bd. 40 S. 47—87) aus seiner Presse hervorgingen, und daß ebenso 1520 die gegen Murner selbst gerichtete und später sogar auf den bairischen Index (Mon. 1569. 4. Bl. Ea.) gesetzte derbe Spottschrift „Karsthans" bei ihm und nicht bei Prüß gedruckt worden ist, hat Röhrich (a. a. O. I, S. 120) mehr als wahrscheinlich gemacht. Freilich „Mag doch ein ieder frumer wol bedencken, das ich mit meiner hantierung dis vn and'er trück mein narung suchen muß" — entschuldigt er sich am 4. Novbr. 1522 im Kolophon der Murner'schen Schrift „Ob der Kunig vß engelland ein lügner sey oder der Luther", 1522. 4. (Berlin).

Vgl. außerdem Marchand, Diction. histor. I. p. 288—294. Biographie Univers. T. 18. p. 566—67. Stöber, Die Emeis G. v. Kaisersb. S. 6.

J. Franck.

Grünler: Karl Heinrich G., Kupferstecher, geb. zu Trünzig 1761, † als Zeichenlehrer zu Leipzig 1823. Er war ein Schüler Geyser's und arbeitete als Stecher hauptsächlich nur für den Buchhandel. Man hat von ihm 60 Blätter „Vorzeichnungen nach Mustern, als Vorübung für bild. Künstler und Handwerker", Leipzig 1820 und 1822. gr. 8.

Nagler, Künstlerlex. C. Clauß.

Grünne: Philipp G. Graf von Pinchard, österreichischer General der Cavallerie; als Sprößling einer alten burgundischen Familie geboren zu Dresden den 15. Mai 1762. Seine ersten Waffenthaten verrichtete er im Türkenkriege von 1788 und zwar als Rittmeister eines Dragonerregiments. Grünne's ausgezeichnete Fähigkeiten bestimmten Kaiser Franz I. ihn zum Flügeladjutanten zu ernennen, bald darauf ward er Generaladjutant beim Feldzeugmeister Clerfayt und als Oberstlieutenant Adjutant beim Feldmarschall Wurmser, unter dessen Führung er in der Affaire von Mannheim (18. Octbr. 1795) durch Eifer und Entschlossenheit hervorleuchtete. Während des Feldzuges von 1796 wurde G. Generaladjutant beim Erzherzog Karl, dessen besonderes Vertrauen er sich zu erwerben wußte und welcher ihn fortan durch die ganze Zeit seines Lebens in seine unmittelbare Nähe zog. Im Feldzuge von 1799 commandirte er sein Regiment in Deutschland mit ebenso viel Geschick als Bravour, namentlich that er sich hervor als Korsakow seinen Rückzug aus der Schweiz angetreten hatte, indem er mit einigen Escadronen von Stockach herbeieilte und durch die entschlossene Wegnahme von Petershausen den Feind zurückwarf. Das Jahr darauf focht G. als Generalmajor unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten Reuß und zeichnete sich besonders vor Kempten aus; durch seine Maßnahmen sicherte er nicht nur diese Stadt, sondern auch die tiroler Pässe und erwarb sich hier auch das Theresienkreuz. An der Schlacht von Hohenlinden nahm G. ebenfalls thätigen Antheil. Als im nächsten Jahre Erzherzog Karl das große Werk der gänzlichen Neuorganisirung der österreichischen Armee in Angriff nahm und fähige Männer hiezu in seinen Kreis zog, war G. derjenige, der als der Befähigtsten Einer auserlesen und Vorstand des Bureaus des Kriegsministers (Erzherzog Karl) wurde. 1805 ward er Referent des obersten Chefs des Kriegswesens, 1808 Feldmarschalllieutenant. An den großen Umgestaltungen der Armee zu jener Zeit hatte G., der auch zum Generaladjutanten und Chef des Ministerialbureaus der Armee ernannt worden war, den wichtigsten Antheil und zeichnete sich im Feldzug von 1809 so aus, daß der Erzherzog in seinen Relationen von den großen Schlachttagen aussprach: daß Feldmarschalllieutenant Graf G. ihm in den gefahrvollen Tagen mit großer Aufopferung beigestanden habe, und er sich verpflichtet sehe, ihm die höchste Zufriedenheit öffent-

lich zu bezeugen. Nach der Wagramer Schlacht beschloß G. sein Wirken und bekleidete von jetzt ab bis zum Tode des Erzherzogs Karl bei ihm die Stelle eines Obersthofmeisters. G. starb den 26. Jan. 1854 zu Wien.

Hirtenfeld, Oesterr. Milit.-Conversations-Lexikon, Wien 1852.

v. Janko.

Grünpeck: Joseph G. (auch Grünpeckh, doch Grünbeck schreiben nur Andere) erblickte, wie er selbst einige Male kundgibt, in der baierischen Stadt Burghausen das Licht der Welt; aber das Geburtsjahr 1473 ist bloße Wahrscheinlichkeitsannahme des Wiener Hofbibliothekcustos M. Denis. Es scheint Verwechslung, wenn Abt Seifrid von Zwettel (Arbor Aniciana I, 1613, p. 25) beim Leichenbegängnisse Kaiser Friedrichs III. (1493) unsern G. eine deutsche Rede halten und deren Manuscript in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorhanden sein läßt. Auch die weitere Behauptung Seifrids, G. sei des genannten Kaisers Mathematicus gewesen, muß auf sich beruhen; der Umstand wenigstens, daß G. in seiner Schrift „Von der Reformation der Christenheit und der Kirchen" Ereignisse prophezeit, die auf den Todesfall Kaiser Friedrichs eintreten würden, ist eine zu schwache Stütze hiefür. Fest steht durch Grünpeck's eigene Angaben, daß er Priester und Magister der freien Künste war; später führte er auch den Doctortitel. In ersterer Hinsicht darf man ihn aber nicht mit Löscher (Reformationsacta I, 1720, S. 90) für einen Nürnberger Prediger halten, denn „noricus", wie er sich nennt, bedeutet bei ihm nichts Anderes als „bayerisch", und daß er zu Nürnberg etwas drucken ließ, spricht doch nicht für seine Anstellung daselbst. Im J. 1495 führt ihn die Reiselust an den Tiberstrand, dann nach Toscana in Kaiser Maximilians Lager und während einer Waffenruhe in das der gegenüberstehenden Franzosen; von der hier verbreiteten Lustseuche entwirft er uns ein grauenvolles Bild. Nachdem G. sodann Ungarn und Polen bereist, treffen wir ihn, lateinischen Stil lehrend, am Gymnasium zu Ingolstadt. Von dort macht er unterm 10. Juli 1496 den Versuch, durch Vermittlung des Landshuter Kanzlers Grafen von Kolberg zum Historiographen der baierischen Herzöge bestellt zu werden. Als aber die Lustseuche dieses Jahres auch Ingolstadt ergriffen, flieht G. nach Augsburg, wo er dem Bürgermeister Hans Langenmantel ein Prognostikon auf die Jahre 1496—99 überreicht, dem Domherrn Grafen Bernhart von Waldkirch, einem Mitgliede der Donaugesellschaft, seinen (quaksalberischen) „Tractatus de pestilentia scorra" (18. October 1496), dann eine Uebersetzung hiervon dem Rathe widmet, auch an den ihm von Ingolstadt her bekannten Celtes schreibt (29. October 1496; Endlicher in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur XLV, 1829, S. 174) und hierauf die Erlaubniß erhält, Patriciersöhnen humanistischen Unterricht zu geben. Zu solchem Behufe dichtete er „Comedie" und setzte sie mit seinen Schülern in Scene. Dies brachte ihm Glück, denn als er am 26. November 1497 in Gegenwart des Kaisers den „Streit zwischen Virtus und Fallacicaptrix vor Maximilians Richterstuhl" aufgeführt hatte, nahm ihn derselbe in seine Dienste. G. begleitete fortan den Kaiser als sein „amanuensis", „Beihender", d. h. wohl nur als ein zum Dictiren verwandter Schreiber — der natürlich „a secretis" sein mußte und so manches Mal auch „heimblicher Rattsgenoß" wurde — nicht aber als ein mit Entwurf und Expedition politischer und staatsrechtlicher Erlasse betrauter Secretär, mochten ihn auch Andere mit höflicher Steigerung „secretarius" betiteln. Beichtvater des Kaisers, wie Moser aus der falschen Lesart „beichender" schloß, ist G. ebensowenig gewesen, als Hofcaplan und Leibarzt, wozu ihn Aschbach (Geschichte der Wiener Universität II, 241) machte. Auch für dessen Behauptung, G. müsse den Mitgliedern der gelehrten Donaugesellschaft beigezählt werden, ist der Beweis nicht erbracht. Denn daß G. bei der Aufführung von Celtes' „Ludus Dianae"

vor Kaiser Maximilian am 1. März 1500 im Schlosse zu Linz den Prolog sprechen konnte, ist doch nicht durch jene Mitgliedschaft bedingt gewesen. Muthmaßlich auf des Kaisers Verwendung ward G. im nämlichen Jahre zu einem Kanonikat am Stifte Altötting in Baiern „präsentirt". Derartiges hielt ihn aber nicht ab, als er wieder einmal, wahrscheinlich mit seinem Herrn im Frühjahre 1501, nach Augsburg kam, auf Bitten seiner Freunde ein „convivium, cui non solum Bachus et Ceres sed etiam Venus intererat" zu veranstalten, und in Folge dieser Orgie befiel ihn selbst das Leiden, für das er sich früher so sehr interessirt hatte. Endlich in der Stille der Heimath wiedergenesen, gilt es aufs Neue, ein Unterkommen zu finden. Aber durch sein Büchlein „De mentulagra", das er zu Burghausen am 5. Mai 1503 vollendet und worin er die selbstentdeckte Heilmethode des Uebels beschreibt, hat er sich, so freudig es von Vielen begrüßt ward, und trotz eingewobener Schmeicheleien gegen den Kaiser die Rückkehr an den Hof wol für immer unmöglich gemacht. Auch zu München, wo wir ihn am 20. October d. J. treffen, scheint er nichts ausgerichtet zu haben; von dort schreibt er an Celtes in Wien (Endlicher a. a. O.): vielleicht auf dessen Fürsprache rettete ihn Max aus der Noth durch Schenkung der Spitalmühle zu Steyer, wovon eine Ortsüberlieferung weiß. In jene Zeit könnte Grünbeck's Aufenthalt zu Salzburg fallen, wo er, etwa im Peterskloster, „Vitae pontificum sancte Saltzburgensis ecclesiae" schrieb, ein ungedruckt gebliebenes, wenig bedeutendes Werk, dessen mir vorliegende Handschrift in der Biographie des Erzbischofes Leonhart (reg. 1495—1519) bei der Wahlvorbereitung abbricht. Noch einmal greift G. zum Schulmeisterstabe: unterm 8. April 1505 gewährt ihm die Reichsstadt Regensburg eine Besoldung, um „Poetenschule" zu halten. In dieser Stellung bleibt er nicht übers Jahr (Gemeiner, Regensburgische Chronik IV, 98). Ein neues Wanderleben beginnt: am 13. August 1506 treffen wir ihn zu Augsburg, am 11. August 1508 zu Regensburg, 1510 ist er so einsichtsvoll, auf seine Altöttinger Anwartschaft zu verzichten, vom J. 1514 verbringt er die Hälfte in der Schweiz, zu Einsiedeln, Baden und kehrt über den Bodensee, „Hertau" (Hard bei Bregenz?) berührend zurück; am 27. Januar 1515 weilt er in Landshut; 1530 hat er sicher erlebt, wahrscheinlich auch das nächste, vielleicht noch das folgende Jahr, von da an muß ich ihn für verschollen erklären. Die Abart geistiger Thätigkeit, welcher sich G. nach anderwärtigem Schiffbruche vorzüglich hingab — man möchte sie das Prophetenhandwerk nennen — war, von der Mode getragen, pecuniären Erfolges sicher. Zu den Prognostica u. dergl., die er schon früher verfaßt (außer den oben erwähnten auch ein lateinisches: Wien 1496), kam eine „Außlegung" mehrerer Wunderzeichen, welche G. dem Constanzer Reichstag zuschickte, 1507, und im folgenden Jahre erschien sein Hauptwerk, das „Speculum naturalis, coelestis et propheticae visionis" (mit Holzschnitten, Nürnberg bei G. Stuchs), wovon alsbald eine Uebersetzung „Spiegel der natürlichen, himmlischen und prophetischen Sehungen" (ebenda) herauskam. Hier wie in allen derartigen Schriften Grünpeck's werden aus den Gestirnen und ihrem Stande, aus Meteoren, Naturwidrigkeiten, Mißgeburten und Anderm künftige Uebel mancherlei Art: Elementarereignisse, Krankheiten, Krieg, Türkennoth, Triumph aller Feinde des Kaiserreichs, dann überhaupt aus der schwärzest gemalten Gegenwart: Zerfall der Kirche, Vernichtung der Regierungsgewalt, Umsturz der ganzen Gesellschaftsordnung oft mittelst der gezwungensten Deutung und in einem für uns kaum mehr erträglichen Wortschwalle prophezeit, woran sich dringende Mahnung zur Besserung, Umkehr, Reform knüpft, in einem Tone, der G., dem verlotterten Priester, sehr wenig ansteht. Daß das „Speculum" auf den Trienter „Index" kam, beweist, welch' ausgebreiteten und nachhaltigen Einfluß sein pessimistisch-fanatischer Inhalt auf die Volkskreise übte; aber Grünpeck's Charakter und sittlicher Werth

sind falsch beurtheilt, wenn Flacius ihn als „Zeugen der Wahrheit“ benennt. Nachdem inzwischen manch' Kleineres, z. B. ein Horoskop nebst Nativität für die Stadt Steyer (Pritz, Geschichte der Stadt Steyer, 1837, S. 394—96) auf Bestellung geliefert, und bei zwei Kirchenfürsten aus wittelsbachischem Stamme mittelst einer „Exhortatio“ angeklopft war (1515), brachte ihm die durch astrologisches Unwesen in allen Schichten des Volkes erzeugte Furcht vor Ueberschwemmungen und anderen Schrecken, welche für 1524 drohten, reichen Arbeitsgewinn. Es ward der „Spiegel“ neu aufgelegt (Leipzig 1522), mit einem abgeschmackten „Dyalogus epistolaris“ zwischen Türke und Renegat über Islam und Christenthum Kaiser Karl zum Türkenkriege in Ungarn ermahnt (1522), und die Stadt Regensburg (1523) mit einem „Judicium“ bedacht, welches für den Eintritt der Wassersnoth Rathschläge gibt, hauptsächlich aber sich bemüht, Ereignisse neuerer Zeit, wie Bürgeraufruhr und Judenvertreibung, als durch die Sterne prädestinirt hinzustellen. Man hat nun geglaubt, G. „vielleicht mit zu den einflußreichsten Astrologen zählen zu dürfen, welche das Drama des Bauernkrieges herbeiführten“ (J. Friedrich, Astrologie und Reformation, 1864, S. 26). Aber auch wenn, wie noch immer fraglich erscheint, ein solcher Zusammenhang überhaupt annehmbar ist, möchte ich G. doch nicht in vorderster Reihe nennen. Denn ausdrücklich von Leiden des Bauernvolkes spricht er kaum einmal, dagegen trifft sein Tadel jeglichen Stand, Hoch und Nieder mit gleicher Schärfe; den Eiferer für die Kaisergewalt spielend, beklagt er ihre Schmälerung durch die Fürsten, aber gegen dieselben zu hetzen, hat er, der sie immer brauchte, sich wohl gehütet. Nach wie vor sein Gewerbe treibend, findet er sich z. B. im J. 1527, als Max II. geboren war, mit einer Nativitätstellung ein (bei Chmel, die Handschriften der Hofbibliothek zu Wien, II, 1841, S. 489—92 mitgetheilt, doch irrig auf Max I. bezogen). Zu den letzten Erzeugnissen Grünpeck's gehört ein „Pronosticum“ für die Jahre 1532—40, nach deren Ablauf etwas wie Weltende kommen sollte (Regensburg, J. Khol, 1532). Anspruch auf unseren Dank hat sich G. durch nichts von all' dem erworben, immerhin aber durch ein anderes Werk, das freilich ebensowenig aus wissenschaftlichem Drange hervorging, die „Historia Friderici III. et Maximiliani I.“ (herausgegeben in Chmel's Oesterreichischem Geschichtsforscher, I, 1838, S. 64—97). In der Zeit von 1508—16 verfaßt, will sie dem jungen Erzherzog Karl durch eine Bilderreihe mit Text die Tugenden seiner Ahnen zeigen. Friedrichs Geschichte zu schreiben, ist G., wie er angibt, von Max beauftragt; zum Biographen des Letzteren hält er sich durch mehrjährigen Dienst bei ihm befähigt. Für einen solchen Zweck kam es natürlich nicht darauf an, den gesammten Stoff zu verarbeiten, es sollten Charakterzüge gegeben und die Porträte gezeichnet werden. So erhalten wir auch mehreres Brauchbare. Interessant ist eine Eröffnung, welche hier G. in unmißverständlicher Absicht macht: Werke, die ihm der Kaiser in die Feder dictirt, als „Commentaria de rebus suis gestis“, ein „Libellus de naturis animalium et variis rerum experienciis“ und ein „Codicillus de proverbiis“ befänden sich noch in seinem Verwahre. Später, nicht vor 1526, hat G. die „Historia“ ziemlich unbeholfen deutsch übersetzt, hie und da etwas geändert, am Schlusse mit einer klagenden Schilderung von Maximilians Tod und dem traurigen Loos seiner treuen Diener, worunter vor Allem er, versehen und das Schriftchen in dieser Gestalt dem Kaiser Karl wie dem Könige Ferdinand zugeeignet (herausgegeben von J. J. Moser als „Lebensbeschreibung rc.“, 1721). Seine Anwesenheit bei Maximilians Hintritt zu Wels (1519) sucht er ihnen dadurch glaubhaft zu machen, daß er gesehen zu haben vorgibt, wie dessen Pferde damals die Köpfe unter den Barren gehalten, Zähren vergossen und etliche Tage kein Futter zu sich genommen. Auch hier nennt er Werke, welche er aus des Kaisers

Mund über Tisch „hüpschs und geblümbt geschrieben“: ein „Büchel von der Natur der Tieren und mannicherley Erfahrungen aller Ding, so er in seinem Leben begrieffen“, ein „Büchlein von den Sprichen und mannicherley gemeinen Reden“, endlich ein „Büchlein von seiner Eltern Geschichten“; doch über ihren Verbleib schweigt er jetzt.

Benützt wurden die meisten gedruckten Werke Grünpeck's und Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München; vergleiche R. Pallmann's Artikel über ihn bei Ersch und Gruber, Sect. I, Th. 95, 1875, S. 9—11; Kobolt, Ergänzungen und Berichtigungen zum baierischen Gelehrtenlehrtenlexikon, 1824, S. 118—125. v. Oefele.

Grüenwald: Georg G., ein Schuster und Wiedertäufer, der im Jahre 1530 zu Kufstein verbrannt ist, hat nach Angabe eines zu Hamburg handschriftlich vorhandenen „Cronickel oder Denckbüchel“ der Wiedertäufer, das von 1527 an bis ins 17. Jahrhundert hinein die Schicksale süddeutscher Wiedertäufer erzählt, das Lied „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn“ gedichtet. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. III, S. 128 ff. und S. 1252, hat das Lied in seiner ältesten Gestalt und mehreren Umarbeitungen aus dem 16. Jahrhundert abdrucken lassen; fälschlich wurden als Verfasser desselben Hans Witzstadt von Wertheim oder Jörg Berckemeyer genannt. Ueber G. erzählt die Chronik nur noch, daß er auch als Prediger bei den Wiedertäufern auftrat; sonst scheint von ihm nichts bekannt zu sein. l. u.

Grünwald: Georg G., Sohn oder Großsohn des Schulrectors Georg G. zu Dransfeld bei Göttingen, wurde in seiner Vaterstadt Stadtsecretär, dann Schulrector, endlich 1655 Bürgermeister, hat als solcher 1660 das für den Göttinger Dialect werthvolle Gedicht die „Dransfelder Hasenjagd“ mit einem Epilog von der „Pilzmölen“ wegen der seinen Landsleuten beigelegten Spottnamen „Hasenköppe“ und „Hasenmelk“ verfaßt. Hoffmann von Fallersleben, der die erste Hälfte 1822 in Spangenberg's Neuem vaterl. Archiv herausgab, setzte das Gedicht der alterthümlichen Sprache wegen in das 15. Jahrhundert, den Rest hat Klippel ebenda 1825 folgen lassen, wo man S. 129 f. die Nachweise finden kann. G. hat auch eine handschriftliche Chronik von Dransfeld hinterlassen, in welcher sich ebenfalls einige Gedichte finden. Krause.

Grünwald: Martin G., unter den Epigonen der lutherischen Orthodoxie einer der wackersten und durch seine Thätigkeit für Waisenpflege und Volksschulwesen in engerem Kreise ein sehr verdienter Mann, geb. zu Zittau den 26. April 1664, † daselbst den 2. April 1716. Sohn eines Leinwebers, wurde er doch früh für wissenschaftliche Studien bestimmt, die er am Gymnasium der Vaterstadt und an der Universität Leipzig absolvirte. Dann (1690) Conrector des Gymnasiums in Bautzen geworden, trug er durch rastlose Thätigkeit viel zur Hebung dieser Anstalt bei. In seinem Unterrichte machte er auch den Versuch, die Geschichte seines Heimathlandes, der Lausitz, zu behandeln, wobei er zugleich eine genauere Landkarte dieser Landschaft bearbeitete. Unerfreulich aber waren dann die Angriffe, die er wider den ehemaligen Mitschüler Joh. Hübner in seiner „Richtigen Beschreibung der beiden Markgrafthümer Ober- und Nieder-Lausitz“ (1696) und in seinem Reim-Lexicon (1695) richtete. Dafür erwarb er sich durch die 1698 unternommene Begründung eines Waisenhauses in Bautzen unverkennbare Verdienste. Aber schon 1699 übernahm er das neugeschaffene und mit dem Pfarramte eines einsamen Gebirgsdorfs verbundene Katechetenamt in Zittau, dem er dann durch eine Reihe von Jahren hingebende Treue gewidmet hat. Die damals weit und breit eingeführten Katechismus-Examina dürften wenige mit gleichem Eifer besorgt haben. Er hat zugleich eine ganze Reihe katechetischer Schriften

verfaßt, die besonders auch dem unter seiner Mitwirkung eingerichteten Waisenhause in Zittau förderlich werden sollten. Vgl. seine „Ausführliche Beschreibung des Zittauer Waysenhauses“ (1710). Den Schluß dieser Arbeiten bildete die „Kurzgefaßte Haus- und Schulpostille über die Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln“ (1716). Seine im Auftrage des Stadtraths abgefaßte Schulordnung vom J. 1706 verdient in der Geschichte des deutschen Volksschulwesens eine Stelle. Als ascetischer Schriftsteller ist er im Geiste Christian Scriver's und Heinrich Müller's thätig gewesen, wie er auch bei der Herausgabe des Zittauischen Gesangbuchs mitgearbeitet hat. Was er als Prediger leistete, zeigt sein Hauptwerk „Standhafftiger Lutheraner“ (Bautzen 1716. 4). Zu Löscher's unschuldigen Nachrichten scheint er viel beigesteuert zu haben. Er hatte mehrfache Berufungen abgelehnt, als er 1710 Mittagsprediger an der zweiten Kirche seiner Vaterstadt wurde; 1715 kam er als Archidiaconus an die Hauptkirche; aber wenige Monate nachher starb er nach schmerzvoller Krankheit.

S. Dietmann, Die der Augsb. Confession zugethane Priesterschaft im Markgrafenthum Oberlausitz (1777) 376 ff. Otto, Lexicon der Oberlaus. Schriftsteller I, 543 ff. H. Kaemmel in vier Programmen, J. 1859 u. 61. Vgl. auch Koch, Gesch. des Kirchenlieds V, 444 ff. H. Kaemmel.

Grünwalder: Dr. Johann G., geb. um 1390 als der natürliche Sohn des (am 16. Juni 1398 verstorbenen) Herzogs Johann von Baiern; auf dem nächst München gelegenen Jagdschloß Grünwald erzogen und davon benannt; zeigte frühzeitig schon Spuren von Talent, Scharfsinn und Gelehrsamkeit, wurde 1416 Pfarrer, dann Dechant zu St. Peter in München, Probst zu Isen und Inchingen und Generalvicar zu Freising, von wo er die einer bedeutenden Reformation bedürftigen Klöster Baierns 1426 als Generalvisitator mit großer Strenge bereiste; spielte während des Baseler Concils (1437—43) eine große Rolle, wofür er 1440 vom Papst Felix V. zum „Cardinalis in montibus de Bavaria dictus“ erhoben wurde. 1443 erfolgte seine wirkliche Erhebung zum Bischof von Freising (wozu er schon 1422 erwählt worden war); als solcher starb er auch am 2. December 1452 zu Freising.

Ueber s. vielfach polit. Wirksamkeit vgl. E. Geiß, Gesch. der Stadtpfarrei St. Peter in München, 1868, S. 30—50. Hyac. Holland.

Grupen: Christian Ulrich G., wurde im Juni 1692 zu Harburg (an der Elbe) geboren. Seine Eltern waren Joachim G., damals Amtmann zu Harburg, später waldeck'scher Kammerrath († 1729), und Anna Marie Osterwald, Tochter des Oberamtmanns Osterwald zu Kalenberg. G. erhielt seine erste Bildung auf der Martinsschule zu Braunschweig, deren Leiter, Joh. Albr. Gebhardi, ein tüchtiger Kenner der römischen Litteratur, seinem Schüler die innigste Liebe zur Wissenschaft einzuflößen verstand. 1710 bezog er die Universität Rostock, mußte sie aber schon im nächstfolgenden Jahre der Kriegsunruhen wegen wieder verlassen und begab sich zu seinem Großvater Osterwald, der ihn auf der Amtsstube zu Kalenberg praktisch beschäftigte, bis er im Herbst 1712 die unterbrochenen Studien in Jena wieder aufnehmen konnte. Er erzählt aber von diesem Aufenthalte, daß ihn die Anweisung der Professoren sehr wenig ad solidam et masculam jurisprudentiam sufficient erschienen und er selbst durch beständiges Nachsinnen, durch Lesung der solidesten juristischen Bücher und durch unablässigen Fleiß sein bester Lehrmeister gewesen sei. Lorenz Andr. Hamberger nennt er unter den Jenenser Professoren als den, dem er die ganze Methode sich selbst zu unterweisen verdanke. Nachdem er den Regierungsantritt des Hauses Hannover in England durch eine am 11. Januar 1715 zu Jena gehaltene Rede „De successione Britannica legitima stirpis Guelphicae a principe regia Sophia electrice descendentis“ gefeiert hatte, verabschiedete er sich von der Universität

und ließ sich im selben Jahre als Advocat in der Stadt Hannover nieder. 1719 erwählte ihn der Magistrat zum Syndicus, 1725 den 11. August einstimmig zum Bürgermeister der Altstadt Hannover, einem Amte, das er länger als 40 Jahre bekleidet hat. 1729 ertheilte ihm König Georg II. das Prädicat eines Rathes und berief ihn 1734 zum Mitgliede des Consistoriums. — Was Grupen's Namen im Andenken der Nachwelt erhalten hat, sind im engeren Kreise seine Verdienste um die von ihm verwaltete Stadt, im weiteren seine Arbeiten auf dem Felde germanistischer Jurisprudenz. Zur Beschäftigung der Armen errichtete er vor dem Steinthore eine Parchentfabrik, die sein Nachfolger Aleman zum Armenhaus erweiterte; er ordnete das Leihhaus, das Archiv, die Register zur Feststellung der städtischen Güter und Gerechtsame, führte das Stadtpfand- oder Hypothekenbuch ein und war ein unermüdlicher Vertheidiger der städtischen Rechte, die er durch eine gründliche Durchforschung des Archivs auf ihre Quellen zurückzuverfolgen vermochte und nicht selten, wie z. B. das statutarische Erbrecht der Ehefrau, aus langer Vergessenheit wieder an's Licht brachte. Das größte seiner Verdienste um die Stadt ist deren Erweiterung. Nachdem er 1741 die Gegend innerhalb des Steinthores ausgebaut, 1746 die kirchliche Organisation der sogenannten Gartengemeinde gefördert, beschäftigte ihn in den folgenden Jahren die Anlage eines neuen Stadttheils, der Aegidien-Neustadt im Südosten Hannovers. Das Unternehmen, die Stadt um mehr als hundert Wohnhäuser zu vergrößern, stieß auf den heftigen Widerstand in einem Theile der Bürgerschaft, der, die Verminderung des Werthes der vorhandenen Häuser befürchtend, den Bürgermeister bei der Regierung verklagte und, da er dahin arbeite, die Bürgerschaft unglücklich zu machen, seines Amtes zu entsetzen beantragte. Konnte die Regierung auch nicht umhin, eine commissarische Untersuchung der Beschwerde anzuordnen, so ergab sie doch eine glänzende Rechtfertigung Grupen's. Neben der eifrigen Wahrnehmung seiner Amtspflichten fand G. Zeit zu einer regen schriftstellerischen Thätigkeit und zur Verfolgung umfassender litterarischer Pläne. Anfangs und zwischendurch auch später noch dem römischen Rechte zugewandt, haben seine Arbeiten vorwiegend gelehrte Materien des deutschen Rechts zum Gegenstand. Nicht daß er praktischen Aufgaben seine Feder versagt hätte, es finden sich genug solchen Zwecken dienende Abhandlungen in der langen Reihe seiner Schriften, und gleich die umfassendste unter seinen älteren Arbeiten, die 1737 veröffentlichten, aber schon viel früher, hauptsächlich wol während seiner Thätigkeit als Advocat verfaßten „Disceptationes forenses“ gehört in diese Kategorie. Aber wie bezeichnend ist es, daß mehr als die Hälfte des über 1000 Seiten starken Quartanten den angehängten sechs Observationes gewidmet ist, die in keinerlei Zusammenhang mit den voranstehenden Erörterungen gemeinrechtlicher Streitfragen stehen und nur dem Wunsche des Autors, sich von den strepitus forenses durch Forschungen auf dem Gebiet der deutschen Alterthümer zu erholen, ihren Platz verdanken. Das ist von nun ab das Feld seiner eifrigsten Wirksamkeit. Es muß genügen, einzelne der hierher gehörigen Schriften namhaft zu machen: „Deutsche Alterthümer zur Erläuterung des sächsischen und schwäbischen Land- und Lehnrechts“, 1746 — „De uxore Theotisca“, 1748 — „Observationes rei agrariae Germanicae“, 1758 — „Origines Germanicae“, 1764—68 — „Observationes rerum et antiquitatum Germanicarum et Romanarum“, 1763, denen sich speciellere Arbeiten, die ihn besonders interessirenden Gegenden gewidmet sind, wie die „Origines et antiquitates Hanoverenses“ 1740 und „Origines Pyrmontanae et Swalenbergicae“, 1740, anreihen. Alle diese Abhandlungen, mit denen noch zahlreiche Aufsätze gleicher Art in Zeitschriften, namentlich dem hannoverschen Magazin und den hannoverschen gelehrten Anzeigen, zu verbinden sind, theilen die charakteristischen Züge, welche den Arbeiten der

Rechtsantiquare des vorigen Jahrhunderts anhaften. Ausgebreitetste Belesenheit in den Quellen und zwar Geschichtsschreibern und Urkunden, Benutzung derselben mit, wenn auch nicht ausreichender Kritik werden um ihre Wirkung gebracht durch die mangelhafte Erforschung des Zusammenhanges, des zeitlichen wie des inhaltlichen, durch das Bruchstückhafte der Arbeiten, durch die Geschmacklosigkeit des Vortrages, dessen Faden dem Leser unter weitschweifigen Excursen und ermüdender Polemik verloren geht. Ganz besonders verlockend sind für den Autor die Streifzüge in das philologische Gebiet, aber gerade sie führen bei der unzureichenden Sprachkenntniß und der Sucht, mittels celtischer Etymologieen zu helfen, nur zu oft zu unhaltbaren Resultaten. So theilen denn auch die Schriften Grupen's mit denen der ganzen Richtung das Loos, in die Entwicklung der germanistischen Rechtswissenschaft wenig förderlich eingegriffen zu haben, so daß sie heutzutage kaum zu anderen als litterarhistorischen Zwecken noch aufgeschlagen werden. Fruchtbarer hat sich dagegen ein anderer Theil seiner Arbeiten erwiesen. Schon von früh her war sein Interesse mit besonderer Vorliebe der Litteratur der deutschen Rechtsbücher zugewandt. Ihnen galt ein Plan, der ihn Jahrzehnte lang beschäftigte und von kleinen Anfängen aus sich immer mehr erweiterte. Bei Veröffentlichung der „Disceptationes forenses" im J. 1737 äußerte er die Absicht, einen ihm zu Händen gekommenen Codex des Sachsenspiegels, der der Stadt Hameln gehörte, ohne einigen Zusatz und Aenderung dem Publico zu communiciren. Zehn Jahre später übergab er der Presse einen Tractat von den sächsischen Rechtsbüchern, der die Edition eines „Corpus juris Saxonici veteris" theils ankündigen, theils vorbereiten sollte. Die Quellensammlung sollte das sächsische Land- und Lehnrecht, das Magdeburger Weichbild, die Glosse und die Bilder zum Sachsenspiegel, den Richtsteig Land- und Lehnrechts und endlich den Schwabenspiegel, als aus dem Sachsenrecht ausgegangen, umfassen. Als aber der Druck bis zur 192. Seite vorgeschritten war, entwich der Buchdrucker aus Hannover, nachdem er zuvor die fertigen Bogen des Werkes an die Krämer als Maculatur verkauft hatte. Der Torso wurde eine buchhändlerische Rarität; nach einem in Celle erhaltenen Exemplar hat E. Spangenberg 1822 die Grupen'sche Abhandlung, theils wörtlich, theils auszugsweise und ergänzt aus der Handschrift des Verfassers in seinen Beiträgen zu den Teutschen Rechten des Mittelalters mitgetheilt. Sie läßt erkennen, wie umfassend und gründlich Grupen's Studien im Gebiete der Quellengeschichte waren, und bedauern, daß ihr durch den Mangel rechtzeitiger Veröffentlichung der beste Theil ihres Werthes, der Einfluß auf den Gang der germanistischen Studien, geraubt wurde. So ausgedehnt der bei Abfassung des Tractats zu Grunde liegende Plan war, so genügte er G. doch noch nicht. 1751 erschien die Ankündigung eines „Corpus juris feudalis Langobardici" und eines „Corpus juris Weichbildici", und das Project jenes Corpus juris Saxonici veteris findet sich nachher noch erweitert durch Aufnahme der lex Saxonum, vollständiger Abdrücke verschiedener Sachsenspiegelhandschriften nebeneinander und eines kritisch-linguistisch-exegetischen Commentars, zu dessen Herstellung er sich mit einer Reihe deutscher Gelehrten, wie Moser, Senckenberg, Estor, Gebauer, Strube u. a. verbinden wollte. Die wiederholten Ankündigungen blieben ungeachtet ihrer zuversichtlichen Ausdrucksweise: von dem Herrn Consistorialrath G. gehen zum Druck, oder: es sind der Presse übergeben, ohne Resultat. Der Umfang des Werkes, der Columnendruck, die Kupfer nach den Bildern der codices picturati überstiegen die Kräfte der Verleger. Die einzige Quellenpublikation, die aus dem reichen Material an's Licht kam, war der holländische Sachsenspiegel, ursprünglich als Beilage zu jenem Tractat bestimmt und bereits gedruckt, aus geretteten Exemplaren dann 1763 als besondere Schrift veröffentlicht. Mochte nun auch das Unternehmen an seiner allzu großen Aus-

dehnung scheitern, die jahrzehntelangen, mühsamen, weit gediehenen Vorarbeiten sind für die Wissenschaft nicht ganz verloren gegangen und haben dem Autor Ehre und Anerkennung von allen denen eingetragen, die später auf dem Felde der deutschen Rechtsbücher thätig gewesen sind. Wenn ein Homeyer ihn den gelehrten und kritischen G. nennt und seinen bedächtigen, auf das Tüchtige gerichteten Geist rühmt, so bedarf es keines weiteren Lobes. Sowol der Apparat, mit dem er arbeitete, als die Untersuchungen, die ihm im Gebiet der äußeren Rechtsgeschichte gelangen, beweisen die Solidität seiner Forschung. War es schon anerkennenswerth, daß er sich von der Art der Sachsenspiegeleditoren bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts, die nur ältere Druckausgaben zu wiederholen wußten, losmachte und wie sein nächster Vorgänger Gärtner auf Handschriften zurückgriff, umwieviel übertraf er ihn doch, wenn er deren 36 zusammenbrachte. Nicht minder gründlich und umfassend waren seine Sammlungen der Drucke des Sachsenspiegels, der Handschriften des sächsischen Lehnrechts, des Richtsteigs. In der Werthschätzung der Handschriften hat er allerdings wol fehlgegriffen, so wenn er die Oldenburger Handschriften des Sachsenspiegels aus der Mitte des 14. Jahrhunderts für die ältesten hielt, was ihn in eine litterarische Fehde mit Senckenberg verwickelte, dessen visiones diversae de collectionibus legum Germanicarum (1765) er im hannoverschen Magazin 1765 Nr. 57—60 beantwortete. War ihm auch der schnellfertige Senckenberg in der Veröffentlichung des Richtsteigs zuvorgekommen, so erlebte G. doch die Genugthuung, daß er, gelegentlich jener Polemik das Material seines Gegners kennen lernend, im Gefühl seiner Schwäche von dem Vorhaben abstand, den Sachsenspiegel im Fortgang des von ihm begonnenen „Corpus juris Germanici“ zu veröffentlichen. — In einer Anzahl rechtsgeschichtlicher Fragen des bezeichneten Gebiets ist G. zu Resultaten gelangt, welche die spätere Forschung nur bestätigen konnte. So ist es ihm gelungen, die früher herrschende Vorstellung von der Abfassung der Glosse durch mehrere zu überwinden, in Johann v. Buch den ältesten Glossator des Sachsenspiegels zu erkennen und den für die Geschichte der Glosse so lehrreichen lateinischen Glossenprolog zum ersten Mal zu benutzen. Gegenüber den schwankenden Meinungen der Früheren suchte er auch über Johann Klenkok, den Verfolger des Sachsenspiegels im 14. Jahrhundert, zu festeren Ansichten zu gelangen. Die übertriebenen Ansichten, welche Senckenberg über den Werth des von ihm zuerst veröffentlichten kleinen Kaiserrechts vorgetragen hatte, führte G. auf ein richtiges Maß zurück und ersetzte dessen abenteuerliche Datirung des Rechtsbuches durch eine richtige. —

Am 10. Mai 1767 starb G. zu Hannover. Schon im J. 1743, wahrscheinlich veranlaßt durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Oberappellationsrath Friedr. v. Beurhaus, schenkte er seine reiche Bibliothek, die vorhandenen wie die noch anzuschaffenden Werke und Manuscripte, unter der Bedingung des Gebrauchs derselben für seine Lebenszeit und der eventuellen Anstellung eines seiner Verwandten als Bibliothekar, dem Oberappellationsgerichte zu Celle, in dessen Besitz sich seit 1767 der ganze Apparat Grupen's für die Herausgabe des „C. juris Saxon. veteris“, einschließlich sechs Originalhandschriften sächsischer Rechtsbücher und zahlreicher Abschriften anderer Manuscripte befindet. Zugleich setzte G. einen ansehnlichen Fonds aus theils zur Besoldung des Bibliothekars, theils zum Ankauf neuer Bücher. — G. war zweimal verheirathet, zum erstenmal mit der Tochter des Kämmerers Droste, in zweiter Ehe mit Margarethe Henriette Heiliger, Tochter des kurhannoverschen Oberzahlmeisters Heiliger. Eine der drei Töchter aus dieser Ehe, Ulrike Antoinette, heirathete 1767 den kurhannoverschen Hauptmann Thibaut und wurde die Mutter der beiden berühmten Träger dieses Namens, des Heidelberger Pandek-

tisten A. Friedr. J. Thibaut (1772—1840) und des Göttinger Mathematikers Bernhard Thibaut (1775—1832).

Nachrichten v. niedersächsischen berühmten Leuten, Bd. II (Hamb. 1769), S. 172—92. Rotermund, Gelehrtes Hannover II, S. 190 ff. An beiden Stellen finden sich vollständige Verzeichnisse von Grupen's Schriften. Iffland (Stadtgerichtsdirector in Hannover) im neuen vaterländ. Archiv f. Hannover, Jahrg. 1830, Bd. I S. 48—86. v. Bülow, Verfassung des Oberappellationsgerichts zu Celle, Thl. I S. 379. E. Spangenberg, Beiträge S. 3 ff. Nietzsche, (Hallische) Allg. Litteraturzeitung 1827, Bd. III S. 690. J. Grimm, Rechtsalterthümer S. V. Homeyer, Sachsenspiegel 3. Ausg. S. 82, Thl. 2 Bd. I S. 116; Prolog z. Glosse des sächs. Landr. S. 4; Joh. Klenkok S. 380; Richtsteig Landrechts S. 34. Stobbe, Gesch. der deutschen Rechtsquellen I S. 376, 439, 582. F. Frensdorff.

Gruppe: Otto Friedrich G., geb. am 15. April 1804 in Danzig, † am 7. Januar 1876 in Berlin, Sohn eines Kaufmanns, machte seine Vorbereitungsstudien in seiner Vaterstadt und bezog 1825 die Universität Berlin, wo er sich mit Naturwissenschaften, Philosophie und altdeutscher Sprache beschäftigte. Den Plan, sich als Docent in Berlin zu habilitiren, gab er wieder auf, da seine lebhafte Abneigung gegen die damals ausschließlich herrschende Philosophie Hegel's ihm Schwierigkeiten bereitete. Er wendete sich zur Presse und trat zunächst als Mitarbeiter der preußischen Staatszeitung ein, deren Feuilleton er später (1835) selbständig redigirte; ästhetische Kritiken und Berichte über die Berliner Kunstausstellungen waren sein hauptsächliches Gebiet, welches er auch im Berliner Kunstblatt vertrat. Nachdem er auch mit einem Epos „Alboin, König der Longobarden“ (1830) ans Licht getreten war, gab er seinem Widerwillen gegen die Philosophie Hegel's (noch bei Lebzeiten desselben) durch zwei Schriften einen nicht sehr bedeutsamen Ausdruck; dieselben waren: „Antäus, ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache“ (1831) und „Die Winde oder ganz absolute Construction der neuen Weltgeschichte durch Oberon's Horn, gedichtet von Absolutus v. Hegelingen“ (1831); später folgte „Der Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert“ (1834), worin er sich wegwerfend über jede speculativ-systematische Entwicklung äußerte und schließlich einem ziemlich dilettantenhaften Empirismus das Wort redete. Verdienstlicher war sein gleichzeitiges Werk „Ariadne, die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwicklung“ (1834), welches, wenn auch nicht auf philologischer Methode beruhend, wenigstens in ästhetischer Beziehung anregend wirken kann; auch die größere Arbeit „Die römische Elegie“ (1838, 2 Bde.) bietet gute und anziehende Bemerkungen über Ovidius, Propertius und Tibullus, bei welch letzterem er auch die Frage über die Aechtheit und die Autorschaft eines Theiles der Elegien in einer Weise besprach, welche ihm die Zustimmung der Fachkundigen verschaffte. Hingegen von sehr geringem Werthe ist seine Schrift „Ueber die Fragmente des Archytas“ (1840), und nur grundlose Hypothesen entwickelte er „Ueber die Theogonie des Hesiod“ (1841). Jedenfalls waren schon damals die philologischen Leistungen Gruppe's von geringerem Werthe als die poetischen, und seine „Gedichte“ (1835), in welchen sich eine zarte Empfindung in weicher Form kund gibt, so daß auch mehrere derselben von verschiedenen Meistern in Musik gesetzt wurden, sicherten ihm den Beifall seiner Leser. Als der Minister Eichhorn es für nothwendig hielt, den Pfad einer kräftigen Reaction gegen die Hegel'sche Linke zu betreten, konnte der skeptische Spötter der Philosophie als eine zu solchen Tendenzen geeignete Persönlichkeit erscheinen, und so wurde G. 1842 in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten berufen, in welcher Stellung derselbe die von der Regierung gegen Bruno Bauer ergriffenen Maß-

regeln in zwei Brochüren zu rechtfertigen suchte, nämlich „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit“ (1842) und „Lehrfreiheit und Preßunfug“ (1843, vgl. hierüber auch Räbiger, Lehrfreiheit und Widerlegung der kritischen Principien Bruno Bauer's, 1843); im J. 1844 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt. Litterarisch bethätigte er sich nun hauptsächlich im Gebiete der Kunstkritik und in epischer Poesie; in ersterer Richtung, in welcher er auch schon im „Berliner Taschenbuch“ vom J. 1837 einen Aufsatz „Ueber die neuere deutsche Kunst“ veröffentlicht hatte, liegen außer einer Schrift „K. Friedr. Schinkel“ (1843) zahlreiche Kunstberichte in der „Deutschen Reform“ (1852) und in der Neuen preußischen Zeitung 1856—62; in letzterer Beziehung folgten ziemlich rasch seine durch lebendige Anschaulichkeit erfreuenden Epopöen „Königin Bertha (1848), „Theudelinde“ (1849), „Kaiser Karl, eine Trilogie“ (1852), „Firdusi“ (1856) und „Ruth, Tobias, Sulamith“ (1857), daneben gab er den „Deutschen Dichterwald“ (1849) und den „Deutschen Musen-Almanach“ (1851—55) heraus. Von den dichterischen Leistungen sticht wieder nicht zum Vortheile ab, was er inzwischen im Gebiete der classischen Litteratur und der Philosophie veröffentlichte; denn seine Schrift „Die kosmischen Systeme der Griechen“ (1851) entbehrt jeder wissenschaftlichen Gründlichkeit (vgl. Böckh, Untersuchungen über das kosmische System des Plato, 1852), und in „Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland“ (1855) wiederholt er seine zuweilen trivialen Einwände gegen alle speculativen Versuche überhaupt und gelangt so zu einem recht hausbackenen Skepticismus. Hingegen hat er sich durch seine „Deutsche Uebersetzungskunst“ (1859), in welcher er auf eine chronologische Uebersicht der Uebersetzungslitteratur eine Darlegung der Grundsätze metrischer Uebertragung und der Sylbenmessung folgen läßt, ein entschiedenes Verdienst erworben. In die nächstfolgende Zeit fallen dramatische Versuche, nämlich eine Fortführung des Schiller'schen Demetrius und ein „Otto von Wittelsbach“ (1860), dann eine geschätzte Monographie „Reinh. Lenz, Leben und Werke“ (1861) und hierauf das größere litterargeschichtliche Werk „Leben und Werke deutscher Dichter“ (1864—72, 5 Bde.), während zugleich die mit Beifall aufgenommenen „Vaterländischen Gedichte“ (1866 und Neue Folge 1868) erschienen, deren Stoff der preußischen Geschichte entnommen ist. Wenn endlich die schon im J. 1859 veröffentlichte Schrift „Minos, über die Interpolationen in den römischen Dichtern“ im J. 1872 eine insbesondere auf Horatius bezügliche Wiederholung und Fortsetzung unter dem Titel „Aeacus“ fand (ein „Rhadamanthys“ soll im Nachlasse Gruppe's druckfertig vorliegen), so konnte über die betreffenden Unächtheits-Erklärungen das Urtheil der Fachkundigen sich nur ungünstig gestalten. G. besaß eine ungewöhnliche Vielseitigkeit und einen unmittelbaren Schönheitssinn, aber in seinen überaus zahlreichen Schriften überschritt er oft die Grenzen desjenigen, worin er wirklich etwas zu leisten befähigt war.

Unsere Zeit, Jahrg. 1876, Bd. I, S. 310. Deutsche Monatshefte, Jahrg. 1876, S. 213.

Prantl.

Gruson: Johann Philipp G., auch Grüson, Mathematiker, geb. am 2. Februar 1768 in Neustadt-Magdeburg, † am 16. November 1857 in Berlin. Seine erste Anstellung erfolgte 1787 an der Kriegs- und Domänenkammer in Magdeburg. Dort erfand er 1790 eine Rechenmaschine, welche Beifall gefunden zu haben scheint. Nach Berlin siedelte er 1794 über und zwar als Professor der Mathematik an der Cadettenschule. Mancherlei Elementarwerke folgten nun einander, 1798 eine Sammlung nützlicher Rechentafeln unter dem Namen „Pinakothek“, auf welche hin er noch in demselben Jahre zum Mitgliede der Berliner Akademie ernannt wurde in Folge der ersten von König Friedrich Wilhelm III. unterzeichneten Ernennung. Lehrstellungen an der Bauakademie 1799, an der

Universität 1816, am französischen Gymnasium 1817 wurden ihm der Reihe nach zu Theil. Mag er auch als Lehrer eine nutzbringende Thätigkeit entfaltet haben, von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind kaum noch mannigfache Uebersetzungen nennenswerth, während die unter hochtrabenden Ueberschriften veröffentlichten Originalabhandlungen gerechter Vergessenheit anheimgefallen sind. Höchstens sein Beweis, daß die Basis des natürlichen Logarithmensystems durch keine rationale Zahl ausgedrückt werden kann (Abhandlungen der Berliner Akademie für 1818—19) macht eine Ausnahme. Bei Poggendorff findet sich eine übrigens nicht ganz fehlerlose Aufzählung von Gruson's Schriften. So ist z. B. „Le calcul d'exposition" in den Mémoires de Berlin von 1798 und von 1800, nicht von 1800 und 1804 erschienen. Cantor.

Gruß: Anton G., Maler, geb. 1804 zu Schaab, Saazer Kreis in Böhmen, † 1872 zu Wien, entschied sich erst nach vollendeten Gymnasialstudien, der Aufforderung seines älteren Bruders Johann (s. u.) folgend, für die Kunst. Während der akademischen Curse in Prag bei einer adeligen Familie in die Stellung eines Maître d'es Arts gekommen, erhielt er von daher die Richtung auf die zu jener Zeit für besonders fashionable erklärte Miniaturmalerei und erwarb sich zu seinem Ruf noch die Mittel, um nach seiner Verabschiedung umfangreicher das Studium der Oelmalerei betreiben zu können. Erfolg hatte aber dasselbe erst, nachdem Kadlik 1836 nach Franz Waldherr das Amt eines Directors der Prager Akademie angetreten hatte. Diesem Künstler, der seine Schüler von dem seither an der Akademie geübten, ideelosen Eklecticismus zur ideebeseelten Naturauffassung zurückleitete, sich innigst anschließend, gewannen die Leistungen Gruß' zur kräftigen Form inneren Gehalt und bald auch öffentliche Anerkennung. Zunächst war ihm dieses mit dem 1839 auf die Kunstausstellung gebrachten heiligen Aloisius gelungen. Das Gemälde kam in die Kirche zu Cakowic nächst Prag. (Irrthümlich ist dasselbe in Const. v. Wurzbach's biographischem Lexicon seinem Bruder Johann zugeschrieben.) Durch Reisen nach den bedeutendsten Kunststädten Deutschlands und einem Theile von Italien dann noch gereifter und, wie es den Anschein nahm, berufener geworden für größere Leistungen, entzog sich G. kurz nach dem Ableben Kadlik's dennoch wieder der eigentlichen Kunstsphäre. Auf eine Reihe von Jahren bei der gräflich Harrach'schen Familie neuerdings als Lehrer eingetreten, hob er sich erst wieder zu neuer Kunstthätigkeit, als er zum Director der gräflich Harrach'schen Galerie in Wien befördert war. Seine Arbeiten beschränken sich dann freilich vorwiegend auf Altargemälde für die gräflichen Patronatskirchen, die geraden Weges von der Staffelei an den Ort ihrer Bestimmung abgingen und nur wenigen seiner Freunde (wie dem Unterzeichneten) sichtbar wurden. Die bedeutendsten waren St. Peter und Paul, eine Madonna mit dem Kinde, und St. Wenzeslaus. Von Compositionen — als Cartons ausgeführt — fesselte insbesondere ein geistreich concipirtes „jüngstes Gericht", eine ergreifende Scene aus der Sintfluth und die sinnige Darstellung von „Glaube, Hoffnung, Liebe". Im Geiste der Vorbilder aus der Cinquecenti-Periode, edel in Form, kräftig im Colorit, durchwehte doch selbst in späteren Jahren noch immer ein Etwas aus der Schule Kadlik's seine Gemälde, namentlich aber die erwähnten Cartons. Eine nach dem Aeußeren gewinnende, stattliche Persönlichkeit, mit einem intelligent ausgeprägten Antlitz, beliebt als geistreich jovialer Gesellschafter, lebte G. als weiberscheuer Hagestolz, doch am liebsten für sich; wußte unwillkommene Besucher auch trefflich mittels feineinschneidiger Kritik ihrer Blößen fernzuhalten. Die Harrach'sche Galerie verdankt ihm nebst der Erwerbung mehrerer vorzüglicher Gemälde ihre treffliche Ordnung und gute Conservirung. Rudolf Müller.

Gruß: Johann G., Maler, geb. am 22. November 1790 zu Schaab, † am 8. Aug. 1855 zu Leitmeritz. Vom Gymnasium freiwillig in das Priesterseminar zu Prag eingetreten, überkamen G. erst kurz vor der letzten Weihe Berufsbedenken, deren loszuwerden ihm der Rector einen längeren Urlaub zugestand, den er als Correpetitor der Söhne des Notars Richter in Warnsdorf verbringen sollte, um nach Jahresfrist sich entweder für die Primiz oder für den definitiven Austritt aus dem Priesterstande zu entscheiden. Er hatte bald über den engeren Kreis der Richter'schen Familie hinaus einen Anhang von Freunden gewonnen, die ihn geradezu absperrten von der Rückkehr ins Seminar, den durch Lehrtalent und vortheilhafte äußere Erscheinung hervorragenden Mann vielmehr bewogen, eine förmliche Schule vom Charakter eines Convictoriums einzurichten für die seinem Anhängerkreise zugehörigen Sprossen. Dem dabei eingeführten höchst idealen Lehrplane war aber auch die „bildende Kunst“ einverleibt. Aber je mehr von anderer Seite Gewicht darauf gelegt zu werden schien, um so nothdürftiger erkannte sich G. für den Kunstlehrer ausgestattet. Blos oberflächlich bei zeitweiligem Akademiebesuche mit dem Elementaren der Bildkunst bekannt geworden (die akademische Matrik führt G. 1806 als „Rhetoriker“ an, d. i. als Studiosen des 4. Jahrganges der philosophischen Facultät) lag er nun zwangsweise, mehr zur Qual als zur Selbstbefriedigung, dem Zeichnen, Malen und Modelliren ob. Erst allmählich mit schwindender Ungelenkigkeit hob sich die Lust zum künstlerischen Schaffen, sank merkwürdigerweise aber auch in gleichem Grade die Neigung zur Schulmeisterei. Doch bevor diese Wandlung nach Außen allgemein kund werden und zum Abbruche der guten Beziehungen führen konnte, hatte G. bereits die Rehabilitirungsformel gefunden. Stillen Zuges gingen nämlich inzwischen schon von Haus zu Haus ganz frappant getroffene kleine Porträts seiner vertrauten Freunde und bereiteten im Stillen auf den aus seiner Zurückgezogenheit endlich wieder vortretenden Maler G. vor. Was ihm zur Abrechnung mit seinem Gemüthe dann noch fehlte, das holte er sich 1819 am Traualtare. Aber noch war immer blos der Dilettant und noch lange nicht der Künstler fertig, wie sich bald zeigte, als er mit mehreren allzukühn übernommenen Aufträgen ins Unwegsame festgefahren war. Ein zufälliges Wiederbegegnen mit dem Studiengenossen Franz Kadlik, der ebenfalls von der Theologie zur Kunst übergegangen war, ließ den Ausweg finden. Herzhaften Entschlusses betrieb kurz danach G. Nachstudien an der Akademie und suchte hierauf noch durch Copiren von Meisterwerken der Prager und Dresdener Galerie seine Farbentechnik zu rectificiren. Fortan darf seinem weiteren Wirken, zunächst in Warnsdorf, entschieden kunstgeschichtliche Bedeutung beigemessen werden. Hurtiger Hand versah er von hier aus die Mehrzahl der umliegenden Pfarrkirchen mit guten Bildern; sicherte auch in der wegen ihrer industriellen Leistungstüchtigkeit jüngst zur Stadt erhobenen Ortschaft der Kunst eine bleibende Stätte. Den allerdings vorzeitigen Abschluß seines dortigen Wirkens gab ein für ihn erschütternder Unglücksfall: ein in seinem Hause ausbrechendes Feuer zerstörte ihm die gesammte Habe. Hiernach zwar bettlerarm geworden, wandte er sich an einen auswärtigen Gönner, an den durch Werke der Wohlthätigkeit und Kunstfreundlichkeit ausgezeichneten Leitmeritzer Bischof Milde. Sofort auch dorthin eingeladen, bezog G. den nächst der bischöflichen Residenz gelegenen alten Wallthurm, wo er ein großartiges Atelier einrichten und erst so recht nach Herzenslust auch in großen Aufträgen sich ergehen konnte. Einer der ersten war das umfang- und figurenreiche Hochaltargemälde für die Stadtkirche in Reichstadt. Der wohlwollende Bischof benützte diese Gelegenheit übrigens noch dahin, daß er durch G. sämmtliche alten theils schadhaften Gemälde der Domkirche — meist von Carl Screta — renoviren ließ; ihn auch beauftragte Umschau zu halten in der Diöcese nach den vorzüg-

lichsten, durch Renovirung noch zu erhaltenden Gemälden. Wirklich wurden die besten Bilder aufgesucht und viele davon dem Untergang entrissen. So namentlich das Raphael's würdige Gemälde St. Matthäus von Screta in Kresic (Krscheschitz) — in der Kirche mit der traditionellen hölzernen Thürklinke — bei Leitmeritz; von welchem auf Gruß' Veranlassung auch von Joh. Wiese eine recht gute Nachbildung in Kupfer gestochen wurde. Hiermit auf Jahre hinaus in zusagender Thätigkeit gehalten, nebenbei noch zum Wiedergewinne eines eigenen Hauses gelangt, verband sich denn auch für alle Folge der Name G. mit Leitmeritz. Mit ungewöhnlichem Fleiße, vom Morgen bis zum Abende am Werke, schuf er neben unzähligen Restaurationsarbeiten fort und fort neue Bilder für den Umkreis von Leitmeritz; zwischenher immer auch noch einige für die Prager und Dresdener Ausstellung. Im Besitze einer anmuthigen, mit schönen Gesichtsformen begabten Tochter wußte er diese gelegenheitlich solcher Ausstellungsbilder meist trefflich zu verwerthen, sei es als Type für Madonnen, für St. Philomena und St. Cäcilia. (Nach letzterer kam ein durch Mayer in Nürnberg besorgter Stich zu großer Verbreitung.) Nach Darstellungsform, möglichst auch im Colorit, folgte G. seinem Freunde Kadlik. Seit seinen akademischen Nachstudien mit demselben in brieflichem Verkehre, dabei unausgesetzt bemüht Gemälde desselben in seinen Gesichtskreis zu ziehen, wie ihm dieses bereits für die Kirchen in Warnsdorf und Schönlinde gelungen war (vgl. Kadlik), benutzte er diese Bilder zu fast stetigen Studienobjecten für sich und seine Schüler. Die besten seiner Leistungen datiren überdies aus dem Jahre, in welchem Kadlik — zum Director der Prager Akademie berufen — in der Nähe weilte, G. also kurzen Weges sich mit ihm verständigen konnte. Doch wie homogen nach der künstlerischen Außenseite, unterschieden sie sich dennoch ziemlich scharf im Gefüge ihres Inneren. Beide zwar von Jugend an von der josephinisch freigeistigen Studienrichtung imprägnirt, wandte sich Kadlik später — in Rom — wieder entschieden der positiv kirchlichen Anschauung zu, während G., entsprechend seinem elastischen Wesen, jener Richtung anhängig blieb und später seine Anschauungen mit denen Bolzano's vollständig identificirte. Doch gegenseitig wohlerprobt und erkannt in der Lauterkeit ihres Wollens und Wirkens, ließen sie sich durch diese Verschiedenheit, die doch mehr nur einen Unterschied des Grades bildete, in ihrer Freundschaft nicht stören. Anders stand es mit G. den klerikalen Kreisen gegenüber, wie sie sich nach Abgang Milde's auf den erzbischöflichen Sitz nach Wien in Leitmeritz zusammengezogen hatten. Wegen seiner offenkundigen Anhänglichkeit an Bolzano jetzt dort scheel angesehen, verbitterte sich sein humanistischer Eifer zu einer Ausdrucksschärfe folgenschwersten Widerhalls. — Gramgebeugt, gelähmt im Schaffen, begrüßte der lebensmüd gemachte Künstler den Tod mit Freude und heiteren Antlitzes. Leitmeritz verdankt G. Vieles. Was seither an humanistischen Institutionen dort ins Leben trat, dafür wirkte er schon vorlängst. Er war es, der unter Anderen den Anstoß gab für eine zeitgemäße Fortbildung der Lehrlinge und Gesellen zu künftig tüchtigen Meistern. Mit größter Opferwilligkeit errichtete er eine Privatschule für sie und oblag wahren Feuereifers der damit sich selbst gestellten Aufgabe als Lehrer. Ihm ist es nebenbei zu danken, daß die vielen historisch schätzbaren Denkwürdigkeiten der Stadt erhalten und der Publikation zugänglich wurden. Schüler von ihm sind der später als Schüler der Wiener Akademie zu gutem Rufe gelangte, 1841 im 30. Lebensjahre verstorbene Anton Czisch, sein eigner, als tüchtiger Landschaftsmaler 1870 in Teplitz verstorbener Sohn Julius und der wackere Porträtmaler Franz Thomas in Warnsdorf.

Rudolf Müller.

Gruter: Janus G., einer der fleißigsten und angesehensten Philologen des 17. Jahrhunderts, wurde am 3. December 1560 zu Antwerpen als Sohn

des dortigen Bürgermeisters Walter Gruytere geboren. Seine Mutter, Catharina Tishem, Engländerin von Geburt, war eine hochgebildete, ja gelehrte Frau, von welcher der Sohn den ersten Unterricht nicht nur in den modernen, sondern auch in den classischen Sprachen erhielt. Seine Kinderzeit verlebte er von seinem siebenten Jahre an in England, wohin seine Eltern aus politischen Gründen sich geflüchtet hatten, begann seine Universitätsstudien in Cambridge und setzte sie später in Leyden fort, wo besonders Hugo Donellus in der Jurisprudenz und Justus Lipsius in den philologischen Fächern seine Lehrer waren; hier erwarb er sich die juristische Doctorwürde. Von 1586 an hielt er sich im nördlichen Deutschland auf, hauptsächlich in Rostock, wo er auch über historische Gegenstände Vorlesungen hielt, und folgte dann (wahrscheinlich im Herbst 1589) einem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität Wittenberg, wurde aber bereits im Frühjahr 1592 in Folge seiner Weigerung, die sogenannte Concordienformel zu unterschreiben, aus dieser Stellung wieder entlassen. Hier in Wittenberg hat G. im J. 1591, nachdem früher schon eine Sammlung lateinischer Gedichte von ihm im Druck erschienen war, sein erstes wissenschaftliches Werk veröffentlicht, die „Suspicionum libri IX“, deren erste acht Bücher Emendationen und Erklärungen zahlreicher Stellen des Plautus und Apulejus, gelegentlich auch anderer Schriftsteller (z. B. des Petronius) enthalten, während das letzte an den Juristen Dionysius Gothofredus (mit welchem er dadurch in eine heftige litterarische Fehde verwickelt wurde) gerichtete sich ganz mit der Kritik und Interpretation der Werke des Philosophen Seneca (nur gelegentlich auch des Rhetors) beschäftigt. Von Wittenberg wandte sich G. nach Heidelberg, das damals durch seine an Handschriften classischer Schriftsteller außerordentlich reiche Bibliotheca Palatina, wie auch durch die Theilnahme, welche die Fürsten der Pfalz und einige ihrer einflußreichsten Räthe den historischen und philologischen Studien widmeten, eine große Anziehungskraft auf auswärtige Gelehrte ausübte. G. wurde hier schon Ende 1592 oder Anfang 1593 zum ordentlichen Professor der Geschichte, daneben 1602 zum Bibliothekar der Bibliotheca Palatina ernannt und entwickelte nun eine sehr umfängliche, von wahrhaft erstaunlicher Arbeitskraft zeugende litterarische Thätigkeit, indem er die reichen handschriftlichen Schätze jener Bibliothek für die Verbesserung der Texte einer großen Anzahl lateinischer Schriftsteller (von Griechen hat er nur das *στρατηγικός* betitelte Büchlein des Kriegsschriftstellers Onosandros, Heidelberg 1600, herausgegeben) nutzbar machte. Allerdings hat er diese und andere ihm von auswärtigen Bibliotheken zugekommene Hülfsmittel nur sporadisch, ohne strenge Consequenz und ohne jene genaueren Angaben der Lesarten, welche es anderen Gelehrten möglich machen, die Thätigkeit des Kritikers zu controliren, benutzt; allein diesen Mangel theilt er mit allen Kritikern jener Zeit. Wenn man ferner ihm auch weder Schärfe des Urtheils noch glückliche Divinationsgabe nachrühmen kann, so muß doch anerkannt werden, daß er durch seinen Eifer in der Herbeischaffung und Verwerthung der handschriftlichen Hülfsmittel die Herstellung der Texte in den von ihm besorgten Ausgaben durchgängig um ein Bedeutendes gefördert hat. Die von ihm meist in wiederholten Ausgaben bearbeiteten Schriftsteller sind folgende: „Seneca“, Heidelberg 1593 (andere Exemplare tragen, wie dies häufig bei den Gruter'schen Ausgaben der Fall ist, die Jahrzahl 1594), ed. II. 1603 (1604). „Plauti Querolus sive Aulularia ad Camerarii codicem veterem denuo collata; eadem a Vitale Blesensi elegiaco carmine reddita et nunc primum publicata“. Heidelberg 1595. „Martialis“, Frankfurt 1596, vielfach verbessert ebdas. 1602. „Florus“, Heidelberg 1597. „L. Annaei Senecae tragoediae. L. Annaei Senecae et P. Syri mimi, forsan et aliorum singulares sententiae“, Heidelberg 1604. „Velleius Paterculus“, Frankfurt 1607. „Sallu-

stius", ebds. 1607. "Tacitus" ebds. 1607. „XII Panegyrici veteres", ebds. 1607. „Livius", ebds. 1609, wiederholt 1619, vermehrt mit notae criticae 1627. „Historiae Augustae scriptores latini minores a Julio fere Caesare ad Carolum Magnum", 2 Bde., Hanau 1611 (1610), (Bd. I enthält Florus, Vellejus, Suetonius und die Scriptores historiae Augustae; Bd. II Ammianus Marcellinus, Messalla Corvinus de progenie Augusti, Julius Exsuperantius, Aurelius Victor, Paullus Diaconus et Landulphus Sagax auctores historiae miscellae, Jornandes de regnorum ac temporum successione und de rebus Geticis, Paullus Warnefridus de gestis Langobardorum, Sextus Rufus; dazu Gruter's Notae zu sämmtlichen in beiden Bänden gedruckten Texten und einen reichhaltigen Index). — Plinii epistolarum libri X". Frankfurt 1611. "Cicero" II Bde., Hamburg 1618 (mit Benutzung des von J. Gulielmius gesammelten handschriftlichen Apparates und der Bemerkungen desselben). "Plautus" (mit Taubmann's Commentar), Wittenberg 1621; die letztgenannte Ausgabe enthält eine Reihe hämischer Bemerkungen gegen die Ausgabe des Plautus von Philipp Pareus, gegen dessen Erstlingsschrift, die „Electa Plautina" (Neustadt 1617) G. im J. 1619 eine grobe pseudonyme Schmähschrift unter dem Titel „Asini Cumani fraterculus e Plauti electis electus per Eustathium Swartium" veröffentlicht hatte. Ungedruckt blieben seine „Suspiciones in Statii Thebaidem", von denen F. Hand in einem Programm der Universität Jena zum 1. Februar 1851 eine Probe (Jani Gruteri suspiciones in Statii Theb. libr. I cum animadversionibus F. Handii) bekannt gemacht hat. Nur der Vollständigkeit halber erwähnen wir noch Gruter's „Discursus politici in C. Cornelium Tacitum", Heidelberg 1604 (eine Art sachlicher Commentar in Form weitschweifiger Excurse zu einzelnen Stellen des Tacitus), ferner das umfängliche rein compilatorische Werk über die politische und Kirchen-Geschichte von Christi Geburt bis zum J. 1613, das er unter dem Titel „Chronicon Chronicorum ecclesiastico-politicum collectore Johanne Gualterio Belga", Frankfurt 1614 in 4 Bänden erscheinen ließ; das zahlreiche Abhandlungen verschiedener Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts, ohne eigene Zuthaten Gruter's, umfassende Sammelwerk „Lampas sive fax artium liberalium h. e. thesaurus criticus in quo infinitis locis theologorum, philosophorum, oratorum, historicorum, poetarum, grammaticorum scripta supplentur, corriguntur, illustrantur, notantur", Frankfurt 1602—12, 6 Bände (ein siebenter ist 1634 von J. Ph. Pareus hinzugefügt worden); die Sammlung von Denksprüchen und Sprüchwörtern in den verschiedensten Sprachen, welche er unter dem Titel „Florilegium ethico-politicum — accedunt gnomae paroemiaeque Graecorum, item proverbia Germanica, Italica, Belgica, Gallica, Hispanica", Frankfurt 1610, und die Sammlungen neulateinischer Dichtungen von Italienern, Franzosen und Niederländern, die er unter dem Pseudonym Ranutius Gherus als „Deliciae poetarum Italorum, Gallorum, Belgicorum" (im Ganzen 9 Bände, Frankfurt 1608—14) herausgegeben hat. — Dasjenige Werk, welches G. bei Mit- und Nachwelt wol den größten Ruhm und Dank eingebracht hat, ist die große Sammlung lateinischer und griechischer Inschriften (der auch einige umbrische und gothische Sprachdenkmäler eingefügt und die tachygraphischen Noten der Römer angehängt sind), welche er auf Anregung und unter thätiger Mitwirkung Joseph Scaliger's (der nicht nur einen großen Theil des Materials geliefert, sondern auch bei der Ausarbeitung des Werkes G. fortwährend durch briefliche Mittheilungen unterstützt und geleitet, endlich die trefflichen der Sammlung beigegebenen 24 Indices angefertigt hat) und mit Unterstützung einiger anderer Gelehrten, besonders des Augsburgers Marcus Welser, veröffentlicht hat unter dem Titel „Inscriptiones antiquae totius orbis Romani in corpus absolutissimum redactae ingenio ac cura Jani Gruteri: auspiciis Josephi Scaligeri

ac Marci Velseri. Ex officina Commeliniana", 2 Bde., 1602 und 1603. (In einer zweiten Ausgabe ohne Jahresangabe [1616] sind nur der Titel, die Dedication und die Vorrede des ersten Bandes neu gedruckt und verändert, alles Uebrige ist völlig unverändert geblieben.) — Ein schwerer Schlag für G. war die Erstürmung von Heidelberg durch die Truppen Tilly's am 16.—19. Septbr. 1622 und die Wegführung der Bibliotheca Palatina, mit welcher zugleich auch der größte Theil der Privatbibliothek Gruter's dem Sieger als Beute zugefallen war. G., der sich beim Heranrücken der Feinde zu seinem Schwiegersohne Oswald Smend nach Bretten, von da nach Tübingen, von da wieder nach Bretten geflüchtet hatte, kehrte einige Zeit nach dem Abzug der Feinde nach Heidelberg zurück und kaufte sich ein Landhaus in der Nähe der Stadt, wo er hauptsächlich mit Gartenbau beschäftigt lebte; an schriftstellerischen Arbeiten hat er, abgesehen von der oben erwähnten dritten Ausgabe seines Livius, nur noch einen zweiten Theil der Gnomensammlung („Florilegii magni seu Polyantheae tomus II", Straßburg 1624) und eine von ihm während seiner Verbannung aus Heidelberg zusammengestellte Sammlung von Spruchversen nach alphabetischer Ordnung der Stichworte („Bibliotheca exulum seu enchiridion divinae humanaeque prudentiae", Frankfurt 1625) veröffentlicht. Er starb während eines Besuches bei seinem Schwiegersohne auf dessen Landhause Berhelden auf dem Capellenberge am 20. September 1627.

Fr. Herm. Flaydes, Vita, mors et opera maximi virorum Jani Gruteri, Tübingen 1528. Balth. Venator, Panegyricus Jano Grutero scriptus, Genf 1531. (Diese beiden sehr wortreichen, aber an thatsächlichen Mittheilungen sehr armen, von maßloser Bewunderung Gruter's überfließenden Lobschriften sind wiedergedruckt hinter Jani Gruteri Discursus politici in C. Corn. Tacitum et notae maxima ex parte politicae in T. Livium Patavinum historicorum principes, Leipzig 1679.) — F. A. Eckstein in der Allgem. Encyklopädie der Wiss. u. K., S. I, Bd. 95, S. 356 ff. Bursian.

Gruytrode: Jacob v. G., von deutscher Herkunft und Prior des Carthäuser-Conventes bei Lüttich. Er starb den 11. Februar 1482 und hinterließ eine große Zahl erbaulicher, sowie ascetisch-moralischer Schriften, die hauptsächlich für Ordensleute berechnet waren. Wenn das Verzeichniß, das Trithemius gibt, genau ist, so waren es folgende: „De veris virtutibus," „De septem peccatis mortalibus", „De quatuor novissimis", „Sermones de tempore et de sanctis", „Epistolae ad diversos", endlich eine Moral für die verschiedenen Stände unter dem Titel „Specula", die aus folgenden einzelnen Abtheilungen Specula praelatorum, subditorum, sacerdotum, saecularium hominum und senectutis bestand.

Trithemius, Catal. ill. vir. u. De script. eccl. Possevini app. sacer. H. Kellner.

Grymm: Sigismund G., s. Grimm.

Grynäus: Johann Jacob G. (entfernter Anverwandter des berühmten Simon G. zu Basel), am 1. October 1540 zu Bern geboren, zog 1546 mit dem Vater nach Basel und besuchte daselbst seit 1551 das Pädagogium, später die Universität. Nach Beendigung seines theologischen Studiums wurde er (1559—63) seinem Vater, damals Pfarrer zu Rötelen, als Gehülfe beigegeben. Dem Lutherthum zugethan, ging er dann (1563) nach Tübingen, um seine theologischen Studien fortzusetzen, worauf er 1565 zum Nachfolger seines (verstorbenen) Vaters in Rötelen ernannt wurde. Zehn Jahre später wurde ihm zu Basel die Professur des Alten Testaments übertragen. Hier ließ G. das Lutherthum allmählich fallen, indem ihm das reformirte Bekenntniß als das allein schriftmäßige erschien. Von 1584—86 im Auftrage des Pfalzgrafen Jo-

hann Casimir mit der Restauration der Universität Heidelberg auf reformirter Grundlage beschäftigt, kehrte er 1586 nach Basel zurück, wo er die angesehene Stelle eines Antistes der Kirche Basels und die Professur des Neuen Testaments übernahm. Seine Wirksamkeit in Basel war jetzt eine bedeutende. Auch das Gymnasium wurde von ihm reorganisirt und die (von Sulzer, dem Vorgänger des G., zurückgedrängte) Baseler Confession wieder in ihr Recht eingesetzt. Daneben wurde G. auch außerhalb Basels zur Verrichtung theologischer Geschäfte mehrseitig herangezogen, so schon 1573 und 74 zur Durchführung der Reformation in Mömpelgard, 1587 zur Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Mühlhausen, im April 1588 zur Theilnahme an der (durch Samuel Huber's Heterodoxie veranlaßten) Disputation zu Bern. Im J. 1612 erblindet, fuhr er doch fort zu predigen und Vorlesungen zu halten, bis er am 13. August 1617 starb. Seine zahlreichen Schriften sind theils dogmatischen, theils exegetischen, theils patristischen Inhalts. Auch Praktisches (z. B. ein „Trostbüchlein in Pestzeiten") findet sich darunter.

Vgl. J. J. Grynaei Vita et mors ex variis ipsius scriptis collecta et edita a J. J. et H. a Brunn, Basil. 1618. Heppe.

Grynaeus: Simon G. (Gryner), Humanist und Theolog, wurde im J. 1493 zu Veringen in der damaligen Grafschaft Zollern als Sohn unbemittelter Landleute geboren. Im Alter von etwa 14 Jahren kam er auf die Stadtschule zu Pforzheim, wo Nicolaus Gerbel und Georg Simler seine Lehrer waren: einer seiner Mitschüler daselbst war Philipp Schwarzerd (Melanchthon). Seine weiteren Studien machte er an der Universität Wien, trat dort nach Erlangung der Magisterwürde als Docent der griechischen Sprache auf und übernahm nach einiger Zeit das Rectorat einer Schule in Buda-Pest. Streitigkeiten mit den Mönchen, die ihn der Ketzerei bezichtigten, brachten ihn dort ins Gefängniß: durch den Einfluß einiger ihm günstig gesinnten Magnaten befreit, verließ er Ungarn und ging zunächst, durch Luther und Melanchthon angezogen, nach Wittenberg. Von seinen weiteren Schicksalen ist nichts bekannt bis zum J. 1524, wo er als Professor der griechischen Sprache an die Universität Heidelberg berufen wurde. Seine dortige Stellung war weder in ökonomischer Hinsicht befriedigend, noch in collegialischer Beziehung erfreulich, da die Mehrzahl der Heidelberger Professoren damals noch den reformatorischen Ansichten, zu denen G. sich offen bekannte und wegen deren er im J. 1529 bei einem Besuche in Speyer während des dortigen Reichstags Gefahr lief ins Gefängniß geworfen zu werden, feindlich gegenüber stand. G. folgte daher einem im Mai 1529 an ihn ergangenen Rufe als Professor der griechischen Sprache an die Universität Basel. Da bei seiner Ankunft die durch die Einführung der Reformation nothwendig gewordene Reorganisation der Universität noch nicht vollendet war, so benutzte er seine Muße zu litterarischen Arbeiten, unternahm auch im J. 1531 eine dreimonatliche Reise nach England; nach seiner Rückkehr widmete er sich mit Eifer und Erfolg der akademischen Thätigkeit und übernahm neben seiner Professur der griechischen Sprache noch eine außerordentliche Professur der Theologie. Im J. 1534 erhielt er vom Herzog Ulrich von Würtemberg, der nach langer Verbannung sein Land wiedergewonnen hatte, den ehrenvollen Auftrag, in Gemeinschaft mit Ambrosius Blarer von Constanz die Universität Tübingen im Geiste der kirchlichen Reform zu reorganisiren. Nach Vollzug dieses Auftrags kehrte er gegen Ende des J. 1535 nach Basel zurück, wo er an den Arbeiten für Befestigung und Ausbreitung der Reformation sich eifrigst betheiligte — er verfaßte in Gemeinschaft mit Bullinger, Myconius, Leo Judä und Megander im Januar 1536 die sogenannte erste helvetische Confession —; auch seine Lehrthätigkeit erhielt nun einen überwiegend theologischen Charakter, da er

1536 die theologische Professur des Neuen Testaments, welche bis dahin der durch seine geistlichen Amtsgeschäfte allzu sehr in Anspruch genommene Antistes O. Myconius bekleidet hatte, übernahm. Im October 1540 wurde er vom Rathe der Stadt Basel zur Theilnahme an dem Religionsgespräche zu Worms abgeordnet und nach seiner Rückkehr zum Rector der Universität gewählt; während der Verwaltung dieses Amtes starb er am 1. August 1541 an der Pest. — G. war ein durch und durch rechtschaffener und reiner Charakter, voll aufrichtiger Frömmigkeit, ebenso bescheiden als gelehrt. Als Schriftsteller hat er sich hauptsächlich durch zahlreiche von ihm corrigirte und mit Vorreden versehene Ausgaben und lateinische Uebersetzungen griechischer Schriftsteller, wie des Aristoteles (mit Des. Erasmus, 1531), des Platon (lateinisch 1532, griechisch 1534), der Elemente des Eukleides mit den Commentaren des Theon und Proklos (1533), des Almagest des Claudius Ptolemaeos mit dem Commentar des Theon (1538) und des Abrisses der Astronomie von Proklos Diadochos (1540), ferner der Vitae parallelae des Plutarch (1531), der Komödien des Aristophanes (1532), des Onomastikon des Julius Pollux (1536), der sogen. Hippiatrika (1537) und Geoponika (1539) verdient gemacht. Die Kenntniß der römischen Litteratur hat er durch einen glücklichen Fund bereichert: im J. 1527 entdeckte er im Kloster Lorsch eine (jetzt in der Wiener Bibliothek befindliche) sehr alte Handschrift des Livius, welche die bis dahin unbekannten Bücher 41—45 enthielt, und veröffentlichte diese darnach in der von Erasmus mit einer Vorrede versehenen ersten Froben'schen Ausgabe des Livius (Basel 1531). Auch hat er ein griechisch-lateinisches Lexikon (1539) und ein seiner Zeit hochgeschätztes geographisches Werk („Novus orbis regionum et insularum veteribus incognitarum una cum tabula cosmographica et aliquot aliis consimilis argumenti libellis", 1532) verfaßt.

Vgl. G. Th. Streuber, Simonis Grynaei clarissimi quondam academiae Basiliensis theologi ac philologi epistolae. Accedit index auctorum eiusdem Grynaei opera et studio editorum. Basel 1847. M. Haupt im Index lectionum univ. Berol. 1856—57, p. 6 ff. Basler Taschenbuch auf das J. 1853, herausgeg. von Dr. W. Th. Streuber, S. 1—43. Heppe in der Allgem. Encykl. der Wiss. u. K., Sect. I, Bd. 95, S. 375 ff.

Bursian.

Gryphiander: Johann G. (eigentlich Griepenkerl), gebürtig aus der Grafschaft Oldenburg, widmete sich anfänglich dem Kaufmannsstande, wandte sich dann dem Studium zu und besuchte die Schule zu Dortmund und die Universitäten Helmstädt und Jena. In Helmstädt schrieb er ein vaterländisches historisches Schauspiel in lateinischer Sprache: „Fridericus Leomachos." Von 1612—18 war er professor historiarum et poeseos zu Jena, erhielt hier 1614 den juristischen Doctorgrad und wurde 1618 vom Grafen Anton Günther als Rath und Richter nach Oldenburg berufen, wo er am 15. December 1652 starb. — Seine bekanntesten Schriften sind: „Tractatus de insulis" (1624) und „De Weichbildis Saxonicis sive Colossis Rulandicis (Rolandssäulen)", 1625.

Oldenb. Kalender von 1786, S. 88. — Halem, Oldenb. Gesch. Bd. II.

Mutzenbecher.

Gryphius: Andreas G., Lyriker und Dramatiker, entstammte einer hauptsächlich in Thüringen angesessenen adelichen Familie Greif und war geboren 1616 zu Groß-Glogau in Schlesien, wo sein Vater Archidiaconus war. Der Tag seiner Geburt wird von allen neueren Biographen infolge der Ueberschrift eines seiner Sonette (II, 15) und eines Epigramms (I, 61) auf den 11. Octbr. verlegt, jedoch irrthümlich, die ursprünglich römische Ziffer II scheint in die deutsche 11 verwandelt und der Druckfehler in allen Ausgaben stehen geblieben zu sein;

eine noch zu Zeiten Leubscher's (De claris Gryphiis S. 53) vorhandene Selbstbiographie, sowie der Abdankungs-Sermon von Stosch geben den 2. October an, erstere mit dem Zusatze sive Dominica XVIII post Trinitatis S. S., und letzterer Sonntag fiel 1616 auf den 2. October; dies entscheidet.

Seinen Vater verlor der Knabe schon 1621; die Mutter heirathete zwar 1622 einen Schulcollegen M. Eder zu Glogau, der später Pastor in Driebitz, zuletzt in Fraustadt war, doch starb auch sie schon 1628, und das Verhältniß zwischen G. und seinem Stiefvater scheint nun nicht das freundlichste gewesen zu sein, denn jener nimmt nach dem Tode der Mutter seine Zuflucht zu einem älteren Bruder Paul, damals Pastor in Rückersdorf. Die Angaben über die nächsten Erlebnisse seiner Jugend sind widersprechend, das richtige scheint, daß der Bruder ihn im Herbst 1630 auf die Schule zu Glogau brachte; daß ihn von dort ein am 24. Januar 1631 fast die ganze Stadt verzehrender Brand vertrieb und zu dem Versuche nöthigte, in Görlitz seine Schulbildung fortzusetzen, daß aber auch hier keine bleibende Stätte für ihn war, so daß er endlich sich genöthigt sah, seinen Stiefvater durch eine klagende Elegie zu versöhnen, der ihn am 9. Juni der Schule zu Fraustadt übergab. Hier legte er unter dem Rectorate seines Glogauer Lehrers Jacob Rollius den Grund zu seiner später so ausgezeichneten classischen Bildung. Außer Latein und Griechisch erlernte er Hebräisch, Chaldäisch, Polnisch und Schwedisch; durch mancherlei Proben seines Wissens und Fleißes zog er die Aufmerksamkeit Vieler schon damals auf sein Talent, und noch als Schüler ließ er sein gewöhnlich verloren geglaubtes, aber noch vorhandenes erstes größeres lateinisches Gedicht in heroischem Versmaß: „Herodis Furiae et Rachelis lacrymae“, 1634 zu Glogau drucken, dem ein zweiter Theil: „Dei vindicis impetus et Herodis interitus“, 1635 nachfolgte.

Die Zugehörigkeit der Stadt Fraustadt zu Polen hatte ihn den schwersten Bedrängnissen seines Vaterlandes Schlesien gerade in diesen Jahren des Krieges glücklich entzogen; am 16. Mai 1634 verließ er die dasige Schule, sei es wegen der Pest, sei's weil sie ihm für seine Weiterbildung Nichts mehr zu bieten vermochte, und begab sich nach Danzig, um auf dem dasigen akademischen Gymnasium dieselbe fortzusetzen. Gute Empfehlungen mögen ihm hier die Aufnahme in das Haus und an den Tisch des Rectors der Schule, des Professors Botsack, verschafft haben, bis er den Unterricht und die Leitung der Söhne eines angesehenen Mannes überkam und dadurch, sowie durch Privatunterricht sich seinen Unterhalt zu sichern vermochte. Er erklärte schon damals jungen Leuten den Tacitus. Unter seinen Lehrern zeichnet er später den Mathematiker Krüger, einen auch von M. Opitz gefeierten Gelehrten, durch ein an ihn gerichtetes Sonett aus. Obschon sein Aufenthalt in Danzig bis zum 21. Juli 1636 dauerte, kann er mit letzterem damals noch nicht zusammengetroffen sein, der frühestens Ende August desselben Jahres nach Danzig übersiedelte. Sollte es nun richtig sein, was von seinem Biographen Stief (Histor. Labyrinth S. 820) erzählt wird, daß Opitz aus etlichen ihm überreichten Dichtungen den künftigen Ruhm des Jünglings geweissagt habe, so müßte diese Begegnung ins Jahr 1638 fallen, wo G. sich einige Wochen wieder in Danzig aufhielt.

Infolge seiner tüchtigen Bildung und poetischen Begabung wurde der nunmehr fast 20jährige bei seiner Rückkehr in die Heimath zum Erzieher der Söhne des angesehenen und wie es scheint begüterten kaiserlichen Kammerfiscals Georg Schönborn oder Schönborner auf Schönborn und Zissendorf berufen. Im Hause dieses classisch gebildeten und mit dem Titel eines kaiserlichen Pfalzgrafen geehrten Mannes verlebte G. die glücklichsten Jahre seiner Jugend; aus der Hand dieses Freundes und Gönners empfing er am 30. November 1637 auch den Dichterlorbeer und die Würden eines Magisters der Philosophie. Das Diplom

des poeta laureatus, welches Leubscher De claris Gryphiis S. 56 uns erhalten hat, bezieht sich auf schon früher veröffentlichte Schriften und eine poetische Tüchtigkeit, vermöge deren er es mit jedem anderen Dichter aufnehmen könne. Von dem mit der Krönung verbundenen Adel hat er niemals Gebrauch gemacht. Schönborner starb am 23. December desselben Jahres, kurz nach diesem Erweise seines Wohlwollens gegen G., der ihm die unter dem Titel „Brunnendiscurs" („Fontanalia" mit Anspielung auf den Namen Schönborn) erhaltene Grabrede hielt.

Wol auch der Unterstützung dieses Mannes verdankte G. noch die Möglichkeit, im folgenden Jahre 1638 zur Erweiterung seiner gelehrten Studien nach Holland zu gehen. Den Weg dahin nahm er zur See von Danzig aus, wo er im Juni verweilte. Am 27. dieses Monats fuhr er von dort ab, wurde durch Sturm an die rügensche Küste verschlagen, gelangte jedoch glücklich über Amsterdam am 22. Juli nach Leyden, wo er sich am 26. von dem Rector der Universität Constantin l'Empereur immatriculiren ließ. Hier lebte er in freundschaftlichem Verkehr mit den gelehrten Holländern Claudius Salmasius, Daniel Heinsius, Boxhorn, Heurnius u. A. und bildete sich, indem er die verschiedenartigsten Studien trieb, zum echten Polyhistor aus. Zu den ihm schon bekannten Sprachen erlernte er noch mehrere der neueren und soll es zur Kenntniß von elfen gebracht haben. Oefters betheiligte er sich an Disputationen, ließ sich als öffentlicher Redner hören und las von 1639—44 selbst Collegien über die mannichfachsten Gegenstände, als Anatomie, Philosophie, Geographie, Mathematik, Astronomie, Antiquitäten, Geschichte und Poetik. Im J. 1639 erschienen dort „Son- undt Feyrtags Sonnete", die in der Gesammtausgabe von 1663 das dritte und vierte Buch, in der von 1698 das vierte und fünfte Buch der Sonette bilden, 1643 das erste Buch derselben und das erste der Oden, ebenso lateinische und deutsche Epigramme.

Im J. 1644 bot sich ihm eine erwünschte Gelegenheit zu einer größeren Reise. Als Führer des Sohnes eines reichen Stettiner Kaufmanns Wilhelm Schlegel und zweier pommerischen Adelichen ging er mit diesen über den Haag nach Paris, wo man am 3. Juli eintraf. Hier und in anderen großen Städten, namentlich auch im Süden Frankreichs hielt man sich fast 1½ Jahr auf, ging im Winter 1645 nach Italien, verlebte diesen in Florenz, Rom, Bologna, Ferrara und Venedig, wo G. am 9. Mai 1646 dem Senate der Republik in einer Audienz sein in Florenz kurz vorher gedrucktes „Olivetum" überreichen durfte, und kehrte von da nach Deutschland zurück. In Straßburg trennte sich die Gesellschaft und G. lebte hier nun fast ein Jahr seinen Studien und im freundlichen Verkehr mit den gelehrten Männern der dasigen Universität: Dorschäus, Dannhauser, Boecler, Biccius u. A. (Hochzeitgedichte S. 71). Hier begann er seine dramatischen Dichtungen mit Leo dem Armenier und Entwürfen zu anderen Tragödien. Ende Mai 1647 kehrte er nach neunjähriger Abwesenheit in seine Heimath zurück. Die Reise ging über Speyer, Mainz, Frankfurt a/M., Köln, Amsterdam und Stettin, wo er am 25. August eintraf und einige Monate sich aufhielt; am 20. November war er wieder in Fraustadt. Hier verlebte er etwa 2½ Jahr ohne öffentliche Stellung in glücklicher Muße, welcher wir mehrere seiner Trauer- und Lustspiele verdanken. Daß ihm ausreichende Mittel zu Gebote standen, beweist ebenso wol seine Verheirathung mit Rosina Deutschländer, der Tochter eines Fraustadter Handelsherrn, am 12. Januar 1649, als die Ablehnung mehrerer ihm angebotenen Professuren, so zu Heidelberg, Frankfurt a/O., ja zu Upsala. Erst 1650 nahm er das Amt eines Syndicus des Fürstenthums Glogau an, welches er vom 3. Mai ab bis an seinen Tod bekleidet hat. Im J. 1662 wurde er als Mitglied in die fruchtbringende Gesellschaft mit dem Beinamen des „Unsterblichen" aufgenommen.

Das schwere Mißgeschick, was ihm seine Jugendjahre so trüb gestaltet hatte (man vergleiche u. a. seine Klagen in den Begräbnißgedichten S. 42, 45 und den Sonetten I, 10, 12, 13), verfolgte ihn auch später noch mannichfach. Abgesehen von dem fortdauernd auch seine Seele belastenden Elende seiner schlesischen und deutschen Heimath, verlor er während seines Leydener Aufenthaltes 1640 seinen älteren, schon 1638 aus Amt und Vaterland vertriebenen Bruder und Erzieher Paul, zuletzt Superintendent in Crossen, desgleichen eine ohnelängst verheirathete Schwester, und ihn selbst warf in demselben Jahre eine schwere Verwundung (Sonette I, 46, 47, 48, III. 15) auf ein langes und gefährliches Krankenlager; auch sein Ehestand wurde wiederholt von Unglück heimgesucht. Eine Feuersbrunst vernichtete ihm 1657 Haus und Habe; eine begabte Tochter verlor im fünften Lebensjahre plötzlich den Gebrauch der Glieder und Sprache, um noch 40 Jahre lang ein qualvolles Dasein zu führen, und ihn selbst ereilte am 16. Juli 1664 während einer Sitzung der Landstände der Tod durch einen Schlaganfall in einem Alter von noch nicht 48 Jahren.

G. hat während seines Lebens eine rege wissenschaftliche, wie poetische Thätigkeit entwickelt; die erstere tritt freilich für uns hinter letzterer weit zurück; doch erwähnen wir aus ihr folgende Schriftwerke: „Beschreibung des Freistädtischen Brandes“, Lissa 1637, deutsch; „Brunnen-Discurs“, erst einzeln 1638, dann mit 12 anderen Leichenabdankungen, Proben außerordentlicher Gelehrsamkeit, 1666 veröffentlicht; „Des Glogauer Fürstenthums Landes Privilegien“, 1653; „Mumiae Vratislavienses“, Beschreibung einer von ihm 1658 in Breslau vorgenommenen Aufwickelung zweier Mumien, 1662 und die deutsche Uebersetzung der meditationum sacrarum aus dem Englischen von Richard Baker (nicht Baxter!), 1663, ein Beleg für seine Kenntniß auch der englischen Sprache. Sehr groß war die Menge der ungedruckten wissenschaftlichen Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten; zu erwähnen ist daraus ein „Tractatus de spectris“. — Ist auch seine Bedeutung als dramatischer Dichter für unsere Litteratur am größten, so darf doch auch seine lyrische Dichtung nicht unbeachtet bleiben. Schon frühzeitig drängte ihn sein poetischer Trieb, die Bewegungen seines Gemüthes bei den meist traurigen Ereignissen seiner Jugend in der Form von Sonetten und Oden auszudrücken. Ist auch die in den späteren Ausgaben dem 28. Sonett des 1. Buches gegebene Jahreszahl 1627 von Goedeke (11 Bücher deutscher Dichtung I. S. 377) aus der ältesten als ein hartnäckig fortgeführter Druckfehler für 1637 nachgewiesen worden, so datirt anderes doch schon aus seiner Schülerzeit. Abgesehen von seinen oben erwähnten größeren lateinischen, auf den bethlehemitischen Kindermord bezüglichen beschreibenden Dichtungen schließt das fünfte Buch der Sonette mit der ausdrücklichen Angabe, daß er dasselbe in seiner ersten Blüthe als Kind für Kinder geschrieben habe. Dieses, so wie das vorhergehende vierte Buch der Gesammtausgabe von 1698 mit starken Abweichungen von der späteren Gestalt zuerst 1639 in Leyden gedruckt, behandelt die Texte der Sonn- und Festtags-Evangelien im Geiste und Geschmacke des strengen Lutherthums jener Periode der Gegenreformation. Es sind die Ideen, in denen der Knabe im Hause der Seinigen sich von Jugend auf bewegt hatte: Verachtung des irdischen Lebens und Sehnsucht nach dem himmlischen, die fast jedes einzelne Gedicht ausdrückt. Noch mehr beinahe trägt das vierte Buch der Oden oder „Thränen über das Leiden Jesu Christi“ (zuerst gedruckt 1652); das Gepräge der schlichten Jugendarbeit, als welche er sie (Vorrede S. 190) deutlich bezeichnet. Es enthält Schilderungen der Leidensgeschichte zu bekannten Melodien in höchst einfacher Sprache, die er, wie er sagt, gewählt habe, weil er nichts als Andacht gesucht. Doch will er den Schmuck der Dichtkunst und Wohlredenheit so wenig aus der christlichen Kirche verbannt wissen,

als sie es aus dem alten Bunde war; er eifert im Gegentheil wider solche, die da meinen, es sei nicht erlaubt, daß die Musen um das Kreuz des Herrn singen, und so erhebt auch er sich in anderen Büchern seiner Oden (zweites Buch vollendet 1646, drittes Buch 1655) zu schwerem pindarischen Strophenbau und einer echt poetischen schwungvollen, wenn auch nicht mit dem Bilderreichthum und den centnerschweren Worten der Tragödien überladenen Sprache. Auch durch die Tiefe der Gedanken unterscheiden sich die späteren geistlichen Dichtungen; „Kirchhofs-Gedanken (nach der Widmung vollendet 1656)", „Begräbniß-Gedichte", „Kirchen- und geistliche Lieder" (vollendet 1660) von seinen Jugendproducten und den meisten seiner Zeitgenossen, wenn gleich derselbe Grundton, die trübe Weltanschauung von der Vergänglichkeit und Eitelkeit aller Weltherrlichkeit als das Hauptresultat seiner eigenen Lebenserfahrungen auch durch die Erzeugnisse der reiferen Jahre hindurchgeht. Bei der Ausmalung dieses Gedankens wird er durch grauenvolle Bilder unschön und widerlich; die Kirchhofs-Gedanken erinnern stark an Schubart's Fürstengruft. Die mäßige Anzahl seiner in die älteren Gesangbücher übergegangenen Kirchenlieder dürfte jetzt meist daraus verschwunden sein. Freundliche Bilder, heitere Gedanken begegnen außer in einigen Hochzeitsgedichten (nur in der Gesammtausgabe von 1698) nirgends, doch zeigt er in letzteren, daß er allerdings auch leicht und ohne Frivolität zu scherzen versteht. All' seine Lyrik ist Gelegenheits-Dichtung bester Art, wahr und warm empfunden, nichts künstlich erzwungen und erheuchelt, daher hoch über den Massen der elenden Reimereien stehend, mit denen seine Zeitgenossen die Freuden und Leiden aller Welt ausschmückten.

Die Epigramme (vier Bücher, wie die Scherzgedichte nur in der Gesammtausgabe von 1698), so weit auch sie nicht religiösen oder rein persönlichen Inhalts sind, geißeln mit oft scharfem Witze die allgemeinen Gebrechen und Laster des Jahrhunderts. Sittlicher Ernst und Reinheit der eigenen Gesinnung sprechen aus ihnen, wie aus den drei Scherzgedichten, von denen die beiden ersten als Strafgedichte, d. i. als Satiren, das dritte als Epistel des Capitän Schwermer an die schönste und edelste der Welt bezeichnet ist, eine Verspottung desselben Charakters, den G. später im Horribilicribrifax durchzieht. — Seine Thätigkeit auf dramatischem Gebiete beginnt er erst im Alter von 30 Jahren nach seiner Rückkehr aus Italien. Der Aufenthalt in Holland, Paris, Florenz, Venedig hatte ihn vertraut gemacht mit dem Besten, was das Theater des Auslands damals bot; die Dramatiker der Alten kannte er durch gründliches Studium. Schon früh hatte er, wie er versichert, nur zur Uebung, aus dem Italienischen ein Lustspiel des Girolamo Razzi, die Seugamme, übersetzt. In Holland ergriff ihn die dort herrschende antike Richtung, die van der Hooft und am meisten Vondel repräsentirten. Von den Gibeonitern des letzteren veranstaltete er, wol schon in Holland, eine, erst von seinem Sohne in der Gesammtausgabe 1698 veröffentlichte Uebersetzung. In Straßburg begann er mit „Leo dem Armenier" (zuerst gedruckt 1650 in der zu Frankfurt erschienenen Gesammtausgabe der „Teutschen Reimgedichte", deren letzter Bogen unechtes enthält) die eigene Production. Den Stoff entnahm er den Geschichtswerken der Byzantiner Cedrenus und Zonaras, die nach seinem Geständniß alles so eigentlich entworfen hatten, daß er nicht nothwendig hatte, viel Eigenes hinzuzuerfinden. Zweck war ihm auch hier wie bei „etlichen folgenden Trauerspielen", „die Vergänglichkeit menschlicher Sachen" darzustellen. Eine Liebesgeschichte verflocht er noch nicht in das Stück, da er nicht gesonnen war, der den Alten unbekannten Meinung beizupflichten, als könne kein Trauerspiel ohne Liebe und Buhlerei sein. In der Anlage und äußeren Einrichtung erscheint nun G. zunächst als Schüler von Vondel und Seneca; die regelrechte Eintheilung in „Eingänge" oder Scenen und „Abhand-

lungen“ oder Acte und zwischen diesen die Chöre oder „Reyen“ mit „Satz, Gegensatz und Zusatz“, ebenso Ton und Schwung der Sprache und das Gesetz der Einheit der Zeit (nicht so des Ortes) sind Nachbildungen jener Muster und charakteristische Merkmale der nun durch ihn sich einbürgernden deutschen Kunsttragödie. Wie sehr man auch an jenem Erstlingsdrama die Lebhaftigkeit der Empfindung und den Glanz der Sprache rühmen mag, so verräth doch der Mangel an Fortschritt der Handlung und an Charakteristik der Personen noch sehr den Anfänger und macht das Stück keineswegs zu seinem besten. In erster Beziehung gelungener ist die zweite auch in Straßburg begonnene, doch in Stettin (1647) erst vollendete Tragödie, „Katharina von Georgien“, eine Märtyrer-Geschichte aus dem Leben des Schah Abbas von Persien (1629); hier zeigt sich besonders im Schlusse wieder jene schon in der Lyrik begegnende Vorliebe des Dichters fürs Grelle und Gräßliche, ein Geschmack, der sich nur aus der an die grausamsten Scenen des Krieges gewöhnten Empfindungsweise jener Zeit erklären läßt und in allen seinen Trauerspielen einen Hauptzug bildet.

Mit „Cardenio und Celinde“, geschrieben nach der Rückkehr aus Straßburg, that G. einen kühnen Griff ins bürgerliche Leben, den er darum zu entschuldigen für nothwendig fand, weil die Personen fast zu niedrig für ein Trauerspiel seien, d. h. den hohen Kothurn der Rede nicht zuließen. Da er den reichen novellistischen Stoff möglichst unverändert geben, sich aber an die Einheit der Zeit binden wollte, überwiegt auch hier wieder die Erzählung die Handlung. Trotz einiger tragischer Motive ist der Schluß doch nicht tragisch, und da auch die Rede „nicht viel über die gemeine“, d. h. ohne tragisches Pathos und ohne Schwulst ist, so wird der Dichter in diesem Stück der Erfinder einer neuen Gattung, des Schauspiels, für die er nur den Namen Tragödie hatte. Freilich leidet auch dies Stück noch an starken Mängeln. Gespenster- und Geistererscheinungen, an die er selbst glaubte, führen die Lösung herbei, der Chor nach dem dritten Acte bildet ein kleines Zwischenspiel für sich; indeß begegnen wir schon einem Versuche zur Charakteristik und nach der Exposition im ersten Acte auch einer lebhaft fortschreitenden Handlung. Derselbe Stoff wurde von Apel, Arnim und Immermann zu neuer Bearbeitung brauchbar gefunden.

In dieselbe Zeit fruchtbarer Production (1648—50) fällt wahrscheinlich nicht nur die Bearbeitung „Der heiligen Felicitas oder beständigen Mutter“ aus dem Lateinischen des Jesuiten Causinus, sondern auch die Abfassung von seinem ersten und der Entwurf zu seinem zweiten Lustspiele, dem „Peter Squenz“ und dem „Horribilicribrifax“. Der Verfasser dieses Artikels hat in seiner Ausgabe der Lustspiele des G. (1879) den näheren Nachweis für diese Entstehungszeit beider Stücke gegeben. Die Gründe der späten Veröffentlichung des Squentz 1657 und der noch späteren des Horribilicribrifax 1663 entziehen sich unserer Kenntniß. Beide Werke zeigen uns den Dichter von einer ganz neuen Seite, nämlich als gewandten und witzigen Komiker, den seine düsteren Trauerspiele nicht ahnen lassen. Das „Schimpfspiel“ Peter Squentz ist eine Verspottung der tölpelhaften Darstellungen dramatischer Werke durch ganz unberufene und unfähige Leute niedersten Standes, wie solche in jener Zeit häufig waren. Die Aufklärung über den Zusammenhang des Stückes mit der Episode in Shakespeare's Sommernachtstraum, sowie mit der Behandlung des Stoffes durch den Altorfer Professor Daniel Schwenter, auf die G. in der Vorrede selbst hinweist, ist von Jul. Tittmann zwar verheißen, bis jetzt jedoch noch nicht gegeben; jedenfalls dürfen wir unserm Dichter nicht mehr als die glückliche Erweiterung und Ausführung des überkommenen Stoffes zueignen. Weit selbständiger ist das „Scherzspiel“ Horribilicribrifax, wenn gleich der miles gloriosus des Plautus dafür die Grundidee hergab und andere Behandlungen derselben durch auslän-

dische Dramatiker unserm G. nicht unbekannt gewesen sein mögen. Neben der Verspottung der großsprecherischen Maulhelden, die in jener Zeit ein stehendes Uebel sein mochten, verfolgte er noch als Nebenzweck die Geißelung der während des Krieges so mächtig eingerissenen Sprachmengerei und thut dies mit Aufgebot all' seiner Sprachkenntniß, wodurch das Stück freilich zum Lesedrama, ja auch als solches den Meisten theilweise unverständlich wird. Leider macht sich die Rohheit der Zeit in der Komik oft in recht unerfreulicher Weise geltend.

Sicherer als die Zeitbestimmung dieser Lustspiele ist die des vierten großen Trauerspiels, „Der ermordeten Majestät oder des Karolus Stuardus", welcher fast unter dem unmittelbaren Eindrucke von der Hinrichtung des Königs (vix condito in hypogaeum regis cadavere), also 1649 in wenigen Tagen niedergeschrieben und in dieser Gestalt 1657 in der zu Breslau erschienenen zweiten Gesammtausgabe herausgegeben, später aber vor der letzten Ausgabe der Freuden- und Trauerspiele durch den Dichter selbst (1663) einer neuen Recension unterworfen wurde. Mancherlei in den Anmerkungen von ihm angeführte neue Quellen waren ihm seitdem zugeflossen; aus ihnen entnahm er neue Motive, fügte neue Personen und Scenen hinzu, freilich nicht zur Förderung des Ganges der Handlung, die dadurch überladen und schleppend wurde. Zur Rettung der göttlichen Gerechtigkeit stellt er in dieser neuen Fassung u. a. auf dem der englischen Bühne nachgeahmten „inneren Schauplatze" die an des Königs Mördern bei der Restauration vollzogene Rache und die Krönung Karls II. in einer Reihe lebender Bilder dar. Der Dichter vertritt seinem eigenen politischen Standpunkte nach die Göttlichkeit des Fürstenrechts, stempelt den König zum Engel, die Independenten zur teuflischen Rotte und verkennt völlig historische Wahrheit und Recht. Abgedruckt ist die ältere einfache Gestalt des Stückes in Tittmann's Ausgabe dramatischer Dichtungen von A. G., 1870.

Die Uebernahme seines öffentlichen Amtes lähmte zunächst die poetische Thätigkeit. Im J. 1653 verfaßte er zur Feier der Krönung Ferdinands IV. zum römischen Könige das „Freudenspiel" „Majuma", was im Mai dieses Jahres „gesangsweise auf dem Schauplatz vorgestellt wurde". Der Stoff ist auf eine Stelle in Ovids Fastis begründet, sonst aber eigene Erfindung, welche die Fesselung des Kriegsgottes und die glückliche künftige Regierung Ferdinands ankündigen soll. Bis auf einige glänzende rhetorische Stellen ist das Stück unbedeutend. Erst im J. 1659 erscheint wieder ein größeres Trauerspiel unter dem Titel „Großmüthiger Rechts-Gelehrter oder sterbender Aemilius Paulus Papinianus", wiederum ein Märtyrerthum, nämlich das der weltlichen Gerechtigkeit darstellend. Der Anlage nach gehört das von den Zeitgenossen viel bewunderte Stück nicht zu den besten Leistungen des Dichters, der hier vor allem gegen die Einheit der Handlung sündigt. Neben der Felicitas ist es das einzige Trauerspiel, von welchem sich eine Aufführung und zwar durch breslauische Schüler nachweisen läßt.

Im folgenden Jahre verfaßte derselbe zwei Festspiele zur Feier von Ereignissen, welche die ihm befreundeten Familien des damals in Schlesien noch regierenden piastischen Fürstenhauses betrafen. Das von den evangelischen Landesbewohnern damals allgemein befürchtete Aussterben des letzteren war durch die unerwartete Nachricht von der Schwangerschaft der Gemahlin Herzogs Christian von Wohlau auf einige Zeit beseitigt worden. Man setzte die Geburt eines männlichen Erben voraus und gedachte diesem den Namen Piast beizulegen. In dieser Zeit der Erwartung dichtete G. sein Lust- und Gesangspiel „Piastus", dessen Schlußscene auf das bevorstehende Ereigniß so klar hinweist, daß eine sorgfältigere Erwägung des Wortlautes die neueren Biographen vor der Annahme Bredow's hätte bewahren müssen, das Stück sei schon 1648 bei der Ver-

heirathung jenes Herzogs geschrieben worden. Dasselbe hat die heidnische Ceremonie des Haarabschneidens bei der Mündigkeits-Erklärung des Sohnes Piast's zum Gegenstande, bei welcher Gelegenheit die glänzende Zukunft dieses Hauses von den polnischen Gästen geweissagt wird.

Umfangreicher und bedeutender war das zweite zu Ehren der Vermählung des Herzogs Georg III. von Brieg mit der von G. schon früher öfter gefeierten Pfalzgräfin bei Rhein, Elisabeth Marie Charlotte, verfaßte Stück, welches bei der Durchreise des bräutlichen Paares in Glogau am 10. October 1660 aufgeführt wurde. Es ist ein Doppelspiel: „Das verliebte Gespenst", Gesangspiel und „Die geliebte Dornrose", Scherzspiel, deren unabhängige, aber in einander geschobene Handlungen Act um Act wetteifernd die Wirkungen treuer Liebe bei Hohen und Niedrigen veranschaulichen sollen. Das erste hochdeutsche und in Alexandrinern geschriebene Stück hat ein aus Cardenio und Celinde entlehntes Motiv, die Liebe zweier Frauen zu demselben Manne zum Gegenstande, das zweite ist ein Bauernspiel in schlesischer Volksmundart und in Prosa geschrieben, das älteste dialectische Drama und das beste deutsche Lustspiel vor Lessing, das wir besitzen, voll Lustigkeit und echten, wenn auch derben Humors, das uns nur bedauern läßt, den Dichter nicht öfter diesen Weg des Volkstückes betreten zu sehen, wodurch er unserem deutschen Lustspiele ein durchaus selbständiges glückliches Gepräge gegeben haben würde. Der Piast wurde erst der Gesammtausgabe der Werke durch den Sohn Christian G. (1698) beigegeben, das Doppelspiel dagegen erschien selbständig in mehreren Auflagen gedruckt in den J. 1660 und 61, und wurde erst 1855 zum ersten Male wieder von dem Unterzeichneten mit Erläuterungen herausgegeben.

Ebenfalls allein in der Ausgabe von 1698 erhalten ist die 1662 auf den Wunsch des Grafen Leopold Schafgotsch verfaßte Uebersetzung des berger extravagant von Thomas Corneille, „Der schwärmende Schäfer". G. bekundet in dem Vorworte zu seiner Bearbeitung dieser „Pastorale burlesque" auch sein eigenes Mißfallen an der damals immer mehr um sich greifenden Spielerei der Schäferstücke, welcher er durch das Vorhalten dieses Spottbildes steuern wollte. Die Uebersetzung zeichnet sich durch die Schwere und die dem Lustspiel besonders widerstrebende Kürze und Gedrungenheit der Sprache unvortheilhaft vor anderen Werken aus.

Außer diesen gedruckten Werken des Dichters erwähnt theils dieser gelegentlich selbst, theils sein Sohn Christian in der Vorrede der Gesammtausgabe noch eine Anzahl unfertiger Dramen, so eines bis auf die Chöre vollendeten „Heinrich der Fromme", ferner der „Gibeoniter", einer eigenen Bearbeitung desselben Stoffes, dessen Behandlung von Vondel er schon früher übersetzt hatte, eines „Ibrahim" und eines schon vor dem Glogauer Brande 1657 fertigen Stückes „Die Fischer". Von all' diesem Nachlaß hat sich bis jetzt noch keine Spur gefunden. Wie mancherlei Mängel nun auch den dramatischen Dichtungen unseres G. noch anhaften mögen, so reicht das hier in Kürze Gesagte wol hin, sein immerhin bedeutendes Verdienst um die Entwickelung des modernen Drama's, als dessen Vater er ja gewöhnlich bezeichnet wird, ans Licht zu stellen. In noch höherem Grade würde dies durch einen Hinweis auf dasjenige geschehen, was das Jahrhundert sonst auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, worauf hier verzichtet werden muß. An Tiefe der Gedanken, an poetischer Empfindung und an Fülle und Glanz der Sprache überragt G. alle Dichter nicht nur seiner, sondern auch der nächsten Zeit. Namentlich ist auch seines Einflusses auf die Sprachbildung noch zu gedenken; sein bewußtes Streben durch Nachahmungen der entwickelteren Sprachen der alten wie der neueren Völker in lexikalischer, wie syntaktischer Beziehung unsere deutsche zu bereichern und geschmeidiger zu

machen, führte ihn freilich oft zu übergroßer Kürze und Dunkelheit, aber auch zu außerordentlicher Herrschaft über den Ausdruck und hat so vielfach nachgewirkt, so mancherlei neue Elemente in der Dichtersprache zurückgelassen, daß G. in dieser Beziehung als die nächste Stufe zu Klopstock betrachtet werden muß. Was derselbe Mann unter günstigeren Einwirkungen seiner Zeit unserem Volke hätte werden können, hat Gervinus schön gezeigt; den Ruhm, welchen Opitz seinem Vaterlande Schlesien auf litterarischem Gebiete verliehen, hat er wesentlich erhöht.

Neue handschriftliche Quellen für sein Leben haben sich nirgends auffinden lassen; die gedruckten sind außer seinen Werken und deren Vorworten, vor allem sein christlicher Lebenslauf von Baltzer Siegmund v. Stosch in dessen „Last- und Ehren- auch daher immerbleibende Danck- und Denckseule bei vollbrachter Leichbestattung ꝛc. Andreae Gryphii.“ Gedr. im J. 1665; dann Joh. Theod. Leubscheri Schediasma de Claris Gryphiis. Brigae 1702, S. 51—68 und (Stief's) schlesisches historisches Labyrinth, Breslau 1737, S. 805—24. Ganz unergiebig sind die Leichenreden von Knorr und Pirscher. — Neuerdings sind außer den Behandlungen des Lebens und Wirkens in den litterarhistorischen Hauptwerken von Gervinus, Koberstein, Cholevius u. A. von größerer oder geringerer Bedeutung: Tieck im deutschen Theater, Bredow in seinen nachgelassenen Schriften 1816, Tittmann in der Einleitung zu der Auswahl dramatischer Dichtungen, Leipz. 1870, F. Th. Richter's gründlicher Artikel im 95. Theile von Ersch und Gruber's Encyklopädie; als Monographien: Jul. Herrmann, Ueber A. G. Programm d. städtischen Realschule zu Leipzig, 1851 und Onno Klopp, A. G. als Dramatiker, Progr. Hannover 1852.

Außer den oben genannten drei Gesammtausgaben von des Dichters Hand und der von Christian G. veranstalteten der „merklich vermehrten Teutschen Gedichte“, 1698, sind von einzelnen Werken nächst den alten vom Dichter selbst herrührenden und im Texte erwähnten zu nennen die einzelner Dramen von Tieck im altdeutschen Theater und von Tittmann, dann die Breslau 1855 von dem Unterzeichneten mit Einleitung erschienene des verliebten Gespenstes und der geliebten Dornrose; dann „das Olivetum oder Oelberg. Lat. Epos des A. G. übersetzt und erläutert von Fr. Strehlke“, 1862, endlich die neueste Ausgabe der sämmtlichen Lust- und Festspiele von Unterzeichnetem. (Publication des litter. Vereins zu Stuttgart, 1879.) H. Palm.

Gryphius: Christian G., Sohn des Vorigen, geb. den 29. September 1649 zu Fraustadt, studirte zu Gotha, Jena und Straßburg, wurde 1674 Professor der griechischen und lateinischen Sprache am Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau, 1686 Rector an dem zu St. Maria Magdalena, starb am 6. März 1706. Von ihm erschienen „Poetische Wälder“, zuerst Frankfurt 1698, in zweiter Auflage 1707 und in dritter Breslau 1718 in 2 Bänden, größtentheils Gelegenheits- und geistliche Gedichte, die zwar frei sind von dem Schwulste der Zeitgenossen, aber ohne poetischen Werth. Am bemerkenswerthesten sind unter den vermischten Gedichten einzelne satirische und Sinngedichte. Die dramatischen sind nichts als Oden und Gesänge, welche in die große Menge seiner Schulactus eingelegt waren. — Als gelehrte Werke sind zu nennen sein „Entwurf der geistlichen und weltlichen Ritterorden“, 1697 und vermehrt von Stief 1709; „Lusuum ingenii ex praestantissimorum recentiorum rarioribus scriptis excerptorum fasciculi duo“, Breslau 1699, und „Vitae selectorum quorundam illustrium virorum“, Breslau 1703. Nach seinem Tode erschien gedruckt der Schulactus: „Unterschiedenes Alter der deutschen Sprache und Wachsthum“, 1708 und 1710.

Quelle für das Leben das Vorwort zur 2. Aufl. der poet. Wälder.

H. Palm.

Grysar: Karl Joseph G., Philolog, geb. zu Leudersdorf bei Düren am 2. Januar 1801, † zu Wien am 3. April 1856. Vorgebildet auf dem Jesuitengymnasium zu Düren bezog G. 1821 die Universität zu Bonn, um sich unter der Leitung von Brandis, Heinrich, Näke, Aug. W. Schlegel und Welcker dem Studium der Philologie und Archäologie zu widmen. Eine erste Verwendung im Lehrfach erhielt er 1824 am Gymnasium zu Köln, wo er, zuletzt als Oberlehrer, mit so gutem Erfolge wirkte, daß er im J. 1850 als Professor der classischen Philologie an die Universität Wien berufen wurde. Als solcher erwarb er sich viele Verdienste um die Hebung der Alterthumsstudien in Oesterreich, wurde aber schon nach sechs Jahren durch frühzeitigen Tod seiner eifrigen und erfolgreichen Wirksamkeit entrissen. Als Schriftsteller lieferte G. werthvolle Beiträge zur Kenntniß des alten Drama's in folgenden Schriften: „De Doriensium comoedia quaestiones atque Epicharmi et Italicae comoediae scriptorum fragmenta." Vol. I. Coloniae 1824. „De Graecorum tragoedia qualis fuit circum tempora Demosthenis", 1830. „De Sophrone mimographo", 1838. „Der römische Mimus", Wien 1854. „Ueber das Canticum und den Chor in der römischen Tragödie", Wien 1853. Einer mehr praktischen Richtung gehören folgende Werke an: „Theorie des lateinischen Stils nebst einer lateinischen Synonymik und einem Antibarbarus", Köln 1831 und 43. „Handbuch der Geschichte des Alterthums", 3 Abtheil. Köln 1833—35. „Handbuch latein. Stilübungen", Köln 1839 und 1845.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien VII (1856), S. 387—390.

H.

Gryse: Nicolaus G., Magister, geb. zu Rostock am 25. November 1543, studirte daselbst und wurde 1574 Prediger an der St. Katharinen-Kirche, 1577 auch Prediger an dem Kloster zum heiligen Kreuz. In diesen Aemtern starb er am 6. August 1614. — Von seinen selten gewordenen, in niederdeutscher Sprache geschriebenen Schriften, sind zu nennen: „Historia van der Lere, Lewende und Dode Magistri Joachimi Sluters", Rost. 1593. — „Leyen Bibel". — „Spiegel des antichristischen Pawestthumbs und lutherischen Christenthumbs". — Die Schriften sind verzeichnet in Erneuerten Berichten von gelehrten Rostock'schen Sachen, 1768, Beil. 2 und 3. — Rostock. Etwas, 1737, S. 320 und 1740 S. 203. — Rudloff, Meckl. Gesch. III. 1, S. 13. — Krey, Andenken III. S. 59.

Fromm.

Gschray: Joh. Mich. G., militärischer Abenteuerer, geb. 1692 zu Monheim (im sogenannten Hahnenkamm bei Donauwörth), wo sein Vater als Landknecht und Eisenamtmann diente; der Sohn bekleidete dann dieselbe Stelle zu Schierling, nachdem er die Wittwe seines Vorgängers geheirathet hatte; ebenso später zu Mitterfels und Deggendorf, wo er 1741 den Franzosen als Spion gute Dienste leistete, weshalb er später vor den Oesterreichern nach Straubing flüchten mußte. Karl VII. ernannte ihn zum Lieutenant und beauftragte ihn mit der Aufrichtung einer Freicompagnie, womit er manchen Handstreich ausführte, so daß G. 1743 zum Hauptmann vorrückte; 1744 ging G. nach dem Elsaß (wo er den nachmaligen Marschall Luckner als Lieutenant annahm), wurde noch 1744 Major und nach dem Frieden von Füssen Oberstlieutenant; 1746 pensionirt lebte er zu München und Augsburg, bis der unruhige Mann 1747 wieder in französische Dienste trat und den Obrist-Charakter erhielt; als solcher warb er zu Straßburg ein Freicorps, womit er im März 1748 nach Brabant und Aachen zog, wo der Friede jedoch seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Von da begann G. eine ganze Odyssee nach verschiedenen Staaten, wo er sich überall alsbald wieder durch Hochmuth und Grobheit unmöglich machte; 1756 tauchte er in Sachsen auf,

bald darauf in Preußen, erschwindelte Stellen und erlitt neue Niederlagen seiner Selbstüberhebung, bis er um 1763 (?) zu Wemding sein Leben in wohlthuender Dunkelheit beschloß.

Vgl. Laber, Chronik der Stadt Wemding, 1861, und Bülau, Räthselhafte Menschen, 1851, III, 236—40. Hyac. Holland.

Gschwandter: Andreas G., geb. am 12. Jan. 1696 in Stadelkirchen (Oberösterreich), † am 25. Mai 1762 in Gleink, widmete sich dem geistlichen Stande, studirte mathematische Wissenschaften, war von 1731—33 Professor der Mathematik an der Universität zu Salzburg und wurde 1735 zum Abt des Klosters Gleink in Oberösterreich gewählt. Außer der Erfüllung seiner geistlichen Pflichten beschäftigte er sich mit Astronomie und schrieb eine Abhandlung „Erotemata physico-astronomica de cometis, anno 1744, quo cometa ex Andromeda egregiens terricolas terruit .... proposita“ (anonym).

Vgl. Verzeichniß aller akademischen Professoren zu Salzburg.

Bruhns.

Gschwari: Cölestin (Georg) G., Dichter, geb. am 25. März 1823 zu Meran, anfänglich zum Müllergewerk des Vaters bestimmt, betrat 1835 das Gymnasium zu Meran, wo er besonders durch P. Pius Zingerle und Beda Weber mit den neueren Dichterwerken bekannt und seine Lust zur Poesie geweckt wurde. Nachdem G. zu Trient das Studium der Logik beendet, ging er 1843 nach Innsbruck, wo Flir den talentvollen Jüngling für die Kunst begeisterte, während Schenach ihm die Pforten der Philosophie erschloß. Hier bildete sich auch ein Dichterkränzchen, eine Art Göttinger „Hainbund“, welchem Ignaz Vinc. Zingerle, Tob. Wildauer, Franz Vonbun, der frühverstorbene poetisch begabte Gottfried Freiherr v. Giovanelli u. A. angehörten. G. beschloß in das Benedictiner Stift Marienberg einzutreten; er übersiedelte 1845 nach Brixen zum Studium der Theologie, doch schon am 8. Mai 1847 knickte ein rasch entwickeltes Lungenleiden dieses spiegelreine, klare, unschuldige, stets für alles Große und Schöne mit heiligem Eifer erglühende Gemüth. Eine kleine Auswahl der Gedichte dieses tirolischen Hölty gab Ign. Vinc. Zingerle (Innsbruck 1848 bei F. Rauch) mit einer biographischen Einleitung heraus. Nachträge dazu erschienen in Ludwig Lang's Hausbuch 1860 und 1861; ein warmgeschriebenes Lebensbild von Ign. Zingerle in L. Lang, Sonntagsblatt, München 1868, S. 61 ff. Ganz unverdienter Weise hat seither sein Name in keiner Litteraturgeschichte Eingang gefunden. Hyac. Holland.

Guardasoni: Domenico G. (Quadarsoni), geb. zu Modena, kam 1765 mit dem Impresario Giuseppe Bustelli, bei dessen italienischem Opernunternehmen er als Tenorist engagirt war, aus Prag nach Dresden, wo die Truppe vom Hofe engagirt wurde. Er blieb auch bei dem Nachfolger Bustelli's, Pasquale Bondini, im Engagement und ging, als derselbe 1779 noch in Prag eine italienische Oper gründete, mit dahin. Im J. 1798 wurde er Director des ständischen Theaters, als welcher er im J. 1806 starb. Sein Nachfolger war der treffliche Karl Liebich, unter welchem das Theater einen neuen Aufschwung nahm. G. soll ein geschickter Impresario, aber auch geldgierig und rücksichtslos gewesen sein.

Allgem. Musikzeitung II, 357. Leo Blaß, Das Theater und Drama in Böhmen, Prag 1877. Fürstenau.

Guarinonius: Hippolitus G., Arzt und medicinischer Schriftsteller zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Sein äußeres Leben ist bis auf das, was er selbst auf dem Titel seines größeren hier zu besprechenden Werkes und in einzelnen in diesem zerstreuten Angaben über sich mittheilt, unbekannt und auch die Litterarhistoriker älterer und neuerer Zeit (auch Goedeke und Weller erwähnen seiner

nicht) übergehen ihn unverdienterweise fast gänzlich. Zufolge dieser seiner Angaben war er (Grewel d. Verwüstung S. 118) zu Prag als der Sohn des kaiserlichen Leibarztes Bartholomäus G., der als 70jähriger Greis bei der Abfassung seines Werkes noch im J. 1610 lebte, geboren (wann? findet sich nicht angegeben) wurde (S. 215, 219, 246), in Prag von Jesuiten erzogen, auch in fremden Sprachen, namentlich der französischen, unterrichtet (auf S. 219—20 erzählt er eine hübsche Anekdote, wie er einen seiner Lehrer mit dem Lesen des Amadis von Gallien, den er „von außen wie seine Grammaticam hatte einbinden lassen", längere Zeit täuschte und da er gerade von der schönen Oriana und dem Kampf eines Riesen mit dem Amadis gelesen, der Magister plötzlich „den Riesen vertratt vnd mit der Bürckenstang dem Amadi vber den sitzer kam"), studirte später (S. 213, 1140) zu Padua Medicin und erhielt dann eine Anstellung als „Act. et Med. Doctor deß Königlichen Stiffts Hall im Ynthal und daselbst F. F. Durchl. Durchl. Ertzhertzoginnen zu Oesterreich ꝛc. Steyr Cärnthen ꝛc. Leib vnd gemainer Statt beställter Ohyticus". Wann er gestorben, ist unbekannt. Er ist Verfasser eines voluminösen (der Autor zwar nennt es in der Dedication an Kaiser Rudolf nur „ein Büchle"), aber interessanten Werkes, dem er den Titel gab „Die Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts. In sieben vnterschiedliche Bücher vnd vnvermeidliche Hauptstücken sampt einem lustigen Vortrab abgetheilt. ... Ingolstatt im 1610. Jar." Fol. (In Dresden). Dieses sein „Büchle", das er (S. 791) etwa zur Hälfte bereits am 7. Februar 1608 niedergeschrieben hatte, endigte er (Bl. 8a) zu Hall am Inn „den letzten Decembris 1609". Es ist eine Arbeit mit vorwiegend populär-medicinischer Tendenz, etwa so wie sie, nur in geistreicherer Weise und in kleinerer Gestalt, zwei Jahrhunderte später der Arzt Hufeland in seiner Makrobiotik der Lesewelt geschenkt hat und empfiehlt und lobpreist gegen „die Verwüstung des menschlichen Geschlechts" durch Krankheit und frühzeitigen Tod vor Allem natürliche, dann aber auch „christliche" und „politische" Heilmittel, wobei allerdings auch mancher traditioneller naturhistorischer und medicinischer Aberglaube mit unterläuft; dabei ist er jedoch auf seinen Zunftgenossen Paracelsus, der zum Theil dieselben Mittel anempfahl, sehr übel zu sprechen und nennt ihn (S. 114) wegwerfend „den abenthewrischen Paracelsus mit seinen Scarteken". Für die Sitten- und Culturgeschichte aber jener Zeit und namentlich des tirolischen Landes ist das Buch außerordentlich reich an den mannigfachsten Bezügen. Er behandelt unter Anderem folgende Gegenstände: Doctor vnd Apodecker. Dück der Weiber. Dawung (Verdauung). Ebenen vnd Birg (Berge. Ebene bringt viel Narren vnd Schiferanten, S. 446). Fresser vnd Sauffer. Engelländische Comedianten (S. 214). Calendrische Narrheiten (S. 996—1022, 1069—86). Anekdoten vom Eulenspiegel (S. 600—8). Fuchsschwäntzer. Die Fechtschulen. Hundsrecht bei den Teutschen. Juden und Ketzer fressen gern Fleisch. Lob der alten Weiber. Lobgesang der Gerhaben (Vormünder S. 337). Marx- und Lucasbrüder. Mühl- und Müller-Betrug. Natur der Gänß vnd Weiber. Nudel und Blenten der Bawren Speiß. Predicanten Freßdreckanten. Luther nennt der Autor S. 460, 1202 „Bauch-Mörtl" und „Märtl Luther", wie sich denn seine durch Jesuiten geleitete Erziehung an nicht wenigen Stellen seines Buches durch Spott und Hohn gegen die Lutherischen documentirt. S. 1152—63 ein auf die Predicanten gedichtetes Venus-Liedle. Teutsche Lieder lauten all von der schönen Grüne vnd dem külen Wein. Warumb die Teutschen gern Wein trinken. Zehn Proben Wirtischer (der Wirthe) Buberey. Zwölf Ueberfluß der Männer, dreyzehn der Weiber. Zu den Nahrungsmitteln, denen eine besondere Heilkraft innewohnt, rechnet er das „Kraut, Zettel- oder Kabeskraut", d. h. das Sauerkraut, über welches „edle Kraut" der medicinische Verfasser mit Begeisterung in mehr

als fünfzig Lobeserhebungen (S. 564—71), untermischt mit gelahrten Citaten aus Galenus und Dioscorides, sich erschöpft. Nachdem er vorerst über die Natur des „Kabes" und dessen Zubereitung sich verbreitet, sagt er unter Anderen, Julius Alexandrinus, der Leibarzt Maximilians II. und Rudolfs II. (um 1550) habe ein sehr hohes Alter erreicht, weil er unter allen Speisen nichts lieber als das Sauerkraut gegessen. Vom gemeinen, uneingemachten Kabes, der noch zäh, feucht und grob ist, werde ein melancholisches Geblüt erzeugt, davon die Dämpfe in den Kopf steigen. Schon Galenus, der Urahn aller Aerzte, habe das Sauerkraut für blöde Magen und den mit Gicht Behafteten empfohlen. Auch als inneres Mittel gegen den Biß toller Hunde könne es gebraucht werden, ja selbst gegen Milz- und Lungensucht sei es mit großem Erfolge angewendet worden. Und sogar die „Trunkenboldenhaftigkeit" verhindere dieses Kraut und „zwaren", indem man zerriebene und erwärmte Blätter um den Kopf bindet. Das Kabeskraut, faßt er alles Gesagte in die Worte zusammen, ist die edelste Speise, ist ein Thriak, ist Zucker an Festtagen. In anderer Beziehung ist das Buch eine Fundgrube und Hilfsmittel für die deutsche Sprachkunde, insbesondere für ungewöhnliche provinzielle Ausdrücke und dialectische Formen und hat in dieser Hinsicht von den Herausgebern des „Deutschen Wörterbuches" eine viel zu geringe Beachtung gefunden. Für die Sprichwörterkunde aber erscheint es als eine nicht zu verachtende Quelle proverbialer Bezüge jeder Art, reich sowol an ächt deutschen Sprichwörtern als an Redensarten, Anspielungen und Vergleichungen. Die Zahl alles dessen (et quod excurrit) beläuft sich auf 324. Nebenbei fehlen auch nicht deutsche und lateinische Sentenzen und Sprüche, sowie alte volksthümliche und Kalender-Reime. Zu besonderer Zierde endlich, jedoch in anderer Weise, gereicht dem Buche die erste Dedication (die zweite ist an Kaiser Rudolf gerichtet). Der Verfasser nämlich schreibt sein Werk in einer 4 Folioseiten starken Dedication der Jungfrau Maria, seiner nach Gott Allergnädigsten Kayserin und Frawen, zu. G. ist außerdem Verfasser dreier anderer (dem Unterzeichneten nicht zu Gesicht gekommenen) Bücher: „Discursus, documentum et opinio de thermis Fabariensibus", in das Lateinische übersetzt in Aug. Stöcklin's Nymphaeo Fabar., ferner einer „Hydroenogamia triumphans", sowie einer „Chylosophia Academica".

Zum ersten Male bearbeitet nach der Vorlage des Originals. Vgl. auch Theoph. Sinceri Neue Nachrichten von lauter alten Büchern I, S. 126—28. Adelung's kurze Notiz im Gelehrten-Lexicon s. v. Guarinonius und Maßmann im Anzeiger f. D. A. II, S. 80. J. Franck.

Guasco: Franz Graf G., österreichischer Feldzeugmeister. Einem alten piemontesischen Geschlechte entstammend, begann G. seine militärische Laufbahn in russischen Diensten, in welchen er mehreren Feldzügen beiwohnte. 1752 trat er als Generalmajor in die österreichische Armee und zeichnete sich in den Schlachten von Prag, Collin und Breslau, sowie bei Moys vortheilhaft aus und rückte 1758 zum Feldmarschall-Lieutenant vor. Besonderen Ruhm erwarb sich G. jedoch durch seine tapfere 63tägige Vertheidigung von Schweidnitz 1762. Erst nachdem alle Mittel der Gegenwehr erschöpft waren, überdies die Jauerniker Schanze mit 400 Mann in die Luft gesprengt und ein Sturm nicht mehr aufzuhalten war, mußte er sich kriegsgefangen ergeben und wurde nach Königsberg gebracht. Als er an der Spitze seiner Officiere Friedrich II. begrüßte, sagte dieser: „Mein Herr, Sie haben Allen, die Plätze zu vertheidigen haben, ein schönes Beispiel gegeben; aber Ihr Widerstand hat mich 8000 Mann gekostet." Maria Theresia sendete G. das Großkreuz ihres Ordens, dessen Ritter er schon 1760 geworden, in die Kriegsgefangenschaft nach und erhob ihn zum Feldzeugmeister. Wenige Tage bevor die österreichischen Kriegsgefangenen in Freiheit gesetzt wurden, traf ihn am 23. März 1763 bei der Tafel zu Königsberg der

Schlag, der sein Leben im 52. Jahre endete. Sein Leichnam wurde in der dortigen katholischen Kirche mit allen Ehren bestattet und sein Adjutant setzte ihm eine eben so wahre als schöne Grabschrift.

Hirtenfeld, Oesterr. Milit.-Conv.-Lexicon, Wien 1852.

von Janko.

Gubitz: Friedrich Wilhelm G., Holzschneider und Publicist, geb. am 27. Februar 1786 in Leipzig, † am 5. Juni 1870 in Berlin. Der Vater, Christoph G., ein in beschränkten Verhältnissen lebender Schriftsetzer, siedelte im Herbst 1790 mit seiner Familie nach Berlin über, wo er in der Buchdruckerei von J. Fr. Unger arbeitete und hier unter Anderem die aus derselben hervorgegangenen, eine Zeit lang beliebten sogenannten „Unger'schen Typen“ entwarf und die Modelle dazu selbst in Stahl schnitt; auch als Holzschneider bethätigte sich Christoph G. hier und da, so daß der Sohn unter seiner Leitung wenigstens die Handgriffe der Technik kennen lernte. Auf Wunsch der Großmutter väterlicher Seite, die eine Unterstützung von 40 Thalern jährlich darbot, wurde der Knabe Ende 1795 nach Wittenberg gesandt, um hier das Gymnasium zu absolviren und dann Theologie zu studiren. Hier kämpfte er, fast ganz auf sich allein angewiesen, sich unter den schwersten Entbehrungen durch. Im Frühjahr 1800 entstanden in Wittenberg seine ersten mit unvollkommenen Instrumenten halb im Spiel gearbeiteten Holzschnitte. Durch die Vermittelung des Vicedirectors der Berliner Akademie, Frisch, kamen diese Arbeiten des 15jährigen Knaben in demselben Jahre auf die dortige akademische Ausstellung, wo sie verdientes Aufsehen erregten und dem Urheber in der Folge durch allerlei Aufträge von Buchhändlern einen willkommenen Nebenverdienst verschafften. Doch dachte G. damals noch nicht daran, den vorgezeichneten Lebensweg aufzugeben, bezog vielmehr im J. 1801 die Universität Jena. Der wachsende Ruf des jugendlichen Künstlers führte demselben seit 1803 sogar Aufträge von Ackermann in London und Didot in Paris zu, welch letzterer ihn im folgenden Jahre ganz nach Paris zu ziehen suchte. Schon vorher war die preußische Regierung auf die Bedeutung Gubitz's aufmerksam geworden und um ihn dem Vaterlande zu erhalten ernannte Hardenberg den erst 19jährigen Candidaten der Theologie am 13. April 1805 zum Lehrer und ordentlichen Mitglied der Berliner Kunstakademie. Erst nach schwerem Kampf mit sich selbst folgte G. dem Ruf. Der Anfang seiner Lehrthätigkeit wurde ihm, wie jedem Neuerer, vielfach durch Vorurtheile verbittert, im Laufe der Jahre aber hat er gerade in dieser seiner amtlichen Stellung eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet und zahlreiche tüchtige Schüler herangebildet. 1812 erschien sein erster Farbenholzschnitt, das Bildniß der Oberhofmeisterin, Gräfin Voß. Die Jahre der Schmach seit 1806 drängten G. zuerst auf das publicistische Gebiet. 1807—9 gab er eine patriotisch-politische Zeitschrift „Das Vaterland“ heraus; nach hergestelltem Frieden erschien seit 1817 durch eine längere Reihe von Jahren ein schön-wissenschaftliches Unternehmen, „Der Gesellschafter“. Lange Zeit war er Theaterkritiker an der Voß'schen Zeitung, auch hat er sich vielfach als Dichter und Verfasser einiger nicht ohne Erfolg aufgeführter Theaterstücke („Die Talentprobe“, 1813, „Lieb' und Versöhnen“, 1815, „Die Prinzessin“, 1816, „Die selige Frau“, 1816 u. A.) bethätigt. Seine dauernde Bedeutung aber knüpft sich an seine künstlerische Thätigkeit, indem er, wenn auch nicht als der Wiederentdecker, so doch als der künstlerische Wiedererwecker des Holzschnittes in Deutschland anzusehen ist, für dessen weite Verbreitung er selbst durch seinen „Deutschen Volkskalender“ 1835—69 epochemachend gewirkt hat. 1860 erschienen seine „Gedichte“ (2 Bde.), 1868 und 1873 seine „Erlebnisse“ in drei Bänden. Ein Verzeichniß seiner Dichtungen und Schriften gibt Goedeke, Grundr. III S. 638 f.

Dohme.

Gude: Heinrich Ludwig G., geb. zu Rendsburg, durchreiste einen großen Theil von Europa und erwarb sich beträchtliche Kenntnisse, besonders in den Sprachen; eine Stellung als Regierungssecretär, welche er in Kopenhagen erhalten, gab er bald wieder auf, um seinem Trieb nach einem bewegten Leben zu genügen und starb in Halle am 27. Nov. 1707. — Gab in einer langen Reihe kleiner Octavbändchen, deren jedes mit einem Kupfer geschmückt ist, Beschreibungen der meisten europäischen Staaten, sowie einiger außereuropäischer, wie Algier u. A., heraus, sammt einer „Einleitung zu den europäischen Staaten und derselben Beschluß" (1708). Es sind genealogische und topographische Abhandlungen von bemerkenswerther Präcision und Uebersichtlichkeit, aber ohne jedes höhere geschichtliche oder geographische Interesse: politische Geographie im beschränktesten Sinne des Worts. Dem Bedürfniß ihrer Zeit thaten sie vorzüglich durch ihre Handlichkeit und praktische Brauchbarkeit genug und wurden nach dem Tode Gude's von anderen ungenannten Verfassern fortgesetzt.

J. F. Reimman, Versuch einer Einleitung in die Historiam Litterariam derer Deutschen, Halle 1710, V. 279. Ratzel.

Gudenus: Valentin Ferdinand v. G., geb. am 19. Juni 1679 zu Mainz, widmete sich dem Studium der Jurisprudenz, ward 1712 von dem Kurfürsten von Mainz zum Reichstaxator und 1724 auf Präsentation der fränkischen Kreise zum Reichskammergerichts-Assessor ernannt, in welcher Stelle er zu Wetzlar bis zu seinem Tode, 9. März 1758, verblieb. Von Jugend an mit dem Studium der Mainzer Geschichte und mit Sammlung hierauf bezüglicher Urkunden beschäftigt, schloß sich G. an Joannis an, als er durch eine Buchhändleranzeige im J. 1716 erfuhr, daß dieser eine neue Ausgabe des Serarius veranstalte. Mit edler Uneigennützigkeit stellte er dem Herausgeber sein gesammeltes Material zur Verfügung, das in den reichhaltigen Noten der zwei ersten Bände der Scriptores rerum mogunt. von Joannis niedergelegt ist. Seit 1724 hörte der Verkehr zwischen G. und Joannis auf, zum Nachtheile des Werkes des Letzteren. Als eigne Arbeiten lieferte G. 1728 „Sylloge varior. diplomat." und seit 1743 den „Codex diplomaticus", von dem vier Bände zu seinen Lebzeiten erschienen, während der 5. Band erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Dies letztere Werk ist für die deutsche Rechtsgeschichte im Allgemeinen wie für die Mainzer Geschichte insbesondere von großem Werthe. Mag auch Bodmann in seinem auf der Mainzer Stadtbibliothek noch befindlichen Exemplare dem G. eine große Menge von Fehlern und Ungenauigkeiten nachgewiesen haben, so verbleibt dem G. immerhin das Verdienst, werthvolles Material gerettet zu haben. Auch heute noch sind seine Sammlungen für den Forscher unentbehrlich.

Schaab, Gesch. d. Stadt Mainz I, XII—XVI. Bockenheimer.

Gudermann: Christoph G., Mathematiker, geb. am 28. März 1798 zu Winneburg bei Hildesheim, † am 25. Sept. 1852 zu Münster, woselbst er seit 1832 außerordentlicher, seit 1839 ordentlicher Professor der Mathematik an der theologischen und philosophischen Akademie war, nach einer vorangegangenen Lehrthätigkeit am Gymnasium zu Cleve seit 1823. Ein tiefer Denker bearbeitete er der Hauptsache nach zwei Gebiete der Mathematik: die Geometrie der Kugel und die Theorie der hyperbolischen und elliptischen Functionen. Seine „analytische Sphärik" 1830 öffnete ihm die Universitätslaufbahn; das „Lehrbuch der niederen Sphärik" folgte 1836; Abhandlungen über ähnliche Gegenstände erschienen in Crelle's Journal von 1834—52 (Bd. IX, XXV, XXXIII, XXXVIII, XLIII). Ueberall lag der Gedanke zu Grunde, das eigentliche Zeichnungsfeld der auf eine Oberfläche beschränkten Figuren sei die Kugel, während die Ebene nur als specieller Fall derselben erscheine; eine Geometrie der Kugel sei daher weitaus wichtiger als die Planimetrie und müsse deshalb zum Mindesten in ebenbürtiger

Behandlung mit jener gelehrt werden. Die Theorie der elliptischen Functionen bereicherte G. gleichfalls durch bedeutsame Arbeiten, welche aber durch die unselige Gewohnheit des Verfassers überall neue Namen und neue Bezeichnungen einführen zu wollen das größere mathematische Publikum geradezu abstießen. Die Theorie der Potentialfunctionen 1832, der Modularfunctionen und Modularintegrale 1844 fanden außerhalb des engen Kreises von Gudermann's nächsten Schülern wenige Leser, und so sehr diese Nächsten dem Lehrer anhingen, so verbitterte doch die Nichtanerkennung sein Gemüth und lähmte vielleicht thatsächlich seine Schaffungskraft. Erst die jüngste Zeit hat Gudermann's Bezeichnungen und mit denselben seine Leistungen zu Ehren gebracht.

Vgl. Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1852 S. 940. Cantor.

Gudius: Marquard Gude, Alterthumsforscher, ein Sohn des Rendsburger Bürgermeisters Peter G., war am 1. Februar 1635 geboren; besuchte zuerst die gelehrte Schule seiner Vaterstadt, dann 1652—55 das Gymnasium zu Hamburg und bezog darauf die Universität Jena, wo er drei Jahre lang, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, juristische, daneben aus eigener Neigung historische und philologische Studien trieb. Nachdem er noch kürzere Zeit sich auf den Universitäten Leipzig und Erfurt aufgehalten, ging er im Februar 1658 nach Frankfurt a. M., wo er sieben Monate lang bei dem dortigen Prorector Johann Jönsen (Jonsius), der in Rendsburg sein Lehrer gewesen war, verweilte und von da nach Holland, wo er zu Joh. Friedr. Gronov in nähere Beziehung trat; durch dessen Vermittelung wurde er gegen Ende des J. 1659 zum Reisebegleiter eines vornehmen und reichen jungen Holländers, Samuel Schars aus dem Haag, ernannt, mit welchem er in den J. 1660 bis Anfang 1664 Frankreich und Italien, unter längerem Aufenthalt in den bedeutenderen Städten, besonders in Paris und in Rom, durchreiste. G. benutzte diese Reisen hauptsächlich dazu, in den Bibliotheken Handschriften classischer Schriftwerke abzuschreiben und zu collationiren und Inschriften theils nach den Originalen, theils aus handschriftlichen Sammlungen älterer Gelehrter zu copiren. Nach der Rückkehr nach Holland verweilte er, obgleich ihm 1664 eine Professur an der Universität Duisburg, 1668 eine solche an der Akademie zu Deventer angeboten wurde, noch über 6 Jahre lang bei seinem Zögling, mit welchem er meist im Haag oder auf Schars' benachbartem Gute Vorburg lebte, bisweilen auch Ausflüge nach verschiedenen holländischen und deutschen Städten machte. Erst im J. 1671 entschloß er sich einem Rufe als Bibliothekar des Herzogs Christian Albert von Holstein-Gottorp zu folgen. Sein getreuer Schars, der sich nicht von ihm trennen mochte, siedelte nun mit ihm nach Rendsburg über und vermachte ihm bei seinem Tode 1675 den größten Theil seines Vermögens, so daß G. nun zu beträchtlichem Reichthum gelangte, den er bald darauf durch eine reiche Heirath noch vermehrte. Nachdem er ungefähr 7 Jahre lang im Dienste des Herzogs gestanden hatte, fiel er bei diesem in Ungnade und zog sich in Folge dessen nach Hamburg zurück; hier lebte er 4 Jahre lang als Privatmann, trat aber 1682 als Rath der schleswig-holsteinischen Kanzlei in die Dienste des Königs Christian V. von Dänemark, der ihn 1683 als Gesandten zum Bischof von Münster und Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, schickte; letzterer fand an dem gelehrten Diplomaten so großes Wohlgefallen, daß er ihm bei seinem im Juni 1683 erfolgten Tode seine nicht unbeträchtliche Sammlung von Handschriften vermachte. Nachdem G. noch der Wahl des Nachfolgers des Bischofs beigewohnt hatte, kehrte er in seine Stellung bei der schleswig-holsteinischen Kanzlei zurück, wurde bald darauf zum Etatsrath ernannt und lebte nun meist in Schleswig; im J. 1689 siedelte er nach Glückstadt über, wo er am 26. November desselben Jahres starb. G. hat, abgesehen von einigen lateinischen Gelegenheitsgedichten und einer noch in

Jena von ihm verfaßten, aber unter dem Namen seines Landsmanns Johann Brandshagen gedruckten Dissertation („De Clinicis veteris ecclesiae exercitatio historica praeside Jo. Andrea Bosio Prof. publico a Joh. Brandshagen, Preza Holsato, proposita“, Jenae 1657) nur eine Ausgabe der bis dahin ungedruckten griechischen Schrift des Hippolytus über den Antichrist (Paris 1661) veröffentlicht. Sein eigentliches Lebenswerk, die große Inschriftensammlung, welche er in zwei stattlichen Bänden mit Anmerkungen und Index druckfertig hinterließ, kam durch G. Graevius' Vermittelung zunächst in die Hände des niederländischen Gelehrten Johannes Kool, Rathsherrn zu Amorfort, der aber mit der Herausgabe nicht zu Stande kam; aus dessen Nachlaß erwarb der Buchhändler Halma das Manuscript, aber erst dessen Erben ließen es durch den Utrechter Kanonikus Franz Hessel in einem schönen Foliobande unter dem Titel: „Antiquae inscriptiones quum graecae tum latinae olim a Marquardo Gudio collectae nuper a Joanne Koolio digestae hortatu consilioque Joannis Georgii Graevii nunc a Francisco Hesselio editae cum adnotationibus eorum. Leovardiae 1731“ veröffentlichen. Von anderen gelehrten Arbeiten von G. sind Anmerkungen zum Phaedrus in der Ausgabe von P. Burmann (Amsterdam 1698 u. ö.), zu Valerius Maximus in der Ausgabe von Abr. Torrenius (Leyden 1726) gedruckt worden. Von seiner an griechischen und lateinischen Manuscripten sowie an gedruckten Ausgaben von Classikern mit Collationen nach Handschriften und sonstigen gelehrten Randbemerkungen reichen Bibliothek ist 1709 in Kiel ein Katalog zum Behuf des Verkaufs erschienen („Catalogus insignium ac praestantissimorum codicum mstorum graecorum, arabicorum, latinorum ut et librorum cum mstis collatorum vel notis autographis doctorum virorum illustratorum hactenus partim ineditorum quos dum viveret colligere licuit v. i. et generoso domino Marquardo Gudio“). Die Handschriften wurden größtentheils von der Wolfenbütteler Bibliothek, die Ausgaben mit Collationen von J. A. Fabricius, dessen litterarischer Nachlaß sich jetzt in der Kopenhagener Bibliothek befindet, erworben.

Vgl. Marquardi Gudii et doctorum virorum ad eum epistolae. Quibus accedunt ex bibliotheca Gudiana clarissimorum et doctissimorum virorum qui superiore et nostro saeculo floruerunt et Claudii Sarravii Senatoris Parisiensis epistolae ex eadem bibliotheca auctiores. Curante Petro Burmanno. Ultrajecti 1697 (editio ultima prioribus correctior. Hagae Comitum. 1714). — J. Molleri Flensburgensis Cimbria literata t. III p. 282—303.

Bursian.

Gueinzius: Christian G. (Gueintz), einer der tapferen Schulmänner, welche die schreckliche Zeit des dreißigjährigen Krieges zur Rettung ihrer Schulen ausgehalten haben, geb. am 13. October 1592 zu Lobau bei Guben, † am 3. April 1650 als Rector des Stadtgymnasiums in Halle. Sein Vater, ein Pfarrer, übergab ihn zunächst der Schule in Cottbus, dann, als diese Stadt durch eine Feuersbrunst schwer gelitten hatte, der Schule in Guben, worauf er nach Crossen und (1609) nach Sorau ging, um zuletzt noch die Schulen in Bautzen (1612) und in Stettin (1613) zu besuchen. Nach einem so wechselvollen Schülerleben bezog er im Sommer 1615 die Universität Wittenberg, wo er besonders theologischen Studien sich hingab und bereits 1616 Magister wurde, als welcher er in Vorlesungen und Disputationen schnell Anerkennung sich erwarb. Schon hatte er mehrere Vocationen abgelehnt, als er 1619 nach Cöthen berufen wurde, wo der Fürst Ludwig in Verbindung mit dem Herzoge Johann Ernst von Weimar die Erprobung der von Ratichius aufgestellten Methode betrieb. G. ertheilte nach derselben den „Collaboranten und Studenten“ griechischen Unterricht, wie er auch den Auftrag erhielt eine griechische Grammatik auszuarbeiten. Obwol nun Ratichius bald aus Cöthen weichen mußte, setzte doch G. sein päda=

gogisches Wirken daselbst fort, ja er verheirathete sich dort und kehrte erst im nächsten Jahre reichlich belohnt nach Wittenberg zurück, wo er dann dem Studium der Rechte mit solchem Erfolge sich widmete, daß er schon 1623 Consistorial-Advocat wurde und juristische Vorlesungen halten konnte. Aber im Sommer 1627 übernahm er das Rectorat des Stadtgymnasiums in Halle, an welchem er seitdem bis zum Ende seines Lebens treu und erfolgreich gewirkt hat. Ein Mann vielseitigen Wissens und durch die Verbindung mit Ratichius auf bessere Behandlung des Unterrichts hingeleitet, bewies er zugleich die innigste Liebe zu der ihm anvertrauten Jugend, weshalb er auch unter den traurigsten Verhältnissen der wilden Kriegszeit, welche 1636 die Schrecken der Pestilenz, 1637 Plünderung durch Banér's Truppen, 1644 und 1645 aber großes Brandunglück über ihn hereinbrechen ließ, seine Schule zusammenhalten und weiter bringen konnte. Durch ihn wurden neue Lehrbücher, auch des Comenius Janua und Vestibulum, eingeführt, die Schulkomödien, Redeacte und Disputationen zu vielfacher Anregung für Schüler und Publikum mit Fleiß betrieben, eine Schulbibliothek angelegt, der Schulgottesdienst verbessert, das Rechnungswesen geordnet rc. In Anerkennung solcher Thätigkeit haben daher auch die Schulmänner der nachfolgenden Zeit auf ihn als auf ein Vorbild geblickt, in welchem das Distichon verwirklicht worden: „Gymnasii rector sit prudens, fortis ut Hector, Sicut Job patiens, utque Sibylla sciens". Er hatte dabei noch immer Muße genug zur Ausarbeitung nicht blos zahlreicher Gelegenheitsschriften, sondern auch größerer Werke. Wie ernst seine theologischen Studien gewesen waren, bewies er noch in den späteren Jahren seines Lebens durch sein „Systema theologicum" (1642) und die „Exercitatio analytica in formulam concordiae" (1650). Als Jurist bewährte er sich in seinem „Jus feudale" (1638), durch „Justinianarum institutionum praecognita" (1641), durch den „Pharos ad Themidos montem s. de libris juris universi" (N. A. 1700). Wie er die Schriften der Alten beim Unterricht behandelte, zeigen außer seinen Schriften über des Aristoteles Politik die Schriften „De Officiis Ciceronis" (1638) und „De Ciceronis imitatione ex orationibus pro Quinctio et Roscio Am." (1639). In welcher Art er geschichtliches Material zu verwerthen geneigt war, lehrt seine 1648 erschienene „Vitis historica: i. e. Historicorum classicorum Gr. et Lat. synoptica analysis cum chronologia". Aber besonderer Schätzung werth ist Dasjenige, was er für die deutsche Sprachlehre gethan hat. Offenbar noch unter dem Einflusse, den Ratichius auf ihn ausgeübt hatte, vor Allem aber im Zusammenhange mit den Bestrebungen der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er zugleich mit Aug. Buchner getreten war, schrieb er „Deutscher sprachlicher Entwurf" (Cöthen 1641) und „Deutsche Rechtschreibung" (Halle 1645, zweite von seinem Sohne besorgte Ausgabe 1666). Luther ist ihm der erste Gewährsmann für das rechte Deutsch; doch läßt er auch viel geringere Auctoritäten auf sich wirken, und sein Bestreben, durchweg die fremden Elemente auszuscheiden, hat ihn zu seltsamer Terminologie verleitet. (R. v. Raumer in seines Vaters Geschichte der Pädagogik Bd. III.) Der Beiname des Ordnenden, den er als Mitglied jener Gesellschaft trug, und der Wahlspruch „Jedes an seinem Ort", den er gewählt hatte, stehen wol in nächster Beziehung zu seiner nach dieser Seite gewandten Thätigkeit. Vgl. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft 231 u. 235 und die Briefe im Anhang. In deutscher Sprache hat er sonst nur ein frommes Lied gedichtet („Jesu, Jesu, du mein Hirt"), dagegen zahlreiche lateinische Poemata, nicht ohne mancherlei Spielereien, abgefaßt. Daß er seine Schüler unabläßig zu Versübungen anleitete, zeigen zahlreiche Gedichte in griechischer, lateinischer und deutscher Sprache, die ihm zu Ehren bei manchen Veranlassungen gedruckt und in einem Sammelbande der Zittauer Stadtbibliothek neben vielen Gelegenheitsschriften von ihm

selbst aufbewahrt sind. Von den acht Kindern, die ihm eine glückliche Ehe gegeben hatte, überlebten ihn die meisten. Er erkrankte im Februar 1650 und vollendete sein mühevolles Leben an seinem vorher oft festlich begangenen Namenstage.

S. Ludovici Historia Rectorum II, 41 ff. mit den Nachträgen V, 339 ff., u. Eckstein, Beiträge zur Gesch. der Halle'schen Schulen I, 12 ff.

H. Kämmel.

Guericke: Heinrich Ernst Ferdinand G., Professor der Theologie, geb. am 25. Febr. 1803 zu Wettin a. d. S., wo sein Vater damals lutherischer Schloßprediger war. Die Familie soll aus Schweden nach Deutschland gekommen sein. Historisch vollkommen beglaubigt ist der genealogische Zusammenhang mit dem berühmten Magdeburgischen Bürgermeister Otto v. G., dem Erfinder der Luftpumpe. Der Vater hatte sich Gerike geschrieben; der Sohn stellte den alten Namen Guericke wieder her. Ferdinand G. verdankte seine wissenschaftliche Bildung den Studienanstalten in der Stadt Halle a. S., wo sein Vater später lange Jahre hindurch als Superintendent an der St. Moritzkirche gewirkt, und in deren Mauern sein eigenes Leben und Wirken auch hauptsächlich sich abgespielt hat. G. besuchte in den reiferen Jahren bis 1820 die lateinische Hauptschule der Francke'schen Stiftungen und von 1820—23 die Universität in Halle. Er war ein sehr begabter und sehr fleißiger Student, und so wurde es ihm möglich, schon 1824, nur erst in dem Alter von 21 Jahren, sich als Licentiat bei der theologischen Facultät, ebenfalls in Halle, zu habilitiren, nachdem er bereits ein Jahr zuvor die philosophische Doctorwürde erworben hatte. — Ein Mann der Wissenschaft, ist es ihm doch nicht beschieden gewesen, nach Art der meisten Männer des deutschen Gelehrtenstandes einen gleichmäßigen und ruhigen Lebenslauf zu nehmen. Der Grund davon lag in seiner Stellung zu den Bewegungen, die innerhalb der protestantischen Kirche während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts sich vollzogen. G. hatte sich durch eine sehr gute lateinische Abhandlung über die Katechetenschule von Alexandrien habilitirt, die bereits eine vortreffliche Kenntniß der Kirchen- und Dogmengeschichte zeigte. Mit seiner theologischen Richtung stand er aber in sehr entschiedenem Gegensatze zu der damals in Halle vorherrschenden rationalistischen Schule, die Männer wie Wegscheider, Gesenius, Niemeyer zu ihren bedeutendsten Vertretern zählte. Eine höchst energisch angelegte Natur mit einer Richtung auf strengste Consequenz, führte ihn sein praktischer Sinn zunächst dahin, gleich im J. 1824 das Vorstandsamt des damals neu gegründeten Halle'schen Missionsvereins zu übernehmen. Wie er sich dann weiter entwickelte, zeigte seine 1827 erschienene Schrift „August Hermann Francke", eine „mit ganzem Herzen geschriebene" Biographie, und weiter seine „Beiträge zur historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament" (1828—31). Im J. 1829 erfolgte unter dem Ministerium Altenstein durch Vermittlung des Kronprinzen seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Theologie in Halle. Weiter ist G. in seiner akademischen Laufbahn niemals gekommen. Hatte ihm dann im J. 1833 die theologische Facultät in Tübingen die theologische Doctorwürde verliehen, so erschien in demselben Jahre die erste Ausgabe seines wissenschaftlichen Hauptwerkes, nämlich des „Handbuches der Kirchengeschichte"; ein Werk von anerkannter Bedeutung und Gelehrsamkeit, in den Veränderungen der neun Auflagen, die es erlebt hat, ein beredtes Zeugniß für Guericke's gewissenhafte Arbeit, und in seinem streng lutherischen Geiste weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet, wie es denn in der nordamerikanischen Union diesseits und jenseits der Felsengebirge zur Bibliothek beinahe jedes deutschen Pfarrhauses gehört. — Inzwischen dauerte es nicht lange, so sah sich G. in seiner Thätigkeit als akademischer Lehrer für längere Zeit unterbrochen. Schon

als Schüler und Student hatte er, bei dem sich von Hause her das lutherische confessionelle Bewußtsein sehr entschieden ausgeprägt, die seit 1817 innerhalb der preußischen Landeskirche hervortretenden unionistischen Bestrebungen mit tiefem Mißfallen betrachtet. Als nun seit 1830 die Opposition der strikten Altlutheraner gegen die Einführung der neuen Agende zuerst in Schlesien zur Separation derselben von der unirten preußischen Landeskirche, zur Bildung verschiedener altlutherischer Gemeinden, und weiterhin zu einer Reihe gewaltsamer Maßregeln von Seiten der Staatsbehörden gegen die Altlutheraner führte, da fühlte sich G. in seinem Herzen gedrängt, denselben die Hand zu reichen. Er folgte bei seiner energischen Weise nur der Sympathie für seine Glaubensgenossen, wurde ihr eifriger Anwalt, sagte sich 1833 öffentlich von der Union los und trat mit dem Professor der Theologie, Dr. Scheibel in Breslau, dem Führer der schlesischen Altlutheraner, unmittelbar in Verbindung. Um seinen Glaubensgenossen in der Provinz Sachsen, in Halle, Planena und Naumburg als Geistlicher dienen zu können, ließ er sich am 19. November 1834 von Dr. Scheibel nach vorherigem Colloquium im Auftrage der Breslauer Kirchenleitung ordiniren und trat als Pastor an die Spitze einer kleinen in und bei Halle sich bildenden altlutherischen Gemeinde. Dieser Schritt zog schwere Folgen für ihn nach sich. Conflict reihte sich an Conflict, und schon im Januar 1835 wurde G. seiner Professur enthoben. Ohne seine theologischen Studien aufzugeben, widmete er sich nun gänzlich den Interessen seiner von Halle südlich bis Naumburg und nördlich bis nach Berlin hin zerstreuten Gemeinde, wobei es ohne schwere physische Strapatzen und ohne gerichtliche Strafverfügungen nicht abging. Schließlich wurde ihm 1838 die Amtsthätigkeit als Pastor untersagt. Die Gemeinde selbst ist allmählich seit 1837 durch Auswanderung nach Nordamerika und Australien geschwunden. An diese Periode seines Lebens erinnern unmittelbar zwei Schriften Guericke's, einerseits die 1835 von ihm veröffentlichten „Urkunden, betreffend die Geschichte der lutherischen Gemeinde in und um Halle in ihrer Bildung und Bedrängung", und andererseits seine 1839 erschienenen „Evangelischen Zeugnisse und Predigten auf das ganze Kirchenjahr, gehalten vor Lutheranern". — Allmählich verloren jedoch die kirchlichen Gegensätze ihre schlimmste Schärfe. Die Maßregeln der Staatsregierung gegenüber den Altlutheranern wurden seit 1838 milder, es wurde ihnen wesentlich nur noch versagt, Proselyten zu machen. G. seinerseits, der einen weiteren Blick in diesen Dingen hatte als viele andere altlutherische Geistliche, ließ sich unbeschadet der Festigkeit seines Charakters allmählich doch zur Anerkennung der positiven Elemente in der Union bereit finden. Seine 1839 erscheinende „Allgemeine christliche Symbolik" zeigte, wie G. alle diese Fragen behandelte. Unter diesen Umständen wurde G. nach dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. 1840 ohne Forderung irgend eines Gelöbnisses einfach wieder in seine Professur eingesetzt, die er dann bis zu seinem Tode ununterbrochen bekleidet hat. Daß ein „rigoroses Lutherthum" nicht seine Sache war, zeigte einerseits die 1843 bei dem 50jährigen Jubiläum seines ein Jahr später verstorbenen Vaters herausgegebene Schrift „Die rechte Union", andererseits die in demselben Jahre erscheinende „Historisch-kritische Einleitung in das Neue Testament", wie auch das 1847 zum ersten Male veröffentlichte „Lehrbuch der christlich-kirchlichen Archäologie". Daneben her ging die Begründung (1840) und Herausgabe der „Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche", die er mit Rudelbach begann und nach dessen Tode (1862) mit Delitzsch fortsetzte. — Die Charakterfestigkeit, Ueberzeugungstreue und kräftige, zuweilen schroffe Wahrheitsliebe, die er überall bewährte, zeigte er auch in seiner Polemik gegen die neuen kirchlichen Bewegungen, die von kirchlich liberaler und radikaler Seite ausgingen; namentlich in dem Streite mit Wislicenus in Halle und mit den unter dem Namen

der „Lichtfreunde" bekannten Anhängern Uhlich's. In dieser Richtung sind litterarisch zu nennen die kleinen Schriften „Ob Schrift, ob Geist? Ein Comitat für die ‚Dachpredigt' des Herrn Pfarrers Wislicenus" (1845), und „Lichtfreundthum und Kirchenthum, ein abgedrungenes Bekenntniß" (1847). Seine allezeit auf rüstigen Kampf gestellte Natur scheute die Unpopularität nicht, in die er dadurch in seinem Wohnort gerieth. Das neue öffentliche Leben in Preußen fesselte sein Interesse in hohem Grade. Die Conflictsperiode sah ihn, den entschieden orthodoxen Theologen, — eine in Norddeutschland nicht sehr häufige Erscheinung — als zähen Anhänger der Fortschrittspartei. Sehr große Verdienste und dauernde Beliebtheit erwarb er sich in seiner Stadt durch seine vieljährige Arbeit sowol als Schiedsmann und Bezirksvorsteher wie noch mehr (8 Jahre lang, bis zu Ende des J. 1865) als Stadtverordneter. — Wissenschaftlich blieb G. bis zu seinem Tode unausgesetzt thätig. Abgesehen von der Leitung seiner Zeitschrift, abgesehen von der 1852 erschienenen Schrift „Versöhnliches über brennende Kirchenfragen der Gegenwart", beschäftigten ihn dauernd die wiederholten neuen Auflagen seiner Werke. Von diesen erschien 1854 die zweite der Einleitung in das Neue Testament, 1859 die zweite der Archäologie, 1861 die dritte der Symbolik, 1866/67 die neunte der Kirchengeschichte, 1867 die dritte der „Einleitung", oder, wie er sie jetzt nannte, der „Neutestamentlichen Isagogik". — Kein Docent von hinreißenden Erfolgen, kein bahnbrechender Entdecker, aber ein solider, gediegener Gelehrter und ob der Zuverlässigkeit und Lauterkeit seines etwas starren Charakters auch von kirchlichen und politischen Gegnern hoch geachtet, ist G. am 4. Februar 1878 in Halle gestorben. G. Hertzberg.

Guericke: Otto v. G., wurde am 20. Nov. 1602 zu Magdeburg geboren. Nachdem er zu Leipzig, Helmstädt und Jena die Rechte, dann zu Leyden Mathematik, Geometrie und Mechanik studirt hatte, bereiste er Frankreich und England. Im J. 1627 wurde er zum Bau- und Rathsherren seiner Vaterstadt ernannt; nach der Zerstörung Magdeburgs durch Tilly im J. 1631 war er eine Zeit lang (bis 1636) in schwedischen Diensten als Oberingenieur zu Erfurt thätig. Im J. 1646 wurde er Bürgermeister von Magdeburg und brandenburgischer Rath, legte jedoch 1681 seine Aemter nieder und siedelte nach Hamburg über, woselbst er am 11. Mai 1686 starb (seine Leiche wurde später nach Magdeburg übergeführt). G. ist der Erfinder der Luftpumpe (1650), welche durch seinen Freund Caspar Schott 1657 zuerst beschrieben wurde; seinen berühmten Versuch mit den sogenannten Magdeburger Halbkugeln stellte er, vom Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp v. Schönborn, dazu aufgefordert, auf dem Reichstage zu Regensburg im J. 1654 zum ersten Male öffentlich an. G. erfand ferner das nach ihm benannte Manometer (1661) und construirte die erste noch unvollkommene Electrisirmaschine (ohne Conductor). Auch mit Astronomie beschäftigte er sich vielfach. Die wichtigsten seiner Beobachtungen legte er in dem schon 1663 handschriftlich vollendeten Werke „Experimenta nova, ut vocantur Magdeburgica de vacuo spatio" (Amsterdam 1672) nieder.

Hoffmann, Otto v. Guericke, Magdeb. 1874. Lommel.

Gugenmus: Stephan G., anfangs Theolog, später ausübender Landwirth in der Kurpfalz und landwirthschaftlicher Schriftsteller, Mitglied der kurpfälzischen ökonomischen Societät, gest. im Februar 1778 zu Mannheim. Er war zu Bretten, einem pfälzischen Landstädtchen unweit Bruchsal, im J. 1740 geboren und fand schon während seiner Kinderjahre vielfach Gelegenheit sich mit den Verhältnissen der Oekonomie auf dem väterlichen Gute vertraut zu machen. Dabei folgte er theils dem Wunsche seines Vaters, theils seiner eigenen im Keime schon beim Knaben sich regenden Neigung. Früh verwaiset wurde G. indeß durch seine

Anverwandten, welche in ihm eine vorzügliche geistige Befähigung erkannten, zum Studium der Theologie bewogen. In seinem 18. Lebensjahre bezog er die Universität Marburg, wo er sich zwei Jahre hindurch diesem nicht aus innerem Antriebe gewählten Studium widmete. Während dieser Zeit mußte er jedoch die Ueberzeugung gewinnen, daß es ihm sehr schwer werden sollte, sich für den geistlichen Beruf gegen seine Neigung vorzubereiten; er benutzte deshalb gerne einen mit dem Ausbruch kriegerischer Unruhen gegebenen Anlaß, um Marburg zu verlassen und nach Jena zu gehen, damit er hier in größerer Ungebundenheit statt der ihn durchaus nicht mehr ansprechenden theologischen nunmehr philosophische, naturwissenschaftliche und nationalökonomische Studien betreiben könne. Als er die freieste Beschäftigung mit diesen Wissenschaften drei Jahre lang durchgesetzt hatte, sah er sich gleichwol genöthigt zur Erlangung eines Haltes für seine zukünftige Existenz noch einmal zu den theologischen Studien zurückzukehren und deren Vollendung in Heidelberg zu bewirken. Nachdem er 1762 dort als Candidat für das geistliche Amt qualificirt war, verfolgte er seine hiermit erworbenen Ansprüche auf Anstellung nicht weiter, sondern begab sich zunächst auf eine Instructionsreise in die Schweiz und wandte sich dem Gedanken zu, seiner ursprünglichen Neigung gehorchend, auf dem Gebiete der Landwirthschaft sich eine Berufsaufgabe zu suchen. Mit neuen Anschauungen bereichert und von dem Drange getrieben, sein umfassendes Wissen zum Nutzen der Landwirthschaft zu verwerthen, kehrte er aus der Schweiz zurück, nahm die Leitung des Betriebes auf dem väterlichen Erbgute in die Hand und pachtete von 1765 an nach einander drei Güter in der badischen Pfalz, unter welchen besonders das Gut Handschuchsheim bei Heidelberg zu nennen ist. Hier ging er mit einer völligen Wirthschaftsreform im Betriebe des Feldbaues und der Viehzucht vor, führte den Handelsgewächsbau in Gestalt von Krapp-, Hopfen- und Gemüsekulturen ein, schuf gewissermaßen eine neue Basis für den Kleebau, gab der Viehzucht bei rationeller Einrichtung und Haltung eine zweckentsprechende Verbindung mit dem Ackerbau und erzielte dabei in beiden Richtungen so glänzende Erfolge, daß sein Ruf als intelligenter tüchtiger Oekonom bald weit über die Grenzen der Pfalz hinausdrang. Obschon seine Neuerungen von vielen Seiten angefochten wurden, so bekämpfte er doch die ihm entgegentretenden Hindernisse mit Erfolg und überwand selbst durch Anbahnung gesetzlicher Reformen gewisse von Alters her bestandene Schranken in der Benutzung der Felder und Wiesen. G. führte einen regen schriftlichen Verkehr mit den ersten Berufsgenossen seiner Zeit, mit Kameralisten und Freunden der Landwirthschaft; Männer, wie Graf Einsiedel in Kursachsen, Hofrath Schubart v. Kleefeld in Würchwitz, Pfarrer Mayer in Kupferzell (Franken) und andere Personen von Distinction begehrten öfters in wirthschaftlichen Angelegenheiten von ihm Rath und Aufklärung, womit zu dienen er nach Kräften gerne bereit war. Als Mitglied der kurpfälzischen ökonomischen Gesellschaft schrieb G. mehrere lehrreiche Abhandlungen, von welchen besonders folgende zu nennen sind: „Abhandlung von einigen wichtigen Hindernissen einer blühenden Landwirthschaft“, 1769 u. 70. Er geißelte in dieser Schrift die mangelhafte Erziehung und Vorbildung des Landmannes, die hinter Kalenderregeln sich verbergende crasse Unkenntniß der meisten praktischen Landwirthe, deckte die Blößen bei der von in Thorheit befangenen Dorfältesten geführten Gemeindeverwaltung auf, that die Mängel an den Institutionen der bestehenden ökonomischen Gesellschaften und die Bedingungen einer erfolgreichen Wirksamkeit derselben dar, wies die verbreitetsten Irrungen in der zu jener Zeit herrschenden politischen Oekonomie nach, forderte eine gerechte Vertheilung der Abgaben und Lasten, sowie mehr Achtung für den Beruf der Landwirthe von anderen Klassen der Gesellschaft und mehr Hingabe an denselben von den einflußreicheren Grund-

besitzern selbst. Zu den wirthschaftlichen Verhältnissen des Landbaues sich wendend, kennzeichnete er den Flurzwang, die lästige Beschränkung in der Benutzung des Grundeigenthums und die Weideservituten mit ihren gemeinschädlichen Folgen, die Macht des Herkommens in der Wahl der Productionsweisen und die gänzliche Verkennung der Beziehungen zwischen Ackerbau und Viehzucht oder der Bedingungen für ihre Prosperität als weitere Hindernisse, welche einer blühenden Entfaltung der Landwirthschaft entgegenständen. Nicht minder beachtenswerth waren seine 1771 erschienenen „Betrachtungen über die wichtigsten Grundsätze des Ackerbaues“. Diesen Arbeiten folgten 1773 zwei kleinere Abhandlungen: „Praktischer Beweis der Unfruchtbarkeit jeder Erdart und ihrer Verbesserungen“, ferner seine „Untersuchung und Berechnung, welche Bauart für den gemeinen Mann die nützlichste sei“; war die erstere von beiden nicht frei von einseitiger Auffassung und irrthümlichen Interpretationen, so zeugte die letztere wiederum von großer Umsicht und aufgeklärtem Urtheil. In den J. 1776 und 77 schrieb er noch eine Schilderung vom Ackerbau des Dorfes Handschuchsheim und seine Abhandlung über den Krappbau. Alle diese Schriften sind in den kurpfälzischen Bemerkungen veröffentlicht worden. G. stand auf der Höhe seines thatenreichen Wirkens, als ihn eine zum Tode führende Krankheit befiel; er starb in dem Hause seines Freundes und Pachtherrn, des Geheimraths v. Mauboisson zu Mannheim. Seine Lebensweise war stets eine einfache und regelmäßige gewesen, doch wurde er nicht müde zu arbeiten, wenn er vor der Lösung schwieriger Aufgaben stand; er ging stets prüfend zu Werke und ließ sich mehr von den besten Absichten für das Gemeinwohl, mehr von uneigennützigen Motiven leiten, als es seinem eigenen Interesse entsprochen hätte; er war ein Mann von offenem, ehrenhaftem Charakter, ein wahrer Menschenfreund und ächt patriotischer Bürger. Die kurpfälzische Gesellschaft schrieb von ihm: „Einen Verlust haben wir in diesem Jahre 1778 erlitten, der uns nothwendig schmerzhaft sein mußte. Der Tod raffte einen unserer würdigsten Männer in der Blüthe seiner Jahre dahin, von dessen wahrem Genie und großem Forschungsblick nicht wir allein, sondern die ganze Pfalz die herrlichsten Früchte noch erwarten konnten. Unsere Schriften enthalten redende Beweise seiner Einsichten, noch mehr aber bezeugen es seine Handlungen, die nun schon seinem Vaterlande Früchte reifen. Er war es, der die Pfalz auf den Kleebau und den Gypsgebrauch aufmerksam machte, der den Krapp- und Hopfenbau den Landeserzeugungen einfügte, der alles Das, was zur Einführung einer besseren Landescultur beschwerlich ist, mit Manneskraft überstand, nicht Wetterhähnen gleich durch Hindernisse sich abschrecken ließ, sondern mit Beharrlichkeit der einmal erkannten Wahrheit anhing.“

Vgl. Georg Stumpf, Sämmtliche ökonomische Schriften von Stephan Gugenmus, Jena 1789. C. Langethal, Geschichte der deutschen Landwirthschaft, Jena 1840. C. Leisewitz.

Gügler: Jos. Heinr. Alois G., geb. am 25. August 1782, † am 28. Februar 1827, einer der sinnigsten Vertreter eines wissenschaftlich-speculativen Katholicismus in der deutschen theologischen Litteratur. Er wurde als der Sohn eines schlichten Landmannes zu Udligenschwyl, einem Pfarrdorfe im Canton Luzern, geboren. Von zarter, schwächlicher Constitution zeigte er bereits in seiner frühesten Jugend jenes schüchterne, stillsinnig in sich gekehrte Wesen, welches ihm lebenslang anhing; ohne geregelten Schulunterricht im elterlichen Hause aufwachsend wurde er, so zu sagen, zunächst selber sein eigener Lehrer und unterrichtete sich aus den Hausbüchern seines Vaters, unter welchen eine deutsche Bibel die erste Stelle einnahm. Auf sein dringendes Verlangen wurde er in seinem 13. Lebensjahre in das Kloster Einsiedeln gebracht, um daselbst die lateinischen Studien zu beginnen, die er nach vierjährigem Aufenthalte daselbst

im Kloster Petershausen bei Constanz weiter fortsetzte. Die Klosterschule in Einsiedeln hatte sich wegen der dazumal die Schweiz durchzitternden Revolutionsstürme zeitweilig aufgelöst; in Petershausen wurde die Stille der klösterlichen Studien öfter als einmal durch die zeitweilig in jene Gegenden verlegten Kämpfe zwischen Franzosen und Oesterreichern unterbrochen. Nach beendeter Gymnasiallehrzeit sollte er die Philosophica studiren. Er trat diese Studien im Spätherbst 1801 zu Solothurn an; schwere Erkrankung nöthigte ihn Solothurn zu verlassen; von seiner Krankheit wiederhergestellt setzte er die unterbrochenen Studien in dem seinem Vaterorte näher gelegenen Luzern fort, wo er durch den Professor P. Emeran Geiger aus dem Franziscanerorden mit der Kant'schen Philosophie bekannt gemacht wurde. Früher, während seines Aufenthaltes in Petershausen, hatte sich bereits sein sinniges Denken und Gemüth an der poetischen Litteratur Deutschlands gesonnt, während er nebenher niemals abgelassen hatte, sich eifrigst mit der Lectüre der Bibel zu beschäftigen. Auf diese Art schien er hinlänglich zum Antritte des Universitätsstudiums vorbereitet zu sein. Für die Wahl des Ortes seiner weiteren Fortbildung war der Einfluß seines Studiengenossen und Jugendfreundes Jos. Widmer entscheidend, welcher ihn für das Vorhaben gewann, gemeinsam in Landshut bei Zimmer und Sailer Theologie zu hören. Die beiden Jünglinge waren nicht die ersten Schweizer, welche Sailer aufsuchten; Sailer's Ruf hatte sich schon während seiner Lehrthätigkeit in Dillingen weit verbreitet und namentlich die katholischen Schweizer, für welche er eine ausgesprochene Vorliebe hegte, zu ihm hingezogen. Durch Zimmer wurde G. mit der Schelling'schen Philosophie und mit der Verwerthung derselben für die Zwecke christlich-theologischer Speculation vertraut gemacht; durch Sailer aber wurde er angeleitet, das Christliche als die lebendige Form des inneren Denk- und Gemüthslebens zu erfassen, und zwar mit einer Tiefe und Innerlichkeit, deren überraschende Proben in den von Gügler's Biographen Schiffmann (siehe unten am Schlusse des Artikels) gesammelten Studienblättern aus Gügler's Universitätszeit (1802—4) von seinem Eifer und sittlichen Ernste nicht minder, als von dem anregenden Einflusse der drei Lehrer Sailer, Zimmer, Socher das rühmlichste Zeugniß ablegen. Im Herbste des J. 1804 kehrten G. und Widmer in ihre Heimath zurück; der Constanzer Generalvicar v. Wessenberg, welchem beide durch Sailer auf das Beste empfohlen worden waren, nahm sie huldreichst auf und ertheilte ihnen die priesterlichen Weihen. G., dem das kanonisch erforderliche Alter zum Empfange der Presbyteratsweihe fehlte, wurde zunächst zum Diacon und erst einige Monate später zu Luzern durch den päpstlichen Nuntius Testa Ferrata zum Priester geweiht; ebenso trat er auch um ein Jahr später, als sein Freund Widmer in die Ausübung des theologischen Lehramtes zu Luzern ein, wozu Beide sofort nach Beendigung ihrer Universitätsstudien bestimmt worden waren. Widmer hatte das Lehrfach der Dogmatik, G. jenes der biblischen Exegese (seit Anfang des J. 1805) zu übernehmen, wozu später noch jenes der Pastoral kam. Im J. 1816 wurden G. und Widmer unter Beibehaltung ihrer bisher ausgeübten Lehrämter am Lyzeum zu Luzern zu Chorherren am Collegiatstifte St. Leodegar in Luzern ernannt. G. verwaltete auch einige Zeit das Amt eines Lycealpräfecten (1822 bis 1824), welches ihm aber auf sein dringendes Bitten wieder abgenommen wurde. So beschränkte sich die amtliche Thätigkeit Gügler's ausschließlich auf das Lehramt, welchem eine emsige litterarische Thätigkeit zur Seite ging. In diesem scheinbar so still in sich abgeschlossenen Stillleben fehlte es indeß nicht an einigen, die kleine Luzerner Welt ziemlich tief aufregenden Kämpfen und Fehden. Eine solche Fehde war jene mit dem Luzerner Stadtpfarrer Thaddäus Müller, der als bischöflicher Commissär in speciellen amtlichen Beziehungen zu den Luzerner Professoren der Theologie stand und als Superior des Luzerner

Priesterseminars Vorlesungen über Pastoraltheologie hielt, in welchen er nicht selten sein Nichteinverstandensein mit der Lehrweise und den Grundanschauungen Gügler's zu erkennen gab. In der That hatte die von den neuen, zu Landshut gebildeten Professoren eingeschlagene Lehrweise hin und wieder Bedenken erweckt; G. namentlich trat, theilweise selber noch im Ringen nach einer weiteren Durchbildung seiner Ideen begriffen, als Vertreter eines idealen Katholicismus auf, dessen Anschauungen nach seinem Dafürhalten die in ihren älteren ausgelebten Darstellungsformen nicht mehr zeitgemäße kirchliche Theologie neu beleben sollten. Hierdurch trat G. nicht nur einem veralteten Scholasticismus, sondern auch den Männern der Wessenberg'schen Richtung entgegen, deren Ideal das geistliche Wirken für die Zwecke der Volksaufklärung war, womit der in Gügler's und Widmer's Lehrweise hervortretende Hang zu dem, was die Aufklärer von dazumal Mysticismus nannten, nicht zu harmoniren schien. Privatäußerungen Müller's über Tendenz und Inhalt der von G. und Widmer in der Luzerner Stiftskirche gehaltenen Predigten thaten das Ihrige hinzu, den Gegensatz zu schärfen. G. ließ (a. 1809) eine dieser Predigten, mit einem verwahrenden Vor- und Nachwort versehen, im Drucke erscheinen. Müller faßte diese litterarische Publikation als eine gegen ihn gerichtete Demonstration auf und wurde noch ungehaltener, als G. im nächstfolgenden Jahre in der „Oberdeutschen Litteraturzeitung" Müller's Schriften recensirte; er beschwerte sich in einer Gegenrecension, die er mit Zeugnissen Dalberg's und Wessenberg's für seine kirchliche Orthodoxie belegte, über Entstellung, Verdächtigung und Verdrehung, und brachte eine förmliche Klage wider G. vor das weltliche Gericht. Er erneuerte diese seine Klage, als in Aarau eine Schutzschrift für G. erschien, die er irrig für dessen eigene Arbeit hielt, und beantragte diesmal die Amtsentsetzung seines Gegners, die vom kleinen Rathe Luzerns auch wirklich verfügt wurde. In Folge dessen begehrte aber auch Widmer, der von seinem Freunde nicht lassen wollte, gleichfalls seine Amtsentlassung. Hieraus erwuchs den Behörden keine geringe Verlegenheit; die Studirenden, deren Mehrzahl durch den Ruf der beiden Lehrer herbeigezogen worden war, wollten auswandern, die Mehrheit der Luzerner Bürgerschaft stellte sich auf die Seite der beiden Professoren. Unter diesen Umständen fand sich Müller bewogen, wieder einzulenken und beantragte Gügler's Reactivirung, die auch erfolgte, worauf Widmer gleichfalls sein Entlassungsgesuch zurücknahm. Etwas später hatte G. einen Streit mit M. Lutz, Pfarrer in Leufelfingen, durchzufechten, welcher in mehreren Schriften die Personen und die Lehrweise der Luzerner Professoren angegriffen hatte; Gügler's Entgegnung zeigte, daß es seiner litterarischen Muße gelegentlich auch an einer sarkastischen Ader nicht fehle, wie schon der Titel seiner Streitschrift zu erkennen gibt: „Chemische Analyse und Synthese des Marcus Lutz zu Leufelfingen" (1816). Endlich wurde G. aus Anlaß einer von ihm im Namen mehrer anderer Lyceal- und Gymnasialprofessoren abgefaßten Denkschrift, welche für die Beibehaltung des am Gymnasium bisher bestandenen Unterrichtssystemes der Klassenlehrer statt des beantragten Systems der Fachlehrer bei der Regierung plaidirte und auch durchdrang, in einen Streit mit dem nachmals berühmt gewordenen Philosophen Troxler verwickelt, der die Anschauungen der Gegenpartei vertrat und im Namen des wissenschaftlichen Zeitfortschrittes vertheidigte. Es ist erklärlich, daß aus einer derartigen Anfassung der Sache eine Controversfrage von allgemeinerem Charakter und weiterem Umfange herauswuchs.

G. hat seine irdische Laufbahn früh vollendet, so daß es ihm nicht gegönnt war Alles zur litterarischen Reife zu bringen, was in seinem reichbegabten Geiste und Gemüthe lag. Es reichte indeß Dasjenige, was er wirklich leistete, vollkommen aus, ihn zu einer der anziehendsten und ganz eigenartigen Erscheinung auf dem Gebiete der neuzeitlichen katholischen Litteratur Deutschlands

zu machen. G. war durch Neigung und Beruf an das Studium der heiligen Schrift als Hauptaufgabe seiner Forsch- und Lehrthätigkeit gewiesen. Für eine eindringliche kritisch-philologische Behandlung der Bibelwissenschaft war, selbst wenn dies seiner Neigung und Begabung entsprochen hätte, in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts, während welcher er wirkte, die Zeit noch nicht gekommen; die Aufgabe konnte dazumal vielmehr nur diese sein, einer rationalistischen Verflachung und Verseichtigung der Auffassung und Behandlung der Bibel entgegenzuwirken und sie durch eine sinnestiefe, wahrhaft geistige Auslegung als das wahrhafte Wort des Lebens zu erweisen und zur Unterlage einer von lebensvollen Anschauungen durchdrungenen Theologie zu machen. Und hierin erwies sich G. als Meister. Mit dem vollen Gefühle für die ästhetischen Schönheiten der Bibel verband er ein ahndungsreiches, tiefsinniges Gemüth, welches ihn unter der Hülle des Buchstabens der Schrift die verborgenen Schätze einer wunderbaren Weisheit erahnden ließ, in welcher alle dem irdischen Zeitmenschen zugängliche Erkenntniß und Wissenschaft wurzelhaft enthalten sei. Das in diesen geheimnißvollen Tiefen geborgene Wort des Lebens und der Wahrheit in das Licht eines geistigen Verständnisses zu erheben, erkannte er als die höchste Aufgabe alles menschlichen Forschens; er drang aber zugleich darauf, daß dieses Wort des Lebens und der Wahrheit in die Formen weltumfassender Gedanken gefaßt werde; eine tiefsinnige Philosophie und geistvolle Geschichtskunde müßten sich im Denken und Erkennen dessen durchdringen, welchem es gelingen soll, den Buchstaben der Bibel, Erzählung und Lehre derselben in ein lebendiges Wahrheitswort, in ein Wort der zum Menschen sprechenden ewigen Weisheit, in eine Kunde ewiger göttlicher Dinge umzusetzen. G. stand nicht jener umfassende Reichthum von wissenschaftlichen Kenntnissen mannigfaltigster Art zu Gebote, der ihn in den Stand gesetzt hätte, diesen ihn beseelenden Ideen eine Ausführung in der hierfür wünschenswerthen Weite des Umfanges und Einläßlichkeit der Behandlung zu geben. Seine tiefe Innerlichkeit blieb, wie sonst in seiner stillen Zurückgezogenheit, so auch in dieser Hinsicht mehr eine in sich verschlossene Welt; er war eine mehr contemplative als speculative Natur. Es gingen ihm in seinem Denken und Forschen wol die hellsten und leuchtendsten Gedanken und Bilder auf, in welchen sich ihm ein Himmel beseligender Anschauungen über seinem Haupte wölbte; aber das Erschaute in plastischen, greifbaren Formen in die lebendige Gegenwart der Zeit hineinzustellen, gelang ihm nur theilweise, am vollkommensten in seinem aus drei Bänden bestehenden Werke: „Die heilige Kunst, oder die Kunst der Hebräer" (Bd. I 1814, Bd. II u. III 1817. 1818), welches man eben so sehr als eine Philosophie der Bibel, namentlich als eine philosophische Exposition der alttestamentlichen Offenbarungsidee, wie als eine vom offenbarungsgläubigen Standpunkte unternommene Darstellung einer Geschichtsphilosophie ansehen kann, obschon in letzterer Beziehung das Werk unvollendet blieb, indem G. nicht dazu kam, den Geistinhalt der neutestamentlichen Bücher in gleicher Weise durchzuarbeiten und in gerundeter abgeschlossener Form an's Licht zu stellen. Was hierüber aus seinem Nachlasse veröffentlicht wurde, beschränkt sich auf fragmentarische Anläufe ohne die vollkommene innere Durcharbeitung des Stoffes und Hervorstellung der leitenden centralen Idee. In die Philosophie mündeten zuhöchst seine geistigen Bestrebungen ein. Dies bekundete eine nach dem Werke über die heilige Kunst erschienene zweite Schrift: „Ziffern der Sphinx oder Typen der Zeit und ihr Deuten auf die Zukunft" (1819), in welcher es gänzlich und eigentlichst darauf abgesehen ist, die kosmischen Urgesetze und den gottgedachten Rhythmus der weltgeschichtlichen Bewegung bloßzulegen, deren Hauptmomente dem Leser in großen glänzenden Bildern und prophetischen Gesichtern vorgeführt werden. G. erlebte im letzten Jahre seines Lebens noch das Erscheinen des ersten

Bandes von Molitor's Geschichte der Philosophie, der ihm wie aus der Seele geschrieben war und von ihm in der Kerz'schen Litteraturzeitung zur Anzeige gebracht wurde — wol die letzte seiner schriftstellerischen Arbeiten. Ueber ihn selbst erschien im Mainzer Katholiken, Jahrgang 1829 (Bd. XXXIV, S. 53—70, 196—216, 289—316) ein umfangreicher Aufsatz: „Ein Wort zur Beurtheilung der exegetischen Schriften Gügler's und seines Wirkens". Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen gedruckten Schriften gibt der Thesaurus librorum rei catholicae (Würzburg 1850), Bd. I, S. 337 f. Einen Biographen hat G. gefunden an Jos. L. Schiffmann, Lebensgeschichte des Chorherrn und Professors Aloys Gügler, Augsburg 1833, 2 Bde.

Vgl. auch: Rede, gehalten bei der Trauerfeier zu Ehren A. Gügler's, veranstaltet durch seine Schüler auf dem Gymnasialsaale, von C. Greith, Student der Theologie, Luzern 1827. Werner.

Guhl: Ernst Karl G., Kunsthistoriker, geb. am 20. Juli 1819 in Berlin, † daselbst am 20. Aug. 1862, bezog 1838 die Berliner Hochschule, um sich der Philologie zu widmen. Von dem Studium der classischen Archäologie gelangte er allmählich zu dem der neueren Kunstgeschichte, der er sich von nun an ganz hingab. Ein 15monatlicher Aufenthalt in Italien 1846—47 brachte seine Studienzeit zum Abschluß; in die Vaterstadt zurückgekehrt habilitirte er sich 1848 an der dortigen Universität und wurde bald darauf zum Lehrer der Kunstgeschichte an die Akademie berufen, so daß er von nun an an beiden Instituten thätig war. Im Laufe der Jahre führten ihn weitere Studienreisen nach England, Holland, Italien, Griechenland und Kleinasien. 1859 wurde er zum Prof. extraord. und Secretär der Akademie ernannt. Guhl's Thätigkeit als Schriftsteller geht weniger in das Gebiet der streng historischen Forschung als auf geistvolle und geschickte Gruppirung des vorhandenen, aber vielfach zerstreuten Materials. Außer seinen zahlreichen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen hat er folgende Schriften veröffentlicht: „Ephesiaca" (1843); „Die neuere geschichtliche Malerei und die Akademie" (1848); „Künstlerbriefe" (1853—57, 2 Bde.), ein werthvolles noch heute viel benutztes Werk; „Die Frauen in der Kunstgeschichte" (1858); „Der Krystallpalast zu Sydenham und dessen Kunstsammlungen" (1855); „Das Leben der Griechen und Römer" (1860—64, 2 Bde.), welches von G. in Gemeinschaft mit W. Koner bearbeitet wurde und vier Auflagen erlebte (vierte 1876); nach seinem Tode endlich erschienen die „Vorträge und Reden kunsthistorischen Inhalts" (1863), auch ist seine Thätigkeit an den bei Ebner und Seubert in Stuttgart erschienenen Denkmälern der Kunst rühmend hervorzuheben.

Dohme.

Guhrauer: Gottschalk Eduard G., besonders durch seine höchst verdienstvollen Arbeiten über Leibniz von bleibender Bedeutung, war am 15. Mai 1809 zu Bojanowo im Großherzogthum Posen geboren; er starb am 5. Januar 1854 zu Breslau. Nachdem er den ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt genossen und in den Jahren 1823—29 das Friedrichsgymnasium zu Breslau besucht hatte, studirte er 1829—32 auf der Universität zu Breslau, 1832—34 auf der Universität zu Berlin. Schon auf der Universität zeigte sich bei ihm jene eigenthümliche Verbindung des Philosophischen und Philologisch-historischen, die sein ganzes Leben hindurch der Grundzug seines Strebens und Wirkens geblieben ist. In Breslau hörte er vornehmlich die Vorlesungen von Steffens und Braniß, von Passow und Schneider, von Wachler und Stenzel, in Berlin die Vorlesungen von Steffens und Schleiermacher, Böckh, Lachmann, Bopp, Wilken und Ritter. Entscheidend wurde für ihn die am 3. August 1831 gewonnene Lösung einer Preisaufgabe der philosophischen Facultät in Breslau: „Laudationem Godofr. Guil. Leibnitii, in qua non tam philosophiae conditum

ab illo systema quam magnum ejus momentum ad literas, mores, religionem et res civiles Europae respiciatur". Auch die Dissertation, mit welcher G. im September 1835 in Berlin die philosophische Doctorwürde erlangte, „Leibnitii de unione animae et corporis doctrina", ist demselben Studienkreise entnommen. Er faßte den Plan, sein Leben dem Studium Leibniz's zu widmen, da er sich längst überzeugt hatte, wie viel handschriftliches Material des großen Philosophen noch unbenutzt liege und wie wenig die Leibniz-Ausgabe von Dutens (Genf 1768) den Ansprüchen auf Vollständigkeit und kritische Genauigkeit entspreche. Am 25. Mai 1835 zum Christenthum übergetreten, absolvirte er 1836 sein Probelehrjahr auf dem Real-, jetzt kölnischen Gymnasium zu Berlin. Dann aber ging er nach Hannover, um auf der dortigen Bibliothek nach Leibniz'schen Handschriften zu forschen; er entdeckte die von Dutens verloren geglaubte Erstlingsschrift „De principio individui" (1663) und eine Reihe bisher ungedruckter deutscher Handschriften. Die Unterstützung der preußischen Regierung setzte ihn in den Stand, diese Forschungen 1837—39 in den Bibliotheken und Archiven von Paris fortzusetzen. Die während eines längeren Aufenthalts in Berlin verfaßten Ergebnisse dieser Studien sind: „Leibniz' Dissertation de principio individui, herausgegeben und kritisch eingeleitet", Berlin 1837; „Leibnitz, Deutsche Schriften", 2 Bde., Berlin 1838—40; „Mémoire sur le projet d'expedition en Egypte présenté en 1672 à Louis XIV par Leibnitz, par G. E. Guhrauer lu dans les séances le 24 février et le 7 juillet 1838" (abgedruckt im Recueil des mémoires consacré aux savans étrangers", 4. 1841; „Ideen zu einer künftigen kritischen Gesammtausgabe der Werke von Leibniz. Vorgelesen in der Gesammtsitzung der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 2. April 1840." (Deutsche Vierteljahrsschrift 1841, Thl. 1.) „Leibnitz, Animadversiones ad Cartesii principia philosophiae, aus einer noch ungedruckten Handschrift mitgetheilt", Bonn 1841. Und ebenso steht mit diesen Leibnizstudien in genauester Verbindung: „Kur-Mainz in der Epoche von 1672" (2 Bde., Hamburg, Perthes 1839). Doch richtete G. seine Studien um diese Zeit auch schon auf andere litteraturgeschichtliche Fragen, die freilich in dieser Weise nur von einem gründlichen Leibnizkenner bearbeitet werden konnten. Noch in Guhrauer's Berliner Aufenthalt fällt: „Das Heptaplomeron von Jean Bodin. Zur Cultur- und Litteraturgeschichte im Jahrhundert der Reformation. Mit einem Schreiben an den Herausgeber von A. Neander" (Berlin 1841). Und: „Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, kritisch und philosophisch erörtert" (Berlin 1841); eine glänzende Streitschrift gegen Körte, welcher die Urheberschaft der berühmten Schrift Lessing's dem bekannten landwirthschaftlichen Schriftsteller Thaer zuschreiben wollte. Am Ende des J. 1841 wurde G. als Custos an der Universitätsbibliothek zu Breslau angestellt. Gleichzeitig habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität mit der Abhandlung: „Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes" (Breslau 1842). Im J. 1842 erschien bei Ferd. Hirt in Breslau sein Hauptwerk, das ihm bei allen seinen Studien als Ziel vor Augen gestanden: „Gottfr. Wilhelm Freiherr v. Leibnitz. Eine Biographie." Eine zweite Ausgabe folgte 1846. Ein Meisterwerk gründlichster und allseitigster Forschung, das das Gesammtbild des großen Philosophen wol für immer endgiltig festgestellt hat, und ein Meisterwerk seiner biographischer Kunst, die um so mehr zu bewundern ist, je vielverschlungener und nach allen Seiten ausgreifend der Stoff ist, der in klare feste Einheit zu drängen war. Die allgemeinste Anerkennung fehlte nicht. Auch die Regierung suchte diese Anerkennung auszusprechen, indem sie ihn zum außerordentlichen Professor der allgemeinen Litteraturgeschichte ernannte. Noch lange Zeit weilte G. mit Vorliebe im Leibniz'schen Kreise. Dies bezeugen nicht nur einige Einzelabhandlungen in verschiedenen Zeitschriften (Neue Jena'sche Allg.

Litt. Ztg. 1847. Nr. 262—68. Blätt. für litt. Unterhaltung 1848. Nr. 82. Serapeum 1851 N. 1—3), sondern vor Allem auch die freilich unausgeführt gebliebene Absicht, ein Leben Boineburg's zu schreiben. In diesen Kreis gehört auch die treffliche Schrift: „Joachim Jungius und sein Zeitalter, nebst Goethe's Fragmenten über Jungius" (Stuttgart und Tübingen 1850); auf breiter culturgeschichtlicher Grundlage ein würdiges Seitenstück der Leibnizbiographie. Uebersehen wir die späteren Schriften Guhrauer's, so ist ein so festes einheitliches Band nicht mehr erkennbar. Es läßt sich nicht leugnen, daß ihm fortan oft nur die nächsten Tagesbeziehungen, oft zufällige bibliothekarische Funde, oft sogar äußere buchhändlerische Bestellungen den Stoff an die Hand gaben; vielfach zersplittert er sich in journalistische Vielthätigkeit. Er sah sich auf seine Feder angewiesen; er hatte eine Familie mit drei Kindern und er, den Deutschland unter seine ersten Gelehrten zählt, ist nie über einen Gehalt von 700 Thalern hinausgekommen. Aber was er schrieb, schrieb er mit vollster Seele und mit Aufbietung aller Kraft. Die meisten auch seiner Journalaufsätze sind ausführliche, gediegene, streng wissenschaftliche Untersuchungen. — 1) Allgemein Geschichtliches: „Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford" (Raumer's hist. Taschenbuch 1850); „Pfalzgräfin Marie Eleonore von Brandenburg" (Bülau's Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, Bd. II); „Die Königswahl in Warschau 1669", (ibidem Bd. V); „Briefe einer deutschen Prinzessin vom Hofe der Kaiserin Katharina II." (Morgenblatt 1853. Nr. 26 u. 27); verschiedene Aufsätze über Graf K. F. Reinhard (Raumer's hist. Taschenbuch 1846, Blätter für litt. Unterhaltung 1847, Nr. 79, Freihafen 1838, Heft 3, Panorama de l'Allemagne 1839); „Die Unionsversuche seit der Reformation" (Deutsche Vierteljahrsschrift 1846); „Die Anfänge der Prager Universität" (ibid. 1848); „Zur 200jährigen Gedächtnißfeier des westfälischen Friedens" (ibid. 1848); „Die Weissagung von Lehnin, eine Monographie", Breslau 1850; „F. E. Nierig's Reise nach Rom im Jahr 1663" (Schlesische Provinzialblätter 1845); „Beiträge zur Kenntniß des 17. und 18. Jahrhunderts aus den handschriftlichen Aufzeichnungen Gottlieb Stolle's" (Allgem. Zeitschrift für Geschichte 1847); „Aus den Denkwürdigkeiten der Aerzte Peter und Joseph Frank" (Deutsches Museum 1852 und 1854). — 2) Litteraturgeschichtliches. a) Ueber Goethe: „Ueber Goethe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" (Anzeigeblatt 1846); „Goethe im Verhältniß zu Politik und Geschichte" (Minerva 1846); „Festrede bei der Goethefeier am 28. August 1849" (Schles. Provinzialblätter 1849); „Aus Goethe's Archiv" (Deutsche Vierteljahrsschrift 1849); „Excurse zu Goethe's Briefe an Frau v. Stein" (Blätt. für litterarische Unterhaltung 1849, Nr. 225. 226); „Goethe's Sammlungen" (ibid. 1850, Nr. 41); „Goethe in Karlsbad" (Deutsches Museum 1851); „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", 2 Thle., Leipzig 1851; „Zum Goethe-Knebel'schen Briefwechsel" (Deutsches Museum 1851); b) Ueber Lessing: „Lessingiana" (Blätt. für litterarische Unterhaltung 1843, Nr. 244—49); „Eine Mahnung an Lessing und Lessing's Grundzüge der deutschen Aesthetik" (Europa 1853 Nr. 19—31); c) Vermischtes: „Ueber Schiller's auserlesene Briefe" (Litterar. Zodiacus 1835); „Wilhelm v. Humboldt's Gesammelte Werke" (Blätter für litterarische Unterhaltung 1847, Nr. 119 und 120); „Ein Lustspiel der Frau Gottsched" (ibid. 1847, Nr. 298); „Voltaire und sein Verhältniß zur Geschichte der Litteratur" (Mag. für Litt. des Auslandes 1847, Nr. 74—76); „Kant und die deutsche Poesie" (Bl. für litt. Unterhaltung 1849, Nr. 191); „Der erste deutsche Staatsroman" (Deutsches Museum 1852); „Briefe aus Warmbrunn 1) zu Schiller's Piccolomini, 2) zur Erinnerung an K. Seydelmann" (Deutsches Museum 1852); „Ueber den Verfasser der Thomas von Aquino beigelegten Schrift „De eruditione principum" (Serapeum 1849); „Die Encyklo-

pädieen“ (Deutsche Vierteljahrschrift 1845); „Die philosophischen Preisfragen der preußischen Akademie der Wissenschaften“ (Hall. Allg. Monatsschrift 1852); „Kritische Bemerkungen über den Verfasser der Fama Fraternitatis des Ordens des Rosenkreuzer“ (Zeitschrift für histor. Theologie 1852); „Bonaparte's Bibliothek aus Aegypten“ (Bl. für litt. Unterh. 1839, Nr. 47); „Ueber ein Manuscript von Lacroze in der königlichen Bibliothek zu Breslau“ (Serapeum 1850); „Marcus Marci und seine philosophischen Schriften“ (Zeitschrift für Philosophie 1852); „Tagebücher Franz v. Baaders“ (Deutsches Museum 1851). Ueberdies viele Abhandlungen allgemeineren Inhalts, unter denen wir besonders die Abhandlung „Ueber die ästhetische Erziehung der Proletarier“ (Deutsche Vierteljahrschrift 1848) und „Utopien und das Nicht-Utopische in Utopien“ (Schles. Volksblatt 1849, Nr. 15 u. 70) hervorheben. Die letzten Lebensjahre Guhrauers waren wieder durch eine größere zusammenhängende Arbeit ausgefüllt. Als Danzel nach der Vollendung des ersten Bandes seiner berühmten Lessingbiographie gestorben war, erhielt G., der sich in seinen Lessingstudien bereits so trefflich bewährt hatte, von der Verlagshandlung die ehrenvolle Aufforderung, die Fortsetzung des abgebrochenen Werkes zu übernehmen. Der zweite Band erschien unter dem Titel „G. E. Lessing's Leben und Werke in der Periode vollendeter Reife“, Leipzig 1853 und 1854. Einen würdigeren Abschluß hätte Danzel's Werk nicht finden können. Dieselbe Treue und Sorgfalt der Forschung wie bei Danzel, die nur darum nicht so in die Augen fällt, weil die geschmackvollere und gewandtere Darstellung den Schweiß der Arbeit mehr verwischt hat: in der Behandlung der philosophischen und theologischen Fragen Weite des Blickes und streng sachliche Unbefangenheit. Es ist dieselbe Wissenschaftlichkeit und Darstellungskunst, die Guhrauer's Leibnizbiographie auszeichnet. Ein stilles bedrängtes Gelehrtenleben, arm an äußeren Ereignissen, reich an bitteren Sorgen, die durch ein schleichendes Unterleibsleiden noch beträchtlich vermehrt wurden. Nie wird man Leibniz, nie wird man Lessing nennen können, ohne Guhrauer's ehrend zu gedenken.

H. Hettner.

Guibal: Nikolaus G., Maler, geb. den 29. November 1725 zu Lüneville, gest. den 3. Novbr. 1784 zu Stuttgart, war der Sohn des Barthélemi G. aus Nîmes, eines tüchtigen Künstlers, welcher den Herzogen Leopold und Stanislaus von Lothringen als Bildhauer und Architekt diente. Er erhielt den ersten Unterricht als Bildhauer von seinem Vater, ging aber schon im 13. Jahre zur Malerei über, in welcher der lothringische Hofmaler Claude Charles zu Nancy, ein Schüler von Carlo Maratti, sein Lehrer wurde. Im J. 1740 kam er nach Paris und lernte unter Charles Natoire fünf Jahre weiter, bis er als Pensionär in die königl. Akademie aufgenommen wurde. Im J. 1749 folgte er einer Berufung Herzog Karls von Württemberg nach Stuttgart. Hier war er an den rechten Mann und den rechten Ort gekommen. „Seine feurige Einbildungs- und Erfindungskraft, seine technische Fertigkeit machte ihn zu einem höchst brauchbaren Diener eines Herrn, der alles weit, breit, glänzend, in möglichst kurzer Zeit haben wollte, der alles Produkt der Kunst wie eine Opern-Decoration ansah und behandelte“ (von Uexküll, s. u.). Herzog Karl verwandte G. zunächst bei der decorativen Ausstattung des in dem sogenannten Neuen Lusthaus eingerichteten Opern-Theaters, gewährte ihm aber schon im J. 1752 die Mittel zu einer Reise nach Rom, um sich dort weiter auszubilden und einige Aufträge für das neue Residenzschloß in Stuttgart auszuführen. G. wurde in Rom von Raphael Anton Mengs als Hausgenosse aufgenommen und bekannte sich zeitlebens mit Stolz und Dankbarkeit als dessen Schüler (vgl. den Kupferstich „Aux mânes de Mengs — Inventé, dessiné & offert aux Enfants de ce célèbre Peintre, par Nic. Guibal, p[r] Peintre du Duc de Würtemberg, son élève &

son ami. 1779. gravé par Chphe Guerin à Strasbourg 1783“). Herzog Karl, welcher im J. 1753 selbst nach Rom kam, bewilligte dem jungen Manne ein ansehnliches Wartgeld für einen längeren Aufenthalt. G. vollendete daselbst unter der Leitung von Mengs vier Deckenstücke, welche bei dem Stuttgarter Schloßbrande des J. 1762 zu Grunde gingen. Im J. 1755 nahm ihn der Schwiegervater Karls, Markgraf Friedrich von Brandenburg-Baireuth, dem er in Rom als Führer gedient hatte, auf seiner weiteren Reise durch Italien mit und brachte ihn dann nach Stuttgart zurück. Hier wurde G. mit der Anstellung als „Premier Peintre“ und bald auch als Galleriedirector bleibend für den Dienst des Herzogs gewonnen. Er wurde von demselben besonders als Plafondmaler verwendet, wozu G. durch die Leichtigkeit, mit der er gefällige Allegorien zu erfinden und solche praktisch gewandt auszuführen wußte, besonders berufen war. Sein bedeutendstes Werk dieser Art ist das mit Oelfarbe gemalte Deckengemälde in der sogenannten Marmortreppe des Stuttgarter Residenzschlosses, vollendet im J. 1758, welches das unter dem Einfluß der Künste und unter der Fruchtbarkeit der Jahreszeiten blühende Württemberg darstellt. Weitere Plafondbilder von seiner Hand, theils in Oel theils al fresco gemalt, wobei der Landschafter Harper ihn in der Herstellung der Luft, Blumen u. dergl. unterstützen mußte, finden sich im Lorbeersaale und der Kapelle des Lustschlosses Solitüde bei Stuttgart, im „Runden Saal“ des Seeschlosses (Monrepos) bei Ludwigsburg, im Speisesaal der Hohen Karlsschule (jetzt Local der königl. Handbibliothek) in Stuttgart, im Festsaale des ehemaligen Lustschlosses (der jetzigen landwirthschaftlichen Akademie) zu Hohenheim und in der Ordenscapelle des Ludwigsburger Schlosses. Auch das Deckengemälde in dem Badhaus zu Schwetzingen bei Mannheim, im Auftrag des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz ausgeführt, gehört seiner besten Zeit an. Daß an den meisten dieser Werke die jähe Hast unverkennbar ist, mit welcher sie nach dem Willen Serenissimi hergestellt werden mußten, ist nicht zu läugnen; doch gehen die abschätzigen Urtheile, welche Goethe und sein Kreis (vgl. die Reise in die Schweiz und Winkelmann und sein Jahrhundert) über G. ausgesprochen, zu weit. Schon seine erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer beweist, daß er doch eine ernsthaftere Natur war. Er war im J. 1761 zum Professor an der in demselben Jahre errichteten Académie des Arts zu Stuttgart (und Ludwigsburg) ernannt worden. Von 1771 an wirkte er auch als Lehrer an der Filial-Kunstschule auf der Solitüde und seit 1776 als Professor an der Hohen Karlsschule zu Stuttgart. Zum Lehrer befähigte ihn außer der Sicherheit seines künstlerischen Könnens auch ein nicht unbedeutendes Wissen. Sein Vortrag wird geschildert als „eindringlich, rein, klar und von einer bedeutenden Mimik begleitet“. Dabei nahm der ebenso gemüth- als geistvolle Meister sich seiner Schüler mit großer Treue auch über die Schule hinaus freundlich fördernd an. Die Bildhauer J. H. Dannecker und Ph. J. Scheffauer, die Maler H. F. Füger, Ph. F. Hetsch und F. E. Wächter, sowie der Kupferstecher J. G. Müller machen seinem Unterrichte alle Ehre. Zu Staffeleibildern blieb dem nebenbei auch als Arrangeur der Hof- und Karlsschule-Feste und Mitglied der Residenz-Baudeputation ausgenützten Manne nicht viel Zeit übrig. Doch malte er mehrere größere Stücke für den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz und Altarbilder für die Hauptkirche zu St. Ursus in Solothurn, für eine Kirche zu Schwäbisch-Gmünd und die Klosterkirche zu Zwiefalten. Auch die Stuttgarter Staats-Gallerie besitzt ein Oelgemälde von seiner Hand: „Der Leichnam Christi in der Grabeshöhle von Engeln umgeben“. Als Zeichner lehrt ihn das Werk von Pigage kennen, La Galérie électorale de Dusseldorf, Basle 1778 qu. fol., für welches er das Titelkupfer und die Vignetten der einzelnen Saal-Titelblätter lieferte. Auch in seinen Schriften erwies sich G. als

ein Mann von denkendem und dichterischem Geiste. Im J. 1778 ließ er sein zu Gunsten eines Preises für Dannecker abgegebenes Votum über die Vorstellung Milons von Kroton drucken. In einem „Éloge historique de Mengs“, Paris 1781. 8⁰. flocht er diesem seinem Meister einen für das jetzige Urtheil über denselben freilich nur allzublühenden Ruhmeskranz (aufgen. in einer Ueberarbeitung von L. T. Herissant in Oeuvres de Mengs, trad. par Doray de Longrais). Für ein „Éloge de N. Poussin“, Paris 1783. 8⁰. erhielt er einen Preis von der Akademie zu Rouen. Als Künstler und Mensch einer der liebenswürdigsten Vertreter des französischen Volkscharakters auf deutschem Boden wurde G. von seinen Stuttgarter Zeitgenossen hoch verehrt und von G. F. Stäudlin und F. D. Schubart dichterisch verherrlicht. Sein Bildniß findet sich auf einer von A. R. Werner gefertigten Medaille und gez. von J. E. Schenau, gest. von J. G. Böttger als Titelkupfer zum 3. Stück von Meusel's Neuem Museum für Künstler und Kunstliebhaber, Leipzig 1794.

Vgl. ausser den Künstler-Lexicis und der Biogr. univ.: J. J. H. Nast, „Progr. in obitum N. Guibalii etc.“, Stuttg. 1784. 4⁰.; (K. F. E. v. Uexküll), Entwurf einer Gesch. d. Fortschritte d. bild. Künste in Württemb. 3. Nachtr. zu Heinrich Schickard's Lebensbeschr. v. Eberhard v. Gemmingen, Tübingen 1821. 8⁰.; H. Wagner, Gesch. d. h. Carlsschule; A. Haakh, Beitr. a. Württb. z. n. d. Kunstgesch.; F. Raab, „Einige Briefe von N. Guibal“ in d. Zeitschr. für bild. Kunst, Bd. 12. 1877; Dussieux, Les artistes français à l'étranger, Paris 1856. 8⁰. Wintterlin.

Guichard: Karl Gottlieb (Theophil) G., genannt von Quintus Icilius, königlich preußischer Oberst von der Infanterie, wurde 1724 zu Magdeburg, wo sein Vater mit dem Titel eines Hofraths Richter und Syndikus der Pfälzercolonie war, geboren, legte dort das Fundament zu einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung und setzte seine Studien auf den Universitäten zu Halle, Marburg, Herborn und Leyden fort. Die classische Litteratur war Hauptgegenstand seiner Arbeiten, dazu gesellten sich orientalische Sprachen. In Herborn lernte er vom Professor Rau syrisch und chaldäisch, in Leyden von Schultens arabisch; hier vertheidigte er seine Streitschrift: „De fama Salomonis intra exteros“. Er dachte daran Theologie zu studieren, in Herborn hat er schon die Kanzel bestiegen; später wandte er sich mehr allgemeinen Studien zu, suchte Bibliothekar des Erbstatthalters der Niederlande, darauf Professor in Leyden zu werden und entschloß sich, als ihm Beides fehlschlug, der Minerva in anderer Weise zu dienen: Er wurde Soldat. Der Erbstatthalter verlieh ihm eine Fähnrichstelle beim Infanterieregimente des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen (1747), er machte den letzten Theil des österreichischen Erbfolgekrieges in den Niederlanden mit und wurde 1752 als Hauptmann mit seinem Regimente Baden-Durlach abgedankt. Mit 800 Gulden Wartegeld ging er nach Magdeburg zu seinen Brüdern, „die hier ansehnliche Bedienungen hatten“, setzte seine begonnenen Forschungen über das Kriegswesen der alten Griechen und Römer fort und begab sich um das Buch, welches er darüber geschrieben, zu vollenden nach England, dessen litterarischer Hülfsmittel er bedurfte. Es führte den Titel: „Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains, où l'on a fidèlement retabli sur le texte de Polybe et des Tacticiens Grecs et Latins la plûpart des Ordres de Bataille et des grandes Opérations de la Guerre, en les expliquant suivant les principes et la pratique constante des anciens et en relévant les erreurs du Chev. de Folard et des autres commentateurs. On y a joint une dissertation sur l'attaque et la défense des places des anciens, la traduction d'Onosander et de la Tactique d'Arrien et l'analyse de la campagne de Jules César en Afrique“ und erschien zuerst La Haye 1758 in zwei Bänden, 4⁰. Eben war er damit fertig

als der siebenjährige Krieg ausbrach. Er ging nach Deutschland zurück, hielt sich zunächst bei der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig auf und kam, von diesem empfohlen, zu Friedrich dem Großen. Er traf den König zu Anfang des Jahres 1758 im Winterquartiere zu Breslau, wo dieser Muße für geistigen Verkehr und gelehrten Umgang hatte und war hochwillkommen, ein Mann von positiven Kenntnissen und von scharfem Verstande, eine etwas schroffe und eckige Persönlichkeit, dabei der Erste, welcher mit der Kenntniß des Gegenstandes, über den er geschrieben, das Verständniß der betreffenden Sprachen verband. Er blieb zunächst beim Könige, zu mancherlei Diensten benutzt und in den Erholungsstunden ein gern gesehener Gesellschafter, so namentlich auch während der langweiligen drei Frühjahrsmonate, welche Friedrich vor Beginn des Feldzuges von 1759 in Landeshut zubrachte. Hier war es, wo eines Abends zu Ende Mai die Rede auf das vortreffliche Benehmen eines Centurio der 10. Legion kam, der bei Pharsalus, als des Pompejus Truppen seine Flanke zu gewinnen suchten, eine schräge Stellung annahm, den Feind überflügelte und dessen Manöver vereitelte. „Ein gewandter Mann, dieser Centurio Quintus Icilius", bemerkte Friedrich, vielleicht an Leuthen denkend. „Gewiß", erwiederte G., „aber Eure Majestät wollen entschuldigen, er hieß Quintus C a e cilius". Da der König auf seiner Behauptung bestand und G. nicht hofmännische Gewandtheit genug hatte, den Gegenstand fallen zu lassen, trennte man sich ohne sich geeint zu haben. Tags darauf erschien G. mit dem Polybius in der Hand, wies auf eine Stelle und sagte: „Sehen Sie Majestät, Quintus C a e cilius!" „Hm", erwiderte Friedrich, „so? Nun — dann soll Er Quintus Icilius heißen!" Sprachs, ließ G. unter diesem Namen in die Listen tragen, gab ihm ein Majorspatent vom 10. April 1758 und übertrug ihm vom 26. Mai 1759 ab das Commando von des verabschiedeten Obersten du Verger Freibataillon. Mit diesem hat er, meist in Sachsen verwendet, treue und tapfere Kriegsdienste geleistet, welche der König auch dadurch anerkannte, daß er ihm nach und nach die Bildung und die Führung von zwei weiteren Bataillonen übertrug: bei einer anderen Gelegenheit aber wird sein Name weniger ehrenvoll genannt, bei der Plünderung des Hubertsburger Schlosses am 22. Januar 1762, durch welche für die Verwüstungen Rache geübt werden sollte, die durch sächsische Truppen an den königlichen Schlössern bei Berlin geschehen waren. Es war ein Auftrag, welcher den damit Betrauten bereichern sollte; General-Major von Saldern, der bekannte Taktiker, hatte denselben als gegen seinen Eid und seine Ehre gehend abgelehnt (Küster, Charakterzüge des Gen. von S., Berlin 1793); Quintus aber, der des Königs Winterquartier in Leipzig theilte, wo er Gellert bei demselben einführte und der ein scharf rechnender Kopf war, theilte solche Bedenken nicht, sondern führte ihn aus und zwar in einer Weise, die der Armee viel zu sprechen und dem Könige reichen Stoff gab seinen gelehrten Freund, der ohnehin Manches von ihm hinnehmen mußte, zu necken. Sofort nach Friedensschluß wurden mit dem größten Theile der Freitruppen auch seine Bataillone aufgelöst. „Seine Offiziere haben wie die Raben gestollen, sie krigen nichts", schrieb ihm der König damals, als er deren stellenweise sehr gerechte Ansprüche, durch bittere Geldnoth gezwungen, zurückwies; ihn selbst aber behielt er in seiner Umgebung. Die Quintus dadurch gebotene Muße benutzte dieser zur Abfassung eines zweiten Werkes über sein Lieblingsthema, welches unter dem Titel: „Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'antiquités militaires", 1773 in Berlin erschien und namentlich den Chevalier de Folard, den französischen Uebersetzer und Ausleger des Polybius einer scharfen Kritik unterzieht. Der vierte Band des Werkes richtet sich gegen die vom Chevalier de Lo-Looz in dessen „Recherches d'antiquités militaires avec la défense du chevalier Folard contre les allégations

insérées dans les Mémoires militaires“, Paris 1770, ihm selbst gemachten Ausstellungen. Eine geringe Entfremdung zwischen Quintus und seinem königlichen Gönner trat ein, als Ersterer 1770 eine Tochter des Generalmajors von Schlabrendorf heirathete und häufiger auf seinem Gute Wassersuppe bei Rathenow sich aufhielt, doch blieb Friedrich ihm stets wohlgewogen und seiner Wittwe, welcher er 3000 Thaler schenkte, sowie seinen beiden Kindern, zu deren Erziehung er der Wittwe eine jährliche Pension von 1000 Thalern gab, eine treue Stütze und aufrichtig betrauerte er des Obersten am 13. Mai 1775 zu Potsdam im 51. Lebensjahre erfolgten Tod. Seine Bücher- und seine Münzsammlung kaufte der König und verleibte dieselben den eigenen Sammlungen ein.

Carlyle, Geschichte Friedrichs II., deutsch von Neuberg, 6. Band, Berlin 1859. — F. Nicolai, Anekdoten von König Friedrich II., 6. Heft, Berlin und Stettin 1792. Poten.

Guido s. Guy.

Gulielmius: Janus G., mit deutschem Namen Wilhelms, ausgezeichneter Kritiker und lateinischer Dichter, geb. 1555 zu Lübeck, † 1584 zu Bourges in Frankreich. Als er 1575 die Universität Rostock, in deren Album er sich „Joannes Wilhelmus“ einschrieb, bezog, studierte er zuerst Medicin, die er aber bald mit der Jurisprudenz vertauschte, welche ihm Anlaß wurde, sich dem Studium der römischen Litteratur hinzugeben. Dort verfaßte er seine erste Schrift „De magistratibus reipublicae Romanae, dum in libertate urbs fuit, libellus“ (Rost. 1577), der er 1579 „Euripidis Phoenissae stylo tragico latine expressae“ folgen ließ. In demselben Jahre siedelte er nach der Universität Köln über, wo er in die bursa coronarum (auch collegium juridicum genannt) eintrat, deren Vorstand Suffridus Petri, der spätere Historiograph Frieslands, auf G. eine bedeutende Anregung ausübte und ihn veranlaßte, sich der Kritik Cicero's zuzuwenden. In die ersten zwei Jahre des Kölner Aufenthalts fällt G.'s Uebertritt zur katholischen Kirche, ein Schritt, der ihm in seiner Vaterstadt, wohin er sich 1581 zur Ordnung häuslicher Angelegenheiten, sowie in der Erwartung begeben hatte, dort ein Canonicat zu erhalten, viele Widersacher erstehen ließ. Ohne seine Absicht erreicht zu haben, kehrte er nach Köln zurück und vollendete daselbst die Ausarbeitung seiner Verisimilia, die seinen Namen schnell zu einem berühmten machten. Im März 1583 unternahm er eine Reise nach Paris, wo er fast ein Jahr verblieb, hauptsächlich mit seinen Quaestiones Plautinae und der Vergleichung der dortigen Ciceronischen Handschriften beschäftigt, aber auch in lebhaftem Verkehr mit den bedeutendsten Philologen und Gelehrten. Der Ruhm des großen Juristen Jacob Cujacius zog ihn im J. 1584 (die Handschrift der Münchner Staatsbibliothek: Camerarische Sammlung cod. 15, enthält außer anderen Autographen des G. einen Brief von ihm an Th. Canter, Paris 9. März 1584) nach Bourges, wo er aber nach kurzem Aufenthalte (zwischen Juni und September) in der Blüthe seiner Jahre einem hitzigen Fieber erlag. — Der Ruhm des G. als Kritiker gründet sich auf seine „Verisimilium libri tres“ (Antverpiae, ex offic. Plantini 1582), deren Mängel er in gerechtem Stolze mit den Worten entschuldigt: hanc me scribendi viam primum popularium meorum, praecedente quem subsequerer nullo, ingressum. Nach seinem Tode wurden noch aus einem sechsten Buche Beiträge zur Arnobiuskritik veröffentlicht (S. A. Gabbema, Epistolarum centuriae tres, Harl. 1664, p. 665—678). Sein zweites Hauptwerk „Plautinarum Quaestionum commentarius“ (Lutetiae 1583) enthält die glückliche Verbesserung einer großen Anzahl von Stellen des Plautus und außerdem auch noch wichtige kritische Beiträge zu Terenz und vielen anderen Schriftstellern, besonders zu Cicero, um den er sich auch in den Verisimilia und in einer Streitschrift gegen Sigonius über die Fälschung der Consolatio sehr große Verdienste erworben hat. Die beabsichtigte Herausgabe der Werke Cicero's hat sein früher

Tod vereitelt; seine Papiere, die er auf dem Sterbebett seinem Freund Augustin Kockert aus Lübeck übergab — ihre Schicksale erzählt Moller, S. 312—315 —, fanden Benützung in der bekannten Ausgabe von Janus Gruter, die zuerst Hamburg 1618 gedruckt wurde. Die Gedichte des G. (Rosae, Elegiae, Epigrammata, Manes Palmeriani) erschienen gesammelt in Liegnitz, 1603. Sein frühzeitiger Tod und seine große kritische Befähigung erinnert an V. Acidalius, an den J. Lipsius die leider nicht ganz erfüllte Prophezeiung gerichtet hat: Janum Gulielmium, popularem tuum, quanti fecerim, ipse scivit . . . Tu succede, quoniam Deus illum eripuit.

Joh. Moller, Cimbria literata III, 303—315. — J. H. a Seelen, De J. G. meritis, Lub. 1723 = Miscellanea I, 167—213. — Herm. Hagen, Zur Gesch. d. Philologie (1879) S. 50. G. Laubmann.

Guillimann: Franz G., Historiker, kaiserlicher Rath und Professor in Freiburg im Breisgau; † am 14. Octbr. 1612. — G. stammte aus der Familie Guillimat, zubenannt Deposieux, die im schweizerischen Dorfe Villa Saint Pierre bei Romont Kantons Freiburg unter dem erwähnten Zunamen noch heute blüht. Geboren um 1565—70 in Freiburg in der Schweiz, wo sein Vater lebte, 1587 Zögling der Universität Dillingen, 1589 in Paris, fand er 1590 Anstellung als Provisor der Lateinschule in Solothurn. Talent, Wissen, Fleiß erwarben ihm daselbst die Gunst des bedeutendsten Mannes der Stadt, des gelehrten Stadtschreibers Jacob von Stall, und 1592 Beschenkung mit dem städtischen Bürgerrecht. Allein mit allzugroßem Eifer vertrat er in den Partheiungen, die damals in- und außerhalb der Schweiz die Anhänger des französischen Königthums Heinrichs IV. und diejenigen Spaniens und der Ligue trennten, die specifisch katholischen Anschauungen der Letztern, mit denen ihn seine Bildung bei den Dilling'schen Jesuiten erfüllt hatte. In Solothurn, der Residenz des französischen Gesandten in der Schweiz, war man nicht geneigt, dies zu dulden. Schon im März 1594 erhielt G. deshalb einen Verweis der Obrigkeit und nur Stall's Fürsprache wandte Gefängnißstrafe und Buße von ihm ab. Bald nachher zog G. sich doch Beides zu und als er sich wieder ehrverletzende Aeußerungen gegen den König und allerlei Umtriebe erlaubte, entsetzte ihn der Rath am 13. März 1595 seiner Lehrerstelle, seines Bürgerrechtes und verwies ihn aus dem Gebiete der Stadt. Bei dem in Luzern residirenden spanischen Gesandten in der Eidgenossenschaft, dem mailändischen Grafen Alfons Casati, fand G. einen neuen Gönner, in dessen Dienste er nun trat. Er widmete demselben sein litterarisches Erstlingswerk, eine Sammlung geistlicher Oden: „Francisci Guillimanni (so latinisirte er seinen Namen) Odarum sive hymnorum natalitiorum libri duo ad Nob. et Praecl. Dn. Alphonsum Casatum etc. Bruntruti apud Joannem Fabrum MDCXCV in 18°." Zehn Jahre brachte G. bei dem Grafen zu, theils in Luzern, theils Casati auf Reisen begleitend. Jetzt wandte er sich den Studien und Forschungen zu, die ihm zum Lebensberufe wurden. Die Geschichte der Schweiz war damals in wissenschaftlicher Weise nur in den Werken zweier Protestanten, der Zürcher Johannes Stumpf und Josias Simler (s. diese) behandelt. Die katholische Schweiz besaß zwar in den Arbeiten von Tschudi die werthvollsten, auch von Jenen schon benutzten historiographischen Schätze; allein diese lagen in Manuscripten verborgen, die nicht Jedermann zugänglich sein konnten. G. beschloß die Lücke auszufüllen, den Werken der beiden Zürcher ein ähnliches vom Standpunkte des Katholiken aus an die Seite zu setzen, und warf sich mit seltener Energie auf diese Aufgabe. Casati's Einfluß, seine Stellung bei dem Grafen und seine gelehrte Bildung verschafften ihm vielerorts, besonders in den schweizerischen Stiften und Klöstern Eingang, Zutritt zu Bibliotheken und Archiven, mannigfache persönliche Verbindungen.

Namentlich trat er in enge Beziehung zu dem, Luzern benachbarten Kloster Einsiedeln, wo der Abt, Augustin I., sein Gönner, der Bibliothekar P. Christoph Hartmann sein Freund wurde. Bald befand sich G. im Besitze eines reichen historischen Materials und seinem rastlosen Fleiße gelang es, schon im dritten Jahr das beabsichtigte Werk zu vollenden und in seiner Heimath zum Druck zu bringen. Es erschien 1598 unter dem Titel: „Fr. Guillimanni De rebus Helvetiorum sive antiquitatum libri V.“ Friburgi Aventicorum. Ex off. Wilhelmi Möss. MDLXXXVIII. 4°. Aehnlich wie Simler's Werk verband es die älteste Geschichte der schweizerischen Landschaften bis auf die volle Ausbildung der eidgenössischen Bünde mit einer Beschreibung der schweizerischen Staatseinrichtungen. Eine Geschichte der Eidgenossenschaft bis auf des Verfassers eigene Zeit sollte folgen. Allein so bedeutend die Arbeit, so groß Guillimann's Erwartung von ihrem Erfolge war, so wenig entsprach beidem die Aufnahme des Werkes gerade bei denjenigen, auf deren Beifall G. am meisten gehofft hatte. Denn G. hatte zwar auch, wie seine Vorgänger, die althergebrachten, von Tschudi bestimmter formulirten Ueberlieferungen der Volkssage über den Ursprung der Eidgenossenschaft wiedergegeben; aber er trat dabei, trotz aller Anlehnung an Tschudi, auch mit selbständigen neuen Ansichten auf, die manchen Anstoß erregen mußten. Nicht sowol die protestantische Schweiz fand sich davon betroffen, da bei G. der confessionelle Gegensatz kaum berührt und das Stärkste, was er gegen die Reformation vorgebracht hatte, mit kluger Wendung in die Geschichte von Arnold von Brescia eingekleidet und verwoben war. Vielmehr waren es gerade die eifrig katholischen Unterkantone, die sich verletzt fühlten. Mit richtigem Blicke hatte G. erkannt, daß die eigentliche Ursprungszeit ihrer Bünde in die Zeiten des Kampfes Kaiser Friedrichs II. mit dem päpstlichen Stuhle und des Interregnums falle, sowie daß einst die geistlichen Stifte ausgedehnte Besitzungen in allen Theilen des schweizerischen Landes und zahlreiche Hörige besessen haben; Hörige, die sich überall in den Stand der Freiheit aufgeschwungen. Diese Thatsachen verallgemeinernd, war er dazu gelangt, in der Entstehung der Eidgenossenschaft wesentlich nur ein Produkt der Emancipation der Bevölkerung von Herrschaftsrechten der Geistlichkeit unter dem Einflusse des gegen den Papst kämpfenden hohenstaufischen Kaiserthums zu erblicken. So sehr diese Auffassung seinen eignen kirchlich politischen Anschauungen entsprach, so empfindlich berührte sie die auf ihre Volksüberlieferung, ihre uralte Freiheit und — bei aller Ehrerbietung gegen den Clerus — doch auch auf ihre politische Unabhängigkeit von demselben stets eifersüchtige Bevölkerung der drei Länder. Guillimann's Werk gefiel also gerade Denen am wenigsten, bei denen er sich ein Verdienst zu erwerben geglaubt hatte. Begreiflich, daß er nach solcher Erfahrung sich vom Gedanken einer Fortsetzung der Geschichte der Eidgenossenschaft ganz, ja mit Bitterkeit abwandte und seine Vorarbeiten hiefür vernichtete. Er widmete sich nun der Geschichte des Hauses Habsburg, dem Gegenstande, den schon so viele frühere Gelehrte von den verschiedensten Standpunkten aus und meist nur auf Grund der willkührlichsten Hypothesen behandelt hatten. Nach sieben Jahren sorgfältiger Vorbereitung trat er mit seinem ersten Werke auf diesem neuen Felde hervor. Es erschien 1605 in Mailand unter dem Titel: „Fr. Guillimanni Habsburgiaca sive de antiqua et vera origine Domus Austriae etc. Mediolani. Ex off. regia Pandulphi et Marci Tullii Malatestae“, 1605 in 4°. Mit scharfer Kritik räumt G. darin die vielen haltlosen Fabeleien seiner Vorgänger über römischen, trojanischen, königlich fränkischen Ursprung ꝛc. des Hauses Habsburg aus dem Wege und zeigt, — er zuerst — auf Grundlage der Acta Murensia, daß die Habsburger nur aus dem Stamme der Edeln herzuleiten seien, die seit dem frühesten Mittelalter gräfliche Herrschaft im Eigen im Aar=

gau, um Altenburg unweit Brugg an der Aare, und die Landgrafschaft im Elsaß besessen haben. Verleitet durch die unzuverlässigen Quellen der Klostergeschichte von St. Trudpert im Schwarzwald zählt er dann allerdings Ahnen dieses Hauses bis ins siebente Jahrhundert auf und leitet, wie sein Vorgänger Manlius, irriger Weise auch die Herzoge von Zähringen aus diesem Stamme her. Vom Zeitpunkte an aber, wo die Acta Murensia beginnen, gibt er die richtige Stammtafel des Hauses und zeigt sich in der Geschichte desselben wohlunterrichtet. Ob einzelne Irrthümer, wie z. B. die Erzählung von Graf Rudolfs, des nachmaligen Königs, einstmaliger Heerfahrt gegen Ungarn im Dienste König Ottokars von Böhmen (1260), aus nun verlorenen Quellen stammen, oder auf bloßer Combination von G. beruhen, ist nicht zu entscheiden. Der Geschichte des Hauptstammes bis auf König Rudolf ist diejenige der Seitenzweige, der Grafen von Habsburg-Laufenburg und derjenigen von Kiburg in Burgunden, beigefügt. Dies große Werk erwarb G. vielfache Anerkennung. Nicht zwar in der Schweiz, wo man seine Verherrlichung des habsburgischen Hauses nicht gerne sah und nur die Stadt Freiburg die schriftstellerische Auszeichnung Guillimann's mit Lob bedachte, wol aber bei den Gelehrten des Auslandes, die wie z. B. Goldast u. A. Guillimann's Werk priesen, und bei dem österreichischen Fürstenhause. Schon während der Vorarbeiten hatte G. bei Kaiser Rudolf II., durch einen ihm von demselben 1604 ausgesetzten Jahrgehalt Förderung gefunden. Nach dem Erscheinen des Werkes verdoppelte der Kaiser diesen Gehalt, bezeugte Erzherzog Maximilian, Regent von Tirol und der österreichischen Vorlande, großen Beifall und nun erlangte G., wie er es sehnlich gewünscht, auch eine feste Anstellung, bei welcher er sich ganz der Geschichte widmen konnte. Im Herbste 1606 ernannte ihn der Erzherzog zum Professor der Geschichte an der Universität Freiburg im Breisgau; von Casati entlassen, siedelte G. Ende des Jahres dorthin über. Eifrig setzte er seine Forschungen fort und hatte schon im März 1607 zehn Bücher einer Geschichte der habsburgischen Herzoge von Oesterreich entworfen, deren Veröffentlichung der Kaiser und der Erzherzog begehrten, G. aber zurückhielt, weil ihm die Arbeit nicht genügte, da ihm bisher freier Zugang zu den fürstlichen Archiven und unmittelbare Benutzung des urkundlichen Materials in denselben noch nicht zu Theil geworden war. Mittlerweile wandte er sich Arbeiten von kleinerem Umfange zu. 1608 gab ihm ein Besuch des Erzherzogs Leopold, Bischofs von Straßburg, in Freiburg Veranlassung demselben eine kurze Geschichte der Straßburger Bischöfe zu widmen: „Fri. Guillimanni de Episcopis Argentinensibus opus". Friburgi Brisgoiae, 1608. Im Auftrag Erzherzog Maximilians übersetzte er 1609 aus dem Spanischen eine Schrift über König Philipp II. von Spanien: „Antonii Cerverae, Turriani Capellani, Regii Ord. Calat. de felici excessu Philippi II Austriaci Hispaniarum Regis etc. libri III conv. Frs. Guillimannus. Friburgi Brisgoiae", 1609, in 4⁰. Im Mai desselben Jahres entwarf er Stammtafeln des jülichschen Fürstenhauses zum Gebrauche des erzherzoglichen in einem Prozesse mit dem Markgrafen von Baden. Für sein beabsichtigtes großes Geschichtswerk fuhr er in Sammlung von Bildnissen der habsburgischen Fürsten fort, die der Augsburger Künstler Lukas Kilian in Kupfer zu stechen übernahm. Endlich schienen seine Wünsche für Förderung in seiner Arbeit sich zu erfüllen. Zu des Kaisers und des Erzherzogs Maximilian Rath und Historiograph ernannt und mit Gehalt als solcher bedacht, erhielt er Ende Mai 1609 die Einladung nach Innsbruck zu kommen. Hier nahm Erzherzog Maximilian ihn freundlichst auf, beschenkte ihn, ließ ihm die Bibliothek und Kunstkammer in Ambras und das Archiv in Innsbruck öffnen und G. konnte nun die reichen urkundlichen Schätze dieses letztern frei benutzen. Den Sommer brachte er hier-

mit zu. Der Professur in Freiburg wurde er, unter Beibehaltung des Titels, enthoben, um sich ganz seiner historiographischen Aufgabe widmen zu können, und kehrte erst im Herbste zu den Seinigen nach Freiburg zurück. Im Frühjahre 1610 wieder in Innsbruck, brachte er daselbst volle acht Monate in neuen Forschungen zu. Mittlerweile hatte er eine anderweitige Arbeit veröffentlicht: „Fri. Guillimanni de vera origine et stemmate Cůnradi II Imperatoris Salici Syntagma“, Friburgi Brisgoiae apud Joh. Strasserum 1609 in 4⁰., eine gründliche Untersuchung über Kaiser Conrads II. Herkunft und Nachkommen, die nur darin irrt, daß G. des Kaisers großväterlichen Ahnen aus dem Geschlechte der Grafen im Wormsgau, Herzog Otto von Kärnthen († 1004), zum Sohne Herzog Otto's I. von Alemannien, Luitolfs Sohn aus dem sächsischen Königshause und zum Oheim des Kaisers macht. Im Zusammenhang mit dieser Arbeit stand eine Publication der lombardischen Constitutio de feudis Konrads II., deren Ursprung G., im Gegensatze zu Goldast, richtig erkannte. Auch Plane von Sammlungen der Quellen zur Kaisergeschichte und der Scriptores strategici beschäftigten G. um diese Zeit. In Innsbruck förderte er eifrig die Vorarbeiten zu seinem Werke, ordnete und copirte u. A. auch die eigenhändigen Tagebücher Kaiser Maximilians I. und überreichte dem Erzherzog eine zierliche, mit Zeichnungen geschmückte Copie derselben. Jetzt, im Herbste 1610, erhielt er das nachgesuchte Patent Kaiser Rudolfs, das befahl, G. alle Archive des Reichs und der Stifte und Klöster in Schwaben, Breisgau und Elsaß zu öffnen. Der Erzherzog aber bewilligte im Mai 1611, als G. in seiner Arbeit soweit vorgerückt war, einen ersten Theil derselben ankündigen zu können, die Errichtung einer besonderen Druckerei in Freiburg zum Behufe des Werkes und einen Vorschuß von fünfhundert Gulden für dessen Ausstattung, welche die österreichische Kammer in Ensisheim liefern sollte. Nun glaubte sich G. am Ziele. Allein die Auszahlung der bewilligten Summe von Seite der Kammer wollte nicht erfolgen; selbst seine Besoldung erhielt G. nur in kleinen, stets verzögerten Zahlungen zugestellt; es half nichts, daß er sich endlich mit dringender Klage an den Erzherzog selbst wandte. Inzwischen trat eine andere verdienstvolle Arbeit seiner Hand an den Tag. Mit seinen Freunden in Einsiedeln war G. stets in Verbindung geblieben. Auf die Bitte des Abtes schrieb er eine Geschichte des Klosters, zu welcher P. Christoph Hartmann die Materialien gesammelt und ihm geliefert hatte, und leitete den Druck des Werkes, machte aber dabei mit seltener Selbstverläugnung und Freundschaft zur Bedingung, daß das Buch nur Hartmann's Namen tragen dürfe. Es erschien nun unter dem Titel: „Annales Heremi Deiparae Matris Monasterii O. S. B. etc. auctore P. F. Christophoro Hartmanno ibidem Monacho et Bibliothecario“, Friburgi Brisgoiae 1612 fol. Aber zur Vollendung seines eigenen historiographischen Werkes gelangte G. nicht mehr. Denn nachdem er noch am 9. Juli 1612 dem Erzherzoge seine Beschwerde und zugleich diese dem Fürsten von Abt Augustin gewidmeten Annales Heremi in des Letzteren Auftrage übersandt hatte, ereilte ihn der Tod am 14. Octbr. 1612. Die näheren Umstände desselben sind nicht bekannt. Nach einer von Senckenberg 1735 aus dem Munde eines Baslers vernommenen Angabe (Selecta Juris III, 36) wäre G. an Mißhandlung durch Schläge schweizerischer Bauern gestorben, die er durch beleidigende Worte gereizt habe. Vielleicht bezieht sich dies auf einen im J. 1616 von dem Zürcher Theologen J. J. Ulrich erzählten Vorfall (Vindiciae pro Bibliorum translatione tigurina, Tiguri 1616. p. 28), bei welchem G. (denn diesen scheint Ulrich's Erzählung allerdings zu bezeichnen) „unlängst von Dorfbewohnern in einem angesehenen katholischen Cantone der Schweiz“ („profectus ad cantonem inter pontificios non obscurum“) in einen Brunnentrog geworfen worden sein soll. Auffallend

ist, daß der Rath zu Freiburg in der Schweiz erst am 4. Jan. 1613 von der Universität Freiburg im Breisgau offizielle Kunde vom Tode Guillimann's erhielt. Der Inventur des Nachlasses wohnten im Auftrage des Erzherzogs ein Beamter aus Innsbruck und der Professor der Theologie Paul Windeck in Freiburg bei; sie sollten die zur österreichischen Geschichte gehörenden Papiere an sich nehmen und Windeck wurde mit Vollendung von Guillimann's Werk betraut. Im J. 1617 legte er dem Erzherzog sein Manuscript vor, betitelt: De Principibus Habsburgi-Austriacorum etc. Guillimann's Plan entsprechend und größtentheils auch G.'s Arbeit, behandelte dasselbe im ersten Theil die Geschichte des Herzogthums Oesterreich bis auf Erzherzog Sigmund († 1496), in einem zweiten Theile die habsburgischen Kaiser von Maximilian I. bis auf 1617. Die Handschrift, 1725 noch in Innsbruck vorhanden, war schon 1783 nicht mehr aufzufinden. — Von Guillimann's übrigen Papieren und Bibliothek kam Manches in die Bibliothek des Klosters Einsiedeln. Neben den obgenannten historischen Werken und den Oden an Casati besitzt dieselbe auch einige andere Gedichtsammlungen von G. Von der einen, betitelt: „Apostolica sive Apostolorum gesta et laudes, stylo et numeris Pindaricis, ad Ser^{m.} Sabaudiae Ducem“, 8°., ohne Ort und Jahr, spricht G. in Briefen. Um 1599 begonnen, muß sie später in Freiburg im Breisgau gedruckt worden sein, war aber 1607 schon vergriffen. Zwei andere führen die Titel: „Eidyllia melica“, 8°. und „Carmina“, 4°.; eine dritte enthält Guillimann's Epigramme auf Promovirende an der Universität Dillingen aus der Zeit seiner dortigen Studien. Ein Gedicht Guillimann's betitelt: „Aliquid“, steht in des Dornavius Amphitheatrum sapientiae socraticae jocosae. Hanoviae 1619. Tom. II. Von einem andern, der poetischen Beschreibung einer Reise durch die Schweiz mit Graf Casati im J. 1597, gibt G. ein auf Appenzell bezügliches Bruchstück in seinen „Res Helvetiorum“. Ein Gedicht auf den Tod eines Schweizerobersten in Frankreich besitzt die öffentliche Bibliothek in Besançon (Partie hist. Nr. 8527) unter dem Titel: „Monodia in obitum Dni Guilelmi Tugineri“, 4°. S. a. et l. — Von dem handschriftlichen Nachlasse in Einsiedeln sind Guillimann's Briefe und eine Vorarbeit zu seiner beabsichtigten Fortsetzung der Res Helvetiorum, das sogenannte „Chronicon helveticum“, kurze schweizerische Annalen von 1313—1585, das Wichtigste. — Guillimann's historische Werke wurden wiederholt gedruckt. Sie zeichnen sich unter den zeitgenössischen durch Selbständigkeit und Gründlichkeit der Forschung und durch ein elegantes oft nur zu gedrängtes Latein aus. G. selbst hatte sich den Florus zum Muster des historischen Stils erwählt. Andere verglichen seinen Stil demjenigen des Sallust, so daß sogar der Verleger einer neuen Titelausgabe seiner Res Helvetiorum im J. 1623, in Anspielung auf Sallust's Geburtsort, dem Buche als Angabe des Druckortes: Amiterni (statt Friburgi Aventicorum) voransetzen ließ.

Ueber G. siehe vorzüglich Senckenberg, Selecta juris, Tom. III. 1735. — Thesaurus Historiae Helveticae. Tiguri 1735. — Gaßler, Franz, Abhandlung über Fr. Guillimann's Leben und Schriften, Wien 1783. — Daguet, Alex., Biographie de Fr. Guilliman, Fribourg (en Suisse) 1843 (wo auf Grund unvollständiger Citation von J. J. Ulrich's Worten — S. 18, Anm. 36 — die G. widerfahrene Mißhandlung ganz irrthümlich den Bewohnern eines zürcherischen Dorfes zugeschrieben wird); ferner ebendesselben Illustrations Fribourgeoises. Heinrich Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs Universität zu Freiburg im Br. 1. Thl. S. 244—249, und handschriftliche Notizen des verstorbenen P. Gall Morel in Einsiedeln. G. v. Wyß.

Guldenmund: Hanns G., dessen Hanns Neudörfer, sein Zeitgenosse, auch nicht die leiseste Erwähnung thut und den erst Jos. Baader 1862 in den Bei-

trägen zur Nürnb. Kunstgeschichte II. Nr. 23 als Briefmaler vorführt, wird doch in so mancherlei künstlerischer Thätigkeit genannt, daß es schwer ist, ihn einer besondern zuzuweisen. Ohne ein ausgezeichnetes Talent gewesen zu sein, scheint er sich doch aus Noth auf mancherlei Leistungen, um Brod zu verdienen, geworfen zu haben (1515). Baader erwähnt (II. 51), daß ihm eine große Anzahl seiner selbst gemachten Bilder zwischen Böhmischbrod und Kuttenberg weggenommen und beschädigt wurde. Als Anthoni Tucher vom Propst Pfinzing 1518 den „Teuerdank" zum Geschenk bekam, gab er ihn dem G., um ihn „auszustreichen" (illuminiren) und zahlte für 118 Figuren $4^1/_2$ fl., ebenso 1519 für ein klein Gebetbüchlein mit 8 Figuren und 16 Leisten, auch 100 kleinen Buchstaben 14 Pfd., für ein klein Gebetbüchlein, das er um 84 Pfd. vom Koburger gekauft hatte, die Figuren, auch die Gewächse herum an allen Blättlein, 4 fl.; ob er mit dem Güldenmundel einerlei ist, durch den der Tucher böhmisch Bier bezog, muß unentschieden bleiben (Loose Anth. Tucher, Haushalt. 98. 155. 157). Er steht also hier mit Springinklee, dessen Tucher sich auch bediente, auf gleichem Rang. Seine Hauptthätigkeit blieb aber das Formenschneiden. Im J. 1521 druckte er ein „schändlich Gemäl und Form, da Fennrich (Fähnrich) Pöllerle mit einer hinter sich ragenden Feder gleich den Schweizern auf einer Kuh sitzt." Das Bild erschien mit seiner Namensunterschrift. Er wurde auf einen versperrten Thurm gesetzt und mußte geloben, die unverkauften Bilder zu eines Raths Handen und auf das Rathhaus zu bringen, damit man sie abthue. Dem Maler und Formschneider, die das Bild gerissen und geschnitten, wurde eine „sträfliche Red" gehalten (Baader, Beitr., II. 51). Einen Namen machte er sich zuerst 1526 durch eine sinnbildliche Darstellung des Weltlaufs, „wo der Geiz als Begleiter der Tyrannei einen Esel schindet und dieser ausschlagend die Gleißnerei zu Falle bringt. Den Entwurf schreibt man keinem Geringeren als Dürern zu, und Hans Sachs machte die Verse" (Rettberg, Kunstleb., S. 136). Weiter ging aber G. in Folgendem, was aus dem Rathsbuch hier wortgetreu wiedergegeben werden soll. „In diesen Tagen war ein gedruckt Büchlein mit Bildern, den Fall des Papstthums anzeigend, wie sich der ereignet und in welcher Gestalt desselben Besserung wieder erscheinen soll, zu feilem Kauf auf dem Markt vertrieben worden. Bei diesen Figuren waren etliche Auslegungen unter des Herrn Andreas Osiander's Namen, auch etliche Reime, die Hanns Sachs Schuster gemacht, das Ganze war von H. G. verfertigt. Weil aber von diesen Dingen vorher genug gesagt und geschrieben worden war, hielt der Rath dafür, daß dies Büchlein mehr ein Aufregung und Erbitterung des gemeinen Mannes dann etwas Anderes verursache, dazu einem erbarn Rath allerlei Nachteil und Gramschaft bei Vielen erfolgen möge und doch dieses Büchlein wider eines Raths Wissen und Willen ausgangen, auch den Verordneten, die den Druck zu übersehen geordnet, nit zugebracht worden ist, ist bei einem erbarn Rath ertheilt, nachfolgender gestalt in dieser Sach zu handeln. Herr Endres Osiander, Prediger zu St. Lorenzen, soll beschickt und ihm gesagt werden, es sei ein Büchlein mit allerlei Figuren alhie gedruckt und feil gehalten worden, alles wider Wissen und Willen eines erbarn Raths und ihrer Verordneten. Dieses hab etliche Epistel und Zusätze, unter seinem Namen ausgangen, welcher aller ein erbar Rath gar kein Gefallen trage und in großer Besorgniß stehe, es werde gemeiner Stadt allerlei Nachtheil daraus erfolgen. Sie hätten sich in diesem Falle einer mehreren Bescheidenheit bei ihm versehen. Darum laß ihm ein erbar Rath mit Ernst ansagen, sich hinfür dergleichen Vornemens zu enthalten, sich auch hinfür zu mäßigen, einig Büchlein, Gemäl oder Druck hinfür, ohne Wissen eines erbarn Raths, Rathschreiber und unbesichtigt derselben ausgehen zu lassen. Dieß woll sich ein erbar Rath zu ihm versehen. Denn wo das nicht geschehe, müsse ein Rath ihre Nothdurft

gegen ihn bedenken. Zum Andern wurde der G. beschickt und ihm gesagt: er habe etliche Figuren und daneben etlich Zusätz in einem Büchlein verfertigt, welches alles eines erbern Raths Verordneten zu besichtigen nit zugebracht worden sei, deß habe ein Rath kein Gefallen von ihm. Darum solle er alle solche Büchlein, so viel er noch bei Handen habe, zu Stund herauf auf das Rathhaus antworten, desgleichen die geschnittenen Formen. Auch dergleichen Druckens hinfür müssig stehen und nichts verfertigen, es sei denn zuvor auf der Canzlei besichtigt, die Strafe aber, so ein Rath um diese Handlung gegen ihn zu üben Fug hätte, wolle ein erbar Rath zu diesem Mal einstellen, mit einer offenen Hand. Item Hans Sachsen dem Schuster wurde gesagt: es sei diese Tag ein Büchlein ausgangen, ohne Willen und Wissen eines erbern Raths, welches besser unterwegen gelassen wäre. An diesem Büchlein habe er die Reimen zu den Figuren gemacht und sei solches seines Amts nicht, gebüre ihm auch nicht. Darum sei eines Raths ernster Befehl, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte, sich auch enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinfür ausgehen zu lassen, ein erber Rath würde sonst ihre Notdurft gegen ihn handeln, und um diese geübte Handlung woll ein Rath diesmal die Straf bei sich behalten, doch mit einer offnen Hand, sie nach ihrer Gelegenheit vorzunemen. Daneben wurde auch nach Frankfurt geschrieben, durch die Ihren in dieser Messe Achtung auf diese Büchlein haben zu lassen und wo sie deren feil finden, sollen sie solche auf eines Raths Kosten aufkaufen lassen und abthun. Desgleichen wurde auch durch Jeronimus Paumgartner den Koburgern Befehl gegeben. Und neben diesem Allem wurde auch befohlen, weil Jeronimus Formschneider neulich auch eine Druckpreß aufgericht, doch noch nicht Pflicht gethan und zu diesem Büchlein auch geholfen, ihn in die Pflicht zu nemen, als andere Buchdrucker. Alles wurde Clementen Volkamer und Bernharten Paumgartner zu besorgen am 27. Merz 1527 übertragen." — Dieser merkwürdige Verlaß nebst dem höchst selten gewordenen Büchlein ist natürlich schon früher besprochen worden. Will hat in der Bibl. Nor. Will. II. n. 14 p. 9 sequ. das Büchlein „Ein wunderliche Weissagung von dem Bapsttumb ꝛc." ganz genau beschrieben und in dem Hist.-dipl. Mag. I. 344 auch aus dem Verlaß einem Auszug gegeben, wobei er aber mehr beabsichtigte, einen Beitrag zu Osiander's Leben zu geben. Waldau hat in den Beitr. II. 350 ff. ebenfalls eine genaue Beschreibung des Buches und zwar aus der ersten Ausgabe, da Will nur die zweite vor sich hatte, gegeben, er läßt auch den ganzen Rathsverlaß in extenso drucken, und fügt noch anderes hierher Gehörige bei. Soden in den Beitr. (a. 1855) p. 289 beschränkt sich einfach auf den Rathsverlaß mit Hinweisung auf frühere Erwähnung. Baader, Beitr. II. (1862), bespricht bei G. die Sache ebenfalls kürzlich, mit Verweisung auf Soden. — Hierauf wurde am 13. Juni ertheilt, G. die geschnittene Form der Prophezeiung wiederzugeben, weil sich erfunden, daß dergleichen Drucke vor vielen Jahren auch ausgangen wären, aber die gedruckten Büchlein sollten bei Handen behalten werden. Man sieht, daß schon eine mildere Ansicht die Oberhand gewonnen hatte, die sich nicht schämte, nichtige Entschuldigungen von früheren ähnlichen Fällen vorzubringen, und darauf rechnen durfte, sie beachtet zu sehen, und am Sonntag den 3. August wurde G. vergönnt, die geschnittenen Formen und Bilder des Büchleins, welches den Fall des Papstthums anzeigen soll, mit der alten Schrift, wie es sich in dem alten Büchlein findet, zu drucken und zu vertreiben, aber was Andreas Osiander und Hanns Sachs der Schuster zu dem Büchlein hinzugefügt, soll er unterlassen zu drucken, und in Ansehung seiner Armuth und Menge seiner kleinen Kinder, daß er auch unschuldig hinter diese Sache gekommen, auf Osiander's Vertröstung die vorigen Büchlein gedruckt und ausgegeben hat, ließ man ihm für die weggenommenen Büchlein, die 600 an

der Zahl, der Rath zu Handen genommen und abgethan hatte, 12 fl. geben. Da dies durch den Rathschreiber geschah, so war dieser auch wol der Urheber des einerseits wegen seiner barmherzigen Milde gegen den armen Formschneider und Drucker lobenswerthen, andererseits wegen der ferneren Vervielfältigung eines angeblich alten Spottgedichts nicht zu billigenden Verlasses. Mit dem Papstthum hatte man damals freilich schon ganz gebrochen und der Kulturkampf des 16. Jahrhunderts geht dem des 19. mit gutem Beispiel voran. — Als G. die „Contrafactur der Belagerung Wiens" herausgeben wollte, verbot es ihm der Rath, weil schon der Maler Niklas Meldeman, der mit großen Kosten darnach gezogen war, die Erlaubniß dazu erhalten hatte. Auch mußte er die Mödel zur Visirung der Belagerung Wiens dem Rathe zu Handen stellen, ohne Erlaubniß, etwas davon ausgehen zu lassen. Meldeman erhielt durch Lazarus Spengler sogar einen Vorschuß von 50 fl. und für das illuminirte Exemplar, das er dem Rathe schenkte, eine Gratification von 6 fl. (Baader II, 52). — Nach Dürer's Tod wollte, gleich Andern, wie der Formschneider Hieronymus und der Maler Sebald Beham, auch G. von der geistigen Hinterlassenschaft des großen Meisters Nutzen ziehen und hatte zur Nachbildung des Triumphwagens schon eine Form dazu verfertigt. Auf die Klage von Dürer's Wittwe verbot aber am 4. Mai 1532 der Rath dem G. dieses sein Vorhaben, ließ aber der Frau rathen, die Form um 10 fl. an sich zu bringen, wenn sie es thue, wolle er ihr die Hälfte ersetzen. Baader I. 11, Thausing 504 schreibt die Seltenheit des Nachschnitts diesem Umstande zu. — Man scheint den G. im Verdacht gehabt zu haben, unsittliche Bücher und Bilder zu verschleißen. Daher stellte man bei ihm Haussuchung an und fand 1535 bei ihm „etliche schändliche und lästerliche Büchlein mit unzüchtigen Gemälen von unordentlicher Lieb". Seine Erklärung, er habe die Büchlein vom Formschneider Hanns Schwarzenberger zu Augsburg erhalten, habe sie nach Frankfurt und Leipzig mitgenommen und in letzterer Stadt alle verkauft, die Formen seien noch im Besitze Schwarzenberger's oder seines Vettern, half ihm nichts, er wurde gestraft. Auch schrieb der Rath an den zu Augsburg, ihm eines der Büchlein mitzutheilen, um mit weiterer Strafe gegen G. verfahren zu können (Baader II. 53). Daß er schon 1536 als Buchdrucker bezeichnet wird (Ernesti in der Woleingerichteten Buchdruckerei) ist eher eine Verspätung als eine Verfrühung zu nennen, so wenig ihm aus seiner buchdruckerischen Thätigkeit Ehre erwachsen ist, so gebührt ihm der Titel doch schon früher. Und das Letzte, was von ihm zu sagen ist, macht im Grunde Alles gut, daß er im J. 1545 das Bildniß des Dichters Hans Sachs, seines Alters 51 Jahr, geschnitten hat, ein sehr schönes, aber auch sehr seltenes Blatt, Derschau's Katalog. Er soll 1550 gestorben sein. Von seinen Nachkommen verlautet nichts. Lochner.

Guldenschaff: Johann G., auch Guldenschaiff, stammt aus einem vornehmen Mainzer Geschlecht, welches seinen Namen von dem Hause „zum goldenen Schaf" führte. Er gründete, nachdem er wahrscheinlich in der Druckerei von Fust und Schöffer gelernt hatte, zuerst in Mainz 1477 eine eigene Druckerei; aus derselben ging hervor: „Venerabilis domini Alberti Magni Ratisponensis Episcopi super officio missae liber", „Eiusdem Summa praeclarissima de Corpore Christi intitulata", „Eiusdem de sacrosancto Eucharistie Sacramento Sermones exquisitissimi XXXII. etc., edita per Johannem Guldenschaff, Moguntinum ciuem" etc., 1477, fol. Aber in demselben Jahre zog er nach Köln, setzte dort seine Buchdruckerei fort und druckte hier zuerst: „Trium regum historia". Am Ende: „Liber de gestis ac trina beatissimorum trium regum translacione, qui gencium primicie et exemplar salutis omnium fuerunt christianorum per me Johannem Guldenschaff de maguncia anno a natiuitate Christi MCCCCLXXVII. fideli exaratione impressus: finit feliciter", fol. Bis zum J.

1487 findet sich sein Name unter den kölnischen Buchdruckern, dann verschwindet er. Sein letztes bekanntes datirtes Buch ist: „Autoritates Aristotelis Senece Boecii Platonis Apuleji Affricani Porphirij et Gilberti porretani. Coloniae per Johannem Guldenschaeff“, 1487, fol. Es verdient Erwähnung, daß Guldenschaff's Ausgabe der „Expositio psalmorum“ des Peter von Harentals das erste Buch war, welches die Universität in Köln ihrer Censur unterzog.

Vgl. Seemiller, Bibliothecae Acad. Ingolstadiensis Incunabula typographica, fasc. III. S. 90. Panzer, Annales, Vol. I. 282 u. 297. Ennen, Katalog der Incunabeln der Stadtbibliothek zu Köln, S. 17, 125.

Kelchner.

Güldenstädt: Johann Anton G., Erforscher des Kaukasus, geboren zu Riga 1745, besuchte das dortige Lyceum, studirte Medicin von 1763—67 in Berlin und Frankfurt a. O., folgte 1768 einem Rufe der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften zu einer Forschungsreise in die nordöstlich vom Kaukasus gelegenen Grenzgouvernements. 1768 reiste er von Moskau nach Astrachan und Kisljar, erforschte 1770 die Gebiete von Terek, Sundsha, Aksaj und Koisa, 1771 Ossetien, die kleine Kabarda und die Bäder von Terr und kam bis Tiflis, 1772 bereiste er Kachetien und Imeretien, 1773 an der Malka hinauf nach der großen Kabarda und an der Kuma hinauf nach dem höchsten Theile des Beschtau; über Tscherkask und Asow kehrte er 1775 nach St. Petersburg zurück, wo man ihn 1771 zum ordentlichen Mitglied der Akademie und Professor der Naturgeschichte ernannt hatte. Er starb daselbst 1780. G. selbst hat nur kleinere Abhandlungen veröffentlicht. In den Petersburger akademischen Kalendern von 1776—79 erschienen: „Ueber die Häfen des asow'schen, schwarzen und weißen Meeres“ (mit Karte), „Geographische, physische und medicinische Beschreibung der heißen Quellen im Gouvernement Astrachan und an dem Flusse Terla“, „Geographische, geschichtliche und statistische Nachrichten über die neue Grenzlinie des russischen Reichs zwischen dem Flusse Terek und dem azow'schen Meere“ (mit Karte). Ferner: „Discours académique sur les produits de Russie propres pour soutenir la balance du commerce extérieur toujours favorable“. St. Petersb. 1777. „Ueber die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und Deutschland auf der Donau und dem schwarzen Meere“ (Russisch in den Akademischen Nachrichten von 1780). Nach Güldenstädt's Tode gab Pallas „J. A. Güldenstädt's Reisen durch Rußland und im kaukasischen Gebirge“ (1. Bd. 1787, 2. Bd. 1799) und späterhin J. Klaproth „Dr. J. A. Güldenstädt's Reisen nach Georgien und Imereti (Berl. 1815) heraus. G. ist neben Georgi, Gmelin u. A. einer der hervorragendsten Gehülfen Pallas' bei der Durchforschung Rußlands gewesen; er trägt den Stempel der Schule dieses Meisters in seiner vielseitigen und ruhigen Beobachtung und klaren Darstellung; in der Richtung auf die wirthschaftlich nützlichen oder interessanten Fragen erinnert er an Georgi. Die Kenntniß des Kaukasus und seiner Völker verdankt ihm ihre Grundlagen.

Ratzel.

Guler: Johannes G. v. Weineck, graubündnerischer Staats- und Kriegsmann und Geschichtschreiber, † am 3. Februar 1637. Geboren am 31. October 1562 aus einem der ersten Geschlechter der Landschaft Davos, gebildet in Cur, Zürich, Genf und Basel, wo er sich unter Lehrern wie Beza, D. Gottofred, Hottomann, gründliche Kenntnisse der klassischen Sprachen, in Geschichte und Rechtskunde erwarb, trat G. 1582 in den Dienst seines Vaterlandes als Landschreiber von Davos und des Zehngerichtenbundes, war 1588 und 1589 bündnerischer Landshauptmann im Veltlin und bekleidete von 1592 bis 1604 ununterbrochen das Amt eines Landammanns von Davos und des Zehngerichtenbundes. In diesen Stellungen nahm er als Mithandelnder an

den wichtigsten öffentlichen Vorgängen Antheil, wie z. B. in den bündnerischen Bundesabschlüssen mit Zürich (1590), Wallis (1600), Bern (1602) und der Republik Venedig (1603). Als Abgeordneter seines Landes erhielt er bei dieser Gelegenheit in der Dogenstadt die Ritterwürde von St. Marcus. Ueberzeugungsvoller Protestant, zählte er zu denjenigen der bündnerischen Staatsmänner damaliger Zeit, die dem Einfluß Spaniens, welches das nahe Mailand beherrschte, entgegenstanden und in der Verbindung mit Frankreich und mit Venedig ein Mittel erblickten, diesen Einfluß zu bekämpfen. 1585 schon Theilnehmer an einer militärischen Besetzung der bündnerischen Herrschaft Chiavenna zum Schutze gegen Mailand, 1603 Mitglied einer Gesandtschaft an den spanischen Statthalter Graf Fuentes, die von Letzterem vergeblich Verzicht auf den begonnenen Bau der Festung Fuentes nahe am Eingange des bündnerischen Veltlin forderte, übernahm G. im Frühjahr 1607 den Oberbefehl über die Truppen, welche ebendeshalb von den drei Bünden ins Veltlin gelegt wurden. Der Ausbruch der großen Volksbewegung, die unter dem Antriebe der spanischgesinnten Faction in demselben Augenblicke Bünden ergriff, führte aber eine Verfolgung gegen G. und seine nächsten Freunde herbei, die ihn nöthigte, das Land für eine Weile zu verlassen. Durch das Strafgericht in Cur am 28. Mai 1607 in Acht erklärt, zu Verlust des Lebens und Confiscation aller seiner Güter verurtheilt, erlangte G. erst nach eingetretenem Umschwung der Dinge, am 12. September gl. J. durch das Strafgericht von Ilanz Aufhebung jenes Urtheils und Wiedereinsetzung in seine Ehren und Güter. Er nahm nun wieder auf seinem Schlosse Weineck bei Malans Sitz, von welchem er sich nannte, und brachte zehn Jahre des Friedens theils in mancherlei öffentlichen Aufträgen und Geschäften, theils in Studien zu, aus denen seine Hauptarbeit hervorging, eine Beschreibung und Geschichte von Graubünden und der angrenzenden Gebirgsländer, die im J. 1616 bei I. Wolf in Zürich unter dem Titel erschien: „Raetia d. i. ausführliche und warhaffte Beschreibung der dreyen löbl. Grawen Bünden und anderer retischer Völcker". Das Werk sollte dem Publicum dasjenige leisten, was die nur in Handschrift vorhandene, lateinische und blos den Gelehrten zugängliche Arbeit Ulrich Campell's (s. d. Art.) einem engeren Kreis von Lesern gewährte. Es zeugt von der umfassendsten Belesenheit und Landeskenntniß Guler's, zersplittert aber den historischen Stoff vermöge der topographischen Eintheilung des Ganzen ungemein und entbehrt, soweit es die Zeiten des Alterthums und frühesten Mittelalters anbetrifft, eigentlicher wissenschaftlicher Kritik. Auch eine kleine, später von Guler's jüngstem Sohne Andreas vermehrte und veröffentlichte Schrift über die Heilquelle von Fideris entstand wol in diesen Jahren, wo G. sich der Ruhe erfreuen konnte. Nur zu bald wurde diese wieder unterbrochen. 1618 begann die zwanzigjährige Periode innerer Zerrissenheit Bündens durch neue blutige Kämpfe der Factionen, durch den Kampf Frankreichs und Spaniens um den vorwiegenden Einfluß über das Land, die Besetzung der Herrschaften Chiavenna, Veltlin und Bormio durch spanische, päpstliche, französisch-bündnerische und theilweise auch schweizerische Heerschaaren und zweimalige verwüstende Unterdrückung Graubündens selbst durch österreichische Heere. G. wurde in diese Ereignisse tief verflochten. 1618 im Strafgericht von Tusis einer der protestantischen Vertheidiger des hervorragendsten Angeklagten, des auf der Folter sterbenden katholischen Erzpriesters Niklaus Rusca von Sondrio, übernahm G. kurz nachher, mit besserem Erfolge, den Auftrag, Graubünden am Hofe zu Paris zu vertreten, fand günstige Aufnahme bei König Ludwig XIII. (dem er seine „Raetia" dedicirt hatte) und wurde von letzterem mit dem Ritterschlage beehrt. Vergeblich empfahl er aber, heimgekehrt, seinen Landsleuten Mäßigung und Friede; als seine Bemühungen wirkungslos blieben, siedelte er sich Ende 1618 in Zürich an, das ihn 1619 mit dem Bürgerrechte der Stadt beehrte. Dies hielt ihn

jedoch nicht ab, bei erster äußerer Gefahr seinem Heimathlande sofort zu Hülfe zu eilen. Als verbannte Häupter der spanischen Partei unter den Bündnern im Sommer 1620 mit mailändischer Unterstützung ins Misox und Rheinwald einfielen, erschien G., setzte sich an die Spitze des bündnerischen Aufgebotes, das sie zurückschlug, und befehligte auch, als im selben Augenblicke der Abfall des Veltlins mit dem grausen Blutbade vom 19. Juli 1620 („Veltlinermord") begann, die Bündnertruppen bei den Versuchen, welche die Graubündner zuerst allein und dann mit Hülfe von Zürich und Bern unternahmen, sich des Veltlins wieder zu bemächtigen. Die Niederlage der Verbündeten vor Tirano (11. September 1620) ließ freilich diese Versuche gründlich scheitern; umsonst war alle von G. bewiesene Energie und Tapferkeit. Die spanische Faction gewann wieder die Oberhand in Bünden. G. ging nach Zürich zurück und brachte, theils freiwillig, theils gezwungen, fünf Jahre dort zu. Denn als im Herbste 1621 die Oesterreicher unter Baldiron den Zehngerichtenbund und Gotteshausbund besetzten und unterwarfen, schrieben sie G. und den tüchtigsten seiner Söhne, Johann Peter, als flüchtige Rebellen aus und verlangten von Zürich, freilich vergeblich, Auslieferung derselben. Der Aufstand der Bündner im Sommer 1622, bei welchem Johann Peter G. mitwirkte, vermochte auch nur auf die Dauer von ein paar Monaten das auf dem Lande lastende und nachher nur wieder um so schwerere Joch abzuschütteln. G. selbst, durch seine frühere Stellung, durch Reichthum und edlen Gebrauch desselben, durch seine Jahre (er war jetzt ein Sechziger) unter seinen flüchtigen Landesgenossen hervorragend, war und blieb während dieser Zeit ein Haupt der bündnerischen Emigration, die sich in der Eidgenossenschaft sammelte und für die er Vieles that, zumal als ihm 1624 gelang, seine Eigenschaft als Bürger von Zürich bei der österreichischen Regierung in Innsbruck, wohin er sich zu diesem Zwecke begab, zur Anerkennung zu bringen und dadurch seine Güter in Bünden von dem darauf gelegten Sequester zu befreien. Obwol von Krankheit heimgesucht, war er übrigens auch durch Verwendung bei den Eidgenossen für sein Vaterland thätig, und nach einer in Bünden später allgemein verbreiteten Annahme soll seiner Feder die im J. 1622 (ohne Angabe des Druckortes) erschienene Schrift entstammen: „Pündtnerischer Handlungen widerholte und vermehrte Deduction", eine Vertheidigung des damaligen Aufstandes der Prättigauer. Der Gang der Ereignisse eröffnete aber auch G. nach einigen Jahren die Rückkehr in die Heimath und neues Wirken in derselben. 1624 verdrängte Frankreich durch eine aus französischen, bündnerischen und schweizerischen Regimentern bestehende Armee unter dem Marquis v. Coeuvres die Oesterreicher aus Bünden, die Spanier aus den drei bündnerischen Herrschaften, und es begannen Unterhandlungen über die Verhältnisse dieser letzteren zwischen den Höfen von Paris und Madrid, dem päpstlichen Stuhle und den Bündnern. Diese riefen nun G. aus Zürich ab (1625), wählten ihn zum Mitgliede ihres Rathes und sandten ihn im Frühjahr 1626 zu Coeuvres ins Veltlin, um von dem General und dem französischen Gesandten Aubespine die Rückgabe der drei Herrschaften an Graubünden zu erwirken. Als G. nicht zum Ziele kam, reichte er an Coeuvres eine einläßliche Denkschrift ein, welche gegen den zwischen Frankreich und Spanien über die bündnerischen Herrschaften geschlossenen Vertrag von Monsonio (15. März 1626) gerichtet war und Zurückkommen auf einen für Bünden günstigeren Vertrag von Madrid (25. April 1621) verlangte. Zum gleichen Zwecke ging im März 1627 eine dreigliedrige Gesandtschaft, wobei G., an den Hof in Paris ab, deren Vorstellungen daselbst aber ebensowenig Erfolg hatten, als alle bisherigen Schritte der Bündner. Ermüdet kam G. im October 1627 aus Frankreich zurück. Noch standen seiner Heimath, die er nun nicht mehr verließ, die schwersten Jahre

bevor. Als Kaiser Ferdinand II. auf dem Gipfel seiner Macht, im J. 1629, Graubünden plötzlich von einer gewaltigen Armee überfallen und besetzen ließ, blieb das Land während der ganzen Dauer des mantuanischen Erbfolgekrieges der Mißhandlung durch zügellose Söldnerschaaren, den Schrecken verheerender Seuchen, der Pest. der Hungersnoth, ausgesetzt. Erst der Friede von Chierasco (17. April 1631) befreite es von diesen Plagen. Gegenüber Frankreich mußte der Kaiser sich zur sofortigen Räumung von Graubünden verpflichten und Ersteres sandte nun den Herzog Heinrich von Rohan dahin zur Uebernahme des Oberbefehls über die Landesbewaffnung, welche die Bündner aufstellten. 1635 aber entriß Rohan den Spaniern auch die drei Herrschaften, welche sie noch immer besetzt gehalten hatten und vertheidigte seine Eroberung in glänzenden Siegen über spanische und österreichische Heere. Von einer Rückgabe der Herrschaften an die Bündner war freilich auch jetzt keine Rede. Ein Vertrag, den Rohan auf ihr Andringen zu Chiavenna mit ihnen schloß (Chiavenner Artikel vom 4. Januar 1636), fand in Paris nicht Genehmigung. G., der die Leidensjahre von 1629 und 1630 in Zurückgezogenheit zugebracht hatte, nahm auch nun wieder an den Angelegenheiten seines Landes thätigen Antheil. Im Mai 1632 an der eidgenössischen Tagsatzung in Baden als Landammann des Zehngerichtenbundes anwesend, wo Rohan sein Creditiv als Gesandter bei der Eidgenossenschaft überreichte, fand G. beim Herzoge entgegenkommendes Vertrauen, sah dann seinen Sohn Johann Peter als Oberst unter Rohan's Fahnen dienen, erschien unter den bündnerischen Bevollmächtigten auf dem Tage von Chiavenna — sein letzter Ritt über die Berge —, begrüßte Rohan Namens der drei Bünde bei des Herzogs Rückkunft aus dem Veltlin nach Cur am 11. October 1636, und betrat noch am 7. December das Rathhaus daselbst, um bei Verhandlungen zwischen Rohan, dem französischen Zahlmeister Lasnier und den Bündnern vermittelnd thätig zu sein. Bald nachher begannen die Kräfte des fünfundsiebzigjährigen Greises zu schwinden; am 3. Februar (24. Januar a. St.) 1637 erlosch er im Frieden. Durch ungewöhnliche Hoheit der äußeren Gestalt wie durch Begabung des Geistes und Charakters und vielfache Verdienste um Graubünden ausgezeichnet, blieb er lange im Andenken seiner Landsleute lebend.

S. Fortunat Sprecher, Das christenlich Leben und Sterben . . Herrn Obersten Gulers v. Weineck, 4°, Chur 1637. Ebendesselben Historia motuum et bellorum . . in Rhaetia excitatorum et gestorum, 4°, Col. Allobrog. 1629. In deutscher Bearbeitung von Conradin v. Mohr im Archiv für Gesch. der Republik Graubünden, Bd. 3 u. 4, Chur, Hitz 1855/7. Barth. Anhorn's Schriften (s. Anhorn). — G. Leonhardi, Ritter Johannes Guler v. Weineck, Bern, Heuberger 1863. G. v. Wyß.

Gulgen: Heinrich G., 1409 Rector in Heidelberg, mag. artium, Abt des Benedictinerstifts St. Egid in Nürnberg, auf dem Constanzer Concil, schrieb: „Commentarius in tract. de poenitentia Gratiani.“ „Com. in tractatum de consecratione Gratiani.“

Trithemius, de scriptor. eccl. I. 353. Schwab, Rector. Heidelberg., p. 36. v. Schulte.

Gültlingen: Balthasar v. G., aus einem altwürttembergischen, von der Burg Gültlingen Oberamts Nagold benannten Adelsgeschlecht, bei welchem seit Balthasar die Erbkämmererswürde sich befindet, gestorben am 24. Juni 1563. Als Landhofmeister unter Herzog Ulrich seit 1534 und Christoph bis 1556 vielfach verdient um den Hof, wie um das Staats- und Kirchenwesen in Würtemberg, war er zuletzt Obervogt in Wildberg. J. H.

Gümbel: Theodor G., Rector der Gewerbsschule in Landau a. Q., geboren am 19. März 1812 zu Dannenfels, einem Dörfchen am Fuße des

Donnersbergs in der baierischen Rheinpfalz, kam als sechster von neun Söhnen einer in sehr bescheidenen Vermögensverhältnissen lebenden Revierförsters-Familie schon frühzeitig in das Haus seines Oheims, des Kirchenraths und Decans L. Roos in Landau und besuchte hier das Progymnasium, hierauf in Zweibrücken das Gymnasium, das er 1833 absolvirte. Im Herbste dieses Jahres trat er mit der Absicht, sich der Theologie zu widmen, an die Universität Heidelberg über. Die damals dort durch Paulus vertretene Richtung in der Theologie widerstrebte jedoch schon von vornherein den frühgereiften Anschauungen des jungen Studenten so sehr, daß er gleich im ersten Semester Heidelberg wieder verließ und nach Würzburg übersiedelte, um sich technischen Fächern zuzuwenden. Hier und später in München betrieb er mit gewohntem Pflichteifer die für eine künftige Versorgung vorgesehenen Studien der Forstwissenschaft, die er 1835 mit Examen rühmlich absolvirte, nicht ohne auch gleichzeitig und später mit unersättlicher Lernbegierde und Vorliebe auf philosophische und allgemein naturwissenschaftliche Studien unter Schelling, v. Martius, Döllinger u. A. sich zu werfen und in der Richtung der Oken'schen Naturphilosophie zu verfolgen. Der Mangel zureichender Subsistenzmittel zwang ihn 1837 der akademischen Laufbahn zu entsagen und die bescheidene Stelle eines Lehrer der Naturwissenschaft, Landwirthschaft und Technologie an der Gewerbsschule in Zweibrücken anzunehmen. Hier vertiefte sich G. in botanische, namentlich morphologische Studien. Auf diesem Felde begegnete er bald dem berühmten Bryologen Bruch und wurde von diesem nun ganz besonders auf Untersuchungen der Moose hingeleitet, welchen er von da an seine besten Kräfte widmete. Unterstützt durch ein außergewöhnliches Darstellungstalent führte er seit 1838 die meisten Originalzeichnungen zu dem großen, von Bruch und Schimper damals publicirten Mooswerke: „Bryologia europaea“ aus und wurde später auch als Mitarbeiter an diesem Werke aufgenommen. 1843 folgte derselbe dem Rufe als Lehrer der Naturgeschichte an die Gewerbsschule in Landau a. Q. und erhielt 1853 auch das Rectorat dieser Anstalt, das er bis zu seinem frühzeitigen Tode am 10. Februar 1858 mit größter Sorgfalt und aufopfernder Pflichttreue verwaltete. In wissenschaftlicher Beziehung machte er sich neben seiner fortdauernden Betheiligung an der Herausgabe der „Bryologia europaea“ noch besonders durch die Entdeckung eigenthümlicher Verhältnisse an dem Vorkeim der Moose, worüber er eine Abhandlung in den N. Act. Ac. Leopold. 1854 „Der Vorkeim“ publicirte, wohl verdient. Er veröffentlichte ferner neben vielen kleinen Arbeiten: „Erster Unterricht in der Thierwelt", 1849; dann: „Die fünf Würfelschnitte", 1852, eine Abhandlung, in der er die verschiedenen Krystallsysteme von einem einfachen Gesichtspunkte zu erläutern versuchte, ferner: „Das Spreitekorn in Parallelismus mit Pollenkorn", 1855 (Nov. Act. Ac. Leop.) und endlich eine „Moosflora der Pfalz", 1857 (Jahrb. d. Pollichia). G. war Mitbegründer und vieljähriger Vorstand des naturwissenschaftlichen Vereins „Pollichia" und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Ihm zu Ehre wurde einer Abtheilung der Grimmien von Hampe der Name Guembelia beigelegt.

Jaeger, Nekrol. in Pfälz. Zeit., 1858, Nr. 44. C. W. Gümbel.

Gumpeltzhaimer: Adam G. (Gumpeltzheimer), geboren zu Trostberg (Troßberg, Troßburg) in Oberbayern im J. 1559, erhielt seine musikalische Ausbildung in Oettingen und später in Augsburg unter der Leitung des dortigen Magisters Jodocus Enzemüller. Nachdem er einige Zeit im Dienste des Herzogs von Würtemberg gestanden hatte, wurde er 1581 zum Cantor an der Schule und St. Annenkirche in Augsburg ernannt. Sein Todesjahr ist unbekannt geblieben. 1622 lebte er noch. Trotzdem G. seine Erziehung in Deutschland genossen hatte, gehörte er doch seiner höheren Ausbildung nach der vene-

zianischen Schule an; die Arbeiten Johannes Gabrieli's waren ihm sicher nicht unbekannt geblieben. Ambros im 3. Bande seiner Musikgeschichte (S. 559) bringt hierüber nähere Hinweise und stellt den Meister über Gallus (Handl). Beide Componisten nennt Ambros geistig verwandt, bezeichnet aber G. in der Handhabung der Harmonie als entschieden geistreicher, mannichfaltiger und kräftiger. Auch Fétis im 4. Bande seiner Biographie universelle des Musiciens (Paris 1862) stellt den Meister sehr hoch. Doch nicht blos als Componist verdient G. Beachtung, auch als Lehrer und didactischer Schriftsteller war er sehr thätig und erwarb sich entschiedene Verdienste. Im J. 1591 erschien von ihm in Augsburg in freier Bearbeitung das berühmte „Compendiolum musicae" von Heinrich Faber unter folgendem Titel: „Compendium musicae, pro illius artis tironibus a M. Heinrico Fabro Latine conscriptum, et a M. Christophoro Rid in verniculum sermonem conversum, nunc praeceptis et exemplis auctum studio et opera Adami Gumpelzhaimeri." — Die zweite Ausgabe dieses Werkes (1595) mit dem etwas veränderten Titel: „Compendium musicae latinae germanicum studio et opera Adami Gumpeltzhaimer" etc. nennt Faber zwar nicht, schließt sich aber doch auf den ersten 16 Seiten (lateinisch und deutsch) genau an das Lehrbuch desselben an. Die 8. Ausgabe des Buches vom J. 1625 enthält das Porträt Gumpeltzhaimer's im Alter von 63 Jahren, gestochen 1622 von Lucas Kilian. Die 12. und letzte Ausgabe erschien im J. 1675. Noch existirt eine deutsche Ausgabe unter dem Titel „Singkunst in 10 Capiteln" (1604). Die meisten Biographen Gumpeltzhaimers sprechen von zwei verschiedenen Lehrwerken des Meisters; dies ist ein Irrthum. Er hat nur das eine oben erwähnte Buch herausgegeben, welches aber in sehr verschiedenen und veränderten Ausgaben erschien. Vergl. hierüber die Monatshefte für Musikgeschichte (Berlin 1873, S. 189). Die Compositionen Gumpeltzhaimer's, meist aus deutschen und lateinischen geistlichen und weltlichen Gesängen bestehend, erschienen in Augsburg von 1591—1617. Auch mehrere dieser Werke erlebten verschiedene Ausgaben. Vergl. hierüber Fétis a. a. O.

Walther, Musikal. Lexikon, S. 298; Monatshefte für Musikgeschichte (Berlin 1872, S. 51 u. 122 fl.; 1870, S. 27). Israel, Die musikal. Schätze der Gymnasialbibliothek und der Peterskirche zu Frankfurt a. M. (Osterprogramm des städtischen Gymnasiums, 1872). Eitner, Bibliographie der Musik-Sammelwerke des 16. u. 17. Jahrh. (Berlin 1877).

Fürstenau.

Gumpelzhaimer: Christian Gottlieb G., Historiker, geb. am 22. Juli 1766 zu Regensburg, studirte die Rechte zu Göttingen, stand beim Reichshofrath zu Wien in Praxis, wurde 1790 mecklenburgischer Gesandschaftssecretär am Reichstag zu Regensburg, 1793 Hofrath, vertrat beim Congreß zu Rastatt die Mandate von 14 Reichsständen, 1805 Legationsrath u. s. w. Mit dem J. 1813 schloß seine vielbewegte diplomatische Laufbahn. G. erholte sich an archäologischen Studien, gründete mit seinen Freunden den „Historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg", welchen er auch als Vorstand leitete bis zu seinem am 17. Februar 1841 erfolgten Tode. In der Zeitschrift des genannten Vereines sind die meisten Abhandlungen Gumpelzhaimer's niedergelegt, sein vielfach unkritisches, immerhin aber verdienstliches Hauptwerk erschien unter dem Titel: „Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten", 1830—38, in 4 Bänden.

Vgl. die Lebensskizze von C. L. Bösner im XVII. Bd. der Verhandlungen des Histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg, 1856, S. 1—22, wo auch das Verzeichniß von Gumpelzhaimer's gedruckten und ungedruckten Schriften.

Hyac. Holland.

Gumpertz: Aaron Samuel G., geboren 1723 in Berlin, aus einer reichen Familie, vielleicht der erste deutsche Jude, der nach einer wahrhaft deutschen Bildung trachtete und durch dieses Streben von großer Einwirkung auf seine Glaubensgenossen wurde. Er war schon in seinem frühesten Alter von seiner frommen Mutter zum Rabbiner bestimmt und erhielt die für diesen Beruf erforderliche Unterweisung von polnischen Schulmeistern. Doch fand er unter diesen in Israel Moses aus Samosz, einem scharfsinnigen Mathematiker und tüchtigen Philosophen in den von ihm geübten Wissenschaften einen trefflichen Lehrer. Aber auch noch andere, für seine Bildung förderlichere Verbindungen erhielt der junge Mann wol durch Beziehungen des elterlichen Hauses zu anderen Kreisen. Er besuchte philosophische Disputationen christlicher Lehrer, zu deren Verständniß die Kenntniß der lateinischen Sprache nöthig war, und erlangte Einblick in die schönen Wissenschaften durch seine Stellung als Secretär bei Marquis d'Argens, dem litterarischen Freunde Friedrich des Großen (oben Bd. I. S. 521 ff.), und bei Maupertuis. So vorgebildet schrieb dann der Jüngling an den damaligen Meister der deutschen Dichtkunst, Gottsched, einen Brief (8. März 1745, muß aber wol heißen 1743), des Inhalts, er wolle in seinem Hause in Leipzig die begonnenen Studien fortsetzen. Die Verbindung Gumpertz' mit Gottsched dauerte auch nach dem ersten Briefe, welchen Gottsched freundlich und herablassend beantwortet haben wird, fort. G. betheiligte sich sogar an den litterarischen Streitigkeiten im Gottsched'schen Sinne, indem er ihm (15. December 1747) ein (ungedrucktes) „Schreiben an Doris“ zuschickte, das meist gegen Rost's Vorspiel, theils auch gegen den Aesthetiker Meier gerichtet war. In diesem, wie auch in einem späteren Schreiben (9. October 1748) stellte er in Aussicht, daß d'Argens seine Spöttereien gegen die deutsche Litteratur (wahrscheinlich sind die in den Lettres juives, Br. 115, La Haye, 1738, Bd. III, S. 322—31 enthaltenen gemeint) öffentlich zurücknehmen werde. Doch ist eine derartige Erklärung nicht erfolgt. 1751 schickte G. an Gottsched seine (medicinische) Dissertation: „De temperamentis“, auf Grund deren er am 19. März 1750 in Frankfurt a. O. zum Doctor promovirt worden war. Aus dem Plane, bei Gottsched zu studiren, wurde zwar nichts, vielmehr studirte G. dann, wol im Auslande, Medicin, die er aber nie praktisch ausübte, und trieb Mathematik, blieb jedoch dabei dem Studium der hebräischen Sprache getreu und schrieb einen Supercommentar zu einem Commentar Aben Esra's, sowie einen hebräischen Ueberblick über alle Theile der Wissenschaft. So hat er sich dadurch, daß er als Erster die Schranken niederriß, welche die wissenschaftlich strebenden Juden von den Christen trennten, nicht geringes Verdienst erworben, noch bedeutender wird er aber durch den Umstand, daß Moses Mendelssohn, wie dieser selbst bekennt, von ihm „Geschmack an den Wissenschaften und einige Anleitung erhielt“. G. scheint es auch gewesen zu sein, der die erste Bekanntschaft zwischen Lessing und Mendelssohn vermittelte. Später lebte er in Hamburg, wo er sich verheirathete und 1770 gestorben ist.

Vgl. L. Landshut, Die Gegenwart, Berlin 1867, S. 318 ff. L. Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, I. S. 65 fg. Danzel, Gottsched und seine Zeit, Leipzig 1848, S. 333—37. Ludwig Geiger.

Gumposch: Philipp Victor G., Dr., Litterärhistoriker, geboren 1817 zu Boos bei Memmingen, studirte in München, löste die akademische Preisfrage „Ueber das Organon des Aristoteles“, promovirte 1838, war 1842—43 Professor der Cantonschule zu Chur, lebte dann als anspruchsloser Privatgelehrter zu München seinen Studien und Forschungen, trat 1837 als Praktikant in die k. Hof- und Staatsbibliothek, starb aber schon am 1. Januar 1853. G. besaß schöne Kenntnisse im Gebiete der Philosophie und Litteratur, auch musikalische

Fähigkeiten, insbesondere ausgezeichnet durch ein seelenvolles Violinspiel; er kann als das Prototyp eines deutschen Gelehrten gelten, welcher ohne Lohn und besondere Anerkennung dennoch mit unerschütterlichem Fleiße und größter Ausdauer an seinen Aufgaben schafft. Von ihm: „Ueber die Grenzen aristotelischer Logik", Diss. inaug., München 1838. „Ueber die Logik und logischen Schriften des Aristoteles", 1839. „Briefe über religiöse Duldung", 1842. „Allgemeine Litteraturgeschichte der Deutschen, Leitfaden zu akademischen Vorlesungen", 1846. „Die Seele und ihre Zukunft, Untersuchungen über die Unsterblichkeitslehre", 1849. „Geschichte der Philosophie, als Supplement zu Rixner's Handbuch", 1850. Von seinem Hauptwerke „Die philosophische und theologische Litteratur der Deutschen von 1400 bis auf unsere Tage" erschien leider nur die erste Hälfte 1851; der gleichfalls ein colossales Material bewältigende zweite Band war beim Tode des Verfassers druckfertig vollendet. G. lieferte auch eine Uebersetzung der Streitschriften Bellarmin's in 14 Bänden, 1853. Hyac. Holland.

Gumppenberg: Ambrosius v. G., ein zur Zeit Karls V. und des römischen Königs Ferdinand I. namhafter Curiale, päpstlicher Protonotar, kaiserlicher Procurator der deutschen Nation in Rom, Domprobst zu Basel, Domherr zu Würzburg, Augsburg, Regensburg etc., stammte aus dem Geschlecht von Gumppenberg, welches neben den Sandizell zum ältesten Feudaladel Baierns gehörte. Er war Sohn Walthers v. G. und geboren um das J. 1501 oder 1502. Nachdem er in Tübingen und Ingolstadt studirt hatte, ging er um das J. 1525 nach Rom, hier sein Glück zu machen. Dies begründete er als Geschäftsführer in Angelegenheiten der Curie und römischer wie deutscher Prälaten und Bischöfe. Er trat in die Dienste des Cardinals Thomas de Vio (Cantanus), und erwarb sich das Vertrauen Clemens' VII., der ihn schon im J. 1527 mit Aufträgen an die Herzoge Baierns sandte. Er kehrte nach Rom zurück in derselben Zeit, als die Armee Karls V. unter dem Connetable von Bourbon diese Stadt erstürmte, war nicht nur Augenzeuge des Sacco di Roma, sondern auch in officieller Stellung an den dortigen Ereignissen betheiligt, da er in den Unterhandlungen der Landsknechte mit dem in der Engelsburg eingeschlossenen Papst als Dollmetscher und sodann als kaiserlicher Kriegscommissär diente. In solcher amtlichen Stellung befand er sich bei den Belagerungen von Neapel und Florenz. Im J. 1530 begleitete er den Cardinal Cantano zum Reichstage in Augsburg. Nach Rom zurückgekehrt, erwarb er sich die Gunst Pauls III. und blieb seither hier als ein reich gewordener Curiale und Geschäftsmann, und kaiserlicher Procurator noch bis zum J. 1545. In diese Zeit fällt sein berüchtigter Proceß mit dem berühmten Orientalisten Johann Albert Widmanstadt (Lucretius), auf Grund des Streites um die Führung eines Geschäftes an der römischen Curie, welches Moritz von Hutten, Bischof von Eichstädt, diesen beiden Männern übertragen hatte. Von Widmanstadt angeklagt, ihm nach dem Leben getrachtet zu haben, wurde G. im J. 1540 ins Gefängniß gesetzt, aber bald daraus befreit. Im J. 1545 verließ er Rom, um sich im Dienst des Cardinals Alexander Farnese nach Deutschland zu begeben. Hier begleitete er die päpstlichen Hülfstruppen unter Ottavio Farnese als Generalcommissar im schmalkaldischen Kriege. Er lebte seit dieser Zeit in Deutschland, zumal in Eichstädt und Augsburg, mit vielen Pfründen ausgestattet, eifrig der katholischen Kirche dienend, ein unruhiger, streit- und proceßsüchtiger Mann. Selbst noch im J. 1552, wo er in Passau während des Abschlusses des Vertrages sich befand, setzte er seinen Proceß mit Widmanstadt fort. Er verwickelte sich im J. 1559 in einen Streit mit dem Hochstift Würzburg, der ihm sogar die Excommunication zuzog. G. starb zu Eichstädt am 4. September 1574, und ward in Augsburg begraben. Die Münchener Staatsbibliothek bewahrt Handschriften von G. und

seinem Secretär Johann Baptist Fickler, mit deren Hülfe Ludwig Albert Baron v. G. die Lebensumstände des Ambrosius zusammengestellt hat (in seiner Geschichte der Familie v. G., Würzburg 1856). Jene Handschriften beziehen sich auf den Proceß mit Lucretius (siehe zu diesem Schelhorn, Amoenitates literariae, T. 14 p. 468 ff.), und enthalten Bruchstücke einer Autobiographie. Als nämlich G. nach Deutschland zurückgekehrt war, versuchte er die Memoiren seiner reichen Erlebnisse niederzuschreiben; leider führte er sie nicht aus. Doch verdanken wir ihm einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte der Ereignisse in Rom vom Anzug des Connetable bis zum 29. November 1527. Diese durch persönliche Mitbetheiligung des Verfassers merkwürdige Schilderung, die eingehendste überhaupt, welche wir von Zeitgenossen und zwar in deutscher Sprache besitzen, hat Gregorovius in den Sitzungsberichten der k. bairischen Akademie der Wissenschaften (1877. I. Philos.-philol. u. histor. Classe, S. 329—97) herausgegeben („Ein deutscher Bericht über die Eroberung Roms durch die kaiserliche Armee Karl's V. im J. 1527, von dem Augenzeugen A. v. G.").

G . . . . s.

Gumprecht: Thaddäus Eduard G., Dr., geboren am 18. November 1801 in Posen, gestorben am 7. December 1856 in Berlin, war zuerst Kaufmann und Weinhändler, nebenbei beschäftigte er sich aus Liebhaberei mit mineralogisch-geologischen und geographischen Studien. Er trat zuerst 1835 mit dem Werke: „Beiträge zur geognostischen Kenntniß von Sachsen und Böhmen", Berlin 1835, als Schriftsteller auf, nachdem er um 1832 nach Berlin gekommen war und dort nachträglich seinen Lieblingsstudien eifrigst obgelegen hatte. Mehrere seiner Arbeiten erschienen dann in Karsten's Archiv vom X. Bd. (1837) bis XXIV. Bd., z. B.: „Ueber die Grenze des Granits und Ueberganggebirgs bei Klattau in Böhmen"; eine weitere Abhandlung: „Ueber Nephelin" erschien in Poggendorff's Archiv, XLII. (1837). Schon frühzeitig, erst einige dreißig Jahre alt, von einem Schlaganfall betroffen, war G. im Sprechen sehr belästigt. Doch erholte er sich wieder und ging später nach Gießen, wo er besonders mit Liebig viel verkehrte. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er Privatdocent (1848—53), litt aber sehr unter den Folgen des Schlaganfalls, weshalb er sich vom Lehrfach zurückzog und, an seinem Vermögen stark beschädigt, nur mehr fast blos auf litterarische Thätigkeit angewiesen war. 1849 erschien von ihm das Werk: „Die vulkanische Thätigkeit auf dem Festlande von Afrika, in Arabien und auf den Inseln des rothen Meeres"; ferner 1851: „Die Mineralquellen auf dem Festlande von Afrika, besonders in Bezug auf ihre geognostischen Verhältnisse". Mehr geographischen Inhalts war seine Abhandlung „Afrika" in Stein's Handbuch der Geographie. Von 1853—56 gab er die Zeitschrift für allgemeine Erdkunde heraus. In den letzten Jahren seines Leben machten sich die Störungen, welche jener Schlaganfall in seinem Organismus hervorgerufen hatte, immer mehr geltend, denen er endlich auch erlag.

Poggendorff, Biogr., I. 979. Gelehrte Berlin von Koner, 1845. Gersdorf, Leipz. Rep. d. deutschen u. ausl. Litt., 1857.

C. W. Gümbel.

Gumprecht: Theodor Gottfried G., Amtsrath und Generalpächter des Amtes Oelse in Niederschlesien, geboren am 11. October 1793 zu Hamburg, † zu Berlin am 10. Januar 1867. Er erhielt den ersten Unterricht in einer Privatschule seiner Vaterstadt, worauf er der königl. Hofschule in Hannover überwiesen wurde. Alsdann besuchte er drei Jahre lang die landwirthschaftliche Schule zu Flottbeck bei Hamburg und trat nach absolvirtem Studium als Volontär in die Dienste des als landwirthschaftlicher Schriftsteller rühmlich bekannten Barons v. Hammerstein im Lauenburgischen. Später besuchte er

mehrere Landgüter Dänemarks und Italiens, bis ihn der Befreiungskrieg 1814 in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger rief. Nach beendigtem Kriege machte er eine landwirthschaftliche Reise durch Thüringen, Sachsen, Rheinland, Frankreich, Preußen und Polen. Vom J. 1818 ab übernahm er die Pacht mehrerer großherzogl. sächsischer Domänen in der Gegend von Eisenach, verließ aber diesen Wirkungskreis 1833, um die mit einer kleinen Landwirthschaft verbundene Posthalterei zu Erfurt zu übernehmen. Da er jedoch an größere Thätigkeit gewöhnt war, so genügte ihm die Stellung in Erfurt nicht, sondern er übernahm 1835 die Generalpacht des Amtes Oelse in Schlesien, welches er erst im hohen Alter wieder verließ, um privatisirend in Berlin zu leben. G. fing schon im J. 1818 an, sich mit litterarischen Arbeiten zu beschäftigen, indem er der Schnee'schen landwirthschaftlichen Zeitung, Pohl's Archiv der deutschen Landwirthschaft ꝛc. Beiträge lieferte. Als selbständiger Schriftsteller trat er zuerst mit der Broschüre hervor „Die enthüllten Betrügereien der Schäfer", 1825. Derselben folgten „Mittheilungen aus der Generalversammlung der deutschen Landwirthe in Potsdam über Schafzucht", 1840; „Der Dünger, das Drainiren und die Brache", 1854; „Die Milchkuh und die Rinderzucht", 1854; „Des Landwirths Ausbildung und Prüfung von der Schule bis zum eigenen Herd", 1860. Seit 1832 gab er zwei landwirthschaftliche Zeitschriften heraus „Der Landwirth in Haus und Flur", Erfurt, und „Landwirthschaftliche Berichte aus Mitteldeutschland", Weimar 1832—43. Später gründete er die „Neue Landwirthschaftliche Zeitung", Glogau, deren Redaction er erst kurz vor seinem Tode an Fühling abtrat. Außer seiner praktischen und litterarischen Thätigkeit interessirte er sich besonders für die angemessene Bildung junger Landwirthe und war namentlich bestrebt, Examina für dieselben nach bestandener Lehrzeit einzuführen. Von Berlin aus wirkte er noch für das Reisen junger Landwirthe und suchte dasselbe nach Kräften zu organisiren. Löbe.

Gundelfinger: Matthias G., Dichter des 15. Jahrhunderts, Verfasser einer dramatischen Bearbeitung der Grablegung Christi, deren einzige Handschrift (in Luzern) vom J. 1494 datirt und die wol auch nicht früher verfaßt ist. Von besonderem Interesse ist sie dadurch, daß hier auch die Procession der darstellenden Personen angegeben ist, erst ein Verzeichniß der Schauspieler und dann ihre Aufstellung auf der Bühne. Gegen vierzig Personen treten in dem Stücke auf, eine Zahl, die im Vergleich mit andern Stücken jener Zeit noch als relativ klein bezeichnet werden darf. Als Dichtung ist das Werk Gundelfinger's von sehr geringem Werthe und zeigt, neben ältere Schauspiele des Mittelalters gehalten, ein merkliches Herabsinken des Geschmacks und der dichterischen Kraft.

Abgedruckt in Mone's Schauspielen des Mittelalters, 2. 131—150; vgl. S. 119 ff. K. Bartsch.

Gundelius: Philipp G., geboren in Passau 1493, gestorben in Wien 1567. Er war ein thätiger Humanist, besonders mit Cuspinian befreundet, dessen einen Sohn er erzog, und mit Joachim Vadian, an dessen Stelle er 1518 Professor der Poesie und Eloquenz wurde, in späterer Zeit mit dem Mathematiker Andreas Perlach und dem Historiker Kaspar Brusch. Die Stelle eines Professors der Poesie bekleidete er nicht lange. Nachdem er 1521, der Pest wegen, Wien verlassen, und in Krakau, wohin er sich begeben, die Rechte gelehrt hatte, wendete er sich ganz der Jurisprudenz zu und bekleidete bis zu seinem Tode die Stelle eines Professors der Rechte, wurde 1530 Dekan in seiner Facultät, 1540 Rector, von der Universität mit den sonst nicht vorkommenden Ehrentiteln: beständiger patronus und conservator geschmückt. Auch von dem König Ferdinand erhielt er mannigfache Gunstbezeigungen, wurde von ihm zum Geh. Rath seiner Gemahlin Maria und zum Fiscaladvocaten von Niederösterreich ernannt. Trotz

dieser großen praktischen juristischen Thätigkeit hat G. keine juristischen Publicationen hinterlassen (handschriftlich sind von ihm auf der Hofbibliothek zu Wien „Consilia pro Ferd. I imp. contra Paulum IV papam“, die vielleicht eine Untersuchung verdienten); seine Veröffentlichungen sind vielmehr alle humanistischer Art und zwar Ausgaben alter Autoren, Reden und Gedichte. Die von ihm herausgegebenen Schriftsteller sind entweder alt- und spätrömische (Ovid, „Fasti“, 1513, Claudian, In Ruffinum, Wien 1518, Plinius, Nat. hist. lib. 7, Wien 1519, Cicero, Pro lege Manilia und pro Milone), meist Textausgaben, für seine Vorlesungen bestimmt, oder Kirchenväter (eine Schrift Tertullians, Wien 1521), oder Humanisten (Jakob Faber's Compendium philosophiae, Ant. Geraldinus, Bucolicon, und Briefe des Philelphus und Piko). Die Ausgaben sind mit kleinen Anreden an den Leser, manche auch mit Gedichtchen gedruckt. Von den Reden des G. ist eine handschriftlich erhalten (an Ferdinand I., 1522, Wien, k. k. Hofbibliothek) und eine bei Maximilians I. Leichenfeier gedruckt (Wien 1520). Gedichte hat er sehr viele verfaßt und sie nach humanistischer Sitte den jetzt fast gänzlich verschollenen Schriften seiner Freunde beigegeben; als selbständige Sammlungen erschienen 1518 „Eclogae duae Apollinodia et Callinera“; und 1539 „Carminum libri II“.

Vgl. Aschbach, Gesch. der Univ. Wien (II. 1877), S. 319—26.

Ludwig Geiger.

Gundelsheimer: Andreas v. G., wurde 1668 zu Leutwangen bei Ansbach geboren, promovirte in Altdorf zum Doctor der Medicin und ging dann auf mehrere Jahre nach Venedig, wo er indessen an heftigen Fieberanfällen zu leiden hatte. In Paris, wohin er sich dann gewendet hatte, machte er die Bekanntschaft Tournefort's und wurde von der französischen Regierung mit diesem nach dem Orient geschickt. Später ging er von Konstantinopel aus, wo er sich von Tournefort getrennt hatte, nach Berlin, machte mehrere Kriegszüge mit, und wurde 1703 königl. preußischer Hof- und Leibmedicus und in den Adel erhoben. Um die Gründung des anatomischen Theaters soll er sich viel Verdienste erworben haben. Er begleitete dann den König auf dem pommer'schen Feldzug und starb am 17. Juni 1715 in Stettin.

Vgl. Zedler's Universallex. Carus.

Gundermann: Christoph G., aus Kahla in Thüringen gebürtig, war anfangs Schulmann, wurde Rector der Martinsschule zu Halberstadt, ging aber zum Kirchendienst über. Er bekleidete von kirchlichen Aemtern zuerst das Diaconat an der Martinskirche daselbst, und wurde 1584 zum Oberhofprediger gleichfalls in Halberstadt befördert. Im J. 1590 wurde er als Pastor an der Thomaskirche und ordentlicher Professor der Theologie nach Leipzig berufen, und in demselben Jahre zum Licentiaten und Doctor der Theologie von der Universität Wittenberg promovirt. Das geschah unter Kurfürst Christian I., durch den Einfluß des jüngst zum kursächsischen Kanzler ernannten Nicolaus Krell. G. trat als einer der eifrigsten Philippisten auf, und machte namentlich mehrere Reisen, um den Widerstand zu brechen, der sich in Sachsen gegen die Abschaffung des Exorcismus bei der Taufe erhob; allein er erfuhr bei diesen Gelegenheiten vielfache Unbill und Verhöhnung von Seiten der erregten Bevölkerung. Als aber Kurfürst Christian am 25. September 1591 in einem Alter von nur 30 Jahren starb, übernahm der Agnat Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar als Vormund die Regierung von Kursachsen. Und nun trat ein gewaltsamer Umschlag ein zu Gunsten des Lutherthums. Die im Laufe der letzten Jahre entlassenen Theologen von anti-melanchthonischer Gesinnung, Mirus, Selnecker und Andere kehrten zurück. Als aber am 23. October 1591 Kanzler Krell in Dresden verhaftet worden war, fand es G. räthlich, sich in aller Stille von Leipzig weg-

zubegeben. Allein er kam nur bis nach Naumburg. Man schickte ihm nach, und er ließ sich bewegen, zurückzukehren. Am 15. November wurde er wegen Krypto-Calvinismus in seiner Amtswohnung verhaftet und in der Pleißenburg eingesetzt, was seine Frau so sehr bekümmerte, daß sie aus Verzweiflung sich das Leben nahm. Er selbst wurde jedoch am 20. Mai 1592 seiner Haft entlassen, auf eine Urkunde hin, in welcher er gelobte, künftig nichts gegen die Augsburgische Confession, die Schmalkaldischen Artikel und die Concordienformel zu lehren und dem Predigtamt für immer entsagte. Dieses Versprechen hat er auch gehalten. Er begab sich nach seiner Heimat Thüringen und lebte als Privatmann in seiner Geburtsstadt Kahla, wo er auch gestorben ist. Schriften von ihm sind nicht vorhanden, nur einige Thesen über das Verhältniß der beiden Hauptausgaben der Augsburger Confession zu einander sind gedruckt worden. Lechler.

Günderode: Karoline v. G., Dichterin, geboren am 11. Februar 1780 zu Karlsruhe, Tochter des badischen Kammerherrn, Hof- und Regierungsrathes Fr. Just. v. G. (welcher sich auch im Drama versuchte, vgl. Goedeke's Grundriß, II, 1080), lebte als Stiftsdame zu Frankfurt a. M., am Rhein und zu Heidelberg, liebte den berühmten Heidelberger Philologen und Symboliker Creuzer und gab sich deshalb in der Nähe von Winkel am 26. Juli 1806 selbst den Tod. Ein tiefer Schmerz zittert durch die Seele dieser liebekranken Nachtigall, den sie in einer ganz musikalischen Sprache ergießt. Ihre Dichtungen erschienen unter dem Namen „Tian": „Gedichte und Phantasien", 1804, und „Poetische Fragmente". Anderes kam erst später (durch M. Bachmann) in poetischen Taschenbüchern ꝛc. zu Tage. Ihre ges. „Dichtungen" (darunter auch viel Dramatisches) gab Götz (Mannheim 1857, mit dem Portrait der Dichterin) heraus; manches klingt ganz ossianisch-nebelhaft, Anderes gemahnt an Lessing's Vorbild, Alles aber ist mehr oder minder von einem sentimentalen Mondlicht und zarter todttrauriger Wehmuth überstrahlt. — Bettina setzte ihr aus einer Mischung wirklicher Erinnerungen mit phantastischen Zuthaten ein zweibändiges Denkmal „Die Günderode", Grünberg u. Leipzig 1840. In Betreff der Aechtheit der hier mitgetheilten Briefe ist wol mancher Zweifel erlaubt, nachdem der „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" kritisch beleuchtet worden ist.

Vgl. M. Carriere, Achim v. Arnim und die Romantik. Die Günderode. Grünb. 1841. Franz Sauter's Aesthetische Excursionen, Leipz. 1875. Goedeke's Grundriß, III. 37. Hyac. Holland.

Gundling: Jacob Paul Freiherr v. G., geb. den 19. August 1673 zu Hersbruck, entstammte einer angesehenen fränkischen Familie. Sein Vater, Pfarrer an der Laurentius-Kirche zu Nürnberg, starb bereits 1689, im Augenblicke, wo G. nebst seinem älteren Bruder, dem späteren Consistorialrath und ordentlichen Professor der Rechte an der Universität Halle, im Begriff stand, die Akademie zu beziehen. Beide Brüder zeichneten sich schon als Jünglinge durch ein hervorragend gutes Gedächtniß und Eifer für die Wissenschaften aus. Trotz ihrer mittellosen Lage, da der Vater ohne jedes Vermögen verstorben war, ermöglichte ihnen ihr Fleiß den Besuch der Universitäten Altorf, Helmstädt und Jena. Hier wurde G. von einem Edelmanne als Begleiter seiner beiden Söhne auf der „Cavalier-Tour" engagirt, eine Stellung, die ihm Gelegenheit verschaffte, einen großen Theil Deutschlands, die Niederlande und England kennen zu lernen und mit angesehenen Gelehrten und Staatsmännern dieser Lande in nähere Berührung zu kommen. Wie das Leben auf den Universitäten, so wußte G. auch diese Fahrten zur Bereicherung seiner historischen und staatsrechtlichen Kenntnisse gut zu benutzen, so daß er mit ausgedehntem Wissen, mancher praktischen Lebens-

erfahrung und, worauf man Gewicht zu legen begann, weltmännischen Umgangsformen in die Heimath zurückkehrte. Von vornherein scheint er die norddeutsche protestantische Vormacht Brandenburg-Preußen als den günstigsten Boden für die Verwerthung seiner mannigfachen Kenntnisse angesehen zu haben. Gelegenheit zur Befriedigung seiner Wünsche wurde ihm durch seine Bekanntschaft mit dem Geheimen Staatsrath und General-Kriegs-Commissar Daniel Ludolf v. Dankelmann geboten. Auf den Wunsch seines Herrn, Königs Friedrich I., hatte dieser 1704 die Vorbereitungen zur Einrichtung einer Adels-Akademie zu Berlin getroffen, die junge Leute von Rang wissenschaftlich und technisch für das Waffenhandwerk vorbereiten sollte. Bei der Auswahl von Lehrkräften für die neue Akademie wurde G., der dem Minister, wir wissen nicht genau durch wen, empfohlen war, berücksichtigt und zum Professor des bürgerlichen Rechts, der Geschichte und Litteratur an derselben bestellt, Jan. 1705. Fast gleichzeitig damit wurde er zum Historikus bei dem um eben diese Zeit errichteten Oberheroldsamt gemacht. Er scheint sich die nächsten Jahre ganz den ihm dabei obliegenden Aufgaben, seinen Vorlesungen an der Akademie und historisch-genealogischen Untersuchungen für das Heroldsamt gewidmet zu haben. Wenigstens liegen aus dieser Periode keine größeren Arbeiten von seiner später so fruchtbaren Feder vor, und die acht Jahre von 1705—13, bis zu Friedrich Wilhelms I. Regierungsantritt, dürften wie zu den ruhigsten, so auch zu den glücklichsten seines vielgeplagten Lebens gehören. Unter den ersten Abstrichen, die Friedrich Wilhelm I. gleich nach seinem Antritt bei dem ihm vorgelegten Hofstaatsetat machte, befanden sich neben dem Oberceremonienmeister-Amt die Ritter-Akademie und das Heroldsamt. Eine Anzahl Gelehrter, G. unter ihnen, waren durch einen Federstrich brodlos geworden. In dieser bedrängten Lage kam ihm eine Eigenschaft zu Gute, die, so wenig rühmlich sie ist, doch in dem Geschmack der Zeit eine gewisse Entschuldigung findet. Unverheirathet wie er noch war, liebte er es, und zwar nach seiner eigenen Angabe, um seinen mit gelehrten Dingen erfüllten Kopf zu beruhigen, in den späteren Tagesstunden bei einem durch seine lustigen Streiche bekannten Weinschenken der Residenz seine Bouteille zu leeren und ließ dabei, durch den Wein und die Reden seiner Genossen angeregt, einem angeborenen, etwas cynischen Humor die Zügel schießen. Als nun der König sein Tabacks-Collegium einrichtete und dabei das Bedürfniß fühlte, außer seiner militärischen Umgebung auch einen geeigneten Mann der Wissenschaft dabei zu haben, der über alle vorkommenden historischen, politischen und Rechtsfragen ein wohlbegründetes Urtheil abgeben könne, wurde sein Blick auf G. gelenkt und dieser noch 1713 zum Hofrath und Zeitungsreferenten ernannt, eine Stellung, die an und für sich nicht ohne Ansehn und Einfluß war und für einen charakterfestern Mann den Boden zur Begründung eines soliden Glückes abgegeben hätte. G. verscherzte sein Glück dadurch, daß er die ihm von der soldatisch-rauhen Umgebung des Königs gelegten Fallen nicht sofort erkannte und seiner Neigung zu geistigen Getränken, hier unter Zechern, mehr den Zügel schießen ließ, als ihm zuträglich war. So machte es sich, daß er allmählich nicht nur die Stellung eines Hofraths, sondern zugleich eine andere, die man aus Sparsamkeitsrücksichten abgeschafft hatte, die eines Hofnarren, sehr wider seinen Willen, einnahm. Bemerkenswerth ist dabei die Widerstandsfähigkeit dieser kräftig angelegten Natur. Es dauerte etwa 6 volle Jahre, bis sein point d'honneur durch die Fußtritte, die er täglich hinnehmen mußte, derart abgestumpft war, daß er sich zum willenlosen Werkzeug auch der rohesten Späße hergab. Drei Jahre nach seinem Eintritt in die neue Stellung, December 1716, wagte er sogar einen verzweifelten Schritt. Er entfloh aus der ihm trotz guter Besoldung unerträglich gewordenen Stellung, wie es scheint nach Breslau hin und wußte sich so gut zu verbergen, daß noch

unterm 29. December d. J. ein „Pardon für den Geheimen Raht G., falls er sich in vierzehn Tagen wieder gestellt" erlassen werden mußte. Endlich gelang es, seiner wieder habhaft zu werden und er wurde nach Berlin zurückgebracht. Daß der scharfblickende König ihn nicht nur wieder zu Gnaden annahm, sondern ihm gerade in den nächsten Jahren 1717—19 sein besonderes Vertrauen schenkte, so daß er eine von den Höflingen zugleich gesuchte und gefürchtete Persönlichkeit wurde, ist der beste Beweis dafür, daß er neben seinen Schwächen ein sehr gesundes Urtheil und wirklich schätzenswerthe Kenntnisse, vorzüglich der Zeitverhältnisse, besessen haben muß. Bald aber verfiel man wieder in den alten Ton ihm gegenüber. Alle die Stellungen, die man für überflüssig ansah oder die ein Mann von Ehre unter den besonderen Umständen nicht annehmen konnte, wurden ihm aufgehalst. 1717 wird er Oberceremonienmeister eines Hofes, von dem das alte Staatsceremoniell verbannt war, 1718 Nachfolger eines Leibnitz als Präsident der Akademie der Wissenschaften und bald darauf Mitglied des General-Directoriums mit dem eigens für ihn geschaffenen Departement aller Seidenwürmer in der Monarchie. Zur selben Zeit erhält er jene lange Reihe von Titeln, die wir später auf dem Titelblatt seiner Werke finden. Er wird zum außerordentlichen Mitgliede fast aller höheren Verwaltungs- und Gerichts-Collegien der Residenz gemacht, um dem König gelegentlich über das, was bei jenen vorging, seine Glossen zu machen. — Das letzte Jahrzehnt seines Lebens brachte ihm die Freiherrnwürde (1724), „obgleich er auch des gräflichen Standes eben so würdig sei", wie es in dem kuriosen Diplom darüber heißt, dann die eines königlichen Kammerherrn (1726), gewissermaßen als Depositar für einen vom Könige in seinen Gemächern aufgelesenen goldenen Schlüssel, zu dem sich der Eigenthümer nicht fand, und manche Auszeichnungen ähnlicher Art. Endlich, im J. 1731 erlöste ihn der Tod aus seinem glänzenden Elende. Sieht man im Obigen G. in seiner besonderen Species als gelehrten Hofnarr erscheinen, so bleibt übrig, ihn in seiner ehrenwertheren Stellung als Mann der Wissenschaft und fruchtbaren Schriftsteller zu betrachten. Seine Werke behandeln neben einzelnen Partien der Reichsgeschichte — das Leben Conrads III., Conrads IV. und Wilhelms 2c., die Zeit des Interregnums und Abhandlungen zur Reichsverfassungsgeschichte, die nicht frei von Mängeln sind — ganz besonders die Geschichte und Statistik des brandenburgisch-preußischen Staats. „Leben und Thaten Alberti Ursi" (1731), „Leben und Thaten Kurfürst Friedrichs I." (1715) und „Friedrichs des Anderen", vor allem sein „Auszug brandenburgischer Geschichten Joachims I., Joachims II. und Johann Georgens, bei Gelegenheit der Beschreibung Lampert Diestelmeyers", Halle 1722, empfehlen sich, einmal abgesehen von der Kritiklosigkeit, mit der der Verfasser manche Mythen seiner Vorgänger wiederholt, durch die sorgsame und umfassende Benutzung des urkundlichen Materials der Archive Berlins und der Plassenburg, so daß auch die neueste Historiographie nicht ohne Nutzen diese Schriften zu Rathe gezogen hat. G. ist einer der ersten, die nach dem Vorgang des großen Samuel Pufendorf, die Bedeutung der Urkunde als Grundlage der Geschichtschreibung voll würdigten, wie er denn bei seinem Ableben eine Sammlung von über 4000 Documenten zur brandenburgischen und deutschen Geschichte zusammengebracht hatte, als Grundlage für ein von ihm geplantes großartiges Regestenwerk, an dessen Ausführung der Tod ihn hinderte. Von geringerem Belang sind seine statistischen Schriften, die „Nachricht von dem Alterthum der Stadt Halle" (1715) und der „Pommersche und Brandenburgische Atlas" (1724), die auf den Mittheilungen der städtischen und ländlichen Magistrate beruhend zwar Authentisches bieten, doch ein dürftiges Material trocken aneinander reihen. Nach dieser Richtung ist er nur als einer der Führer bemerkenswerth, die auf neue Pfade hinwiesen, auf

denen sie dann von den Nachfolgern bald weit überflügelt wurden. G. vermählte sich 1718 im Alter von 45 Jahren mit Anne de Larrey, Tochter des bekannten Gelehrten und späteren brandenburgischen Residenten zu London, Legationsrath de Larrey, von der französischen Colonie zu Berlin. Die Ehe, die so unglücklich ausfiel, wie es bei den bekannten Umständen zu erwarten war, blieb kinderlos und G. hinterließ seine Wittwe in sehr bedrängten Verhältnissen. Charakteristisch für Gundling's Herrn ist es, daß er dessen erbittertstem Gegner, dem Historiographen David Faßmann, den Auftrag ertheilte, die Leichenrede bei seiner Bestattung zu halten. Es spricht für G., daß Faßmann darin dem Todten gegenüber das Geständniß ablegt, daß er nicht nur durch seine schriftstellerische Thätigkeit, sondern auch durch seine Stellung am Hofe manches Gute und Nützliche gesucht und bewirkt habe, während seine Schwächen von Anderen mißbraucht und übertrieben worden seien. Einst soll G. sich, in einer vertraulichen Unterhaltung über sein trauriges Lebensgeschick mit einem Officier, etwa folgendermaßen geäußert haben: „Ich habe mir viel Mühe gegeben, um in der Welt mein Glück zu machen, und es ist mir herzlich sauer geworden, ein Stückchen Brod zu finden. Hier habe ich es nun in Berlin gefunden. Daß ich so behandelt werde, fällt auf den, der es thut; also muß ich zufrieden sein und mich in mein Schicksal in Geduld finden."

Vgl. über G. neben den bezüglichen Acten des Geh. Staatsarchives zu Berlin D. F. (aßmann's) Parentatio etc., Berlin 1731, 4⁰. u. Leben und Thaten Jakob Paul Freiherrn v. G. ꝛc. Berlin 1795. Isaacsohn.

Gundling: Nicolaus Hieronymus G., geb. am 25. Febr. 1671 in dem nürnbergischen Dorfe Kirchsittenbach, ist der Sohn des gelehrten Predigers Wolfgang G., welcher 1689 zu Nürnberg starb und älterer Bruder des zu trauriger Berühmtheit gelangten Jacob Paul Baron v. G. Nachdem er in Altorf, Jena, Leipzig Theologie studirt und 1695 pro licentia zu Altorf disputirt hatte, lebte er einige Jahre als Candidat des Predigtamtes in Nürnberg. Das Jahr 1699 führte ihn als Hofmeister junger Adelichen nach Halle, wo Thomasius, der dort den Mittelpunkt des geistigen Lebens bildete, ihn bestimmte, sich der Jurisprudenz und der akademischen Laufbahn zuzuwenden. 1703 empfing er die juristische Doctorwürde und begann Vorlesungen über Jurisprudenz, Philosophie, Geschichte und Rhetorik, deren glänzender Erfolg ihm schnelle Beförderung zu akademischen Aemtern sicherte. 1705 ward er zum außerordentlichen, im folgenden Jahre zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt; 1707 übernahm er dazu die Professur der Beredsamkeit, trat dann als Professor des Natur- und Völkerrechts in die juristische Facultät ein, erhielt in Anerkennung seiner theologischen Gelehrsamkeit das Amt eines Consistorialraths und ward später zum königl. preußischen Geheimen Rath ernannt. So glänzend seine äußeren Erfolge, so unerfreulich waren seine häuslichen Verhältnisse. Seine Ehe mit der schönen und leichtfertigen Tochter des Consistorialraths L. G. Kraut, aus der 4 Kinder stammten, war die Quelle ärgerlicher, beschämender Erlebnisse und übelster Nachreden. Indeß ließ er sich lebenslang den guten Humor nicht stören; er fand seine Freuden im Sammeln und Genießen seiner Bücherschätze, am Schreibtische, auf dem Katheder und in munterer Gesellschaft. Als er im J. 1729 das Prorectorat bekleidete, befiel ihn eine Krankheit, der er am 9. December erlag. — Mit einer ihrem Umfange nach staunenswerthen Gelehrsamkeit verband G. die Kunst gewandter und ansprechender Darstellung, Witz, Erfindung und treffendes Urtheil — glänzende Gaben, die ihn als Gelehrten und Lehrer seinen berühmten Collegen Thomasius, den beiden Stryck, Ludewig, J. H. Böhmer und Chr. Wolf ebenbürtig an die Seite stellten. Nettelbladt (Hall. Beitr. 2, 404) nennt ihn „den unsterblichen JCtus, Historicus und Philosophus" — und doch hat er

in keiner von diesen Qualitäten umfassende, bahnbrechende Leistungen aufzuweisen. Aber ähnlich wie Thomasius, dehnte er seine wissenschaftliche Thätigkeit über die verschiedensten Gebiete aus und wo er das Wort nahm, wirkte er anregend und fördernd. Unermüdlich war er in der Publication von Abhandlungen, die theils einzeln, theils in fortlaufenden Sammlungen erschienen: „Otia", 1706, 1707. „Observationes selectae", 1707. „Gundlingiana" von 1715 bis zu seinem Tode in 44 Stücken, denen 1732 das 45. aus seinem handschriftlichen Nachlaß hinzugefügt wurde. Bezeichnend aber sagt der Herausgeber, daß sich in diesem sonst Nichts vorgefunden habe: „denn sein munterer Geist schien ihm nicht zuzulassen, im Vorrath Etwas anzufertigen". „Noch nie", sagt ein anderer Zeitgenosse, „hat ein ernsthafter Witz und eine gründliche Gelehrsamkeit sich besser mit einem lustigen und aufgeweckten Kopf vertragen; ihm lacht die Freude, der Verstand und ein jovialisches Wesen aus den Augen", und seine zahlreiche Zuhörerschaft war der Meinung, oft dann am meisten zu lernen, wenn er die Vorbereitung zum Colleg versäumt hatte und nach Laune und Einfällen den reichen Schatz seines Wissens auskramte. Stand seine Vielwisserei und Vielgeschäftigkeit dem Gelingen größerer Erfolge im Wege, so waren sie desto ergiebiger für die Untersuchung historischer, namentlich auch litterärgeschichtlicher und staatsrechtlicher Einzelfragen, sowie für Kritiken, die er zum Theil in der von ihm (vom 13.—40. Stück) redigirten „Hallischen Neuen Bibliothek" publicirte. Und wenn sein College Ludewig ihn einen „Bagatellisten" nannte, so hat G. sich diesem Rivalen gegenüber das Verdienst erworben, die von ihm aufgebrachten willkürlichen Hypothesen in Staatsrecht und Geschichte erfolgreich zu bekämpfen. (Vgl. z. B. seine Abhandlung „De Henrico Aucupe", 1711.) Ein Unternehmen größeren Stils begann G. 1723 mit seinen „Digesta", einem Lehrbuch, das nach Ordnung der Pandecten das Naturrecht, das römische und das deutsche Recht neben einander darstellen sollte. Allein von diesem brauchbaren Compendium ist nur das erste Bändchen (bis Dig. 6, 1) erschienen. Auch sein letztes Werk „Politica" blieb unvollendet. Dagegen erschienen seine Compendien der Logik, der Ethik, des Natur- und Völkerrechts in mehreren Auflagen. Ein Verzeichniß der bei seinen Lebzeiten publicirten Schriften ist im 45. Stück der „Gundlingiana" enthalten. Nach seinem Tode aber sind nicht nur Sammlungen kleinerer zerstreuter Schriften, sondern auch zahlreiche und umfängliche „Discurse" Gundling's nach Collegienheften herausgegeben — unter diesen das dickleibige „Collegium historico-literarium oder Discurs über die fürnehmsten Wissenschaften" mit einem Nachtrage, Gundling's Leben, Register rc. enthaltend von C. F. H., 3 Bde. 4°, 1738, 1742. Ein Catalog von Gundling's ansehnlicher Bibliothek erschien 1741.

Vgl. v. Loen, Kleine Schriften 1, 218 f. Niceron's Nachrichten von Rambach 16, 117 f. Will-Nopitsch 1, 584 f., 5, 441 f. Pütter, Litt. d. t. Staatsrechts 1, 352 ff. Stintzing.

Gundobad, König der Burgunden, 473—516, Sohn des Königs Gundik, 438(?)—473, Bruder von Hilperik (473—492), Godegisel, (473—500) und des älteren Godomar, der von dem jüngeren Godomar, 524—532 (s. den Art.) wohl zu scheiden ist: dieser ältere Godomar wird nach dem Tode des Vaters nicht mehr genannt, insbesondere nicht bei der Theilung des Reiches unter seine drei Brüder, deren Hauptstädte zweifelig sind: vielleicht residirte Hilperik zu Lyon, G. zu Vienne, Godegisel zu Genf. Die Burgunden hielten damals in dem wirren Kampfe der Römer mit Westgothen und anderen Germanen in Südfrankreich zu Rom. G. erhielt am 23. October 472 von Kaiser Olybrius die Würde eines „Patricius" und trug 473, vielleicht in Italien verweilend, zur Erhebung des Glycerius bei, welcher dann Hilperik die von Gundik bis zu seinem

Tode bekleidete Stellung eines magister militum übertrug. Während der Kämpfe zwischen Odovakar und Theoderich in Italien 487—489 machte G. einen Einfall in Italien: man streitet, zu Gunsten welches der beiden Gegner? Jedesfalls vor Allem in eigenem Interesse: er plünderte und führte Gefangene fort. Gewiß war aber das Unternehmen nicht gegen Theoderich gerichtet: gleich nach dessen Sieg (Februar 493), im Frühjahr 494 wird dessen Tochter Ostrogotho mit Gundobad's Sohn, Sigismund, vermählt: eine Gesandtschaft Theoderichs, bestehend aus dem greisen Bischof Epiphanius von Pavia und Bischof Victor von Turin (in Begleitung des Ennodius, welchem wir den Bericht über diese Vorgänge in seiner Lebensbeschreibung des Epiphanius verdanken), begab sich zu G. nach Lyon und erwirkte die unentgeltliche Freilassung aller aus Ligurien fortgeführten Gefangenen — 6000 an der Zahl, in Lyon allein an Einem Tage 400 —: nur für die aus anderen Landschaften mitgenommenen Gefangenen wurde Lösegeld gefordert. Offenbar kann der König nur über die auf seinen Beutetheil fallenden Gefangenen verfügen, seinen Burgunden aber die daraus Verknechteten nicht ohne Beschluß des Reichstags wieder ohne Entschädigung aus dem Eigenthum nehmen: er übernahm also wol den Loskauf aus eigenen Mitteln. Sein Rath Laconius übergiebt den Gesandten die über die angeordnete Freilassung errichtete Urkunde. Godegisel zu Genf folgte dem Bruder in Bewilligung der Freigebung nach. Verhängnißvoll wurde die ungefähr gleichzeitige Vermählung von Gundobad's Nichte, Hröthehildis, der an seinem Hofe zu Lyon lebenden Tochter Hilperiks (der wol kurz vorher gestorben war), mit Chlodovech, dem noch heidnischen König der Franken. Sehr früh haben Sage und Kunstdichtung die Geschichte dieser Verlobung und die gesammte an die Braut geknüpfte Familiengeschichte mit üppiger Umrankung geschmückt zugleich und verhüllt. Schon Gregor von Tours erzählt, G. habe Hilperik mit dem Schwert getödtet, dessen Wittwe mit einem Stein um den Hals in das Wasser werfen lassen, die beiden Töchter verbannt: von denen die ältere, Saedeleuba Heröna in das Kloster getreten, die jüngere, Hröthehildis, mit Chlodovech vermählt sei, welche dann ihre Söhne zu später Rache wider G. getrieben habe. Man hat mit Grund diese ganze Mordgeschichte angezweifelt: so z. B. in der im J. 506 verstorbenen und in der Basilika des hl. Michael zu Lyon bestatteten Burgundenkönigin Karetene mit Wahrscheinlichkeit eben die Wittwe Hilperiks vermuthet. G. scheint jedoch nach dem söhnelosen Tode Hilperiks einen größeren Theil von dessen Reich an sich gerissen zu haben, als ihm nach burgundischem Recht zukam, nämlich mehr als die Hälfte: Godegisel zu Genf trat gegenüber G. in den Hintergrund und er verband sich gegen den mächtigeren Bruder mit Chlodovech, der im J. 496 das Christenthum in dem katholischen, nicht dem arianischen Bekenntniß angenommen hatte —: eine Thatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung, welche das Emporwachsen des Frankenreichs über die unterliegenden arianischen Reiche der Burgunden, West- und Ostgothen und Langobarden, sowie die geistige Ueberwindung der im Heidenthum verharrenden rechtsrheinischen Germanen zur Folge hatte. In dem Volk und am Hof der Burgunden bekämpften sich das arianische Bekenntniß und die eifrige katholische Propaganda: die katholischen Bischöfe, zumal der geistig sehr bedeutende, auch mit Chlodovech wichtigen Briefwechsel pflegende Avitus von Vienne, betrieben unablässig ihre Bemühungen, den König zu ihrem Bekenntniß herüber zu ziehen: G. mochte wol erkennen, daß er dadurch der drohenden Politik der Franken die gefährlichste Waffe aus der Hand genommen haben würde: er schwankte: nach einer Versammlung der katholischen Bischöfe zu Lyon (August 499), berief der König Vertreter beider Confessionen zu einem großen Religionsgespräch in seinen Palast (2. und 3. September): er erklärte den Ausgang für unentschieden, während sein

Sohn Sigismund bereits völlig den Katholiken zuneigte. Im nächsten Jahre (500) griff Chlodovech, mit Godegisel verbündet, G. an, der, bei Dijon geschlagen, nach Avignon entfloh — die Belagerung daselbst durch ein fränkisches Heer und die Beendigung des Krieges mit Chlodovech durch Vertrag ist immerhin möglich, wenn auch die Gestalt des klugen Rathgebers Gundobad's, des Aredius, und seine Listen sagenhaft sind. — Aber nach Abzug der fränkischen Hauptmacht überfällt G. mit rasch gescharten Truppen seinen feindlichen Bruder zu Vienne, erobert die Stadt durch Hülfe des (wegen der Nahrungsnoth mit dem ärmeren Volk ausgetriebenen) Baumeisters der Wasserleitung — ein Zug, der keineswegs nothwendig sagenhaft sein muß — und tödtet ihn, sowie die römischen und burgundischen Großen, welche auf Chlodovechs Seite getreten waren; eine zu Vienne mit gefangene fränkische Hilfsschar aber schickt er zum Westgothen-König Alarich II., seines Sohnes Schwager, nach Toulouse, vielleicht als Geiseln für friedliches Verhalten Chlodovechs. Der König näherte sich nach diesem Erfolge der katholischen Partei — (daß seine beiden Söhne, Godomar und Sigismund (496—499), nun offen zum Katholicismus übertraten, konnte doch nicht ohne seine Zustimmung geschehen) — und Chlodovech, mit welchem er, zwischen 501 und 506, bei Auxerre, also auf burgundischem Gebiet, an der Mündung des kleinen Flusses La Cure in die Yonne, eine Zusammenkunft hatte: sehr thöriger Weise verband sich nun G. anstatt mit dem großen Theoderich und mit den Westgothen, seinen Glaubensgenossen, den Allen gefährlichen fränkischen Feind nieder zu halten, selbst mit diesem zu gemeinsamem Angriff auf die Westgothen, seine natürlichen nächsten Stützen. Im J. 507 betheiligte sich G. an dem katholischen Kreuzzug Chlodovechs gegen die arianischen Westgothen: das burgundische Heer unter den beiden Königssöhnen zog vom Osten her durch die Auvergne (auf Limoges, wo eine Burg Idunnus genommen wurde; aber es ist zweifelhaft, ob zu dieser Zeit) den Gothen in die rechte Flanke, während Chlodovech vom Norden her über die Loire drang. Nach der Niederlage und dem Tode Alarichs II. (bei Voulon) am Clain zog G. 508 gegen Narbonne, — ob er im J. 507 bei dem Heere war und ob dieses am Clain mit focht, ist nicht zu ermitteln — eroberte die Stadt und vertrieb Gesalich, den Bastard Alarichs, der von einer Partei zu dessen Nachfolger erhoben worden war: darauf belagerten Burgunder und Franken gemeinsam Arles, jedoch vergeblich: die feste Stadt widerstand länger als ein Jahr (von Juli 508 bis Ende 509 oder Anfang 510), bis endlich die spät eintreffende Hilfe der Ostgothen sie befreite: Theoderichs Feldherr, Herzog Ibba, schlug die vereinten Feinde bei Arles entscheidend aufs Haupt und entriß den Burgunden alle ihre Eroberungen wieder, namentlich Narbonne: aber auch alte burgundische Besitzungen, zumal das wichtige Avignon, gingen an die Ostgothen verloren: das Bündniß mit den Franken war dem Burgunder sehr übel gediehen. Aus den letzten sechs Regierungsjahren Gundobads (er starb im J. 516, vor dem 8. März) ist nichts Erhebliches mehr überliefert. Daß er insgeheim zum Katholicismus übergetreten sei, ist eine wenig glaubhafte Ueberlieferung Gregors von Tours. G. hat, wahrscheinlich vor 501, die nach seinem Namen benannte Lex Gundobada (Loi Gombette, Lex Burgundionum) aufzeichnen lassen, eine Codification burgundischen Rechts aus Gesetzen der Vorfahren und eigenen, mit starker Aufnahme römischer Rechtselemente, anzuwenden auf Processe zwischen Burgunden und auch zwischen Burgunden und Römern, welch letztere sonst nach römischem Recht lebten. Das Gesetz, ursprünglich liber constitutionum genannt, in 105 Titeln, ohne systematische Anordnung stats-, straf- und privatrechtliche Normen an einander reihend, hatte besonders den Zweck, die Verhältnisse zu den Römern in sehr schonender Weise zu ordnen. Es wurde von Gundobad's Sohn und Nachfolger

Sigismund (s. den Artikel) 517 neu gestaltet publicirt. Wahrscheinlich rührt auch noch von G. her die nach 506 publicirte „Lex Romana Burgundionum“, welche für die im Reiche lebenden Römer einen zusammenstellenden Auszug römischer Rechtsquellen gewährte. Früher nannte man diese Lex vermöge eines Mißverständnisses „Papian“: ältere Handschriften enthielten die Lex rom. Burg. nach der Lex Romana Wisigothorum: diese endigt mit einer Stelle aus Papinian und man hielt diese Schlußstelle für den Anfang und Titel der Lex Rom. Burgundionum. Die Quellen der Lex Rom. Burgundionum waren die Codices Gregorianus, Hermogenianus, Theodosii, dann Gajus, Constitutionen des Theodosius, Novellen späterer Kaiser, die Sententiae receptae des Paulus, das westgothische Breviar und auch die Lex Burgundionum. Die Handschriften schwanken zwischen 46 und 48 Titeln.

S. den Art. Godomar. — Außerdem v. Savigny, Gesch. d. röm. R. im M.-A. II. 2. Aufl., Heidelberg 1834. Bluhme, Praefatio zu seiner Ausgabe beider Gesetze in Pertz, Monum. Germ. hist. Legg. III., Hannover 1863. Stobbe, Gesch. der d. Rechtsquellen I. 1, Braunschweig 1860. Dahn, Die Könige der Germanen V, Würzburg 1870. Felix Dahn.

Gunesch: Andreas G., Verfasser mehrerer Schriften geschichtlichen Inhalts, geb. zu Hermannstadt in Siebenbürgen 1648, † ebenda am 27. Decbr. 1703 als Stadtpfarrer von Mühlbach. Nach Absolvirung des Gymnasiums zu Hermannstadt reiste er 1669 nach Deutschland, um sich zum Dienste in Kirche und Schule vorzubereiten, und wurde am 1. Juli 1670 in die Reihe der Studirenden an der Universität Wittenberg aufgenommen. 1674 kehrte er nach Hermannstadt zurück, wurde 1680 zum Pfarrer von Petersdorf, 1685 zum Pfarrer von Kelling und 1702 zum Mühlbacher Stadtpfarrer erwählt. Er mußte mit erleben, daß die Sachsen nach Wiederherstellung der Herrschaft Habsburgs in Siebenbürgen trotz der so oft bewiesenen Treue und Anhänglichkeit an das deutsche Herrscherhaus vielfach mit Mißtrauen angesehen wurden. Daher verfaßte er 1697 die „Fides Saxonum in Transylvania“, um zu zeigen, „daß die edlen Sachsen keine Wetterfahnen seien“, „sondern rechte aufrichtige Patrioten und liebe Getreuen, die da an ihrer Obrigkeit, die sie ihnen von Gott vorgesetzt achten, fest und beständig verbleiben und sich durch keinen Sturmwind der Gefährlichkeit abwendig machen lassen.“ Seine übrigen Schriften finden sich verzeichnet im II. Band des Schriftstellerlexikons von Josef Trausch. Nur eine derselben ist im Druck erschienen, die Fortsetzung der „Siebenbürgischen Geschichte“ des Johann Bethlen, welche in dem von Josef Trausch herausgegebenen „Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum“ abgedruckt worden ist. Herbert.

Gunther: David G., Verfasser zweier geistlichen Lieder, „Gott Vater in des Himmels Thron, wir bitten dich durch deinen Sohn“ und „Wir armen kleinen Kinderlein“, welche als „in der jetzigen schrecklichen Türkengefahr zu brauchen“, Breslau 1594 auf vier Blättern 4°. erschienen sind. Von dem Verfasser ist, wie es scheint, näheres nicht bekannt. Goedeke nennt ihn Günther.

Vgl. Goedeke S. 275. Wackernagel V, S. 323. l. u.

Günther XXI. von Schwarzburg, erwählter römischer König, geb. 1304, † den 18. Juni 1349, der Sohn Heinrich des XII. (VII.) aus der älteren Blankenburger Linie, wurde auf dem festen Blankenburg (jetzt Ruine „Greifenstein“) in Thüringen geboren. Seine Mutter Christine, wahrscheinlich geborne v. Querfurt. Ueber seine Jugend ist uns nur wenig überliefert, doch erfahren wir, daß neben den ritterlichen Uebungen, denen er sich mit großem Eifer hingab, auch seine geistige und religiöse Ausbildung nach Maßgabe damaliger Zeit gefördert wurde. Als Lehrer in Sprachen und Wissenschaften, wie als der Brüder gemeinschaftlicher Erzieher wird ein gelehrter Geistlicher, Meister Fro=

winus, genannt. Da Günther's älterer Bruder sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, verwaltete er mit seinem Bruder Heinrich nach dem 1324 erfolgten Tode des Vaters die Besitzungen gemeinschaftlich, welche er überdieß mit weiteren Erwerbungen vermehrte, so daß viele Güter und Rechte längs der Schwarza, Saale, Gera und Unstrut zu seiner Herrschaft gehörten. Im J. 1330 wurde eine Erbtheilung vorgenommen und Graf G. bekam auf seinen Theil Schloß und Stadt Blankenburg, wie auch den vierten Theil von Saalfeld. Um diese Zeit und bis zum J. 1332 besaß er auch noch die halbe Stadt Jena gemeinschaftlich mit seinem Bruder. Er vermehrte aber seine Besitzungen ansehnlich. So erkaufte er nebst seinem Bruder 1331 das Schloß Windberg bei Jena von den Burggrafen von Kirchberg, 1332 den Hersfeld'schen Antheil der Stadt Arnstadt. Als 1337 sein Bruder Heinrich gestorben war, besaß G. mit dessen Söhnen Günther und Heinrich die Grafschaft. 1339 erkaufte er die Stadt Schlotheim, Schwalbenborn, Mehlra und halb Mehrstedt von den Grafen von Hohenstein und 1340 von den Grafen von Beichlingen Haus und Stadt Frankenhausen mit dem Salzbrunnen und allen Zugehörungen und Gerechtsamen, 1341 das halbe Rathsfeld als kaiserliches Lehen. G. war im Stande, bei ihm oft gesuchte Bürgschaften und Darlehen zu gewähren.

Der Ruf aber seiner Tapferkeit wurde weit über die Grenzen seiner Besitzungen hinausgetragen. In der damaligen Lage des deutschen Reichs, welches durch Kämpfe verschiedener Art, theils der Gegenkönige wider einander, theils der weltlichen wider die geistliche Macht beunruhigt war, hielt G., wie sein Vater, treu zum Kaiser Ludwig, auch dann noch, als der Papst den Bann über diesen und seine Anhänger ausgesprochen hatte, obgleich manche dadurch erschreckt vom Kaiser sich zurückzogen. Als G. 1330 bei seiner Anwesenheit in München vom Kaiser, dem Günther's Talente und vorzüglich dessen Tapferkeit nicht entgangen waren, die Lehen über Schloß und Stadt Blankenburg und über die dazu gehörige Grafschaft, sowie über den vierten Theil der Stadt Saalfeld, wie über alle Burgen und Güter, die von seinem Oheim auf ihn fallen würden, empfing, erhielt er auch die Würde eines kaiserlichen Raths und Kriegsobersten. Deshalb wurde er nicht nur bei verschiedenen Unterhandlungen und Staatsangelegenheiten, besonders während seines fünfjährigen Aufenthalts am kaiserlichen Hofe (1334—39) gebraucht, sondern er wohnte auch den Feldzügen in der Mark Brandenburg bei, mit welcher Kaiser Ludwig seinen ältesten Sohn nach Abgang der Markgrafen von Brandenburg aus dem ascanischen Stamme beliehen, leider auch sich und seinem Sohne einen langwierigen Krieg mit den benachbarten Fürsten zugezogen hatte. Außerdem hatte er 1334 den Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg, in einer Fehde gegen die Erfurter unterstützt und 1339 mit den Grafen von Hohnstein ein Schutzbündniß geschlossen. Um das Jahr 1341 sehen wir ihn das wichtige Amt eines Landfriedensrichters in Thüringen bekleiden. Doch hinderte ihn das nicht, im Geiste seines Zeitalters an dem Herzoge Albrecht von Mecklenburg geradezu einen Landfriedensbruch zu verüben. Dieser merkwürdige Act der Selbsthülfe bestand darin, daß er den vom Könige von Schweden und Norwegen Magnus II. Smek an den Kaiser Ludwig gesandten Herzog, der einer von seinem Vater schon eingegangenen Verbindlichkeit gegen die Schwarzburger ebensowenig, wie jener, nachzukommen gedachte, — auf seinem Wege in der Nähe von Blankenburg überfiel und nach Ranis in Gefangenschaft setzte. Trotz aller zwischen dem Kaiser Ludwig und dem Schwedenkönige deshalb gepflogenen Verhandlungen entließ er den Gefangenen erst spät seiner Haft. — 1342 schlichtete er in des Kaisers Auftrag an der Spitze einer Heerschaar die obwaltenden Streitigkeiten zwischen den verbündeten Städten Hamburg, Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswald gegen Holstein

und Schweden, sodaß 1343 der Friedensvertrag zu Helsingborg abgeschlossen werden konnte. In die langwierigen, verwickelten und gegenseitig mit großer Erbitterung geführten Thüringer Fehden 1342—45 zwischen den Grafen von Orlamünde, Herren zu Weimar, Friedrich II. und Hermann VIII. und dem Landgrafen Friedrich von Thüringen wurde er naturgemäß, leider zum großen Nachtheile des Landes, verwickelt. In das J. 1346 fällt der mit seinen Vettern geschlossene Familienvertrag, den Besitz Arnstadt's betreffend und 1347 berathet er mit dem Landgrafen Friedrich in Eisenach über mehrere seine Unterthanen berührende wichtige und vortheilhafte Einrichtungen. Ein Vertrag sicherte den Schutz der Landstraßen, des Frankenhauser Salzhandels u. A.

Nach Kaiser Ludwigs Tode blieb G. den Wittelsbachern treu, daher er, als Karl IV. in die Mark Brandenburg einfiel und mit Hülfe des falschen Waldemar Ludwig den Brandenburger beinahe ganz daraus vertrieb, dennoch streitend und rathend bei diesem aushielt. Dadurch und durch Günther's früheres Leben, in dem er stets einen unerschrockenen Muth, eine starke Faust gezeigt und in den schwierigsten Verhältnissen große Umsicht und Klugheit entwickelt hatte, wird es leicht begreiflich, daß die Wittelsbacher bei ihrem Bestreben, Karls Macht durch Aufstellung eines Gegenkönigs zu brechen, auch zu Graf G. gelangten, von dessen patriotischer Gesinnung, Tapferkeit und Abneigung gegen den Papst sie schon so viele Proben kannten. Einige mächtigere Fürsten: König Eduard von England und Markgraf Friedrich von Meißen, hatten die angebotene Krone zurückgewiesen. Graf G. XXI. von Schwarzburg wurde gewählt. Heinrich, Erzbischof von Mainz, bezeichnet ihn als einen „rechtgläubigen, edlen, mächtigen und besorgten Mann, der durch tugendhaften Wandel vielfach empfehlenswerth, geschickt sei, des Reiches Rechte zu handhaben, zu schirmen, zu bessern und in Frieden zu fördern.“ G. gab seine Einwilligung zur Wahl erst, nachdem die Kurfürsten versprochen hatten, öffentlich und feierlich zu erklären, daß der Kaiserthron erledigt sei und daß die Mehrzahl derjenigen Fürsten, die durch feierlichen Beschluß als rechtmäßige Wähler anerkannt würden, ihn ohne Bestechung („ohne einige Simonie“) zu diesem Stande berufen und erwählen würden. Die Vorwahl fand am 1. Januar, die feierliche Wahlhandlung erst am 30. deff. Mon. statt. Für G. stimmten der Erzbischof Heinrich, Markgraf Ludwig von Brandenburg, Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg und die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht. Auf des Gegners Seite standen Gerlach von Nassau, Herzog Albrecht von Oesterreich, Erzbischof Balduin von Trier, Landgraf Friedrich von Thüringen. die Herzöge Rudolf und Otto von Sachsen. Frankfurt öffnete, wie einst nach Ludwigs Wahl, ohne langen Verzug die Thore, nachdem die Bürger gegen die Fürsten vergeblich geltend gemacht hatten, der Gewählte müsse erst 45 Tage vor der Stadt abwarten, ob nicht ein Gegner auftrete. Am 6. Februar hielt G. seinen feierlichen Einzug und wurde in der St. Bartholomäuskirche vom Erzbischof von Mainz in Gegenwart der genannten Kurfürsten und anderer Fürsten und Herren geweiht. Am 8. Februar huldigten die Bürger, G. empfing die Reichskleinodien und leistete den Eid. Da es nun galt, die neu betretene Laufbahn rühmlichst zu behaupten, übertrug er die Regierung über die heimischen Besitzungen seinen Schwägern, den Grafen Heinrich, Dietrich, Bernhard und Ulrich von Hohnstein, um gegen Karl, dem hohe Geburt, Reichthum und Ansehen der Kirche zur Seite stand, eine schnelle Entscheidung, sei es durch das Schwert, herbeizuführen. Den ihm sich bietenden Schwierigkeiten trat er muthig entgegen. Aber auch Karl hatte Mittel gefunden, die Macht Günther's von vornherein zu untergraben. Er hatte Günther's Neffen, Heinrich und Günther, bereits für sich gewonnen, ferner sich im Monat März mit Anna, der Tochter des Pfalzgrafen Rudolf, vermählt, wodurch auch dieser auf Karls Seite gezogen

wurde; die übrigen baierischen Prinzen aber fingen deshalb auch an, wankelmüthig zu werden. Auf die von Karl zu gütlichen Unterhandlungen ergangene Einladung weigerte sich G. einzugehen, päpstliche Drohung wies er mit Ernst zurück, wie er auch die von den in Mainz versammelten Fürsten an ihn gelangte Einladung nach Speyer, woselbst eine Aussöhnung zwischen beiden Gegnern angebahnt werden sollte, ohne Antwort ließ. Karl sah sich also genöthigt, zu rüsten und zog ein Heer zwischen Speyer und Worms zusammen. Da erkrankte G. noch vor seinem Abzuge von Frankfurt und zwar so bedenklich, daß eine Genesung mehr als zweifelhaft erschien. Die Zeitgenossen glaubten an Vergiftung durch den von Günther's gegnerischer Partei zu dieser Frevelthat gewonnenen Arzt, Meister Freidank, und die Volksmeinung blieb dabei. Der Verdacht mußte den Gegner treffen. Allein, wenn auch ältere und neuere Geschichtsschreiber erzählen, G. sei durch Gift umgekommen, so wird mit Recht geltend gemacht, daß schon das Abweichende in ihren Erzählungen Zweifel erregen muß. Mit historischer unzweifelhafter Gewißheit ist bis jetzt die Thatsache nicht festgestellt worden. Trotz seiner schweren Erkrankung ließ G. den Muth nicht sinken und zog vielmehr dem König Karl bei Eltvil im Rheingau entgegen, welcher den Erzbischof Heinrich aus dieser Burg zu vertreiben suchte. G. griff hier Karl so herzhaft an, daß es ihm beinahe gelungen wäre, denselben gefangen zu nehmen. Indeß die fortwährend zunehmende Schwäche, die Vorahnung seines nahen Todes, dazu die von ihm bemerkte wankende Treue Ludwig des Brandenburgers, der von Karl selbst ausgesprochene Wunsch nach Versöhnung, endlich der Hinblick Günther's auf seine unglückliche Familie, für welche er noch einigermaßen zu sorgen wünschte, — dies Alles ließ ihn nach langer Weigerung im Angesichte des Todes bereit finden, zu Gunsten Karls dem Kaiserthrone zu entsagen. Der Vertrag wurde den 26. Mai 1349 im Lager vor Eltvil abgeschlossen. Gegen eine Entschädigung von 20000 M. Silber für aufgewandte Kosten, wozu noch 1200 M. für anderweit veranlaßte Ausgaben hinzukamen, ferner gegen die Zusage von Verzeihung und Schutz für Diejenigen, welche zu ihm gehalten hatten, trat er vom Kampfe um das Reich zurück. Später vertauschte er auch den Königsnamen wieder mit dem des Grafen. Bis zur Bezahlung der Summe setzte Karl Burg und Stadt Gelnhausen, den Zoll zu Mainz oder Oppenheim und die Städte Goslar, Nordhausen und Mühlhausen ein. Unmittelbar nach abgeschlossenem Vertrage ließ sich G. nach Frankfurt zurückbringen, wo der Tod am 18. Juni sein kurzes, thatenreiches Leben beschloß. Sein Leichnam wurde in der St. Bartholomäus-Stiftskirche mit kaiserlichen Ehren bestattet. Auch Karl wohnte nebst allen anwesenden Kurfürsten und Fürsten dem Traueracte bei. Sein Grabmal ist daselbst noch zu sehen, nur hat es auf Befehl Karls VII. 1743 die liegende Stellung mit einer stehenden vertauschen müssen. Man stellte es neben der Thür auf, die zur ehemaligen Wahlcapelle führt. Günther's Gemahlin war Elisabeth von Hohenstein. Er hinterließ fünf Kinder, einen Sohn und vier Töchter. Sein Sohn Heinrich, von Kaiser Karl im Besitze der schwarzburgischen Grafschaft bestätigt, starb kinderlos 1357 und mit ihm erlosch der männliche Stamm des Königs G. und Diejenigen, welche den alten Namen der nun gefürsteten Grafschaft bis jetzt inne haben, sind Nachkommen von Günther's frühe verstorbenem Bruder Heinrich.

In dem Taschenbuche der Geschichte u. Topographie Thüringens, 2. Thl.: Günther von Schwarzburg, erwählter römischer König, dargestellt von F. L. Hoffmann, Rudolstadt 1819, sind alle früheren auf die Geschichte König Günther's bezüglichen Quellen bis zum J. 1819 verzeichnet und zwar 1) chronologisches Verzeichniß der Urkunden, denen indeß jetzt noch manche beizufügen sind; 2) die gleichzeitigen Chronisten; 3) Biographien Günther's; 4) allgem.

schwarzburg. Geschichtsbücher, vorzüglich die Chronik des Jovius; 5) andere darauf bezügliche Schriften. Außerdem sind noch zu vgl.: Junghans, Gesch. der schwarzburgischen Regenten, Leipzig 1821, S. 75—106; H. A. Erhard, Die Königswahl Günther's von Schwarzburg mit ihren Ursachen und Folgen — in der Zeitschrift für vaterländ. Geschichte und Alterthumskunde; herausgegeben von dem Verein ꝛc. Westfalens durch Erhard und Rosenkranz, 11. Bd., Münster 1849, S. 193 ff.; Römer-Büchner, König Günther's von Schwarzburg Tod, Grabdenkmal in der Bartholomäuskirche und die von Schwarzburg empfangenen Frankfurter Reichsgelder, Frankfurt a/M. 1856; desselben Grabmal König Günther's von Schwarzburg. Frankfurt. Conversationsblatt 7. 8. Septbr. 1858; Uetterodt, Günther, Graf von Schwarzburg, erwählter deutscher König. Leipzig 1862. — Günther's Leben und Schicksal wurde vielfach zum Gegenstand poetischer und dramatischer Bearbeitungen gewählt.

Anemüller.

Gunther, Bischof von Bamberg, † am 23. Juli 1065, aus einer angesehenen, edlen und reichbegüterten, wahrscheinlich in der Mark Oesterreich angesessenen Familie stammend, empfing seine Bildung in der Bamberger Schule, die sich gleich nach der Begründung des Bisthums durch Heinrich II. des besten Rufes erfreute, und gehörte später als Canonicus dem Bamberger Domcapitel an. Bei Heinrich III. muß er in großer Gunst gestanden haben. Im J. 1054 wurde er von demselben zum Vorsteher der italienischen Kanzleiabtheilung ernannt; in ziemlich vielen Urkunden des Kaisers wird er als Fürbitter erwähnt; vom Februar bis November 1055, vor dem zweiten Zuge Heinrichs nach Italien und während desselben, fungirte er als Königsbote und Vorsitzender im Hofgericht; und als eine Belohnung für die geleistete Dienste ist die Urkunde vom 20. November 1055 anzusehen, durch welche ihn Heinrich mit einem Gute in der Mark Oesterreich beschenkte. Schon in Bamberg, wo der nachmalige Erzbischof Anno von Köln eine Zeit lang die Stiftsschule leitete, und später in der Kanzlei war G. mit diesem einflußreichen und mächtigen Manne bekannt geworden. Als nun Heinrich III. 1056 gestorben war — G. soll in diesem Jahre eine merkwürdige Vision gehabt haben, welche man auf den so schnell danach erfolgenden Tod des Kaisers und vieler Fürsten deutete — behielt G. auch unter der Regentschaft der Kaiserin Agnes sein Kanzleramt bei, wurde aber schon Ostern 1057, wie man mit Recht vermuthet hat, auf die Verwendung Anno's zum Nachfolger des am 14. Februar verstorbenen Bischofs Adalbert von Bamberg ernannt. Von dem Eifer, den er in seinem neuen Amte entfaltete, zeugen die Acten einer Synode, die G. am 13. April 1059 (1058?) zu Bamberg abhielt; aufs energischste nahm er den Kampf gegen die in seiner Diöcese noch vorhandenen Reste des Heidenthums, wie sie sich namentlich unter den slavischen Bewohnern derselben, den sogen. Main- und Rednitzwenden erhalten hatten, auf, indem er gegen die Ehen in verbotenen Verwandtschaftsgraden und gegen die Verweigerung des Zehnten streng einschritt. Ebenso entschieden wahrte er die Rechte seiner Kirche gegen die Ansprüche Würzburgs auf den Zehnten von gewissen, Bamberg gehörigen Novalländereien. Bei diesem Streben, Güter und Rechte seines Bisthums zu behaupten und zu mehren, gerieth der streitbare Bischof dann freilich in mancherlei Händel. Mit den benachbarten Grafen Hermann, dem Gründer des Klosters Banz, und Gozwin von Höchstädt an der Aisch wurde er aus uns unbekannter Veranlassung in eine erbitterte Fehde verwickelt, in Folge deren das Bisthum durch vielfache Räubereien und Gewaltthaten heimgesucht wurde, und auch mit der Kaiserin-Regentin stand er nicht lange in gutem Einvernehmen. In den ersten Jahren seiner bischöflichen Waltung zwar erwirkte er von der mit derlei Gunstbezeugungen so

freigebigen Agnes zahlreiche Schenkungs- oder Bestätigungsurkunden; beachtenswerth erscheint dabei namentlich der Werth, den G. auf die Hebung des Handels und Verkehrs in den seinem Bisthum gehörigen Städten legte, wovon die Erwerbung des Markt-, Münz- und Zollrechtes für Hersbruck an der Pegnitz (1057), Villach in Kärnthen (1060) und Fürth (1062) Zeugniß ablegte. Bald aber gerieth er in einen ernsten Conflikt mit der Kaiserin, dessen Ursache wol nicht allein die Weigerung derselben, der Bamberger Kirche gewisse ihr entzogene Güter zurückzuerstatten gewesen ist, sondern die mit der allgemeinen, namentlich auch von Anno getheilten Mißstimmung gegen das vormundschaftliche Regiment der Agnes und ihres Günstlings Heinrich von Augsburg zusammenhängen muß. G. klagt in einem uns erhaltenen Briefe an den Erzbischof von Köln, daß die Kaiserin in seiner Abwesenheit seinen guten Namen durch unwahre Anschuldigungen antaste und ihm bei seinem letzten Besuche am Hofe die Erlaubniß, seine Unschuld zu erweisen, verweigert habe; endlich im J. 1062 kam es zu offenem Bruch zwischen der Regentin und dem Bischof; mit Feuer und Schwert sollen sie nach einem allerdings aus späterer Zeit stammenden Bericht gegen einander gewüthet haben. Inwieweit diese Fehde auf den Plan Anno's, das Regiment der Kaiserin zu stürzen, eingewirkt hatte, und inwieweit etwa G. an der Entführung des jungen Heinrich IV. zu Kaiserswerth (Ostern 1062) betheiligt war oder wenigstens darum gewußt hat, läßt sich nicht entscheiden: daß er Vortheile daraus gezogen hat, zeigen die Privilegien, die er sich schon im Juli 1062 von der Reichskanzlei ausstellen ließ. Nachdem G. mit Hülfe eines reichen Bürgers Eberhard und eines Grafen Reinold (von Wolfsberg?) im J. 1063 in dem am rechten Ufer der Rednitz belegenen Theile von Bamberg, der sogen. Teuerstadt, das Collegiatstift von St. Gangolf begründet und dotirt hatte, schloß er sich im Herbst 1064 der Wallfahrt nach dem heiligen Lande an, welche von dem Erzbischof Siegfried von Mainz angeführt wurde; neben dem Drange, die heiligen Stätten zu besuchen, der in jener Zeit so mächtig war und wenige Jahrzehnte später die gewaltige Bewegung der Kreuzzüge hervorrief, mag ihn auch die Unzufriedenheit mit der Entwickelung der Dinge in Deutschland, wo Adalbert von Bremen an Anno's Stelle die Leitung der Geschäfte übernommen hatte, zum Verlassen der Heimath bewogen haben. Es war die stattlichste aller Pilgerfahrten, welche den Kreuzzügen vorangingen; außer Siegfried und G. nahmen die Bischöfe von Utrecht und Regensburg, dann viele edle Herren, im ganzen 7000 oder nach Anderen gar 13000 Wallfahrer daran Theil. G. selbst wurde auf dem Zuge der Retter seiner Begleiter, als diese noch einige Meilen von Jerusalem von einer Beduinenhorde überfallen wurden; er streckte einen der Anführer der Schaar mit einem Faustschlage nieder, nahm sieben andere mit Hülfe seiner Gefährten gefangen und konnte so die Belagerung durch die Räuber ruhig ertragen, bis der Emir von Ramlah Hülfe brachte. Am 12. April 1065 zogen die Pilger in Jerusalem ein; auf der Rückreise durch Ungarn wurde G. von schwerer Krankheit ergriffen und starb am 23. Juli in Stuhlweißenburg; sein Leichnam wurde nach Bamberg gebracht, wo ihm ein Denkmal errichtet wurde. Das schönste Denkmal dieser Kreuzfahrt aber ist das auf Gunther's Veranlassung von einem seiner Begleiter, dem Bamberger Scholastiker Ezzo gedichtete Lied von den Wundern Christi, das, obwol nicht in ganz unversehrter Gestalt auf uns gekommen, doch auch so zu den edelsten Blüthen altdeutscher Poesie gehört. — G. ist eine der anziehendsten Erscheinungen unter den deutschen Bischöfen aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Reich und hochgeboren, von wunderbarer Schönheit und Körperkraft, ausgezeichneten, vortrefflich gepflegten Geistesgaben, größter Liebenswürdigkeit im Verkehr, ward er von den meisten seiner Zeitgenossen verehrt, von Allen bewundert. Mehr Kriegsmann als Bischof,

hatte er ein lebhaftes Interesse an dem Ruhm der deutschen Heldensage: man erzählte, daß er lieber von Etzel und Amalung und anderen heidnischen Helden der Vorzeit lese als in den Werken des hl. Gregorius und Augustinus; und von seinem Interesse für die deutsche Litteratur zeugt auch sein oben erwähnter Antheil an der Entstehung der Ezzolieder.

Ausführliche Charakteristik bei Lambert zu Hersfeld 1065. Außerdem Ann. Altahenses, Berthold. und andere Annalen, sowie mehrere Briefe und Acten bei Sudendorf, Registrum II. und Jaffé, Bibliotheca V. — Giesebrecht, Kaiserzeit III.; Steindorff, Heinrich III. Bd. I. 357 ff.; Röhricht, Beiträge zur Gesch. der Kreuzzüge II. 3 ff.; Ussermann, Episc. Bambergens. S. 31 ff.

Breßlau.

Gunthar, Erzbischof von Cöln (gewählt 850, abgesetzt 863, † 873). Genau mit der Mitte des neunten Jahrhunderts tritt die bis dahin dürftige und dunkle Geschichte des Cölner Bisthums in helles Licht. G., aus vornehmem fränkischem Geschlecht, mit dem bekannten Abt Hilduin von St. Denis verwandt, bestieg den Cölner Stuhl am 20. Mai 850. Er war allem Anschein nach ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten; rühmend wird seiner in den Gedichten des Sedulius gedacht, er selbst versuchte sich in lateinischen Poesien und an den wichtigsten kirchlichen und politischen Fragen seiner Zeit erscheint er stets mit Hinkmar von Rheims in erster Linie betheiligt. Seinen Charakter hat keine Feder zu rechtfertigen versucht, und, wie die merkwürdigste, ist er auch die traurigste Erscheinung auf dem Cölner Stuhl zwischen den großen Erzbischöfen St. Cunibert und St. Bruno. In die erste Hälfte seines Pontificates fällt ein Vorspiel zu seinen später so erbitterten Streitigkeiten mit Rom. Die bereits 847 vom Papste verfügte Trennung Bremens vom Cölner Sprengel und die Vereinigung dieses Bisthums mit Hamburg fand an ihm einen entschiedenen Gegner. Erst 857 (nach anderer Annahme sogar erst 862) überließ er die Entscheidung dem päpstlichen Stuhl, und eine der ersten Amtshandlungen des neuen Papstes Nicolaus I. (seit 858) war die Bestätigung der Maßregel seines Vorgängers. In den nächsten Jahren entfaltet G. als Erzcaplan des Königs Lothar II. von Lothringen eine bedeutende politische Wirksamkeit in den mannichfach verschlungenen Streitigkeiten der fränkischen Theilreiche. Am 28. Mai 859 finden wir ihn auf der neustrisch-lothringischen Synode zu Metz, am 4. Juni als Gesandten der Könige Lothar und Karl bei Ludwig dem Deutschen in Worms, zehn Tage darauf auf der Synode von Savonieres bei Toul. Auch bei dem Friedensschluß der drei fränkischen Könige zu Coblenz (Juni 860) war er anwesend. Damals hatte Lothar bereits die ersten Schritte in jenem verhängnißvollen Ehehandel gethan, welcher ihn und seine Helfer in ein Meer von Verlegenheiten und Demüthigungen stürzte. Um sich mit seiner Geliebten Waldrada vermählen zu können, stellte er seine Gemahlin Thietberga unter der Anklage des Ehebruchs vor drei Synoden (zuerst Januar 860), erwirkte die Scheidung und ließ (862) Waldrada als seine Gemahlin krönen. Seine vorzüglichste Stütze in dieser widerlichen Angelegenheit war G. In vorderster Reihe dürften denselben politische Beweggründe geleitet haben: die Befürchtung, Lothringen möge nach dem Tode Lothar's, dessen Ehe kinderlos geblieben war, unter die Oheime Karl und Ludwig getheilt werden, wie dies ja auch später geschah. Was über persönliche Motive berichtet wird, ist entweder höchst unwahrscheinlich oder offenbar unwahr. Durch seine Parteinahme für Waldrada kam er in Conflict mit Papst Nicolaus, mit welchem er wol schon durch die bremische Angelegenheit und noch mehr durch dessen Weigerung verfeindet war, Gunthar's Bruder Hilduin als Bischof von Cambray anzuerkennen. Zwar ließen die Legaten, welche Nicolaus über die Alpen schickte, sich gewinnen, und eine Synode zu Metz (Juni 863)

bestätigte die Ehescheidung. Als aber G. mit dem schwachen Erzbischof Thietgaud von Trier die Acten nach Rom brachte, wurden sie auf einer Lateransynode (October 863) abgesetzt. Unerschütterlich blieb Nicolaus, als Kaiser Ludwig II., Lothars Bruder, ihn auf's Aergste in Rom bedrängte, und da Ludwig sich bald umstimmen ließ, mußten die beiden Erzbischöfe, nachdem Hilduin von Cambray einen maßlosen Protest in der Peterskirche niedergelegt hatte, heimkehren. Sie fanden die Stimmung gründlich verändert. Die lothringischen Bischöfe suchten die Verzeihung des Papstes nach, selbst Thietgaud enthielt sich der bischöflichen Functionen, welche G. anfänglich noch fortsetzte. Aber auch König Lothar gab klein bei, nahm Thietberga wieder zu sich und übertrug Cöln, das Absetzungsdecret vollziehend, dem Subdiacon Hugo, einem Verwandten Karls von Frankreich. So blieb auch G. nichts übrig als Unterwerfung. Ende 864 ging er nach Rom, konnte aber nicht einmal die Lösung vom Banne, geschweige denn seine Restitution erwirken. Dann eröffnete ihm das Verhalten Lothars günstigere Aussichten. Der König nahm Waldrada wieder zu sich, der Cölner Stuhl wurde Hugo entzogen und zum Schein Hilduin von Cambray übertragen, während G. (eine königliche Urkunde nennt ihn venerabilis Agrippinensis ecclesiae gubernator et pius rector) factisch an der Spitze des Erzstifts stand, dessen Clerus er sich durch große Concessionen verpflichtete. Der königliche Ehehandel wie die Cölner Bisthumsfrage schleppten sich ohne endgültige Erledigung bis zum Tode des Papstes (13. Nov. 867) hin, welcher noch unmittelbar vorher die Absetzung Gunthar's als unwiderruflich bezeichnete. Sofort machte sich jetzt G. zum dritten Mal auf den Weg nach Rom, konnte jedoch auch von Papst Hadrian nicht einmal die Aufnahme in die Kirchengemeinschaft erreichen. Erst als Hadrian (Sommer 869) mit Lothar auf Monte Cassino zusammentraf, ließ er den Erzbischof zur Laiencommunion zu, wobei derselbe seine Absetzung als gerecht anerkennen und versprechen mußte, gottesdienstliche Handlungen sich ohne päpstliche Erlaubniß nicht wieder anzumaßen. Noch ungünstiger gestaltete sich seine Sache, als Lothar kurz darnach auf der Rückreise in Piacenza (8. August 869) starb. Sein Tod war für seine Oheime Karl und Ludwig das Signal zur Theilung Lothringens, und zunächst drehte sich der Kampf um die Besetzung des Cölner Stuhles. Vergeblich machte G. noch einen letzten Versuch, und auch Abt Hilduin von St. Omer (ob er mit Gunthar's gleichnamigem Bruder identisch ist, steht nicht fest), welchem Karl von Frankreich in Aachen die Weihe ertheilen ließ, vermochte nicht sich hinreichenden Anhang zu verschaffen. Den Sieg behielt Ludwig der Deutsche. In seinem Auftrage veranstaltete Erzbischof Liutbert von Mainz am 7. Januar 870 eine Neuwahl zu Deutz, Cöln gegenüber. Sie fiel auf den Cölner Kleriker Willibert, welcher wahrscheinlich noch am gleichen Tage von Liutbert im Cölner Dome die Weihe empfing. Auf die päpstliche Anerkennung mußte er noch mehr als drei Jahre warten, obwol selbst G. dieselbe durch ein Schreiben an den Papst zu beschleunigen suchte. Ueber die letzten Lebensjahre des abgesetzten Erzbischofs haben wir nur unsichere Nachrichten; er soll am 8. Juli 873 eines plötzlichen Todes gestorben sein.

Am besten ist G. noch immer behandelt bei Dümmler, Geschichte des ostfränk. Reiches I. Vgl. daneben den eingehenden Artikel von Floß im XII. (Ergänzungs-) Bande des Freiburger Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, 529 ff., sowie Ennen, Geschichte der Stadt Cöln I, 202 ff. Ueber die Anfänge Willibert's s. Hegel's Excurs über den alten Dom von Cöln und die Cölner Synoden von 870 und 873 in Chroniken der Stadt Cöln III, CCXLIX.

Cardauns.

Günther von Schwarzburg, geb. um 1353, † am 16. Juli 1416, bekleidete von 1403—6 das Amt eines Verwesers der Mark Brandenburg in

Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder Heinrich, mit welchem er auch gemeinschaftlich bis 1411 die Gebiete Sondershausen, Frankenhausen, Arnstadt und Blankenburg besaß. Zu Verwesern der Mark Brandenburg ernannte sie Jobst von Mähren, der damalige Inhaber des Kurlandes, aus folgendem Grunde. Die Mark litt nicht allein durch die wüsten Fehden des einheimischen Adels, sondern auch durch die Angriffe des Erzbischofs Albert von Magdeburg, welcher Ansprüche auf das feste Schloß Plaue bei Brandenburg a. d. H. erhob. Nach 20jähriger Fehde kam endlich ein Friede zwischen Albert und der Mark am 10. Juni 1403 durch Vermittelung Günther's zu Stande (Riedel, Cod. dipl. Br. II, 3, 161). Zwei Tage darauf starb Albert und an seine Stelle trat als Erzbischof Günther's gleichnamiger Sohn. Unter diesen Umständen mußten G. und sein Bruder Heinrich als Persönlichkeiten erscheinen, die geeignet waren das gute Einvernehmen zwischen dem Erzstift und der Mark zu erhalten. Am 23. Oct. 1403 ernannte sie Jobst zunächst zu Amtleuten über die Altmark (Riedel, a. a. O. S. 162) und am 24. November 1403 überwies er ihnen zu Berlin auch die Mittelmark unter Zustimmung der Stände (ebend. S. 165). Am 5. December 1403 wies er sie an, im Falle seines Todes seinen Schwager Wilhelm von Meißen, dem er 1393 die Mark gegen ein Darlehen als Pfand eingesetzt hatte, so lange als ihren Herrn anzuerkennen, bis das Darlehen abgezahlt sei. Mit den besten Absichten übernahmen jetzt die Grafen, besonders G., die Verwaltung; der letztere aber erfuhr auch sofort die ganze Schwierigkeit seiner neuen Stellung. Als er sich im Anfange des J. 1404 nach Tangermünde begeben wollte und eben über die Elbe setzte, überfiel plötzlich Dietrich v. Quitzow sein noch am Ufer weilendes Gefolge und bemächtigte sich seines Gepäckes und seiner Schätze. Diese That blieb nicht nur straflos, sondern scheint sogar das Ansehen Dietrich v. Quitzow's gehoben zu haben, denn von jener Zeit an schreibt sich die Popularität, deren er sich unter den Märkern einige Jahre hindurch erfreute. Unrichtig dagegen ist die Angabe des märkischen Chronisten Engelb. Wusterwitz, daß G. sofort nach jenem Ueberfalle auf sein Amt verzichtet habe, denn er führte die Verwaltung des Landes noch am 20. Mai und 3. Juni 1404 nach den Urkk. b. Riedel I, 17, 264 und 265. Ferner verband er sich am 16. Juni 1405, als ein „Vorstender der Marke z. Brand." mit den Herzögen Rudolf und Albrecht von Sachsen-Wittenberg und mit Günther von Magdeburg zu gemeinsamer Bekämpfung der Räuber in ihren Landesgebieten (Riedel II, 3, 169). Aber nicht G. allein, sondern auch sein Bruder Heinrich führte 1405 noch die Verweserschaft, denn beide belehnten als „Vorstendere der Marke z. Br." am 14. Juli 1405 zu Tangermünde Günther von Bartensleben mit dem Dorfe Berkau (Riedel I, 17, 265). Urkundliche Erlasse der Brüder hinsichtlich der Mittelmark sind jedoch nicht vorhanden und in einem Kampfe gegen Pommern 1404 führte nicht G., sondern Dietrich v. Quitzow die mittelmärkischen Städte zum Siege. Die Grafen scheinen sich daher auf die Verwaltung der Altmark beschränkt zu haben. An eine Unterdrückung des gerade in der Mittelmark überwuchernden Fehdewesens durften sie überhaupt nicht denken, und so mögen sie endlich auf ihr Amt verzichtet haben. Dies muß im J. 1406 geschehen sein, denn am 18. Mai 1406 übertrug Jobst den Schutz über die Mittelmark den Grafen Ulrich und Günther von Lindow-Ruppin (Riedel I, 4, 87), während von 1406 ab Günther von Bartensleben als Vertreter Jobst's in der Altmark fungirte und im Namen des Markgrafen Lehenbriefe ausstellte (Riedel, I, 17, 269). — Das Hauptverdienst der Grafen um die Mark ist die Bewahrung des Friedens mit Magdeburg. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg fand 1412—14 in Günther von Magdeburg sogar einen Bundesgenossen und ein Bruder desselben half jenem 1414 das Schloß Plaue erobern.

Heidemann.

Günther XLI. von Schwarzburg, „der Streitbare", „bellicosus", geb. am 25. Sept. 1529 zu Arnstadt, † am 23. Mai 1583 zu Antwerpen. Er führt mit Recht diesen Beinamen nicht nur wegen seiner körperlichen Stärke, seiner unbeugsamen Standhaftigkeit in Gefahren und wegen seines Muthes überhaupt, sondern weil er diese Eigenschaften auch sein Leben hindurch bewiesen hat auf seinen Feldzügen in den Niederlanden, in Schweden, unter den Fahnen des Königs von Dänemark und in Ungarn als Oberbefehlshaber gegen die Türken. Er war der älteste Sohn Günther XL., welcher alle schwarzburgischen Besitzungen vereint besaß und deswegen „der Reiche" oder „mit dem fetten Maule" genannt wurde. Die Mutter war Elisabeth, geb. Gräfin von Isenburg-Büdingen. G. brachte die früheste Jugend unter Obhut der Eltern zu, welche seine Erziehung leiteten, bis er (1546 oder 1547) die damals berühmte Universität Erfurt bezog. Von hier aus begab er sich an den Hof des Grafen Wilhelm von Nassau zu Dillenburg, wo er den Grund zu seinem Kriegsruhme durch ritterliche Uebungen legte und von da an den Hof des Kaiser Karl V. zu Wien. Hier wurde ihm das Amt eines Truchseß verliehen. Als 1552 die Feindseligkeiten zwischen Karl V. und dem Könige Heinrich II. von Frankreich ausbrachen, nahm er auf des Kaisers Aufforderung Theil an dem Kriege und wohnte 1553 der Belagerung von Metz bei. 1554 zog er mit den von ihm in Brüssel geworbenen Truppen dem Kaiser gegen die Franzosen zu Hülfe, welche in den Niederlanden eingefallen waren. Nachdem er im selbigen Jahre den König Philipp von Spanien nach London begleitet hatte, nahm er nach seiner Rückkehr nach Brüssel 1555 seinen Abschied und kehrte in die Heimath zurück, wo nach dem inzwischen erfolgten Tode seines Vaters seine Gegenwart wegen Ordnung der Familienangelegenheiten nothwendig geworden war. Doch schon 1557 stand er, den dringenden Bitten des Kaisers Karl und des Königs Philipp nachgebend, wieder als Feldoberster in den Niederlanden, die Franzosen drängend und nachher betheiligt an dem über diese erfochtenen Siege zu St. Quentin. Nach dem 1559 zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossenen Frieden kehrte er nach Arnstadt zurück. Etwa zwei Jahre blieb er hier ohne kriegerische Beschäftigung. Er vermählte sich und reiste mit seiner jungen Gemahlin auf besondere Einladung Kaiser Ferdinands I. nach Frankfurt a. M., um dort der Wahl Maximilians zum römischen Könige beizuwohnen, wobei er ganz besonders ausgezeichnet wurde. 1562 schon sehen wir ihn wieder im Norden im Dienste des Königs Friedrich II. von Dänemark gegen König Erich XIV. von Schweden. G. hatte ersterem schon früher seine Hülfe, wenn er deren bedürfte, zugesagt und löste nun sein gegebenes Wort durch Zuführung von 3000 Reitern, durch thätiges und tapferes Einschreiten trotz großen Mangels, den er erdulden mußte und trotz großer Gefahren, denen er auf diesem Feldzuge, in welchem ihn seine Gemahlin begleitete, ausgesetzt war. 1565 kehrte er zurück, um 1566 auf besonderes Verlangen des Kaisers Maximilian II. als Reichshofrath dem Reichstage in Augsburg beizuwohnen. Damals wurde ihm die Würde der „Vier-Grafen" des Reichs bestätigt, sowie erlaubt, den Titel „Herr zu Leutenberg" zu führen, da letztere Linie 1564 mit dem Tode Philipp II. ausgestorben war. Noch in demselben Jahre sehen wir ihn kriegsgerüstet an dem Feldzuge des Kaisers gegen die Türken, welche in Ungarn eingefallen waren, sich betheiligen und zwar als kaiserlicher General-Oberst. Doch bot sich ihm in diesem Feldzuge keine Gelegenheit, seine brennende Begierde, sich mit dem Feinde zu schlagen, zu befriedigen, da der Kaiser sich mit der Armee nach Wien zurückzog. Wol aber hatte Maximilian ihn schon dazu ausersehen, auf heimathlichem Boden, zugleich mit dem Kurfürsten August von Sachsen die Reichsacht gegen Joh. Friedrich II. von Sachsen und gegen den von demselben in Schutz genommenen Wilhelm v. Grumbach zu vollziehen. G., welcher zuerst

dem Kurfürsten das verbrecherische Vorhaben Wilhelm v. Grumbach's angezeigt hatte, nahm Theil an der Belagerung von Gotha und an der Zerstörung der Festung Grimmenstein. 1568, als die Niederlande das spanische Joch abzuschütteln versuchten, Herzog Alba dagegen kein Mittel scheute, den Aufstand niederzuwerfen, wurde G. auf Befehl des Kaisers Maximilian II. dahin gesandt, um womöglich durch Unterhandlungen den Frieden wiederherzustellen und weiterem Blutvergießen Einhalt zu thun. Allein er mußte unverrichteter Sache zurückkehren, — waren ja schon seine vertrauten Freunde, die Grafen Egmont und Hoorn, zu Opfern gefallen, hatte ja auch sein Schwager, Prinz Wilhelm von Oranien, sich durch die Flucht vor gleichem Schicksale retten müssen und war ja schon G. selbst, wenn auch vergeblich, beim Kaiser verleumdet und als abtrünnig verdächtigt worden. G. bat um seine Entlassung aus spanischen Diensten und kehrte nach Arnstadt zurück. Auch Maximilian's Nachfolger, Kaiser Rudolf II., zeichnete G. durch Ernennung zum Geheimen- und Kriegsrathe aus, worauf G. nochmals mit Matthias, dem nunmehrigen Statthalter der Niederlande, dahin abging, begleitet von seiner Gemahlin. Doch wurde er infolge der gewaltigen Anstrengungen krank und konnte nicht zu Felde ziehen, obwol sein Einfluß auf alle Angelegenheiten immerhin bedeutend zu nennen ist. Er starb am 23. Mai 1583 in Antwerpen. Seine Gemahlin, Katharina von Nassau, die leibliche Schwester Wilhelms von Oranien, welche auch von dem todten Gemahle sich nicht zu trennen vermochte, nahm den Leichnam mit sich nach Delft zu ihrem Bruder und von da auf die See, ohne Furcht vor den Stürmen, die um diese Zeit tobten und brachte ihn endlich nach Sondershausen. Von da wurde er später nach Arnstadt übergeführt und 1585 in der Liebfrauenkirche beigesetzt. G. hinterließ keine Nachkommen. Katharina lebte nach dem Tode ihres Gemahls noch bis 1624 auf ihrem Wittwensitze zu Arnstadt, wo ihr Andenken als Wohlthäterin der Wittwen und Waisen, als Beschützerin der Kirchen und Schulen durch bleibende fromme Stiftungen noch heute in hohen Ehren gehalten wird.

Vgl. Jovii Chron. Schwarzburg. V, 69, dem Imm. Weber, kurz gefaßte Mémoire von Leben und Thaten des Hrn. Güntheri, zugenannt bellicosi ꝛc., Gießen u. Frankfurt 1720. 8, genau gefolgt ist; ferner die älteren Schriften von Heydenreich, Treiber, Hellbach über schwarzb. Geschichte; Junghans, Gesch. der schwarzb. Regenten, Leipz. 1821; Apfelstedt, Geschichte des f. schwarzb. Hauses, der Heimathskunde 3. Heft, Sondershausen 1856; Hesse, Kurze Lebensbeschreibung Günthers des Streitbaren, im Serapeum 1865, Nr. 20; Ortloff, Geschichte der Grumbach'schen Händel, 3. Thl., S. 468 ff.; A. Beck, Johann Friedrich der Mittlere, 2. Bd., Gotha 1858, S. 275 ff. u. a. Ueber den sonderbaren Briefwechsel zwischen K. Erich XIV. von Schweden und Gr. Günther als dänischen Feldobristen siehe Posselt's wissenschaftl. Magazin für Aufklärung I. Bd. 3. Heft und darauf bezügl. Mittheilungen von Irmisch u. Anemüller in dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Organ des germanischen Museums, Jahrg. 1873, Nr. 4 u. Nr. 8. Anemüller.

Gunther der Heilige, der Einsiedler, † am 9. October 1045, entstammte einem edlen Geschlechte Thüringens, das indeß nicht näher zu bezeichnen ist. Nach einer von Ausschweifungen nicht freien Jugend wurde er von jenem ascetischen Drange ergriffen, der in diesem Jahrhundert den Geist so vieler Menschen erfüllte, und begab sich zu Godehard (s. d.), der kurz zuvor von Heinrich II. zum Abt von Hersfeld ernannt war und die Reform dieses Klosters durchgeführt hatte. Er bekannte dem Abt seine Sünden, übergab seine ganze Habe, namentlich das von ihm gestiftete Kloster Gellingen, an Hersfeld, und legte dann, nachdem er eine Zeit lang in Niederaltaich, Godehard's Heimathkloster, als Laie

gelebt und eine Bußfahrt nach Rom zu den Gräbern der Apostel unternommen hatte, 1006 in Altaich das Mönchsgelübde ab. Als er nun aber das Vorstandsamt des Klosters Gellingen, das er sich bei der Tradition vorbehalten hatte, übernahm, kam es bald zu allerhand Conflicten zwischen ihm und seinen Mönchen, die Godehard's und des von ihm zu Hülfe gerufenen Heinrichs II. Einschreiten nöthig machten. Auf beider Mahnungen entschloß sich G. sein Leben ganz dem Dienste Gottes und der Enthaltsamkeit zu weihen, legte sein Gellinger Amt nieder und begab sich nach kurzem Aufenthalt zu Altaich 1008 in die Einöden des Böhmer Waldes, wo er sich nun zu Rinchnach in der Nähe des schwarzen Regen eine dauernde Niederlassung gründete. Unter größten Entbehrungen brachte er hier zuerst allein, dann mit einigen Genossen, die der Ruf seiner Frömmigkeit herbeirief, sein Leben zu. Die St. Johanneskirche, die er hier gegründet hatte, und die dem Abt von Altaich untergeordnet war, ward 1019 von dem Bischof von Passau geweiht und erhielt 1029 von Konrad II. eine erste Bestätigungsurkunde. Nicht nur Gunther's tadelloser Lebenswandel, seine trotz seines Mangels an litterarischer Bildung um so bewundernswerthere Schriftkenntniß, seine Thätigkeit für die Cultur des umliegenden Landes, dessen wilde Waldeinsamkeit er nach allen Seiten mit gebahnten Straßen durchzog, und das er dem Ackerbau gewann, haben ihm hier ein dauerndes Andenken bereitet: von noch größerer Bedeutung war er durch seine Vermittlung zwischen dem deutschen Königthum und der deutschen Civilisation einer- und den sich eben entwickelnden östlichen Nachbarvölkern des deutschen Reichs andererseits. Vergeblich freilich war es, daß er bei den heidnischen Liutizen das Christenthum zu predigen versuchte; in nahem Verkehr aber stand er mit dem Könige Stephan dem Heiligen von Ungarn, den Polen und ganz besonders mit dem Fürstenhause der böhmischen Premysliden. Ist es auch ein Mährchen, daß er den Herzog Bretislav, den „böhmischen Achill", wie man ihn genannt hat, aus der Taufe gehoben habe, so hat er ihm doch sehr nahe gestanden und durch diese Verbindung bedeutsamen Einfluß auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse Deutschlands und Böhmens ausgeübt. Schon seine Anwesenheit am deutschen Hofe im Januar 1029, während welcher er die oben erwähnte Urkunde erwirkte, wird in dieser Hinsicht zu beachten sein; man darf die Vermuthung aussprechen, daß sie mit den Verhandlungen zusammenhängt, welche damals zwischen Konrad und Bretislav gepflogen sein müssen und im selben Jahr zu dem gemeinsamen Angriff beider gegen Mesko von Polen führten. Ausdrücklich bezeugt wird es sodann, daß G. auf dem Reichstage zu Regensburg von 1034 anwesend war, und daß auf seine und anderer angesehener Männer Bitte Konrad den vor einiger Zeit entsetzten Udalrich, den Vater Bretislavs, begnadigte und ihm sein Herzogthum auf's Neue verlieh. Wiederum hat man allen Grund, Gunther's Anwesenheit auf dem Augsburger Hoftage vom Januar 1040 mit den vor Kurzem ausgebrochenen, aber durch ein gütliches Abkommen ausgeglichenen Differenzen zwischen Heinrich III. und Bretislav in Beziehung zu setzen, und eine noch bedeutsamere Rolle spielt er, als es nun doch in demselben Jahre zwischen Deutschland und Böhmen zum Kriege kam: die von den Böhmen geschlagene bairische Abtheilung des deutschen Heeres verdankte es nur seinen Bemühungen, wenn ihre Ueberreste glücklich in die Heimath entkamen; auch das deutsche Nordheer führte G., den Heinrich zu diesem Zwecke absandte und der einen Vertrag zwischen seinem Führer Ekkehard und den Böhmen vermittelte, nach Deutschland zurück. Das hohe Ansehen, in welchem G. bei den Böhmen gestanden haben muß, um eine derartige Thätigkeit ausüben zu können, blieb dem frommen Manne auch, nachdem er am 9. October 1045 gestorben war. Auf böhmischer Erde, in dem Kloster Brewnow bei Prag, das Boleslav II., Bretislav's Urgroßvater gestiftet hatte, wurde er bestattet; der

Böhmenkönig Ottokar II. erwirkte auf Grund der Wunder, die an seinem Grabe geschahen, von Papst Alexander IV. seine Heiligsprechung.

Vita Godehardi post. cap. 8. 9, ss. XI, 201. 202. Großentheils hieraus entlehnt und fast werthlos ist die Vita Guntheri p. XI, 276 ff. Außerdem einzelne Nachrichten bei Arnoldus de S. Emmerammo, Herim. Aug., Ann. Altah., Ann. Hildesh., Stephani vita major cap. 14. etc. Vgl. Hirsch, Jahrbücher Heinrichs II., Bd. II, 33 ff.; Büdinger, Oesterr. Gesch. I, 349 ff.; Dudik, Mährens Allg. Gesch. II, 160 ff.; Steindorff, Jahrb. Heinrichs III., Bd. I, 79, 95, 96, 289. Breßlau.

Guntherus ist der Name, welcher, wir wissen nicht mit welchem Recht, dem Verfasser des Epos Ligurinus in der ersten Ausgabe von 1507 gegeben ist. Dieses mit großer Formgewandtheit verfaßte Heldengedicht feiert die Thaten Friedrichs I. bis 1160; die Thatsachen sind ganz den Gesta Friderici von Otto von Freising und Ragewin entnommen, doch finden sich hin und wieder Stellen, welche die Kenntniß des Verfassers von Land und Leuten zeigen und für die Zustände und Verhältnisse der Zeit Belehrung gewähren. Verfaßt ist das Werk 1187, um die Gunst des Kaisers und seiner Söhne zu gewinnen, als eben die Vermählung Heinrichs VI. mit Constanze von Sicilien neue glänzende Aussichten eröffnete. Schon vorher hatte der Verfasser dem Prinzen Konrad ein anderes Epos unter dem Titel Solymarius über den ersten Kreuzzug überreicht; von diesem haben sich nur Fragmente erhalten. Im Mittelalter nirgends erwähnt, zuerst von Conrad Celtis im Kloster Ebrach in Franken gefunden, wurde der früher hochgeschätzte Ligurinus 1737 von Senckenberg für unächt erklärt, und galt seitdem nach der herrschenden Ansicht für eine humanistische Fälschung. Erst in neuester Zeit wurde diese Ansicht siegreich widerlegt von A. Pannenborg in den Forschungen zur deutschen Geschichte XI, 161—300, und gleichzeitig von Gaston Paris in den Comptes Rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-lettres von 1871. Pannenborg hält den Verfasser für identisch mit Gunther, Mönch im Kloster Pairis im Elsaß, welcher auf den Wunsch seines Abtes Martin einen Bericht über den vierten Kreuzzug verfaßt hat und später noch ein ascetisches Werk „De oratione, jejunio et elemosyna“ geschrieben hat.

Vgl. Wattenbach, Deutschl. Geschichtsqu. (4. Aufl.) II, 218—21.

W. Wattenbach.

Günther, Name mehrerer in der Theaterwelt mit Auszeichnung genannter Persönlichkeiten. Als bedeutender Bassist ausgezeichnet ist Friedrich G., der, im Hohenstein'schen geboren, 1768 debütirte, Mitglied der Seyler'schen, 1778 der Bondini'schen Gesellschaft wurde, sich 1779 nach Wien und von hier 1783 wieder zu Bondini wandte, 1786 in Frankfurt a. M. Engagement nahm und später in Basel, von der Bühne zurückgezogen, privatisirte. Todesjahr unbekannt. Auch die Gattin Friedrich Günther's, Sophie geb. Huber, geb. 1754 in Breslau, debütirt 1767 bei der Koch'schen Gesellschaft in Leipzig, zeichnete sich durch eine schöne Stimme aus.

Als vortrefflicher Baßbuffo und Vertreter komischer Rollen machte sich Karl G. bekannt. Dieser Künstler ward 1786 zu Dresden geboren, begann seine theatralische Carrière bei der Huth'schen Schauspielergesellschaft und fand schon hier in komischen Rollen viel Anerkennung. Bis zum J. 1817 in rheinischen Städten wirkend, trat er jetzt dem am 28. August unter Gley's Direction eröffneten, aber leider schon Ende Januar f. J. wieder geschlossenen Apollotheater in Hamburg bei. Am 20. Januar 1818 gastirte er am Stadttheater zu Hamburg und blieb bei diesem Institut bis zum 4. Mai 1818, um dann nach einjährigem Engagement bei Klingemann in Braunschweig, am 3. Juni 1819 zurückzukehren. Am 26. März 1820 nahm er als Biscroma im „Tarar“ von den Hamburgern

abermals Abschied und gehörte nun bis zu seinem am 11. September 1840 erfolgenden Tod dem Braunschweiger Hoftheater als Mitglied an. 1841 wurde dem Andenken des verdienten Künstlers von seinen Collegen unter entsprechenden Feierlichkeiten ein Denkmal errichtet.

Drei Kinder Karl Günther's widmeten sich der Bühne: der 1809 zu Düsseldorf geborene, nachmals in der Oper tüchtige Karl Wilhelm, Clementine, die aber das Theater bald wieder verließ und sich 1866 mit dem Grafen Edmund v. Flemming verehelichte, und Karoline G., die unter dem Namen Günther-Bachmann, geb. am 13. Februar 1817 zu Düsseldorf, † am 17. Jan. 1874 zu Leipzig, einen ehrenvollen Platz in der Theatergeschichte sich erworben hat. Ein ächtes Theaterkind, zeigte sich Karoline schon mit vier Jahren auf den Brettern Braunschweigs und zwar zum ersten Mal als Clara Eugenie in Don Carlos. Bis zum zwölften Jahre gab sie alle Kinderrollen im Schauspiel wie in der Oper und nahm dann, nachdem sie die Jahre hindurch sorgfältig ausgebildet worden war, Stellung als Opern- und Vaudeville-Soubrette am Hoftheater zu Braunschweig. Um ihrer erfolggekrönten Wirksamkeit einen erweiterten Kreis zu geben, ließ sie sich für das Stadttheater in Bremen engagiren, von wo sie 1834 nach Leipzig berufen, daselbst am 9. December 1834 als Olivier in Johann von Paris debütirte. Bis zu ihrem Ende blieb Karoline dem Leipziger Stadttheater treu und ward zur festen Stütze desselben, wie zum Liebling des Publikums. Von 1844—47 war sie mit dem Dr. Bachmann vermählt, der im letzteren Jahre starb. 1859 am 9. December beging Karoline ihr 25jähriges Mitgliedsjubiläum, das mit einer Festvorstellung feierlich begangen wurde. Zur Soubrette geboren besaß die, nach Laube, in der Oper wie im Schauspiel gleich zuverlässige Künstlerin, neben einem anmuthigen, graziösen Aeußeren eine wohlklingende Stimme, Geist und künstlerisches Talent. Feierte sie früher im Soubrettenfach Triumphe, so gab sie in späteren Jahren bei der Darstellung älterer Frauen Beweise ihrer Fähigkeit der Charakteristik. In feineren komischen Rollen war sie meisterhaft, gab aber auch im Tragischen Proben ihrer künstlerischen Kraft. Bekannt ist, daß Lortzing, der lange Zeit ihr College war, seine Soubrettenpartien in Hinblick auf sie schrieb. Außer in diesen Lortzing'schen Rollen war sie vorzüglich als Aennchen, Zerline, Rustika (Laune der Verliebten), Vicomte v. Letorières ꝛc. Gerühmt wird auch ihr Goethe in Gutzkow's „Königslieutenant" und Hannah Kennedy in Maria Stuart.

Vgl. zu Karl G.: Wolf, Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf 1840 S. 75—79, ders. auf 1841 S. 78—81; zu Caroline Günther-Bachmann: (Leipziger) Illustr. Zeitung Bd. XXXIII S. 393, und Kneschke, Gesch. d. Theaters u. d. Musik in Leipzig. Joseph Kürschner.

Günther: Anton G., geb. am 17. November 1783 zu Lindenau, einem Dörfchen im Leitmeritzer Kreise Böhmens, war der Sohn armer und streng gläubiger deutscher Eltern. Der Vater war Schmied und die Mutter Tochter eines Schmieds. Um eine gute Orgel und einen guten Orgelspieler zu hören, ging der Vater an Festtagen oft meilenweit und G. war auf diesen Festgängen sein steter Begleiter. Und wenn Beide auf dem Rückwege durch Wald und Flur kamen, stimmte der Vater die Kirchenlieder von Neuem an oder erzählte dem Sohne aus dem Leben des Heiligen, dessen Fest gefeiert worden. Kamen sie an einem Kreuze vorüber, so sprach er nicht selten: „Sohn Davids, der Du Dich meiner erbarmt hast, erbarme Dich auch meiner armen Kinder!" Als G. Alles, was in der Dorfschule zu lernen war, wozu auch die Musik gehörte, gelernt hatte, wollte der Vater ihn in seinem schwarzen Handwerke verwenden, während dieser den schwarzen Talar mehr liebte; aber seine Eltern besaßen die Mittel nicht, um ihn studiren zu lassen. Da verschaffte ein Stiefbruder des Vaters, Valentin G., welcher Inspector des reichen Glas-

fabrikanten Trauschke in Haide war, dem G. die Kost am Tische der Dienstleute Trauschke's und die Wohnung bei einem Schneider, der die Taubenfütterung im Trauschke'schen Hause besorgte.

Mit dem Segen des Vaters, den er knieend empfing, aus dem elterlichen Hause entlassen und von der Mutter begleitet, trat er den Weg nach Haide in das Haus des Schneiders an. Am folgenden Tage wurde er Herrn Trauschke vorgestellt, der ihn fragte, was er werden wolle und auf die Antwort, das wisse er noch nicht, bemerkte: „aber Eines wirst Du wohl wissen, daß man sich gut aufführen muß, wenn man etwas Rechtes werden will". Und als G. hierauf erwiederte: „das versteht sich von selbst", lachte jener und sagte: „nun wir wollen sehen!" Es war im Herbste des J. 1796, als G. in die dritte Klasse der von Piaristen geleiteten Klosterschule eintrat. Die Freude, ein Student zu sein mit gepudertem Haare und Zopfe, ließ ihn die Mühseligkeiten seiner Lage geduldig ertragen. Das Trauschke'sche Dienstpersonal verfügte nämlich über seine jugendlichen Kräfte zum Holztragen, zum Putzen der Gläser, Poliren der Bestecke und zu Allem, was sonst zur Herrichtung des Speisesaals gehörte. Dazu kam noch, daß er kein ruhiges Plätzchen finden konnte, um seine Schularbeiten zu machen. Denn der Schneider brauchte seinen großen Tisch meist zum Zuschneiden der Stoffe, wo dann G. knieend an der Ofenbank schreiben mußte, von drei Kindern umlärmt; und wenn er sich in die Trauschke'sche Kanzlei flüchtete, so fand und verwendete ihn das Dienstpersonal. Diese Mühsal lastete auf ihm drei Jahre lang, während deren er Unterricht im Deutschen, Lateinischen, Griechischen, in der Geschichte, Geographie und im größeren Katechismus erhielt. Da traf ihn während der Ferien, die er bei seinen Eltern zubrachte, ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Es kam nämlich die Nachricht in Lindenau an, Trauschke sei plötzlich gestorben. Noch am selben Tage eilte G. nach Haide. Am folgenden Tage beschied ihn Pater Nepomuk Janke, der den zwei unteren Klassen der Klosterschule vorstand, zu sich und erklärte ihm: „Du bist von nun an mein Famulus, für den ich sorgen will". G. kehrte nun wieder nach Lindenau zurück und lebte seinem Ferialvergnügen, das in der Vogelstellerei bestand, wobei er sich durch Verkauf von Drosseln und Schnepfen einiges Geld verdiente, dessen er sehr bedürftig war. Das vierte Jahr in Haide zeichnete sich vortheilhaft vor den drei vorhergehenden aus; denn er fand hinreichende Muße für seine Studien, da er fast nur die Obliegenheit hatte, dem Pater, wenn derselbe Nachts klingelte, die gichtischen Füße mit Flanelllappen zu reiben, Morgens das Zimmer aufzuräumen, das Frühstück zu bereiten, wenn Pater Nepomuk, was nicht immer der Fall war, Geld dafür hatte, und seine Pflanzen im Klostergarten zu pflegen. Als das Schuljahr zu Ende war, schickte ihn Janke mit einem Briefe an den Kreiscommissär Procop Platzer nach Leitmeritz. Das war der erste größere Ausflug, den er, begleitet von seinem Vater, der ihm unterwegs alle Orte zeigte, wo er früher in Arbeit gestanden, machte. Frau Platzer empfing ihn mit den freundlichen Worten: „Mein Mann will für Dein Fortkommen sorgen, und ich bin damit einverstanden, weil Du der Kammerdiener des guten Pater Janke gewesen und dieser mit Dir zufrieden war. Mit dem Anfange des Schuljahres komme daher nach Leitmeritz". Auf dem Rückwege nach Lindenau sang G. mit lauter Stimme „Herr, großer Gott, dich loben wir . . ."; die Ferien aber waren die glücklichsten von allen, die er bis jetzt zu Hause verlebt hatte, denn nicht blos der Blick der Mutter, sondern auch der des Vaters ruhte von nun an mit Wohlgefallen auf ihrem Erstgeborenen.

Zu Leitmeritz wurde G. nach glänzend bestandener Prüfung in die Syntaxklasse des Gymnasiums aufgenommen. Aber schon nach einem halben Jahre wurde Platzer als Gubernialsecretär nach Prag berufen; und nun nahm der Bürger-

meister sich seiner an. Jedoch das Abendessen fiel weg, wofür er Mittags eine Semmel nach Hause mitbekam. Drei Jahre später reiste er mit einem glänzenden Abgangszeugnisse nach Prag, wo Platzer ihm den täglichen Mittagstisch zusagte und für ein Quartier bei einem armen Flickschneider sorgte. Seine Stube blieb im Winter ungeheizt und auf das Frühstück konnte er nur einen Kreuzer und auf das Abendbrot zwei Kreuzer verwenden, die er durch Unterrichtgeben sich verdiente. Oft blickte er da, wenn er auf seinem halbstündigen Wege nach dem Universitätsgebäude an dem colossalen Crucifixe am Altstadter Brückenkopfe vorbeikam, zum Gekreuzigten mit den Worten auf: „Dich, lieber Meister, hat am Kreuze gedürstet, mich hungert". Erst in der zweiten Mittagsstunde konnte er im Platzer'schen Hause seinen Hunger stillen. Aber auch das sollte bald anders werden. Es hatte nämlich die Zahl der armen Kostgänger am Tische Platzer's sich vermehrt, und da mußte er gar häufig die Klage über zunehmende Theuerung aus dem Munde der Frau vernehmen und zugleich die Erfahrung machen, daß die ihm vorgelegten Portionen kleiner wurden. Um diesen immer wiederkehrenden Klagen auszuweichen, nahm er nach Ablauf eines Jahres die Stelle eines Erziehers von drei Knaben des Münzbeamten Herrn v. Klotz an, wofür er Wohnung in der Kinderstube, die Kost und 5 Gulden Monatsgehalt erhielt. Diese Stelle hatte aber für ihn die schmerzliche Folge, daß er nicht mehr die Zeit fand, um, wie bisher, die k. k. Bibliothek zu besuchen, wo er unter der Leitung der Professoren Titze und Klar mit den Reden des Isokrates und den Dramen des Sophokles sich bekannt machte. Zu seiner Privatlectüre wählte er sich nunmehr vorzugsweise historische und philosophische Schriften; so Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte, Abbé Millot's Universalgeschichte, die periodische Schrift „Der Biograph" und Tiedge's Urania, worin er Kant's Postulate der praktischen Vernunft verarbeitet fand. Durch die Lectüre der Herder'schen Ideen wurde er in seiner Ueberzeugung von der Willensfreiheit des Menschen wankend gemacht, so daß das gesammte Drama der Weltgeschichte ihm als ein Product der Nothwendigkeit erschien, zu dem sich die großen Männer und Lenker der Weltereignisse nur als Schleppträger des Fatums verhielten. Wie hätte sich auch eine andere als diese deterministische Ansicht bei einem jungen Manne einnisten können, der in der sogenannten Einleitung zur Weltgeschichte, welche drei Monate lang an der Universität vorgetragen wurde, wol Manches über das Quellenstudium vernahm, nichts aber über die Coefficienten der Weltgeschichte! Dazu kam noch, daß der Professor der Weltgeschichte am Kleinseitner Gymnasium, Haßler, ihm Villaume's Einleitung in die Logik gab, worin die logischen Grundsätze durch Beispiele erläutert wurden, die größtentheils aus der heiligen Schrift entnommen und darauf berechnet waren, den Wunderglauben zu zerstören. So wurde er gleich Vielen seiner Zeitgenossen dem Glauben seiner Kindheit mehr und mehr entfremdet. Derselbe Haßler rieth ihm auch, nicht in das Studium der Theologie einzutreten. Und so kam es, daß G., obgleich es ihm wehe that, den Herzenswunsch seiner Eltern nicht zu erfüllen, sich entschloß Jurist zu werden. Doch lag zwischen diesem Entschlusse und seiner Ausführung noch das dritte Jahr der Philosophie, in welchem die Moralphilosophie vorgetragen wurde, so daß auf die logischen Denkgesetze und die Naturgesetze die sittliche Gesetzgebung folgte. Anstatt aber über diese dreifache Gesetzgebung in eine Metaphysik hinauszugreifen, wurde Religionsphilosophie vorgetragen, und zwar nach dem Handbuche des Hofburgpfarrers Frint, der an der Ansicht der Scholastik über Glauben und Wissen festhielt. Der Professor für diese Disciplin war der junge Bolzano, welcher durch seine Exhorten an Sonn- und Feiertagen einen großen Einfluß auf die sittliche Haltung der Studenten ausübte. Zu ihm war G. in nähere persönliche Beziehung getreten.

Beim Beginne seiner juristischen Studien übernahm er die Erzieherstelle bei Baron v. Bretfeld, und als er dieselbe wieder aufzugeben sich veranlaßt sah, beim Freiherrn Joh. v. Silberstein. Mit diesem mußte er aber nach Arnau bei Trautenau im Riesengebirge übersiedeln. In der Bibliothek des Barons fand er viele treffliche Schriften über Physik und Naturgeschichte, die ihn um so mehr anzogen, als er in dem lateinisch vorgetragenen Colleg über Physik blutwenig gelernt hatte. Auch machte Silberstein ihm ein Geschenk mit Lossius' Wörterbuch über die Kantische Philosophie, worin zugleich auch Fichte berücksichtigt wird. Dieses Buch hat insofern Epoche in Günther's Leben gemacht, als, was er in Tiedge's Urania nur im Widerscheine der Kunst erblickt und in den Vorlesungen über Moral nur fragmentarisch vernommen hatte, hier seinen ganzen Inhalt vor ihm entfaltete, zugleich mit dem Schlüssel versehen zur Aneignung desselben. Bald darauf wurde er auch mit Schelling's Weltseele bekannt. Ein Anhänger der Schelling'schen Speculation, Dr. med. Bernt, später Professor an der Wiener Universität, half ihn in das Verständniß derselben einführen. — Am Ende des Jahres reiste G. nach Prag zurück, bestand das Examen im römischen Rechte und trat in das Haus eines Grafen Thun als Erzieher ein. Die in seinem bisherigen Leben gemachten Erfahrungen hatten ihm Kant's goldenen Spruch in Flammenschrift vor die Seele geführt: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir". Sehr eifrig studirte er nunmehr die Kantische Philosophie, in welcher er es auch bald zum gründlichen Verständniß brachte. Auch Schubert's Ansichten über die Nachtseite der Natur waren epochemachend in seinen Studien. Schubert benutzte nämlich jede Gelegenheit, bei der er ein Wort zu Gunsten des positiven Christenthums fallen lassen konnte. Jeder Gedanke aber, der ihn darin bestärkte, daß das Christenthum mehr sei als ein bloßes Complement der natürlichen Religion, die zum ewigen Heile des Menschen nicht ausreiche, war für ihn ein Labsal. — Graf Thun starb bald und G. zog mit der Wittwe und deren Kindern nach Wien. Hier aber war seines Bleibens nicht lange, denn die Kinder wurden theils der Artilleriekaserne, theils einer Erziehungsanstalt übergeben. Und nun entschloß er sich, da die Wissenschaft ihm mehr am Herzen lag als das Leben eines Justiziars, beim Fürsten Bretzenheim als Erzieher seiner zwei Prinzen einzutreten, um für die spätere Zukunft eine unabhängige Existenz sich zu erobern. In dieser seiner neuen und vielbeschäftigten Stellung wurde er mit Adam Müller's Vorlesungen über die neue Staatskunst bekannt. Auch diese Schrift machte Epoche in seinem Leben. Hatten nämlich seine juristischen Studien ihn mit den großen Gesetzgebungen des Alterthums bekannt gemacht, während die canonische Gesetzgebung ihm Respect vor der Kirche einflößte, so führte Adam Müller, dem „Christus auch für das Wohl der Staaten gestorben war", ihn in das organische Leben des Staates ein. Auch Müller's Unterscheidung der Idee und des Begriffs, so ungenügend sie war, indem die Idee nur als der Begriff in Bewegung von ihm angesehen wurde, begleitete den G. durch sein ganzes Leben. Zur besseren Bestimmung der Idee gelangte er in der speculativen Theologie, deren Studium ihm durch den Streit Jakobi's mit Schelling nahe gelegt wurde. Auch Franz Baader's Bestrebungen, das positive Christenthum wieder zu Ehren zu bringen, fielen in diese Zeit. Diese und andere Studien schwellten die Segel seines Fahrzeugs; aber noch wußte er nicht, auf welches Ziel er hinsteuern und wie er das Steuerruder lenken solle. Da, im Frühling des J. 1811, bezog die fürstliche Familie den Marktflecken Brunn bei Wien, dessen Pfarrer Korn in jener gern gesehen wurde. Zu diesem schlichten und lernbegierigen Mann trat G. bald in

nähere Beziehung. Auf die Frage desselben, ob er auch die heilige Schrift gelesen habe, mußte er gestehen, daß er sie nur aus Citaten kenne, worauf jener meinte: „ich an Ihrer Stelle, der Sie schon so viel gelesen haben, würde mir von meinem Gewissen nicht den Vorwurf machen lassen wollen, das Buch der Bücher nicht gelesen zu haben. Zum Zwecke des leichteren Verständnisses will ich Ihnen „ „das Reich Gottes" " von einem Schweizer Protestanten, der mir ein Kantianer zu sein scheint, geben". Bei diesem commentirten Bibelstudium suchte G. vor Allem über die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung wegen der Unzulänglichkeit der natürlichen in's Reine zu kommen, denn über diesen Punkt hatte auch Bolzano ihn nicht aufzuklären vermocht. Jetzt aber dämmerte ihm immer mehr die übernatürliche Offenbarung als die historische Offenbarung Jesu Christi als des Gottmenschen auf, der es vor Allem mit der Genugthuung für die Schuld der Sünde zu thun habe. Und die Einleitung zu dieser Genugthuung liege in der Verheißung eines Messias, während die Erfüllung in dem Gehorsam eines mit dem Logos geeinten neuen Adam sich vollziehe. Kurz, der Lichtgedanke fing an ihm aufzugehen, daß keine bloße Lehre die Welt erlöst habe. Ein zweites Lichtmoment war die Ahnung, daß im Heidenthum der sittliche Verfall des Menschengeschlechts sich auspräge, dessen Voraussetzung die Störung des ursprünglich normalen Verhältnisses zwischen den Factoren der Menschennatur sei, während die Reaction gegen diese Physiokratie (als Emancipation des Naturlebens im Menschen) sich im Judenthume als Theokratie geltend mache durch die Veranstaltungen Gottes, welche im Opferkulte, der Weissagung und dem Wunder hervortreten.

Während er aber noch immer nicht ins Klare kommen konnte über die Erreichbarkeit des Ideals des kategorischen Imperativs, fiel ihm ein Band des Wandsbecker Boten in die Hand, worin sich ein Aufsatz „Einfältiger Hausbericht über das Christenthum an seine Kinder" befand. Da gingen ihm ein für allemal die Augen darüber auf, daß jenes Ideal nicht nur erreichbar, sondern schon erreicht sei von demjenigen, der uns beten gelehrt: „Dein Wille geschehe wie im Himmel so auch auf Erden", und der uns das Gebot gegeben: „werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!" Und nun folgte diesem Siege in seiner Gedankenwelt bald auch der Sieg in seinem ethisch-religiösen Leben. Es waren die Tage der großen welthistorischen Ereignisse, die sich in den Jahren 1812—15 vor seinen Augen abrollten, und in denen zahlreiche Schriften von dem Einen, was in dieser schweren Zeit Noth thue, handelten, von dem Glauben an die Hülfe von Oben. Da führte sein Freund Leopold Horny, ein junger Theolog und Belletrist, den er zu Wien kennen gelernt, ihn in den Kreis des Pater Hoffbauer ein, in Beziehung auf welchen Zacharias Werner, der zur Zeit des Congresses sich in Wien aufhielt, den Ausspruch gethan, er kenne nur drei große Männer, Napoleon, Goethe und Hoffbauer. Bei Letzterem legte G. seine erste Generalbeichte ab. Und von da an blieb Hoffbauer sein Rathgeber in allen Angelegenheiten seines inneren Lebens bis zum Tode desselben, der aber schon nach wenigen Jahren, zur Zeit, als G. zu Raab die Theologie absolvirte, erfolgte. Bei Hoffbauer wurde G. auch mit litterarischen Notabilitäten, mit Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Adam Müller bekannt. Mit Letzterem lenkte er das Gespräch am liebsten auf den Unterschied des Begriffs und der Idee; aber Adam Müller konnte nicht begreifen, warum G. ein so großes Gewicht auf die wesentliche Verschiedenheit beider lege. Und wenn dieser ihn darauf hinwies, daß eine solche Verschiedenheit statuirt werden müsse, falls aus den Postulaten der praktischen Vernunft reale Erkenntnisse werden sollten, rieth Adam Müller ihm, sich an Jakobi's Theorie von der Unmittelbarkeit des Erkennens, anstatt an den bereits überwundenen Standpunkt der Kritik der praktischen Ver-

nunft zu halten. G. aber konnte die Hoffnung nicht aufgeben, vom Gewissen (von Kant's kategorischem Imperativ aus einen Weg zum Wissen zu entdecken, das einen Inhalt von ganz anderer Beschaffenheit besitzen müsse als das Erkenntnißurtheil, in welchem der formlose empirische Stoff (die Materie) unter bloße (reine) Formen gebracht werde, deren Ursprung dem erkennenden Subjecte so unbekannt ist, wie das sogenannte Material ohne Form. Nunmehr kam er auch in nähere Berührung mit der Jakobi'schen Philosophie, indem sein älterer Zögling die Universitätsstudien zu Wien begann. Denn hier waren sowol der Professor der Philosophie als der der Religionswissenschaft Anhänger Jakobi's; und doch bekämpften Beide einander, so daß das ganze Auditorium in zwei feindliche Heerlager getheilt war. Aber Keiner von Beiden kam über den Semipantheismus hinaus, der das Absolute zugleich in der Form der Unendlichkeit und der Endlichkeit auffaßte. Nunmehr machte sich G., dem neben Kant's kategorischem Imperativ Augustin's Ausspruch, daß Göttliches nicht von Gott abfallen könne, den Weg beleuchtete, auf Hoffbauer's Rath über das Studium der gesammten Theologie her. Am eifrigsten betrieb er die Dogmengeschichte, weil diese vorzüglich ihn in Verbindung erhielt mit der antiken Philosophie, und dadurch mittelbar auch mit der christlichen Speculation vor und nach der Reformation. Inzwischen hatte Prinz Bretzenheim seinen philosophischen Cursus in Wien beendigt und zog, als künftiger Gutsbesitzer in Ungarn, nach Raab, um dort die juridischen Studien zu machen. G., der ihn begleitete, setzte daselbst seine theologischen Studien fort, bestand die theologischen Prüfungen und empfing im J. 1820 die Priesterweihe. So war aus dem Juristen ein Priester geworden zur großen Freude seiner betagten Eltern, die ihn im Herbste desselben Jahres sowol auf der Kanzel als am Altare erblickten.

Aber was nun? fragte ihn Korn, als er denselben in Brunn besuchte. Unter der Protection des Leibarztes des Kaisers Franz, des Barons Stifft, hatten sich die Redemptoristen in Wien niedergelassen, und mehrere von Günther's Freunden aus den Tagen Hoffbauer's waren schon in das Noviziat derselben eingetreten; so der Dr. med. und Director der Veterinärschule Joh. Emanuel Veith, der Supplent in der Physik Madlener, der Jurist Springer, der Dichter Passy. Aber auch den Jesuiten war bald darauf durch ein Handbillet des Kaisers gestattet worden, eines der leer stehenden Klöster Wiens sich auszuwählen. Und nun wurde G. von seinen Freunden bestürmt, ob er der Partei der Redemptoristen oder der Jesuiten sich anschließen wolle. G. gab den Jesuiten den Vorzug, weil er glaubte, bei ihnen die reichen Erfahrungen, die er bisher im Erziehungsgeschäfte gemacht, am besten verwerthen zu können. Und als den Jesuiten befohlen wurde Wien wieder zu verlassen, entschloß sich G. sogar, mit drei Freunden, Horny, Rinn und Baron Stöger, denselben am 8. Nov. 1822 nach Starawicz in der Diöcese Przemisl in Galizien zu folgen. Was ihm aber hier bald sehr mißfiel, war 1) die Zumuthung, daß er die Ansicht zu der seinigen zu machen habe, die Societas Jesu sei die Kirche in der Kirche, wogegen er bemerkte: „Glauben Sie diejenigen bekehren zu können, welche die römisch-katholische Kirche als den Staat im Staate verdächtigen, wenn Sie Ihre Gesellschaft als die Kirche in der Kirche anpreisen?" 2) Die opera humilitatis, denen sich die Novizen wöchentlich einmal unterziehen mußten, z. B. unter den Tafeln, an denen sie speisten, hindurch kriechen und Jedem die schmutzigen Schuhe küssen. 3) Der unbedingte Gehorsam. So wurde ihm befohlen, in das zu Lemberg zu errichtende Convict als Professor der Pastoral einzutreten. Auf seine Vorstellung, daß er ja nie in der Seelsorge gestanden, erhielt er die Antwort: er solle sich mehr mit dem unbedingten als dem philosophischen Gehorsam zu schaffen machen. 4) Der Semipantheismus, den er in den Schriften der Jesuiten fand, indem ihre Lehre von der Anima als

forma corporis die Leugnung der Creatürlichkeit des Geistes zur unvermeidlichen Folge habe. Auch manches Andere noch stieß ihn vor den Kopf, z. B. daß man im Orden die damals viel besprochenen magnetischen Erscheinungen für Teufelsspuk erklärte. Dennoch konnte er sich nicht entschließen den Orden zu verlassen. Allein gegen das Ende des zweiten Jahres seines Noviziats wurde ihm vom Arzte eine Badereise anbefohlen, um von einem unerträglichen Ohrensausen, dessen Ursache jener in einem Leberleiden erblickte, geheilt zu werden. So kam er am 29. Juni 1824 nach Wien zurück und fand im nahen Mödling Heilung seines Leidens. Und da inzwischen seine Eltern gestorben waren, schrieb er an seinen Provinzial P. Landes, daß er zu ihm ins Kloster zurückkehren wolle. Aber dieser antwortete ihm: „So lange die Sachen bei uns so stehen, wie sie stehen, passen Sie nicht für uns, und wir nicht für Sie". Aus Rom aber, wohin Landes bald darauf für die deutschen Angelegenheiten berufen wurde, schrieb derselbe ihm: er solle sich in seinem Glauben immer an den infallibeln Papst halten. Sollte das (meinte G.) ein Correctiv sein für die Ansicht, daß der Jesuitenorden die Kirche in der Kirche sei? Nun starb auch Pfarrer Korn zu Brunn; und so stand denn G. losgelöst von Allem, was ihm im Leben lieb und theuer gewesen, aber auch um so selbständiger in der Einrichtung seiner nunmehrigen Beschäftigung. Vertragsmäßig konnte er im Hause des Fürsten Bretzenheim, von dem er auch eine Pension bezog, Unterkommen finden, aber er zog die Stille des Pfarrhofs dem Salonleben vor. Er nahm Wohnung bei seinem Freunde Horny, der schon vor ihm die Jesuiten verlassen hatte, und jetzt Hülfsgeistlicher an der Pfarrkirche am Hof in Wien war, und half in der Seelsorge aus. Zugleich übernahm er den philosophischen Unterricht des Prinzen Friedrich Schwarzenberg (des späteren Cardinals), dessen Erzieher Günther's Freund, der Württemberger Greif, war, und später auch den der zwei älteren Prinzessinnen Schwarzenberg. Seine Arbeiten (Recensionen und Abhandlungen) in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, an denen er sich schon vor seinem Eintritte in die Theologie, seit 1818, betheiligt hatte, und in denen sich schon die ganze Originalität und Richtung seiner Philosophie ausspricht, veranlaßte den Polizeiminister Sedlnitzki, ihn zum Censor der philosophischen und juristischen Bücher zu ernennen, welches Amt er bis zum J. 1848 begleitete.

Klar stand ihm jetzt als sein Beruf vor Augen, der christlichen Menschheit zu einer besseren Philosophie zu verhelfen, als sie bisher besaß. In der Ausführung dieses Plans ging ihm zur Hand Joh. Heinr. Pabst, Doctor der Medicin, der spätere Verfasser der Schriften „Der Mensch und seine Geschichte", 1830, „Adam und Christus oder über die Ehe", 1831, „Gibt es eine Philosophie des positiven Christenthums", 1832, „Ein Wort über die Ekstase", 1834. Pabst, damals noch ein Anhänger der Schelling'schen Identitätslehre und Verehrer des Cartesius, besaß bedeutende naturwissenschaftliche Kenntnisse, die dem G. bei seinem Vorhaben eben so sehr zu Statten kamen, wie jenem des Letzteren speculatives und biblisch-theologisches Wissen. Ihre Studien und Untersuchungen führten Beide zu der Ueberzeugung: daß der Schlüssel zum wissenschaftlichen Verständniß des positiven Christenthums nicht in der antiken griechischen Begriffsspeculation zu finden, und daß die Benützung derselben ein Fehlgriff der Väter im Oriente und (unter dem Haupteinflusse des Aristoteles) der Scholastiker im Occidente sei, weshalb bis auf unsere Tage das Heidenthum seine Herrschaft in der Wissenschaft nicht verloren habe. Ein negatives Verdienst der Reformation aber um die Wissenschaft bestehe darin, daß, unbeirrt von jedem Einflusse der kirchlichen Auctorität, alle Consequenzen aus den Principien der antiken Philosophie zu Tage gefördert worden seien. Und nunmehr reifte in ihm allmählich der Entschluß, eine „Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christen-

thums" zu schreiben, um, was ihn aus der Nacht des Zweifels in die Tageshelle des Glaubens geführt, auch Anderen zu bieten. Und er wählte dazu die Briefform, weil er in ihr Vieles, was ihm nicht blos im Kopfe lag, sondern was auch den Pulsschlag seines Herzens beschleunigte, am besten an den Mann bringen zu können glaubte. Zugleich wollte er dem Pfarrer Korn für die treue Liebe, die derselbe ihm erwiesen, ein Denkmal setzen. So entstand der Briefwechsel zwischen Onkel Peregrin (Korn) und dessen Neffen Thomas Wendeling. Im J. 1828 erschien der erste, 1829 der zweite Band der Vorschule bei Wallishauser in Wien*).

Rasch folgten „Peregrin's Gastmahl", 1830, „Süd- und Nordlichter am Horizonte speculativer Theologie", 1832, „Janusköpfe für Philosophie und Theologie" (gemeinschaftlich mit Pabst), 1833, „Der letzte Symboliker", 1834, „Thomas a Scrupulis", 1835, „Die Juste-Milieus in der deutschen Philosophie", 1838, „Eurystheus und Herakles", 1843, die zweite bedeutend vermehrte Auflage der „Vorschule", 1846 und 1848, und (in Verbindung mit Veith u. A.) die fünf Jahrgänge der „Lydia", 1849—54. Eine letzte (1857 gedruckte) Schrift „Lentigo's und Peregrin's Briefwechsel" ist nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nur einigen Freunden mitgetheilt worden. Außerdem erschienen von G. in verschiedenen Zeitschriften Abhandlungen und Recensionen.

Seit dem Erscheinen der Vorschule wurde sein Name in immer weiteren Kreisen bekannt, und immer mehr wuchsen sein Ansehen und sein Einfluß. Görres spricht sich in einem Briefe an ihn vom 20. April 1828, worin er zugleich bemerkt, daß er schon seit zehn Jahren seine Aufsätze mit wachsendem Interesse gelesen habe, sehr anerkennend über die Vorschule aus, die „einem großen Bedürfnisse der Zeit entgegenkomme"; prophezeit ihm aber auch schon am 4. Juli 1830: „Das Anfeinden wird nicht ausbleiben. ... Unter der Jugend des katholischen Deutschlands aber wird Ihr Bemühen allmählich durchschlagen. Was diesen Durchbruch einigermaßen erschwert, ist Ihre Mittheilungsweise; die Sprossen in Ihrer Gedankenleiter stehen für noch nicht ganz ausgewachsene Beine zu weit auseinander, auch fehlt bisweilen eine in der Mitte, wo die Uebergänge liegen; da werden die Leser dann irre und wissen nicht, ob sie weiter hinauf oder wieder hinunter sollen. Da hat Ihnen Pabst einen rechten Liebesdienst gethan durch die geistreiche Paraphrase, in der er Ihren Ideengang ergänzt. Nun werden Manche schon eher den Eingang finden. ..." Veith, sein ehemaliger Commilitone an der philosophischen Facultät zu Prag 1804—6, mit dem G. die alte Verbindung wieder anknüpfte, als derselbe aus der Congregation der Redemptoristen wieder austrat, empfiehlt ihn dem Staats- und Geheim-Rathe Freiherrn v. Stifft zu einer Professur der Philosophie an der Wiener Universität. Am 23. Mai 1831 und wieder am 31. December fordert Görres ihn auf, er möge sich zur Uebernahme der erledigten Professur der theologischen Moral in München bereit erklären, daneben könne er lesen, was er wolle. Auch Bischof Sailer schrieb im Auftrage des Königs am 28. December 1831 und am 16. Januar und wieder am 28. Januar 1832 deshalb an ihn. Umsonst. Zu derselben Zeit, am 29. November 1831, bietet ihm Schmedding in Berlin, im Einverständnisse mit Minister Altenstein und unter Zustimmung des Kölner Erzbischofs Spiegel, die durch den Tod des Hermes erledigte Professur der Dogmatik in Bonn an; wenn er aber die Oder dem Rheine vorziehe, so könne er auch eine mit einer Dompräbende verbundene Professur zu Breslau erhalten. —

*) Hier schließt die noch nicht im Druck erschienene Autobiographie Günther's, aus welcher das Vorhergehende (mit unbedeutenden Abänderungen) ein Auszug ist. Das Folgende habe ich vorzugsweise aus zahlreichen Briefen von und an G. entnommen.

Ein Hauptmotiv, warum G. sich nicht entschließen konnte, die genannten sowie später an ihn ergehende Berufungen anzunehmen, war die Besorgniß, durch den Vortrag seiner speculativen Theologie vom Katheder herab in Collision mit seinen Specialcollegen und insbesondere mit der Hierarchie zu kommen und dadurch die Zukunft seiner Philosophie zu gefährden. Andererseits vermochte er die Hoffnung nicht aufzugeben, eine Professur in Wien zu erhalten, wozu auch die Staatsregierung wiederholte Anläufe machte, die aber durch seine Gegner immer von Neuem vereitelt wurden. Inzwischen gewann er auch ohne Katheder eine von Jahr zu Jahr wachsende Schaar von Schülern; so in Oesterreich Hock, Croy, Ehrlich, Zukrigl, Löwe, Karl Werner, Trebisch, Georg Schmidt, Hörfarter, Pogazhar, Auer, Bruno Schön, W. Gärtner u. A.; in Deutschland Schlüter, Merten, Knoodt, Aloys und Joh. Mayer, Spörlein, Baltzer, Abt Gangauf, Elvenich. Wortführer in der Wissenschaft und in der Kirche näherten sich ihm freundschaftlichst; außer den schon genannten (Görres und Sailer) Döllinger, Möhler, Staudenmaier, v. Lasaulx, Droste-Hülshoff, die Kirchenfürsten Diepenbrock und Arnoldi, Geh. Rath Brüggemann; auch Harleß, Erdmann, Tholuck, Hinrichs und viele Andere. Treue und stets hülfsbereite Liebe bewährte ihm Cardinal Fürst Schwarzenberg. Die theologische Facultät zu München schickte ihm 1833 das Doctordiplom; die dortige Akademie der Wissenschaften ernannte ihn 1852 „in Anbetracht seiner großen Verdienste um die speculative Philosophie“ zu ihrem auswärtigen Mitgliede für die philosophisch-philologische Klasse. Allein schon hatten auch die Anfeindungen begonnen, so katholischerseits von Singer, Hast, Volkmuth, Dieringer, Clemens (ein Schüler der Jesuiten, der sich 1843 als Privatdocent in Bonn habilitirt hatte), Oischinger, Mattes, Michelis, protestantischerseits von Drobisch und Baur. Ja, die Wiener Redemptoristen bemühten sich schon in den vierziger Jahren, Günther's Schriften auf den römischen Index zu bringen. Und immer ungünstiger für die Freiheit der philosophischen Forschung wurden die Zustände innerhalb der katholischen Kirche, immer bedrohlicher zog sich das jesuitisch-römische Gewölk zusammen. 1845 schon sieht sich G. zu der Aeußerung veranlaßt: „Wehe, wenn die Hierarchen der Wissenschaft noch ganz den Maulkorb anlegen! Nie und nimmer werde ich einstimmen in den Toast, den man der Irrationalität vielleicht nur zu bald auszubringen gesonnen ist.“ Inzwischen bestiegen einzelne Schüler Günther's den Katheder. So wurde Merten 1843 Professor der Philosophie am Priesterseminar zu Trier, Knoodt 1845 Professor der Philosophie an der Universität Bonn, Zukrigl 1847 supplirender Religionsprofessor in Wien und 1848 Professor der Apologetik und Philosophie an der theologischen Facultät zu Tübingen, nachdem G. und Knoodt den Ruf dahin abgelehnt hatten. Mayer und Spörlein docirten in Bamberg, Abt Gangauf in Augsburg, Löwe als Professor der Philosophie zuerst in Salzburg, dann in Prag, Ehrlich in Krems, dann in Gratz und zuletzt als Professor der Fundamentaltheologie in Prag; Elvenich und Baltzer und Reinkens wirkten an der Universität zu Breslau. In dem Maße aber, als die Günther'sche Speculation eine immer weiter um sich greifende mächtige Schule zu werden begann, mehrten sich die heimlichen und öffentlichen Angriffe; insbesondere konnten die Jesuiten nicht dulden, daß ihr wissenschaftliches Monopol in der römischen Kirche ernstlich gefährdet werde.

Da kam das Jahr 1848, eingeläutet durch die Reformen Pius' IX. Nun schrieb mir G.: „Jetzt kann doch Niemand mehr der katholischen Kirche nachsagen, daß sie eine abgesagte Feindin alles Fortschritts sei“; und nun hoffte er auch auf „Befreiung der Wissenschaft von den hierarchischen Sclavenketten“. Allein in demselben Jahre erhielt Erzbischof Geißel die Weisung aus Rom, die Philosophie zu überwachen. Ferner wurde wie in Mainz so auch in Wien ein Katho-

likenverein (in Wien unter dem Namen „Severins-Verein") gegründet. Und wie dort schlossen sich hier auch solche katholische Gelehrte an, denen es um ein reges und freies wissenschaftliches Leben zu thun war; aber bald zogen sie sich, Einer nach dem Anderen, bitter enttäuscht, von den Katholikenversammlungen zurück. So hatte auch Veith die Redaction des „Aufwärts", des Organs des Severinsvereins, woran selbst G. sich anfangs durch mehrere Aufsätze betheiligte, übernommen, dann aber von einem Unternehmen, das unter den veränderten Verhältnissen den gehofften Erfolg nicht hatte, sich zurückgezogen. G. aber urtheilte über die Katholikenversammlungen: „die Früchte derselben sind grasgrün und eben darum von der Art, lange Zähne demjenigen zu machen, der sie in den Mund nimmt." Persönlich hatte für ihn das Jahr 1848 die Folge, daß er seine Stelle als k. k. Censor verlor, weshalb er jetzt Unterstützungen seiner Freunde, insbesondere des Cardinals Schwarzenberg, annehmen mußte. Die Aussicht aber auf eine Professur in Wien, die sich ihm (und auch dem Canonicus Veith) eröffnete, scheiterte daran, daß er das Resultat des Ausgangs vom Ich für das Dogma ausgebeutet hatte. Deshalb hielt man, in Geltendmachung des alten credo ut intelligam, seine Anstellung für eine chose dangereuse. Ebenso hintertrieb Fürstbischof Milde in Wien, der den Fürstbischof Diepenbrock mit seinem Anhange „Wühler und kirchliche Demokraten" nannte, die Berufung Ehrlich's nach Wien und verlegte die theologische Facultät ins erzbischöfliche Seminar, damit sie fern von dem Umgange mit den anderen Facultäten nicht aus der Art der Alten schlage. „Wenn aber (schreibt G.) die theologischen Facultäten bischöfliche Hausanstalten werden, dann lebe wohl theologische Wissenschaft". Dagegen schickte die Prager Universität ihm das philosophische und theologische Doctordiplom.

In Folge der mit dem J. 1849 beginnenden kirchlichen und politischen Reaction wurde die Hetze gegen G. und seine Schüler immer stärker. „Der Absolutismus (schreibt mir Croy aus Wien) schleicht sich hüben und drüben ein und mit ihm die alten unheilvollen Zustände", und: „Nicht Wenige gründen ihre Hoffnung auf die Machtentwicklung der freier gewordenen Kirche, und glauben auf dem Gefühlswege und durch Missionen aufhelfen zu können." Um dieselbe Zeit bemerkt Erzbischof Geissel in einem Briefe an mich: „Unsere h. Kirche ist die Trägerin der Grundsätze der Philosophie." So wurde denn Günther's Stimme des Rufenden in der Wüste den kirchlichen Machthabern unerträglich. Um dieselbe verstummen zu machen, veranlaßten sie einen combinirten Angriff gegen ihn von Wien und Gratz aus. Den einen wagte Schwetz, Prof. der Dogmatik in Wien, den andern Ildephons Sorg, ein Benedictiner. Doch bald wurden beide durch Croy, Ehrlich und Zukrigl mundtodt gemacht, während Dr. Trebisch den G. gegen Lieber vertheidigte, aber in seiner Schrift einen so großartigen geschichtlichen Anlauf nahm, daß die Polemik in den Hintergrund trat. Aber der redemptoristische Zelotismus wurde unter dem Clerus immer mehr angefacht. „Es ist unglaublich (schreibt G. an Veith), welcher Haß gegen alle Wissenschaft von Zeit zu Zeit zum Ausbruche kommt." Und mir schreibt er: „Welche Zornesschalen wird die Vorsehung noch über die Kirchenfürsten ausschütten müssen, um sie zur Besinnung zu bringen? Das ist es, was meinen Geist am meisten drückt. Alles andere Ungemach, das mich seit der Märzrevolution am meisten heimgesucht, hat ein Blick auf die wunderbaren Wege, welche Gott seit meiner frühesten Jugend mich geführt, mir tragen helfen. Renovabitur iuventus tua! Und fürwahr, ich bin gesünder als je, vielleicht gerade deshalb, weil ich nicht einmal ein halbes Seidel Wein für den Tag mir spenden kann. Und was über Alles geht, habe ich die Feder in der Hand oder ein Buch, so kann ich darüber die ganze Welt vergessen, mit Ausnahme der Kirche, dieser Säule und Grundfeste der Wahrheit." Im J. 1852 ver-

breitete sich das Gerücht, daß der Indicirungsproceß gegen G. in Rom anhängig gemacht sei. Veranlassung hierzu gab die Abschiedsaudienz des Bischofs Arnoldi beim Papste, in welcher dieser jenem erklärte, daß die Schriften seines Professors Merten würden verdammt werden. Und aus den weiteren Aeußerungen des Papstes schloß Arnoldi, daß auch die Indicirung der Günther'schen Schriften bevorstehe. Und da die schlimmen Gerüchte sich mehrten, auch in öffentlichen Blättern, so wendeten sich die Cardinäle Schwarzenberg und Diepenbrock in einem ausführlichen Promemoria zu Gunsten Günther's direct an den h. Stuhl. Von dieser Eingabe durfte man hoffen, daß dadurch wenigstens für die Dauer des Pontificats Pius IX. ein Damm aufgerichtet sei, gegen welchen die im Hinterhalte aufgepflanzten Geschosse der Gegner nicht aufkommen könnten. Auch antwortete ihnen der h. Vater: Alles, was in dieser Angelegenheit etwa geschehe (ea omnia, quae ad hanc rem pertinere poterunt), solle ihnen mitgetheilt werden. Auch wurde wiederholt aus Rom nach Wien berichtet: „eine Verdammung sei nicht mehr zu befürchten, seitdem Schwarzenberg und Diepenbrock für G. eingetreten seien", zugleich aber auch, „daß die Anklagen vom Rhein her mit dem Urtheile der beiden Cardinäle über Günther's Philosophie nicht übereinstimmten." Und in der That verdoppelten jetzt Günther's Gegner ihre Anstrengungen. Insbesondere war es Dr. Clemens in Bonn, der sich von den Jesuiten vorschieben ließ. Am Aschermittwoch 1853 erschien seine Schrift „Die speculative Theologie A. Günther's und die katholische Kirchenlehre". Und bald darauf brachte die „Deutsche Volkshalle" die Nachricht, Günther's Schriften seien auf den Index gesetzt. Da schrieb mir G.: „Ist denn meine Philosophie deshalb so gefährlich, weil sie zwar für die Thatsachen des Christenthums, nicht aber für alle Deutungen desselben, insbesondere die scholastisch-mittelalterlichen einsteht?" Der Papst aber erklärte auf eine Anfrage: die Indexgeschichte sei eine arge Täuschung, der Güntherianismus sei ja etwas ganz Anderes (prorsus alia res) als der Hermesianismus. Und die Deutsche Volkshalle mußte schon am 30. April ihre Hiobspost widerrufen; und G. schreibt mir: „Haben etwa die Jesuiten aus der Schule geredet, weil der Papst unterschreiben müsse, was die Indexcongregation beschließt?" Doch immer wieder und immer stärker tauchen die Gerüchte auf, die Indicirung stehe nächstens bevor. Ja, obwol P. Stöger aus Rom dem G. das Wort des Papstes überbringt: „es ist nichts zu fürchten, ich weiß schon (nihil est, quod timeatis, ego iam scio)", erscheint die Gefahr doch so groß, daß innerhalb der Günther'schen Schule der Vorschlag auftaucht, eine Adresse an den deutschen Episcopat zu richten. G. aber will nichts davon wissen, weil er eben so wenig von dem Episcopate als von der römischen Curie und den Jesuiten etwas hofft. „Die Bischöfe (schreibt er mir) sehen ihre Mitra an, wie die Küchengärtner den irdenen Topf auf den Spargelpflanzen; diese gedeihen nur unter jenem Präservativ, so auch die Gedanken der Mitraträger. Diese Herren vermögen nicht einzusehen, daß das Christenthum aufgehört hat eine Gedankenmacht zu sein; sonst würden sie nicht Hegelthum in meiner Creationstheorie wittern, unter welcher nota ignominiae sie doch nichts Anderes verstehen als den dialektischen Prozeß, wodurch dieselbe den dreieinigen Gott und die eindreiige Welt darstellt. Der Unglaube aber muß überhand nehmen, wenn er keine Gedankenmacht mehr zu fürchten hat . . . Die römische Curie will nur St. Petrum mit seinen Schlüsseln, nicht St. Paulum mit dem Schwerte des Worts, das durchdringt bis zu Scheidung der Seele vom Geiste. Und doch war es Paulus, der uns zuruft: semper gaudete, sine intermissione orate! . . . Wie sieht es überhaupt mit der römischen Auctorität aus, die von jeher mit dem Absolutismus gemeinschaftliche Sache gemacht hat? . . . Was habe ich endlich von den Jesuiten zu erwarten, seitdem mein Gönner und Be-

schützer P. Landes, der Assistent des Generals für die deutsche Zunge, gestorben ist? Sie streben ja nichts Geringeres an als eine völlige Restauration des Mittelalters, wie in der kirchlichen Musik und der Baukunst so in der Wissenschaft. Es soll wieder angeknüpft werden an das 14. Jahrhundert, und die vier letzten sollen als Ausgeburten der Lüge ausgestrichen werden. Und ich sitze mitten unter denen, die alle Hände voll tragen theils zum Bauen theils zum Steinigen ... Wer ausschließlich für den Thomismus einsteht, kann es nicht für den durchgeführten Cartesius. Was habe ich daher von den Jesuiten zu erwarten, aus deren Gesellschaft ich ausgetreten bin?" Seine einzige Hoffnung setzt G. noch auf die Person des Papstes Pius. Der Abt von St. Paul, Pappalettere, hatte ihm nämlich am 15. April geschrieben, daß Pius ihm mit väterlicher Liebe zugethan sei und den lebhaften Wunsch hege, ihn persönlich kennen zu lernen; er möge daher nach Rom kommen, aber schon jetzt an den h. Vater schreiben, was nicht wenig zum Siege über seine Gegner beitragen werde. Und als Pappalettere wiederholt und immer dringender dieselbe Bitte an G. stellte, schrieb dieser sowohl an den Abt als den h. Vater. Aber auch Schwarzenberg nahm aus einem rühmlichen päpstlichen Anerkennungsschreiben seiner Vorarbeiten zur Reform der Klöster in Oesterreich Veranlassung, die Sache der Günther'schen Speculation dem h. Vater noch einmal warm ans Herz zu legen. Am 23. Juli antwortete ihm der Secretär der Indexcongregation, der Dominicaner Modena, daß am 26. April Einer, der Günther's Sache zu vertreten habe, den Consultoren zugesellt worden sei, daß aber auch G. selber oder Einer seiner Schüler nach Rom kommen könne, um gehört zu werden; und er fügte hinzu, daß der h. Vater sich über Günther's Brief sehr gefreut habe. Sofort wurde G. von seinen Gönnern und Freunden bestürmt, nach Rom zu reisen. Und als er das ablehnte, weil er „durch seine einfältige Persönlichkeit die Sache der Wissenschaft nicht gefährden wolle", forderte Schwarzenberg die beiden Professoren, Domcapitular Baltzer und Abt Gangauf, dazu auf. Beide kamen am 10. November in Rom an, traten in die Commission ein, und noch zwei Andere, der Irländer P. Smith und der Servitengeneral Patscheiter, wurden ihnen zugesellt. Am 21. November schrieb mir Baltzer: der Präsident der Indexcongregation, Cardinal Andrea und auch der h. Vater seien günstig für G. gestimmt, die Jesuiten aber sähen es als eine Ehrensache an, daß die Günther'sche Philosophie verurtheilt werde, ja sie lediglich seien unsere Gegner, und viele in Rom würden sich freuen, wenn sie das Spiel verlören. Später schrieben Baltzer und Gangauf nur sehr magere und nichtssagende Briefe, weil sie eidlich gebunden seien. Im Mai 1854 erklärte der Wiener Nuntius Viale Prela dem Grafen Taaffe: davon, daß Günther's Schriften je auf den Index kämen, könne keine Rede mehr sein, ja die darüber eingeleitete Untersuchung würde wohl schon abgeschlossen sein, besorgte man nicht, daß seine Schule sofort ein Triumphgeschrei erheben würde, wodurch seine Gegner, darunter namhafte öffentliche Lehrer, zu sehr blamirt würden. Aber zur selben Zeit schrieb mein Schüler, Dr. Nickes (der in den Orden der Benedictiner eingetreten war) aus Rom an G.: Pappalettere fürchte, unsere Sache dürfte Rom „nicht ganz mit heiler Haut passiren", wahrscheinlich würden „gewisse, bestimmt formulirte Sätze verworfen werden", worauf G. ihm antwortete: „Wenn mein Bart Haare lassen soll in Rom, so müssen meinen Gegnern beide Ohren abgeschnitten werden." Auch gelang es letzteren, den Papst um- und gegen G. zu stimmen; und Abt Gangauf wurde zu Ostern bei seiner Abschiedsaudienz ungnädig von ihm entlassen. Nun verlangte Baltzer von mir, daß ich nach Rom komme, um einige Hauptanklagepunkte zu bearbeiten. Ende August kam ich in Rom an und wurde am folgenden Tage als Mitglied der Commission vereidet. Ende November waren wir mit unserer schriftlichen Vertheidigung fertig, gaben dieselbe an die Indexcongregation

ab, und wurden vom h. Vater, der uns sogar seinen apostolischen Segen für G. mitgab, huldvoll entlassen. Mit den besten Hoffnungen kehrten wir unmittelbar vor der Proclamation des Dogmas von der immaculata conceptio nach Deutschland zurück. Hatten ja auch die Kirchenfürsten Schwarzenberg, Förster von Breslau, Tarnotzi von Salzburg und Arnoldi von Trier ein neues Promemoria zu Gunsten der Günther'schen Speculation an Pius IX. geschickt. Und jetzt, wo es schien, daß G. siegreich aus dem Kampfe hervorgehen werde, wurde die Nachricht verbreitet, die Jesuiten seien nicht mehr seine Feinde. G. aber sagte: „credat Judaeus!" Erzbischof Rauscher aber arbeitete wie früher so auch bei seinem längeren Aufenthalte in Rom 1854 und 55 dem Cardinal Schwarzenberg entgegen. Er äußerte gegen Flir, Director der Anima: „Das Günther'sche System bedürfe zu seiner Unschädlichmachung eines starken Aderlasses", und später sogar: „diese bis ins Innerste vergiftete Doctrin müsse zertreten werden"; wozu G. meinte: „jener Aderlaß würde nur durch meine Enthauptung zu Stande kommen, denn ich müßte es dahin bringen, dem menschlichen Geiste, wie Rauscher es in seiner zu Rom gehaltenen Dreikönigspredigt gethan, alle Gewißheit abzusprechen, die ihm nur zu Theil werde, wenn er glaube, welcher Glaube nur Sache des freien Willens sei." Dennoch sprach Schwarzenberg nach seiner Rückkehr aus Rom im Frühjahr 1855 die besten Hoffnungen in Beziehung auf den Ausgang der schwebenden Untersuchungen aus; auch werde er über den Gang derselben in Kenntniß erhalten werden. Allein was die Jesuiten thaten, erfuhr er nicht. So schickten dieselben, als Baltzer's, Gangauf's und meine Ausarbeitungen gedruckt waren, ein Exemplar an Geissel, damit derselbe eine Widerlegung unserer Rechtfertigung Günther's besorge. So wurde der der Günther'schen Speculation nicht abgeneigte Jesuit Passaglia aus der Indexcongregation entfernt und Perrone an seine Stelle hineingebracht. Im December 1855 schrieb mir Baltzer aus Rom, wohin er auf den Rath seiner Aerzte gereist war, daß Rauscher wegen seiner Verdienste um das Concordat mit Oesterreich nächstens den Cardinalshut erhalten würde; und daß Modena ihn ersucht habe zu veranlassen, daß die günstig gesinnten deutschen Bischöfe ihr Urtheil über die Günther'sche Schule an ihn oder an Andrea einschicken möchten. Es sei das von Wichtigkeit, denn auch bei Rosmini's Prozeß habe der Umstand den günstigen Ausgang herbeigeführt, daß viele Bischöfe sich zu seinen Gunsten verwendet hätten. Ueber die Schüler Günther's aber seien fast nur ungünstige Berichte von Seite des deutschen Episcopats eingelaufen. Dies hatte zur Folge, daß Arnoldi 1856 in einem längeren Schreiben an Modena Beschaffenheit und Bedeutung der Günther'schen Speculation darlegte, und daß Schwarzenberg eine eingehende Schilderung der wissenschaftlichen Zustände in Deutschland und des hohen Werthes der Philosophie Günther's nach Rom schickte. G. aber schreibt: „Wenn die Indexcongregation in der dualistischen Angelegenheit die Stimmen zählt, anstatt sie zu wägen, so wird sie sich durch die vier Bischöfe, welche günstiger darüber urtheilen als der neue Cardinal Reisach und seine Gesinnungsgenossen von der Verurtheilung nicht abhalten lassen." Gerade von Reisach, dem eifrigen Freunde und Förderer der Jesuiten, welcher Cardinal und Vertreter der deutschen Interessen in Rom geworden, mußte G. das Schlimmste befürchten. Er gibt jetzt alle Hoffnung auf: „man will ja in Rom des Thomas wissenschaftliche Auctorität nicht aufgeben". Auch Pappalettere spricht die Furcht aus, daß Günther's Schriften an der Indicirung nicht vorbeikommen würden. Und doch schien die Angelegenheit, wie weitere Briefe aus Rom meldeten, wieder eine günstige Wendung zu nehmen, namentlich durch Schwarzenberg's Eingabe, wodurch Reisach sich veranlaßt sah, nach Wien zu schreiben, man möge Gegenvorstellungen nach Rom befördern, um der Günther'schen Philosophie „den Garaus zu machen". Inzwischen waren Günther's intime Freunde, Dr. Glücker

am 26. November, Croy, der ihm eine Jahresrente von 500 Gulden vermachte, am 19. December 1855 gestorben, weshalb er sich von Wien fort nach dem Rheine sehnte.

Am 23. Januar 1857 erhielt G. durch Vermittelung Rauscher's ein vom 13. Januar datirtes Schreiben des Präsidenten der Indexcongregation, Cardinals Andrea, worin er aufgefordert wurde, vor der Publication der geschehenen Indicirung seiner Schriften sich dem Urtheilsspruche zu unterwerfen. Er that's, aber so, daß er wegen der in seinem Unterwerfungsschreiben gemachten Unterscheidung zwischen einer „Unterwerfung des Willens und der Einsicht" befürchtete, „ein Noli me tangere sich in Rom zuzuziehen." Jedoch Pius IX. „freute sich höchlich" über dieses Schreiben, welches dem Schreiber selber das Herz gebrochen hat. Wohl tröstete letzterer sich mit dem Gedanken: „die Indexcongregation sammt dem Papste ist nicht die Kirche"; fügt aber seufzend hinzu: „der Priester, welcher philosophirt, bleibt ein geschlagener Mann, so lang er unter der Hierarchie steht. . . In Rom wird der Glaube der Politik zum Opfer gebracht." Und dann sucht er sich wieder aufzurichten mit den Worten des Herrn: „Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden; selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich!"

Aber durch die Indicirung der Schriften Günther's ohne Formulirung bestimmter Sätze konnte seine Philosophie nicht mundtodt gemacht werden. Darum ruhten die Bemühungen der Gegner nicht, mit einem härtern Schlage den alten Meister und seine Schüler zu treffen. Dieser Schlag erfolgte durch das aus Bologna den 15. Juni 1857 datirte und am 1. September veröffentlichte päpstliche Schreiben an Cardinal Geissel, worin behauptet wird, daß die Günther'sche Speculation nicht frei sei von Rationalismus, weil sie die Philosophie nicht als Magd der Theologie anerkenne: und insbesondere wurden darin Günther's Lehren von der Trinität, der Persönlichkeit des Menschen und Christi, so wie von der Creation beanstandet. Es waren aber die Cardinäle Rauscher und Viale Prela, welche, unterstützt durch ein Schreiben Geissel's, den Papst, als er auf einer Rundreise durch den Kirchenstaat nach Bologna kam, zu diesem Breve bestimmten. Zwar wurde uns sofort aus Rom geschrieben, „dieses extra muros Romae und ohne Wissen und gegen den Willen der Indexcongregation erlassene Breve sei nur ein Privatschreiben, durch das nichts entschieden sei, so daß alle bezeichneten Punkte vor wie nach für die Wissenschaft offen blieben"; zugleich aber wurde hinzugefügt: „dasselbe beabsichtige, das Vortragen der Günther'schen Lehre zu verhüten." Und nun handelte es sich den Jesuiten um die Verdammung auch der Schriften von Günther's Schülern. Schon am 24. Aug. 1857 schreibt Dr. Nickes: „Die Gegner haben den unbeugsamen Willen, Alles aufzubieten, bis die Schriften aller Güntherianer, selbst die Veith's nicht ausgenommen, auf dem Index stehen. Alle äußern Posten sind besetzt, Wien, München, Paris; im Innern sieht's noch schlimmer aus, aber es läßt sich nicht Alles schreiben." Das Widerstreben der Indexcongregation, insbesondere ihres Präsidenten Andrea, wurde endlich überwunden, und die betreffenden Schriften eines Schülers Günther's nach dem anderen, ausgenommen die von Veith, wurden indicirt. G. aber schrieb mir: „Man sollte bei den gegenwärtigen politischen Zuständen meinen, daß den Römern das Indiciren bald verleidet würde; es sei denn, daß dasselbe als das einzig übrig gebliebene Lebenszeichen von Roms Herrschaft noch im Gange gehalten werden soll. Schrieb doch Mazzini im J. 1848 an den Papst: der Glaube ist todt in Europa; es ist dies theils durch die Tyrannei der hohen Hierarchie auf katholischem Boden, theils aber auch durch die Anarchie auf protestantischem Boden geschehen." Stolz erklärt 1859 Pater Schrader in Wien: Germanicum theologum nullum agnosco, während G., dem über seinen Studien nicht selten das Tageslicht das Licht seiner

Lampe ausgelöscht hatte, im December desselben Jahres klagt: „Ich habe mich in gesunden Tagen zu Schanden geschrieben, und zwar in jeder Hinsicht"; und im Hinblicke darauf, wie schauerlich es gegenwärtig mit der Wissenschaft auf katholischem Boden bestellt sei: „wo soll da der Muth und die Erkenntniß herkommen, um römischen Uebergriffen Grenzen zu setzen? Im Gegentheile, nichts wäre dieser verrotteten Pfäfferei lieber, als wenn ein Dogma von der Infallibilität des Papstes durch consensus unanimis vel tacitus zu Stande käme? Und was Alles ist nicht heutzutage möglich! Doch, Gott sei Dank, das Alles kümmert mich wenig. Transit figura huius mundi, sagt St. Paulus, und wir können hinzufügen: sammt jener Stadt, die sich orbis nannte. Auf der neuen Erde, auf der die Gerechtigkeit wohnt, werden wir erst in Erfahrung bringen, was das Wort des Apostels sagen wolle: non sunt condignae passiones huius temporis ad futuram gloriam, quae renovabitur in nobis, die wir an Christum geglaubt und ihn erkannt und ihn geliebt haben, ohne ihn gesehen zu haben. Diesen wiederzugewinnen auf dem Wege der Wissenschaft, auf dem ich ihn verloren hatte, war das Bestreben des Jünglings. Und ich habe es erreicht, und kann ausrufen: scio, cui credidi, und mit dem Dichter singen: wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist, weiß ich nichts vom Leide, fühle nichts als Andacht, Lieb' und Freude."

Im December 1860 schrieb mir G., der fast in keinem Briefe unterließ, mich einen Blick auf seinen Schreibtisch thun zu lassen, der nie leer war von den neuesten Produkten der philosophischen, theologischen und naturwissenschaftlichen Litteratur: „Ob und wann ich von meinen Grübeleien Gebrauch machen werde, weiß der Himmel; einstweilen schreibe ich an meiner Selbstbiographie." Und Anfang 1861, da seine und seines treuen Freundes Greif Kräfte immer mehr abnahmen: „Es ist Jedem Glück zu wünschen, den der Herr zu sich ruft. Wir haben hienieden nichts mehr zu erwarten als das Ende von einem Liede, das schon vor der Reformation angestimmt wurde, Reform an Haupt und Gliedern. Zur Stunde aber wird diese Reform in der Restauration des Thomismus gefunden, der in der antiken Speculation den Schlüssel zum Verständniß des positiven Christenthums erblickt d. h. in einer Philosophie, die von der Creation keine Ahnung hatte; sonst hätte sie an die Stelle des Weltschöpfers nicht den fabricator mundi gesetzt. Nach P. Kleutgen aber sind Aristoteles und Plato eigens von der göttlichen Vorsehung auserwählt, um die Heidenwelt in das Christenthum hinüberzuleiten." Und am 12. April 1862: „Geht es im zweiten Halbjahre mit meiner Gesundheit nicht besser als im ersten, so werde ich das Bett hüten müssen. Dem sei, wie Gott will. Das Wort des Apostels liegt mir schon seit Jahren auf der Zunge: cupio dissolvi et esse cum Christo. Was ich und die ganze Menschheit an ihm besitzen, das hat mich die Wissenschaft (Wissen und Gewissen) gelehrt; alles Andere ist, wenn nicht vom Uebel, doch nicht viel werth. Deo gratias!" Doch vermochte er am 29. Juli einer Einladung des Barons Hock auf sein Fliederschlößchen bei Salzburg zu folgen, wo auch ich Mitte August eintraf. Acht Tage später, innerhalb deren wir auch eine Fahrt auf dem Königssee machten, fuhren wir über Pechlarn, wo wir einen Tag bei Prof. Gärtner zubrachten, nach Wien. Hier verweilte ich noch einige Wochen bei G., und ließ von Professor Radnitzky seine Büste anfertigen. Nicht blos seine körperlichen sondern auch seine geistigen Kräfte nahmen merklich ab; wenn man aber auf Philosophie zu reden kam, war er noch immer der alte klare Denker. Am 13. Jan. 1863 erhielt ich den letzten Brief aus seiner Hand, und am 23. Febr. schrieb man mir: „G. ist seit gestern schwer erkrankt. Sonntag den 15. konnte er schon nicht mehr das h. Meßopfer darbringen, für Sonntag den 22. ließ er ebenfalls absagen, machte sich aber doch auf den Weg aus Rücksicht

auf „„die armen Polizeisoldaten““, für welche die Messe bestimmt war. Während derselben fragte er einmal den Kirchendiener: „„wo bin ich denn?““ las aber bis zu Ende, frühstückte und blieb allein in seiner Stube. Um 1/212 Uhr kam sein Arzt Dr. Schmidt und fand ihn zurückgelehnt auf seinem Sopha, ein zerknittertes Papier in seiner Hand; es war Ihr Brief, den er, wie er dem Can. Greif gesagt, beantworten wollte; ein Schleimschlag hatte ihn getroffen. Dörfler von St. Peter ertheilte ihm bei voller Bewußtlosigkeit die h. Oelung. Später bemühte er sich, dem Can. Veith gar Vieles zu sagen, aber die Laute, die er vorbrachte, waren völlig unverständlich. Dann blieb er ruhig und so liegt er noch da. Heute in der Frühe fand Dr. Schmidt eine Lähmung der rechten Seite. Seine Züge haben einen überaus freundlichen und lieblichen Ausdruck, er liegt da wie ein angenehm Träumender.“ Am 25. Februar zeigten zwei Telegramme mir an, daß G. am 24. Abends 7 Uhr verschieden sei. Am 1. März theilte Greif mir mit: „Die Fürstin Bretzenheim wollte das Begräbniß besorgen, aber Cardinal Schwarzenberg telegraphirte: er wird auf meine Kosten begraben. Alle seine hiesigen Freunde waren am Sterbebette erschienen. Ein Fleischhauer aus der Leopoldstadt, Wagenleitner, bat sich die Ehre aus, auf seine Kosten einen Zinksarg als ein Zeichen seiner langjährigen Verehrung anfertigen zu lassen. Derselbe fiel höchst geschmackvoll aus. Das Leichenbegängniß zeichnete sich durch die große Zahl der Geistlichen aus; jeder Orden und jedes Stift hatte zwei Vertreter geschickt, und so viele Weltpriester waren erschienen, daß es fast wie eine Demonstration aussah. Veith und ich waren die ersten, die dem Sarge folgten, dann die zahlreichen Freunde des Verewigten; auch an weinenden Frauen fehlte es nicht. Ein Sectionschef, General Graf Huyn, der in seiner Uniform bei der Einsegnung zugegen war, antwortete auf die Frage eines ihm nahe Stehenden, ob er den Verstorbenen persönlich gekannt habe: „„ich kenne seine Werke, die ich studirt habe, und denen ich meinen Glauben verdanke: deshalb wollte ich ihm die letzte Ehre erweisen.““ Ein anderer hoher Herr verlangte seine Leiche zu sehen, da er den Mann, über welchen er so Vieles pro und contra gehört, im Leben nicht gesehen habe.“

Und nun erübrigt noch, die Günther'sche Philosophie selber, und zwar in ihrem organischen Zusammenhange, in wenigen Strichen zu zeichnen, denn der Raum erlaubt nicht eine ausführliche Skizzirung, geschweige eine solche Darlegung derselben, wie sie in den Günther'schen Schriften vorliegt, wo sie aus der Kritik zahlreicher Philosopheme der alten, mittlern und neuesten Zeit allmählig und ohne systematischen Zusammenhang sich herausgestaltet hat. Eine ziemlich ausführliche systematische Darstellung derselben habe ich aber im Brockhaus'schen „Jahrbuch zum Conversationslexikon, Unsere Zeit, 1857. S. 609—632“ gegeben. Und aus dieser Darstellung ist das Folgende größtentheils ein Auszug und zwar deshalb, weil G. sie vor dem Drucke gelesen und als richtig approbirt hat.

G. unterzog sich, nachdem er zum christlichen Offenbarungsglauben gekommen, der mühevollen Arbeit, die gesammte bisherige Philosophie kritisch zu beleuchten, um die Mißgriffe derselben aufzudecken und auf dem Schutte ein neues Fundament zu legen, auf welchem der Nachweis geführt werden könne, daß die Welt von Gott geschaffen und die gefallene Menschheit von Christus erlöst worden sei. Deshalb machen auch den wesentlichsten theologischen Theil seiner Speculation die Creations- und Incarnationstheorie aus. Denn diejenige Lehre der Offenbarung, auf welche alle andern sich stützen, ist nach ihm keine andere als diejenige, womit die heiligen Schriften anheben: „im Anfange schuf Gott Himmel und Erde.“ Für diese Lehre war daher zunächst das Zeugniß der Vernunft

zu suchen. Und aus diesem Bestreben, die christliche Schöpfungslehre auch in der Wissenschaft festzustellen, erklärt sich vorzugsweise Günther's Polemik gegen die Adoration der antiken christlichen Speculation, sowie der mittelalterlichen Scholastik, sofern dieselben durch Adoption theils der platonischen theils der aristotelischen Philosophie mit den metaphysischen Voraussetzungen der Schöpfungslehre in Widerspruch kommen mußten, und nicht weniger gegen Kant's Verhältnißbestimmung zwischen dem erkennenden Subject und dem zu erkennenden Object, die theils zur metaphysischen und speculativen Nichtswisserei theils zum Anticreatianismus (eines Fichte und Schelling, Hegel und Herbart) führte. Steht denn aber wirklich die Vernunft mit ihrem Zeugnisse dafür ein, daß die Welt durch Realisation der Idee von solchem, was Gott seiner Wesenheit nach nicht ist, zum Sein gekommen, oder daß sie geschaffen sei? Indem G. Umschau hält, um zu erfahren, was für die Beantwortung dieser Frage schon geleistet sei, bleibt er bei dem scio me esse des Augustinus und dem cogito ergo sum des Cartesius stehen. Denn nur das Selbstbewußtsein könne das eigene Sein und dessen Beschaffenheit erkennen, und nur von ihm aus könne die Realität und Qualität alles Andern festgestellt werden; nur an ihm habe daher die Philosophie den voraussetzungslosen Anfang, den sie verlangen müsse. Die Selbstbewußtseinstheorie ist somit die Grundlage der Philosophie Günther's. Mit ihr müssen wir die Skizzirung derselben beginnen.

Im Selbstbewußtsein ist das Ich Object seines Wissens, aber nicht unmittelbar; denn das unmittelbare Object der inneren Wahrnehmung sind die Zustände des Ich. Alle Zustände, in welche das Ich eintritt, sind ferner das Resultat sowohl eines recipirenden (passiven) als eines spontan reagirenden Verhaltens. Deshalb sind Receptivität und Spontaneität die Kräfte und zugleich das unmittelbare Object des Ich im Sichwissen. Und das Beziehen dieser beiden Kräfte auf das Eine Princip derselben ist der Ichgedanke. Sofort legt sich dem auf gründliche Selbsterkenntniß ausgehenden Ich die Frage zur Beantwortung vor: was ist das Ich vor dem Eintritte in seine Doppelkräftigkeit? Und die Antwort fällt dahin aus: weder recipirend noch reagirend, ein bewußtloses, blos potentielles Sein. Diese Entdeckung, welche G. an zahllosen Stellen gegen alle Angriffe sicher zu stellen sucht, daß nämlich das Ich primitiv kein Ich, sondern ein blos potentielles Sein sei, erscheint ihm von so hoher Bedeutung, daß keine andere auf dem Gebiete der Metaphysik ihr an die Seite gestellt werden könne. Denn durch sie habe das Princip der neueren Philosophie, das Cogito ergo sum, seine unerschütterliche Fundamentirung erhalten. Weiter stellt sich heraus, daß das Selbstbewußtsein, als die Affirmation des eigenen Seins im Dasein, nicht, wie Cartesius meinte, eine einfache unmittelbare Anschauung, und also auch das Gewißheitskriterium nicht die clara et distincta perceptio eius quod affirmo sei, wodurch Cartesius zur Aufstellung seiner ideae innatae kam, sondern daß es ein Schluß sei, aber nicht ein logischer sondern ein metalogischer, nicht ein begrifflicher sondern ein ideeller Schluß. Denn geschlossen wird hier von den unmittelbar wahrgenommenen inneren Erscheinungen als solchen auf das als solches nicht wahrnehmbare Sein. Diesen Schluß, welchen der Geist nicht würde machen können, wenn er nicht in differenten Erscheinungsmomenten (den beiden Kräften) sich aufschlösse, und wenn letztere nicht so beschaffen wären, daß er sich dazu als Sein in Gegensatz zu stellen vermöchte, was selber wieder dadurch bedingt ist, daß er in der Reaction seine Selbstheit affirmirt, diesen metalogischen Schluß enthüllt und in seiner Eigenthümlichkeit und wesentlichen Verschiedenheit vom logischen Schlusse festgestellt zu haben, ist Günther's unsterbliches Verdienst. Denn hierdurch hat er, der Erste, das ideelle (im Seinsgebiete sich ergehende) Denken von dem (im bloßen Erscheinungsgebiete befangenen) begrifflichen Denken

gründlich ausgeschieden, die Scheidewand, welche Kant zwischen der Welt der Erscheinungen und dem Ding an sich aufgerichtet, niedergerissen, eine genetische Ableitung der allgemeingültigen Erkenntnißformen (Kategorien) ermöglicht und das Fundament zu einem neuen Aufbau der Metaphysik und zum vollständigen Umbau der Logik, ja der gesammten Philosophie gelegt. — Wenn aber der Ichgedanke ein Schluß ist, so ist alles Wissen und alle Gewißheit vermittelt, und können überall die Realitäten nur erschlossen werden, jedoch nicht in der logischen Weise des Begriffs, sondern in der ontologischen der Idee. Soll daher das Ich, von dem allein alles Wissen und alle Gewißheitserklärung ausgeht, nicht blos seiner selbst sondern auch andern Seins gewiß werden, so ist das nur dadurch möglich, daß entweder Erscheinungen sich in ihm einstellen, die es nicht auf sich allein als Ursache derselben beziehen kann, also auch auf anderes ursachliches Sein beziehen muß, oder daß es an seinem Sein eine Beschaffenheit entdeckt, die es nöthigt, über dasselbe hinauszugehen und anderes Sein dem eigenen vorauszusetzen. — Indem ferner der Geist die Kategorieen, als die constitutiven Momente seines Selbstbewußtseins, erheben, und ihnen gemäß sich in sich unterscheiden kann, ist er befähigt, auch im fremden Sein die Bestimmung nach Wesen und Form und alle die andern kategorischen Bestimmungen, wodurch die Erkenntniß desselben bedingt ist, mit gleicher Gewißheit und Sicherheit vorzunehmen, als er sie in sich gemacht hat. Somit ist die Einsicht in Wesen, Form und Gesetz des Selbstbewußtseins oder die Selbsterkenntniß der Brennpunkt alles wissenschaftlichen Verständnisses.

Nach dieser Darlegung der Selbstbewußtseinstheorie Günther's gehen wir zu seiner Naturphilosophie und Anthropologie über. Wenn festgestellt ist, daß der Geist ein Sein ist, welches an und in sich selber sein unmittelbares Object gewinnt, so kann das Verhältniß des Geistes zur Natur nicht mehr als ein Verhältniß des Subjects zum Object, der Form zum Inhalt, des Prädicats zum Subject (des Urtheils), überhaupt nicht als ein Verhältniß des Denkens zum Sein angesetzt werden. Kann aber der Geist von der Philosophie nicht mehr als bloses Subject bestimmt werden, so hört auch die Natur auf, bloses Object zu sein. Auch ihr muß eine selbsteigene und von der geistigen unabhängige Subjectivität eignen. Sie findet sich in den animalischen Individuen, in denen die Organisation der Materie ihren Höhepunkt erreicht. In ihnen stellen sich Sinnesempfindungen ein, und auf dem Grunde derselben Sinnesvorstellungen, sowohl im Einzelnen als im Allgemeinen d. h. sowohl als Einzel- wie als Gemeinvorstellungen, wodurch auch schematische Urtheile und Schlüsse ermöglicht werden, die unleugbar in der höheren Thierwelt vorkommen. In diesem schematischen Denken der Thierwelt erringt die Natur ein solches Verständniß ihrer selbst, als einem Sein zu erringen möglich ist, welches mittels Materialisation (objectiver Veräußerung) und Organisation der Materie zur subjectiven Verinnerung vordringt. Der Nachweis dessen füllt einen nicht geringen Theil der Günther'schen Schriften aus; wir müssen ihn hier übergehen und uns darauf beschränken, einen der wichtigsten Punkte in Günther's Naturphilosophie anzudeuten. Stoff und Kräfte sind die erscheinende Natur und haben daher das Naturprincip, als beider reale Potenz, zur Voraussetzung. Dieses Princip bethätigt sich in seinem Leben nirgends als ein numerisch ungebrochenes: die Natur existirt nur wie in Polarität der Kräfte so in Getheiltheit und Theilbarkeit der Substanz. Die Vernunft kann aber das Naturprincip nicht als in ursprünglicher Getheiltheit und Differenz befindlich denken. Ursprüngliche Getheiltheit der Substanz wäre ja keine Getheiltheit, weil jeder sogenannte Theil in Wahrheit nicht Theil, sondern als Primitives ein Princip an sich (Monas) wäre; und ursprüngliche Differenz wäre keine Differenz, weil die

sogenannten differenten Kräfte nicht Momente der Selbstbekräftigung Eines Princips, sondern selber Realprincipien wären. Theile können vielmehr nur durch einen Theilungsact, differente Kräfte nur durch einen Differenzirungsact eines eben deshalb primitiv ungetheilten und indifferenten Seins entstehen. — Zwischen diesem unbestimmten Sein der Natur und ihrem bestimmten Dasein, zwischen dem Naturprincip in seiner ursprünglichen numerischen Realeinheit und Potentialität und demselben in seiner gegenwärtigen numerischen Vielheit und Mannigfaltigkeit muß daher der Vorgang des Uebertritts aus jenem indifferenten in diesen differenten Zustand oder ein Differenzirungsact liegen. Und letzterer muß so beschaffen gewesen sein, daß das Princip selber (und nicht wie beim Geiste in blosen formalen Momenten) different d. i. substantiell zertheilt und in diesen substantiellen Theilen gegensätzlich wurde.

An die Naturphilosophie schließt sich die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Natur und Geist, die Feststellung des Günther'schen Dualismus an. Natur und Geist haben a priori die Bestimmung zum Denken; aber die Prozesse zur Erreichung dieser Bestimmung sind so verschieden, daß der Geist zu einem Wissen um sich als Sein (um das unsichtbare Innere), die Natur zum Wissen um ihre Erscheinungen (um das sichtbare Aeußere) kommt, weshalb auch jener als wesentliche Qualität die Freithätigkeit, dieser die Nothwendigkeit gewinnt. Und nun weist G. nach, daß demgemäß das Verhältniß des Geistes zur Natur in einer neuen Weise zu bestimmen sei, nämlich als Verhältniß der Idee zum Begriffe. Denn nicht nur bewegt sich das Naturleben auf allen seinen Stufen, und sowohl in seiner objectiven als subjectiven Sphäre, in dem begrifflichen Gegensatze von Allgemeinem und Besonderem und dessen Vermittelung, sondern es macht sich auch in der vom Geiste vorgenommenen reinen Begriffsbildung kein anderes Denkgesetz geltend, als auch in der schematisirenden Thätigkeit, worüber blose Naturindividuen nicht hinauskämen, nämlich das Gesetz der Abstraction oder der begrifflichen Identität. Dagegen bewegt sich das geistige Denkleben als solches in den gegensätzlichen Momenten von Sein und Erscheinen, und zwar jenes als Grund und als Ursache von diesem als Folge und Wirkung. Und das darin hervortretende Gesetz ist das von der begrifflichen (logischen) Identität wesentlich verschiedene ideelle (ontologische) Identitätsgesetz oder das Causalitätsgesetz.

Durch diesen Dualismus zweier Denkmächte, einer begrifflichen und einer ideellen ist nun aber nicht nur die Wesensverschiedenheit von Geist und Natur festgestellt, sondern auch der Schlüssel zur Erklärung der Wechselwirkung und formalen Einheit beider Lebensmächte im Menschen gefunden. Hiemit sind wir bei der Anthropologie Günther's angelangt. Beide Weisen des Bewußtseins kommen im menschlichen Bewußtsein vor. Und da beide so beschaffen sind, daß jede auf ein anderes Princip hinweist, so muß der Mensch als die Synthese von zwei qualitativ verschiedenen Lebensprincipien gedacht werden. Alles Weitere — über die Möglichkeit, daß zwei qualitativ verschiedene Wesenheiten sich zu Einer Lebenseinheit verbinden, über die wechselseitige Bedingung und Verdingung dieser beiden Factoren des Menschenlebens, wodurch dieses eine so reiche und von dem reinen Natur- und Geistesleben verschiedene Gestaltung gewinnt, über die Geschöpflichkeit des Geistes eines jeden Menschen, über Abstammung der Gesammtmenschheit von Einem Urmenschen, über die Existenz eines reinen Geisterreichs ꝛc. übergehend, weisen wir noch darauf hin: daß mit der formalen Synthese (Mensch) der beiden Factoren der Antithese (Geist und Natur) der Kreis der bedingten Realitäten erschöpft ist. Darüber hinaus ist nur noch das unbedingte Lebensprincip denkbar, zu dessen Besprechung wir jetzt übergehen.

Das Verdienst des Günther'schen Gottesbeweises liegt darin, daß er ein doppeltes Deficit des (Anselm-Thomistisch-Cartesischen) ontologischen Beweises

entfernt hat. Das eine Deficit besteht darin, daß in diesem Beweise die Idee Gottes als des vollkommensten Wesens, aus welcher die reale Existenz Gottes gefolgert wird, selber als eine reale nicht festgestellt ist. Dieses Deficit beseitigt G. dadurch, daß er nicht von der Idee Gottes, sondern von der Realität des eigenen Ich ausgeht. Nach Feststellung dieser Realität weist er nämlich die Bedingtheit derselben nach. Bei diesem Gedanken aber, bedingt oder nicht schlechthin zu sein, kann das Ich nicht bestehen bleiben; denn die Gewißheit von der Realität meines eigenen Seins in Verbindung mit der Gewißheit von der Nichtschlechthinigkeit dieser Realität nöthigt mich, meinem Sein ein anderes Sein vorauszusetzen, und dieses als das jenes bedingende anzusetzen. Sofort schlägt G. auch über die Natur und den Menschen den Weg zu Gott ein, und erweist dadurch die Gottheit als die unbedingte Bedingung alles bedingten Daseins. Das andere Deficit des ontologischen Beweises ist der Abgang der Schöpfungsidee. In der Idee Gottes als des vollkommensten Wesens ist nämlich so gewiß nichts von Schöpfung enthalten, als in der Schöpfungsidee etwas Anderes liegt, als in der Idee vom Wesen Gottes, weil ein formaler Gedanke mit negativem Inhalte, der zur realen Position gekommen. Nur mittels der Idee der Causalität für nichtabsolute Realitäten kann die Idee des Schöpfers erhoben werden. Deshalb denkt im Günther'schen Gottesbeweise die Vernunft das Absolute zunächst nicht in seiner Selbstbestimmtheit, sondern in seiner Schöpferthat, somit aber auch als persönliches Wesen. Und erst durch diese Idee von Gott als persönlichem Weltschöpfer ist die Möglichkeit, aber auch die Nöthigung gegeben, zu dem Gedanken von Gott ohne die und vor der Welt überzugehen. Die Offenbarung des persönlichen Gottes durch Schöpfung hat die Offenbarung seiner als absoluten Princips zur Voraussetzung. — Diese Erhebung und Erhärtung der Schöpfungsidee ist im Systeme Günther's von so durchgreifender Bedeutung, daß er um ihretwillen seine Philosophie auch Creatianismus genannt hat.

Wir sind bei einem weiteren Cardinalpunkte angelangt, bei der Lehre von Gott. Kann die Persönlichkeit desselben näher bestimmt werden? Der Geist findet sich als ein nichtabsolutes Sein. Diese Negativität muß er so gewiß negiren, als er sich trotz derselben nicht als Sein negiren kann. Und die Idee, die er auf diesem Wege doppelter Negation gewinnt, ist die des rein affirmativen oder schlechthinigen Seins. Wie sind nun die näheren Bestimmungen dieses Seins zu gewinnen? Dadurch, daß die wesentlichen Bestimmungen (Kategorien) des nichtabsoluten Seins aufgesucht werden und das Moment der Negativität, welches an jeder derselben vorkommen muß, negirt wird; dadurch also, daß die Kategorien, unter Negation ihrer Negativität, auf Gott übertragen werden. Ist ja auch schon die Idee Gottes als des absoluten Seins nichts anders als die Uebertragung der Kategorie des (geistigen) Seins auf Gott mit gleichzeitiger Verabsolutirung derselben. Die in gleicher Weise modificirte Uebertragung aller weiteren Kategorien ist daher nur die Fortsetzung und Durchführung jener Uebertragung. Indem so die Weise des Fortschritts Günther's von der Idee des Endlichen zur Idee des Unendlichen auch die Weise des Fortschritts von den Bestimmtheiten des Endlichen zu den Bestimmtheiten des Unendlichen ist, schlägt er den Weg der ideellen Negation ein. Diesen Weg enthüllt und den toto coelo verschiedenen Weg der begrifflichen Negation (als bloser Abstraction) verlassen zu haben ist ebenfalls ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst Günther's. Wir übergehen diese Bestimmungen des Unendlichen (als trinitarischer Persönlichkeit) und beschränken uns auf die eine Bemerkung, daß auf Günther's Weg der Transcendenz vom Selbst- zum Gottesbewußtsein sich herausstellt, wie der Grund davon, daß die Vernunft, Gott zu

erkennen vermöge, nicht darin liege, weil Göttliches das Göttliche, Gleiches das Gleiche erkennen könne, sondern darin, daß das Ungleiche das Ungleiche bezeugen und ins Bewußtsein rufen könne. Und dadurch ist der Standpunkt des wahren Rationalismus gewonnen.

Die weiteren für Günther's Creatianismus sich aufdrängenden Fragen, insbesondere, wie Gott zur Weltidee komme, und wie es sich mit der Realisation derselben verhalte, finden eine derartige Beantwortung, daß sich herausstellt, wie die zwei Offenbarungen Gottes (in deren erster Gott als das absolute Princip sich selber offenbar wird, und zwar durch die Momente absoluter Entgegen- und Gleichsetzung, in denen es sich ewig personificirt, während in der zweiten Gott als diese Persönlichkeit sich offenbart, und zwar in der Setzung von Lebensprincipien, die, ohne aus seinem Wesen zu sein, durch seine persönliche Willensthat sind) nicht in völliger Trennung von einander aufgefaßt werden dürfen. Und dadurch hat er auf dem Standpunkte des Dualismus (von Geist und Natur) die Einheit alles Seins und Lebens in der Persönlichkeit Gottes nachgewiesen, und also der höchsten Forderung der Vernunft genügt, ohne die Wesensverschiedenheit von Gott und Welt negiren zu müssen.

Hiemit haben wir Günther's Theorie des Wissens, anhebend mit dem Selbstbewußtsein, fortschreitend zum Welt- und Gottesbewußtsein, und abschließend mit der Ableitung der Welt aus der Selbstbezeugung des absoluten Seins, in ihren Hauptzügen charakterisirt. Aber damit schließt seine Speculation nicht ab; vielmehr ist seine Bewußtseinstheorie nur der Unterbau für seine Religions-, Moral- und Rechtsphilosophie, für die Aesthetik, Politik und Sprachwissenschaft und Philosophie der Geschichte. Zwar hat G. diese philosophischen Disciplinen so wenig als die Logik, Metaphysik und Psychologie für sich und in systematischer Abrundung ausgearbeitet, wol aber hat er für sie die Grundsteine gelegt, die Umrisse zum Aufbau gezeichnet und einzelne der wichtigsten Punkte auch ausführlich behandelt. Ganz besonders aber ist es die Theologie, welche er speculativ bearbeitet hat. Denn es war sein lebhaftester Wunsch, daß „seine wissenschaftlichen Leistungen geeignet sein möchten, zur Restauration der Speculation in der Theologie, und hiedurch zur Ehre Gottes und der Kirche Christi Einiges beizutragen.“ Dabei dreht sich alles Einzelne um den Nachweis, daß das Christenthum Neuschöpfung auf dem Grunde der alten Schöpfung sei. Und deshalb erscheint in Günther's Schriften (mittels des gewonnenen Verständnisses der menschlichen Persönlichkeit in ihrer lebensvollen synthetischen Einheit der antithetischen Weltfactoren) der Gottmensch in einem Reichthume der Bezüge und in einer Großartigkeit des Wirkens, daß vor ihm, als dem Träger der gesammten Weltgeschichte, als dem Fundamente nicht nur des kirchlichen, sondern auch des staatlichen Lebens, auch die Wissenschaft ihr Knie beugen muß. Wo daher G. auf die welthistorische Bedeutung Christi zu reden kommt, da nimmt sein Geist den höchsten Aufschwung, und da reißt er den Leser zu staunender und anbetender Bewunderung mit sich fort. Großartig und farbenreich sind die Züge, mit denen er den Eintritt des göttlichen Logos ins Gewissen des (in seiner Fortpflanzung auf ihn gegründeten) Geschlechts, seinen stufenweis aufsteigenden, aber zugleich durch das freie Verhalten der Menschen modificirten Fortschritt durch die verschiedenen Menschenalter und Völker, Heiden und Juden, seine Offenbarung als Jehova in der Gesetzgebung, im Opfercultus, König- und Prophetenthum, dann in der Fülle der Zeiten seine Menschwerdung, und endlich sein Wirken in der Kirche schildert.

Ich schließe mit der Bemerkung, daß wenn G. auch selber in Folge der Enthüllungen, die wir seit seinem Tode den in staunenswerthem Fortschritte be-

griffenen kirchenhistorischen, naturwissenschaftlichen und anthropologischen Studien verdanken, sich wol veranlaßt sehen würde, gegenwärtig manches Einzelne, was er gelehrt hat, zu ändern, er doch (und zwar, weil er über der vernünftigen und freien Causalität nicht die natürliche Bestimmtheit der Menschen, und über den creatürlichen Factoren der Weltgeschichte nicht den mitbestimmenden absoluten Factor, und über dem zweiten nicht den ersten Adam und umgekehrt übersehen hat) im Großen und Ganzen die die menschliche Gesellschaft bestimmenden, organisirenden und fortbildenden Auctoritäten richtig gezeichnet habe.

Knoodt.

Günther: August Friedrich G., Dr. med. und letzter Generalstabsarzt des königl. sächsischen Heeres, Vicepräsident des königl. sächsischen Landes-Medicinal-Collegiums und Professor an der ehemaligen 1815—1864 bestandenen chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden, geb. 1806 zu Dresden, gestorben ebenda am 12. August 1871. Er stammte von unbemittelten Eltern, trat, durch Privatunterricht vorbereitet, 1823 in die vorgenannte Akademie ein, studirte unter Seiler, v. Ammon, Sahlfelder, Choulant, Pech rc. Chirurgie und Medicin, trat 1826 als Compagniechirurg in das Heer ein, wurde 1832 Prosector der mehrberührten Akademie, 1836 Bataillonsarzt 2. Classe, 1838 Dr. med. Lips., 1840 Bataillonsarzt 1. Classe und 1844 Regimentsarzt. Im letztgenannten Jahre erhielt er, nach dem 1843 erfolgten Hinscheiden Seilers den Lehrstuhl der Professur für Anatomie und Physiologie an der Akademie und als im Januar 1850 der bisherige Generalstabsarzt Dr. Sahlfelder seinen Abschied nahm, wurde G. an die Spitze des königl. sächsischen Sanitätscorps berufen. Seine Lehrthätigkeit endete mit 1864, in welchem Jahre die chirurgisch-medicinische Akademie aufgelöst wurde. 1866 leitete er im deutsch-österreichischen Feldzuge den Sanitätsdienst des sächsischen Heeres, und erkrankte seit dieser Zeit an Blasenstein, welche Krankheit ihn 1870 veranlaßte, seinen Abschied zu nehmen, und leider 1871 seinen Tod herbeiführte. G. zeichnete sich aus durch eine außerordentlich vielseitige Bildung und durch einen unermüdlichen Fleiß im Lehren und Lernen. Die Organisation des Sanitätsdienstes hat ihm so Manches zu verdanken, insbesondere die durch Kriegsministerialbeschluß vom 9. October 1851 erfolgte Zusammenschließung aller sächsischen Militärärzte in ein „Sanitätscorps“. Nur äußerer Widerstand, nicht Günther's Anschauung war die Ursache, daß Sachsen nicht zu denjenigen deutschen Staaten zählte, welche für den Fortschritt der Militärsanitätspflege die Führung behaupteten. Seine hohe wissenschaftliche Rangstellung hat er sich erworben namentlich durch sein bekanntes „Lehrbuch der allgemeinen Physiologie“, welches von ihm im J. 1845 begonnen, und von Otto Funke, damaligem Privatdocenten an der Universität Leipzig, im J. 1853 vollendet worden ist.

Vgl. Jahresbericht der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden, 1872.

Frölich.

Günther: Christian August G., geb. 1758 zu Schönstädt bei Langensalza, gest. den 16. Juli 1839 zu Berlin als geheimer Obertribunalrath. Er habilitirte sich 1781 als Privatdocent an der Universität Leipzig, wurde 1786 außerordentlicher, 1788 ordentlicher Professor der Rechte zu Helmstädt und herzoglich braunschweigischer Hofrath, 1804 Appellationsrath zu Dresden, 1815 Oberlandesgerichtsrath zu Naumburg. — Schriften: „Magazin für Rechtsgelehrte“, herausg. mit C. F. Otto. 4 Bde. Leipz. 1784—1786; „Dissertatio inaug. de furto domestico“, 1786; „Archiv für die theoret. und prakt. Rechtsgelehrsamkeit“, herausg. mit Th. Hagemann. 6 Bde. 1788—1792; „Bertochii promptuarium juris post Hommelium curavit etc.“, 2 Vol. 1788; „Annales

literarii", 4 Vol. 1788—1789; „Historia juris Romani", 1798; „Mosheim's allg. Kirchenrecht der Protestanten, neu bearbeitet und fortgesetzt", 1800; „Principia juris Romani privati novissimi", 2 Vol. 1802—1809; „Rechtliche Bemerkungen", 1802.

Neuer Nekrolog d. D. 17. Jahrg. Nr. 1136. E. Ullmann.

Günther: Christian August G., Landschaftsmaler und Kupferstecher, geb. zu Pirna 1760, gest. zu Dresden 1824, war ein Schüler von Zingg und zog früh schon durch seine leicht und breit behandelten landschaftlichen Zeichnungen und Gouachemalereien die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich. Der Minister Graf von Einsiedel, wie der als Sammler bekannte Herzog Albert von Sachsen-Teschen beschäftigten ihn; später wurde er außerordentlicher Professor an der Dresdner Kunstakademie. Er lieferte Stiche nach Ruysdael, Wouverman, Dietrich und Vogel; ebenso hat man von ihm viele Prospecte aus Sachsen, darunter verschiedene in Alberti's Manier radirte und colorirte Blätter.

Clauß.

Günther: Georg Friedrich Karl G., Schulmann, geb. am 25. März 1787 zu Opperode im Herzogthum Anhalt-Bernburg, wo sein Vater Georg Friedrich G. (geb. am 10. Decbr. 1758, gest. als Oberprediger und Mitglied des Consistoriums zu Bernburg am 18. Decbr. 1827) damals Prediger war, besuchte von 1796 bis 1804 die Hauptschule in Bernburg, studirte dann in Halle unter Wolf Philologie und unter Schleiermacher Theologie und Philosophie, wurde 1806 Collaborator, 1815 ordentlicher Lehrer und 1820 Conrector an der Hauptschule zu Bernburg. Am 25. Febr. 1819 erhielt er von der philosophischen Facultät in Halle den Doctorgrad der Philosophie. Zugleich wirkte er als Predigtamtscandidat und predigte gern und mit Interesse. Mehrere an ihn ergangene Berufungen an auswärtige Lehrerstellen lehnte er ab, bis an ihn im J. 1822 der Ruf als Director des vereinigten Helmstädt-Schöningenschen Gymnasiums zu Helmstädt und Mitglied der dortigen Schulcommission erging, den er annahm. Durch die langwierige Krankheit seines Vorgängers im Directorate, Professors Wiedeburg, hatte die Wirksamkeit des Directors längere Zeit fast ganz geruht und nach Wiedeburg's Tode hatte der Generalsuperintendent Ludwig das Directorium interimistisch verwaltet. Der Unterricht in Prima zumal hatte gelitten und als G. am 5. Juni 1822 als Director eingeführt wurde, wartete seiner schwere Arbeit und große Last. Aber neben vorzüglicher Lehrgabe zeigte G. auch als Director ganz besondere organisatorische Tüchtigkeit und übertraf die in ihn gesetzten Erwartungen bei Weitem. Von dem Antritte seines Directorats an hob sich der Besuch des Helmstädter Gymnasiums zusehends, es machte mit jedem neuen Schuljahre in dem von dem Gymnasium zu erstrebenden Ziele neue Fortschritte. Günther's schöner Wirksamkeit machte ein früher Tod ein rasches Ende. G. starb am 29. Novbr. 1825 am Nervenfieber. Die Kunde von seinem Tode erregte auch in weiteren Kreisen Theilnahme, da G. als Philologe und Pädagoge durch ganz Deutschland günstigen Ruf genoß. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: „Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische", 1. Cursus. 4. Aufl. 1826. 2. Cursus, 2. Aufl. 1820, mit einem deutsch-griechischen Wörterbuche zu beiden Cursen. 2. Aufl. 1819. — „Athenäum. Humanistische Zeitschrift in Verbindung mit Wilh. Wachsmuth herausgegeben". 3 Bände. Halle 1816—1818. — „Cornelius Nepos. Textu recognito, selectis aliorum suisque notis maximam partem grammaticis illustr.", 1820. — „Kurzgefaßte deutsch-lateinische Grammatik", 1824. — „Cornelii Taciti Germania", 1826. 8.

Neuer Nekrolog der Deutschen für 1825. — Geschichte des Schulwesens der lateinischen Stadtschule zu Helmstädt von Wilh. Knoch. Helmst. 1862.

F. Spehr.

Günther: Gustav Biedermann G., Chirurg, Geh. Medicinalrath, Professor der Chirurgie und Director der chirurgischen Klinik, Oberwundarzt des Jacobshospitals zu Leipzig, war am 22. Febr. 1801 zu Schandau geboren, war von 1813—1818 Schüler in Pforta und studirte von da ab auf der Universität zu Leipzig Medicin. Eine während dieser Zeit vom Juni 1819 bis October 1820 zusammen mit dem Ornithologen F. A. L. Thienemann nach Norwegen und Island unternommene Reise hielt ihn 1½ Jahr von der Heimath fern. An dem unter Beider Namen herausgegebenen Werke „Reisen im Norden Europa's ꝛc.", 1824—1827 hat jedoch G. keinen Antheil. — Am 9. Novbr. 1824, nach Beendigung seiner Studien, promovirte G. in Leipzig mit der Inauguraldissertation „Analecta anatomica fungi medullaris" und wurde ein Jahr später, 1825, Assistent an der unter Fricke's Leitung in hoher Blüthe stehenden chirurgischen Abtheilung des Allgemeinen Krankenhauses zu Hamburg. Das dortige reiche Material und die von Fricke eingeführte Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber, gab ihm Veranlassung darüber Etwas (Gräfe's und Walther's Journal der Chirurgie Bd. 9. 1826) bekannt zu machen und die Schrift von Desruelles „Ueber die Behandlung ohne Quecksilber bei venerischen ꝛc. Krankheiten, mit Vorrede von Fricke", Hamburg 1829, in deutscher Uebersetzung herauszugeben. Nachdem G. die Assistentenstelle 1829 aufgegeben, ließ er sich in Hamburg als praktischer Arzt nieder und errichtete daselbst 1831 ein des besten Rufes sich erfreuendes orthopädisches Privatinstitut. Er kam jedoch nach und nach zu der Ueberzeugung, daß die Orthopädie bei Weitem nicht Das zu leisten vermöge, was die Laien von ihr erwarten, er gab deshalb seine Anstalt nach längerem Bestehen wieder auf und legte seine Erfahrungen in der 1839 erschienenen Abhandlung „Bemerkungen über die Verkrümmungen des Rückgrats und besonders über die Mittel denselben vorzubeugen. Als Resultat einer mehr als 10jährigen Erfahrung" nieder. In Hamburg begann G. sich auch bereits derjenigen Richtung zu widmen, der er sein ganzes übriges Leben treu geblieben ist, nämlich die Chirurgie auf genaue anatomische Untersuchungen und Studien zu basiren. Indem er einen sehr guten Zeichner in der Person des Malers Julius Milde bei der Hand hatte, gab er in Gemeinschaft mit demselben eine „Chirurgische Anatomie in Abbildungen" heraus, von der jedoch nur die beiden Abtheilungen „Knochenlehre" und „Muskellehre" 1838 bis 1840 erschienen sind. — Inzwischen war G. bereits am 8. August 1837 zum Professor der Chirurgie in Kiel und zum Director der chirurgischen Klinik am dortigen Friedrichshospital berufen worden. Er blieb in Kiel bis zum October 1841, um einem an ihn von Leipzig ergangenen Rufe zu folgen und leitete daselbst die chirurgische Klinik im Jacobshospital fast volle 25 Jahre, bis zu seinem wenige Wochen vor Ablauf dieser Zeit erfolgten Tode. — In der Richtung der Anatomia applicata, die er in Hamburg begonnen, weiter arbeitend, gab er 1841 eine werthvolle Monographie über das Handgelenk („Das Handgelenk in mechanischer, anatomischer und chirurgischer Beziehung. Mit Zeichnungen von Julius Milde") heraus, 1843—44 eine „Operationslehre am Leichnam für Studirende ꝛc." mit Abbildungen. Die um dieselbe Zeit erschienene kleine Schrift „Die Verrenkung des ersten Daumengliedes nach der Rückenseite", 1844. 4. ist in derselben opulenten Weise, wie Günther's frühere chirurgisch-anatomische Schriften mit Abbildungen ausgestattet. — Als Vorläufer des großen Werkes, das G. in den letzten 15 Jahren seines Lebens beschäftigte und bei seinem Tode noch nicht ganz vollendet war, erschien 1851 eine Abhandlung „Der hohe Steinschnitt seit seinem Ursprunge bis zu seiner jetzigen Ausbildung", die ganz in derselben Weise gehalten ist, wie das gleich anzuführende große Werk, das sich namentlich die möglichst vollständige Sammlung aller

bekannten Thatsachen zur Aufgabe gemacht hat. Dieses letztere, die „Lehre von den blutigen Operationen am menschlichen Körper" ist unter Mitwirkung mehrerer Schüler und Collegen Günther's (Ritterich, Streubel, B. Schmidt, Berger, Coccius, Hennig), in 7 Abtheilungen von 1853—1866 erschienen und ist mit einer sehr großen Zahl von Abbildungen begleitet. Trotz des auf dieses Werk verwandten enormen Fleißes, stiftet es dennoch nicht denjenigen Nutzen, den man von ihm erwarten könnte, einmal weil die ausländische Litteratur meistentheils nicht nach den Originalquellen benutzt und deshalb nicht immer ganz zuverlässig ist, und dann, weil es im Ganzen zu wenig Kritik, bei dem Bestreben möglichst vollständig zu sein, ausübt, indem alle veralteten und unbrauchbaren Operationsmethoden ebenso gewissenhaft angeführt werden, wie die wirklich brauchbaren, ohne daß das Eine und Andere gehörig hervorgehoben und durch Gründe motivirt ist. An demselben Uebel krankt auch das einen Auszug aus dem großen darstellende, namentlich für den Gebrauch der Studirenden bestimmte kleinere Werk „Leitfaden zu den Operationen am menschlichen Körper", 3 Thle. 1859—1865". — Eine kleine für das Laienpublikum bestimmte Schrift „Ueber den Bau des menschlichen Fußes und dessen zweckmäßigste Bekleidung. Mit 65 Abbildungen im Text", 1863, stellt sich die Aufgabe, richtige Ansichten über eine den Verhältnissen des Fußes nicht zuwiderlaufende Bekleidung desselben zu verbreiten und bildet u. A. auch eine große Zahl der im Laufe der Jahrhunderte in Gebrauch gewesenen Fußbekleidungen ab. — Wir wollen noch anführen, daß G. sich um den ärztlichen Stand durch Begründung einer Wittwen- und Waisenkasse für Aerzte, Wundärzte, Thierärzte und Apotheker in den königlich sächsischen und angrenzenden Ländern ein großes Verdienst erwarb. — Günther's Tod erfolgte am 8. Septbr. 1866. — G. zeichnete sich durch Reinheit des Charakters, Biederkeit und Liebenswürdigkeit seines Wesens, bei großer Bescheidenheit, Pflichttreue und Humanität aus. Mit einem umfassenden Wissen verband er das Bestreben, immer Neues sich zu eigen zu machen, und erinnern wir uns noch sehr gut, auf denselben Bänken mit ihm gesessen zu haben, um von seinen Collegen (Oppolzer, Bock) aus den von ihnen vertretenen Fächern zu lernen. Dabei war er von einer unermüdlichen Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit in seinem Lehramte; in der Klinik sowohl, als bei den von ihm mit Vorliebe geleiteten Operationscursen am Cadaver ließ er sich angelegen sein, seine Schüler zu denkenden Aerzten auszubilden. Allen Routiniers war er ein erklärter Feind. Auf seine Veranlassung wurden Seitens der Facultät 1854 die Zulassungsbedingungen für diejenigen Zuhörer, die sich nur zu niederen Chirurgen ausbilden wollten, verschärft; es wurde dadurch erreicht, daß diese Classe von Heilpersonal sich erheblich verminderte. Noch eines Verdienstes Günther's um die Wundbehandlung wollen wir erwähnen. Er war ein großer Freund der Behandlung Verletzter und Operirter in frischer und freier Luft, indem er dieselben mit ihren Betten aus den zu ebener Erde gelegenen Krankensälen in einen Schuppen rollen ließ, in welchem sie zwar gegen die Witterung geschützt, aber sonst dem freien und ungehinderten Zutritt der Luft ausgesetzt waren. Diese sogenannte „Luftbude" im alten Jacobshospital zu Leipzig, ist denn wol für viele Chirurgen Veranlassung gewesen, ihre Kriegsverwundeten unter ähnlichen Verhältnissen zu behandeln; namentlich im Kriege von 1866 ist von diesem Verfahren in großem Umfange Gebrauch gemacht worden.

Vgl. (Leipziger) Illustrirte Zeitung. 1866. 15. Decbr. Nr. 1224. S. 408. E. Gurlt.

Günther: Johann Christian G., geboren den 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien. Sein Vater, ein praktischer Arzt, lebte in dürftigen Vermögensverhältnissen und vermochte seinem lernbegierigen Sohne die Mittel

zu einer höheren geistigen Ausbildung nicht zu gewähren, bis sich ein Dr. Thiem des Knaben annahm und seine Aufnahme in das Gymnasium zu Schweidnitz veranlaßte (Anfang 1709). Durch die Unterstützung freundlicher Gönner, wie durch reichliche Spenden für Gelegenheitsgedichte, durch welche sich G. in kurzer Zeit einen gewissen Ruf erworben hatte, war seine Existenz während seiner sechsjährigen Gymnasialzeit gesichert, poetisch verklärt durch eine innige Schülerliebe, deren Lenz in seinem Herzen in liederreicher Pracht aufgeblüht war. Mit frischem Jugendmuth, mit der überschwänglichen Hoffnung auf eine ruhmvolle und glückliche Zukunft bezog er, 20 Jahr alt, die Universität Wittenberg (September 1715). Anfangs bemüht, sich dem Studium der Medicin, das er nach dem Willen des strengen, pedantischen Vaters, aber ohne den Enthusiasmus innerer Neigung gewählt hatte, mit Ernst zu widmen, mangelte ihm jedoch bald die sittliche Kraft und die Ausdauer zu einer geregelten Thätigkeit. Die mühelose, durch leicht hingeworfene poetische Productionen gewonnene Existenz seines Schweidnitzer Aufenthalts, die durch überreich gespendetes Lob genährte Selbstüberschätzung, die wie so oft bei phantasievollen Naturen, so auch bei ihm vorherrschende Genußsucht, endlich die in dem Charakter seiner Zeit begründete, leichtsinnige Lebensauffassung, hatten in ihm den Entschluß reifen lassen, in genialer Unabhängigkeit und frei von jeder beengenden Fessel eines materiellen Brotstudiums seiner Kunst allein zu leben. Da trifft sein Herz der erste erschütternde Schlag. Seine Leonore ist ihm untreu geworden; sie ist bereits das Weib eines Andern! Mit der Leidenschaftlichkeit seiner von wildem Schmerz ergriffenen Natur stürzt er sich sinnlos in die wüsten Ausschweifungen des studentischen Lebens; noch ist die Poesie ihm ein milder, freundlicher Genius, der tröstend und beruhigend die Hand auf die heiße Stirn des Verzweifelnden legt, und dann weint er wie ein Kind Thränen der bittersten Reue. Noch hat er die sittliche Kraft, nachdem ihn seine Landsleute aus der Schuldhaft befreit, sich aufzuraffen, um in Leipzig, wohin er im Juni 1717 übergesiedelt war, und wo einflußreiche Gönner, vor allem der edle Professor Burkhard Menke sich des talentvollen Jünglings annahmen, in neuerwachender Hoffnung ein neues Leben zu beginnen. Durch eine umfangreiche Dichtung auf den zwischen Oesterreich und der Türkei eben geschlossenen Frieden zu Passarowitz (1718) hoffte er sich neue Gönner, vielleicht eine dauernde Lebensstellung zu gewinnen. Allein diese Hoffnung erfüllte sich nicht, und bald ergreift ihn von neuem der Strudel roher Genußsucht mit unwiderstehlicher Gewalt, immer tiefer versinkt der unglückliche Dichter in ihrem Schlamm, immer schwächer wird die Stütze seiner moralischen Kraft. Hatte der strenge Vater ihm schon das erste Mal nur nach den inständigsten Bitten die Hand der Versöhnung, freilich ohne ein Herz voll Liebe, gereicht, so verstieß er den wieder gefallenen Sohn jetzt, nachdem er selbst durch einen verheerenden Brand völlig verarmt war, für immer; sein Fluch traf den von Ausbrüchen schmerzlicher Reue Gefolterten wie ein Donnerschlag. Unterdessen hatte Professor Menke ihn dem Hofe zu Dresden empfohlen, wo viel unbedeutendere Talente zu Ehre und Ansehen gekommen waren. Doch auch hier verfolgte ihn ein unseliges Geschick. In der entscheidenden Audienz erschien G. (wie man sagt, auf Veranstaltung des neidischen Hofpoeten König) betrunken vor dem Fürsten und wurde in Ungnade entlassen. Am 2. September 1719 verließ er Dresden. Da taucht noch einmal ein freundlicher Stern an dem umnachteten Himmel seines Daseins auf; noch einmal ergreift ihn die süße Gewohnheit des Lebens mit aller Jugendlust: die Geliebte seiner Schülerjahre Leonore ist Wittwe geworden; die alte Liebe zu ihr kehrt in sein verödetes Herz zurück; zu ihr wendet er seine Schritte. Ueber Striegau, wo er vergebens die Versöhnung mit dem Vater zu erflehen suchte, geht er nach Borau und verlebt

glückliche Tage mit ihr. Darauf zieht er nach Breslau, wo theilnehmende und vornehme Gönner (v. Löwenstädt, v. Breßler u. A.) sich thätig seiner annehmen. Allein unfähig seine Neigung zum Trunk wie zu sarkastischen Ausfällen zu beherrschen, zerstörte er selbst die wohlwollendsten Absichten, und so bieten die letzten Jahre dieses tragischen Dichterlebens ein unsäglich trauriges Bild. Ruhelos und rastlos zieht er von Ort zu Ort, umringt von Hunger und Elend, zu dem sich in Lauban noch eine schwere Krankheit gesellt (März 1720). Wie durch ein Wunder dem Tode entronnen, rafft er sich nun zu dem Entschluß auf, sich in Creuzburg als Arzt niederzulassen; ja er will sogar nach der Verlobung mit einer Tochter des Pastors Domoratius einen eignen Herd gründen, zuvor aber um jeden Preis die Verzeihung des Vaters gewinnen. Doch auch diese letzte Hoffnung auf eine Wendung seines Jammergeschicks zerrinnt: der hartherzige Vater stößt den reuig heimkehrenden Sohn von der Schwelle seines Hauses mitleidlos hinaus in Noth und Verzweiflung. Damit war Günther's tragisches Schicksal besiegelt. Zu seiner Braut wagt er nicht mehr zurückzukehren und so irrt er, die Ausbrüche seines Schmerzes über ein verlorenes Leben in niedrigen Ausschweifungen betäubend, ohne Plan und Ziel durch Schlesien bis nach Sachsen, den Tod in der Brust. Er fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht; aber er will ohne Groll von hinnen scheiden, und so ruft er Allen, die ihm einst nahe gestanden, oder die ihm Wohlthaten erwiesen, in seinen „letzten Gedanken" ein ergreifendes Abschiedswort zu, auch ihr, die er einst so heiß geliebt:

„Komm, Du Liebste meines Herzens, schau, es geht zur letzten Ruh;
Komm und drücke, schöne Seele, mir nur noch die Augen zu."

Am 15. März 1723 erlag er zu Jena seinem Elend im Alter von 28 Jahren. — Wenn wir bei der Beurtheilung Günther's litterarischer Bedeutung erwägen, daß wir es nur mit Jugendwerken zu thun haben, da

„Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte,"

so sind wir wol zu der Annahme berechtigt, daß sein verfehltes Leben wie sein frühzeitiger Tod ein poetisches Talent nicht zur vollen Geltung habe gelangen lassen, das, mit der Klarheit, Ruhe und Gedankentiefe des Mannes ausgestattet, die reifsten und gediegensten Früchte gezeitigt hätte. Ueberragt er doch an wahrhaft dichterischer Begabung derartig seine poetisirenden Zeitgenossen, daß trotz aller Geschmacks- und Formlosigkeit, in der er den Sohn seiner Zeit verräth, ein nicht geringer Theil seiner Dichtungen geradezu vortrefflich genannt werden muß. An Wahrheit des Gefühls, an Reichthum und Tiefe der Gedanken, die sich überall auf dem Gebiet des echt Menschlichen bewegen, an Kindlichkeit der Naturbetrachtung reicht er an Paul Flemming und Friedrich v. Logau, die besten Dichter des 17. Jahrhunderts, hinan; an Leichtigkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit der Darstellung, an Witz, Phantasie und melodischem Fluß des Versbaues übertrifft er sie bei weitem. Schon die Hinweisung auf seine Auffassung von dem Wesen der Poesie, auf seine Ueberzeugung von ihrer Hoheit und Würde dürfte allein hinreichen, um Günther's Stellung und Bedeutung in der Litteratur zu kennzeichnen. Während sie selbst noch für Gottsched nichts mehr als eine erlernbare Fertigkeit ist, und der bessere Dichter sich lediglich durch die größere Geschicklichkeit in der Handhabung „sinnreicher Beiwörter", erlernter Phrasen und Bilder offenbart, ist sie für G. eine unmittelbare, göttliche Gabe, die in geweihten Stunden als reine Opferflamme seiner Dankbarkeit wiederum gen Himmel steigt; sie ist die vertraute Freundin, der er mit der Seligkeit und Schüchternheit des Jünglings das Geheimniß seiner ersten Liebe verräth; sie ist sein Trost im Unglück und nach den Stürmen jugendlicher Verirrungen eine Quelle des Friedens und stiller Einkehr. Ja selbst als er später, umringt

von Noth und Entbehrung, sich auch an ihrer Würde versündigte und die hohe Himmelstochter zur niedern Magd herabwürdigte, die ihm in gewohnheitsmäßigen Gelegenheitsreimereien das tägliche Brot verdienen mußte: da empört sich noch manchmal sein besseres, poetisches Gefühl gegen diese Entweihung und mitten in bezahlten Hochzeitsgedichten macht sein Ingrimm sich in bittern sarkastischen Ausfällen Luft. So viel also hatte die Natur für G. gethan; und daß er die Erwartungen, die man nach seiner reichen Begabung von ihm zu hegen wol berechtigt war, nicht erfüllte, das war ein schwerer Verlust für die Entwickelung unserer Litteratur; aber dennoch verdient er mehr unser Mitleid als unser Verdammungsurtheil; denn die Ungunst äußerer Umstände haben mehr als eigene Schuld ihn in seiner Blüthe zerstört, so daß „sein Leben wie sein Dichten zerrann".

Sammlung von Joh. Christian Günther's aus Schlesien bis anhero herausgegebne Gedichten ꝛc., 5. Aufl., Breßlau und Leipzig 1751. Ueber sein Leben vergl. Joh. Christian Günther's, des berühmten schlesischen Dichters, Leben und Schriften, gedruckt in Schlesien 1738 (der Verfasser ist Dr. Steinbach, cf. meine Abhandlung: Joh. Chr. Günther's Biograph Dr. Steinbach von Breslau und die Gottschedianer, Programm des Gymn. zu Maria Magdal. in Breslau 1872). J. Chr. Günther's curieuse u. merkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung, Welche er selbst mit poetischer Feder entworfen ꝛc., Schweidnitz u. Leipzig 1732. Joh. Christian Günther, ein litterar-historischer Versuch von Dr. Heinrich Hoffmann (von Fallersleben), Breslau 1832. Leben und Dichten Joh. Chr. Günther's von Otto Roquette, Stuttgart 1860. Gedichte von Joh. Christ. Günther, herausgeg. v. Julius Tittmann, Leipzig 1874.

G. Eitner.

Günther: Johann Heinrich (v.) G. wurde im Sommer 1736 zu Neu-Ruppin geboren, wo sein Vater bei dem Regiment „Kronprinz" als Feldprediger stand. Das Gerücht, er sei ein Sohn Friedrichs des Großen gewesen, hat keinerlei Anhalt. Die Jugend, welche G. im Hause seiner verwittweten Mutter verlebte, war für ihn eine Zeit der Entbehrung. Auf den Wunsch der Mutter widmete sich G. im J. 1757 zu Halle dem Studium der Theologie, das er jedoch bald unterbrach, um in das preußische Heer einzutreten. Er wurde zunächst dem Commissariat zugetheilt; bald jedoch gelang es ihm, Mitkämpfer zu werden: zuerst bei dem Freibataillon Angelelly, dann im Trümbach'schen Corps und endlich im Regiment des Generals Bawr, dessen Adjutant er wurde. Ausgezeichnet durch Tüchtigkeit und Verwendbarkeit jeder Art, mit ehrenvollen Wunden bedeckt, erhielt G. zu Schluß des siebenjährigen Krieges eine Stelle als Stabsrittmeister im Kürassier-Regiment Vasold und wurde 1773 zum Major befördert. In der kleinen Garnison arbeitete G. eifrig an Vollendung seiner allgemeinen Bildung. Dann machte er den baierischen Erbfolgekrieg mit, wurde 1783 als Obristlieutenant zu den schwarzen Husaren versetzt, avancirte hier zwei Jahre später zum Obersten und erhielt endlich 1788 von König Friedrich Wilhelm II. das damalige Bosniakenregiment als Chef. 1789 wurde er Generalmajor, nachdem er schon vorher den Orden pour le mérite empfangen hatte. G. verstand es in bewunderungswürdiger Weise, seine Truppe für den kleinen Krieg auszubilden. Die einzelnen, in mäßiger Entfernung von einander gelegenen Quartiere des Bosniakenregiments galten ein für allemal als feindliche Posten, die in stetem Kriege miteinander standen, und so wurde der Garnisondienst zu einem ununterbrochenen Unterricht im Felddienst. — An dem Feldzuge in der Champagne und an der Rheincampagne nahmen die Bosniaken nicht Theil; bald aber wurde G. eine unerwartete Gelegenheit zu hoher Auszeichnung in Folge von Kosciuszko's Auftreten und dem Angriffe Madalinski's auf Süd-

Preußen (März 1794), denen ein kurzer, doch erbitterter Kampf an den Ufern der Weichsel und des Narew folgte. Hier erwies sich G. als ein Parteigänger und Avantgardenführer von hoher Bedeutung, der glorreich fortsetzte, was unter Ziethen und Belling begonnen worden war, und unter dessen Augen sich damals Männer bildeten wie York und Boyen. Die militärischen Mittel, welche G. zu Gebote standen, waren sehr gering; es galt, „mittelst eines lebendigen, aus vielen Theilen zusammengesetzten Gliederstabes heut auf 20 Meilen hin eine dünne Grenzlinie zu ziehen, morgen diesen langausgezogenen Stab zu einem compacten und widerstandsfähigen Bündel zusammenzuklappen". In dieser Kunst erwies sich G. als Meister, und die Gefechte bei Kolno und Demniki (9. und 18. Juli) werden immer als ein paar Musterbeispiele in der Geschichte des kleinen Krieges glänzen. — Solche Erfolge zogen die Aufmerksamkeit des Königs auf G., und obgleich dieser erst der drittälteste General des Corps war, sah er sich zum Oberbefehlshaber aller auf dem linken Weichselufer befindlichen Truppen ernannt. Seine Hoffnung auf große Thätigkeit wurde jedoch durch die Erstürmung Praga's und die Beendigung des Krieges getäuscht. G. kehrte mit den Bosniaken in die Friedensgarnisonen zurück. 1795 ward er Generallieutenant; zwei Jahre später erhob ihn der König in den Freiherrnstand; 1802 erhielt er den schwarzen Adlerorden. — Günther's eigentlichste Bedeutung scheint in seiner Persönlichkeit gelegen zu haben; es hieß von ihm, daß er die drei Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams abgelegt habe; von seinem reichen Gehalt nahm er für seine Person nur 300 Thaler; das Uebrige verwendete er zu Gunsten des Officiercorps oder der Armee. Seine stete Befürchtung war, daß der König schlecht bedient werde, und die Hingabe an die Pflicht war G. geradezu Leidenschaft. Am 21. April 1803 leitete er noch eine Truppenvorstellung, bat aber den Adjutanten, ihm zur Seite zu bleiben, um ihn auffangen zu können, wenn er vom Pferde stürze. Als der Adjutant am folgenden Morgen zum Vortrag kam, fand er G. am Schreibtisch, aber todt.

Erinnerungen aus dem Leben des Generallieutenant Frhrn. v. Günther, verf. v. H. v. Boyen, kgl. preuß. Kriegsminister a. D., Berlin 1834. — Generallieutenant Frhr. v. Günther und die Bosniaken, Tataren und Towarczys (Allg. Milit. Almanach, 2. Jahrg., Glogau 1838). — Minerva, 1846, Bd. 4. — Milit. Wochenbl. 1832, Nr. 825. — Th. Fontane, General v. Günther (Unser Vaterland, I. Bd. S. 224, und Wanderungen durch die Mark Brandenburg, I. S. 71). — Vgl. auch E. M. Arndt, Wanderungen und Wandlungen mit dem Frhrn. v. Stein, und Droysen, Das Leben des F. M. Grafen York von Wartenburg. Jähns.

Günther: Johann Arnold G., Licentiat der Rechte, Senator der freien Reichs- und Hansestadt Hamburg. Geboren daselbst den 9. April 1755, eines Kaufmanns Sohn und gegen des Vaters Wunsch den Wissenschaften sich widmend, studirte er die Rechts- und Cameralwissenschaft, Geschichte, Politik und Statistik auf der Universität Göttingen, wo er im J. 1778 den juristischen Licentiatengrad erlangte. Nachdem er sodann, nach damaliger Sitte der jungen deutschen Rechtsgelehrten, in Wetzlar den Reichskammergerichtsproceß kennen gelernt, unternahm er eine längere Reise durch Deutschland, Böhmen und Ungarn. Im J. 1780 nach Hamburg zurückgekehrt, beschäftigte sich der vermögende junge Gelehrte weniger mit der Advocaturpraxis, als vielmehr mit den öffentlichen Angelegenheiten seiner Mitbürger. Er gehörte in hervorragender Weise zu denjenigen wahren Patrioten des damaligen Hamburg, welche aus reinster Liebe zur Vaterstadt das Wohl und Gedeihen des Gemeinwesens mit Rath und That zu fördern bestrebt waren, welche die von ihnen hochgeschätzte Verfassung, sowie die einzelnen Institutionen der Verwaltung zeitgemäß auszubilden, zu ent-

wickeln, zu verbessern trachteten, und ihre idealen Ziele mit warmer Hingebung, ja Selbstaufopferung verfolgten, gern verzichtend auf den Ruhm der Urheberschaft des erreichten Guten. Zu so ehrenwerther ächt humaner Gesinnung kam bei G. ein ungewöhnlich hoher Grad von Intelligenz. Seine wissenschaftliche Bildung, seine durch Erfahrung fortwährend bereicherten Fachkenntnisse, machten ihn vor Vielen geschickt, nicht nur zur Anregung und Anbahnung, sondern auch zur consequenten Ausführung glücklicher Verbesserungen im Gebiete der hamburgischen Staatsverwaltung. Solche organisatorische Begabung bewies er in noch größerem Maßstabe, seitdem er, in Anerkennung seiner bisherigen Verdienste, am 24. Februar 1792 in den Senat berufen war. Von der Vielseitigkeit seines Geistes, Strebens und Wirkens geben die verschiedenartigsten Acten des hamburgischen Staatsarchivs ein andeutendes Bild, indem sie in fast allen Zweigen die Spuren der segensreichen Thätigkeit Günther's nachweisen. Ein weites Feld bot seinem rastlosen Eifer die hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe (die sog. patriotische Gesellschaft), deren Zwecke und Institute er zu erweitern und zu vervollkommnen übernahm; nicht minder auch die unter seiner Mitwirkung organisirte und im J. 1788 ins Leben getretene allgemeine Armenanstalt, welche damals in ganz Deutschland als ein Muster galt. — Eine ungemein große Menge kleiner Druckschriften, über Gegenstände der Staatswissenschaft, der Nationalöconomie, des Handels, der Gewerbe, — kurz des allgemeinen Volkswohls, bezeichnen die verschiedenen Zweige seiner Thätigkeit und beurkunden zugleich seinen Fleiß, wie sein schriftstellerisches Talent; nicht minder aber auch seine Bescheidenheit, denn die meisten seiner Schriften sind anonym erschienen. Ueber den Kreis der vaterländischen Interessen hinaus blieb er stets im regen Verkehr mit den Fortschritten der Wissenschaft. Die Jenaische allgem. Litt.-Zeitung z. B. enthält in den Jahrgängen von 1789—1792 etwa 150 kritische Aufsätze aus seiner Feder. Und den Wiener Preis für die beste Beantwortung der Frage: wie dem Wucher auch ohne Strafgesetz zu steuern sei, gewann unter 250 Concurrenten Günther's eingesandte Abhandlung. Auch seine „Erinnerungen aus den Deutschen Kriegsgegenden, aus der Schweiz rc.“ (1796, erschienen 1806, nach seinem Tode) bezeugen des Verfassers vielseitigen Geist, seinen edeln Charakter, seine alles umfassende Menschenfreundlichkeit. — Die übergroße Thätigkeit, zu der er sich berufen fühlte, verzehrte seine Körperkraft, er verstarb im besten Mannesalter, im 51. Lebensjahre, am 20. August 1805. —

Hamb. Schriftsteller-Lexikon, III. 3 ff., sowie die S. 14 daselbst genannten biograph. Werke. Beneke.

Günther: Johann Friedrich Ludwig G., Dr. jur., Rechtsgelehrter, geboren am 15. März 1773, starb 1854, ist zu Gandersheim geboren, woselbst sein Vater Commissär bei der damals noch bestehenden reichsfreiweltlichen Abtei war. Er studirte, auf der gelehrten Schule seiner Vaterstadt vorgebildet, in Göttingen Rechtswissenschaft, trat am 29. September 1796 als Actuar beim Amte Gandersheim in den braunschweigischen Staatsdienst, wurde im J. 1800 Justizamtmann bei den Aemtern Calvörde und Bahrdorf und in der westfälischen Regierungsperiode im J. 1808 Richter bei dem Tribunale erster Instanz zu Helmstedt. Zugleich wurde er zum außerordentlichen Professor der Rechte an der Julius-Karls-Universität daselbst ernannt, an welcher er Vorträge über römisches Recht und Civilproceß hielt. Er war der letzte Rechtslehrer, der an der im J. 1810 aufgehobenen Universität zum Professor ernannt wurde. Nach Wiederherstellung des Herzogthums Braunschweig und bei Wiedereinführung des früheren Rechtsverfahrens in demselben im J. 1814, wurde G. zunächst Kreisamtmann in Königslutter, aber bereits im J. 1816 wurde er zum Hofrathe

und Mitgliede des Landesgerichts in Wolfenbüttel und im J. 1817 auch zum weltlichen Mitgliede des Consistoriums daselbst ernannt. Als im J. 1819 der Oberappellationsrath G. P. v. Bülow (Bd. III. S. 527) als zweiter Director an des Kammercollegium nach Braunschweig versetzt wurde, trat G. in das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht für das Herzogthum Braunschweig und die Fürstenthümer Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe als Rath ein, in welcher Stellung er eine Menge wichtiger und schwieriger Civilsachen in letzter Instanz entschied. Durch seine Ernennung zum Propste des Klosters St. Laurentius bei Schöningen am 26. September 1831 wurde G. Mitglied der Prälatenbank der braunschweigischen Ständeversammlung, an deren Berathungen er bis zum Erlaß der neuen Landschaftsordnung thätigen, nutzbringenden Antheil nahm. In Gemeinschaft mit dem Lippe'schen Kanzleidirector Balhorn-Rosen und dem Waldeck'schen Regierungsrathe Varnhagen arbeitete er einen Entwurf einer Ordnung des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts aus, welcher nach längeren Verhandlungen und nach vorgängiger Berathung durch den braunschweigischen Landtag die Genehmigung der betheiligten Staaten und damit für die betreffenden Länder Gültigkeit erhielt. — Nach dem Tode des Oberappellationsgerichtspräsidenten Weitenkampf (22. April 1841) wurden die Geschäfte des Oberappellationsgerichts derartig zwischen den beiden ältesten Räthen getheilt, daß der Geheimrath, Oberappellationsrath, späterer Präsident v. Strombeck die allgemeinen Directorialgeschäfte und die Vertheilung der Criminalacten, G. die der Civilsachen zu besorgen hatte. Als ersterer am 7. April 1846 in den Ruhestand trat, wurde G. am 25. Mai 1846 das ungetheilte Präsidium verliehen. Bis zu seinem Tode war er auch Mitglied der im J. 1832 errichteten Ministerialcommission zur Berathung der Gesetzentwürfe und anderer wichtiger Landesangelegenheiten für das Herzogthum Braunschweig und Vorsitzender der Section für die Justiz. Am 1. Juli 1850 wurde im Herzogthum die neue Gerichtsverfassung eingeführt und es hörte für dasselbe die Wirksamkeit des bisherigen höchsten Gerichtshofes, des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts auf. G. wurde nun erster Präsident des neuerrichteten Obergerichts zu Wolfenbüttel und insbesondere Präsident des ersten Senats, welcher als Cassationshof über das Rechtsmittel der Nichtigkeitsbeschwerde in Civil- und Strafsachen, sowie über das Rechtsmittel der Revision in Civilsachen entscheidet. Vier Jahre lang verblieb G. in dieser Stellung als der erste Justizbeamte des Herzogthums. Er starb, 81 Jahre alt, am 17. October 1854 zu Wolfenbüttel mit dem Rufe eines der gelehrtesten, gerechtesten und unwandelbar unparteiischen Richter des Herzogthums. — Bereits am 29. September 1846 hatte er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert, bei welcher Veranlassung ihm vom Herzoge von Braunschweig das Commandeurkreuz erster Classe des Ordens Heinrichs des Löwen und vom Fürsten zu Lippe-Detmold die goldene Verdienstmedaille verliehen wurde. F. Spehr.

Günther: Owen oder Ovenus G. stammte aus Eiderstedt, das zu Holstein gerechnet wurde, er nannte sich Holsatus. 1557 wurde er, ein eifriger Anhänger Melanchthon's, Magister in Wittenberg; am 19. März 1566 wurde er in Rostock in die philosophische Facultät aufgenommen, einige Wochen später aber erst intitulirt und las dann im Sommer Melanchthon's Ethik, am 16. November 1568 wurde er ins akademische Concil aufgenommen als Professor des Rostocker Raths für die Ethik. Vom October 1569 bis April 1570 war er Decan der philosophischen Facultät; ging dann 1570 als Professor der Logik nach Jena, von dort 1576 nach Helmstädt. Er war der bedeutendste Aristoteliker seiner Zeit, legte namentlich auf dessen Physik einen überaus hohen Werth und erklärte deren Resultate für die absolute Wahrheit. Seine aristotelische

Richtung gab der Universität Helmstädt, besonders der philosophischen Facultät, ihr eigenthümliches Gepräge. Das Datum seines Todes ist nicht bekannt.

Die Nachweise bei O. Krabbe, die Universität Rostock, S. 716 f., und Rostock. Etwas, 3, S. 668 und 800, aus denen Krabbe schöpfte.

Krause.

Günther: Wilhelm Arnold G., geboren zu Coblenz am 31. October 1763, trat jung in das Prämonstratenserkloster Romersdorf bei Neuwied als Novize ein, setzte aber seine Studien im Collegium Steinfeldianum zu Köln und auf der Universität zu Trier fort, erlangte daselbst die Würde eines Magisters der freien Künste und 1787 die Priesterweihe. Nach Romersdorf zurückgekehrt und mit der Ordnung des Klosterarchivs betraut, wurden diplomatische und localhistorische Studien seine Lieblingsbeschäftigung; er führte sie auch nach Aufhebung seines Klosters (1802) fort und wurde 1814 sein Wunsch, sich dem archivalischen Fache dauernd widmen zu können, durch seine auf des Ministers v. Stein Empfehlung durch den Generalgouverneur des Mittelrheines Justus Gruner bewirkte Ernennung zum Archivar des Rhein- und Moseldepartements erfüllt. G. war der Erste, welcher die gewaltigen Massen des Coblenzer Archivs in Ordnung und Uebersicht zu bringen versuchte. Seine Berufung zum Generalvicar des Bisthums Trier 1826 entriß ihn dieser Beschäftigung. Am 23. Juni 1834 ernannte ihn Papst Gregor XVI. zum Weihbischof von Trier und Bischof von Siona und nach dem Tode des Bischofs von Hommer verwaltete G. die Diöcese Trier mit Geschick, Milde und Klugheit. Er starb zu Trier am 22. August 1843 und liegt im Kreuzgang des dortigen Doms begraben. Sein Hauptwerk, sich anschließend an die „Historia Trevirensis“ seines Amtsvorgängers, des Weihbischofs von Hontheim, ist der „Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus“, eine Urkundensammlung zur Geschichte der Rhein- und Mosellande, welche er in den J. 1822—26 in fünf Bänden auf seine eigene Kosten erscheinen ließ. Dann schrieb er: „Topographische Geschichte der Stadt Coblenz“, 1813; „Geschichte der Burggrafschaft Hammerstein“, 1821; „Die Grabmale der trierischen Bischöfe“, 1833, und viele kleine handschriftlich im Staatsarchive zu Coblenz bewahrte localhistorische Aufsätze, die sich durch zuverlässige Quellenbenutzung auszeichnen.

Vgl. Wegeler, Gallerie berühmter Coblenzer, Coblenz 1865.

v. Eltester.

Günther: Wilhelm G., geboren am 27. September 1814 zu Bunzlau, gestorben am 27. November 1869 zu Breslau, besuchte in seiner Jugend das Gymnasium zu Glogau und kam vom J. 1836—38 auf die Breslauer Universität, doch war er wegen Mangel an Mitteln genöthigt, 6 Jahre lang unweit Oels als Hauslehrer zu fungiren und konnte sein Studium erst 1844 in Breslau fortsetzen, wo er im Frühjahr 1845 die sehr gering dotirte Gehülfenstelle bei der Sternwarte unter dem damaligen Director v. Boguslawski erhielt. Er arbeitete von 1845—51 mit Herrn v. Rothkirch an der Zusammenstellung der von Boguslawski für Breslau unter dem Namen „Uranos“ herausgegebenen Ephemeriden und hat 25 Jahre die meteorologischen Beobachtungen auf der Breslauer Sternwarte ausgeführt. An den „Grundzügen der schlesischen Klimatologie“, herausgegeben von Galle, führte er die größere Hälfte der Rechnungen aus, fing 1854 die Berechnung kleiner Planeten an, welche er in dem Berliner astronomischen Jahrbuch und in den Astronomischen Nachrichten publicirte. Auf eine solche Arbeit, die genaue Ermittelung der Elemente des Planeten Pallas, mit Berücksichtigung der Saturnstörungen: „De perturbationibus quas Saturnus per integram revolutionem in Palladem exercet“, promovirte er im J. 1860 in Breslau. Da er sich früh verheirathet und eine zahlreiche Familie hatte,

nur ein geringes Gehalt bezog und auch trotz des großen Fleißes die Nebeneinnahmen unbedeutend waren, lebte er stets in dürftigen Verhältnissen.

Vgl. Astr. Nachr., Bd. 75. Bruhns.

Günthner: Sebastian (Nicolaus) G. erhielt im Seminäre des Klosters Benedictbeuern, unfern dessen er am 12. September 1773 geboren ward, den niederen humanistischen Unterricht, dann im Kloster Tegernsee, das ihn 1792 aufnahm, die Ausbildung und Weihe zum Priester (1797). Ein paar vorwiegend genealogischen Versuchen, womit er an dem litterärischen Streben der baierischen Benedictinercongregation theilnahm, verdankte er hierauf die Gestattung juridischer, wie historisch-diplomatischer Studien an den Universitäten Ingolstadt und Salzburg (1798—1801). Nach der Klosteraufhebung in der Gegend von Landshut domicilirend, arbeitete G., von seinem früheren Abte durch Ankauf hiezu nöthiger Werke unterstützt, auf dem Grunde eines Elaborates, worin er einst die von jener Congregation gestellte Preisfrage über Geschichte der Klosterschulen mit Erfolg behandelt hatte, seine (bis zum J. 1777 reichende) „Geschichte der litterarischen Anstalten in Baiern" aus, welche 1810 zu München in zwei Bänden erschien, ein Werk, begreiflich von dem Geiste durchweht, in dem sein Verfasser herangebildet worden, aber bei einer stattlichen Fülle von Nachrichten noch immer brauchbar. Mittlerweile war G. im J. 1808 zum correspondirenden Mitgliede der baierischen Akademie der Wissenschaften ernannt und noch im nämlichen Jahre behufs Revision der fehlerhaft edirten Monumenta Boica nach München berufen worden. In dieser Stellung erhielt er (1810) den Auftrag, ein Register jenes Urkundenwerkes zu fertigen und hiezu, wo es nöthig schiene, die Originalien der Abdrücke einzusehen. Aber nur 14 Bände konnte er noch durcharbeiten: das Ergebniß hievon wurde erst im J. 1847 veröffentlicht. Als der Reichsarchivdirector v. Lang in einem sehr seichten Schriftchen die ersten 16 Bände der Monumenta Boica vor den Richterstuhl der Kritik forderte, ergriff G. zu ihrer Vertheidigung zwei Mal (1815 und 1816) die Feder, wobei es ihm mit leichter Mühe gelang, des Gegners Uebertreiben und Irren in mehreren Punkten nachzuweisen. Weit verdienstlicher jedoch war es, daß G. die Lösung der von der baierischen Akademie für das J. 1814 gestellten Preisfrage: „Was ist von den Herzogen Wilhelm IV. und Albert V. von Baiern für Wissenschaften und Künste geschehen und welches war überhaupt der Zustand der geistigen Cultur in Baiern während jener Periode?" in Angriff nahm. Zur Einleitung glaubte er eine Uebersicht der früheren Litteratur- und Kunstgeschichte mit vorzüglichem Bedachte auf Baiern voranschicken zu sollen. Diese allein ist als erster Band des Werkes „Was hat Baiern für Wissenschaften und Künste gethan?" oder als dritter Band der „Geschichte der litterarischen Anstalten in Baiern", der sie an Werth ziemlich gleichkömmt, zu München 1815 erschienen. In seiner letzten selbständigen Schrift, den „Bemerkungen über des Herrn Heinrich Zschokke's baierischer Geschichten III. Band", 1818, tritt augenfällig dem Protestanten der Ordensmann entgegen; sie soll ihm sogar den Beifall höherer Kreise eingetragen haben, gilt aber heute kaum noch als litterärisches Curiosum. — G. starb den 9. April 1820 zu München an einem Herzübel.

Felder und Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit, I. Band S. 286—87, III. Band S. 496—99.

v. Oefele.

Guntram, ein Sohn König Chlothars I. und der Ingundis, erhielt 561 nach seines Vaters Tode bei der Theilung des Reiches das Reich Burgund mit der Residenz in Orleans, später in Chalons s. S. So war er räumlich zwischen seinem Bruder Sigibert in Austrasien, den Gemahl der Brunhilde, und

seinen Stiefbruder Chilperich, den Gatten der Fredegunde, eingeschoben. Auch in seiner Politik suchte er die Mitte zu halten, schwankte aber statt dessen bald nach der Seite der Fredegunde, bald nach der Brunhildens und gestattet durch seine unsichere Haltung den Großen des Reiches Spielraum genug für ihre Pläne gegen das Merovingergeschlecht. Nur an der Geistlichkeit hat er eifrige Lobredner, weil gerade ihr seine Schwäche sich in Gestalt freigebiger Frömmigkeit zeigte. — Nach dem Tode seines dritten Bruders Charibert 567 empfing er eine beträchtliche Erweiterung seines Besitzes an der unteren Loire und in Aquitanien. Er wurde so Grenznachbar der Briten in der Bretagne und Westgothen in Septimanien. Die Einfälle der ersteren hat er wiederholt abgewehrt, gegen die letzteren focht er ohne bleibenden Erfolg, während der Westgothenkönig Leovigild im eignen Reiche mit seinem Sohne Hermenegild im Kampf lag (585—9). Die Zurückweisung der Langobardeneinfälle überließ er dem Patricius der Provence, Mummolus. — Wichtiger sind seine Beziehungen zu den Brüdern. Da seine Söhne sowol von seiner Gemahlin Markatrude, wie von seinen Zuhälterinnen Veneranda und Austrechilde in früher Jugend starben, so war Guntrams Freundschaft und Erbschaft ein begehrtes Gut. Den Frieden der drei Brüder sollte ein Vertrag zu Troyes im J. 571 stützen, aber G. gestattete trotzdem nach kaum geschlossenem Vertrage dem Sigibert Durchzug durch burgundisches Gebiet gegen Chilperich und schon das nächste Jahr sah ihn auf Seiten Chilperichs gegen Sigibert stehen. Er wechselte nochmals die Partei und war im Todesjahr des Sigibert 575 dessen Verbündeter. Der Tod Sigiberts bewirkte auch für G. den Frieden mit Chilperich. Der Friede dauerte nicht lange; denn als G. die bisher mit Sigibert gemeinsam besessene Stadt Marseille für sich allein nahm und darüber mit Sigiberts Sohne Childebert in Streit gerieth (581), benutzte Chilperich dies zu einem Einfalle in Guntrams Land und nahm ihm mehrere Städte ab, wurde aber vor Melun zum Rückzug gezwungen. Von da ab stellt sich G. auf Seite der Brunhilde und ihres Sohnes Childebert II., den er auf einer Zusammenkunft zu Pont-Pierre an der Maas als Sohn und Erben annahm, nachdem er ihm den streitigen Antheil an Marseille zurückerstattet hatte. Dennoch hütete er sich vor seinem Neffen Childebert mit eifersüchtigem Argwohn und engere Verbindung mit demselben ward erst geschlossen, als 582 der Thronprätendent Gundobald, wahrscheinlich ein außerehelicher Sohn Chlothar I., ein Werkzeug des Herzogs Guntram-Boso und der ihm gleichgesinnten Großen, im Reiche Anhang fand. Derselbe gewann bald solche Bedeutung, daß sowol Brunhilde wie Fredegunde sich um seine Freundschaft bewarben. Gerade damals schloß sich G. zu Chalons s. S. enger an Childebert an, den er zugleich vor den Plänen seiner Mutter warnte. Gundobald ward in Cominges getödtet. Eine neue Verwicklung trat ein, als 584 Chilperich ermordet wurde. G., jetzt der einzig überlebende unter den Söhnen Chlothar I., wurde von der Wittwe Fredegunde zum Schutz ihres Söhnchens Chlothar angerufen, den er in Paris aus der Taufe heben sollte. Allerdings wehrte G. den herbeieilenden Childebert von Paris ab und wurde (erst 591) Chlothars Taufpathe, aber das hinderte ihn nicht, längere Zeit die Legitimität des Kindes anzuzweifeln und zu eigenem Besitz Paris und alles das aus Chilperichs Erbschaft zu nehmen, was einst Chariberts Antheil gewesen war. Die Verbindung Guntrams mit Fredegunde lockerte sich vielleicht schon dadurch, jedenfalls sehen wir schon 586 den Beppolenus von Fredegunde abfallend zu G. übergehen und 587 war G. bereits wieder der Bundesgenosse der Brunhilde; mit ihr und ihrem Sohne Childebert schloß er (28. November 587) den Vertrag von Andelot, welcher ihm Paris, Limousin, die Beauce und Brie, das Bourdelais, Béarn und Bigorre sicherte zu dem, was er in Aquitanien nach Chilperichs Tode an sich gerissen hatte. Zu-

gleich ward dem Childebert II. wiederholt die Nachfolge in Guntram's Reiche zugesichert mit Ausnahme weniger Städte, welche Chlothar II. erhalten sollte. Vermittelnd trat nach dieser Zeit G. auf zwischen Childebert und dem Langobardenkönige Autharis, wiederholt kämpfte er gegen Bretonen und Westgothen, jetzt gegen deren König Reccared, den Verlobten von Chilperichs Tochter Rigundis, wiederholt hatte er den Abfall der Großen niederzuhalten (Rauching, Mummolus), bis er im J. 593 starb, ein rechter Vertreter der unzuverlässigen, habgierigen und in der Wahl ihrer Mittel wenig bedenklichen Merovinger.

Albrecht.

Güntzer: Christoph G., Kanzler und Syndicus der Stadt Straßburg, geboren den 11. December 1633, gestorben den 11. December 1695. Seine Herkunft ist keineswegs ausgezeichnet; sein Vater war Assessor im Rathe der Handwerkerzünfte, wurde aber aus triftigen Ursachen entlassen. Sein älterer Bruder wurde der Falschmünzerei beschuldigt, flüchtete auf das rechte Rheinufer, wurde ausgeliefert, und ertränkte sich beim Uebersetzen über den Fluß. Christoph G., der jüngere Bruder, hatte in seiner Jugend die Gunst der Edlen von Bernhold und Zorn von Plobsheim genossen, erwies sich jedoch gegen die einen und die andern sehr undankbar, wußte sogar durch Urkundenfälschung, so hieß es, die Zorn'sche Wittwe aus ihrem Eigenthum zu Plobsheim zu vertreiben. Seine genaue Kenntniß der französischen Sprache, seine Stellung als Secretär der Kammer der XIII (das Auswärtige) verschafften ihm die Gelegenheit in den zehn Jahren vor der Uebergabe der Stadt, mit den höheren französischen Beamten und Feldherren, u. a. mit Vaubrun, Turenne, Duc de Luxembourg, Monclar zu verkehren und unterhandeln. So war er bereits a. 1671 in Paris mit Louvois bekannt geworden. Die Beschuldigung, auf dieser Reise von Ludwigs des XIV. Regierung bestochen worden zu sein, lastete von diesem Augenblicke auf ihm. Coste (s. unten) bestimmt sogar dies Quotum der Anweisungen, die er auf die Domänen der Stadt erhielt (35,000 fr.), — dagegen erhebt sich Reuß (s. unten) in seiner gewissenhaften Ausgabe des Memoriales von Baumeister Reißeissen, er verschweigt zwar die Mißachtung nicht, worin G. unter seinen Mitbürgern stand; aber ist überzeugt, daß „die Bestechung in den damaligen Umständen durchaus unnöthig gewesen wäre". — Daß jedoch G. für Frankreich günstig gestimmt war, erhellt zuvörderst aus der Anerkennung seiner Dienste, die ihm gleich nach der Uebergabe der Stadt, wobei er sich bethätigte, zu Theil ward. Bereits am 9. November 1681 erfolgte seine Einsetzung als königlicher Syndicus und Kanzler, in Gegenwart des Intendanten de la Grange und des Generallieutenants de Chamilly, Gouverneurs der Stadt; darüber besteht ein Verbalproceß. — In seiner Correspondenz mit Louvois dagegen sucht G. eher zu beschwichtigen und seine Mitbürger gegen vorgefaßte Urtheile und strenge Maßregeln des allmächtigen Ministers zu vertheidigen; so z. B. erlangte er die Nichtauslieferung der Privatwaffen der Einwohner. — Zur katholischen Religion trat er sehr bald über; nur konnte er seine Gattin nicht sogleich zu diesem, in Straßburg verpönten Schritte bewegen, und erhielt deshalb von seinen Obern die heftigsten Vorwürfe. Er hielt als Convertit gleichen Schritt mit seinem Freunde Prof. Obrecht (s. d. Art.), dem nachmaligen königlichen Prätor, der sich indeß nur von Bossuet bekehren ließ (!). Mit einem Theil der glaubensfesten Familie Dietrich (s. d. Art.) befand er sich dagegen, selbstverständlich, auf gespanntem Fuße. — Der Vorwurf, eine goldene Kette von der k. Regierung empfangen zu haben, war im Grunde nach allem Vorhergegangenem, eine kindische Anklage; ein derartiges Geschenk war das Aequivalent einer heutigen Ordensverleihung. Zur Verbreitung der Staatsreligion trug er das Seinige bei. So wird er a. 1686 von Louvois sehr belobt nach einer Absetzung lutherischer Civilbeamten in den städtischen Aemtern von Waßlenheim und

Marlenheim. — Sein böser Ruf in der großen Capitulationsfrage wird ihm, auch nach der theilweisen von Reuß unternommenen Rehabilitation, nicht ganz von den Schultern abgenommen; zu seinen Gunsten sprechen nur die zwingenden Umstände in der damaligen politischen Sachlage. — Nach seinem, den 11. December 1695 erfolgten Ableben wurde er, nach den Einen in der Magdalenenkirche, nach Andern in Plobsheim beigesetzt. — Zu bemerken wäre noch, als Curiosum, daß sein letzter Nachkomme a. 1851 als französischer Forstinspector zu Saargemünd starb.

Vgl. Réunion de Strasbourg à la France, documents pour la plupart inédits, réunis par M. Coste, Avocat, Strasbourg 1841, in 8⁰, chez Heitz. Das ganze Werkchen ist zu beachten. — Straßburger Chronik von 1667—1710. Memorial des Baumeisters Franciscus Reißeissen, herausgegeben von Rudolf Reuß, Straßburg 1877, in 8⁰, passim. — Die Hauptnachweise sind angegeben p. 212, col. I. Die Angaben bei Strobel sind ganz unbedeutend. L. Spach.

Gunz: Justus Gottfried G. wurde im J. 1714 in Königstein geboren, 1747 Professor in Leipzig und vier Jahre später Leibarzt am sächsischen Königshof, starb im J. 1754. Er war nicht allein ein hervorragender Augenarzt, sondern auch ein Mann von großer allgemeiner medicinischer Bildung. G. hat zwei für jene Zeit bedeutende Arbeiten über die Suffusion und über Staphylom geschrieben, die sich beide in den ausgewählten chirurgischen Dissertationen, herausgegeben von A. v. Haller (Amsterdam 1755), finden.

Rothmund.

Gunzelin, Markgraf von Meißen, 1002—10, Sohn des Markgrafen Günther und folglich Bruder seines Vorgängers Ekkihards I. Wie Thietmar von Merseburg dazu kommt, ihn wiederholt auch einen Bruder Boleslaws von Polen zu nennen, der er weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite sein kann, ist nicht wol aufzuklären. Nach Ekkihards Tode verlieh Heinrich II. die Mark Meißen nicht Boleslaw, der sich darauf Rechnung gemacht hatte, sondern dem G., der jenen durch das Versprechen der Auslieferung der Burg Meißen beschwichtigt zu haben scheint; wenigstens rächte sich Boleslaw für die Nichterfüllung desselben durch die Verwüstung der Mark. 1004 nahm G. an der Belagerung von Budissin, dessen sich Boleslaw bemächtigt hatte, Theil. Eine Fehde jedoch, die sich zwischen ihm und seinen Neffen Hermann und Ekkihard (II.) 1010 erhob und die deshalb erhobene Anschuldigung unerlaubter Selbsthilfe, sowie andere wegen Verkaufung vieler Familien an Juden, Nachsicht gegen die Räubereien seiner Untergebenen und geheimen Einverständnisses mit dem Polenherzog veranlaßten auf einem Fürstentage zu Merseburg seine Absetzung; dem Gewahrsam des Bischofs von Halberstadt übergeben, erhielt er erst 1017 seine Freiheit zurück.

Thietmar IV. 32, V. 6. 10. 12, VI. 36. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten, II. 10 ff. Hirsch, Jahrb. d. deutschen Reichs unter Heinrich II., I. 224. Flathe.

Gunzelin I., Graf von Schwerin, entstammte wahrscheinlich der edlen Familie von Hagen (de indagine), welche sich nach der längst untergegangenen Burg Hagen im braunschweigischen Amte Salder benannt hat und im Wolfenbüttel'schen und Hildesheim'schen viele Güter besaß. Er hatte dem Herzoge Heinrich dem Löwen von Sachsen in dessen Kämpfen gegen die obotritischen Wenden vielleicht schon als Burgvogt von Dalenburg wirksame Hülfe geleistet, wie ihn denn der Bischof Boguphal von Posen († 1253) als nobilis vir de Dalewo alias de Dalemburg bezeichnet. An den letzten Kämpfen Heinrichs nahm er den wesentlichsten Antheil und wurde von diesem, nachdem die Slaven

durch den Fall Niclots unter seine Botmäßigkeit gebracht worden, 1160, zum Statthalter des Landes ernannt, und nach der Wiedererbauung der Burg Schwerin wurde ihm diese nebst der Burg Ilow übergeben. Heinrich wird ihn sofort zum Grafen von Schwerin ernannt haben, denn schon im J. 1161 führte er diesen Titel urkundlich, und er und seine Nachkommen blieben im Besitze der Grafschaft, bis Nicolaus III. dieselbe im J. 1358 an Albrecht II. von Mecklenburg verkaufte. G. hatte nach seiner Erhebung zum Grafen noch wiederholte Kämpfe mit den wendischen Fürsten zu bestehen, und die schließliche völlige Unterwerfung derselben, sowie die Germanisirung des Landes und die factische Einführung des Christenthums geschahen durch ihn und unter seinem Schutze durch den Bischof Berno. 1172 begleitete G. den Herzog Heinrich von Sachsen nach Palästina; später widmete er sich seiner Herrschaft, leistete dann 1180 dem seiner Würden entsetzten Herzoge treue Hilfe und führte mit dem neuen Herzoge Bernhard scharfe Fehden, deren Beendigung Arnold von Lübeck erst im Anschluß an die Ereignisse des Sommers 1184 erzählt. — Das Geburtsjahr Gunzelin's dürfte zwischen 1125 und 1130 fallen; im J. 1150 war er noch unvermählt, muß sich aber bald darauf verehelicht haben, da ein jüngerer Sohn von ihm schon 1174 als Zeuge erscheint. Seine Gemahlin war vielleicht Oda († vor 1191) aus einem noch unermittelten Geschlechte. Gunzelin's Todestag war vielleicht der 18. Juni 1185; der Tag ist zweifelhaft, das Jahr aber — obwol nicht urkundlich feststehend — wird richtig sein.

v. Hammerstein, Die Besitzungen der Grafen von Schwerin am linken Elbufer und der Ursprung dieser Grafen, in Zeitschr. des historischen Ver. f. Niedersachsen, Jahrgang 1857. — Wigger in Lisch, Jahrb., 1869, S. 55 ff.

Fromm.

Gunzo von Novara war ein italienischer Grammatiker, Diaconus in seiner Vaterstadt, der schon auf den Wunsch des Bischofs Otto von Vercelli eine Schrift über Ehehindernisse verfaßt hatte, als Otto I. ihn beredete, mit seiner Bibliothek, an hundert Büchern, nach Deutschland zu kommen. Hier haben ihn die gelehrten Mönche von St. Gallen verspottet wegen der grammatischen Fehler, in welche er, wie er sich selbst entschuldigt, wegen des Gebrauches der italienischen Sprache leichter verfiel. Um seine Gelehrsamkeit zu zeigen, verfaßte er nun ein sehr umfangreiches, schwerfällig pedantisches Sendschreiben an die Mönche von Reichenau („Epistola ad Augienses fratres“, Mart. et Dur. Coll. Ampl. I. 294), dem wir die Kenntniß jener Vorgänge und manche Notizen über die gelehrten Studien jener Zeit verdanken.

Vgl. J. C. Gatterer, Commentatio de Gunzone Italo, Norimb. 1756, 4.

W. Wattenbach.

Gurk: Eduard G., Aquarellmaler, geboren zu Wien im J. 1802, angeblich gestorben zu Jerusalem am 31. März 1841 (in den Matriken der katholischen Pfarre kommt er nicht vor, ebenso wenig in den Aufzeichnungen des Consulates). G., dessen Vater in Diensten des Fürsten Esterhazy stand, hatte durch diesen einen mächtigen Fürsprecher bei Hof, und so wurde er, kaum daß er die Akademie verlassen, mit Aufträgen des Kaisers bedacht. Bald auch wurde er zum Hofkammermaler ernannt und sollte 1840—42 die interessantesten Denkmale Palästina's für den Hof aufnehmen. Auf dieser Reise nun unterlag der Künstler einem älteren Leiden. G. war ein vorzüglicher Aquarellist für architektonische Darstellungen, und seine Blätter sind auch heute noch sehr gesuchte Kunstwerke; die schönsten Arbeiten besitzt die kaiserl. Privatbibliothek in Wien.

K.

Gurlitt: Johannes Gottfried G., Philolog und Schulmann, geb. den 13. März 1754 in Halle, † den 14. Juni 1827 in Hamburg. — Sohn eines

durch Fleiß zu einem gewissen Wohlstande gelangten Schneidermeisters, wurde er schon Ostern 1762 der Thomasschule in Leipzig (wohin seine Eltern bald nach seiner Geburt übergesiedelt waren) zugeführt. Unter der Leitung tüchtiger Lehrer machte er ungewöhnlich rasche Fortschritte; als er die Prima erreicht hatte, wurde der Rector Fischer ihm Führer und Vorbild. Mit dem Studium der classischen Sprachen verband er schon jetzt das der orientalischen, und als er zu Ostern 1773 die Schule verließ, konnte er eine Erklärung des 43. Psalm veröffentlichen, in welcher er auch Kenntniß des Chaldäischen, Syrischen, Arabischen und Koptischen zeigte. Zur Universität übergegangen, sah er durch die Opferwilligkeit des Vaters sich in den Stand gesetzt, ganz seinen Studien zu leben; diese aber richtete er so ein, daß er durch Platner und Morus ein selbständiger Denker wurde, welcher als Theolog zwischen Crusius und Ernesti seinen eigenen Weg verfolgte und durch die philologischen Studien immer entschiedener zu unbefangener Würdigung auch der biblischen Bücher in den Stand gesetzt wurde. Für seine religiöse Entwickelung waren nebenbei Zollikofer's Predigten von großer Bedeutung. Dann bewirkte Platner's Empfehlung, daß im Frühjahr 1778 der Abt Resewitz ihm ein Lehramt im Pädagogium zu Kloster Bergen bei Magdeburg übertrug, womit zugleich sein Wunsch sich erfüllte, unter der Regierung Friedrichs d. Gr. wirken und den segensreichen Einfluß des um das Schulwesen eifrig bemühten Ministers v. Zedlitz erfahren zu können. Und zu pädagogischem Wirken war G. wie Wenige berufen. Der Anfang freilich war kein leichter. Unter einem altersschwachen Rector war in Kloster Bergen die Zucht verfallen, die Sitte ausgeartet. Aber bereits im nächsten Jahre trat der Rector zurück, und nun wurde die Leitung neben dem Mathematiker Joh. Friedr. Lorenz Gurlitt übertragen. Auch rechtfertigte der Erfolg diese auf den ersten Blick bedenkliche Maßregel; die beiden Rectoren wirkten in Eintracht für das Ganze und würden von Anfang an Größeres erreicht haben, wenn nicht der Eigenwille des Abtes ihnen manche Schwierigkeiten bereitet hätte. Allein als Lehrer sicherte sich G. immer reichere Früchte. Sein gründlicher, klarer, anregender Unterricht gewann ihm das volle Vertrauen seiner Schüler, die er zugleich durch seine mit Festigkeit verbundene Milde sich verband. Die Stille seines klösterlichen Wohnsitzes war ihm auch deshalb lieb, weil er um so ungestörter seinen Studien leben konnte, die übrigens stets in naher Beziehung zu seiner amtlichen Wirksamkeit standen, wie auch das, was er als Schriftsteller herausgab, meist in derselben Richtung lag. Es erschienen von ihm während jener Jahre (meist in Zeitschriften) Uebersetzungen von Oden Pindar's, von Gesängen Catull's und Tibull's, ein „Abriß der Geschichte der Philosophie“ (Leipzig 1786), ein „Abriß der Philosophie“ (Magdeburg 1788), Conjecturen und Anmerkungen zu Seneca, „Notae ad Stephani Byzantii libros de urbibus“, „Animadversiones ad Nov. Test.“ Mit besonderem Eifer wandte er sich später der Kunstarchäologie zu. Er schrieb: „Biographie und litterarische Notiz von Winckelmann“ (1797), „Ueber die Gemmenkunde“ (1798), „Ueber Mosaik“ (1798), „Allgemeine Einleitung in das Studium der schönen Kunst des Alterthums“ (1799), „Versuch über die Büstenkunde“ (1800), „Fragment einer archäologischen Abhandlung über Hercules“ (1801)*). Eben damals erschien seiner Schulschriften erster Band, worin von besonderem Werthe die 1797 gehaltene Rede über die Pflichten, Freuden und Leiden des Schulmanns. Das Verhältniß Gurlitt's zum Abt Resewitz gestaltete sich erst wieder befriedigend, als im J. 1789 eine von der Regierung in Magdeburg angeordnete Untersuchung der ökonomischen Angelegenheiten des Klosters,

*) Erschienen unter dem Titel: J. Gurlitt's archäologische Schriften, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet, herausgegeben von Cornelius Müller. Altona 1831.

dem der Protestantismus so viel von den alten Formen gelassen hatte, die Rechte des Convents dem Abte gegenüber wiederherstellte. Die im J. 1794 auch Kloster Bergen treffende Untersuchung aller Schulen des preußischen Staats, wie streng sie es auch mit dem kirchlichen Bekenntniß nahm, fand doch, wie eine gleich nachher für nothwendig gehaltene zweite, gar nichts, was zu tadelnden Bemerkungen Recht gegeben hätte. Als dann 1796 Resewitz zu Gunsten des Predigers Schewe sich zurückgezogen hatte, wurde G. auf den Rath Heckers, der bei der letzten Untersuchung seinen Werth erkannt hatte, zum königl. Professor und zweiten (thatsächlich ersten) Director ernannt. Weil er so über seinen treuen Freund Lorenz erhoben wurde, entschloß er sich schwer, diese Beförderung anzunehmen, und er gab erst dann nach, als Lorenz selbst zur Annahme des Dargebotenen ihn drängte. Seitdem nun blühte die Anstalt fröhlicher als vorher, die Zahl der Schüler stieg auf das Vierfache, Gurlitt's Ansehen galt viel in den weitesten Kreisen. Die Berufungen zu anderen Aemtern, die damals an ihn ergingen, lehnte er ab. Als aber der Abt Schewe die Oberleitung von Kloster Bergen selbst zu übernehmen sich anschickte, entschloß G. sich leichter, den friedlichen Studiensitz zu verlassen. Er übernahm im September 1802 auf Einladung des Rathes von Hamburg die Professur der orientalischen Sprachen am akademischen Gymnasium und das Directorium des Johanneums daselbst. Sehr bald erkannte er, welche außerordentliche Aufgabe hier zu lösen sei. Das Johanneum befand sich in einem kläglichen Zustande: es fehlte den meisten Classen an Schülern, von einem festeren Zusammenhange im Unterricht war kaum noch eine Spur zu finden; die Lehrer, auf kümmerliche Besoldungen angewiesen, standen verdrossen und schlaff an ihrem Werke. Aber G. brachte rasch neues Leben in die Anstalt. Mit großen Vollmachten ausgerüstet, verwandelte er die fünf oberen Classen des Johanneums in ein Gymnasium, die unteren zwei (später drei) in eine Bürgerschule, die theils für das Gymnasium, theils für eine daneben errichtete Handelsschule vorbereiten sollte. Der Erfolg war glänzend und verschaffte dem tüchtigen Manne allgemeines Vertrauen. Als Professor der orientalischen Sprachen am akademischen Gymnasium erkannte G. seine Hauptaufgabe darin, zu freierem Studium der biblischen Bücher anzuregen, las aber gelegentlich auch über schwierige griechische Classiker. Daß die theologische Facultät der Universität Helmstädt ihn zum Ehrendoctor der hl. Schrift ernannt hatte, erschien ihm nur als eine besondere Aufforderung, im Sinne des entschiedensten Rationalismus vorwärts zu gehen und Alles, was Symbolzwang und Menschensatzung genannt werden konnte, zu bekämpfen, wie schonend er auch in seinem persönlichen Verhalten gegen die Vertreter der anderen Richtung in den allermeisten Fällen sich erwies. Die Zeit der französischen Herrschaft, die so furchtbares Weh über Hamburg brachte, war auch für G. eine schmerzvolle, wenn er gleich vor den französischen Commissaren Cuvier und Noel, welche die kaiserliche Regierung zur Untersuchung des Schulwesens in den neu erworbenen Ländern auch nach Hamburg geschickt hatte, in solcher Art sich darstellte, daß das Johanneum einer gerechten Anerkennung theilhaftig wurde und seine Eigenthümlichkeit bewahren durfte. Die Erhebung des J. 1813 riß auch Gurlitt's Schüler in größerer Zahl auf die blutigen Bahnen des Krieges; aber die Stadt büßte dann schwer unter der Zuchtruthe des Marschalls Davoust. Mit der Wiederherstellung der alten Ordnungen schien G. neue Kraft und Frische zu gewinnen; aber die Gichtschmerzen, die vorübergehend schon früher ihn heimgesucht hatten, kehrten dann öfter und heftiger zurück; in Folge zunehmender Nervenschwäche erblindete er auf dem einen Auge. Er konnte zwar nach Ostern 1827 noch ein Mal seine amtliche Thätigkeit wieder aufnehmen; aber schon nach wenigen Tagen erlag er. Auch in Hamburg hatte er noch oft als Schriftsteller

die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Er ließ mehrere Schulreden und neue Uebersetzungen Pindarischer Oden drucken, gab verschiedene Particulae animadversionum ad auctores veteres und historische Aufsätze heraus, schrieb auch eine große Anzahl Recensionen für verschiedene Zeitschriften ꝛc. Aber zu umfassenderen Leistungen konnte er niemals Zeit gewinnen.

Vgl. Calmberg, Gesch. des Johanneums in Hamburg (1829), (mit den Bruchstücken einer Selbstbiographie Gurlitt's); Cornelius Müller in Schlichtegroll's N. Nekrolog der Deutschen V. Jahrg., 2. Thl., 592 ff.; Richard Hoche, Beiträge zur Gesch. der St. Johannis-Schule in Hamburg, II. Die Reformverhandlungen und die Direction Johannes Gurlitt's, Hamburg 1878.

H. Kämmel.

Gurlitt: Johann Friedrich Karl G., lutherischer Theologe, wurde am 28. November 1802 zu Hamburg geboren. Mit dem voraufgehenden, dem Director Johann Gottfried G., war er sehr weitläufig verwandt; sein sechster Vorfahr, ein Mälzer und Brauer Georg G. zu Hintorf in Sachsen, war der vierte Vorfahr des Directors. Unser G. besuchte von 1817—22 unter dem genannten Director das Johanneum seiner Vaterstadt, dann im Sommer 1822 das akademische Gymnasium derselben und bezog im October 1822 die Universität Halle, von welcher er nach fünf Semestern noch auf ein Jahr nach Berlin ging. Im J. 1826 machte er das theologische Candidatenexamen in Hamburg und ward zugleich Lehrer am Johanneum; am 29. März 1829 ward er zum Katecheten am Zucht- und Spinnhause, dem Strafgefängniß, und am 12. Januar 1833 zum Pastor zu Billwerder an der Bille erwählt. In dieser in den Elbmarschen, zwei Stunden östlich von der Stadt Hamburg gelegenen Landgemeinde wirkte er 31 Jahre lang. Am 7. Mai 1833 hatte er sich verheirathet; er starb am 25. Juni 1864, seine Frau und sechs Söhne hinterlassend. — G. hatte einen scharfen Verstand und ein reiches Wissen, wovon eine große Anzahl theologischer Abhandlungen, welche er namentlich in den „Theologischen Studien und Kritiken" veröffentlichte, Zeugniß ablegen; und er würde einer theologischen Facultät sicher Ehre gemacht haben, während seine besonderen Gaben in seinem abgelegenen Marschdorfe kaum zur Geltung kamen. In seinen letzten Jahren dachte er auch an die Herausgabe einer Auswahl seiner Gedichte; er starb aber während der Vorbereitungen zu derselben.

Lexikon der hamb. Schriftsteller III, S. 23 ff.; ferner die Registerhefte zu den vier ersten Jahrzehnten der „Studien und Kritiken"; außerdem H. Sengelmann, Bote aus dem Alsterthal, 5. Jahrgang 1864, Nr. 27 u. 28. Ein vollständiges Verzeichniß seiner schriftstellerischen Arbeiten, die größtentheils in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen zerstreut sind, ist nicht vorhanden.

Bertheau.

Gürtler: Nicolaus G., ein reformirter Theologe und Philolog, wurde am 8. December 1654 zu Basel geboren, wo sein Vater Kaufmann war. In seinem 15. Lebensjahre war er bereits befähigt, hier in die akademischen Vorlesungen einzutreten und erhielt daselbst 1672 die Magisterwürde, auch studirte er zu Genf und Saumur. Im J. 1685 folgte er einem Rufe als Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Herborn, ging aber ein Jahr darauf nach Heidelberg, wo ihm bei Gelegenheit der dritten Universitäts-Jubelfeier die theologische Doctorwürde ertheilt wurde. Nun wurde er nacheinander Professor der Theologie zu Hanau (1688), Bremen (1696), Deventer (1699) und endlich zu Franeker (1707), wo er den 28. September 1711 mit dem Rufe eines der gelehrtesten und belesensten protestantischen Theologen seiner Zeit gestorben ist. Von seinen 28 größeren und kleineren Schriften ist die werthvollste: „Nicolai Gürtleri, Basil., Novum Lexicon Universale, Quatuor Linguarum Latinae,

Germanicae, Graecae, Gallicae . . . Basileae, MDCLXXXIII", 8. 6. Ausgabe 1769, 8. Das Wörterbuch gewährt, wie fast ohne Ausnahme die meisten der älteren größeren mehrsprachigen sowol (Frisch, Haltaus, Henisch, Peters, Megiser, Steinbach, Schilter, Stieler, Wehner u. A.) als der rein deutschen Wörterbücher der neueren Zeit bis zu dem Grimm'schen herab, einen reichen Schatz der seltensten Sprichwörter und volksthümlich sprichwörtlichen Redensarten, deren einzelne bei G. geradezu als Unica zu betrachten sind; dabei fehlt es auch nicht an sogen. apologischen Sprichwörtern, wie (Ausg. 1731, S. 232): „Da ligts, sprach die jungfer im krantz, verzettelt das kind im tantz". Das vorstehende zählt an solchen proverbialen Bezügen 632 und liefert zugleich einen weiteren Beleg dafür, wie unkritisch und leichtfertig J. Eiselein in seinen „Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes", Freib. 1840, S. XXXIII behauptet: „Die sämmtlichen Verfasser unserer deutschen Wörterbücher von Dasypodius . . . bis auf den neuesten, Herrn Heyse, haben den Sprichwörtern so geringe Aufmerksamkeit geschenkt, daß aus allen kaum einige hunderte, und obendrein nur die allergewöhnlichsten aufzusammeln sind". Unter den übrigen Schriften Gürtler's verdienen Erwähnung: „Institutiones Theologicae", 1694. 1702. 1721. 1732 und „Origines mundi", 1708.

Joh. van der Waeyen, Orat. fun. in obit. Nic. Gürtleri. Franeq. 1711. 4. Acta Erudit. Lips. Suppl. X. p. 115. Athenae Frisiacae. XCVI. p. 744—750. Chaufepié, Diction. II. voc. Gürtler. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte V. S. 179—186 (wo seine sämmtlichen Schriften angegeben), VI. S. 518, VII. S. 523, IX. S. 386. J. Franck.

Gustav Adolph, Markgraf von Baden, wurde als einziger Sohn des Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach aus der zweiten Ehe mit Eleonore von Solms-Laubach am 24. December 1631 geboren und verlor mit anderthalb Jahren die Mutter, deren Stelle der Vater rasch ersetzte. G. A. reiste und widmete sich dann dem Kriegerstande, focht mit den Venetianern gegen die Türken und 1655 mit den Schweden gegen die Polen. 1656 wurde er Oberst der schwedischen Leibgarde zu Fuß und 1659 an Stelle seines Stiefbruders Karl Magnus Befehlshaber der Reiterei — einige Zeit war er auch Commandant der preußischen Festung Morungen. Dann besuchte er Holland und Italien, 1664 auf dem Reichstage zu Regensburg wurde er zum Reichs-Generalwachtmeister ernannt und focht mit vielem Ruhme unter Montecuccoli bei St. Gotthard an der Raab am 1. August 1664 gegen die Osmanen, zwei Pferde fielen ihm unter dem Leibe und er empfing im Gesichte eine schwere Wunde. Hiermit schloß seine Kriegerlaufbahn ab. — Obgleich ein Enkel Georg Friedrichs und ein Sohn Friedrichs V., ließ sich G. A. für die katholische Religion gewinnen, der Ehrgeiz nach hohen Kirchenämtern war hierbei ein wichtiger Factor. Nach der italienischen Reise trat er im elsässer Franciscanerkloster Hermelsheim am 24. August 1660 über und 1663 bekannte er sich in Rom öffentlich zur katholischen Kirche. 1665 trat er als Mönch in das Benedictinerkloster Rheinau und nannte sich nun Bernhard Gustav, 1667 ging er zu den Benedictinern in Fulda. Rasch wurde er Canonicus zu Köln, Straßburg, Lüttich und Passau, am 19. März 1668 ernannte ihn der Fürstabt Joachim in Fulda auf Empfehlung des Kaisers und mit Zustimmung von Papst und Domcapitel zu seinem Coadjutor. Er schloß nun am 20. Juli 1668 mit seinem Stiefbruder Friedrich VI. einen Vertrag, behielt sich nur für den Fall des Aussterbens beider badischen Linien die Erbfolge vor und empfing außer Zahlung seiner Schulden einen Jahreszuschuß von 5000 Gulden, bis er mehr Einkünfte habe. Am 10. Decbr. 1668 schloß er eine Capitulation mit den Conventherren von Kempten und wurde auch in Kempten Coadjutor, was am 22. Juni 1669 bestätigt wurde.

Er herrschte nun bereits mit der vollen Gewalt eines Fürstabtes und ordnete den ganz zerfahrenen Staatshaushalt in Kempten; am 11. Mai 1670 bestätigte Clemens X. ihn und gestattete ihm den Fortgenuß aller anderen Pfründen. Zu Fulda beendigte der Coadjutor sein Noviciat im St. Peterskloster und wurde Propst zu Holzkirchen. Am 4. Januar 1671 bestieg er als Abt von Fulda und Erzkanzler der Kaiserin den dortigen Fürstenstuhl und erhielt am 12. April vom Bischofe von Speyer die Weihe. Alsbald befahl er allen Juden, binnen einem Vierteljahre seine Lande zu räumen. 1672 entsagte er gegen Geld allen Ansprüchen an badische Gebiete, im gleichen Jahre wurde er Administrator der Abtei Siegburg im Herzogthume Berg und nachdem er am 24. August 1671 Cardinal geworden, setzte ihm Leopold I. in Wien am 19. April 1672 den rothen Hut auf. Als endlich der eigensinnige und willkürliche Fürstabt Roman starb, folgte der Cardinal ihm im Juli 1673 als Fürstabt von Kempten und Erzmarschall der Kaiserin, residirte aber meistens in Fulda und ließ Kempten durch einen Statthalter verwalten. 1676 wurde er Cardinalpriester. Als er noch Lüttich haben wollte, gerieth er in Streit mit Frankreich; dieses muthmaßte, er wolle das Stift Frankreichs Schützlinge, dem Kurfürsten Max Heinrich von Köln, aus der Hand winden und deshalb hielt man ihn trotz seines französischen Passes in Köln auf der Heimkehr von Lüttich fest; vergebens beschwerte er sich bei dem Könige; erst nachdem er über 300000 Gulden gezahlt, kam er frei. 1676 reiste er nach Rom zur Papstwahl und auf der Heimkehr starb er auf Schloß Hammelburg am 26. December 1677. Sein Leib ruht zu Fulda, sein Herz zu Kempten.

Schoepflin, Historia Zaringo-Badensis. J. B. Haggenmüller, Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft Kempten, Kempten 1847.

Kleinschmidt.

Gustav Adolf, Graf von Nassau-Saarbrücken-Saarbrücken, geb. den 27. März 1632, Sohn des Grafen Wilhelm Ludwig, Stifters der neuen saarbrückischen Linie († 1640) und der Anna Amalia, Markgräfin von Baden-Durlach († 1651), der Drittletzte unter 12 Geschwistern. Seine Jugend verbrachte er zu Metz im Exil, da sein Vater und dessen Brüder nach der Schlacht bei Nördlingen wegen des Anschlusses an die Schweden und die evangelische Sache durch die kaiserlichen Heere 1635 ihre Lande zu verlassen gezwungen und durch Urtheil des Reichskammergerichts 1637 sogar ihrer Herrschaft entsetzt worden waren, welcher Zustand durch den westfälischen Frieden erst ein Ende nahm. Von 1645—49 studirte er auf der Universität Basel und bezog seinen Unterhalt von dem markgräflich badischen Hofe. Von 1649—59 lebte er theils auf Reisen, theils vermuthlich auch bei der kaiserlichen Armee. 1660 übernahm er die Regierung über die ihm schon 1651 durch den mit seinen Brüdern Johann Ludwig und Walrad vereinbarten sogen. gothaischen Theilungsreceß zugefallene Grafschaft Saarbrücken und wurde so der Begründer der Linie Nassau-Saarbrücken-Saarbrücken. Die ihm trotz der Bestimmungen des westfälischen Friedens von Lothringen immer noch vorenthaltene Grafschaft Saarwerden mit der Vogtei Herbitzheim vermochte er erst 1670 zurückzuerlangen. Fortgesetzt hatte er den schon damals hervortretenden Reunionsgelüsten Frankreichs Widerstand zu leisten, bis denn zuletzt die 1672 hereinbrechenden Kriegsunruhen, die gerade in jenen linksrheinischen Gegenden hin- und herwogten, sein tragisches Schicksal herbeiführten. Sein von ihm geäußerter Wunsch, sein Land wieder in die frühere Blüthe zu bringen, sollte ihm nicht in Erfüllung gehen. Am 2. December 1673 besetzte der französische General Marquis de Rochefort Saarbrücken und ließ am 11. December den Grafen, welcher der Aufforderung zu einer schriftlichen Erklärung, nicht in Kriegsdienste gegen Frankreich treten zu

wollen, keine Folge gab, verhaften und nach Nancy abführen. Von dort wurde derselbe nach Metz gebracht und kehrte erst am 13. Mai 1674 aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Da er sein Land von den Franzosen überschwemmt vorfand — erst 1677 wichen sie daraus — trat G. A. in die Reichsarmee, in welcher er in der Stellung eines Generalmajors u. A. der von Erfolg gekrönten Belagerung von Philippsburg im Sommer 1676 beiwohnte. Später treffen wir ihn in dem Heere des Herzogs Karl von Lothringen. Mit diesem betheiligte er sich am 7. October 1677 an dem Treffen bei dem Kochersberge im Elsaß, wurde dort tödtlich verwundet und gerieth dabei zum zweiten Male in französische Gefangenschaft, aus welcher ihn am 9. October der Tod erlöste. Er liegt zu Straßburg in der Thomaskirche begraben. Vermählt war G. A. seit dem 14. Juni 1662 mit Eleonore Clara, Gräfin von Hohenlohe-Gleichen-Neuenstein († am 4. Mai 1709), mit welcher er 8 Kinder hatte, von denen ihm in der Regierung zunächst der älteste Sohn, Ludwig Crato, und nach dessen Ableben ohne Hinterlassung von männlichen Erben 1713 der zweite, Karl Ludwig, folgte, welcher 1723 kinderlos sterbend, die von G. A. begonnene Linie beschloß.

Fr. Köllner, Gesch. des vormal. nass.-saarbr. Landes, Saarbrücken 1841. J. G. Hagelgans, Nass. Geschlechtstafel des Walramischen Stammes, Frankfurt und Leipzig 1753. C. D. Vogel, Beschreibung d. Herzogthums Nassau, Wiesbaden 1843. Joachim.

Gustav Samuel Leopold, ein jüngerer Sohn des Pfalzgrafen Adolph Johann zu Kleeburg von Gräfin Elsa Elisabeth Brahe und Neffe König Karls X. Gustav von Schweden, kam in Stegeborg (Schweden) am 12. April 1670 zur Welt. Am 24. October 1689 folgte er seinem Vater im Kleeburger Deputate und 1691 focht er in holländischen Diensten in den Niederlanden. Mit der Noth kämpfend, suchte er bei der katholischen Kirche Stütze und Unterhalt und trat in Rom am 8. October 1696 zu derselben über. 1697 nahm er unter Prinz Eugen Dienste gegen die Türken; trotz aller Hoffnungen besserten sich seine Finanzen nicht, bis er nach dem Tode seines königlichen Vetters Karl XII. am 11. December 1718 Herzog von Zweibrücken wurde. Am 10. Juli 1707 hatte er, um pecuniärer Vortheile wegen, die fast 50jährige Prinzessin Dorothea von Pfalz-Veldenz geheirathet, die Ehe war schon wegen des entschiedenen religiösen Gegensatzes beider Contrahenten äußerst unglücklich, blieb unfruchtbar und wurde unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft am 12. April 1723 vom Papste für ungiltig erklärt sowie am 23. April 1723 getrennt, worauf G. am 13. Mai 1723 eine morganatische Verbindung mit seiner Maitresse Louise Dorothea von Hoffmann einging. Gustav's Subsistenzmittel waren bisher 4000 Thlr. Pension von Frankreich gewesen, jetzt besserte sich endlich die Lage; am 5. Januar 1719 ließ er sich in Zweibrücken huldigen, im Mai verschrieb ihm der Regent Orléans 50000 Thlr. G. hob das Gymnasium außerordentlich, war den Religionen freundlich, sorgte für des Landes Wohl und führte große Bauten auf, trotzdem war sein Charakter nichts weniger als empfehlenswerth und wurde bitter von der berühmten Herzogin von Orléans gezeichnet. Die Birkenfelder Linie belauerte jeden seiner Schritte, da sie seine lachende Erbin war, während er sich mehr zu Kurpfalz hinneigte. G. starb in Zweibrücken am 17. Septbr. 1731 und ruht daselbst. Sofort nach dem Ableben ließ der Kaiser durch Kurmainz und Darmstadt das Land sequestriren, am 23. Decbr. 1733 fiel es den Birkenfeldern zu.

Moser, Patriotisches Archiv für Deutschland, Bd. VI, Mannheim und Leipzig 1787. Räß, Die Convertiten seit der Reformation, Freiburg 1868,

Bd. VIII. Lehmann, Vollständige Geschichte des Herzogthums Zweibrücken und seiner Fürsten, München 1867. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, Heidelberg 1845. Kleinschmidt.

Gustav II. **Adolf**, König von Schweden, geb. am 9. December a. St. 1594 zu Stockholm. — Ein Fremder und doch, wie E. M. Arndt im „Geist der Zeit“ ihn bezeichnet, neben Hermann und Luther des deutschen Volkes Mann und Held, hat G. A. als Feldherr wie als Staatsmann jedenfalls zu tief und nachhaltig in die Angelegenheiten unserer Nation eingegriffen, als daß er an dieser Stelle übergangen werden dürfte. Durch Stamm und Glauben war er zumal mit dem deutschen Norden eng verbunden. Auch seine Erziehung, die neben dem Schweden J. Skytte der brandenburgische Edelmann O. v. Mörner leitete, ist eine großentheils deutsche zu nennen. Unsere Sprache, die er rein wie ein Eingeborener sprach, ist im eigentlichen Sinne seine Muttersprache — die Sprache seiner Mutter gewesen. Diese, die stolze Königin Christina, von Geburt eine holsteinische Prinzessin, war Philipps des Großmüthigen Enkelin. Im Testament König Karls IX., dem G. A., sein ältester Sohn gegen Ende 1611, also erst 17jährig, auf dem schwedischen Thron folgte, wird ihm wie der Mutter die Pflege der Freundschaft mit Deutschlands evangelischen Fürsten zur Pflicht gemacht. Mit seinen letzten Blicken gleichsam hatte Karl „die Glieder eines künftigen Bundes gegen das Papstthum und das Haus Habsburg gemustert“. Er selber, wie nach ihm G. A., galt den Habsburgern nur als Usurpator. Als rechtmäßigen König von Schweden betrachteten diese den Sohn von Karls älterem Bruder, den katholischen Sigismund, der als polnischer Wahlkönig und eifriger Jesuitenfreund den Vorschriften seines großen Ahnherrn Gustav Wasa sowie den Traditionen seines Vaterlandes untreu geworden war. Von den um ihren lutherischen Glauben besorgten Ständen Schwedens schon 1599 förmlich abgesetzt, hatte Sigismund seine Ansprüche auf die schwedische Krone gegen den statt seiner zum König erhobenen Karl, den thatkräftigen Vertheidiger der religiös-politischen Schöpfung Gustav Wasa's, mit zäher Hartnäckigkeit in wechselvollen Fehden behauptet; er war entschlossen, sie auch gegen seinen Vetter, König G. A., zu behaupten. Bestärkt in diesem Entschluß und in seinen feindlichen Anschlägen wider den in Schweden über ihn triumphirenden protestantischen Wasazweig bald indirect, bald direct unterstützt wurde Sigismund durch die ihm nahe verwandten österreichischen und spanischen Habsburger, die unter einander die Idee des Gesammthauses aufrecht erhielten und Sigismund zum engen Bunde heranzuziehen suchten. Zugleich als monarchische und katholische Pflicht galt namentlich den Spaniern die Zurückführung Sigismunds auf den Thron seiner Väter oder, wie sie sich schlechthin auszudrücken liebten, die Recuperation des Königreichs Schweden, wobei ihre eigenen politischen Interessen, hauptsächlich ihre Pläne zum Ausschluß der holländischen „Rebellen“ von der Ostsee lebhaft mit ins Spiel kamen. Das Maß der Gefahren, welche unaufhörlich die Krone Gustav Adolf's bedrohten, hing demnach von den Erfolgen oder Niederlagen der beiden habsburgischen Linien von vornherein nicht weniger und bald sogar noch mehr als von denjenigen Polens ab. So sah denn auch G. A. nach dem Vorbilde seines Vaters Alles, was von den Habsburgern bedroht oder in feindlichem Gegensatz zu ihnen war, wie in natürlicher Verbindung mit sich selber. Der Solidarität gegenüber, die in hohem Grade zwischen den katholischen Angriffsmächten in Europa bestand, lernte er von früh auf das Bedürfniß der Solidarität aller evangelischen Staaten und Stände fühlen; und dabei war für Niemand ausgesprochener als für ihn der Begriff der politischen Freiheit unzertrennlich mit dem der kirchlichen verbunden.

Als G. A. die Regierung antrat, fand er freilich sein Land noch in an-

dere, zunächst sogar dringendere Gefahren verwickelt. Er fand es, erschöpft durch vorausgegangene Kriege, unter deren Getöse er aufgewachsen war, auf allen Seiten von feindlichen Nachbarn umgeben. Wenn damals auch gerade mit Polen ein — nachher verlängerter — Waffenstillstand bestand, so herrschte doch noch Krieg gleichzeitig mit den Russen und den Dänen. Die Letzteren waren in das Herz des schwedischen Landes eingedrungen. Zur Rettung seiner Krone schloß G. A. 1613 einen schweren Frieden mit Dänemark — „nicht wie er wollte, sondern wie er konnte". 1617 dictirte er den Russen einen um so vortheilhafteren Frieden, durch welchen dieselben auf nahezu hundert Jahre von der Ostsee und von Europa ausgeschlossen wurden. Dem russischen Frieden folgte aber unmittelbar der Wiederausbruch der offenen Feindseligkeiten mit Polen. Bei der großen Verschiedenheit der einzelnen Parteien war allen diesen Kriegen doch ein sehr wichtiges Moment gemeinsam: das Ringen um das Uebergewicht auf der Ostsee. Bereits ein halbes Jahrhundert zuvor war den hier genannten Mächten der Zerfall von Livland der Anlaß zum Wettkampf um dessen Besitz geworden; damit hauptsächlich hatte sich der Kampf um jenes Uebergewicht verknüpft. Gerade G. A. war inmitten so vieler Gefahren ganz erfüllt von dem Anspruch auf die Oberhoheit, auf das Dominium über die Ostsee. Nach der entscheidenden Niederlage Rußlands war es sein Bestreben, nun auch die feindliche polnische Herrschaft von der Ostsee zu verdrängen — ein Bestreben, an das sich das weitergehende Bemühen, die Festsetzung der verderbendrohenden Habsburger an den Küsten dieses Meeres zu verhindern, mit Nothwendigkeit anschloß. Gewiß würde auch abgesehen von seinen Thronstreitigkeiten mit Sigismund der Kampf mit Polen um Livland und die Ostsee ihm stets als ernste Aufgabe gegolten haben. Daß aber hinter Sigismund dessen mächtige Verbündete als gleichzeitig zu bekämpfende Feinde standen, gibt diesem Kriege eine weitere Bedeutung. Mit dem ersten Dritttheil des 30jährigen Krieges zusammenfallend, scheint er, obwol noch wiederholt durch längere Waffenstillstände unterbrochen, bei oberflächlicher Betrachtung allerdings ein Hemmniß, ein Grund, daß G. A. nicht früher schon in die deutschen Verhältnisse entschieden eingreifen konnte, gewesen zu sein. Doch nicht allein, daß der König sich erst im polnischen Kriege sein Heer zum Bestehen der größeren und schwierigeren Aufgaben des deutschen Kriegs schuf. Nicht allein, daß er sich selber erst hier zum Meister einer neuen Kriegskunst bildete, die nöthige Selbstbeherrschung des Soldaten, wie den umsichtigen Blick und die Kühnheit des Feldherrn, der zugleich Politiker sein mußte, gewann. In seinen eigenen Augen war auch schon der Krieg gegen Polen ein Krieg zur Beeinträchtigung des Kaisers und der katholischen Liga; und es war sein dringender Wunsch, dem natürlichen Zusammenhange zwischen beiden Kriegen entsprechend ein planmäßiges strategisches Zusammenwirken mit den evangelischen Kämpfern Deutschlands herzustellen. Während er mit Kummer und Verdruß die durch ihre Fehler herbeigeführten Niederlagen bemerkte, trug er September 1621 durch die Eroberung Rigas einen höchst gewinnreichen Erfolg über die Polen in Livland davon. Zwei Jahre später, als er mit dem Süden auch schon den Norden Deutschlands in Gefahr sah und dazu polnische Intriguen in Pommern witterte, faßte er den Plan, den Kriegsschauplatz von Livland unmittelbar nach Polen zu verlegen, um die polnische Politik von Pommern abzulenken und durch Bedrohung der benachbarten kaiserlichen Erbländer den Kaiser und die Liga selbst soviel als möglich von Deutschland zu divertiren. Ja er sprach davon, „sedem belli aus Deutschland nach Polen bringen zu wollen" und rechnete, wiewol vergeblich, unter anderem darauf, daß Mansfeld und Fürst Christian der Jüngere von Braunschweig ihre Waffen ihm entgegentragen und sich mit ihm daselbst vereinigen würden.

Außerordentliche Wünsche, die noch kühner waren als Gustav Adolf's eigene Absichten, wurden August und September 1624 von zwei verschiedenen Seiten an ihn gerichtet. England und Kurbrandenburg, beide aus besonderen Gründen von einem ungewöhnlichen Eifer für die Rückeroberung der Pfalz und die Restitution der deutschen Angelegenheiten entflammt, schickten damals nach einander ihre Agenten an ihn in der Hoffnung, für die oberste Leitung des bisher von protestantischer Seite rath- und planlos geführten deutschen Krieges diesen als Feldherrn schon bewährten König persönlich zu gewinnen. Wenn da der englische Gesandte, Ritter Spens, ihn aufforderte, mit Unterstützung seines eigenen Königs und des Pfalzgrafen den Krieg direct nach Schlesien zu verpflanzen, so fand er G. A. hierzu wol bereit. Indeß noch immer fern von Polen, durfte derselbe nicht daran denken, den zweiten Schritt ohne den ersten zu thun; erst an die glückliche Durchführung des polnischen Kampfes konnte der in Schlesien sich anschließen. Wenn der kurbrandenburgische Agent, Chr. v. Bellin, ihm statt Polen Deutschland zum Kriegstheater empfahl und ihn sogar aufforderte, in den wiederzugewinnenden Landstrichen, am Rhein und Neckar den entscheidenden Schlag zu führen, so ging G. A. dem Anschein nach selbst hierauf bereitwillig ein. Aber er stellte Gegenforderungen, Bedingungen für seine Unterstützung, deren nächster Zweck offenbar war, Angesichts der großen Schwierigkeiten des ihm zugemutheten Unternehmens die Nothwendigkeit außerordentlicher gemeinsamer Opfer zu betonen, auf die Gefährlichkeit schlecht vorbereiteter Wagnisse und unzureichender Maßregeln mit ernster Warnung aufmerksam zu machen. Selber zu Opfern bereit, glaubte er für sich auch Opfer fordern zu müssen. Er verlangte zur Deckung seines Rückens, zur Sicherheit für seinen Ein- und Ausgang in Deutschland je einen Hafen in der Ost- und Nordsee, wobei an Wismar und Bremen gedacht wurde. England jedoch fand seine Forderungen insgemein zu hoch und gab — Anfang 1625 — dem weit gelindere Ansprüche erhebenden König Christian IV. von Dänemark den Vorzug in der Direction des deutschen Krieges. So trat, aus wesentlich anderen Beweggründen als die des Schwedenkönigs waren, der alte Feind und Rival desselben ohne zuverlässige Basis für sein kühnes Unternehmen in die große deutsche Action, der er sich in der Folge denn auch keineswegs gewachsen zeigte. Trotzdem drängte G. A. die gerechten Gefühle des Mißtrauens und des Unmuths im Hinblick auf das „gemeine Wesen" und den besonderen Nutzen, den immerhin auch ihm die Theilnahme Dänemarks am Kriege gegen Kaiser und Liga versprach, mit politischem Tact zurück. Er verhieß ihm wirksame Cooperation und indem er erwartete, daß Christian IV. längs der Weser ins Innere des Reiches oder längs der Elbe nach Böhmen vordringen werde, machte er jetzt den Plan, durch Polen nach Schlesien einzurücken, ganz zu seinem eigenen. Es sei sicherer, sagte er, daß dieser Krieg mit zwei Heeren geführt werde. Oberbefehlshaber des einen, fühlte er sich in der Absicht, der Liga und dem Kaiser von Polen aus in die Flanke zu fallen, als gleichberechtigt mit Christian und beanspruchte, indem er namentlich ein festes Bündniß mit den protestantischen Fürsten und Städten Norddeutschlands erstrebte, demnach auch gleichmäßige Geldhülfe von den Verbündeten, sowie Succurs an Kriegsvolk. Kein Friede sollte ohne seine Zustimmung mit dem Kaiser und der Liga geschlossen werden.

Noch freilich war die Zeit für derartige Ansprüche nicht reif; noch fand G. A. in Deutschland selbst am wenigsten Entgegenkommen und Verständniß. Deshalb vielleicht um so mehr vertiefte er sich noch einmal gerade 1625 völlig in seinen livländischen Krieg. Livland wurde vom Feinde im ganzen befreit, und so gewann G. A. zum mindesten eine bessere Grundlage für unmittelbare Angriffe auf Polen. Im Frühjahr 1626 wurde in der That der Krieg von der Düna

an die Weichsel versetzt — unter den maßgebenden Gründen finden wir wiederholt auch den angeführt, daß der König Deutschland näher kommen und bessere Gelegenheit zur Correspondenz mit den benachbarten Potentaten erlangen wollte. Freilich bedauerte er hier keine Rücksicht auf seinen Schwager, den Kurfürsten von Brandenburg als Herzog von Preußen nehmen, das auf seinem Wege zunächst gelegene herzogliche Preußen wegen seiner Abhängigkeit von der Krone Polen nicht schonen und umgehen zu können. Er landete im Juni bei Pillau, occupirte es und nannte es „ein Loch, durch das er weiter vorwärts müsse". Dann wandte er sich gegen die preußisch-polnischen Besitzungen und eroberte im Fluge eine Reihe der wichtigsten Städte. Er verjagte die Jesuiten aus Braunsberg, sorgte aller Orten für die nothleidende evangelische Kirche und erschien bereits im Lichte des Glaubenshortes. Die Unzufriedenheit der großentheils evangelisch gesinnten Preußen über den Religionsdruck der Papisten bezeichnete er als den wahren Grund der schnellen Fortschritte seines Heeres. Im folgenden Sommer (1627) gesichert und erweitert, standen dieselben gleichwol in keinem Verhältniß zu den großartigen Erfolgen, welche zur nämlichen Zeit die Waffen Tilly's und Wallenstein's über Christian IV. und dessen Mitkämpfer im nördlichen Deutschland, wie in den Erblanden des Kaisers gewannen. Der preußischen Verluste ungeachtet wurde durch diese Erfolge König Sigismund vielleicht mehr als je zum Ausharren im eigenen Kampfe und zur Behauptung seiner Ansprüche auf Schweden ermuthigt. Während G. A. doch nur in einem methodischen Feldzug, Paß für Paß erobernd, sich aus den Küstengegenden weiter landeinwärts begeben wollte, während er demnach mit seinen mäßigen Kräften noch fern von der schlesischen Grenze stand, gelang es den übermächtigen kaiserlich-ligistischen Waffen, den Dänenkönig seewärts mehr und mehr zurückzudrängen und zugleich auch die unzureichenden dänisch-deutschen Truppen, die sich in Schlesien befanden, derartig anzugreifen, daß sie eiligst das Weite suchen und widerstandslos die Ueberwältigung Schlesiens durch Wallenstein geschehen lassen mußten. Wiederholt hatte sich G. A. zu Anfang 1627, wie bereits im Laufe von 1626 erboten, den Dänen in Schlesien zur Hülfe zu kommen. Ursprünglich hatte er sich wol mit dem inzwischen vom Schauplatz abgetretenen Bethlen Gabor zu diesem Zweck zu vereinigen gewünscht. 10000 Mann aber hätte ihm König Christian senden sollen; dann würde er mit einer doppelt so starken Armee, seinen Versicherungen oder doch bestimmten Andeutungen nach, schon im Frühjahr 1627 im Stande gewesen sein, den Marsch durch Polen nach Schlesien auszuführen, um dem großen Krieg eine andere Wendung zu geben und Christian in Deutschland Erleichterung zu verschaffen. Wahrscheinlich also wäre, wenn dieser den Vorschlag Gustav Adolf's zur rechten Zeit angenommen hätte, das strategisch so bedeutende Schlesien gerettet und Wallenstein dergestalt beschäftigt worden, daß er an die folgende Ueberfluthung der deutsch-dänischen Küstenländer durch seine Heerschaaren kaum hätte denken können. Aber nicht blos, daß G. A. kein Entgegenkommen fand, um unmittelbar in den deutschen Krieg einzugreifen, sondern umgekehrt vermochte Wallenstein die Polen im preußischen Feldzug dieses Jahres auch schon durch ein kaiserliches Hülfscorps von einigen tausend Mann zu verstärken. Auf Seiten der Gegenpartei fand G. A. Macht, Einigkeit, Fleiß und Beharrlichkeit; auf Seiten der eigenen Unfleiß, Undankbarkeit und Unbeständigkeit, so lasse „Einer den Anderen verkommen zum Schaden und Verderben Aller". Bald warfen die Niederlagen und Verluste der Protestanten in Deutschland ihre dunklen Schatten über die Ostsee. Dinge bereiteten sich vor, die G. A. sein Eingreifen in den deutschen Krieg von einer anderen Seite als bisher nothwendig erscheinen ließen.

Die militärische Occupation Mecklenburgs und Pommerns durch Wallenstein kehrte ihre feindliche Spitze in Wirklichkeit sofort gegen Schweden. Wallen-

stein hatte mehr als eine bloße Ahnung davon, daß in G. A., der wie kein anderer Fürst auf evangelischer Seite die Angelegenheiten in ihrem universalen Zusammenhang auffaßte und darnach zu handeln stets bereit war, seinen weiteren Plänen, der Gründung einer habsburgischen Ostseemacht unter seinem eigenen Generalat der entschiedenste und streitbarste — ein unversöhnlicher Gegner erstehen müsse. Um G. A. von den kaiserlichen Erblanden abzuhalten, hatte er sich zum Bundesgenossen der Polen erklärt. Um seine maritimen Pläne und seine damit Hand in Hand gehenden persönlichen oder dynastischen Absichten auf Mecklenburg ungestört zur Ausführung zu bringen, würde er am liebsten die schwedische Flotte in ihren Häfen haben zerstören lassen. Schon gab er Befehle, die schwedischen Schiffe, wo man sie fände, in Brand zu setzen. Gleichwol hoffte er, so lange der König von Dänemark nicht vollkommen besiegt war, G. A. durch Unterhandlungen, durch chimärische Anerbietungen ködern zu können. Zum Schein ging G. A. auch darauf ein; aber niemals würde er einen Verrath an den allgemeinen Interessen begangen haben. Rückhaltlos theilte er Christian IV. die gegen Letzteren selbst gerichteten Anerbietungen mit; und bei der ersten Annäherung dieses in die größte Bedrängniß gerathenen Königs erklärte er sich bereit, zur Vertheidigung seines Reiches und nun vor allem auch der Ostsee gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen (October 1627). Ein enges Zusammengehen Schwedens und Dänemarks erschien ihm um so nothwendiger, als nach der Einnahme von Wismar, das alsbald zu einem spanisch-kaiserlichen Kriegshafen ersten Ranges, zu einem „neuen Dünkirchen“ umgeschaffen werden sollte, Wallenstein mit allen Mitteln den Besitz von Stralsund erstrebte. Neben Wismar wurde Stralsund als der eigentliche Schlüssel zur Ostsee von der deutschen Seite aus betrachtet; beide galten als „die rechten Plätze, worinnen royale Armadas formirt werden können“. Zunächst hielt Wallenstein die Unterwerfung von Stralsund jedenfalls für unerläßlich zur Beschließung und Besiegelung des dänischen Krieges. G. A. aber sah auch hier sofort weiter: „damit — äußerte er im Frühjahr 1628 — wäre Dänemark und der Sund verloren, und dann käme die Reihe an Schweden, wenngleich die Gefahr für einige Zeit noch abgewendet werden könnte“. Er faßte demnach die Erhaltung Stralsunds als eine Lebensfrage für sein Land auf. So eifrig er auch 1628 an die Fortsetzung seines preußischen Krieges mit beständiger Rücksicht auf den deutschen Krieg und auf den inneren Zusammenhang zwischen beiden ging, so beschloß er doch im Beginn des Sommers, der den Kaiserlichen muthigen Widerstand leistenden, aber immer ärger von ihnen bedrohten und belagerten Stadt von Preußen aus mit neun Regimentern schwedischer Mannschaft unmittelbar zum Entsatz zu kommen, sobald sie dessen bedürfen würde. Auf ihr Gesuch um Hülfe hatte er ihr bereits Kriegsmunition und eine kleinere Truppenabtheilung zugesandt. Eine neue Abtheilung war unterwegs, als aus Besorgniß vor G. A. und Angesichts einer größeren kriegerischen Bewegung des jetzt in der That mit ihm enger verbündeten auch die Stralsunder aufs wirksamste unterstützenden Dänenkönigs sich Wallenstein entschloß, die Belagerung aufzuheben. Während aber das Prestige desselben hierdurch einen nicht verwindbaren Schaden erlitt, hatte G. A. schon festen Fuß auf deutschem Boden gewonnen. Noch zur Zeit der Belagerung war ein, kurz nachher von ihm ratificirtes Bündniß mit der Stadt — das erste schwedische Bündniß in Deutschland — zum gemeinsamen Schutz der Ostsee und des Handels geschlossen worden. Factisch begab sich Stralsund dadurch in Schwedens dauernde Schirmherrschaft. Eine starke schwedische Besatzung sicherte diese Stadt fortan vor Wallenstein's und der Habsburger Gewalt. Vergeblich indeß hoffte der König, das Bündniß mit ihr auf die anderen Seestädte auszudehnen und durch ihre Vermittlung sich gleichsam zum Haupt und Patron der

Hansa aufschwingen zu können. Die Städte waren, von sonstigen Bedenken abgesehen, im allgemeinen allzusehr eingeschüchtert durch die Uebermacht, welche die Kaiserlichen zu Lande behaupteten. Und somit genügte der Besitz von Stralsund auch noch keineswegs, den Feind zu verhindern, daß er die Herrschaft über die See gewänne. Dazu mußte sich G. A. erst recht in Folge jener Besitzergreifung auf die äußerste Feindschaft des Kaisers gefaßt machen. Er selbst sprach es unumwunden aus, daß er bereits „durch dieses Stralsundische Wesen in den deutschen Krieg hineingerathen sei". Er hielt nun dessen Fortsetzung gleichfalls für unvermeidlich — auf welche Art er aber fortzusetzen, war die große Frage, die im Winter 1628—29 ihn, seinen ihm nahe befreundeten staatsklugen Reichskanzler Axel Oxenstjerna und seinen Reichsrath zu Stockholm beschäftigte. Da es noch wenig Aussicht für die Beilegung des polnischen Krieges gab, so ließ das neue Jahr zwei schwere Kriege auf einmal erwarten. Beide angriffsweise zu führen, schien aber für ein Reich wie Schweden unmöglich. Da entschied sich der König im Widerspruch mit Oxenstjerna, den Krieg in Preußen vor dem wichtigeren in Deutschland, der ihm auch ohne sein Zuthun von Jahr zu Jahr näher gekommen war, zurücktreten zu lassen, jenen fortan nur noch defensiv zur Behauptung seiner Eroberungen zu führen, diesen hingegen schon im nächsten Frühjahr — 1629 — offensiv und unmittelbar mit einer möglichst starken Armee zur Hand zu nehmen. Seine nächste Absicht war, den Kaiserlichen von der Landseite aus die Häfen zu entwinden, da dies von der durch sie stark befestigten Seeseite nicht thunlich schien. Er hoffte Wallenstein derartig zu beschäftigen, daß er ihn sowol von weiterem Vorgehen wider Dänemark und von der Ausführung kühnerer Pläne zur See, als auch aus Preußen von neuer Unterstützung der Polen abhalten werde. Zwar machte er sich vorläufig auf deutsche Hülfe, sowie auf die auswärtiger Mächte, Englands, Hollands etc. nur geringe Hoffnung. Doch wenn nur erst irgend ein Erfolg ihm zu Theil werden würde, so, meinte er, sei an der Hülfe nicht zu verzweifeln. Ihn schreckte nicht jene angebliche Uebermacht des Feindes. Je weiter derselbe sich ausgedehnt habe, um so mehr Garnisonen müsse er halten und seine Kräfte im Felde schwächen. Ohnehin ward damals Tilly, der ligistische Oberbefehlshaber, nach anderen Richtungen abgezogen. Der König hegte im ganzen die tröstende Ueberzeugung, daß des Feindes Sachen „sehr in fama" beständen; wenn er die Herrschaft über den Boden verlöre, würde es ihm schlimm ergehen. Eben Alles erwartete er vom ersten Erfolg, die unschlüssigen Hansestädte würden ermuthigt, die unterdrückten Gemüther in Deutschland, „die da heimlich nach Gelegenheit zur Erlösung seufzen", aufgeweckt werden, daß auch sie etwas unternehmen könnten. Aber nicht blos, daß ein Vorgefühl des Sieges ihn belebte; ihn beseelte auch ein Gottvertrauen, ja der Glaube an einen höheren Beruf, der ihm sein Vorhaben nicht anders als eine evangelische Mission erscheinen ließ. Von jeher hatte er neben oder nächst seinen politischen Interessen die großen religiösen gegenüber dem gemeinsamen Feind ausdrücklich betont, von jeher mit dem Willen ihnen zu dienen, sich als ein Streiter der „wahren Kirche Gottes" gefühlt. Sein stolzes Bewußtsein, daß „sein löbliches Königreich eine der stärksten Säulen der evangelischen Religionsverwandten sei", ließ es ihm jetzt um so dringender erscheinen, zur Rettung des gemeinen Wesens da persönlich einzugreifen, wo die Gefahr am größten war. Dennoch traten seinem Vorhaben Hindernisse entgegen, welche die Ausführung desselben noch um ein ganzes Jahr verzögerten.

Der König von Dänemark stand im Begriff, ohne Rücksicht auf die deutschen Bundesgenossen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Seit Anfang 1629 waren zu Lübeck die Friedensunterhandlungen eröffnet worden. Eine Zusammenkunft

Gustav Adolf's mit Christian in Schonen ließ keinen Zweifel mehr hinsichtlich der veränderten Gesinnung des Letzteren übrig. Und fast gleichzeitig ließ Wallenstein die schwedische Gesandtschaft zurückweisen, welche Gustav Adolf's eigene Friedensbedingungen dem Congreß zu Lübeck vorlegen sollte; er forderte nichts Geringeres, als die Herstellung Ober- und Niedersachsens, mithin auch der deutschen Nord- und Ostseeküste in den früheren Zustand. Jene beleidigende Zurückweisung sah er jetzt als einen weiteren Beweis der Feindschaft des Kaisers, als ein neues Motiv zum Kriege gegen diesen an. Aber eine noch treffendere Rechtfertigung für seinen folgenden Angriff meinte er vor der Welt zu erhalten, als Wallenstein ihm zuvorkommend, früh im J. 1629 volle 10000 Mann unter General Arnim und damit ein Hülfscorps an König Sigismund sandte, das an Zahl wie an Beschaffenheit dem zwei Jahre zuvor geleisteten Succurse weit überlegen war. Zunächst doch war, dem Plane Wallenstein's entsprechend, dieses Ereigniß ein zwingender Grund für G. A., von Deutschland fern zu bleiben und noch einmal in Person die Leitung des preußischen Krieges zu übernehmen. Noch einmal wurde er tief in denselben verwickelt und mußte seine ganzen Kräfte hier zusammennehmen. In nicht erwarteter Weise, stärker als je hatte sich ihm der Feind auf dem alten Kriegsschauplatz entgegengestellt. Allen Berechnungen Wallenstein's zum Trotz wurde gleichwol gerade diese kaiserliche Dazwischenkunft ein Hauptanlaß zur baldigen Beendigung des polnischen Krieges. Statt dankbar für sie zu sein, fürchteten die polnischen Magnaten aus einer engeren Verbindung zwischen ihrem König und dem Kaiser eine Beeinträchtigung ihrer Freiheit und dieser vorzubeugen, nöthigten sie Sigismund einen sechsjährigen Waffenstillstand mit Schweden auf, den berühmten Stillstand von Altmark bei Stuhm, welcher unter französischer und englischer Vermittlung am 16. Sept. 1629 zu Stande gebracht, bedeutende Vortheile, namentlich die gesammten livländischen und einen großen Theil der preußischen Eroberungen in Gustav Adolf's Händen ließ. Alles überwog jedoch der Vortheil, daß ihm nun endlich die Möglichkeit gegeben war, sich der deutschen Angelegenheiten mit dem größten Theil seiner Kräfte anzunehmen.

Gustav Adolf's fortgesetztes Mißtrauen gegen Sigismund, der ihn als König von Schweden im Grunde noch ebenso wenig als der Kaiser und der König von Spanien anerkannte, sein erneuertes Mißtrauen gegen Christian IV., der inzwischen — 6. Juni — den Frieden mit dem Kaiser wirklich abgeschlossen hatte, erlaubte ihm allerdings nicht, sich mit gesammter ungetheilter Macht von seinen Landen hinweg zu begeben. Dennoch stand sein Entschluß fest, wenn er auch die Frage, ob der deutsche Krieg offensiv oder defensiv fortzusetzen sei, noch einmal im October und November seinem Reichsrath zur Erwägung vorlegte. Er selber erörterte auf das sorgfältigste alle Gründe für und wider. „Der Stein ist auf uns gelegt — erklärte er — nicht durch unsere, sondern durch des Kaisers Schuld, darum, daß er uns so nahe auf den Hals gekommen ist; entweder müssen wir unterliegen oder den Stein von uns wälzen, entweder ihn in Calmar erwarten oder ihm in Stralsund begegnen". So überwand er schließlich die Bedenken der Uebrigen. Mächtiger als je war das Kaiserthum geworden; Ferdinand II. überragte schon Karl V.; die spanisch-österreichische Macht ward von den Spaniern mit der römischen verglichen. Deshalb auch rücksichtsloser als je schien sie nach allen Richtungen ihre kriegerischen Erfolge ausbeuten zu wollen. Auf Antrieb der ligistischen Kurfürsten hatte Ferdinand bereits im Frühjahr das Restitutionsedict erlassen, welches in Wahrheit die Axt an die Wurzel des deutschen Protestantismus, zumal des norddeutschen legte. Aber die ungeheuere Erbitterung und Gährung, die dadurch nun im ganzen Reich hervorgerufen ward, kam G. A. wiederum zu Gute. So sehr wuchs

sie an, daß nach Wallenstein's Bekenntniß „sie alle sagten, der Schwede solle nur kommen". Schon längst waren vornehme Protestanten aus allen Theilen Deutschlands, kleinere Fürsten, Grafen und Cavaliere als länder- und besitzlose Flüchtlinge vor G. A. erschienen, nicht allein, um in Schweden, das er durch ein Patent vom November 1627 zu einer Freistätte für die verfolgten Religionsgenossen eröffnet hatte, ein Asyl zu finden, sondern auch, um Dienste bei ihm zu nehmen oder ihn in seinen kriegerischen Absichten wider den Kaiser zu bestärken. Hauptsächlich war der von Reichswegen niemals anerkannte, im Lauf der Ereignisse verdrängte und verjagte Administrator des Erzstiftes Magdeburg, der Brandenburger Christian Wilhelm, 1629 in letzterem Sinne beim König, seinem nahen Verwandten, thätig — war doch Magdeburg als das bedeutsamste Opfer des Restitutionsedictes ausersehen worden. Mit der Hoffnung, welche Christian Wilhelm ihm machte, durch seine Rückkehr dorthin und durch eine großartige Waffenerhebung von der Stadt Magdeburg aus die Kräfte der Kaiserlichen zersplittern zu helfen, verknüpfte sich die Aussicht auf einen Aufstand in Mecklenburg zu Gunsten der abgesetzten und nun ebenfalls von G. A. ihre Herstellung erwartenden Herzoge. Nichts hat den König mehr erbittert, als das widerrechtliche Verfahren Wallenstein's und des Kaisers gegen diese, seine leiblichen Vettern.

Im scheinbar gefährlichsten Zeitpunkt, ging G. A. doch unter vielverheißenden Auspicien in den deutschen Krieg. Während Habsburg-Oesterreich sich im Zenith seiner Macht fühlte, war es durch seinen Uebermuth und seine drohende Haltung gegen die Freiheit Deutschlands wie Europa's auf allen Seiten schon in schwierige, weitaussehende Verwickelungen gerathen. Das ungestüme Spanien hatte den Kaiser in einen italienischen Krieg hineingezogen, der diesen mit dem Papst und Frankreich zugleich aufs nachhaltigste verfeindete und Frankreich alsbald den natürlichen Anlaß gab, mit allen seinen Gegnern in thatkräftige Verbindung zu treten, die deutsche wie die europäische Opposition hinfort rastlos zu schüren. Es schürte unter anderem das Mißvergnügen, welches selbst die dem Kaiser bisher so wirksam verbündeten, aber von reichsfürstlicher Eifersucht erfüllten ligistischen Fürsten in Deutschland über das maßlose Anwachsen der kaiserlichen Kriegsmacht unter Wallenstein, über dessen ausgesprochenen militärischen Despotismus empfanden. Während Wallenstein gegen Europa Front machen mußte, ward seine Stellung von der Mitte des katholischen Deutschlands aus unmittelbar bedroht. Wie hätte sich aber Frankreich die gleichzeitigen Bewegungen des Schwedenkönigs entgehen lassen können! Noch rüstete er, als es ihm Geldhülfe zum Kriege gegen den Kaiser anbot. Doch wollte sich der stolze König an Frankreich nicht verkaufen; er wollte, wie er sagte, sich nicht drei Tonnen Goldes wegen Bedingungen für seinen Krieg von dieser katholischen Macht vorschreiben lassen. Sehr bestimmt rechnete er in Folge der allgemeinen politischen Verwickelungen auf Theilung und Schwächung der katholischen Streitkräfte in Deutschland. Indeß noch keiner einzigen Allianz, weder einer deutschen, wenn wir von dem kleinen Stralsund absehen, noch einer auswärtigen versichert, mußte er stets von seinen ersten Erfolgen das Beste für die Zukunft erwarten. Zunächst auf sich allein angewiesen, mußte er — er war sich dessen wohl bewußt — die thätige Unterstützung Norddeutschlands, an welcher ihm vor allem lag, sich gleichsam erst erkämpfen. Mehr als kühn würde es aber gewesen sein, wenn er, wie noch heut insgemein angenommen wird, mit nur 15000 Mann sein großes Unternehmen begonnen hätte. Die Wahrheit ist, daß er bei seinem Aufbruch aus der Heimath auf nahezu 40000 Mann disponibler — zum großen Theil altbewährter — Feldsoldaten für den deutschen Krieg rechnen durfte, während er zum Schutz seiner eigenen Länder und seiner bisherigen Eroberungen

gegen zweideutige Nachbarn eine nur wenig geringere Truppenzahl zurückließ. Neben umfangreichen Aushebungen in jenen waren in den letzten Jahren fortgesetzte Werbungen in fremden Ländern einhergegangen. Man fragt, woher er die Mittel dazu genommen. Unter den vielen bemerkenswerthen Seiten seiner inneren Regententhätigkeit, auf welche näher einzugehen wir hier verzichten müssen, ist jedenfalls seine Finanzpolitik eine der hervorragendsten gewesen. Unter anderem hatten ihm gerade seine bisherigen Eroberungen neue ergiebige Mittel zur Aufbringung der nöthigen Kriegskosten liefern müssen. Mit seinen politischen und militärischen Gründen zur Beherrschung der Ostsee verbanden sich finanzielle. Ein neues Zollsystem war zur Besteuerung des Handels in den livländischen und preußischen Häfen eingeführt worden. Die preußischen Seezölle fielen da in erster Linie ins Gewicht. Freilich reichten auch sie zur Vollendung so großartiger Rüstungen kaum aus. Mit einer überaus schwachen Kriegscasse mußte der König seinen deutschen Feldzug antreten. Stets neuer Zuflüsse aus Schweden und den Ostseeprovinzen bedürftig, rechnete er aber vornehmlich auch nach dieser Richtung hin auf die zukünftige Hülfe der Deutschen. Sie sollten „mit ihrem eigenen Gelde und dem Blute ihrer eigenen Söhne ihre Befreiung bezahlen“. Ganz aus seinen Mitteln trug G. A. eben nur die Kosten des Debuts.

Er ließ sich nicht täuschen und zurückhalten durch Scheinverhandlungen, welche gewissermaßen noch in der zwölften Stunde unter dänischer Vermittelung zu Danzig mit einem kaiserlichen Abgesandten eingeleitet wurden — oder werden sollten. Er traf ohne Zaudern seine letzten Anordnungen und nahm im Mai 1630 ergreifenden Abschied von seinen zu Stockholm versammelten Reichsständen, sowie von Gemahlin und Kind. Gerade zehn Jahre zuvor hatte er während einer längeren Waffenruhe um jene, des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg Schwester, die schöne Maria Eleonora, in Berlin persönlich geworben und seine Reise von dort, in vollem Incognito, bis nach der Pfalz und dem Elsaß ausgedehnt. Da hatte er unterwegs schon die Gelegenheit gehabt, katholische Prälatenwirthschaft kennen zu lernen, und sich unwillig drohend über sie ausgesprochen. Daß er jedoch als gebietender Kriegsherr in so weit entlegene Regionen einst zurückkehren werde, hatte er damals, hat er auch jetzt schwerlich gedacht. Zunächst bot das nördliche Deutschland, welches er mit seinen strategischen Blicken umfaßte, der Aufgaben und der Mühen genug dar. Leichter, als er selbst erwartete, ging allerdings nach einer durch widrigen Wind um mehrere Wochen verzögerten Ueberfahrt von der schwedischen nach der pommerschen Küste seine erste Festsetzung an dieser von Statten. Schon während der Ueberfahrt empfing er die Nachricht, daß Rügen durch die Seinigen von Stralsund aus eingenommen worden sei. Durch keinen Feind gehindert, landete er, 13000 Mann mit sich führend, am 26. Juni bei Peenemünde. Im Lauf der nächstfolgenden Zeit zog er besonders aus Preußen, das nun seinen eigentlichen Waffenplatz, sein vornehmstes Kriegsmagazin bildete, mehr und mehr Truppen an sich. Wenn der Zuzug von dort auch langsamer geschah, als er wünschte, hatte er doch schon am 1. August, also fünf Wochen nach seiner Landung, von jenen 40000 Mann nahezu 26000 auf deutschem Boden zu unmittelbarer Verfügung. Mühelos konnte er sich inzwischen bereits der Odermündungen sowie des eigentlichen Schlüssels zur Oder, der pommerschen Hauptstadt bemächtigen; und um so mehr eilte er — noch vor Mitte Juli — Stettin zu überrumpeln, als er den Kaiserlichen, die es allein vor allen pommerschen Städten nicht besetzt hatten, hier zuvorkommen mußte. Die Besetzung Stettins erfolgte auf Grund eines schnell erzwungenen Tractates mit dem (letzten) Pommernherzog Bogislaw XIV., der, so ungern er auch als friedliebender Reichsfürst das Erscheinen der ausländischen Eindringlinge sah, ohnmächtig zwischen ihnen und den kaiserlichen „Landver-

derbern“ sich nach geringem Sträuben fügte, d. h. sich und sein Land officiell in die Gewalt des Schwedenkönigs gab. Mit Stettin aber gewann dieser, wie er sagte, das rechte Fundament für seine pommersche Expedition. Ein Ort nach dem anderen ergab sich darauf seinen immer wuchtiger vorgehenden Kriegern. Als Wallensteins Unterfeldherr befehligte der Italiener Conti die kaiserlichen Truppen in Pommern, die kaum 17000 Mann stark, durch die bisherige räubermäßige Kriegführung äußerst demoralisirt, ja dadurch selber schon in Noth und Elend gerathen waren. Von vornherein sah Conti sich außer Stande, das Land gegen so beherzte und eifrige Feinde wie die Schweden zu vertheidigen und zog sich, da sein vorwiegend durch den italienischen Krieg abgelenkter Chef ihm keinen Mann zum Beistand schicken konnte, nach der von ihm nicht gehinderten Occupation der Hauptstadt in ein verschanztes Lager an der Oder bei Garz und Greifenhagen, nahe der märkischen Grenze zurück. Noch ungünstiger gestalteten sich indeß die Dinge für ihn und die kaiserlichen Waffen im allgemeinen, als kurz darauf Wallensteins Entlassung und eine weitgehende Reduction seiner Heerschaaren erfolgte. Auf dem gleichzeitig mit Gustav Adolf's Landung eröffneten Kurfürstentage zu Regensburg hatte die Liga diese folgenschweren Maßregeln drohend vom Kaiser gefordert. Den schwedischen Einfall, den zwar auch sie mit Widerwillen sah, in seinen Consequenzen aber noch weit unterschätzte, benutzte sie in Regensburg sogar, um eine größere Pression auf Ferdinand II. auszuüben. Von Gefahren umringt, blieb dem Kaiser nichts übrig, als ihrem zwiefachen Drängen nachzugeben. Die nunmehr stark verminderte kaiserliche Armee hatte ihr imponirendes Haupt und sozusagen ihre Seele verloren. Der Zustand von Lauheit und Auflösung, in den sie unmittelbar darauf verfiel, machte sich gerade in Pommern und Mecklenburg am meisten bemerkbar.

Während aber in Regensburg nichts geschah, um die erbitterten deutschen Protestanten zu beschwichtigen, während dort vielmehr am Restitutionsedict in schroffster Weise festgehalten wurde, gewann G. A. eine neue und vielverheißende Bundesgenossin in jener strategisch und politisch, kirchlich und moralisch gleich wichtigen Stadt Magdeburg. Wenn auch selber nur durch eine gewagte zweideutige Ueberrumpelung hatte Christian Wilhelm, der frühere Administrator, vom Könige mehr oder weniger dazu ermuthigt, sich in diesem von der katholischen Restauration hart bedrängten Bollwerk des Lutherthums festgesetzt, die Einwohner durch kühne Versprechungen zum Eingehen eines Bündnisses mit den Schweden vermocht und sogleich — im August — die Fahne des Aufstandes erhoben. Die anfänglichen Erfolge des an sich unfähigen Fürsten über die im Magdeburgischen ziemlich schwachen kaiserlichen Truppen konnten sogar den umsichtigen und scharfblickenden König täuschen; er ließ sich durch sie um so mehr täuschen, als dieser erste populäre Aufstand, den sein Erscheinen in Deutschland veranlaßt hatte, ihm eine großartige Perspective erschloß. Auch hier aber betonte er neben den übrigen Gesichtspunkten alsbald den religiösen: eine gewaltige Thür sei ihm geöffnet worden, durch die Verbindung mit Magdeburg viele unterdrückte Christen zu erledigen. Nur zu spät übernahm sein braver Hofmarschall Falkenberg die militärische Leitung dieses in Wahrheit leichtfertig überstürzten und die Kaiserlichen bald wieder in größerer Menge herbeiziehenden Aufstandes. Er selbst, der König betrachtete es aber noch während des Feldzugs in Pommern als eine seiner Hauptaufgaben, bessere Fühlung mit den Magdeburgern zu gewinnen, längs der Oder oder längs der Elbe sich ihnen soviel als möglich zu nähern und zu ihrem Entsatz, zur Vereinigung mit ihnen Alles vorzubereiten. Diese Absicht stand ihm obenan, als er im Herbst den Feind aus seiner festen Stellung bei Garz und damit beinahe ganz aus Pommern zu vertreiben beschloß. Durch weitere Zuzüge aus Preußen bedeutend

verstärkt, rüstete er sich zur ersten ernstlichen Schlacht. Jedoch halt- und hoffnungslos, durch Frost und Hunger furchtbar decimirt, leisteten die Truppen Schaumburgs, des unglücklichen Nachfolgers von Conti, gegen die in den Weihnachtstagen zunächst auf Greifenhagen anstürmenden Schweden blos geringen Widerstand. Ihre schnelle Flucht zog den Fall von Garz und ihrer ganzen dortigen Position sofort nach sich. Noch vor Ablauf des Jahres stand G. A. in der Neumark und hoffte, nicht weniger mühelos auch die mittlere Oder vom Feinde reinigen und so zum Entsatz von Magdeburg eine sichere Basis gewinnen zu können. Als Ursache, daß ihm dies nicht gelang, hat er damals und später die unerwartete Verweigerung des Passes von Küstrin von Seiten Kurbrandenburgs geltend gemacht: mitten in seinem Siegeslauf sei er aufgehalten, dagegen den aus Pommern in größter Verwirrung fliehenden Feinden, während er sie verfolgte, die Gelegenheit zum Entweichen gewährt worden. Gleichviel, inwiefern dieser Vorwurf gerecht oder übertrieben ist, Schaumburg gewann Zeit und Gelegenheit die Trümmerreste der ehemaligen kaiserlichen Feldarmee von Pommern in Frankfurt und Landsberg a./W. zu sammeln und Verstärkungen zur Vertheidigung der mittleren Oder, welche die Sicherung Schlesiens bedingte, abzuwarten. In drohender Nähe blieb G. A. zu Bärwalde Januar 1631 stehen, er selbst damals durch allerlei „Incommoditäten", durch Geldmangel, durch Winterwetter und Grundlosigkeit der Wege hart betroffen und an umgehenden Fortschritten behindert. Dem ersteren besser abzuhelfen, bot sich die Assistenz Frankreichs noch einmal dar, und Dank den fortgesetzten Bemühungen des französischen Unterhändlers Charnacé diesmal mit Erfolg. Frankreich schloß durch ihn noch in Bärwalde — 13. Januar — einen Subsidientractat mit G. A. ab. Dadurch zur Anerkennung gegenseitiger Neutralität zwischen sich und der Liga verpflichtet, hielt G. A. diese ihm sehr widerwärtige Verpflichtung dennoch vom ersten Augenblick für hinfällig, weil in der Person Tilly's, des alten ligistischen und seit Kurzem auch des kaiserlichen Oberbefehlshabers, des erklärten Nachfolgers von Wallenstein, sich unzertrennbar ligistische und kaiserliche Interessen vereinigten. Tilly's damaliger Anmarsch gegen ihn direct hatte aber zur Folge, daß er seine Absicht, längs der Oder und dann westwärts ins Innere des Reiches einzudringen, vorläufig aufgeben mußte, daß er seinen ursprünglichen Plan, vor Allem „die Seekante zu reinigen", wieder aufnahm. Der Succurs für Magdeburg, obwol nie aus den Augen verloren, trat zurück vor der Eroberung Mecklenburgs, die er sich nun mit voller Energie zu seiner nächsten Aufgabe machte.

Trotz eisiger Winterkälte war G. A. im Februar ungemein thätig in Vorpommern und Mecklenburg. Die Grenzplätze daselbst fielen im Nu. Bald indeß änderten sich die Dinge von neuem, als Tilly, dem er an der Oder ausgewichen, ihn in Mecklenburg aufsuchte. Anfang März wandte sich Letzterer mit vereinigten kaiserlich-ligistischen Streitkräften, so viel er ihrer mit sich führen konnte, gegen Neubrandenburg, einen der ebenbezeichneten Oerter in der Erwartung, den Schwedenkönig zur Entscheidungsschlacht herbeizuziehen. Dieser jedoch wagte seinem Kriegsglück nicht blind zu vertrauen. Er hatte zahlreiche Besatzungen in den bisher eroberten Städten zurücklassen, sich also selbst im Felde bedeutend schwächen müssen. Indem er Tilly's Stärke ohnehin überschätzte, zog er vor, Neubrandenburg durch eine Diversion zu retten und als es gleichwol nach heldenmüthigem Widerstande fiel, beschloß er, durch Einnahme einer Stellung an der Oder, die Landsberg und Frankfurt mehr als früher bedrohte, Tilly aus Mecklenburg abzuziehen. Er kehrte daher in die Nähe von Bärwalde zurück, verschanzte sich mit seiner Hauptmacht bei Schwedt und rüstete sich — Ende März — zu neuen Angriffsbewegungen gegen Oder und Warthe,

sowie zur Vertheidigung gegen Tilly. Allein des Hin- und Herziehens überdrüssig, in der festen Ueberzeugung, daß G. A. ihm auch ferner consequent ausweichen und ihn nur durch lange Märsche ermüden und verderben wolle, ergriff Tilly mit einem Male die Initiative, die bisher bei jenem gewesen war, indem er, Mecklenburg verlassend, sich mit ganzer Wucht auf das bis dahin immer noch mit unzureichenden Kräften von Pappenheim eingeschlossene Magdeburg warf. Vergeblich hoffte G. A., der hingegen über Frankfurt und Landsberg herfiel, Tilly noch einmal nach sich zu ziehen. Er eroberte diese Plätze (3. und 16. April), vermochte jedoch nicht das ungleich bedeutendere Magdeburg von der Uebermacht der katholischen Streitkräfte zu befreien. Ein Convent evangelischer Stände, der in Opposition gegen das Restitutionsedict seit Februar in Leipzig getagt, war bereits auseinandergegangen. Thatsächlich auf G. A. sich lehnend, hatte derselbe einige gute, obschon an sich unzureichende Resolutionen zur Abwehr der katholischen Restaurationspolitik gefaßt. Aber die ihm angetragene Verbindung mit G. A. war namentlich durch das officielle Haupt dieser Stände, den engherzigen und kurzsichtigen Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, dem der unfruchtbare Gedanke einer dritten Partei, einer bewaffneten Neutralität vorschwebte, hintertrieben worden. Umsonst rechnete mit G. A. Magdeburg auf die Hülfe seiner deutschen Glaubensgenossen. Um so dringender aber war es geboten, daß er nun von der Oder herbeieilte und mit Beiseitesetzung jedes anderen Planes Alles versuchte, um Magdeburg für sich und die Kirche zu retten. Auf dem Wege durch die Mark, durch Berlin erzwang er Anfang Mai vom Kurfürsten Georg Wilhelm die Einräumung der beiden Festungen Küstrin und Spandau, die zu besitzen er in diesem Zeitpunkt für unbedingt nothwendig hielt, weil er Magdeburgs wegen von seiner bisherigen Operationsbasis sich weit entfernend, ein paar so wichtige Päße nicht meinte hinter seinem Rücken in anderen Händen lassen zu dürfen. Zwischen den beiden Schwägern bestand nichts weniger als Freundschaft. Aeltere Mißverständnisse waren wachgerufen durch die Kriege in Preußen und Pommern, wo der von höheren militärisch-politischen Interessen geleitete König keine Rücksicht auf die besonderen Rechte und Ansprüche des längst zwischen den großen Parteien steuerlos hin- und herschwankenden Brandenburgers genommen hatte. Durch die Occupation von Küstrin und Spandau wollte sich G. A. ohne Zweifel ebenso gegen die aus Frankfurt nach Schlesien geflüchteten Kaiserlichen wie gegen Georg Wilhelm selber decken. Allerdings sah er sich hiermit genöthigt, seine Feldarmee noch schwächer zu machen, als sie es damals nach den ungemeinen Strapazen eines rastlosen Winterfeldzugs an sich war. Da er kaum noch 16000 Mann dem fast doppelt so starken Heere Tilly's entgegenzuführen hatte, nahm er jetzt doch entschieden den Beistand des anderen Kurfürsten, die unmittelbare Cooperation des kursächsischen Heeres mit dem seinigen für die Entsetzung Magdeburgs in Anspruch. Beide hätten sich zu diesem Zweck bei Wittenberg oder Dessau mit einander vereinigen sollen. Johann Georg war hierzu indeß nicht zu bewegen. Vom Kaiser verhältnißmäßig mehr als irgend ein anderer protestantischer Reichsfürst bis dahin in berechnender Weise geschont, hegte er gleich Georg Wilhelm, dem solche Schonung freilich nie zu Theil geworden war, reichspatriotische Bedenken gegen eine Theilnahme an dem schwedischen Krieg. Ueberdies aber war ihm wegen seiner besonderen dynastischen Interessen am Erzstift Magdeburg der Aufstand der Stadt von Anfang an zuwider gewesen. Jetzt ließ er sich auch nicht durch das Versprechen des Königs, diesen Interessen völlige Genugthuung leisten zu wollen, zum Aufgeben seiner unfreundlich-passiven Haltung gegen Magdeburg bestimmen. Dasselbe ging verloren, während G. A. in Potsdam noch auf einen günstigen Entschluß Johann

Georgs mit peinlicher Ungeduld wartete. Durch Deutschland und Europa flog die Schreckenskunde von der am 10. Mai erfolgten Eroberung und Zerstörung der uralten, festen, volkreichen Hansestadt Magdeburg, der einzigen neben Stralsund, die kriegerischen Muth wider die gemeinsamen Feinde bewiesen hatte.

Auf den ersten Blick schien die moralische und militärische Stellung des Königs, der seine Bundesgenossin nicht hatte retten können, eine außerordentlich kritische geworden zu sein. Der directen Angriffe des siegreichen Tilly gewärtig, ging er zunächst nach Spandau zurück in der Absicht, die Position, die er zwischen Havel und Oder einnahm, so vertheidigungsfähig zu machen, wie es in der Eile möglich war. Und da Georg Wilhelm unter den Umständen nichts so sehr fürchtete, als einen Besuch von Magdeburgs furchtbaren Zwingherren in seiner Hauptstadt, so fand auch er, trotz des Widerwillens, womit er seinem königlichen Schwager sich eben erst gefügt hatte, für seine eigene Selbsterhaltung unvermeidlich, daß dieser jetzt als sein Beschützer die erwähnte Position mit Spandau und Küstrin bis auf Weiteres behaupte. G. A. befestigte sich nun zwischen beiden Orten von Tag zu Tag mehr gegen den Feind. Doch er wußte noch nicht, daß Tilly durch die totale Zerstörung Magdeburgs weit empfindlicher als er selber getroffen, wieder nach einer anderen Richtung abgezogen ward. Auf Tilly als den Eroberer ist das Odium jenes furchtbaren Ereignisses gefallen, welches gleichwol durch andere Urheber und Ursachen, in erster Linie ohne Zweifel durch einen eigenwilligen Entschluß des schwedischen Commandanten von Magdeburg, des todesmuthigen Falkenberg, herbeigeführt worden war und das, wie jetzt allgemein anerkannt ist, den Wünschen und Interessen Tilly's in jeder Hinsicht zuwiderlief. Im Moment der Eroberung hatte Letzterer die Festung und damit nicht blos eine äußerst wichtige Basis für fernere Operationen in Norddeutschland, sondern auch ein reiches, noch bis zum Ende der Belagerung wohlgefülltes Proviantmagazin durch das verheerende Feuer verloren. Er konnte demnach seine starke Armee in dem ringsum verödeten und ausgesogenen Lande nicht länger unterhalten. Er konnte sie, da sie dem Hunger preisgegeben war, nicht zu einer neuen schwierigen Unternehmung gegen die Wälle von Spandau, gegen Gustav Adolfs „Schlupfwinkel", wie Pappenheim sagte, marschiren lassen. Vielmehr mußte er sie, indem er nur eine ganz geringe Besatzung zur Wahrung des Magdeburgischen Elbpasses zurückzulassen vermochte, zu ihrer unumgänglichen Erholung und Erfrischung nach weniger ausgezehrten Gegenden abführen. Wenn er dabei an Thüringen und Hessen dachte, so kam es ihm doch zugleich darauf an, die von dort nach dem katholischen Süden führenden Pässe, welche die beherzten und ergrimmten Fürsten dieser Länder ihm soeben zu sperren suchten, mit Waffengewalt offen zu halten. Seine mit der Zerstörung Magdeburgs thatsächlich eingetretene Isolirung im Norden ließ das um so nothwendiger erscheinen. Wie er selbst aber voraussah, ohne es verhindern zu können, machte sich G. A. die Schwierigkeiten seiner Lage sofort nach seiner Entfernung in umsichtigster Weise zu Nutze. Erst jetzt gelang es dem König, sich in Norddeutschland recht festzusetzen und seine Stellungen nach allen Richtungen hin zu erweitern. Der Kurfürst von Brandenburg war nunmehr ganz in seinen Händen und mußte (11. Juni) einen Vertrag unterzeichnen, wodurch den Schweden namentlich die Festung Spandau für die ganze Dauer des Krieges überlassen wurde und wonach zu ihrem Unterhalt beträchtliche Contributionen von Land und Ständen monatlich geliefert werden sollten. Gleichzeitig wurde die Eroberung von Pommern durch die Einnahme Greifswalds vollendet. Von allen pommerschen Plätzen hatten die Kaiserlichen diesen allein noch gehalten; nun, da keine Aussicht auf Tilly's Succurs mehr war, mußten sie auch ihn übergeben. Der Fall von Greifswald war aber das eigentliche Signal zu ihrer Vertreibung

aus Mecklenburg, welches, bezeichnend genug für die Situation, alsbald nach dem Falle Magdeburgs von Pappenheim so gut wie aufgegeben worden war. Mit Ausnahme von Rostock, Dömitz und Wismar, die erst nach längerer Belagerung fielen, wurde denn auch Mecklenburg bereits in den nächsten Wochen erobert. Die beiden von Wallenstein vertriebenen Herzoge kehrten, der Aufforderung des Königs entsprechend, an der Spitze einer kleinen Kriegsschaar, die sich mit jedem Schritt vergrößerte, im Juli heim, um selbst an dieser Eroberung theilzunehmen. Inzwischen aber war G. A. schon ins Erzstift Magdeburg eingefallen und, obwol er dort nur etwa 7000 Mann anführte, ungehindert von Pappenheim, dem neuen Commandanten Magdeburgs, bis Tangermünde vorgerückt. Er gewann mit Tangermünde den ersten Posten auf dem linken Elbufer. Seine Blicke maßen von hier aus den Weg nach Lüneburg und weiter an die Weser nach Bremen. Durch frische Truppenzuzüge verstärkt, errichtete er in der Mitte zwischen Lüneburg, Mecklenburg und Magdeburg, bei Werben, wo die Havel in die Elbe fließt, ein verschanztes Lager, von welchem er nach jeder Seite ausfallen und in dem er jeden Angriff erwarten konnte. Seinen Groll gegen den Kurfürsten von Sachsen bei Seite setzend, forderte er diesen von neuem auf, sich mit ihm zur „Restitution" des Erzstiftes zu vereinigen, weil dazu jetzt die beste Gelegenheit sich biete; noch ein Mal versprach er, die sächsischen Hausinteressen hierbei vor allem in Acht nehmen zu wollen. Pappenheim aber empfand dem Könige gegenüber seine ganze Ohnmacht und rief Tilly um Hülfe an.

Nach erfolgter Pacification von Thüringen, das nun zum Unterhalt der katholischen Armee in hohem Grade beisteuern mußte, hatte Tilly das zu hartnäckigerem Widerstand entschlossene Hessen angegriffen, als er die schlimme Botschaft von Magdeburg empfing. Unerträglich war ihm vor allem der Gedanke, daß die vor Kurzem zurückgewonnenen norddeutschen Stifter an die Schweden verloren gehen sollten; und so entschied er sich jetzt, der bisherigen Schwierigkeiten ungeachtet, für die nochmalige Umkehr nach Magdeburg. Neben dem Erfolg über Thüringen ermuthigte ihn der Umstand, daß nach dem perfect gewordenen italienischen Friedensschluß ihm eine ansehnliche Verstärkung für den Krieg in Deutschland, zumal für die Einschüchterung des protestantischen Oberdeutschlands zur Verfügung gestellt wurde. Als Tilly mit dem Gros seiner Armee aufs neue nach der Elbe aufbrach, forderte er vom Grafen Fürstenberg, der an der Spitze des aus Italien zurückgekehrten kaiserlichen Heeres bereits die evangelischen Stände von Schwaben und Franken zur Entwaffnung und Unterwerfung gezwungen hatte, daß er nun ihn selbst ablösend die gleiche Aufgabe in Hessen übernehme. Der Deckung seines Rückens demnach einigermaßen versichert, konnte Tilly indeß G. A. jetzt so wenig wie früher beikommen. Nutzlos waren die Bewegungen, die er nach seiner Wiedervereinigung mit Pappenheim Ende Juli gegen das Lager von Werben richtete. G. A. wollte auch diesmal die Entscheidungsschlacht, zu welcher Tilly sich anbot, so lange vermeiden, bis er auf unbedingten Erfolg rechnen durfte. Weitere Verstärkungen erwartend, schien er, von einigen kleineren Ausfällen und Scharmützeln abgesehen, fast unthätig hinter seinen Schanzen zu liegen. Doch über Tilly's Haupt hinweg schloß er am 12. August ein längst vorbereitetes Schutz- und Trutzbündniß mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel ab, der, gleich seinem nächsten Gesinnungs- und Parteigenossen Herzog Bernhard von Weimar, ihn damals persönlich in Werben aufsuchte. Eine noch größere Genugthuung wurde G. A. zu Theil, da ihm der Kurfürst von Sachsen einen außerordentlichen Schritt entgegenkam. Erst seit der Eroberung Magdeburgs waren demselben die Augen aufgegangen. Tilly's Einfall in Thüringen hatte er als Oberst des obersächsischen Kreises wie eine

persönliche Beleidigung aufgenommen. Fürstenberg's Einfall in Schwaben, namentlich dessen hartes Vorgehen wider Würtemberg hatte ihn mit der Besorgniß erfüllt, daß, wie es sich dort und überall in den protestantischen Territorien in erster Reihe um die Vereitelung der auf dem Leipziger Convent beschlossenen Werbungen handelte, so in der Folge auch er von Tilly oder Fürstenberg zur Entwaffnung gezwungen werden sollte. Sein Feldmarschall Arnim, dieser ehemalige Officier Wallensteins, drängte ihn dagegen zu eifrigster Fortsetzung seiner Rüstungen, ja in der That zu offenem Anschluß an den Schwedenkönig. Indem Tilly sich auf diesen gefaßt machte, meinte er Fürstenberg unmittelbar an sich ziehen, sich mit ihm zwischen G. A. und Johann Georg werfen zu müssen. Kaum jedoch hatte der Kurfürst durch aufgefangene Briefe Tilly's selber Nachricht von dem beschlossenen Anmarsch Fürstenberg's erhalten, als er, von Furcht und Zorn übermannt, sich gegen G. A. erbot, Fürstenberg's Vereinigung mit Tilly verhindern zu wollen, im Fall G. A. sich stark genug fühle, Tilly zurückzuhalten. Der Stein war im Rollen. Während Tilly seine Maßregeln traf, um sich von Fürstenberg nicht abschneiden zu lassen, aber noch bevor er zu feindlichen Angriffen gegen Kursachsen überging, war die so lange vergeblich erwartete Verbindung zwischen dem König und dem Kurfürsten bereits beschlossene Sache. Mit beiden Händen griff G. A. zu, und Tilly eilte seinerseits nicht weniger. Noch vermochte Letzterer seine Vereinigung mit Fürstenberg Ende August bei Eisleben ungehindert zu vollziehen. Anfang September wurde der Vergleich zwischen G. A. und Johann Georg besiegelt; am 5. feierten dieselben ihre erste persönliche Zusammenkunft und die Vereinigung ihrer Heere zu Düben an der Mulde; und schon zwei Tage später ward in der Ebene nördlich von Leipzig die große Entscheidungsschlacht geschlagen, welche Tilly's Nimbus, unbesiegbar zu sein, vernichtete und zugleich mit dem Krieg den kirchlich-politischen Verhältnissen Deutschlands eine ganz neue Wendung gab. Etwa 40000 Mann schwedisch-sächsische Truppen oder vielmehr, da die noch zu wenig geübten Sachsen sich eigentlich nur durch ihre schnelle Flucht bemerkbar machten, ungefähr 23000 des Königs rangen in furchtbarem Kampfe gegen nahezu 30000 Mann kaiserlich-ligistische Truppen. Die neue Taktik, als deren Begründer er in der Geschichte der Kriegskunst erscheint, triumphirte über die von Tilly beibehaltene der spanischen Schule. Die vornehmste Bedeutung dieses schwedischen Sieges liegt aber darin, daß er das Grab des Restitutionsedictes geworden ist. Aller Orten jauchzten die Protestanten sofort dem königlichen Sieger entgegen, dessen nächstes Losungswort: „Herstellung unserer bedrängten Glaubensgenossen!" hieß. Seinen Sieg zu verfolgen und für alle Zukunft wirksam zu machen, beschloß er ins Herz der Feinde zu dringen.

Zwei Wege boten sich ihm dar: der eine südostwärts in die kaiserlichen Erblande, der andere südwestwärts in die ligistischen Reichsländer. Wenn er den letzteren vorzog, so geschah es einfach deshalb, weil er in dieser Richtung die schwierigeren Aufgaben, die größeren Gefahren, die es zu bekämpfen galt, sah. Wie an der Befreiung der Protestanten in Süddeutschland, an Rettung der großen Reichsstädte Nürnberg, Ulm, Augsburg, Straßburg, an Herstellung namentlich auch der pfälzischen Kur kirchlich und politisch mehr gelegen war, als an der Restitution der böhmisch-mährischen Protestanten, so erschien die mit Wallenstein's Verdrängung über den Kaiser selbst siegreich gewesene Liga immer noch als der stärkere Feind. G. A. wollte Tilly so viel als möglich daran hindern, daß er nach Vernichtung seiner Veteranen bei Leipzig wiederum größere Kräfte in Oberdeutschland sammle. Doch ward die andere Richtung darum nicht außer Acht gelassen; er übertrug die leichter und minder bedeutsam scheinende Aufgabe, den Krieg gegen Böhmen zu richten, dem Kurfürsten von Sachsen,

dessen Bundestreue durch seine Freude über den glänzenden Sieg wohlbefestigt schien. Er selber drang dann durch Thüringen, wo er ursprünglich Winterquartiere hatte beziehen wollen, noch vor Ablauf des Jahres über den Main bis an den Rhein vor. Er zog, wie man sagte, die eigentliche Pfaffengasse einher. Aus der einen Eroberung ergab sich da gleichsam die andere mit Nothwendigkeit. Ende September fiel das kurmainzische Erfurt widerstandslos in seine Gewalt; Anfang October bereits auch Würzburg; die hoch am anderen Ufer des Main gelegene Veste Marienberg wurde schnell erstürmt. Das reiche Stiftsland bot Gelegenheit zu außerordentlicher Beute, und allerdings zeigte sich der König nicht abgeneigt, für das bisherige Verfahren der Katholischen in evangelischen Ländern hier namentlich an der Geistlichkeit Repressalien zu nehmen. Da der Fürstbischof von Würzburg im Voraus entflohen war, hielt er sich für um so mehr berechtigt, eine neue Regierung einzusetzen. Ja schon sprach er von „seinem Herzogthum Franken", ließ sich von Ständen und Unterthanen huldigen und verhieß ihnen dagegen Schutz und Gerechtigkeit. Mitte November zog er in Hanau ein, zwei Tage später in Frankfurt und in Höchst, wo die kaiserliche Besatzung sich ihm sofort ergab. Schon traf er daselbst ernstliche Vorbereitungen zum Angriff auf Mainz, schon erreichte seine Vorhut den Rhein, als ihm eine beunruhigende Nachricht über Tilly zukam, wodurch die Fortsetzung seiner Siegeslaufbahn plötzlich in Frage gestellt wurde. Nach der letzten großen Katastrophe war der feindliche Feldherr mit den nothdürftig gesammelten Trümmern seiner Armee auf die Weser zurückgegangen, sodann am Landgrafen Wilhelm Rache zu üben in Hessen eingefallen, darauf zu spät zum Entsatz von Würzburg aufgebrochen. Immerhin hatte er schon auf diesen verschiedenen Märschen numerisch beträchtliche Verstärkungen an sich gezogen; qualitativ weit entfernt, ihm Ersatz für die bei Leipzig erlittenen Verluste zu geben, schienen sie doch genügend, um das inzwischen bereits zum Abschluß eines Bündnisses mit G. A. gedrängte Nürnberg in ernste Gefahr zu versetzen. Eben die Nachricht, daß Tilly drohend vor dieser Stadt erschienen sei, erregte Ende November die Besorgniß des Königs; von Höchst aus wollte er ihr umgehend mit 26000 Mann, wobei die hessischen und die gleichfalls ihm untergeordneten weimarischen Truppen waren, gegen Tilly „den alten Teufel" zur Hülfe eilen. Da Tilly jedoch, des nothwendigen Belagerungsgeräthes entbehrend, unverrichteter Sache von Nürnberg wieder abzog und seine hart leidenden Truppen zu theilen genöthigt war, so konnte G. A. seinen eigentlichen Plan alsbald wieder aufnehmen. Mit den Waffen bahnte er sich den Weg nach Mainz und Mitte December zwang er es zur Uebergabe. Das von seinem Fürsten verlassene Erzstift erhielt nun ebenfalls eine königlich schwedische Regierung, während auf beiden Seiten des Rheins noch verschiedene andere Oerter erobert wurden.

So nahm G. A. beim Eintritt in das J. 1632 eine großartige Position ein. Neben seiner Hauptarmee — jetzt die rheinische genannt — zählte er eine fränkische unter Feldmarschall Horn, der von Anfang an in erster Reihe zur Vertheidigung der gemachten Eroberungen, zur Sicherung seines Rückens berufen, damals vom Main sich nach dem Neckar ausbreitete, ferner eine magdeburgische unter General Baner, eine mecklenburgische, eine niedersächsische, dazu das landgräflich hessische, das herzoglich weimarische Corps und von Stralsund an gerechnet eine reiche Fülle von Besatzungen. Je mehr Terrain er in Deutschland gewonnen und je größeren Ruhm er errungen hatte, um so stärker war der Zulauf auf seinen Werbeplätzen geworden; auch hatte er nicht aufgehört, sich für die unvermeidlichen Abgänge neue Ersatztruppen aus Preußen und der schwedischen Heimath zu verschreiben. Sein Commando umfaßte in diesem Zeitpunkt gegen 80000 Mann auf deutschem Boden, die er aber mit Hinzuziehung

der kursächsischen und kurbrandenburgischen Truppen mehr als zu verdoppeln beabsichtigte. Stets bildeten seine schwedischen Truppen den Kern', um den sich die an Zahl weit überwiegenden Deutschen zusammenschlossen. Deutsche Fürsten und fremde Diplomaten umgaben ihn in seinem Hauptquartier. Lebhafte Verhandlungen wurden mit den protestantischen Reichsständen, Fürsten wie Städten im Norden und Süden gepflogen, ältere Bündnißtractate ratificirt und neue vorbereitet. Schon stand G. A. hier am Rhein als das thatsächliche und durch die Stimme des Volkes anerkannte Haupt des protestantischen Deutschlands da. Von der Pfalz aus wollte er Würtemberg die Hand reichen.

Aber gerade am Rhein drohten ihm nun auch neue, zwiefache Verwicklungen. Gleich Anfangs war er mit den Spaniern, welche Mainz gegen ihn zu vertheidigen gesucht hatten, in Waffenwechsel gerathen, und so mußte er sich auf eine förmliche Kriegserklärung von ihrer Seite gefaßt machen. Allein so wenig die ursprüngliche Feindschaft zwischen den beiden Kronen, ihre tiefwurzelnden Gegensätze an der Ostsee zu einem ausgesprochenen directen Bruch geführt hatten, so wenig kam es jetzt am Rhein zu einem solchen. Beide hatten sich längst unter der Hand allen möglichen Abbruch zugefügt; aber da beiden daran lag den offenen Bruch zu vermeiden, so setzten sie das alte Verhältniß fort; ohne Kriegserklärung blieb es bei dem factischen Kriegszustande zwischen ihnen. Gefährlicher erschien die Eifersucht und Mißgunst, womit Frankreich die unerwarteten Fortschritte Gustav Adolf's und nun zumal seine Festsetzung am Rhein verfolgte. Um diesen Fortschritten einen Damm entgegenzusetzen, forderte es noch einmal von ihm die Neutralität mit der deutschen Liga, wodurch letztere gerettet und zu dankbarer Anerkennung der französischen Protection veranlaßt hätte werden können — wodurch zugleich aber auch das Haus Habsburg von der Liga getrennt und den furchtbaren schwedischen Waffen gegenüber isolirt worden wäre. G. A. war jedoch noch immer der Ansicht, daß die Ligisten seine und seiner Glaubensgenossen Feinde nicht minder als der Kaiser seien. Um Frankreich zu beschwichtigen, wies er einen Neutralitätstractat mit ihnen nicht schlechtweg von sich. Im stolzen Selbstbewußtsein des Siegers stellte er gleichwol Bedingungen, von denen sich voraussehen ließ, daß namentlich der noch nicht im eigenen Land unmittelbar vom Krieg betroffene Kurfürst Maximilian von Baiern sie nicht annehmen werde. Trotz Frankreichs eifriger Vermittelung scheiterten die im Januar und Februar stattfindenden Neutralitätsverhandlungen an ihrer inneren Unausführbarkeit. G. A. aber brauchte sich um so weniger durch Drohungen einschüchtern zu lassen, da Frankreich durch inländische Wirren beschäftigt, mit nichten so gefährlich war, als es schien. Wenn er dennoch gerade am Rhein vor dieser Macht bald mehr zurücktrat und ihr so belangreiche Zugeständnisse wie die Einräumung des Besatzungsrechtes in den Trier'schen Festungen machte, so that er das, weil er selber mit dem Gros seines Heeres nach Franken zurückgerufen, jetzt im Ernst sein Hauptaugenmerk wieder auf Tilly zu richten hatte. Durch einen inzwischen von Horn in das Stift Bamberg unternommenen Einfall, durch die Einnahme der bischöflichen Residenzstadt war nämlich Tilly herbeigezogen und Horn von diesem schnell zurückgeworfen worden. G. A. glaubte seinen Feldmarschall in der größten Gefahr und brach, nachdem er dem Machtbereich der Spanier noch eben Kreuznach entrissen hatte, zu Horn's Unterstützung Anfang März von Mainz auf. Mit Horn vereinigt und Baner, der unterdessen Magdeburg genommen, sowie den Herzog Wilhelm von Weimar zu seiner weiteren Verstärkung erwartend, gedachte er womöglich eine zweite Entscheidungsschlacht herbeizuführen. Darauf jedoch hätte Tilly, der sich von der Niederlage bei Leipzig noch keineswegs erholt hatte, es nicht ankommen lassen dürfen. Sein schleuniger Rückzug nach der Oberpfalz ermuthigte den König, nach hinlänglicher

Deckung des Rheins und des Herzogthums Franken den Krieg bereits nach der Donau und nach Baiern zu versetzen. Ein neuer Abschnitt desselben ward hiermit eröffnet.

Ueber Nürnberg, wo er am 21. März mit Jubel und Begeisterung empfangen wurde, ging G. A. in Eilmärschen auf Donauwörth; er nahm es nach mehrstündigem Bombardement und ließ dort eine evangelische Osterfeier — in Donauwörth die erste nach langen Jahren — veranstalten. Darauf versicherte er sich der Donau bis Ulm durch Occupation der zwischen beiden Städten gelegenen Pässe und bewerkstelligte mit seltener Kühnheit den Uebergang über den Lech, welchen der bei Rain verschanzte Tilly ihm vergeblich zu wehren suchte. Der Kampf, der sich bei dieser Gelegenheit — 5. April — entwickelte, brachte dem ligistischen Heere die empfindlichsten Verluste; Tilly selbst wurde tödtlich verwundet und starb vierzehn Tage später zu Ingolstadt. Baiern lag offen und fast wehrlos vor dem Schweden, der aber zunächst alte Unbill in Augsburg sühnen wollte. Erst nachdem Augsburg von der feindlichen Besatzung, die ihrer Schwäche wegen capitulirte, gesäubert und von königlichen Truppen besetzt, erst nachdem in dieser Stadt, dem Geburtsort des nach ihr genannten Bekenntnisses, die unterdrückte Religionsfreiheit hergestellt war, kam die Reihe an Baiern. Die anfänglich ernst ins Auge gefaßte Belagerung von Ingolstadt wurde aufgegeben und desto schneller im Centrum des Landes die Isarpässe Moosburg, Landshut, Freising, schließlich die Hauptstadt München genommen. Im Mai hielt G. A., den unglücklichen Friedrich von der Pfalz, den Winterkönig zur Seite, daselbst seinen Einzug. Um den Krieg, der den Kurfürsten Max so lange verschont und den doch gerade er als Vorkämpfer der katholischen Reaction hauptsächlich provocirt und unterhalten hatte, ihm jetzt recht empfindlich zu machen, ließ G. A. seine Truppen in Baiern feindlicher als anderwärts hausen. An Baierns völlige Eroberung sollte sich diejenige Schwabens anschließen, ja Baiern, Schwaben und Elsaß, wo Feldmarschall Horn sich demnächst Lorbeeren erwarb, zu einem einzigen großen Quartier vereinigt werden. Mit der Schweiz wurden nähere Beziehungen angeknüpft; während G. A. dort ebenfalls ansehnliche Werbungen vornehmen ließ, dachte er unter Anderem daran, den aus Italien erwarteten spanischen Truppen die Pässe nach Deutschland zu verlegen. Ernstlicher als je bedrohte er, nach Vernichtung der Liga, nun auch den Kaiser. Aber eben in diesem Moment — da die schwedischen Waffen sich über Schwaben ausbreiteten — zwang die Wiedererhebung Wallenstein's, sein mächtiges siegreiches Vordringen gegen Kursachsen den König zur Umkehr nach Norden.

Geheime Verhandlungen, die der pläne- und ränkevolle, dazu rachsüchtige Friedländer in der langen Zeit seiner unfreiwilligen Muße von Böhmen aus mit G. A. selber eingeleitet hatte, waren trotz großer gegenseitiger Verheißungen resultatlos verlaufen, oder vielmehr G. A. hatte sie wegen ihres abenteuerlichen und zugleich gehässigen Charakters noch zur rechten Zeit abgebrochen. Eben dies aber ward ein Hauptanlaß zu der neuen Wendung. Der stolze Herzog, der sich verschworen hatte dem Kaiser nie wieder dienen zu wollen, wurde, über des Königs Rücktritt im höchsten Grade mißvergnügt, eben dadurch bestimmt, die ihm in den Stunden der Noth unter glänzenden Bedingungen angebotene Heerführung der kaiserlichen Truppen gegen die Schweden zu übernehmen. Und mehr als das, durch lockende Anerbietungen versuchte er selbst alsbald Kursachsen von ihnen abzuziehen, auf die Seite des Kaisers zurückzuführen. Johann Georgs Kriegseifer war seit dem Siege bei Leipzig längst verraucht; nachdem er anfangs ohne Widerstand bis Prag vorgedrungen war, hatte er dort sein Heer zu eigenem schweren Schaden ausruhen lassen. Wallenstein aber, der sich in kurzer Frist wieder eine großartige Armee geschaffen, trug unter diesen Um-

ständen „in der einen Hand den Oelzweig, in der anderen das Schwert“. Die schlechte Beschaffenheit der sächsischen Truppen kennend, überfiel er zur Zeit von Gustav Adolf's Einzug in München dieselben in Prag, um sie bald aus ganz Böhmen hinauszudrängen. Durch die Schläge, die er dem Kurfürsten somit ertheilte, hoffte er ihn völlig gefügig für seine Friedensanträge zu machen. Gleichwol verrechnete er sich; je mehr er Johann Georg zusetzte, um so mehr erinnerte sich dieser einer während der früheren Krisis eingegangenen Verpflichtung, keine Abmachungen mit dem Feinde ohne die Einwilligung des Königs zu treffen, und um so mehr entschied er sich noch ein Mal die ihm vom Könige dargebotene Hand zu ergreifen. Johann Georg's bisherige Hinneigung zum Frieden mit dem Kaiser, die deshalb zwischen beiden schon geführten Unterhandlungen waren G. A. keineswegs entgangen. Bei seinem zwiefachen, militärischen und moralischen Mißtrauen gegen Sachsen — doch that er Arnim Unrecht, wenn er ihn als den treulosen Verführer des Kurfürsten zu gefährlichen Tractaten betrachtete — hatte er Letzteren bereits von Moosburg aus dringend zur Beständigkeit gemahnt und ihm seine unmittelbare Unterstützung gegen Wallenstein versprochen. Jetzt (Ende Mai), da er mit Sachsen das Fundament seiner eigenen Erfolge in Süddeutschland in Gefahr sah, eilte er nach Zurücklassung des Generals Baner und des Herzogs Bernhard in Baiern und Schwaben dem Kurfürsten von dort mit 18000 Mann entgegen. Um zugleich eine wirksamere Contremine wider neue Anträge Wallenstein's an Johann Georg, durch welche ihm selbst Isolirung drohte, zu legen, ließ er nach Dresden eine außerordentliche Gesandtschaft vorausgehen, die nun zum ersten Mal in weiterem Umfang, wenn auch noch mit einiger Zurückhaltung seine eigenen Friedensbedingungen, seine persönlichen Forderungen ebenso wie das, was er den Evangelischen Deutschlands zu ihrer dauernden Sicherheit anbot, darlegen sollte. Für sich und die Krone Schweden beanspruchte G. A. zu „billig-mäßiger Satisfaction“ für seine Mühen und Opfer, zum Dank und zur Recompens für seine segensreichen Leistungen wenn nicht ganz Pommern, so mindestens den Theil des Landes, in welchem „die Paßörter mit den für Schweden wichtigen Meerhäfen“ lagen; er forderte das vom Reich als Lehen. Brandenburg sollte wegen seiner Anwartschaft auf Pommern durch Säcularisationen entschädigt werden. Die von ihm eroberten geistlichen Gebiete wollte er als Pfand, in der That nur als solches bis zur Erfüllung seiner Forderungen behalten. Zur Sicherheit der Glaubensgenossen beantragte er die Errichtung eines deutsch-protestantischen Bundes, der als feste und dauernde politisch-militärische Organisation die gewonnene Stellung gegen Oesterreich-Spanien und die Liga zu behaupten im Stande sei. Dieses „corpus Evangelicorum“ wurde natürlich in naher Verbindung mit der Krone Schweden gedacht, und indem der König ein „absolutes Directorium“ für dasselbe nothwendig fand, ließ er deutlich genug seine Erwartung durchblicken, daß man ihn als einen Hauptinteressenten zum Director wählen werde. Wenn ihm vor Allem daran lag, mit Kursachsen und Kurbrandenburg einen Vergleich zu treffen, der die eigentliche Grundlage zu späterer Vereinigung mit den übrigen Ständen bilden sollte, so unterhandelte er über die nämliche Angelegenheit doch gleichzeitig schon mit einer Reihe anderer evangelischer Reichsmitglieder. Schon hatte sich Würtemberg günstig erklärt; vornehmlich auch jenen evangelischen Reichsstädten, insbesondere der ihm näher befreundeten Stadt Nürnberg, die er auf seinem Marsch nach Sachsen zu Anfang Juni erreichte, machte er ähnliche, obwol im Einzelnen mehrfach abweichende und mehrfach noch weitergehende Eröffnungen. Auch ließ er durch seinen längst nach Deutschland berufenen Kanzler Oxenstjerna hier in Nürnberg die Bedingungen, auf welche er die Herstellung eines allgemeinen Friedens in Deutschland begründen wollte, schriftlich aus-

arbeiten. Obenan stand die Restitution der vertriebenen Fürsten, ständische Freiheit und Religionsfreiheit im Allgemeinen. Für Brandenburg wurden hier bestimmter die Stifter Magdeburg und Halberstadt gegen Pommern, das er für sich nun schon ganz als Reichslehen beansprucht zu haben scheint, verlangt. Aber auch andere Bundesgenossen des Königs, neben Kursachsen namentlich Hessen-Kassel und Sachsen-Weimar wurden bedacht; der Landgraf sollte das Stift Fulda, Herzog Wilhelm Erfurt erhalten. Um die Feinde eher zu gewinnen, zeigte sich G. A. bereit, an Wallenstein das Stift Würzburg und das Herzogthum Franken abzutreten, während er Baiern zum Ersatz für die Oberpfalz auf Oberösterreich verwies. So kam der Kaiser, der freilich ohne Wallenstein nichts mehr war, in diesen „Friedensbedingungen" immer am schlechtesten weg.

G. A. stand auf dem Gipfel seiner Macht. Von der Ostsee bis zum Bodensee, vom Rhein bis an die Oder und darüber jenseits des Reiches weit hinaus erstreckten sich seine Waffen, seine Eroberungen. Er war Herr von halb Deutschland. Trotzdem machte er sich darauf gefaßt, daß die Feinde zur Zeit noch nicht nachgeben würden und somit die Dinge für den Frieden, den er forderte, noch nicht reif seien. Siegesgewiß dachte er daran, weiter zu gehen, um „ex castris", „sub clypeo" weiter zu unterhandeln. Durfte er aber hoffen Wallenstein zu überwinden, wie er Tilly überwunden hatte? Gerade während der Nürnberger und der Dresdener Verhandlungen hatte sich bereits eine für ihn ungünstige Wandlung im Kriege vollzogen, die ihn wahrscheinlich erst veranlaßte, die eben erwähnten Zugeständnisse an Wallenstein und den Baiernfürsten zu machen. Beide hatten nämlich ihrer gegenseitigen Abneigung ungeachtet sich Mitte Juni unweit Eger vereinigt und waren darauf mit einem überaus zahlreichen Heere in Franken gegen G. A. selber vorgerückt. Dieser, der von Nürnberg aufbrechend ihre Vereinigung umsonst zu verhindern gesucht, sah sich einer unvermutheten Uebermacht gegenüber; und zurückgekehrt nach Nürnberg, welches er mit den nächsten Umgebungen sofort in ein großes verschanztes Lager verwandelte, mußte er ihre Angriffe erwarten. Aber Wallenstein, seiner jungen Truppen für den Kampf noch nicht sicher, zog es vor, fast an des Königs Seite sich lagernd und eine noch großartigere feste Stellung einnehmend ihm und den Nürnbergern alle Zufuhr ringsum abzuschneiden, um sie womöglich auszuhungern. Der Zustand des Königs und der Stadt wurde in der That so unerträglich, daß Ersterer nach mehrwöchentlichem Warten, übrigens trotz dieser feindlichen Absicht durch frischen Zuzug bis auf 46000 Mann verstärkt, nun seinerseits den unbeweglichen Wallenstein anzugreifen beschloß. Während er mit seinen Friedensprojecten noch vollauf beschäftigt war, unternahm er das Wagniß; am 24. August ließ er in zehnstündigem mörderischen Kampfe Wallenstein's Lager stürmen, doch vergebens. Durch den eisernen Widerstand dieses ihm hier als ebenbürtig erscheinenden Gegners zurückgewiesen, mußte er erkennen, daß nach wie vor Alles auf der Spitze des Schwertes stand und — daß er selber nicht mehr der gebietende Meister des Krieges war. Dazu kam, daß sein Heer auch noch durch Noth und Krankheiten außerordentlich zusammenschmolz. Er konnte nicht umhin es, nach Zurücklassung genügender Vertheidigungsmannschaften in Nürnberg, von dannen zu führen. Nochmals brach er im September, Donau und Lech überschreitend, in Baiern ein; aber wenn er Wallenstein damit nach sich zu ziehen und von Kursachsen abzuhalten hoffte, so rechnete er auch in dieser Hinsicht vergeblich. Im Gegentheil fand sich durch Gustav Adolf's Rückkehr gen Süden Wallenstein bewogen über Sachsen herzufallen, wenngleich der Kurfürst von Baiern sich nun von ihm trennte, um sich wiederum seiner schwer bedrohten Heimath zuzuwenden. G. A. empfing Anfang October, als er sich zur Belagerung von Ingolstadt rüstete, nähere Kunde über

Wallenstein's Bewegungen, und da blieb ihm keine Wahl mehr. Zugleich mit der nothwendigen Rücksicht auf Sachsen zwang ihn die Gefährdung seiner eigenen Gesammtposition in Norddeutschland, seiner Rückzugslinien nach der Ostsee, mit einem Wort die Pflicht der Selbsterhaltung zu schleunigster Umkehr. Er übertrug dem Pfalzgrafen von Birkenfeld mit den neugeworbenen Schweizern und anderen Truppen die militärischen Aufgaben an der Donau und, schon auf halbem Wege nach Sachsen befindlich, seinem Reichskanzler die Leitung der Angelegenheiten in ganz Süddeutschland. Um auch in diesem kritischen Zeitpunkte nichts zu versäumen, was zur glücklichen Durchführung des Krieges und zur Förderung seiner Friedenswünsche dienen konnte, sollte Oxenstjerna als sein unumschränkt bevollmächtigter Legat in Oberdeutschland von Ulm aus eine nähere Zusammensetzung der protestantischen Stände des schwäbischen, des fränkischen, der beiden rheinischen Kreise und ihre Vereinigung unter schwedischer Direction und Protection bewirken. Er selbst, der König, zog während eines eiligen Marsches durch Thüringen so viele Truppen an sich, als anderweitig zu entbehren waren. In Erfurt nahm er Ende October zärtlichen Abschied von seiner Gemahlin, die er, von Sehnsucht nach ihr ergriffen, seit mehr als Jahresfrist aus Schweden hatte kommen lassen und die ihm auf seinen Zügen seitdem in einiger Entfernung gefolgt war. In Naumburg, das die Seinigen den von Wallenstein dorthin wie nach Weißenfels ausgeschickten kaiserlichen Vorposten schnell wieder entrissen hatten, erhielt er Anfang November noch einen neuen Beweis von dem enthusiastischen und rührenden Dank, den ihm als ihrem Erretter das protestantische Bürgerthum in Deutschland zollte.

In verschanzter Stellung wollte er bei Naumburg seine Truppen concentriren, seine letzten Vorbereitungen zu einem entscheidenden Schlage gegen Wallenstein treffen, vornehmlich auch die kursächsischen Truppen an sich ziehen. Schnell indeß gab er diese Absicht auf, als er vernahm, daß die Kaiserlichen in rückgängiger Bewegung Weißenfels verlassen, ja daß sie ihre Streitkräfte von neuem getheilt hätten. Er beschloß den Sachsen weiter entgegenzugehen und hoffte offenbar die Kaiserlichen unterwegs mit Vortheil zu überraschen. Sein nächstes Hauptquartier wollte er, in ihre eigenen Quartiere eindringend, zu Lützen nehmen, ohne daß er wußte, daß Wallenstein in Person sich soeben hier und in der Umgegend mit einem größeren Theil seiner Armee einlagerte. Wallenstein aber entschied sich, da er den Anmarsch der Schweden bemerkte, sie von dieser für ihn aus mehreren Gründen bedeutsamen Stellung so energisch zurückzuweisen, als er sie von seinem Lager bei Nürnberg abgewiesen hatte. Spät Abends am 5. November 1632 war G. A. mit gesammelter Heeresmacht nach Eroberung des Passes über die Rippach in Schlachtordnung bis in die Nähe von Lützen gerückt. Da benutzte sein Gegner mit größtem Eifer die Nacht, um auch seine Truppen zu sammeln und, so gut es in der Eile ging, seine Stellung zu befestigen. Inzwischen bemerkte der König gleichfalls den Ernst der Situation. In einem Wagen auf freiem Felde berieth er sich in der nämlichen Nacht mit Herzog Bernhard, und begierig den Feinden die Spitze zu bieten, rückte er noch vor Tagesanbruch am 6. weiter gegen Lützen vor. Gottvertrauen und Siegesgewißheit sprechen aus seinen letzten Aeußerungen, aus den herrlichen Anreden, mit denen er seine Kämpfer in die unvermeidlich gewordene und von ihm lebhaft gesuchte Schlacht führte. Es waren etwa 20000 Mann, während Wallenstein kaum 16000 im Beginn der Schlacht bei sich hatte; da diese aber durch den dichten Herbstnebel, der über der weiten Ebene lag, bis gegen Mittag verzögert wurde, so konnte Pappenheim mit seiner Reiterei von Halle noch rechtzeitig zur Verstärkung kommen. Dann entspann sich ein heißer Kampf.

G. A. führte in Person ein schwedisches Reiterregiment zum Beistand seiner hart bedrängten Infanterie vor. Nur allzuschnell reitend wurde er, während der Nebel sich von neuem auszubreiten begann, von der Truppe getrennt. Er verirrte sich zwischen die kaiserlichen Kürassiere und fiel, von mehreren Kugeln getroffen. Grundlos ist jedoch das bald nachher verbreitete Gerücht, daß er von Verräthers Hand erschossen, daß der während der Katastrophe in seiner nächsten Nähe befindliche, sich aber durch schleunige Flucht rettende Herzog Franz Albert von Lauenburg dieser Verräther gewesen sei. Muthige Finnen erkämpften die von Blut und Wunden entstellte, von den Feinden ausgeplünderte Leiche des Königs. Ueber ihr entzündete sich nochmals die Schlacht, in welcher bereits auch Pappenheim tödtlich verwundet worden war. Der hochstrebende Herzog Bernhard übernahm auf schwedischer Seite das Commando und drängte mit zäher Erbitterung die Kaiserlichen endlich zurück, doch ohne daß er einen entscheidenden Sieg davontrug. Und unentschieden blieb damit der Krieg, von dem der große König durch seinen Heldentod so plötzlich abgerufen ward. Auf die Nachricht von diesem ging ein Weheruf durch alle protestantischen Länder. Einen ergreifenden Ausdruck gab der tiefen Trauer Schwedens die Leichenrede, die bei dem erst Juni 1634 in der Ritterholmskirche zu Stockholm erfolgten Begräbniß gehalten wurde. — Gefallen war der Hort der Evangelischen, zugleich der populärste Mann in Europa, der einzige, der in jenem eisernen Zeitalter das Herz der deutschen Nation ergriffen, der es gefesselt hatte. Die fast bis zur Vergötterung fortschreitende Verehrung, welche man ihm seit der Schlacht bei Leipzig erwies, war ihm selber zu stark erschienen. Aber nicht blos die ihm Dank schuldeten, auch seine Feinde hatten ihn achten und bewundern gelernt. In katholischen wie evangelischen Städten hatten Erwachsene und Kinder sich um ihn gedrängt, um den siegreichen Helden zu sehen und um von dem unwiderstehlichen Zauber seiner Persönlichkeit sich hinreißen zu lassen. Schon sein Aeußeres, seine hohe martialische und majestätische Gestalt konnte ihren Eindruck nicht verfehlen. Seine Art zu sprechen, sein ganzes Benehmen war originell und von genialer Kraft. Mit gebietendem Ernst verband er herzgewinnende Leutseligkeit und Herablassung, natürliche Heiterkeit und kernigen Humor. Sein Wesen war „von Kopf zu Fuß Consequenz, Entschlossenheit, markige Thatkraft". Sein Feuereifer schloß die Besonnenheit nicht aus, die mit staatsmännischer Klarheit und Umsicht gepaart, vor herzhaftem Wagen erst lange wägte und niemals unvorbereitete Handlungen zuließ. Aber freilich so vorsichtig und methodisch G. A. gerade auch als Feldherr verfuhr — für seine eigene Person ist er von dem Vorwurf der Tollkühnheit nicht freizusprechen. Lange bevor ihn bei Lützen im wirren Handgemenge die tödtliche Kugel traf, hatte er, durch die Gefahr unwillkürlich gereizt, sein Leben wiederholt in feindlichen Rencontres zum Kummer der Seinigen unnöthig blosgestellt. Anderseits trug doch diese persönliche Bravour zu der Begeisterung, mit der sich Einheimische wie Fremde seinen Diensten widmeten, nur noch bei. Ueberhaupt aber zeigt sich der magnetische Zauber seiner Eigenart am schlagendsten im Verhältniß zu seinem Heere, zu jedem einzelnen seiner Krieger, für deren Ruf er ebenso besorgt wie für ihr Wohlergehen war, die er mit Mannszucht Gottesfurcht lehrte und mit denen er, namentlich in den Tagen der Noth, unvergleichlich umzugehen wußte. Durch seinen guten Humor beschwichtigte er die Murrenden. Nur wenn, wie es später in Süddeutschland allerdings öfters vorkam, theils die unvermeidliche Gewohnheit des Beutemachens, theils dann von neuem ein längerer Nothstand die Disciplin trotz seiner Bemühungen lockerte, Excesse und unerlaubte Plünderungen zur Folge hatte, konnte er im Zorn aufwallen und, wie gegen

Insubordination und Feigheit, die härtesten Strafen dictiren. Ihn selbst erfüllte ein ehernes Pflichtgefühl, das ihn Anstrengungen und Entbehrungen unschwer überwinden ließ. Indem er aber an sich als König und Feldherrn die höchsten Forderungen stellte, verlangte er auch von Allen, die in Beziehung zu ihm standen, von seinen Beamten und Officieren, seinen Untergebenen und seinen Verbündeten, dem harten Gebote der Zeit entsprechend, außerordentliche Leistungen. Zum Herrschen geboren forderte er im Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit und im sicheren Glauben an seinen Stern auch von den Letzteren gemeinhin die Anerkennung seiner unbedingten Oberleitung, die ihm unumgänglich erscheinende zwingende Dictatur im Kriege. Keine irgendwie selbständige Autorität in seiner Armee neben sich duldend, konnte er geistesverwandte, gleich ihm stolze und thatkräftige Persönlichkeiten wie jenen Herzog Bernhard, der als Reichsfürst und nicht als Unterfeldherr behandelt zu werden wünschte, gelegentlich sehr empfindlich berühren. Immer aber achtete und ehrte er sie, während er gegen schwache, unkriegerische und selbstsüchtige protestantische Fürsten, die auch in der größten Gefahr noch „stille sitzen und ihr Bierchen in Ruhe trinken" wollten, eine souveräne Geringschätzung zur Schau trug, bei der sich sein Humor in Sarkasmus verwandelte.

So kriegerisch G. A. an sich erscheint, er selbst hat den Frieden, d. h. einen ehrenvollen, allgemeinen und dauerhaften Frieden im Lauf der Jahre stets lebhafter ersehnt. Kein blinder Eroberer, hatte er seinen Angriffskrieg in Deutschland zum Zweck nothwendiger Selbstvertheidigung begonnen. Er hatte, wie er damals sagte, sicher in seinem Vaterlande werden wollen durch die Wiederherstellung und die Sicherung seiner norddeutschen Nachbarn, deren Länder in dem Zustande feindlicher Ueberwältigung durch die katholischen Zwingherren, in den Händen der Habsburger unmittelbare Gefahren für seine eigene Stellung an der Ostseee und in weiterer Folge für seine Existenz bildeten. Nie hat er ein Hehl aus seinem politischen Interesse gemacht, ja als Motiv zu seinem deutschen Krieg es selber obenan gestellt. Aber die höhere Weihe gab diesem Kriege doch erst, neben seinem treibenden Mitgefühl für die nothleidenden Glaubensgenossen, sein inniger Wunsch die evangelische Kirche Deutschlands zu retten und zwar, wie er ebenfalls schon im Beginn verlauten ließ, durch Begründung eines neuen Religionsfriedens über das ganze Reich. Seine starke Religiosität durchdrang sein staatsmännisches Denken so vollkommen, daß für ihn selbst ununterscheidbar mit seinem Beruf, Schweden und seinen Thron zu vertheidigen, sich das Bewußtsein seiner evangelischen Mission verband. — Viel ist über seine letzten Ziele in diesem Krieg vermuthet und gefabelt worden. Seine Ansichten vom jus belli, das er in einem sehr weitgehenden Sinne handhabte, auf Grund dessen er bereits Säcularisationen und Verschenkungen von Stiftern vornahm, besonders auch die strengen und umfassenden Huldigungseide, die er nach dem Siege bei Leipzig sich und der Krone Schweden in seinen neuen Eroberungen schwören ließ, haben den Vermuthungen und Verdächtigungen großen Vorschub geleistet. Kein Zweifel, daß mit seinen Opfern und Erfolgen seine Ansprüche gewachsen sind. Aber seine Nürnberger Friedensbedingungen, die fast im Moment seiner größten Machtentfaltung aufgestellt wurden, gewähren einen hinlänglichen Maßstab für den Charakter und die etwaige Höhe seiner Forderungen. Allerdings würde weder Wallenstein noch der Kurfürst von Baiern und am wenigsten der Kaiser dieselben damals angenommen haben, und wer kann, da der Krieg seinen Fortgang nehmen mußte, sagen, was G. A. später unter veränderten Verhältnissen gefordert haben würde? Der Tod hat die Fäden zerschnitten. Nachher ist Axel Oxenstjerna noch wiederholt auf seine Pläne zu sprechen gekommen. Darnach hätte G. A. neben Pommern auch Mecklenburg,

überhaupt die deutsche Ostseeküste verlangt; diese sollte zu einem Bollwerk für die Krone Schweden umgewandelt werden. Soviel ist anzunehmen, daß G. A. auch in Mecklenburg die strategisch wichtigsten Hafenplätze, insbesondere Wismar in der einen oder anderen Form zu besitzen wünschte. Indem er einen festen Fuß in Deutschland zu behaupten gedachte, wollte er ebensowol „sein Reich der Ostsee versichern“, als zur allgemeinen Sicherheit seiner Partei die Garantie haben für eine dauernde Einwirkung auf die Angelegenheiten des längst seiner selber nicht mehr mächtigen deutschen Reiches, für sein Protectorthum über jenes neu zu begründende corpus Evangelicorum. Entschieden und mit Recht hat Oxenstjerna geleugnet, daß G. A. nach der deutschen Kaiserkrone trachtete, während der Gedanke, den er ihm zuschreibt, dereinst Kaiser von Skandinavien zu werden, überhaupt der Gedanke eines großskandinavischen Reiches unter schwedischer Herrschaft allzu problematisch erscheint. G. A. wollte Schweden neben seinem nationalen Charakter jedenfalls einen großartigen europäischen geben, und für seine hierzu dienliche Festsetzung in Deutschland hatte er noch einen besonderen Plan, dessen Spuren sogar schon seit Anfang 1631 bemerkbar werden. Kurbrandenburg sollte mit Schweden zu einer protestantischen Großmacht vereinigt werden auf Grund eines Ehebündnisses zwischen seiner einzigen Tochter Christine, der schwedischen Thronerbin, und dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm; dieser sollte nach Schweden geschickt und mit Christine im lutherischen Glauben erzogen werden. Die Ausführung des Planes wäre gewiß kein Glück für Deutschland gewesen; Brandenburg würde nur ein Anhängsel des übermächtigen Schwedens geworden sein. Wol hat man Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürsten als den natürlichen Erben des großen Schwedenkönigs in Deutschland bezeichnet. Aber in ganz anderer Weise, im feindlichen politischen Gegensatz zu Gustav Adolfs minder edlen Nachfolgern mußte er diese moralische Erbschaft erst erkämpfen. Als politischer Neugestalter Deutschlands würde auch G. A. nur die Ohnmacht und Zersplitterung des Reiches besiegelt haben, wünschte er doch die unselige reichsständische Libertät noch weiter auszudehnen. In politischer Beziehung wäre auch er uns ein Fremder geblieben. Aber in Kirche und Schule hat er deutsches Wesen vor dem Jesuitismus und dem habsburgischen Despotismus gerettet. Die Errungenschaften der deutschen Reformation, die Selbständigkeit des Protestantismus hat er mit der thatsächlichen Beseitigung des Restitutionsedictes noch einmal errungen; dem Zwang der Geister hat er eine Schranke gesetzt. Das gibt ihm seine welthistorische Bedeutung.

Chemnitz, Königl. Schwedischen in Teutschland geführten Krieges 1. Th. 1648. Moser, Patriotisches Archiv für Deutschland, Bd. V u. VI, 1786. 87. Breyer, Beyträge zur Gesch. des dreyßigjährigen Krieges, 1812, S. 205 f. Arkiv till upplysning om Svenska krigens och krigsinrättningarnes historia I—III, 1854—61. Konung Gustaf II Adolfs skrifter, 1861. Geijer, Gesch. Schwedens, Bd. III, 1836. Helbig, Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, 1854. Hammarstrand, Bidrag till historien om Konung Gustaf Adolfs deltagande i trettioåriga kriget in Årsskrift utg. af Kongl. vetenskaps-societeten i Upsala, I, 1860. Cronholm, Gustaf II Adolphs regering, I—VI, 1857—72. G. Droysen, Gustav Adolf, 2 Bde., 1869. 70 (Schriftstücke von G. A., 1877). Wittich, Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly, 1874. Odhner, Die Politik Schwedens im Westphälischen Friedenscongreß, 1877, S. 1—20.

Wittich.

Gustermann: Anton Wilhelm G., geb. etwa 1760 und gest. am 24. Jan. 1823 zu Wien, machte hier seine Studien, war lange Zeit Repetent, seit 1796 für Kirchenrecht an der Theresianischen Akademie, 1797 Professor an

derselben, 1803 Censor für die juristischen und historischen Schriften. Er ist kein hervorragender Schriftsteller, besaß jedoch großen Fleiß und einen guten praktischen Sinn, der seinen Schriften für ihre Zeit Werth gibt als Darstellung der bestehenden rechtlichen Zustände. Schriften: „Versuch eines vollständigen österreichischen Staatsrechts", 1. Theil (einziger), 1793; „Ausbildung der Verfassung des Königreichs Ungarn", 2 Bde. 1811; „Ungarisches Staatsrecht", 1. Bd. 1818; „Oesterreichische Privatrechtspraxis, enth. das gerichtl. Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen und den Justizgeschäftsstyl", 3 Bde. (3. Aufl. in 2 Bdn. 1823); „Oesterreichisches Kirchenrecht in den deutschen, ungarischen und galizischen Erbstaaten", 1807. 3 Thle. 2. Aufl. 1812. Dazu Uebers. von Filangieri's „Wiss. der Gesetzgebung", 1. Th. 1784; „Kurze Geschichte Preußens mit Urkunden und Anmerk.", 1786. Sämmtlich Wien.

Meusel, 2. Nachtrag, Lemgo 1787. S. 113. v. Wurzbach, Biogr. Lex. VI. 44. v. Schulte.

Gut: Wendel G. oder auch Gute, von Weißenburg, ließ 1555 zu Straßburg ein Lied in 307 Strophen „Vom Glauben, Liebe mit sammt der Hoffnung" drucken, von welchem Wackernagel, das deutsche Kirchenlied IV, S. 82 f., einige Proben gibt, welche hinreichen würden, „den guten Willen des Verfassers zu bezeugen". Titel und Beschreibung dieses Druckes siehe Wackernagel, Bibliographie, S. 271. Nach Goedeke S. 165 wäre G. auch für den Verfasser eines zuerst 1553 und dann öfter gedruckten Liedes „Ach Herr du allerhöchster Gott" zu halten, welches aus 14 Strophen besteht und unter dem Titel „Grund und Ursach des kläglichen, elenden, erbärmlichen Blutbades deutscher Nation und andere Geißeln Gottes, die schon über uns bereit sind", erschien; vgl. Wackernagel, Bibliographie, S. 257 f. l. u.

Gutberleth: (Heinrich) G., geb. in Hersfeld im J. 1572, besuchte die Universität Marburg, und wurde vom Grafen von Nassau der Hofschule zu Dillenburg vorgesetzt. Im J. 1601 kam er an das Pädagogium und 1605 an die Hohe Schule zu Herborn, wo er nach der neuen Organisation vom 1. März 1606 Logik, Physik, Geschichte und Ars Oratoria lehrte. 1606 zog er nach Hamm und widmete sich zwei Jahre dem Unterricht am akademischen Gymnasium. Im J. 1619 folgte er dem Ruf nach Deventer als Rector der lateinischen Schule: dieses Amt verwaltete er bis zur Errichtung des Athenaeums, an dem er als Professor der Philosophie wirkte. Er starb 24. März 1635. In Herborn ließ er mehrere Disputationes vertheidigen, u. a. vom nachher berühmten Theologen Caspar Sibelius (1607) und Justus Reiffenberger dem Juristen (1611). Daselbst erschienen auch seine „Physicae h. e. Naturalis philosophiae Institutio" (Ed. 2, 1623) und „Ethicae liber unus" (Ed. 2. 1630). Seine Chronologia, die er vor seinem Tode vollendete, wurde 1639 zu Amsterdam durch Heinrich Laurentius veröffentlicht.

Jac. Revii Daventria illustrata, 698 ff. Steinberg, Geschichte der hohen Schule Herborn, 207, 335. de Wal.

Gutberlet: Wilhelm Karl Julius G., Geologe, geb. am 5. Aug. 1813 zu Schwebda bei Eschwege, gest. 17. Septbr. 1864 zu Gießen, erhielt als Sohn eines Pfarrers den ersten Unterricht im Vaterhause, wobei die Lieblingsneigung des Vaters zu naturwissenschaftlichen, besonders mineralogischen Studien sich auf den Sohn vererbt zu haben scheint. Schon sehr frühzeitig Doppelwaise zog er als zwölfjähriger Knabe mit dem älteren Bruder Ernst, der damals Theologie studirte und sich der Erziehung seines jüngeren Bruders eifrig annahm, mit nach Marburg und folgte demselben später auch auf die Pfarre Rotenburg. Hier reifte der Entschluß Gutberlet's, sich dem Bergfache zu widmen.

Er begann 1830 den praktischen Curs in den Riechelsdorfer Bergwerken. So vorbereitet bezog G. 1832 die Universität Göttingen, wo ihn besonders Hausmann fesselte. Hier gewann er sich bald die Gunst dieses berühmten Mineralogen und Geognosten, der ihn zu seinen Arbeiten heranzog. Nach Vollendung seiner theoretischen Studien suchte G. sich zunächst bis zu seinem Staatsexamen durch Privatunterricht seinen Lebensunterhalt zu verdienen und legte dadurch den Grund zu seiner zukünftigen Laufbahn als Lehrer. Nach gutbestandenem Examen erhielt er nämlich sogleich den Auftrag, eine Realschule in Fulda zu errichten. Dieser von ihm gegründeten und zu einer gedeihlichen Entwickelung gebrachten Anstalt stand er später bis zu seinem Tode als Realschulinspector vor. Mit seiner Wirksamkeit als Lehrer verband G., seiner alten Neigung folgend, einen großen Eifer zu naturwissenschaftlichen, besonders geologischen Studien, wobei die Umgebung von Fulda sowie das nahe Rhöngebirge und das Vogelsgebirge die günstigste Gelegenheit boten. Er widmete sich demgemäß hauptsächlich dem Studium der vulkanischen Gesteine, der Basalte, Trachyte, Phonolithe ꝛc. und deren Beziehungen zu einander. Seine ersten wissenschaftlichen Publicationen beschäftigten sich mit den Phonolithen und Trachyten der Rhön (N. Jahrb. f. Min. ꝛc. 1845. S. 129), insbesondere mit den Basalten, deren Einschlüssen und Wechselbeziehungen zu dem Nebengestein in der Rhön und im Vogelsgebirge, worüber eine große Anzahl von Abhandlungen und kurzen Notizen in verschiedenen Fachzeitschriften besonders im „Neuen Jahrbuch f. Min. Geogn. und Petrefactenkunde", seit 1845 (darunter bemerkenswerth: „Ueber die Rhön"; „Schichten im Röth", 1846, S. 49; „Ueber Lias bei Hebel"; „Kalk im Basalt des Bemcheskuppel, Phonolith im Basalt bei Hersfeld", 1847, S. 324; „Ueber bunten Mergel zwischen Kupferschiefer und buntem Sandstein", 1847, S. 453; „Einschlüsse im Basalt des Calvarienberges", 1853, S. 658; „Sphen im Trachyt ꝛc."; „Pseudomorphosen nach Steinsalz", 1853, S. 680; „Ueber Psilomelan im bunten Sandstein", 1853, S. 802; „Verbreitung und Ursprung der Phonolith-Trümmer im Ulsterthale, Hebung dieses Gebirgs", 1854, S. 161; „Sphärosiderit und Bohnerz in Basalt-Gesteinen", 1855, S. 168; „Die Zeitfolge der höheren Oxydation des Mangan- und Eisenoxyduls", 1854, S. 430; „Phonolithe, Trachyte und Basalte der Rhön", 1856, S. 24; „Ueber den Unterschied zwischen scheinbaren und wirklichen Geschieben", 1859. S. 769; „Phonolithe, Basalte und Trachyte im Kreise Hünfeld", 1859, S. 803; „Krystallinische Sandsteine in Hessen", 1861, S. 860) erschienen sind. Ferner publicirte er Aufsätze verwandten Inhalts in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1852 und 1853 („Ueber das relative Alter der Gesteine der Rhön", „Ueber Schwarzbraunstein im Trachytporphyr der Rhön"); in der Darmstädtischen Vereinsschrift für Erdkunde ꝛc. 1859 („Kurze Mittheilungen über die Kartenwerke der großherzogl. hessischen Landesvermessung"); im Jahresbericht der oberhessischen Gesellschaft zu Gießen („Studien über Genese und Metamorphose des Basaltes"); in der gemeinnützigen Wochenschrift des polytechnischen Vereins zu Würzburg 1856 („Ueber die volkswirthschaftlichen Zustände der Rhön und ihre Beziehung zum Walde") ꝛc. Selbständige Werke sind: „Einschlüsse in vulkanoidischen Gesteinen", 1853, und „Geognostische und geologische Beobachtungen über den Calvarienberg bei Fulda". Außerdem publicirte G. gemeinschaftlich mit Tasche im Auftrage des mittelrheinischen geologischen Vereins: „Geologische Karte der Section Herbstein-Fulda", mit Text ꝛc., 1863. Eine ähnliche Arbeit, die Section Lauterbach-Salzschlief, wurde gleichfalls druckfertig dem Verein übergeben und erschien 1869 in einer von Ludwig besorgten Ueberarbeit. Außer den vielfachen Nachweisen über die Verbreitung der Gesteine in den genannten Untersuchungsgebieten, welche er durch Herstellung verschiedener geo-

gnostischer Karten bethätigte, versuchte G. namentlich der Idee Geltung zu verschaffen, daß die tertiären Eruptivgesteine, die er wegen ihrer Verwandtschaft mit den Erzeugnissen jetzt noch thätiger Vulkane als vulkanoidische bezeichnete, eine bestimmte Altersfolge ihres Auftretens nach einander erkennen lassen. In diesem Sinne unterschied er z. B. im Rhöngebiete, einen älteren Phonolith, auf den zuerst ein älterer, Hornblendebasalt, dann wieder ein jüngerer trachytischer Phonolith und schließlich ein jüngerer Basalt folge. In letzterem glaubte er wiederum zwei Reihen verschiedenen Alters annehmen zu dürfen, so daß im Großen drei verschiedene Basalteruptionen stattgefunden hätten. Auch vertheidigte G. die schon früher von Anderen ausgesprochene Ansicht, daß die in den Basalten eingeschlossenen Olivinbrocken als abgerissene und bei dem Aufsteigen der Eruptivmasse mit emporgetragene, in den Basaltstein eingewickelte Fragmente von in der Tiefe vorhandenem Olivingestein angesehen werden müßten. Viele gelehrte Gesellschaften, unter anderen die Jenaer mineralogische Gesellschaft, die Marburger Gesellschaft für Förderung der Naturwissenschaften, die Wetterauer Gesellschaft, der mittelrheinische geologische Verein zu Darmstadt zählten G. zu ihren Mitgliedern. Bei dem Besuch der allgemeinen deutschen Naturforscherversammlung, bei welcher er sich öfter betheiligte, ereilte ihn plötzlich in Gießen ein frühzeitiger Tod.

I. Bericht des Vereins für Naturkunde zu Fulda, 1870, S. 71.

C. W. Gümbel.

Gutbier: Aegidius G., wurde in der Stadt Weissensee in Thüringen am 1. Sepbr. 1617 geboren, sein Vater war dort Bürgermeister und stammte aus einer schlesischen Familie. Er verlor frühe seine Eltern, besuchte zuerst die Schule seiner Geburtsstadt, unter Rudolf Musäus, kam 1632 auf die benachbarte Klosterschule Roßleben, von da im J. 1638 mit dem Rector, Magister Heimburger, dem er auch die Liebe zu den orientalischen Sprachen verdankte, auf die Schule nach Quedlinburg. Nach vollendeten Studien ging er nach Riga, wo er als Hauslehrer drei Jahre die Kinder des dortigen Gouverneurs und später die des Professors und Predigers Johann Dolmann unterrichtete. Im J. 1645 bezog er die Universität Rostock und vertheidigte unter Vorsitz von August Varenius eine von ihm in hebräischer Sprache verfaßte Dissertation über Psalm 110. Von Rostock kam er nach Königsberg, von da nach Leyden, um drei Jahre lang sich den orientalischen Sprachen, unter Anleitung der berühmten Gelehrten Hiob Ludolf, des Begründers der äthiopischen Studien im Abendlande, Jacob Golius, Salmasius, Heinsius und Boxhorn, ganz widmen zu können. Am 20. Januar 1648 wurde von ihm eine Rede in syrischer Sprache gehalten. Nachdem er sich noch zu Oxford und Paris längere Zeit aufgehalten, zog er nach Hamburg, wo er erst eine Hauslehrerstelle bei dem Rechtslicentiaten und Senator G. von Holten annahm. 1652 wurde er als Professor der orientalischen Sprachen an dem dortigen Gymnasium angestellt. Einen später erhaltenen Ruf nach Helmstädt und Upsala in gleicher Eigenschaft hatte er abgelehnt und erhielt dafür 1660 noch die Professur für Logik, nach Joachim Jungius und wurde in demselben Jahre am 29. November von der Universität Gießen zum Doctor der Theologie ernannt. Am 17. Juni 1653 hatte er Marie Straubing, Wittwe des Hamburgischen Bürgers Johann Petersen, Halbschwester des Polyhistors Lukas Holstenius geheirathet und mit ihr einen einzigen Sohn, Aegidius Theodor, erzeugt, der aber in der Blüthe seines Alters schon 1677, 10 Jahre nach dem Vater starb. Dieser reiste im J. 1667 nach seinem Heimathlande Thüringen, um, an der Schwindsucht leidend, dortselbst Erholung zu finden, wurde aber in Ufhofen in der Nähe von Erfurt am

27. September vom Tode überrascht. Er ist auch an diesem Orte beerdigt. Er war einer der bedeutendsten und gelehrtesten Orientalisten seiner Zeit. Er errichtete eine Druckerei im eigenen Hause, welche von 1664—67 bestand und ließ die Typen zu der Uebersetzung des Neuen Testamentes in syrischer Sprache mit großen Kosten anfertigen und in seiner eigenen Druckerei im Hause drucken (Novum Jesu Christi Testamentum Syriace cum punctis, vocalibus et versione latina Matthaei", 1663—1664), was ihm viele Unbequemlichkeiten verursachte. Zu der Ausgabe des Neuen Testamentes gehört sein „Lexicon Syriacum, continens omnes N. T. Syriaci dictiones et particulas", 1667; und „Notae criticae in N. T. Syriacum", 1667. Außer diesen Arbeiten hat er zahlreiche Schriften theologisch-philosophischen Inhaltes herausgegeben und Anderes handschriftlich hinterlassen.

Vgl. Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg, S. 61. Geßner, Buchdruckerkunst III, S. 75. Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller III, S. 33—35. Moller, Cimbria literata II, 263 und 264. Jöcher, Gelehrten-Lexikon II, 1283 und 1284. Thieß, Hamburgisches Gelehrten-Lexikon I, 264—269 ꝛc. Kelchner.

Gutbier: Christian August v. G., geb. 11. Juli 1798 zu Roßwein in Sachsen, gest. am 9. Mai 1866 in Dresden. Sohn eines Offiziers, betrat G. selbst auch die militärische Laufbahn und wurde nach fünfjährigem Besuche der Militärakademie 1816 in die Armee eingereiht. 1821 kam sein Regiment nach Zwickau in Garnison und hier war es, wo G. 26 Jahre lang seine Aufmerksamkeit dem Studium des dortigen Steinkohlenbergbaues widmete und besonders eifrig die Versteinerungen des Kohlengebirgs sammelte. Die Frucht dieser Studien war eine sehr gründliche Beschreibung dieser Gegend, welche jetzt noch die wissenschaftliche Basis für die Beurtheilung der sogenannten Zwickauer Kohlenmulde bildet. Sie erschien 1834 unter dem Titel: „Geognostische Beschreibung des Zwickauer Schwarzkohlengebirgs und seiner Umgebung mit 7 Tafeln". Gleichsam zur Ergänzung und tieferen Begründung derselben folgte 1835: „Abdrücke und Versteinerungen des Zwickauer Schwarzkohlengebirgs", ein für die fossile Flora wichtiges Werk, in welchem viele neue Arten beschrieben sind. Seine geognostischen Untersuchungen führten ihn dann zu der höchst wichtigen Entdeckung, daß gewisse frühere noch zur Steinkohlenformation gerechnete Zonen der sogenannten grauen Conglomerate von dieser als discordant gelagert loszutrennen und als untere Stufe dem Rothliegenden zuzuweisen seien. Ueber diesen Gegenstand hielt er einen Vortrag in der Jenaer Naturforscherversammlung 1836 (s. Leonhard und Bronn, N. Jahrb. 1838, S. 197) und legte die Resultate seiner Entdeckung in der wichtigen Monographie der Versteinerungen des Rothliegenden nieder, welche das zweite Heft der von ihm und Dr. Geinitz herausgegebenen Schrift: „Die Versteinerungen des Zechsteingebirges und Rothliegenden in Sachsen", 1848—1849 bildet. Darin wird zum ersten Mal der Nachweis zu führen gesucht, daß der Zechstein nur als die marine Facies des oberen Rothliegenden zu betrachten sei. Weniger wichtig sind folgende unter seinen Schriften: „Geologie von Marienbad", 1837 in Dr. Heidler's Pflanzen und Gebirgsarten von Marienbad; ferner „Ueber einen Fund fossiler Knochen bei Oelsnitz (Leonhard und Bronn, N. Jahrb. 1842, 127—144); „Ueber einen fossilen Farrenstamm Caulopteris Freieslebeni", 1842; „Ueber gediegenes Kupfer in Thonsteinporphyr von Zwickau" (a. a. O. 1843, 460); „Ueber fossile Knochen bei Oelsnitz" (das. 1843, 479—481); „Ueber Calamosyrinx Zwickaviensis" (das. 578). Dagegen schließen sich werthvolle paläontologische Beiträge in Geinitz' Gaea von Sachsen (1843, 66—99 und 134—139) den früheren wichtigen Arbeiten über fossile Flora aufs engste an. In seiner militärischen Laufbahn war G.

inzwischen seit 1838 zum Hauptmann aufgestiegen und machte als solcher den schleswig-holsteinischen Feldzug mit. Bei dieser Gelegenheit stellte er Untersuchungen über Strandbildungen an und durchforschte viele sogenannte Hünengräber nach den in ihnen begrabenen Alterthümern. Nach Dresden zurückgekehrt wurde G. 1853 zum Oberst und Untercommandeur vom Königstein ernannt, wodurch sich ihm in der sächsischen Schweiz ein neues Feld der Forschung erschloß. Als Frucht seiner neueren Studien erschien: „Der Basalt vom Gorichstein", 1856 (Isis, N. Folge II, 413—418); „Der Basalt des Pinsenbergs" (das. III, 68—73); „Geognostische Skizzen der sächsischen Schweiz", 1858, (mit 1 geogn. Kartenskizze); „Panorama vom Königstein", 1863; „Die Sandformen der Dresdner Haide" (Isis 1864, 42—54); „Ueber das Vorkommen von Kalktuff bei Pirna" (das. S. 58); „Die Sandformen der Dresdner Haide bezogen auf das Elbbassin", 1865, und als letzte seiner Publicationen: „Ueber die Diluvialgeschiebe bei Klotzscha" (Isis 1865, 47—81). Seit December 1863 pensionirt lebte G. hauptsächlich in Dresden und war ein thätiges Mitglied der naturforschenden Gesellschaft Isis. Auch war er ein guter Kenner der lebenden Farne, die er des Vergleichs wegen mit den fossilen Formen einem sorgsamen Studium unterzog. Seine ausgezeichnete Sammlung, namentlich werthvoll durch die Originale zu seinen phytopaläontologischen Arbeiten, ging großentheils an das königl. mineralogische Museum in Dresden über. G. war Ritter des königl. sächsischen Albrechts- und des kaiserl. königl. Leopold-Ordens und mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitglied.

Poggendorff, Biogr. I, 986. Sitzungs-Berichte der naturforschenden Gesellschaft Isis 1866, 59. C. W. Gümbel.

Gutenäcker: Jos. G., Philolog und numismatischer Schriftsteller, geb. am 4. Decbr. 1800 zu Stadtschwarzach, Landgericht Dettelbach in Unterfranken, Sohn eines Parapluismachers, kam frühe mit den Eltern nach Würzburg, wo er Gymnasium und Universität absolvirte (1824), wurde Lateinlehrer zu Neuburg, 1825 Gymnasialprofessor zu Münnerstadt, auch Zeichnungslehrer und Bibliothekar daselbst, 1849 Studienrector zu Bamberg, wo er am 3. Novbr. 1866 starb. Seine wissenschaftliche Specialität war Mathematik und Numismatik, insbesondere galt er als Autorität in der Münzkunde des Frankenlandes. Von ihm: „Kreismessung des Archimedes, nebst dem dazu gehörigen Commentar des Eutokius, griech. und deutsch. Nebst einer Einleit. über die Zahlenbezeichnungsarten und das Zahlensystem der Griechen", 1825; „Πρόκλου Σφαῖρα jam primum in linguam vernaculam translata notisque illustrata", 1830; „Das Grabmal des Archimedes", 1833; „Vita Pauli Schedii", 1834; „Geschichte des Gymnasiums in Münnerstadt", 1835; „Variae lectiones Sallustianae", 1837—39; „Ueber Würzburgisch-fränkische Numismatik", 1838; „Beiträge zu einer kritischen Geschichte der Salzburg", 1842. Sehr werthvoll und allen Lexicographen eine willkommene Fundgrube, zugleich ein handlicher Beitrag zur Schul- und Litteraturgeschichte Baierns sind die mit biographischen Notizen versehenen bibliographischen Arbeiten unter dem Titel: „Verzeichniß aller Programme und Gelegenheitsschriften, welche an den königl. baierischen Lyceen, Gymnasien und lateinischen Schulen erschienen sind", I. Abtheilung (von 1823—60), 1862; II. Abtheilung (von 1861—73) fortgesetzt von J. G. Zeiß, 1874 und 1875; „Franz Ludwig Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken in seinen Münzen", 1864; Einladungsschrift zur Enthüllungsfeier des von Se. Maj. dem Könige Ludwig I. von Baiern diesem Fürsten zu Bamberg gewidmeten ehernen Standbildes (Sep.-Abdr. aus dem XXVII B. des histor. Ver. zu Bamberg).

Vgl. Heindl, Galerie 1859. I, 192. Zeiß l. c. S. 12.

Hyac. Holland.

Gutenberg: Johann G., geboren zu Mainz, Geburtsjahr nicht bekannt, gest. im Februar 1468. Mit Beseitigung der fortwährend abgeschriebenen Fehler läßt sich die Abstammung und Verwandtschaft Gutenberg's feststellen wie folgt: I. Friele zum Gensfleisch, kommt urkundlich vor 1331—1348. — II. Petermann zum Gensfleisch, 1356, 1379, verheirathet mit Nese zum Jungen 1370. — III. Friele zum Gensfleisch, 1359, gest. vor 1372, verheirathet mit Grede zu der Laden. — IV. Friele zum Gensfleisch, gest. vor 1430, verheirathet mit Else zu Gutenberg, 1425—30. — V. Friele zum Gensfleisch, genannt zu Gutenberg, 1429—34; sein Bruder **Henne (Johann) Gensfleisch** genannt **Gutenberg**, 1430—68, **der Erfinder der Buchdruckkunst mit gegossenen Metalltypen 1450**. Zu den zwischen 1411 und 1420 aus politischen Gründen ausgewanderten alten Mainzer Geschlechtern (Stadtadel) gehörten auch die Gensfleisch. In der Sühne des Erzbischofs Konrad III., vom 18. März 1430, wird „Henne zu Gudenberg" namentlich als „nit inlendig" (nämlich nicht im damaligen Kurfürstenthum befindlich) bezeichnet. Im J. 1434 treffen wir „Johann Gensfleisch der Junge (ein älterer „Henne zum Gensfleisch" zu Mainz hatte nach dem Zinsbuche des heil. Geistspitals von 1412 von dem Stifte aus Hechtsheimer Gütern 12 Schilling zu bekommen) genannt Gutenberg" in Straßburg, wo er die erste und größere Hälfte seines Lebens sich aufgehalten hat. G. wohnte im Kloster St. Arbogast, in der Nähe der Stadt, und war damals u. a. Meister im „Poliren von Steinen", d. h. im Schleifen von halbedlen Schmucksteinen (Agat, Chalcedon, Onyx). Sein Schüler war Andreas Dritzehn. Der Goldschmidt Hans Dunne verdiente 1436 durch G. gegen hundert Gulden mit dem was „zum trucken gehört"; ich habe diese Bezeichnung durch den schon um 1100 in der Fachlitteratur bekannten Stanzendruck mit heißen Eisen erklärt. Denn G. befaßte sich damals auch noch mit einer andern Industrie. Er schloß nämlich 1437 mit dem Vogt zu Lichtenau, Hans Riff, einen Vertrag ab, dessen Gegenstand die „Anfertigung von Spiegeln für die bevorstehende Wallfahrt nach Aachen" war. Die Einfassung dieser Spiegel, — verzierte Wände eines Kästchens, mit dem die kleinen Spiegel im Mittelalter geschlossen wurden, — sollte von Goldblech hergestellt und dann mit geschmolzenem Blei vollgegossen werden, eine Manipulation, die bedeutenden Gewinn versprach. Bald darauf wurden Andreas Dritzehn und Andreas Heilmann, gegen ein Lehrgeld von achtzig Gulden, in diese Gesellschaft aufgenommen. Da die siebenjährige Wallfahrt nach Aachen aber von 1439 auf 1440 ausgesetzt worden war, machten G., Dritzehn und Heilmann einen neuen Vertrag für den fünfjährigen Zeitraum vom Sommer des J. 1438 bis zum Sommer des J. 1443. Gegen ein Lehrgeld von je 125 Gulden sollte G. seine Gesellschafter in Allem unterrichten, was er kann. Im Sterbefalle sollen die betreffenden Erben, nach Ablauf der fünf Jahre, für den eventuellen Vorrath eine Abfindungssumme von 100 Gulden erhalten. Im December 1438 schickt G. seinen Knecht, Lorenz Beildeck, nach Dritzehn und Heilmann um „alle Formen zu holen", und schmilzt sie ein in Gegenwart des Geistlichen Antonius Heilmann (Andreas' Bruder), dem noch „etliche dieser Formen dauerten". Andreas Dritzehn, der sich noch im Herbst zu Bischofsheim „einen Spiegelmacher" nannte, erkrankte am 23. December, beichtete am 25. December 1438 und ist bald darauf verschieden. Am 26. December schickt Andreas Heilmann den Drechslermeister Conrad Sasbach, der für Dritzehn „eine Presse" gemacht und mithin Bescheid weiß, nach dessen Wohnung, um „die Stücke aus einander zu nehmen, damit man nicht wisse was es sei". Sasbach sah nach, aber „das Ding war fort". Seinerseits schickte G. den Lorenz Beildeck zu Claus Dritzehn, einem Bruder des Verstorbenen, mit der

Bitte: „die Presse, die sein seliger Bruder Andreas unter sich hatte, Niemanden zu zeigen, sondern dieselbe mit den zwei Wirbelchen zu öffnen; die vier Stücke in der Presse würden dann voneinander fallen, und die möchte er auf die Presse legen, damit man nicht wissen könne, was es sei, denn das hätte sein Junker Johann Gutenberg nicht gerne". Claus Dritzehn sah nach, fand aber eben so wenig wie Sasbach. Ohne vorgefaßte Meinung kann kein Sachverständiger hier eine Spur von Druckerpresse oder Typographie entdecken! Die Sucht nach Verheimlichung ist aus der oben angedeuteten Erklärung verständlich genug (vgl. mein „Gutenberg" S. 515); es handelte sich blos um „Goldmacherei". — Georg und Claus Dritzehn verklagten im J. 1439 G. vor dem großen Rath in Straßburg. Ihr Bruder Andreas hatte sich nämlich, mit Hinblick auf den außerordentlichen Gewinn in Aachen, stark verschuldet und seinen Besitz verpfändet. Für diesen ganzen Verlust wollten die Kläger, obgleich sie das Abkommen der Gesellschaft aus dem Vertragsentwurf ihres verstorbenen Bruders kannten, durch G. entschädigt werden! Der daraus entstandene und von G. am 12. Decbr. 1439 gewonnene Proceß hat uns die vorerwähnten, äußerst wichtigen Thatsachen urkundlich und in der Form beeidigter Zeugenaussagen überliefert. — Angesichts Gutenberg's Steinschleiferei, Stanzendruck, Goldschmiedekunst, Bleieinkäufe, Schmelztigel und beschworener Spiegelfabrikation, kann zunächst bei ehrlichen Leuten von der landläufigen Xylographie, vom Holzdruck, nie wieder die Rede sein. Die Behauptung, daß die Typographie mit „beweglichen Lettern von Holz" ihren Anfang genommen habe, sollte für immer unter die Ammenmährchen verbannt bleiben. Die Typographie ist technisch zusammengesetzt aus dem Graviren von metallenen Letternstempeln (Patrizen, Punzen), dem Einschlagen dieser Stempel in Kupferstäbchen (Matrizen), der Herstellung einer Gießform für diese Matrizen, dem Guß der Typen, der Adjustirung dieser Typen, und endlich aus dem Schriftsatz und Abdruck. Diese Erfindung war nicht ein Handwerk, sondern eine Kunst, und mit Recht hat sie das fünfzehnte Jahrhundert begrüßt, ausposaunt, als eine ars subtilissima, ars artium et scientia scientiarum, ars sancta, ars divina! Nur ein mit Metallarbeiten beschäftigtes industrielles Genie, nicht aber ein sogenannter Briefdrucker, konnte zu dieser gewaltigen Erfindung prädisponirt sein! Und darum ist der Straßburger Proceß von so hoher Wichtigkeit: er zeigt uns technisch und psychologisch a priori den Mann, der sich a posteriori als den ersten Typographen der Welt herausgestellt hat. — Im J. 1441 verbürgte sich G. mit dem Ritter von Ramstein für Junker Hans Karle beim St. Thomascapitel in Straßburg, lieh aber am 17. Novbr. 1442 von besagtem Capitel selbst 80 Gulden. Am 12. März 1444 zahlte er noch einen Gulden Weinzoll, von da an aber verliert sich die urkundliche Spur seines Aufenthalts in Straßburg. In Mainz begegnen wir ihm im October 1448. Die Jahre 1445, 1446 und 1447 sind in seiner Biographie ein unbeschriebenes (von Fabeldichtern wie Schaab und Wetter mißbrauchtes) Blatt. Hier nähern wir uns aber dem wirklichen Zeitpunkt seiner Erfindung. Er war damit fertig im J. 1450, und erklärt selbst im J. 1460, in der berühmten Schlußschrift seiner Ausgabe des Catholicon, Mainz für den Ort der Erfindung, dieses „außerordentlichen Gnadengeschenkes Gottes". Eine aus feindlicher Quelle stammende Tradition (Chronik von Köln, 1499) muß der Wahrheit gemäß eingestehen: „Im Jahre unseres Herrn 1450, damals war ein Jubiläum, — begann man zu drucken, und das erste Buch das man druckte, war die lateinische Bibel, und diese ward gedruckt mit einer groben Schrift, womit man jetzt Meßbücher druckt." Dieses **erste Buch** war die großartige **36zeilige Bibel**, der 1453—55 die **42zeilige Bibel** nachfolgte. Beide Denkmäler eines

genialen Mannes und einer großartigen, in ihren kulturgeschichtlichen Folgen vielleicht größten Erfindung, liegen vor mir: die 36zeilige Bibel der Universitätsbibliothek zu Jena, die 42zeilige auf Pergament aus Fulda; aber ich muß aus eingehender Vergleichung mit der größtmöglichen Entschiedenheit die Resultate meines vor wenigen Monaten erschienenen Werkes bestätigen. — Mit einer dritten Type druckte G. sein drittes Hauptwerk, das Catholicon des Johannes de Balbis von Genua (1286), ebenfalls einen Folianten. Auf die kleinen Schriften — Ablaßbriefe mit den gedruckten Daten 1454 und 1455, Donatausgaben ꝛc. — brauchen wir uns hier nicht weiter einzulassen. (Die finanzielle Seite und ihre schlimmen Folgen für G. findet der Leser Bd. VIII. S. 267 unter Johann Fust angegeben. Weiteres wird unter Peter Schöffer folgen.) Am 17. Jan. 1465 wurde G. vom Erzbischof Adolf von Nassau „zu unserem Diener und Hofgesinde aufgenommen und empfangen". Der Märtyrer seiner Erfindung genoß diese Ruhe in Eltville, wo er indessen noch neue Schüler ausbildete, nicht lange. Im Todtenbuch der Dominicaner zu Mainz heißt es zum 2. Febr. 1468: „Obiit Dominus Johannes zum Gensfleisch cum duabus candelis super lapidem prope cathedram praedicantis habens arma Gensfleisch" (nämlich Bettelmönch oder Pilger, mit Schale und Stab in den Händen). Und da der Kanzler Dr. Konrad Humery die ihm verpfändeten „Formen, Buchstaben, Instrumente, Geräthe ꝛc. zu dem Druckwerk gehörend, und die Johann Gutenberg nach seinem Tode hinterlassen hat", erhalten zu haben bescheinigt, erklären diese beiden Urkunden sich gegenseitig zur Genüge. — Die schnelle Verbreitung seiner „neuen, wunderbaren Kunst" hat der Erfinder noch erlebt: die Typographie war — wie ich in einem neuen Werke nachweisen werde — 1460 schon in Straßburg, 1461 in Bamberg, 1463 in Köln, 1464 im Benedictinerkloster Subiaco bei Rom, 1467 in Eltville und in Rom, 1468 in Basel, Lübeck und Augsburg. — War G. ausgeplündert worden bei seinem Leben, der Raub wurde nach seinem Tode systematisch gegen ihn weiter getrieben! Seine Erfindung wurde einfach, erst seinem herzlosen Geldschießer Johann Fust (Faust), sodann dessen Schwiegersohn Peter Schöffer angelogen; sein Name und damit seine Person wurde als Gensfleisch und Gutenberg auseinander gerissen, und die erste Hälfte zu einem mythischen Diebe in Straßburg und Haarlem erniedrigt; seine 36zeilige Riesenbibel wurde von einer scheingelehrten Unkritik einem miserablen Briefdrucker in Bamberg (A. Pfister), seine 42zeilige Bibel seinem pfiffigen Gehülfen Schöffer, sein Catholicon Bechtermünz in Eltville, seine Ablaßbriefe dem Nachtwächter in Wolkenkukuksheim zugesprochen. Und sogar in den Mainzer „Ehrenrettungen" (Schaab's pragmatische Geschichte 1830 und Wetter's kritische Geschichte 1836) verblieb ihm factisch nichts als dumme Schusterflickerei, die ihm sogar Wetter — nachmachen konnte! Da ich nun einmal, zur Sühne der Verbrechen meiner früheren Landsleute, meine Existenz zur Lösung dieser Frage eingesetzt habe, hielt ich in meinem oben S. 219 citirten Werke ein Todtengericht ab über eine ganz verfehlte Litteratur (über 1000 Nummern), wofür mich meine neuen Landsleute mit Injurienklagen heimsuchen. Die Zukunft wird richten. v. d. Linde.

Gutenburg: Herr Ulrich von G., Minnesänger. Er gehört wahrscheinlich zu dem klettgäuischen Geschlecht, dessen Burg in der Nähe von Thiengen stand. Unter seinem Namen sind mehrere Liedchen und ein langer Leich überliefert. Die Lieder müssen nach Strophenbau, Rhythmus und Reim in die ältere Zeit des Minnesanges (12. Jahrhundert) gesetzt werden; der Leich, der nur in der Pariser Handschrift überliefert ist, setzt in Form und Inhalt lange Pflege und völlige Ausbildung des Minnesanges voraus, und enthält eine Wendung (71, 39), die auf eine andere Gegend als den Klettgau weist. Das Andenken

des Sängers ehren spätere Kunstgenossen; als Leichdichter rühmt ihn der von Gliers.

Von der Hagen, Minnesänger, 4, 119. Lachmann und Haupt, Minnesangs Frühling S. 261. W. Wilmanns.

Guthe: Hermann G., Geograph, geb. den 22. Aug. 1825 zu St. Andreasberg auf dem Harze, besuchte 1839—45 das Gymnasium zu Klausthal, studirte dann in Göttingen und Berlin, und wurde 1849 als Lehrer am Lyceum zu Hannover angestellt. 1863 kam er an die polytechnische Hochschule daselbst als Lehrer der Mathematik und Mineralogie und erhielt später den Unterricht in der Geographie beim Cadettencorps, so wie beim Kronprinzen und den Prinzessinnen von Hannover. 1873 wurde er nach München berufen zur Uebernahme der neugegründeten Professur an der technischen Hochschule, hatte aber kaum seine Lehrthätigkeit begonnen, an die mit Recht große Erwartungen sich knüpften, als er am 29. Jan. 1874 an der Cholera starb, nachdem ihm dieselbe Seuche im vorhergehenden Jahre Frau und Tochter entrissen hatte. Er schrieb: „Zur Geschichte und Geographie der Landschaft Margiana, des heutigen Merw. Doct.-Diss." (1856); „Die Lande Braunschweig und Hannover, mit Rücksicht auf die Nachbargebiete geographisch dargestellt" (1867); „Lehrbuch der Geographie" (1868) und gab heraus „Schulwandkarte der Provinz Hannover" (1873). G. gehört zu denjenigen Schülern Karl Ritter's (er empfing die ersten Anregungen zum Studium der Geographie durch Karl Ritter's Vorlesungen im Wintersemester 1847—48), welche die Betrachtungsweise des Meisters durch naturwissenschaftliche und mathematische Grundlagen vertieften. Seine Monographie über die Welfenlande ist als eine Musterschrift der neueren Erdkunde nach Auffassung und Darstellung anerkannt. Ebenso ist das Lehrbuch, welches 1877 in neuer Auflage durch H. Wagner herausgegeben wurde, das brauchbarste das wir gegenwärtig besitzen. Selbständigkeit des wissenschaftlichen Urtheils, praktische Auswahl und klare, gedrängte Anordnung des in großer Fülle auf verhältnißmäßig engem Raum gebotenen Stoffes erheben dasselbe über die gewöhnlichen compilirten Lehrbücher.

Nekrolog in den Geogr. Mitth. 1875, 43. Ratzel.

Gutknecht: Jobst oder Jodocus G., druckte in Nürnberg von 1514 bis 1540 neben anderen Werken viele Volksbücher und namentlich Volkslieder. Sein erstes Buch war: „Missale Pataviense cum additionibus Benedictionum cereorum, cinerum, Palmarum, ignis paschalis, evangelii passionis dominicae quater cum notis musicis sec. ordinem quatuor evangelistarum & paschalis praefationis: Exultet iam angelica turba etc.. Am Ende: Revisum et correctum in clarissimo oppido Nurnbergensi impensis providorum virorum Jacobi Heller, nec non Henrici Hermann de Wimpfen, per Jodocum Gutknecht, impressorem, finitum d. VII. Kal. Nov. 1514." folio, und sein letztes: „Bekäntnis der Sünden, mit etlichen Betrachtungen und nutzlichen Gebeten, jetzt aufs neue ubersehen und gedruckt. Nurnberg, Jobst Gutknecht. 1540." 8⁰.

Vgl. Panzer, Annales Bd. VII, p. 455 u. 472. Hirsch, Librorum etc. millen. III, p. 10 u. 61. Weller, Repertorium typographicum a. v. St.

Kelchner.

Gutmann: K. A. (pseudon.) s.: **Glatz**, Jacob, oben Bd. IX. S. 219 f.

Gutschmid: Christian Gotthelf v. G., geb. am 12. December 1721 zu Kahren bei Cottbus als Sohn des dortigen Pfarrers, studirte seit 1740 in Halle Theologie, bis ihn Kränklichkeit veranlaßte zur Jurisprudenz überzugehen, begleitete einen jungen v. Vieth auf die Universität Leipzig, ließ sich dort 1749 als Advocat nieder, erhielt 1756 als Nachfolger K. F. Hommel's die ordentliche

Professur des Lehnrechts, wurde, 1758 zum Hof- und Justizrath berufen, mehrfach zu diplomatischen Geschäften in München, Augsburg und Warschau verwendet, erhielt 1762 die Leitung des Geheimen Archivs und war Mitglied der Restaurationscommission. Gleichzeitig zum Bürgermeister von Leipzig gewählt, verwaltete er dieses Amt bis 1771, obwol meist in Dresden lebend; denn im Herbst 1763 berief ihn Kurfürst Friedrich Christian als Lehrer seines ältesten Sohnes Friedrich August in den Rechts- und Staatswissenschaften, als welcher er nicht blos seinen Zögling mit Gründlichkeit in diese Disciplinen einführte, sondern auch dessen Vertrauen in solchem Grade gewann, daß er von ihm zu den höchsten Aemtern befördert wurde und den größten, Dank seiner Pflichttreue und Rechtlichkeit zugleich auch den wohlthätigsten Einfluß auf die Regierung des sächsischen Staates ausübte. Er war es, der den jungen Kurfürsten bewog, sich dem nachtheiligen Einflusse seines Oheims und Vormundes Xaver zu entziehen. 1766 wurde er Vicekanzler, 1768 arbeitete er einen neuen Finanzplan für Sachsen aus. Nachdem Kaiser Joseph ihn bei seinem Besuche in Dresden in den Reichsfreiherrnstand erhoben hatte, ernannte ihn der Kurfürst 1770 zum Geheimen Rath und Conferenzminister und 1790 nach v. Stutterheim's Rücktritt zum Cabinetsminister für die Domestiqueaffairen, später auch für die Militärangelegenheiten. Bei den Verhandlungen über den Fürstenbund und die polnische Thronfolge war er thätig. Vor Allem aber verdankt ihm Sachsen mehrere der wichtigsten Reformen seines Justizwesens, z. B. die Abschaffung der Tortur, die theilweise Trennung der Verwaltung durch Errichtung von besonderen Rentämtern, die Einführung von Proceßtabellen u. A. Einen Beweis seiner Uneigennützigkeit gab er, indem er die ihm bei der Pillnitzer Zusammenkunft 1791 von Kaiser Leopold geschenkten 2000 Ducaten zu einem Stipendium für auf sächsischen Universitäten studirende Predigersöhne aus Oesterreich widmete. Seit 1776 war er durch Erbschaft Besitzer von Kleinwolmsdorf bei Radeberg. Er starb am 30. December 1798. Von seinen fünf Söhnen, die er größtentheils selbst unterrichtete, war Christian Friedrich Stiftskanzler zu Merseburg, Gottlieb August Geh. Kriegsrath, Wilhelm, geb. 1761, Conferenzminister, † 1830; Sigismund diente 1796 als Major im Kriege gegen Frankreich, hatte bis 1798 den Vortrag in Militärcommando-Sachen, kämpfte als Generalmajor bei Wagram mit, war darauf Mitglied der Commission zur Reorganisation des sächsischen Heeres und befehligte als Generallieutenant die zweite Infanterie-Division im Feldzuge gegen Rußland, starb aber schon 1812 an einer Krankheit in Pulawy. Flathe.

Gutsleff: Eberhard G., war ein Sohn des Reval'schen Pastors an der heiligen Geistkirche gleichen Namens, der selbst wiederum einer Predigerfamilie angehörte, die aus Niedersachsen nach Livland gekommen war. Nachdem er in Reval die erste Erziehung genossen und im Hause seines Vaters, vielleicht durch die seit 1706 daselbst stattfindenden Zusammenkünfte, die die Uebersetzung der Bibel in die ehstnische Sprache zum Zwecke hatten, zum Studium der Theologie angeregt worden war, studirte er an der damals viel besuchten Universität Halle. Er schloß sich dort besonders Joh. Jacob Rambach an und blieb auch später dessen Freund. Im J. 1724 wurde er seinem Vater adjungirt, aber da derselbe schon im darauffolgenden Jahre starb, so ward der Sohn zum Diaconus an der heiligen Geistkirche erwählt. An dieser Kirche hatte er es mit den Ehsten zu thun, daher warf er sich besonders auf das Studium der ehstnischen Sprache und indem er die Arbeiten des Pastors zu St. Jürgen, Anton Thor Helle, benutzte, gab er eine „Kurzgefaßte Anweisung zur ehstnischen Sprache“ heraus. Damit aber dem Volke immer leichter die nöthigen Bücher verschafft werden könnten, begründete G. mit zwei Reichsthalern die jetzt mit großem Segen wirkende ehstnische Verlagskasse, die nach der Instruction von 1723 für esthnische

Erbauungsbücher sorgen und diese zu ermäßigten Preisen oder auch ganz umsonst den Ehsten zukommen zu lassen hat. Im J. 1724 schloß sich G. dem zum Oberpastor an der Domkirche berufenen Friedrich Mickwitz an. Beide begannen für die Deutschen der Stadt Collegia pietatis einzurichten, die aber in der Unterstadt verboten, auf dem Dom im Hause des Oberpastors Mickwitz fortgesetzt wurden. 1733 am 12. Juli wird G. zum Diaconus an die deutsche St. Olaikirche in Reval und zugleich als Inspector der Stadtschulen berufen. In dieser Zeit berief er aus Halle zum Hauslehrer seiner Kinder den Prediger Franz Hölterhoff, welcher seinen Einfluß auf ihn dahin geltend machte, daß er seine Wirksamkeit durch Privat-Andachts-Versammlungen wieder anhob, wozu noch der Besuch des Grafen Zinzendorf, der 1736 in der St. Olaikirche predigte und in Reval mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, viel beigetragen haben mag. 1738 wurde G. von der ösel'schen Ritterschaft zum Superintendenten von Oesel und zum Oberpastor in Arensburg berufen. Hier hatte er eine schwere Stellung. Sein früherer Hauslehrer Hölterhoff war kurz vor ihm Diaconus in Arensburg geworden und hatte in der Gemeinde zu Gunsten Herrnhuts gewühlt. G. trat anfänglich gegen ihn auf, wurde aber schließlich ganz für Herrnhut gewonnen und suchte nun, unterstützt von Herrnhut'schen Sendboten, Herrnhut'sche Institutionen in der Kirche einzuführen. Es war eine buntbewegte Zeit, es wogte eine Erweckung durch das ganze Land und bei G. zeigte es sich nun, daß er nicht die Gabe hatte mit entschiedener Hand das Steuer der Kirche zu leiten. Daher verwickelte er sich in mancherlei Streitigkeiten und namentlich zuerst in einen Streit mit den Predigern und dann mit dem Landeshauptmann. Der Streit mit den Predigern, die ihn der Einführung fremder Gebräuche in der Kirche anschuldigten, wurde immer heftiger, bis sie sich endlich gegenseitig verklagten und die Regierung eine Untersuchungscommission nach Oesel sandte. Wenn auch dieselbe dahin ihr Gutachten abgab, daß G. seines Amtes entsetzt, der Stadtgemeine Abbitte thun und dann die Erlaubniß erhalten sollte, zu seinen beiden Söhnen nach Herrnhut zu ziehen, so erfolgte doch kein Urtheil. 1746 folgte auf den Landeshauptmann v. Vietinghoff, der Alles seinen Gang gehen ließ, Tunzelmann Edler v. Adlerflug, der mit aller Energie dahin wirken wollte, daß die Spaltungen aufhörten und die Verhältnisse geordnet würden. Ein kaiserlicher Befehl in Betreff Herrnhuts, den G. nicht publiciren wollte, gab die Veranlassung, daß der Streit zwischen dem Superintendenten und dem Landeshauptmann ausbrach. Der Landeshauptmann setzte es durch, daß der Befehl von G. publicirt wurde, aber bei der Publication ließ G. sich zu unvorsichtigen Aussprüchen in der Predigt verleiten, die von einigen Zuhörern dem Landeshauptmann hinterbracht, neuen Grund zur Anklage des Superintendenten nicht nur, sondern auch zu politischen Verdächtigungen abgaben. In Folge derselben wurde der Capitain Repninsky aus St. Petersburg nach Arensburg geschickt, um G. zu arretiren. Er konnte der Aussprüche wegen eigentlich nicht einer so scharfen Strafe verfallen, aber der Streit hatte die Gemüther so erhitzt, daß jede Partei die andere stürzen wollte und Tunzelmann gelang es, aber nur so, daß er die Ausdrücke (die Obrigkeit habe in Kirchensachen nichts zu befehlen. Dem großen Heilande wären alle Monarchen, Könige und Fürsten wie Mücken und Fliegen, welche in der Hand eines starken Mannes zerquetscht würden) preßte und dadurch den Schein des Gesetzes für sich hatte. G. wurde nun nach St. Petersburg gebracht und dort in den Kasematten, den Gewölben unter der Festung, untergebracht. G. an ein thätiges Leben gewöhnt, vertrug das Sitzen in den Kasematten nicht; er fing ernstlich an zu kränkeln und wurde deshalb in ein hölzernes Haus versetzt, in welchem er am 2. Februar 1749 durch ein seliges Ende von allem irdischen Jammer erlöst wurde.

Vgl. Eberhard Gutsleff, Superintendent und Oberpastor in Arensburg. Eine kirchenhistorische Skizze aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Reinhold Girgensohn in Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche, Bd. XI, Heft 4, Jahrg. 1869. H. Girgensohn.

Guts-Muths: Johann Christoph Friedrich G., der Vater der deutschen Gymnastik, geb. am 9. August 1759 in Quedlinburg, † am 21. Mai 1839 in Ibenhain bei Schnepfenthal. Der einzige Sohn eines wenig begüterten Vaters, den er bereits im zwölften Lebensjahre verlor, entwickelte er früh die Neigung zur Selbstthätigkeit, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt aber erhielt er durch tüchtige Lehrer eine gründliche Vorbereitung für die wissenschaftliche Laufbahn. Noch als Schüler begann er dann auch bereits in der Familie des Leibarztes Ritter, der die häusliche Unterweisung seiner Kinder ihm anvertraute, eine pädagogische Thätigkeit, die, durch Basedow's Elementarwerk mannigfach bestimmt, ihn früh auf den seiner Natur besonders angemessenen Beruf hinleitete. Im J. 1779 bezog er die Universität Halle, wo er unter Semler, Knapp und Niemeyer Theologie studirte, aber auch unter Trapp's Anleitung seine pädagogische Einsicht erweiterte, während er zugleich mit Mathematik und Physik, mit Geschichte und neueren Sprachen eifrig sich beschäftigte. Als er 1782 in die Vaterstadt zurückgekehrt war, trat er auch wieder in Ritter's Haus ein, um mit erweitertem Wissen und größerer Sicherheit seine pädagogische Thätigkeit fortzusetzen, die er auch dann nicht abbrach, als das Haupt der Familie 1784 der Tod hinweggenommen hatte. Er war in dieser Zeit auch Führer Karl Ritter's geworden, der durch ihn die ersten Anregungen zu seinen großartigen geographischen Studien erhielt. Und diesen Knaben führte er nun auch 1785, einen älteren Bruder mitnehmend und in Begleitung der Mutter, der kurz vorher erst begründeten Erziehungsanstalt Salzmann's in Schnepfenthal zu. Salzmann aber, der in dem jungen Hauslehrer rasch ungewöhnliche Eigenschaften erkannte, hielt ihn für seine Anstalt fest, wie er beide Brüder bei sich aufnahm. Seitdem ist G. bis in sein hohes Alter dem Schnepfenthaler Erziehungshause treu geblieben. Er übernahm neben dem Unterrichte in Geographie und Technologie (seine Geschicklichkeit in mancherlei Handarbeiten war anerkannt) mit besonderer Vorliebe den Unterricht in der Gymnastik, und dazu konnte ja der Philanthropinismus, der so früh auf ihn eingewirkt hatte und in Schnepfenthal eine so besonnene Ausbildung erhielt, ihn wie von selbst bestimmen. Was er für die gymnastischen Uebungen der Anstalt vorfand, war zunächst nur ein in der Nähe gelegener halb freier, halb von Buchen beschatteter Platz; aber Uebung und Nachdenken, verbunden mit Erforschung dessen, was im Alterthum zur Gymnastik gehört hatte, brachten ihm gleich in den ersten Jahren ein reiches Material, das dann in sorgfältiger Durcharbeitung 1793 seine „Gymnastik für die Jugend“ darstellte, ein Buch, welches 1804 in einer zweiten sehr vermehrten, ja völlig umgearbeiteten Ausgabe wieder erschien. Von der Handarbeit durch die geselligen Spiele hindurch bis zur fein berechneten Uebung hinauf hat alles der Ausbildung körperlicher Kraft und Gewandtheit Dienende für ihn seine Bedeutung, und man darf wol sagen, daß das von ihm entwickelte System der Gymnastik durch die neuere Turnkunst nicht wesentliche Ergänzungen erhalten hat. Und so ist auch der bescheidene Platz, auf welchem er seine Zöglinge so lange geübt hat, durch die nach und nach getroffenen Einrichtungen und aufgestellten Geräthe für Viele von vorbildlicher Bedeutung geworden. Die patriotischen Zwecke, denen er durch sein „Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes“ (Frankfurt a. M. 1817), wie durch den „Katechismus der Turnkunst“ (ebd. 1818) zu dienen strebte, ließ freilich die hereinbrechende Zeit der Reaction nicht erreichen; aber er zeigte dabei doch, wie die Jahre herrlicher Erhebung ihn mit der von F. L. Jahn vertretenen Richtung in denselben

großen Zusammenhang geführt hatten. In anderer Weise hatte er schon 1796 durch die Schrift „Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes“ (2. Aufl. 1802), sowie durch sein 1797 erschienenes „Kleines Lehrbuch der Schwimmkunst“ wichtige Gesichtspunkte aufgestellt und zweckmäßige Anleitung gegeben. Der ersteren Schrift schloß sich 1802 der „Spielalmanach für die Jugend“ an. In den geographischen Unterricht hat er vielleicht zum ersten Male Methode und Leben gebracht. Wie er seine Mittheilungen veranschaulichte, durch die mit den Zöglingen unternommenen Wanderungen anregender machte, durch das Zeichnen von Landkarten den Schülern fester einprägte, so hatte noch kaum ein Anderer die Sache angegriffen. Und auch auf diesem Gebiete hat er als Schriftsteller gewirkt. Wir erinnern an sein „Handbuch der Geographie“ (Leipzig 1810, 2 Bde., 2. Aufl. 1825 f.), an seinen „Abriß der Erdbeschreibung“ (Leipz. 1819, 3. Aufl. 1839), an seine „Methodik der Geographie“ (1835), an seine Mitarbeit bei dem vollständigen Handbuch der Erdbeschreibung von Gaspari, Hassel, Ukert u. A., an das mit J. A. Jacobi bearbeitete Werk „Deutsches Land und deutsches Volk“ (Gotha 1821 f.). — In Verbindung mit seinem technologischen Unterrichte erschien sein viel gebrauchtes Buch „Mechanische Nebenbeschäftigungen für Jünglinge und Männer“ (Altenburg 1801, 2. Aufl. Leipzig 1816). — Eine besondere Thätigkeit entwickelte er noch bei der Herausgabe der Zeitschrift „Bibliothek für Pädagogik, Schulwesen und die gesammte pädagogische Litteratur Deutschlands“, die mit wiederholt verändertem Titel von 1800—20 sich behauptete und ihm vielfache Gelegenheit gab, die regen pädagogischen Bestrebungen jener Zeit fördernd zu begleiten. Die meisten seiner litterarischen Arbeiten sind in dem freundlichen Landhause entstanden, das er seit 1797 in dem nicht fern von Schnepfenthal gelegenen Ibenhain bewohnte. Da entfaltete sich nun auch um ihn — er war mit einer Seitenverwandten Salzmann's verheirathet, die ihm eine Reihe von Kindern schenkte — das traulichste Familienleben, dem er in patriarchalischer Würde vorstand. Nebenbei beschäftigte ihn auch die Pflege seines Blumen- und Obstgartens, die Besorgung seiner Bienenstöcke, die Arbeit an der Drechselbank. Nach Schnepfenthal kam er in früheren Jahren täglich zweimal, später nur einmal, um Unterricht zu ertheilen, und da wußte er stets Ernst und Milde, Würde und Freundlichkeit in glücklicher Weise zu verbinden. Die allezeit festgehaltene einfache, naturgemäße Lebensweise ließ ihn noch im Alter rüstig erscheinen; am 1. Juni 1835 konnte er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feiern. Aber zwei Jahre später sah er sich durch das Schwinden der Kräfte genöthigt, seine pädagogische Thätigkeit einzustellen. Er trat völlig zurück zu Ostern 1839, und schon nach wenigen Wochen führte eine kurze Krankheit seine Auflösung herbei.

S. Diesterweg in den Rhein. Blättern für Erziehung und Unterricht 1840. I. Kawerau in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1859, 643 ff. Kramer, K. Ritter, Bd. I. K. Salzmann in Schmid's päd. Encykl., Bd. III.

H. Kämmel.

Guttel: Kaspar G. (Güttel, Güettel, Güettell, Güthel, Guthell), gebürtig aus München in Baiern, † am 24. Mai 1542 in Eisleben. Er war Theolog, wallfahrtete nach Rom, trat 1498 in den Orden der Augustiner Eremiten und wurde von Staupitz 1514 oder 1515 nach Neustadt-Eisleben (nicht Neustadt a./O.) gesandt, um daselbst ein Augustinerkloster aufzurichten. Er wandte sich aber bald der evangelischen Lehre zu und verkündigte dieselbe mit großem Eifer an verschiedenen Orten wie in Zwickau, Arnstadt, Brix in Böhmen. Schon 1518 trat er, unmittelbar von Staupitz angeregt, in

seinem „Büchlein von Adam's Werken und Gottes Gnaden" für das alleinige Vertrauen auf die Gnade Gottes in Christo Jesu ein. Von großem Einfluß sind seine in kräftigem, wenn auch unbehülflichem Deutsch geschriebenen Volksschriften gewesen (vgl. Krumhaar, Die Grafschaft Mansfeld, Eisleben 1855; E. Weller, Repertorium typograph. im Register v. Güthel). In seiner „Schutzrede wider etliche ungezähmte freche Clamanten", 1522, schlägt er, wie Luther in der Schrift an den Adel, vor, Kurfürst Albrecht möchte sich als Primas durch ganz Germanien an die Spitze der Bewegung stellen und eine deutsche Kirche gründen helfen. Da er 1517 in Leipzig Doctor der Theologie geworden war, traten die Leipziger Theologen heftig gegen ihn auf. Dagegen nennt ihn Luther nur den frommen Dr. Kasper, wie er denn anderwärts als der „Evangelist in der Grafschaft Mansfeld" und als ein „hochgelahrter, gottseliger und treuer Mann" bezeichnet wird. In Arnstadt predigte er 1522 auf dem Markte gegen die Irrthümer der römischen Kirche und ließ diese Predigten, wie seine früher in Zwickau gehaltenen zu Wittenberg drucken. Später sehen wir ihn als ersten evangelischen Pfarrer und Superintendent der Grafschaft Mansfeld, als welcher er in Eisleben starb.

Ueber sein Leben und seine Schriften sind hauptsächlich zu vergleichen: Olearius, syntagma rerum thuring. II, 274 ff.; Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie, 2. Thl. S. 319; Tentzel's curieuse Biblioth. 1704 S. 389; J. Schöpper, Memoria theologicum Neo-Islebensium illustrata, Eisleben 1714; Seckendorf, Historia Lutheranismi, part. II, p. 268 ss.; Unschuldige Nachrichten oder fortges. Sammlung von Altem und Neuem, 1725 S. 376, 1727 S. 884, 1731 S. 866; Weller's Altes aus allen Theilen der Geschichte, Chemnitz 1762, 1. Bd. 406—10; Panzer's Annalen 2. Bd., 93, 184, 185, 287. Außerdem noch Gründler's Sammlung auserlesener Briefe Luther's, 1. Thl. S. 651—53; Luther's Briefwechsel, herausgegeben von Burckhardt, S. 29, 45; Hesse, Schwarzb. Gelehrte aus dem Auslande, St. 4, 1834, Schulpr. Anemüller.

Guttenberg: Johann, s.: **Gutenberg**.

Guttenberg: Karl Gottlieb G., Zeichner und Kupferstecher, geb. am 21. August 1743 zu Wöhrd bei Nürnberg, gest. im Spätherbst 1792 zu Paris. Als Sohn eines armen Handlangers in den Werkstätten der Steinmetzen hatte er eine Jugend voll Entbehrungen durchzumachen. Die Anfangsgründe in der Zeichnenkunst erwarb er sich in der Schule des J. J. Preißler in Nürnberg und wurde dann bei einem mittelmäßigen Schriftstecher mit der Kupferstichkunst, freilich nur handwerksmäßig, bekannt gemacht. Später fand er bei Mechel in Basel Beschäftigung und zugleich Gelegenheit, sich zum Künstler auszubilden. Er zeichnete und stach Figürliches, wie Landschaften, und dieser Zeit gehören bereits rühmenswerthe Blätter an. Nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Basel wandte er sich nach Paris, wo er anfangs, aus Mangel an Bekanntschaft, für naturhistorische Werke Thiere und Vögel stach. Mit dem berühmten Kupferstecher Wille in Berührung gekommen, hielt er es nicht unter seiner Würde, bei diesem Künstler als Lehrling einzutreten und durch Fleiß wie durch angebornes Talent wurde er auf diesem Wege zu einem Künstler herangebildet, dessen Werke sich stets des Beifalls erfreuten. Nun folgten reichliche Aufträge, bei denen ihm zuweilen seine Frau, eine geborene Lorieux, durch Vorätzen behilflich zur Seite stand. Er wurde dadurch so an Paris gefesselt, daß er mit Ausnahme einer kleinen Reise nach Basel Frankreich nicht verließ. Zu seinen vorzüglichsten Schülern gehören neben seinem jüngeren Bruder Heinrich noch J. S. Klauber aus Augsburg und Theod. Falkeisen aus Basel. Er stach viel nach französischen

und niederländischen Malern und auch nach eigenen Zeichnungen. Zu den geschätztesten Werken seines Grabstichels gehören: „Die Aufhebung der Klöster in Oesterreich", nach Defrance, „Das schmollende Kind" nach Greuze, „Der Chemiker" nach Mieris, „Der flämische Tanz" nach P. van Mol, „Die Abendgesellschaft" nach Rembrandt, „Der Rheinfall" nach Schütz und die „Satyre auf die in Folge der Theetaxe in Amerika ausgebrochenen Unruhen". Man zählt etwa 80 seiner Blätter. Sie beweisen, daß er ein gründlicher Zeichner war, der den Grabstichel wie die Radirnadel trefflich zu benützen wußte, um wahre Kunstwerke zu schaffen. — Heinrich G., sein jüngerer Bruder, gleichfalls Kupferstecher, ward geb. am 29. April 1749 zu Wöhrd und † am 16. Januar 1818 zu Nürnberg. Auch er wurde bei Preißler im Zeichnen unterrichtet und da er sich nach dem Beispiele seines Bruders auch für die Kupferstichkunst entschied, darin von einem mittelmäßigen Kupferstecher unterwiesen. Als er von diesem nach dreijähriger Lehrzeit den Lehrbrief erhielt, glaubte er ein vollendeter Künstler zu sein, dem in Paris die glänzendsten Erfolge nicht fehlen könnten. Mit 21 Jahren kam er zu Fuß daselbst an. Sein Bruder, der ihn liebevoll aufnahm, sah bald, wie schwach es mit der Kunst bei ihm bestellt sei, aber für weisen Rath war der dünkelhafte Besitzer des Lehrbriefes nicht empfänglich und es kam zwischen den Brüdern zu einem Bruch, bis die trüben Erfahrungen, die nun nachfolgten, Heinrich mürbe machten. Es erfolgte die Aussöhnung Beider, nachdem der Lehrbrief dem Feuer überantwortet wurde. Nun ging die Arbeit glänzend von statten, nachdem Heinrich auch bei Wille seine Studien gemacht hatte. Die Unruhen in Frankreich trieben ihn 1789 nach Italien, wo er 18 Monate blieb. Die Nachricht von der Krankheit seines Bruders rief ihn zurück, doch fand er denselben nicht mehr lebend. Er verließ darauf Frankreich und siedelte sich in Nürnberg 1793 an, wo er 10 Jahre blieb, als ihn die Lust anwandelte, nochmals Paris zu besuchen. Nach 6 Jahren kehrte er abermals in seine Vaterstadt zurück und blieb da bis zu seinem Tode. Wie sein Bruder war er im Figürlichen wie im Landschaftsfache gleich bewandert, besonders die Landschaften, Thierstücke und Conversationsstücke niederländischer Künstler wußte er trefflich wiederzugeben. Für das Musée Napoleon war er auch beschäftigt; die große Kreuzabnahme nach Rubens, die er für dasselbe ausführte, gehört zu seinen Hauptblättern. Unter diesen erwähnen wir noch „Eine heilige Familie" nach Raphael, „Eine Beschneidung Christi" nach Fra Bartolomeo und eine Landschaft nach Dietrich.

Die nürnbergischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken. Nürnb. 1822 (daselbst auch die Bildnisse beider Brüder).

J. Wessely.

Guttenberger: Georg G., ein geschickter Nürnberger Glasmaler, welcher viele tüchtige Schüler bildete und im J. 1670 starb.

Doppelmayr, Nachrichten von nürnbergischen Künstlern (Nürnberg 1730).

R. Bergau.

Gutzkow: Karl Ferdinand G., der hervorragendste Vertreter der modernen Aera unserer Litteratur; in deren Sturm- und Drangperiode, dem vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, der talentvollste Verfechter der neuzeitlichen Ideen, darauf als Dramatiker der erfolgreiche Neuerer eines nationalen Bühnenlebens, in den fünfziger Jahren der Schöpfer des modernen Zeitromans, hat er im Laufe einer ein halbes Jahrhundert umspannenden, äußerst fruchtbaren litterarischen Thätigkeit den eigenthümlichen Geist seiner Zeit in seinen, allen Gattungen des litterarischen und dichterischen Schaffens angehörenden Werken zu geistvollem, umfassendem und dauerndem Ausdruck gebracht. Ein Sohn des Volks, wurde er in Berlin am 17. März 1811 als Kind eines prinzlichen Stallbeamten, der

später eine Subalternstelle im Kriegsministerium bekleidete, geboren, wuchs unter kümmerlichen, jedoch poetisch und geistig anregenden Verhältnissen auf, besuchte 1821—29 das Friedrich Werder'sche Gymnasium mit Auszeichnung und studirte dann auf der Universität seiner Vaterstadt, besonders von Schleiermacher und Hegel beeinflußt, Theologie und Philosophie. Ein heimathliches Pastorat war sein Ziel. Doch frühe schon folgte er, während er einerseits die Freiheit der akademischen Jugend mit vollen Zügen genoß (er war Mitglied einer heimlich bestehenden Burschenschaft — societas bibatoria —) und die ersten leidenschaftlichen Herzensconflicte durchkämpfte (die wie bei Goethe einen Theil seiner dichterischen Production bestimmend beeinflußten), anderntheils mit Eifer selbständigen Studien oblag und durch Stundengeben seinen Eltern die Last seines Unterhalts erleichterte, seinen schöngeistigen und publicistischen Neigungen. Bestimmend für seine Lebensrichtung wurde der mächtige Eindruck, den die Nachricht von dem Ausbruch der Juli-Revolution in Frankreich (1830) und die geistige Bewegung, welche diese in Deutschland hervorrief, auch auf ihn machte. Die Lehren eines Lamennais, St. Simon, welche eine Reform der ganzen Gesellschaft predigten, nahmen die aus dem Schlummer erweckten jungen Köpfe gefangen. G. erhielt die Kunde von der Pariser Bewegung, als er gerade mit einer Preisschrift „De diis fatalibus“ den Sieg davon getragen hatte. Die Werke der Alten vertauschte er mit der Zeitung, er ward Publicist. Schon als Primaner hatte er eine geschriebene Zeitschrift gegründet, die unter den Genossen circulirte, 1831 gründete er jetzt als Student das „Forum der Journallitteratur, eine antikritische Quartalschrift“, von welcher drei Hefte erschienen, deren erstes einen Aufsatz „Wolfgang Menzel und die über ihn ergangenen Urtheile“ enthielt. Hierdurch wurde der damals als kritischer Dictator gefürchtete Redacteur des Cotta'schen „Litteraturblatts“ auf ihn aufmerksam und da derselbe als Mitglied der würtembergischen Kammer in seiner Zeit bedrängt war und eine redactionelle Hülfe bedurfte, rief er als solche die junge Kraft zu sich nach Stuttgart. Die Conflicte nicht achtend, in die er durch die Aufgabe seiner theologischen Laufbahn zu seinen Eltern und der Familie einer Braut gerieth, folgte G. dem Rufe. Seine Stellung bannte ihn nicht dauernd in die Schwabenhauptstadt, zu deren lyrischen Größen er in kein rechtes Verhältniß zu treten vermochte, und so sehen wir den inzwischen in Jena zum Dr. phil. Creirten während der nächsten zwei Jahre in Heidelberg, dann in München philosophischen Studien obliegen, sehen ihn Leipzig, Berlin, Hamburg besuchen, wichtige Bekanntschaften machend oder befestigend, vor Allem mit H. Laube, Th. Mundt, Wienbarg, den Männern des „jungen Deutschland“, wie der Letztgenannte die von ihnen vertretene geistig-revolutionäre Richtung in der Widmung seiner „Aesthetischen Feldzüge“ getauft hat. Der Bund mit Menzel, wegen der Verschiedenheit der Naturen an sich nicht haltbar, wurde durch die neuen Beziehungen bald gelockert und G. durch den Einfluß Laube's, mit dem er im Sommer 1833 eine Reise durch Italien und Oesterreich gemacht hatte, im Winter dieses Jahres dahin gebracht, dasselbe definitiv zu kündigen. So kam es, daß das Lob, welches die jeanpaulisirenden „Briefe eines Narren an eine Närrin“ (Hamb. 1832) und der tibetanische Zustände schildernde, dem Kern nach metaphysische, der Stimmung nach ironische Roman „Maha Guru, Geschichte eines Gottes“ (Stuttg. 1833) bei Menzel gefunden hatte, für die spätere Production des Dichters in die unversöhnlichste Ablehnung umschlug, was sich dem Dichter sehr bald empfindlich fühlbar machen sollte. Kaum hatte er nämlich seinen durch den Freitod der Charlotte Stieglitz und ein eigenes Erlebniß angeregten, in seinem revolutionären Ideengehalt gegen die herrschenden Institutionen der Ehe und des Glaubens gerichteten Roman „Wally oder die Zweiflerin“ (Mannheim 1835; Gesamm. Schriften Bd. IV u. d. T.: „Ver-

gangene Tage") herausgegeben, als Menzel denselben nicht nur einer vernichtenden, feindseligen Kritik unterzog, sondern in dieser auch die Regierungen direkt aufforderte, ein solches abscheuliches Attentat gegen die christliche Religion mit strafender Strenge zu ahnden. Das Metternich'sche Regierungssystem war damals nur zu bereit, mit Einkerkerungen, Bücherverboten, Ausweisungen jede freiere Regung der Geister zu unterdrücken und so war der Fall nicht nur ein willkommener Anlaß, die Wally zu confisciren und deren Autor (trotz der Rechtfertigung durch den greisen Kirchenrath Paulus) wegen der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften drei Monate (in Mannheim) gefangen zu setzen, sondern auch durch Bundestagsbeschluß alle Schriften des sogenannten „jungen Deutschland", unter welcher imaginären Bezeichnung man Laube, Mundt, Kühne, Wienbarg und G. verstand, zu unterdrücken, ja in Preußen sogar Diejenigen, welche G. in Zukunft noch schreiben würde. Ein harter Schlag für den auf seine Feder angewiesenen Berufsschriftsteller! Er hatte sich vor Kurzem in Frankfurt a. M. niedergelassen, wo er ein kritisches Beiblatt zu Duller's Phönix redigirte, und hatte sich sogar mit einer jungen Frankfurterin, Amalie Klönne, verlobt, welche in dieser Zeit der Acht und Verketzerung, die ihn auch gesellschaftlich traf, treu zu ihm stand und die er nach seiner Entlassung aus dem Mannheimer Gefängniß auch heirathete. Hier hatte er sich in der Einsamkeit durch die Schrift „Zur Philosophie der Geschichte" mit dem Hegel'schen System auseinander gesetzt. Er ließ dieselbe im Verlag von Hoffmann & Campe in Hamburg (1836) erscheinen, der an den Werken Boerne's und Heine's in der Umgehung der Bücherverbote schon einige Uebung erlangt hatte, ebendort gelangten auch Gutzkow's nächste Schriften zur Ausgabe. Die Schrift „Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" konnte dagegen unbeanstandet noch im selben Jahre in Berlin erscheinen. Ein großes periodisches Unternehmen, das er mit Wienbarg und dem Verlagsbuchhändler Dr. Karl Loening geplant hatte, die „Deutsche Revue", wurde durch den Wetterschlag des Bundestagsbeschlusses im Keime erstickt, ein ähnlicher Versuch in kleinerem Maßstab scheiterte, erst der „Telegraph für Deutschland" (1837—42) faßte Wurzel, gedieh aber auch erst dann, als er in den genannten Hamburger Verlag überging und G. selbst ihm im Herbst 1837 in die alte Hansestadt folgte. Hier blieb er mit kurzen Unterbrechungen bis 1842, vielfach getrennt von seiner Frau, die dann im Hause der Mutter zu Frankfurt weilte. Neben der Redaction war er ununterbrochen productiv beschäftigt. Wie er schon 1835 den Band „Oeffentliche Charaktere" hatte erscheinen lassen, so stellte er jetzt eine Sammlung verwandten Charakters, aber ungleich vertiefteren Gehalts unter dem Titel „Die Zeitgenossen" zusammen und gab sie, um das Verbot zu umgehen, unter dem fingirten Namen Bulwer's (Stuttg. 1837) heraus. 1838 folgten diesem Zeitgemälde in Charakterbildern, der aus dem eigenen Leben fast zu unmittelbar geschöpfte Roman „Seraphine", dann eine Sammlung von Kritiken „Götter, Helden und Don Quixote", der satyrische Roman „Blasedow und seine Söhne", dessen Spitze besonders gegen die Theorie der Erziehung zu einem bestimmten Berufe gerichtet ist, und schließlich die politische Broschüre „Die rothe Mütze und die Kapuze", welche in die Kölner Wirren eingriff und besonders gegen Görres gerichtet war. Eine Zeit des Kampfes mit geistigen Waffen ist überhaupt diese Sturm- und Drangperiode des Dichters; wie seine Schrift für Goethe gegen Menzel, so machte die Biographie „Boerne's Leben" (Hamb. 1840) Front gegen Heinrich Heine. Ziehen wir hierher gleich noch das Resultat eines längeren Aufenthalts in Paris, wo ihn die Empfehlungen der Familie Theresens von Bacheracht (an die ihn während der ersten Hälfte der vierziger Jahre ein Freundschaftsverhältniß intimster Art knüpfte, in die ersten Kreise der Politik und Litteratur einführten, die „Briefe aus Paris"

(Leipzig 1842, Brockhaus) und seine dramatischen Anfänge, so haben wir den Theil seiner Werke aufgezählt, welcher die genannte Epoche seines Werdens repräsentirt (Gutzkow's Gesamm. Werke, 12 Bde., Frankfurt a. M. 1845, 1846; 4. Ausg. 1878—79). Geistvolle Präludien zu der großen Symphonie des Jahrhunderts hat man sie passend genannt. Die Erörterung der Zeitideen ist in ihnen die Hauptsache, auch da, wo sie sich in dichterische Gewandung hüllte. Die poetische Intuition steht unter der Herrschaft einer grübelnden, sceptischen, nach Ausgleich ringenden Verstandesthätigkeit. Einflüsse der Schule Hegel's, der französischen socialen Reformer, George Sand's wie Jean Paul's, ja hier und da der Romantiker, insbesondere auch der religiösen Stimmung seiner Jugend sind deutlich nachweisbar. Charakteristisch ist die Frühreife des urtheilenden Verstandes, welcher scheinbar mit allen Idealen zerfallen ist, der kecke Elan seiner Polemik, die treffende, in die Tiefe gehende Charakteristik von Menschen und Zuständen, der plastische, gedrungene und doch lebendige, in Bildern schwelgende Stil, sein wunderbarer Instinkt für alle Wandlungen der Zeitatmosphäre und ferner sein überraschendes positives Wissen auf beinahe allen Gebieten menschlichen Interesses. —

Diese auf geistvolle Bloßlegung und Darstellung des Waltens und Webens des Zeitgeistes gerichtete Absicht seines Schaffens ist zwar immer dieselbe geblieben, aber das dichterische Talent des Autors wußte sich später in immer kunstgemäßeren und unmittelbareren, aus der Welt der Anschauung geschöpften Gestaltungen zu bethätigen, mit dem geistigen Inhalt seiner Produkte einen gleich mächtigen poetischen zu verschmelzen. Gleichzeitig schärfte sich das in die Zukunft gerichtete und dort eine Versöhnung des Idealen mit dem Realen suchende Auge des Poeten. Daß das dichterische Talent in G. von Anfang an lebendig gewesen, das beweist allein schon der bereits 1832 veröffentlichte „Sadducäer von Amsterdam", eine Erzählung von mächtigem Inhalt, feiner Charakterzeichnung, klassischer Composition und tiefer poetischer Wirkung. Die lyrische Anlage in G. finden wir in der humoristischen Stimmung, dem „latenten Humor" seiner Prosa aufgelöst, doch auch in seinen wenigen lyrischen Gedichten charakteristisch ausgeprägt.

Der Fortschritt zeigt sich zunächst in seinen Arbeiten für die Bühne. Auf die genialischen Lesedramen „Nero" (1834) und „König Saul" (1838) folgte „Richard Savage" (bürgerl. Trag.), mit dem es ihm gelang, der modernen Richtung die Bühne erfolgreich zu erobern (1. Auff. Frankfurt a. M., 18. Juli 1839). Ihr widmete er nun, zunächst mit Ausschließlichkeit, sein ganzes Talent. 1840 erschienen: „Werner oder Herz und Welt" (Schausp.) und Patkul (Trag.), 1841: „Die Schule der Reichen" (Lustsp.), 1842: „Ein weißes Blatt" (Sch.), 1843: „Zopf und Schwert" (Lustsp., entstand in Mailand), „Die beiden Auswanderer" (Sch.), 1844: „Das Urbild des Tartüffe" (Lustsp.), 1845: „Der 13. November" (Sch.), und „Pugatschew" (Tr.), 1846: „Uriel Akosta" (Tr., entstand in Paris) und „Anonym" (L.), 1848: „Ottfried" (Sch.) und „Wullenweber" (Tr.), 1849: „Liesli" (Tr.) und „Der Königslieutenant" (L.), 1853: „Fremdes Glück" (L.) und „Philipp und Perez" (Tr.), 1854: „Lenz und Söhne" (L.), 1855: „Lorbeer und Myrthe" (L.) und 1856: „Ella Rose" (Sch.), (Gutzkow's Dramat. Werke, 4 Bde. Leipz. 1845—47, 3. Aufl. Jena 1872). Rechnen wir hierzu noch die Gaben seines Alters: das Festspiel „Der Gefangene von Metz" (1871) und das Lustspiel „Dschingischan" (1875), sowie die Fragmente „Marino Falieri" (Tr.) und „Gräfin Esther" (Sch.), so ergeben sich als Summe seines dramatischen Schaffens 27 Stücke, die zwar nicht alle Treffer waren, aber von denen ein großer Theil zu einer höchst werthvollen Bereicherung des nationalen Theaters wurde. G. eroberte die Bühne einer unmittelbar aus

dem Leben quellenden Kunst zurück. Die in kraftlose Jambenrhetorik verfallenen Nachahmer Schiller's, die der realen Welt abgewandte Ironie der Romantiker, die übertreibende Gewaltsamkeit eines Grabbe hatten das Bühnenleben nicht befruchten können. An die bürgerlichen Tragödien Schiller's und Lessing's anknüpfend, wußte G. die Welt der Bühne und des Lebens einander wieder zu nähern. Was Lefèvre im „Urbild des Tartüffe" ausruft, bezeichnet seine eigenste Schaffensmaxime: „Die Bühne soll das Leben mit der Kunst, die Kunst mit dem Leben vermitteln. Stellt doch Menschen hin, die nicht vergangenen Jahrhunderten, sondern der Gegenwart; nicht den Assyriern und Babyloniern, nein, Euren Umgebungen entnommen sind!" In der damaligen Zeit der Stagnation war dies eine erlösende That. Seine Begeisterung für die maßgebenden Ideen der Zeit, sein Spürsinn für den Zusammenhang und die Entwickelung der socialen und historischen Zustände kamen ihm nicht nur im bürgerlichen Schaupiel, sondern auch im historischen Trauerspiel und Lustspiel zu Statten. Nur wer ein warmes Verhältniß zu den Zuständen der eigenen Zeit unterhält, kann sich in die Zustände vergangener Zeiten so versetzen, daß er sie auch dramatisch oder überhaupt poetisch darzustellen vermag. So hat Gutzkow's dramatische Produktion zunächst ihre Hauptbedeutung in der Wahl und der Aufgreifung des Stoffes sowie in der Charakteristik. Er brachte wirklich lebende, moderne Menschen auf die Bretter. Sein pointenreicher, farbensatter und geistvoller Dialog war eine weitere werthvolle Errungenschaft unserer Bühne. Seine wachsende Kenntniß der Technik ist der Wirkung seiner Stücke von wesentlichem Nutzen gewesen. Gutzkow's Kunstverstand ist bewunderungswürdig, und da überhaupt die Phantasie und die Empfindung bei diesem kritischen, sceptischen Geiste, wie bei Voltaire, meist unter der Herrschaft des Verstandes standen, das Lustspiel aber diejenige Gattung ist, in der die menschlichen Handlungen vom Gesichtspunkt des Verstandes aus betrachtet und dargestellt werden, so hat gerade auf diesem Gebiet unseres Dichters Talent das ästhetisch Vollendetste geleistet. „Zopf und Schwert" und „Das Urbild des Tartüffe" sind classische Musterstücke. — Im Trauer- und Schauspiel verliert dagegen die Kunst des Dichters im Verlauf des Stückes öfter an Kraft. Die Exposition ist auch hier vortrefflich, die ersten Acte sind fast immer mustergültig; der weitere Ausbau hält dann aber nicht immer, was der Anfang versprach. Schuld daran trug neben dem Gesagten wol auch die Unruhe seines Geistes, der nie aufhörte, auf den verschiedensten Interessengebieten sich auf dem Laufenden zu halten. Oft mag ihn schon ein neuer Stoff zur dichterischen Gestaltung gelockt haben, da er noch mit dem Ausbau des alten nicht fertig war. Daher die vielen Ueberarbeitungen, die er später mit den Stücken vornahm, zu denen ihn oft freilich auch die Rücksicht auf die Bühne veranlaßte. Schuld daran war aber ferner der Trieb seiner Natur, die Kunst zu außer ihr liegenden, wenn auch edlen Zwecken zu benutzen. Der Ausruf Molière's im „Urbild des Tartüffe" ist hier bezeichnend: „In der Poesie suche ich eine Waffe zu finden für den Kampf der Aufklärung gegen die Lüge." Gegen die Mächte des Wahns, der Convenienz, der politischen und kirchlichen Unduldsamkeit sind alle seine Stücke gerichtet. Allerdings soll das Drama eine sittliche Wirkung ausüben, aber doch nur mittelbar durch die Wirkung der dargestellten Handlung, nicht unmittelbar durch in den Mund der Helden gelegte Reden, durch Episoden, welche an sich das Drama entbehren könnte. In G. schlummerte neben dem Poeten stets der Kämpfer für politischen, geistigen und religiösen Fortschritt. Der erwachte oft zur Unzeit und ergriff das Wort, wo es dem Dichter noch zukam. Seine Gestalten waren bewegt von den Problemen der Zeit — und das ist ihr großer unveräußerlicher Vorzug; sie debattirten aber auch über sie, und das ist ihr Fehler. Im Kampfe der Geister fochten sie mit: für die

Generation war dies heilsam und förderlich, mit Recht rühmt man, daß „damals höhere Wallungen, tiefere Gedanken, edlere Anregungen seit Jahren nicht von der Bühne herab vom Publikum empfangen worden“ sind (Karl Frenzel, s. u.), späteren gebildeten Generationen muß ein Theil dieser Gedanken und Mahnungen als Gemeinplatz und Allbekanntes erscheinen. Immerhin hatte der Dichter auch hier einen glücklichen Griff. Seine Probleme schöpfte er aus dem Leben, aus seinem eigenen unmittelbar, aber es waren fast durchgehends solche, welche noch sehr lange Zeit die Menschheit bewegen werden. Das Schwanken des Mannes zwischen einer alten und neuen Liebe, das er im „Werner“, in „Ein weißes Blatt“ und „Ottfried“ schildert, das Unterliegen eines Helden für Recht und Freiheit durch die Ränke der Diplomatie im „Patkul“, die tragische Ernte, welche im Undank der Kinder aus der Saat einer verkehrten Erziehung aufgeht: der Gegenstand der „Schule der Reichen“, der Kampf zwischen Rücksichten des Herzens und der Ueberzeugungstreue („Uriel Akosta“), zwischen der Liebe und der Ehre des Künstlers („Lorbeer und Myrthe“) sind beispielsweise tragische Verhältnisse, welche noch in unabsehbarer Ferne als frisch aus dem Leben gegriffene Probleme wirken müssen.

Während sich von Frankfurt a. M. und Hamburg aus Gutzkow's Ruhm als dramatischer Dichter in Deutschland verbreitete und Darsteller wie Seydelmann, Emil Devrient, B. Dawison in seinen Rollen allerorts Beifall weckten, aber auch gleichzeitig die Schaar seiner ästhetischen und persönlichen Gegner ihn zum Gegenstand immer heftiger werdender Angriffe machte, lebte er, von Paris (1842) zurückgekehrt, hauptsächlich in Frankfurt, vielfach aber auf Reisen, bis der Erfolg seines „Uriel Akosta“ in Dresden (1846) der hauptsächlichste Anlaß ward seiner Berufung dorthin als Dramaturg an das königliche Theater durch den Intendanten von Lüttichau. Die dortigen Verhältnisse waren aber einem selbständigen Naturell wie das Gutzkow's nicht günstig (vgl. Gutzkow's „Rückblicke auf mein Leben“ [Berl. 1875] und Rob. Proelß, Gesch. des Hoftheaters zu Dresden [Dresd. 1878]). Die Märzrevolution traf ihn in Berlin, wo er mit Frau und Kindern bei Verwandten weilte. Während er drauf und dran war, sich praktisch an dem Aufschwung der Nation zu betheiligen — am 19. März hatte er, veranlaßt durch Fürst Lichnowski und Graf Arnim-Boytzenburg, vor dem königlichen Schloß eine Beschwichtigungsrede an die Massen gehalten, schon war er Mitglied eines vermittelnden Comité's geworden — entzog ihn eine schwere Erkrankung und dann der Tod seiner Frau der Bewegung. Nur in zwei kleineren Schriften „Ansprache an das Volk“ und „Deutschland am Vorabend seines Falls und seiner Größe“ vermochte er seine Theilnahme zu bethätigen. Nach kurzem Aufenthalt in Warmbrunn kehrte er nach Dresden zurück, verlor aber, als dort in Folge des Maiaufstandes das Hoftheater aufgelöst wurde, seine Stelle, verbrachte das nächste Jahr in Frankfurt a. M., gegen dessen Ende er mit einer Tochter des bekannten Buchhändlers, Bertha Meidinger, einer Cousine seiner ersten Frau, die ihm drei Söhne geschenkt hatte, eine zweite Ehe einging. Bald darauf ging er wieder nach Dresden zurück, um hier bis 1861 die vielleicht glücklichste Periode seines Daseins zu erleben. In diese fällt die Entstehung seiner beiden größten und bedeutendsten Schöpfungen, der culturhistorischen Zeitromane „Die Ritter vom Geiste“ (Leipz. 1850—52, 9 Bde.; 5. Aufl. Berl. 1870, 4 Bde.) und „Der Zauberer von Rom“ (Leipz. 1858—61, 9 Bde., 4. Aufl. Berl. 1872, 4 Bde.).

Der Uebergang Gutzkow's zu dieser Gattung, zum breitangelegten Zeitroman nationalen Charakters war naturgemäß. Die dramatische Thätigkeit hatte ihm nicht allein eine feindselige Kritik und die Erfolglosigkeit seiner späteren Dramen verleidet. Seine von der Betrachtung des Lebens geregelte ästhetische An-

schauung hatte das ungenügende der dramatischen Form für seine höchsten Zwecke, die er in der Poesie verfolgte, erkannt. „Von je hat sich mein kritisches Gewissen", sagt er (Rückblicke S. 280), „gegen die absolute Continuität in den Facten einer Erzählung gesträubt." In der irritirenden Beeinflussung des Willens und unserer Handlungsweise durch Umstände und Umgebungen schien ihm das Komische und das Tragische der modernen Lebensverkettung zu liegen. In einer Zeit, wo die gesellschaftlichen Verhältnisse in ganz anderer Weise wie früher zusammengerüttelt sind, wo die Bedeutung der Oeffentlichkeit eine dominirende geworden, wo die Leichtigkeit des Reisens, des Verkehrs, die Entwickelung der Presse jeden Einzelnen in eine Fülle von Beziehungen bringt, die früher nur das Privilegium weniger Bevorzugter waren, mußte der Schwerpunkt in einem Gemälde der Zeit auf das zufällig in einandergreifende „Nebeneinander" der Lebensverhältnisse Vieler, statt wie im Drama und in den früheren Memoirenromanen, auf die in der Zeit sich wandelnden Schicksale einer Person gelegt werden. Dies der Sinn seines Ausdrucks „Der Roman des Nebeneinander". Die Größe der willensgewaltigen Helden, die wir in den Dramen der Alten, früherer Jahrhunderte mehr anstaunen als bewundern, bringt zudem unsere Zeit nicht hervor. Nicht zufällig sind Hamlet und der Faust des ersten Theils ihre Lieblingshelden, die „problematische Natur" ist der Held der modernen Gesellschaft. Jener Dualismus des Innern, der in Faust's Seufzer „Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust" Ausdruck findet, ist in unseren Tagen meist das tragische Schicksal des edlen strebenden Charakters, seine tragische Schuld jene falsche Rücksicht, welche nach Hamlet's Worten Unternehmungen von Mark und Nachdruck aus ihrer Bahn lenkt und der gesunden Farbe der Entschließung des Gedankens Bläße ankränkelt. Die „gemischten Charaktere", welche die Helden von Gutzkow's Dramen bilden, können in der That besser, treffender, wahrer in dem breiten Rahmen des Romans als in dem festen Gefuge des Drama's dargestellt werden.

Die „Ritter vom Geiste" spielen hauptsächlich in Berlin. Sie knüpfen an die großartigen Geheimbünde früherer Jahrhunderte an, — wie ähnliche Anklänge sich in Goethe's „Wilhelm Meister" und Jean Paul's „Unsichtbarer Loge" finden —, welche, erhaben über den Spaltungen der Gesellschaft, das Ideal der Humanität mit Zuhülfenahme mystischer Geheimnisse zu verwirklichen suchten. Die „Ritter vom Geiste" wollen dies mit Verzicht auf diese erreichen. Ihre Bewegung entsteht in Opposition zu der dumpfen Schwüle der preußischen Reactionsperiode nach der 48er Bewegung. Alle Probleme der modernen Zeit, Vertreter aller Stände werden in diese verwickelt. Wie es die Sache des Dichters hier nur sein konnte bei Zugrundelegung ganz realer, direct aus der Zeitgeschichte — oft mit Porträttreue — herausgegriffener Verhältnisse und Personen die Ausführung dieser aus protestantischem Geiste geborenen Idee eines geistigen Ritterbundes im Dienste der Humanität prophetisch der Zukunft zuzuweisen, so schließt auch die andere große Dichtung „Der Zauberer von Rom", welche eine verwandte humanitäre Bewegung in die katholische Hälfte des Vaterlandes verlegt, nur mit einem Fingerzeig auf die Möglichkeit einer Lösung des großen welthistorischen Problems der Versöhnung der lateinischen und germanischen Welt. Am Schlusse derselben legt der letzte Papst die Reform der Kirche im Geiste der reinen Liebe und Menschlichkeit in die Hände eines allgemeinen Concils. In beiden Culturgemälden, deren Schöpfer mit sicherstem Pinsel die Farben dem unmittelbaren Leben entlehnte, wird uns die Stimmung als vorhanden nachgewiesen, aus der heraus die erstrebten humanitären Reformen sich entwickeln könnten. Beide Romane gehören zu den gedankenreichsten, lebensvollsten der Gattung, sie sind durch und durch originelle Gebilde einer mächtigen, umfassenden Gestaltungskraft,

von poetischem Gehalt, idealer Richtung und dauerndem culturhistorischen Werthe. Daß die Composition dieser neunbändigen Schöpfungen nicht überall mustergültig, war bei dem Umfang derselben kaum zu vermeiden. Der Stoff sprengte die Form. — Während der Zeit dieser großartigen Schaffensperiode war G. (1852—62) auch als Herausgeber eines vorzüglichen Unterhaltungsblattes „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" (Leipz., Brockhaus) thätig. Beide Romane fanden sehr lebhafte Theilnahme und machten den Autor im besten Sinne populär. Doch selbst solche Erfolge vermochten den deutschen Berufsschriftsteller nicht von erneuten Nahrungssorgen zu befreien und, obwol ermattet, mußte er sogleich zu frischer Anstrengung schreiten; ein historischer Stoff, verquickt mit der deutschen Reformation, fesselte ihn zunächst. Welche geistige Erschöpfung die Produktion eines so vielgestaltigen, von dämonischen Zügen, aufregenden Scenen, geistvollsten Untersuchungen durchwirkten Werkes wie „Der Zauber von Rom" hervorbringen mußte, wird selbst derjenige Leser ahnen, der keinen Begriff von der aufregenden Natur des ächten dichterischen Schaffens hat. 1861, kurz nach Beendigung des Werkes, war er nach Weimar als Generalsecretär (500 Thaler Gehalt) der von ihm mitbegründeten Schillerstiftung gegangen. Der neue Aufenthalt enttäuschte ihn in mehr als einer Beziehung. Seine Position in der kleinen Residenz stellte an seine Mittel Anforderungen, denen diese nicht entsprachen. Sein Selbstgefühl als Autor machte ihm das abhängige Verhältniß zu dem Präsidenten der Stiftung, Dingelstedt, unerträglich. Das beständige Ringen und Arbeiten, die kleine Misere des schriftstellerischen Kampfes um's Dasein hatten ohnedies sein Nervensystem erschüttert. Kleinliche Chicanen, seine höchst angreifende Thätigkeit als Secretär, die Sorge um die Zukunft, um die Seinen rieben ihn auf. Neue kritische Angriffe befestigten in ihm den Glauben an eine geheime Verschwörung gegen ihn. Körperliches Leiden gesellte sich dazu. Ruhelos trieb er sich umher. So kam die Katastrophe von Friedberg heran: am 15. Januar 1865 versuchte er sich daselbst den Qualen trübsinniger Wahnvorstellungen mit Hülfe eines Dolches zu entziehen. Glücklicher Weise ohne Erfolg. Ein Aufenthalt von wenigen Monaten in der Heilanstalt des Dr. Falco zu Gilgenberg bei Baireuth stellte ihn geistig wie körperlich wieder her. Das Ereigniß brachte der Nation zum Bewußtsein, was sie in G. besaß. Freunde in Dresden, Berlin und anderen Städten veranlaßten Aufführungen, Sammlungen zu seinem Besten, so daß man den Genesenen mit Ueberweisung eines stattlichen Gutzkow-Fonds erfreuen konnte. Im Herbste 1865 kehrte er in den Schooß seiner Familie zurück und verbrachte den Winter in Vevey, dann schlug er sein Domicil zu Kesselstadt bei Hanau auf. 1867—68 erschien dann sein historischer Roman „Hohenschwangau" (5 Bde.), ein von der nationalen Einheitsidee durchdrungenes Gemälde des deutschen Reformationszeitalters. Es wäre jetzt Sache der berufenen Instanzen gewesen, einem Dichter von Gutzkow's Bedeutung eine öffentliche gesicherte Stellung zu bieten und damit die fernere beständige Sorge um die Existenz von ihm fern zu halten. Sich darum zu bewerben, widersprach seinem unabhängigen Sinn, kam ihm nicht zu. So unterblieb es, und von Neuem mußte er sich in die Wogen aufreibender, litterarischer Arbeit stürzen. Sein Nervensystem war und blieb erschüttert, ein Augenleiden (kurzsichtig war er von Klein auf) steigerte sich bis zur Erblindung des einen. So kommt es, daß die Schlußperiode seines Lebens von Erbitterung, Gereiztheit, erneuten Ausbrüchen von Verfolgungswahn getrübt ist, die seines litterarischen Schaffens die Anzeichen erschlaffender Schaffensfreude und Gestaltungskraft trägt. Man merkt den Romanen „Die Söhne Pestalozzi's" (Berl. 1870, 3 Bde.), „Fritz Ellrodt" (1870), „Die neuen Serapionsbrüder" (Bresl. 1875, 3 Bde.), den in den „Lebensbildern" (Stuttg. 1870, 3 Bde.) gesammelten Novellen, seinen Aufsätzen, Reiseskizzen, Anregungen, Erinnerungen, seinen „Rück-

blicken" die Hast der Production, die Abnahme der geistigen Schärfe, eine Verwilderung des Geschmacks an, so viel des Geistvollen und Interessanten sich in all diesen, zum Theil nur der Nothdurft des Lebens zu Liebe geschriebenen Arbeiten findet. Seine litterarische Streitschrift „Dionysius Longinus" (Stuttg. 1878) ist ein betrübliches Zeugniß seines überreizten Verhältnisses zu Menschen und Zuständen. 1868 war er nach Berlin gegangen, ohne jedoch in seiner Vaterstadt die Stellung gewinnen zu können, die er erhofft hatte. Mit seiner Verbitterung wuchs sein Nervenleiden. Zur Heilung verbrachte er den Winter 1873—74 in Italien, dann zog er sich nach Wieblingen bei Heidelberg zurück, im Herbst 1877 ging er schließlich nach Sachsenhausen, der Schwesterstadt Frankfurts, und hier trat den immerfort geistig Arbeitenden, der nur noch mit Hülfe von Chloral den Schlaf auf seine Lider zu bannen vermochte, in der Nacht vom 15. zum 16. December 1878 der Tod, wenn auch in tragischer Gestalt, so doch als Erlöser an. Eine starke Dosis Chloral hatte seine Sinne umnebelt, in diesem Zustand stieß er das Licht um, das Bett fing Feuer, in Rauch und Gluthen wie Hackert in den „Rittern von Geist", Lucinde im „Zauberer von Rom" schied er vom Leben. Am Tage vorher war er noch an der Umarbeitung seines Romans „Hohenschwangau" eifrig thätig gewesen.

Gutzkow's Charakter war ein Gemisch der schärfsten Widersprüche, er spiegelt sich in seinen Werken. Neben einem zersetzenden Verstand von mephistophelischer Schärfe hatte er ein weiches, empfindsames Gemüth. Immer zum Kampf bereit, „in Ausdruck und Haltung voll Wagmuth und Plebejertrotz", war er andererseits grüblerisch, reumüthig, zur Rücknahme bereit. In der Kritik wesentlich auf die Sache gerichtet, ließ er sich doch von persönlichen Sympathieen und Antipathieen unbewußt stark beeinflussen. Für an ihm geübte Kritik äußerst empfindlich, ließ er sich doch viel zu leicht durch dieselbe in dem Glauben an sich selbst irritiren. Nach dem dauernden Ruhm des Dichters strebend, wollte er doch vor allem auf die Gegenwart wirken und Zeuge seiner Wirkungen sein. Eine Ahasvernatur Orten wie Menschen gegenüber, immer im Aufenthalt, im Verkehr wechselnd (die Zahl seiner einander folgenden persönlichen Beziehungen ist kaum übersehbar), in der Oeffentlichkeit aufgehend, lebensdurstig, war er zugleich ein Virtuose der Einsamkeit, war ihm der Besitz einer Häuslichkeit Bedürfniß. Kritisch und satirisch veranlagt, drängte der Grundzug seines Geistes auf Versöhnung, Vermittelung. Scepticismus und Idealismus waren in ihm gleich mächtig. Seinem Talente nach ist er mit Voltaire, seinem Charakter nach mit Lessing verwandt. Der geistige Inhalt ist in allen seinen Werken bedeutend; Harmonie, das Maß des Schönen, geht ihnen oft ab. Begeistert für Freiheit und Fortschritt, war er ein unbeugsamer Verehrer bestimmter positiver Werthe im Leben des Herzens, des Geistes, des Staates, des Glaubens. So ist er in seinen Vorzügen nicht minder wie Fehlern ein ächter Sohn der gährenden Zeit, welche ihn zeitigte, deren Spiegelbild seine Werke sind, geistig in vieler Beziehung einer ihrer Gipfelpunkte. Aber ein Grundzug seiner Natur ist kein schwankender, hat keinen Gegensatz, das ist die Ueberzeugungstreue, welche sein Charakterbild verklärend, seinem Talente an Größe gleich kam.

Vgl. Gutzkow, K., Aus der Knabenzeit (Frankf. 1852); Das Kastanienwäldchen in Berlin (in: Lebensbilder, Bd. II, Stuttg. 1870); Rückblicke auf mein Leben (Berlin 1875); Riedel, K., Polem. Erörterungen a. d. Geb. der Kunst u. Litteratur, Nürnb. 1836; Jung, A., Briefe über die deutsche Litteratur (1836); Ders., Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste (Leipz. 1856); Schücking, L., Rückblicke auf die deutsche Litteratur s. 1830 (im Jahrb. der Litteratur 1839, Hamb., Hoffmann & Campe); Gottschall, R., Die deutsche Nationallitteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. (3 Bde., Bresl. 1855,

4. Aufl. 1875); Ders., K. Gutzkow, Ein litterar. Charakterbild (Unsere Zeit, N. F. 15. Jahrg. 6. Heft); Stern, Adolf, K. Gutzkow (in: Zur Literatur der Gegenwart (IV), Lpzg. 1880; Frenzel, K., K. Gutzkow, Ein Charakterbild (Westermann's Monatsh., April 1879). Eine ausführliche Biographie hat der Unterzeichnete in Arbeit, welche 1880 (Leipzig, B. Schlicke) erscheinen soll.

Johannes Proelß.

Gützlaff: Karl Friedrich August G., der Apostel China's, durch groß- und eigenartige Wirksamkeit in der Missionsgeschichte hervorragend, wurde als eines armen Schneiders Sohn am 8. Juli 1803 zu Pyritz in Pommern geboren. Die häuslichen Verhältnisse waren nicht förderlich, der Vater brustkrank, die Mutter starb früh, eine Stiefmutter folgte. Nach Besuch der Stadtschule wurde der geistesrege, für Geographie und Sprachen besonders empfängliche Knabe zu einem Gürtlermeister in Stettin als Lehrling gethan. Nach Wissenschaften und Abenteuern durstend, fand er aber ein Mittel, dem leidigen Handwerk zu entkommen. Er überreichte Friedrich Wilhelm III. ein Begrüßungsgedicht, welches Ostern 1821 seine Aufnahme in die private, für englische und holländische Gesellschaften vorbereitende Missionsschule Jänike's in Berlin zur Folge hatte. Die innige Frömmigkeit des greisen Lehrers war von größter Wirkung auf den Schüler. Zu Rotterdam setzte G. seit 1823 mit eisernem Fleiß seine Sprachstudien fort und ging dann, von der niederländischen Gesellschaft angestellt, den 11. December 1826 nach Batavia unter Segel. Hier bereits ergriff er mit Begeisterung, durch den englischen Missionar Medhurst bestimmt, seine Arbeit unter den zahlreich dort lebenden Chinesen, zunächst im täglichen Verkehr die Sprache erlernend. Auch in Riow, wohin er 1827, und in Bankok, wohin er 1828 ging, blieb Chinesenmission seine Hauptarbeit. Seine in Malakka geschlossene Ehe mit einer wohlhabenden Engländerin wurde schon 1831 durch den Tod der Gattin gelöst. Die Abhängigkeit von seiner Missionsgesellschaft löste er selbst, als diese die Arbeit unter den Chinesen als aussichtslos aufgab und wirkte von da ab völlig selbständig, wozu die Hinterlassenschaft seiner Frau ihm die Mittel gewährte. Theils von Bankok, theils von Makao, seinem nächsten Wohnsitz, unternahm er in den folgenden Jahren vier Recognoscirungsreisen in chinesisches Gebiet, welche ihn von der Möglichkeit des Eintritts in dasselbe überzeugten. Ihm wurde derselbe freilich um so leichter, als er selbst chinesische Kleidung und Sitte angenommen hatte, die Sprache wie seine Muttersprache gebrauchte und durch Adoption sich sogar hatte naturalisiren lassen. Diese Vorzüge verschafften ihm auch die gut dotirte Stelle eines Secretärs für chinesische Angelegenheiten bei der englischen Gesandtschaft. Als solcher begleitete er während des Opiumkrieges, 1839—42, die siegenden Heere, durch Predigt und Tractate unermüdlich zugleich missionirend. Nachdem der Krieg den Zugang wesentlich erleichtert und G. 1843 bei seiner Regierung in Victoria auf Hongkong Aufenthalt genommen hatte, begann er jene eigenthümliche, seinen Ruf begründende Missionsthätigkeit. Deren Grundzüge sind: 1) Chinesische Nationalprediger müssen die Sache selbst als ihr eigenes Werk treiben. 2) Die europäischen Mitarbeiter haben völlig chinesische Nationalität und Sitte anzunehmen. 3) Nicht eine Provinz, sondern das ganze Reich ist Gegenstand der Arbeit. Dies durchzuführen, gründete er 1844 den „Chinesischen Verein", dessen eingeborene Mitglieder unter seiner Leitung ausgebildet und dann zum Predigen und selbst zum Taufen in die Provinzen geschickt wurden. Seit dem Juni 1844 sandte er als Vereinssecretär monatlich einen „Gaïhan", d. i. Chinesenfreund, unterzeichneten Bericht über den Fortgang seiner Arbeit nach Deutschland, zuerst nach Calw, dann nach Cassel. 1847 gibt er den Bestand auf etwa 400 Getaufte mit 70 Predigern an. Die übrigen Missionare hielten sich mißtrauisch

fern. Seinen Plänen neue Theilnahme zu erobern, ging er am 1. Octbr. 1849 nach Europa. Nicht nur England, Holland und Deutschland, sondern auch Rußland, Finnland, Schweden, Dänemark, Oesterreich, Ungarn, Schweiz, Frankreich und Italien besuchte er, überall predigend und Vorträge selbst an Universitäten haltend, überall die evangelischen Missionsfreunde zu chinesischen Vereinen sammelnd. Jedem Lande wurde eine Provinz als Wirkungsfeld zugewiesen. Aber die Frucht dieser großartigen Organisation erntete er nicht mehr. Am 20. Januar 1851 nach Victoria zurückgekehrt, fand er den chinesischen Verein, über dessen inneren Werth er sich selbst vielfach betrogen hatte, durch Intriguen gesprengt; an seiner Wiederherstellung arbeitend, erlag er dort in Folge der Anstrengungen am 9. August 1851 der Gicht, die zur Wassersucht geworden. Der Parteien Gunst und Haß trübt sein Charakterbild bis heute. Die sanguinische, abenteuernde Maßlosigkeit seines Wirkens leugnen auch die Freunde nicht. Von seinen hohen Zielen geblendet, verlor er oft das klare Urtheil über die irdischen Mittel. Seine sehr umfassende litterarische Arbeit greift in die verschiedensten Sprachen, deren er etwa 15 verstand. Er revidirte das chinesische N. T. und übersetzte das A. T. schrieb eine Geographie in chinesischer und eine „Geschichte des chinesischen Reichs“ in deutscher Sprache (Stuttgart bei Cotta, 1847) u. v. a. Durch seine beschreibenden Berichte über China und Hinterindien hat er sich vorzüglich auch um die Länder- und Völkerkunde Ostasiens hervorragende Verdienste erworben und seine Urtheile sind von späteren Forschern großentheils bestätigt worden.

Eine kritische Darstellung seines Lebens, deren Material theils in Regierungsacten und Privatbriefen, theils in vielen, namentlich englischen Zeitschriften zerstreut liegt, steht noch aus. — Gaïhan's Chinesische Berichte von 1841—46, Cassel 1850. — Monatsberichte der chinesischen Stiftung, 3 Jahrgänge, ebd. 1847—49. — Dr. K. F. A. Gützlaff's Bericht seiner Reise von China nach England und durch die verschiedenen Länder Europa's, ebd. 1851.

H. Petrich.

Gutzmar: Johann Heinrich v. G., geboren am 9. November 1686, † am 1. Februar 1758, als Obersyndicus von Breslau der thatsächliche Leiter dieser zu fast republikanischer Selbständigkeit entwickelten Stadt in der Zeit, wo Friedrich der Große Schlesien in Besitz nahm. Geboren zu Schwerin in Mecklenburg von bürgerlichen Eltern, welche den Namen Gutzmann führten, und auf der dortigen Schule gebildet, studirte er Jura in Rostock und Halle, wo er des Thomasius Schüler war, und nachdem er dann zu Breslau bei dem kaiserlichen Oberamte und dem Amte des Fürstenthums Breslau gearbeitet, trat er (vermuthlich ums J. 1720) in die Reihe der bei der Stadt Breslau recipirten und vereideten Advocaten und etwa 10 Jahre später als Unterschöffensecretär in den Dienst der Stadt. 1736 den beiden hochbejahrten Syndicis als dritter zur Unterstützung beigegeben, gelangt er bei der schnellen Erledigung jener beiden Stellen bereits 1738 zu dem hohen Amte des Obersyndicus und wird als der oberste besoldete Beamte der Stadt der eigentliche Dirigent dieses aristokratischen Gemeinwesens. Die kaiserliche Regierung bemühte sich, den einflußreichen und geschäftskundigen Mann durch Ehrenbezeugungen zu gewinnen. 1737 wird er geadelt und zwar mit dem Prädicate v. G., 1740 zum kaiserlichen Rath ernannt und noch in demselben Jahre in den Ritterstand des Königreichs Böhmen erhoben unter Ertheilung des Incolats. An ihn wandte sich nun auch die kaiserliche Behörde im December 1740 nach dem Einmarsche der Preußen in Schlesien, als es sich darum handelte, von der Stadt Breslau, welche auf ihr jus praesidii, das Recht sich durch eigene Miliz zu schützen und die Einnahme kaiserlicher Besatzung abzulehnen sehr eifersüchtig war, einen ausnahmsweisen

Verzicht auf dieses Recht zu verlangen, und obwol G. selbst eine Neutralität, wie sie die Stadt im 30jährigen Kriege zu behaupten vermocht hatte, vorgezogen haben würde, so fügte er sich doch und bestimmte auch den Rath zur Zustimmung, ließ sich aber, als die Zünfte tumultuarischen Widerspruch erhoben, vielleicht nicht ungern zur Rücknahme des Beschlusses zwingen und erlangte nun von dem inzwischen herangerückten Könige von Preußen am 2. Januar 1741 eine Art Neutralitätsvertrag und das Versprechen, die eigentliche Stadt mit Militär zu verschonen. Bei dem Bestreben aber, diese Neutralität ganz strikt durchzuführen und den erzürnten Wiener Hof zu versöhnen, verwickelte G. den Rath in manche Conflikte mit den Preußen und machte sich selbst so verdächtig, daß endlich am 7. August König Friedrich ihn nebst seinem Collegen Löwe ins Lager nach Strehlen citiren und dann verhaften ließ. Beide blieben gefangen bis nach der Huldigung (7. November). Löwe ward wieder angestellt, G. nicht trotz aller seiner Bemühungen. Er zog sich auf sein Gut Groß-Wilkawe (Kreis Trebnitz) zurück, wo er im Januar 1758 starb, der letzte Leiter des alten freistädtischen Breslau, welches nun unter einem vom König ernannten Bürgermeister einfach in die Reihe der preußischen Städte eintrat. G. war vermählt mit einer geborenen v. Flade († 1744) und darauf seit 1746 mit Joh. Eleon. v. Wolf; Kinder hinterließ er nicht.

Aufzeichnungen von ihm über die bewegte Zeit Ende 1740 sind abgedruckt in Stenzel's Script. rer. Siles. Bd. V. Vgl. Grünhagen, Friedrich der Große und die Breslauer 1740—41, Breslau 1864.

Grünhagen.

Guy: G. (Guido), Bischof von Utrecht, war der zweite Sohn des Grafen Johann von Hennegau aus dem Hause Avesnes und Bruder des Grafen Johann I. von Hennegau-Holland. Letzterer suchte seine noch wankende Macht in Holland dadurch zu befestigen, daß er seinen Bruder, der schon früh hohe kirchliche Würden besaß, zum Bischof von Utrecht wählen ließ, als nach dem Tode des streitlustigen, Holland feindlichen Wilhelms von Mecheln der holländische Einfluß im Stift die Oberhand hatte, 1301. Er vermehrte Guy's Besitz mit den confiscirten Ländern der Herren von Woerden und Amstel, der Mörder des Grafen Florens V., freilich als Lehn von Holland, wie überhaupt G. wenig selbständig auftrat und sein Land fast wie einen Theil Hollands regierte. Im Kriege Hollands mit Flandern in der Schlacht von Duiveland 1303 gefangen, fand G., als er gegen Guy von Dampierre 1305 ausgewechselt war, sein Stift in arger Verwirrung durch den Streit der Lichtenberger, der holländischen Partei, mit den Gegnern unter Lambrecht, genannt den Friesen, welche selbst den Stuhl erledigt erklären wollten. Mit schwerer Noth bezwang er den Bürgerkrieg, selbst mußte er die sich der getroffenen Sühne nicht fügenden Lichtenberger mit Gewalt und Verbannung der Häupter zur Ruhe zwingen. 1312 hatte er einen schweren Kampf mit den Friesen von Stellingwerf, welche ihre Utrechter Zwingburg Vollenhove belagerten, und nur mit Hülfe seines Neffen Wilhelm von Holland, der auch in die Utrechter Streitigkeiten sich öfters einmischte, schlug er sie zurück. Merkwürdig sind Guy's Anstrengungen, die kirchliche Zucht aufrecht zu halten. 1310 gab er dazu seine bekannten Ordonnanzen oder Statuten. 1311 nahm er am Viennenser Concil Theil und schlug, wie man sagt, die ihm angebotene Cardinalswürde ab, um in seinem Stift bleiben zu können. Er starb plötzlich 1317, als er eben einige aufsässige Lehnsleute im Schloß ten Gooye bezwungen hatte. G. war, wie sein Vater, Bruder und Neffe, ein verschlagener, rücksichtsloser Staatsmann, doch zugleich von ritterlichen Sitten, ehrgeizig und herrschsüchtig, doch ein guter Fürst, der auch die geistliche Pflicht des Bischofsamtes nicht versäumte, wenn er auch die weltliche obenanstellte.

Wahrte er auch wenig die Unabhängigkeit seines Bisthums, man kann es dem fremden Fürsten kaum verargen, daß er bei den endlosen Fehden und Wirren in seiner Stadt und seinem Lande sich der Familienverbindung bediente, ohne welche er schwerlich Meister geblieben. P. L. Müller.

Guyet: Karl Julius G., Rechtsgelehrter, Sohn eines französischen Hauptmanns, geb. am 11. März 1802 zu Homburg v. d. H., † am 8. April 1861 in Jena. Nachdem er das Gymnasium zu Heidelberg besucht, studirte er seit 1818 daselbst und in Berlin die Rechte, promovirte 1823 und habilitirte sich noch in demselben Jahre in Heidelberg als Privatdocent und ward 1827 zum außerordentlichen Professor ernannt. 1836 als ordentlicher Professor und Oberappellationsgerichtsrath nach Jena berufen, wurde er 1843 Geh. Justizrath, 1856 Ordinarius der Juristenfacultät und des Schöffenstuhls. Er schrieb „Abhandlungen aus dem Gebiete des Civilrechts“ (1829) und gab mit F. Ortloff und Anderen „Juristische Abhandlungen und Rechtsfälle“ (Bd. I. 1847) heraus. Ferner besorgte er zum Druck J. K. Gensler's „Kommentar zu Martin's Lehrbuch des bürgerlichen Processes“ (1825), sowie Thibaut's „Juristischer Nachlaß“ (1841—42, 2 Bde.).

Günther, Lebensskizzen S. 96. Steffenhagen.

Gwalther: Rudolf G., Antistes in Zürich; † am 25. Decbr. 1586. — Geboren am 9. November 1519, postumus, aus einer unbemittelten zürcherischen Familie, zeichnete sich G. schon als Knabe so aus, daß er 1528 Aufnahme in die obrigkeitliche Schule für künftige Studirende in Capell fand und die warme Zuneigung Bullinger's (s. d.) gewann, der als Lehrer daselbst, dann als Antistes in Zürich, wo er G. in sein Haus aufnahm, in jeder Hinsicht väterlich für ihn sorgte. In Zürich, in einem Aufenthalte in England, wohin er 1537 einen vornehmen Britten begleitete, in Lausanne, Basel, Tübingen und Marburg erwarb sich G. eine gründliche philologische und theologische Bildung, wurde vom Landgraf Philipp von Hessen unter die Zahl hessischer Theologen aufgenommen, die 1541 an den Verhandlungen am Reichstage in Regensburg theilnahmen, und trat so schon frühe in werthvolle persönliche Beziehungen mit Männern von Einfluß und Bedeutung. Heimgekehrt, widmete er sich, nach seiner Bestimmung, dem Dienste der zürcherischen Kirche. Nachdem er kurze Zeit eine untergeordnete Pfarrstelle zugleich mit einem Schulamte bekleidet hatte, ward er 1542 Nachfolger von Leo Judä im Pfarramte der großen Gemeinde zu St. Peter in Zürich. Zeitgenosse, Freund und Mitarbeiter von Zwingli, hatte Leo Judä nach dem Tode des Reformators demselben das innigste Andenken bewahrt. Auch G. machte ein besonderes Band persönlicher Beziehung Zwingli's Andenken besonders theuer; Zwingli's Tochter Regula, einst, gleich ihm, in Bullinger's Haus und Familie aufgenommen und erzogen, ward seine Gattin. Als vorzüglicher Prediger und auch als Schriftsteller sich auszeichnend, vermöge seines Amtes an der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten unter Bullinger nahe betheiligt, in innigem Einverständniß mit letzterem, war er, als Bullinger 1575 starb, der natürlich bezeichnete Nachfolger desselben, wie es Bullinger selbst in seinem Testamente an die Obrigkeit aussprach. So trat G. durch einmüthige Berufung des Rathes an die Spitze der zürcherischen Kirche, als dritter Antistes derselben. In einer schwierigen Zeit, in welcher der Einfluß der grausen französischen Religionskriege auch in der mit Frankreich so vielfach verbundenen Schweiz den Gegensatz der Confessionen aufs äußerste mehrte und schärfte, in der protestantischen Geistlichkeit und in den einflußreichen Ständen überhaupt manche sittliche Schäden herrschten und daneben ein Geist aufkam, der mehr in äußeren Formeln, als in innerlicher Frömmigkeit Heil suchte, führte G. mit rühmlicher Einsicht, Festigkeit und Klugheit das ihm anvertraute Steuer ein Jahrzehnt hin-

durch. Aber 1585 nöthigte ihn plötzlicher Verlust der Geisteskräfte zum Rücktritt; ein Jahr später starb er, gänzlich kindisch geworden. — Ungemein fruchtbar war Gwalther's schriftstellerische Thätigkeit. Man besitzt von ihm philologische und poetische Arbeiten, meist aus der früheren Zeit seiner Laufbahn, Uebersetzungen einzelner Theile der hl. Schrift und theologischer Werke Verschiedener, vorzüglich aber Predigten und Homilien. Eine nahezu vollständige Aufzählung seiner Schriften siehe bei: Hottinger, Joh. Heinrich, Schola Tigurinorum carolina, Tiguri, 1664 (App. p. 115); Ergänzungen im Catalog der Stadtbibliothek in Zürich; Zürich 1864 (II. 492). Unter den philologischen Schriften erlebte eine Metrik: „De syllabarum et carminum ratione“ drei Auflagen, Tiguri 1545, 1554 und 1575. Unter den Uebersetzungen sind eine deutsche des Neuen Testamentes und eine solche des Pentateuchs, insbesondere aber Uebersetzungen von den deutschen Schriften Zwingli's für die lateinische Ausgabe von Zwingli's gesammelten Werken durch die Zürchertheologen (Tiguri 1544 und 1545) zu nennen. Eine Apologie Zwingli's und dieser Sammlung seiner Werke ist von G. verfaßt und steht der letzteren voran, erschien aber auch in besonderem Drucke. Predigten und Homilien von G., deutsch und lateinisch, fast alle Theile der hl. Schrift berührend, erschienen von 1546 an bis 1585 beinahe alljährlich. Nach Gwalther's Tode publicirten Simler und Wolf auch eine Sammlung von Auszügen derselben („Archetypi homiliarum“). Das größte Aufsehen erregten und die ausgedehnteste Verbreitung fanden fünf Predigten über den „Endtchrist“ (Antichrist), in welchen G. 1546 das Papstthum nachdrücklich bekämpfte. Sie erschienen nicht nur aus seiner eigenen Feder in Deutsch und Lateinisch, sondern fanden Uebersetzung ins Französische, Italienische, Spanische, ins Englische und Polnische. Sie zogen G. heftige Vorwürfe von Seite der Regierungen der katholischen Schweizercantone zu, die bei Zürich Klage führten, und persönliche Nachstellungen, dem allem er übrigens muthig und unerschrocken begegnete. Eine historische Arbeit Gwalther's aus früher Zeit, 1538, betitelt: „De Helvetiae origine, successu, incremento etc.“, blieb Manuscript.

S. Hottinger's angeführtes Werk. — Zürcher Neujahrsblatt von der Chorherrenstube für das J. 1829. — Zimmermann, G. R., Die Zürcher Kirche, nach der Reihenfolge der Z. Antistes geschildert, 1. Heft, Zürich 1877.

G. v. Wyß.

Gwinner: Philipp Friedrich G., Kunsthistoriker und Jurist, geb. am 11. Januar 1796 auf dem Gutleuthof bei Frankfurt a/M., den damals sein Vater von der Stadt in Pacht hatte, empfing seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und zu Darmstadt, zog nach Absolvirung derselben als 18jähriger Jüngling mit der Schaar der freiwilligen Jäger nach Frankreich, studirte vier Jahre die Rechtswissenschaft zu Berlin, Gießen und Jena, nahm am 31. Oct. 1817 am Wartburgsfeste Theil und wurde Mitbegründer der deutschen Burschenschaft. 1818 promovirte er in Gießen und trat 1819 in die Zahl der Advocaten seiner Vaterstadt. 1823 wurde er Criminalrath (er wußte in dieser Stellung die Pflichten dieses durch die politischen Untersuchungen erschwerten Amtes mit den Rücksichten der Humanität in versöhnenden Einklang zu bringen), 1826 wurde er Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, 1831 der ständigen Bürgerrepräsentation, 1835 Senator, 1862 und 1865 älterer Bürgermeister, in welcher Eigenschaft er die bekannten Noten an Oesterreich und Preußen unterzeichnete, der letzte ältere Bürgermeister der „freien Stadt Frankfurt“, der dieses Amt bis zum Jahresschlusse verwaltet hat. Von 1836 gehörte er als Senator dem Stadtgerichte, dessen Directorium er mehrmals geführt, von 1854 als Schöff dem Appellationsgericht an, 1862 wurde er zum Syndicus ernannt, 1857 bereits war er zur Stadtkämmerei und zur Stiftungsdeputation deputirt, 1863 nahm er als Mitglied der Bundescommission an der Berathung des Entwurfs

des Obligationenrechts zu Dresden lebhaften und dankbar anerkannten Antheil. Für weitere Kreise erhielt er Bedeutung durch seine Thätigkeit als Kunstkenner, Kunstkritiker und Kunsthistoriker. Er besaß nicht nur selbst eine auserlesene Gemälde- und Kupferstichsammlung, er hat nicht allein alle der Stadt gehörige zerstreute Gemälde aufgesucht, nach ihrer Schule oder ihrem Meister bestimmt, inventarisirt und zu einer städtischen Gallerie vereinigt, sondern auch als Schriftsteller dieses Specialgebiets — seit Hüsgen („Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen", 1780) von hiesigen Gelehrten, wie A. Kirchner, nur gestreift, — durch sein Werk: „Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. vom 13. Jahrhundert bis zur Eröffnung des Städel'schen Institutes", 1862 und durch die „Zusätze und Berichtigungen" dazu 1867 mit seiner Beherrschung und Erschöpfung des reichhaltigen Stoffes, mit gründlicher Kenntniß, seinem Kunstsinn und eingehendem Verständniß so angebaut, daß den kommenden Bearbeitern kaum eine Nachlese übrig bleiben wird. Nebenbei hat G. eine in den Besitz des Professor Dr. K. Halm in München übergegangene Autographensammlung angelegt, deren Werth nicht allein in den Handschriften berühmter Männer, sondern auch in der Wichtigkeit und charakteristischen Eigenthümlichkeit der Schriftstücke bestand, so daß sie vielfach als Quelle für litterarhistorische und geschichtliche Forschungen benutzt wurde. G. starb nach kurzer Krankheit am 11. December 1868, zwei Monate nach seinem Doctorjubiläum, dessen Ehrentag der bescheidene Mann sogar seinen nächsten Angehörigen verschwieg. In dem Nekrologe, den Justizrath Dr. Euler im historischen Vereine am 29. Decbr. 1868 vortrug, hob derselbe neben seinem biedern, ehrenhaften Charakter seine reiche Herzensgüte, Lauterkeit und Treue, sowie seinen Mannesmuth hervor, Eigenschaften, die gepaart mit seltener Anspruchlosigkeit ihm auch als Menschen die allgemeine Hochachtung erworben haben. Steitz.

Gwinner: Wilhelm Heinrich v. G., Dr. phil., Forstmann, geboren am 13. October 1801 in dem würtembergischen Dorfe Oetisheim bei Maulbronn (im Neckarkreise), † am 19. Januar 1866 zu Bistritz in Böhmen am Typhus. Als Sohn des Ortsvorstehers besuchte G. (der Adel wurde ihm erst später durch Ordensverleihung zu Theil) die Dorfschule seines Geburtsortes, genoß aber nebenbei auch einigen Privatunterricht von Seiten des Ortspfarrers. Im 14. Lebensjahr mußte er als Incipient bei einem Notar eintreten. Es gelang ihm indessen, sich — neben seinen Pflichtarbeiten — doch so weiter fortzubilden, daß er die akademische Vorprüfung bestehen konnte und hierdurch die Reife zum Bezug der Universität Tübingen erlangte, worauf sein Ziel von Jugend auf unabläßig gerichtet war. Hier widmete er sich ein Jahr lang (1819—20) unter Hundeshagen's genialer Leitung den forstlichen Studien, welche bei ihm guten Boden fanden. Nach kurzer praktischer Laufbahn (Assistent im Forstamte Bebenhausen) wurde er schon 1826 Lehrer an der land- und forstwirthschaftlichen Akademie Hohenheim, anfänglich blos provisorisch, 1829 definitiv zum Professor ernannt. In dieser Stellung verblieb G. bis 1841; seit 1839 war ihm zugleich — unter Verleihung des Oberförstertitels — das neugebildete Lehrrevier Hohenheim zur Verwaltung übertragen. G. hat während seiner Docentenlaufbahn Außerordentliches für Hohenheim geleistet. Zur vollen Würdigung seiner Verdienste muß man namentlich die mißlichen Verhältnisse ins Auge fassen, unter welchen G. diese verantwortliche Stellung antrat. Einer rohen Jägerei gegenüber, von Zöglingen umgeben, deren Vorbildung im Allgemeinen äußerst dürftig zu nennen, mindestens eine sehr ungleichartige war, mit knappen Mitteln ausgestattet (die landwirthschaftliche Section war weit besser dotirt, als die forstwirthschaftliche), selbst noch jung und unerfahren, bei seinen Collegen nur geringen Halt findend, dazu mit den verschiedenartigsten

Lehrgegenständen (Waldbau, Taxation, Geognosie, Botanik ꝛc.) überbürdet — bedurfte es rastloser Geistesarbeit, um seinen Posten würdig auszufüllen. Als weiterer, sehr fühlbarer Mißstand fielen die Uebelstände und Gebrechen der damaligen Staatsforstverwaltung in die Wagschale. Wo G. forstliche Arbeiten (Säen, Pflanzen, Durchforsten ꝛc.) ausführen wollte, stieß er auf Schwierigkeiten bei den praktischen Forstwirthen. Unter solchen Verhältnissen bahnte er sich seinen Weg selbst mit Muth und Energie. Sein Hauptbestreben war darauf gerichtet, seine Zuhörer mit dem Walde bekannt zu machen, dieselben im Walde sehen, d. h. beobachten zu lehren, wozu ihn — abgesehen von seinen forstpraktischen Erfahrungen — seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse besonders befähigten. Zugleich war er unaufhörlich bemüht, die verschiedene Individualität, bez. den verschiedenen Bildungsgrad der Einzelnen bei seinen Vorträgen und Uebungen entsprechend zu berücksichtigen, um den Unterricht nach allen Seiten hin fruchtbringend zu gestalten. Die zweite Periode von Gwinner's Leben war der Forstbeamtenlaufbahn gewidmet und zwar zunächst dem Staatsforstdienst seines Vaterlandes. 1841 trat er als Kreisforstrath zu Ellwangen ein. Auch hier galt es wieder, Berge von Mißständen in der Forstverwaltung zu ebenen. Mit Kraft und Geschick warf er sich in sein neues Amt. Für das ihm von Seiten der alten, zähen Praktiker entgegengebrachte Uebelwollen ist bezeichnend, daß G. wegen seiner auf Beseitigung des alten Schlendrians abzielenden Reformen in jenen Kreisen geradezu als Walddevastator galt. Der Erfolg rechtfertigte aber sein Vorgehen glänzend. Würtembergs Forste hoben sich sichtlich von dem Momente an, wo er mit in das Rad der Staatsforstmaschine eingriff. 1849 bekam er die Organisation des Staatsforstdienstes ins Referat. 1850 wurde er als Forstrath in das neugegründete Forstraths-Collegium berufen. Unangenehme Verhältnisse und bittere Enttäuschungen veranlaßten ihn, 1858 dem Dienste des Vaterlandes zu entsagen und einem ehrenvollen Rufe in die Dienste des Fürsten von Siegmaringen zu folgen. Dieser übertrug ihm nämlich die Administration seiner ausgedehnten Herrschaften in Böhmen, unter Ernennung zum Geh. Finanzrath, Domänendirector und Generalbevollmächtigten. In diesem ausgedehnten und selbstständigen Wirkungskreis verbrachte G. den Rest seiner Tage. Seine Leiche wurde, seinem Willen gemäß, nach Stuttgart übergeführt.

Die forstlitterarischen Productionen dieses Mannes fallen in die Zeit seiner Wirksamkeit als Lehrer und Staatsforstbeamter. Im siegmaringischen Dienst fand er keine Muße mehr zu litterarischen Arbeiten. Sein erstes, von wirklichem botanischem Verständniß zeugendes Schriftchen: „Die Pflanzensysteme in forstwissenschaftlicher Beziehung" (1832), war als Leitfaden für den Unterricht berechnet. 1833 schrieb er: „Der Schwarzwald in forstwirthschaftlicher Beziehung". 1834 erschien sein Hauptwerk: „Der Waldbau in kurzen Umrissen" (1841 in 2. Aflge., 1846 in 3. Aflge., 1858 in 4. Aflge., von L. Dengler gänzlich umgearbeitet). Das Buch ist weder in systematischer Hinsicht, noch in Bezug auf Originalität hervorragend, aber klar, faßlich, mit weiser Benutzung des in der Litteratur über diesen Gegenstand vorliegenden Materials, geschrieben, vorzugsweise für die forstlichen Verhältnisse von Südwestdeutschland berechnet, fand daher hier auch großen Beifall. 1848 veröffentliche G. eine kurze „Praktische Anleitung für Ortsvorsteher und Gutsbesitzer zur Holzzucht außerhalb des Waldes". G. war ferner Herausgeber mehrerer forstlicher Journale von vorzugsweise praktischer Tendenz, in welche er selbst sehr fleißig arbeitete. In dieser Beziehung sind zu nennen: „Forstliche Mittheilungen" (im Ganzen 12 Hefte 1836—47). Dieselben enthalten u. a. auch werthvolle biographische Beiträge aus seiner Feder (betr. v. Seutter, Hundeshagen, Hartig, v. Cotta, v. Wedekind). Ein ständiger Abschnitt ist „Vaterländischen Nachrichten" gewidmet und hierin zumal die Akademie Hohenheim berücksichtigt. Im 8. Heft trat der Her-

ausgeber gegen die Mangelhaftigkeit der würtembergischen Taxationsvorschriften in die Schranken. 2) „Monatschrift für das würtemberg. Forstwesen" (7 Jahrgänge, 1850—56). Auch diese Zeitschrift enthält — abgesehen von den amtlichen, das Forstwesen betreffenden Erlassen (ihr Charakter war ein officieller) — unter der Rubrik: „Gallerie würtembergischer Forstleute ꝛc." reiches biographisches Material, von der Hand des Herausgebers. An Stelle dieser Zeitschrift trat: 3) die „Monatschrift für das süddeutsche Forst- und Jagdwesen", von welcher G. wenigstens den 1. Jahrgang 1857 redigirte (dann ging die Redaction an Dengler über). G. verfaßte außerdem früher, namentlich für das „Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel", mehrere, die Gemeindewaldfragen betreffende Aufsätze. Von fast größerer Bedeutung, als diese Schriftstellerei, war aber der hohe Aufschwung, welchen G. dem würtembergischen Forstwesen (u. a. namentlich durch seine Bemühungen um Verbreitung der Pflanzung) verliehen hat. In der Geschichte desselben wird er daher stets einen hervorragenden Platz einnehmen. Er empfing während seines an Arbeit so reichen Lebens wiederholte Auszeichnungen und war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften.

v. Wedekind, N. J. d. F., 21. Heft, Anlage F zu S. 81. Allg. F. u. J. 1866, S. 116. Grunert, Forstl. Bl., 12. Heft 1866, S. 229. Monatschr. f. d. Forst- u. Jagdw. 1866, S. 241. Ratzeburg, Schriftstellerlexikon S. 213. Heß.

Gymnich: Clemens August Freiherr v. G., bekannt als Gouverneur von Mainz zur Zeit der Uebergabe an Custine, einem rheinischen Geschlecht entsprossen, war in der kaiserlichen Armee bis zum Generalmajor aufgerückt und hatte das Ritterkreuz des Josephsordens erworben, als er 1779 in kurmainzische Dienste trat. Er wurde zum General en chef der kurfürstlichen Truppen, zum Gouverneur der Stadt und Festung Mainz und zum Feldzeugmeister ernannt, im folgenden Jahre zum Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes. Die Geschäfte, welche mit diesen Titeln und den dazu gehörigen beträchtlichen Einkünften übertragen wurden, waren an sich keine bedeutenden, und sie wurden noch verringert, weil der Kurfürst zeitweise ihn nicht des vollen Vertrauens würdigte. Erst seitdem der Kanzler Albini die Mainzer Politik leitete, triumphirte G. über alle seine Gegner, und in den beginnenden Verwickelungen mit Frankreich hatte er die Pflichten seiner Stellung zu üben. Zuerst übernahm er bei der Herstellung der Festungswerke in Mainz nicht nur die oberste Anordnung des Baues, sondern auch die ganz selbständige Verfügung über die dafür bereit gehaltenen Geldmittel. Als darauf im Sommer 1792 der Kurfürst auch seinerseits der Coalition sein Contingent stellen wollte, besorgte G. die Formirung und Mobilmachung der zwei Mainzer Bataillone und ist somit verantwortlich für die klägliche Ausrüstung und manche andere Mängel, die an dieser Truppe auffielen. Am verhängnißvollsten jedoch wurde sein Verhalten als Festungsgouverneur. Als die Einnahme von Speier in Mainz das Heranrücken der Franzosen befürchten ließ, da zeigte sich G. alsbald so unsicher, daß die Statthalterschaft statt seiner bei der Wahl des Vertheidigungsplanes den Ausschlag geben mußte. Freilich wurde jetzt zu eifrigen Arbeiten an den Festungswerken Befehl gegeben, allein als 10 und 12 Tage vergingen, ohne daß der Feind sich zeigte, da wurde G. wieder lässiger und nachdem die ersten Tage des Schreckens zweckmäßig verwendet worden waren, gingen andere gleich kostbare ungenutzt verloren. Als man am Morgen des 19. October die heranziehenden Franzosen von der Stadt aus bemerkte, da fehlte es noch an mancher wichtigen Vertheidigungsanstalt. Zu großer Besorgniß wäre aber trotzdem kein Grund gewesen. Denn etwas Ernstliches unternahm der Feind nicht, und seine ganze Aufstellung, wie seine Bewegungen, waren so offenbar ausschließlich darauf berechnet, in der Festung

Eindruck zu machen, daß sie nur geeignet sein konnten, den erfahrenen Soldaten zu beruhigen. Nichtsdestoweniger war G. sofort zur Uebergabe entschlossen, als ihm den folgenden Tag die erste Aufforderung Custine's zugestellt wurde. Nur aus Rücksicht auf die Statthalterschaft berief er noch einen militärischen Kriegsrath, dessen Mitglieder allerdings ihre Pflicht nicht ernster nahmen als ihr Gouverneur. So capitulirte denn am 21. October eine ungeachtet aller Vernachlässigung noch immer gewaltige Festung vor einem an Zahl und Ausrüstung schwachen Feinde, der eine ernsthafte Belagerung nicht hätte versuchen und dem ein rascher Sturm nur bei vollständiger Unfähigkeit und Feigheit der Garnison hätte gelingen können. Bei seinem Abzug beging G. noch den Fehler, daß er die Kriegskasse zurückließ, die dann widerrechtlich von den Franzosen mit Beschlag belegt wurde. Er zog seine Truppen nach Aschaffenburg, begab sich aber selbst zum Kurfürsten nach Heiligenstadt und brachte es hier zuwege, daß ein Rescript erschien, worin „dem ehemaligen Festungscommandanten und der unter ihm gestandenen Garnison für die während der Belagerung von Mainz geleisteten guten Dienste" der Dank ausgesprochen wurde. So finden wir denn G. auch in den nächstfolgenden Jahren in dem unveränderten Besitz seiner Titel und Stellen.

Vgl. Art. Eickemeyer V. 744 und die Litteraturangaben 746.

Leser.

Gymnich: Johann G., lateinisch Gymnicus, Buchhändler und Buchdrucker von 1516—44 zu Köln. Er war ein Schüler des Alexander Hegius († 1498), Humanist und mit den besten Köpfen des nordwestlichen Deutschland bekannt. Seine Thätigkeit begann mit dem J. 1516, doch scheint er damals noch keine eigene Buchdruckerei besessen zu haben, denn auf dem ersten Buche: „Petri Alphunsi Exjudaei Christiani Dialogi“ befindet sich zwar angegeben: „Coloniae per Joannem Gymnicum Anno 1516“, dagegen bei dem zweiten 1517 erschienenen Drucke: „Annaei Senecae Trajoedia quae inscribitur Octavia, per Erasmum Roterodam.“ steht: „Coloniae ex Aedibus Cornelii Zyryckzee pro Jo. Gymnico. MDXVII“ zu lesen. Es hat demnach damals der bekannte Drucker Cornelius Zyrickzee in Köln für ihn gedruckt. Seine Bücher ließ er künstlerisch ausstatten, indem er Randleisten und Titeleinfassungen zu verschiedenen Werken seines Verlages anfertigen ließ. So hat für denselben der berühmte Holzschneider Meister Anton von Worms manche Titeleinfassung, Dedicationswappen rc. geliefert, aber nicht allein diese Arbeiten wurden von dem Meister für G. geliefert, sondern auch sein Buchdrucker-Signet wurde von ihm gefertigt. G. hatte verschiedene Buchdruckerzeichen. Das früheste zeigt ein aufspringendes Einhorn, nach links gewandt, in einem zierlichen Schilde, der an einen Baum befestigt ist und mit der Endspitze den landschaftlichen Boden berührt. An die Stelle des Einhorns tritt bald darauf eine andere Figur: das Meerpferd, die vordere Körperhälfte als Roß, die hintere als Fisch gestaltet. Das nun damit gebildete neue Signet zeigt auf einer von Säulen eingefaßten Tafel ein nach rechts gerichtetes Meerpferd, ein Scepter in die Höhe haltend, auf welchem ein Kranich nach links steht, im Schnabel einen Wurm und das rechte Bein in die Höhe haltend; in vielfachen Verschlingungen umflattert ein Bandstreifen das Scepter mit dem Wahlspruch: Discite Justitiam Moniti. G. war ein sehr fleißiger Drucker und Verleger. Seine Verlagswerke waren meist griechische und lateinische Classiker, doch wurden auch andere Gebiete der Wissenschaft von ihm berücksichtigt, im Ganzen gehörten seine Drucke überwiegend den strengeren Wissenschaften an. Im J. 1520 verlegte er auch eine Octavausgabe des berüchtigten Buches von Jacob Sprenger: „Malleus Maleficarum“. Vom J. 1528 beginnt seine Hauptthätigkeit als Verleger, so daß in jedem der folgenden Jahre seine Firma ansehnlich vertreten ist. Eine deutsche Uebersetzung des Neuen Testaments, die

1531 bei ihm gedruckt worden war, wurde dem Index librorum prohibitorum von 1550 überwiesen. Seine beiden Geschäftshäuser in Köln hatten die Benennung „zum Einhorn", daher nahm er auch anfangs dieses Zeichen in sein Buchdruckersignet auf. In Antwerpen soll G. ein Filialgeschäft besessen haben. Im Ganzen sind von ihm 173 Drucke bekannt, welche seine Firma tragen. Er scheint bis 1544 thätig gewesen zu sein, denn im J. 1545 haben die Werke seiner Offiein die Bezeichnung: „Coloniae Haeredes Gymnici excudebant, Anno MD.XLIV". Er hinterließ zwei Söhne, Martin und Johann, nach Andern drei (Arnold), welche das Geschäft fortsetzten, doch überlebten sie ihren Vater nicht sehr lange.

Martin G. scheint der ältere Sohn gewesen zu sein und tritt im folgenden J. 1545 als selbständiger Buchhändler auf. Er hatte eine gelehrte Bildung erhalten, steht in der Matrikel der Universität in Köln wie folgt eingegetragen: „1538 in mense Januario Martinus Gymnicus Coloniensis ad artes juravit et solvit". In der Vorrede zu einer Ausgabe der „Adagia" des Erasmus (ex officina nostra octav. Cal. Martii 1545) gedenkt er seines verstorbenen Vaters: „quanta fuerit Jo. Gymnici foelicis memoriae patris mei cura, industria et in faciendis sumptibus facilitas". Seine Thätigkeit war von keiner langen Dauer und sind nur 24 Druckwerke von ihm bekannt. Seine Wittwe setzte das Geschäft fort, wie eine Inschrift im J. 1551 sagt: „Coloniae apud Viduam Martini Gymnici".

Johann Gymnicus II. war verheirathet mit Elisabeth v. Erverfeld. Erst 1550 findet man sein erstes Werk: „Eberhardi Pappii Epitome Adagiorum. Coloniae, Sumptu & Typo Jois. Gymnici. MDL." Er hatte den Verlag seines Vaters vollständig übernommen und es gilt wol hauptsächlich jenem das Lob, was der berühmte Züricher Gelehrte Conrad Geßner dem 15. Buche seines Werkes „Pandectae de Metaphysica" voranstellt. Maittaire hat in seinen „Annales typographici" die Firma durch die Aufstellung eines „Catalogus librorum qui ex Officina Joannis Gymnici Coloniae prodierunt" geehrt, und zwar reicht derselbe bis zum J. 1557. Auch ihn wie seinen Vater finden wir in Antwerpen ums J. 1550 als Buchhändler thätig, wie dieses einige Werke, welche seine Firma tragen, aufweisen. In Köln hat er nur wenig verlegt, da er jung gestorben sein muß. Aus seiner Ehe sind zwei Söhne hervorgegangen. Der ältere, Engelbert, hatte ein anderes Berufsfach gewählt und der jüngere, wieder mit dem Taufnamen Johann, wurde Buchhändler und übernahm später das väterliche Geschäft.

Der angebliche dritte Sohn, Arnold, war Buchhändler und Buchdrucker in Basel. Er gehörte wol sicher in diese Familie, denn sein Buchdruckerzeichen hat das Kölner Meerpferdsignet nebst demselben Wahlspruch.

Nun tritt Gualtherus Fabritius in die Reihenfolge ein. Derselbe hatte die noch ziemlich jugendliche Wittwe des Johann Gymnicus II. geheirathet und das Gymnich'sche Buchdruckerzeichen mit seinem eigenen vereinigt. Er war zu Emmerich geboren, hatte in Köln Jurisprudenz studirt und war zur Zeit seiner Verheirathung Licentiat beider Rechte. Im Anfang war er um seine Verlagsunternehmung allein, später wird Johann Gymnicus III. als Betheiligter genannt. 1572 trat er vom Geschäfte zurück und das Ganze kam unter die Leitung seines Stiefsohnes. Er starb als Doctor der Rechte und herzoglich jülichscher Rath im J. 1589 zu Köln. Seine Frau hatte ihn einige Jahre überlebt.

Johann Gymnicus III. war zwei Mal verheirathet, zuerst mit Katharine Feddersen, dann mit Hieronyma v. Aich. Die Firma G. hatte sich auf den damaligen berühmten Frankfurter Buchhändlermessen eine angesehene Stellung erobert und diese Stellung nicht allein zu behaupten, sondern noch zu stei-

gern, trug Johann Gymnicus III. redlich bei. Er machte daselbst die Bekanntschaft mit dem berühmten Gelehrten Bernhard Thurneysen, der seine Werke zum Theil auf eigene Kosten hatte drucken lassen, G. kaufte nun im J. 1587 den ganzen übrigen Vorrath der Werke Thurneysen's: Magna Alchemia, Onomasticum und den ersten Theil des Herbarium ab und ließ dann einen neuen Titel mit seiner eigenen Firma vorsetzen. So begannen schon damals jene ungeraden Manipulationen im deutschen Buchhandel, die heutiges Tages in weit ausgedehnterem Maßstabe betrieben werden. Er führte das alte Buchdruckerzeichen, nur mit einigen Abänderungen. Mit den Erben von Andreas Wechel in Frankfurt am Main hatte er gemeinschaftlichen Verlag gehabt und in dem betreffenden Buchdruckerzeichen sind die Symbole beider Firmen vereinigt, links das Wechel'sche und rechts das Meerpferd mit Scepter und Kranich. Außerdem hat er viele auswärtige Pressen mit dem Drucke seiner Verlagswerke beschäftigt, es sind über 200 Werke bekannt, die seine Firma tragen, dazu kommen noch manche, denen die Jahreszahl fehlt und bei denen es daher zweifelhaft ist, ob sie von ihm oder von seinem gleichnamigen Vorgänger oder Nachfolger verlegt worden sind. Er starb am 21. Januar 1596. Aus seiner ersten Ehe stammten zwei Kinder, Johann, dieses Namens der Vierte, der sich dem Buchhandel widmete, und Johann Winand, welcher beider Rechte Doctor und Professor der Kölner Universität wurde. Aus der zweiten Ehe stammten sechs Kinder, von denen uns nur Elisabeth, weil sie den Buchhändler Johann Kinckius zum Manne nahm, für unsere Zwecke hier interessiren kann. Die Wittwe des Johann Gymnicus III., Frau Hieronyma, welche einstweilen das hinterlassene Geschäft fortsetzte, heirathete dann in zweiter Ehe den Buchdrucker und Buchhändler Anton Hierat in Köln (s. d. Art.). Dieser trat nun mit dem Stiefsohne seiner Frau, Johann Gymnicus IV., in Gemeinschaft und viele Bücher sind unter ihrer gemeinschaftlichen Firma erschienen, von denen nur „Venerabilis Bedae Opera. Coloniae Agrippinae Sumptibus Anton Hierati et Joan. Gymnici. Anno MDCXII." in Folio, hier genannt sei. Das dieser Gemeinschaft angehörige Holzschnitt-Buchdruckerzeichen hat folgende Darstellung aufzuweisen: In einer Rundung hält eine sitzende weibliche Figur, die Concordia, in der Rechten eine Fahne, auf welcher zwei verschlungene Hände ein Herz fassen, in der anderen Hand hält sie ein großes Herz, über welchem sich ein Kranz von kleinen Herzen befindet. Die Umschrift lautet: Firmum Concordia Vallum. In der Höhe springt links ein Greif, rechts das Einhorn heran, zwischen ihnen ist das Kölner Wappen aufgestellt. Unten sitzen zwei allegorische Figuren, Charitas und Pietas, und zwischen ihnen sind zwei Schildchen an dem Sockel aufgestellt, welche die Hierat'sche und die Gymnich'sche Marke enthalten.

Johann Gymnicus IV. war der erstgeborne Sohne von Johann III. und wird, obgleich er zu Köln wohnte und lebte, auf einem im J. 1597 erschienenen Buche als Drucker zu Frankfurt am Main genannt. Er hat eine eigene Druckerei besessen, doch war er öfters in Gemeinschaft mit andern Druckern; denn außer der Verbindung mit Anton Hierat druckte er noch zusammen mit Lambert Resselt in Münster (1601 und 1611) und mit seinem Schwager Johann Kinckius (1620) zu Köln. Er war der bedeutendste als Buchhändler und Buchdrucker unter allen seines Namens und auch derjenige, der die Firma „zum Einhorn" am meisten in Flor und Ansehen gebracht hat. 113 Werke verschiedener Art hat er als selbständiger Verleger gedruckt, ohne die fast gleiche Zahl aus der Gemeinschaft mit Anton Hierat zu rechnen, so daß er zu den größten Verlegern seiner Zeit mit Recht gezählt werden kann. Er war zwei Mal verheirathet, das erste Mal mit Helene Hilgers und das zweite Mal (1615) mit Sophie Meinerzhagen. Mit beiden Frauen hatte er zu-

sammen zehn Kinder erzeugt. G. hatte sich der Goldschmiedezunft angeschlossen und wurde von derselben 1613 in den Rath seiner Vaterstadt berufen. Er stand bei dieser Zunft in großem Ansehen. Im J. 1634 ist Johann Gymnicus IV. gestorben.

Gerwin Gymnicus, Sohn des Vorigen, geboren 1626 zu Köln, widmete sich ebenfalls dem Buchhandel und setzte das Geschäft seines Vaters fort. Es sind nur 14 Druckwerke bekannt, die seinen Namen tragen, da überhaupt seine Thätigkeit auf wenige Jahre beschränkt war. Zuerst findet man ihn im J. 1648 als Verleger, in den darauffolgenden Jahren häufig in Gemeinschaft mit Anderen, so: 1649 Geruinus Gymnicus et Jodocus Ralcovius, ferner Apud Geruinum Gymnicum et Socios, 1650 Apud Geruinum et Engelbertum Gymnicum, 1652 Coloniae, Impensis Joannis Godofredi Schonwetteri et Gervini Gymnici etc. Sein Frau Katharina, geborene Brassart, gebar ihm zwei Töchter, Maria Helena und Anna Theresia. Die erstere (am 2. November 1651 geboren, gestorben am 6. September 1714) heirathete am 26. Juli 1670 den Kölner Buchhändler Johann Wilhelm Friessem, den Inhaber eines bedeutenden Geschäftes. Zu seinen Verlagswerken gehören die verschiedenen Originalausgaben der Spee'schen „Trutz-Nachtigal“, sowie Scherer's „Preces et Meditationes piae“, Ausgabe von 1680, mit den Goossen'schen Copien der Dürer'schen Kupferstich-Passion. Nachdem Friessem gestorben war, vermählte sie sich mit dem Buchhändler Johann Everhard Frommart, welcher dadurch Geschäftsnachfolger ihres ersten Mannes wurde. Das Todesjahr von Gerwin Gymnicus läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln.

Engelbert Gymnicus war Gerwin's jüngerer Bruder und 1650 in Gemeinschaft mit jenem bei einem Verlagsunternehmen. Man kennt nur zwei Werke aus dem J. 1653, die seinen Namen tragen. Er zog dann nach Antwerpen, wo er als Verleger und Drucker in den J. 1663 und 1665 erscheint. Ueber sein weiteres Leben läßt sich nichts nachweisen.

Peter Gymnicus, der letzte Träger dieses Namens im Kölnischen Buchhandel, war der Neffe des Vorgenannten und nahm als Verleger eine sehr bescheidene Stelle ein. Unter den wenigen Büchern, welche in seinem Verlage erschienen, ist ein Werkchen des bekannten Historiographen Aegidius Gelenius, was durch sein historisches Interesse und seine Seltenheit gegenwärtig hohen Werth hat: „Historia et Vindiciae B. Richezae Comitissae Palatinae Rheni Reginae Poloniarum. Coloniae Agrippinae apud Petrum Gymnicum Civem et Bibliopolam juxta portam Flaminiam Anno Christi M.DC.IL“.

Vgl. Gesner, Pandectae, fol. 237 sq. Maittaire, Annales, Tom. II pars II, S. 584 sq. Geßner, Buchdruckerei, III. S. 283. Lesser, Historie der Buchdruckerei, S. 233. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 30 S. 11 u. ff. Kirchhoff, Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels, II. S. 104. Niesert, Beiträge zur Buchdruckergeschichte Münsters, S. 61, 65 u. 74. Panzer, Annales typogr., VI. p. 429. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis, p. 179. Mallinkrot, De ortu et progr. artis typogr., p. 97. Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münster. Humanismus, S. 104 bis 105, rc.

Kelchner.

Gyrowetz: Adalbert G., k. k. Hoftheaterkapellmeister, fruchtbarer und begabter Componist, wurde geboren am 19. Februar 1763 zu Böhmisch-Budweis. Sein Vater, Regenschori, sorgte für die frühzeitige Ausbildung des talentvollen Knaben und schickte ihn nach Beendigung der Schuljahre nach Prag, um Philosophie und die Rechte zu studiren. Im Gesang, Violin- und Orgelspiel und Harmonielehre gründlich unterrichtet, trieb G. die Musik hier fleißig fort, componirte auch bereits Vieles, als er plötzlich in schwere Krankheit

verfiel und sich gleichzeitig weiterer Unterstützung beraubt sah. Wiedergenesen entschloß er sich, seinen Unterhalt durch Musik zu erwerben und ergriff freudig die Gelegenheit, die Haussecretärstelle beim Grafen Franz von Fünfkirchen anzunehmen, da es diesem Cavaliere hauptsächlich darum zu thun war, Musikkundige zu Beamten zu haben. G. componirte hier Sinfonien, Quartette und Gesangstücke und Alles gefiel so wohl, daß sich G. zu einer Reise nach Italien zur Erweiterung seiner Kenntnisse entschloß. Er ging zunächst nach Wien, wo Mozart eine seiner Sinfonien aufführte und den jungen Componisten selbst dem Publicum vorstellte. Ueber Venedig und Rom ging die Reise weiter nach Neapel, wo G. zwei Jahre unter Sala studirte und sich durch Composition seinen Unterhalt verdiente; für den König schrieb er daselbst 12 concertirende Tonstücke für die Lyra, die dieser leidenschaftlich liebte. In Paris fand G. sehr freigebige Verleger, da man dort schon Werke von ihm kannte, die unter Haydn's Namen waren aufgeführt worden und über deren Autorschaft G. sich ausweisen konnte. Die hereinbrechende Revolution vertrieb G. nach London, damals der Sammelplatz vieler berühmter Musiker. G. kam im October 1789 an und fand ausgezeichnete Aufnahme; der Prinz von Wales, der Herzog von Cumberland luden ihn zu ihren Concerten und nahmen ihn mit sich auf ihre Landgüter. Die Professional concerts führten seine Werke auf und Salomon engagirte ihn neben Haydn für sein Unternehmen und die Verleger trachteten seine Compositionen zu besitzen. Namentlich aber freute es ihn, sich dem verehrten Meister Haydn bei seiner Ankunft gefällig erweisen zu können. Damals wurde das Pantheon für Opernaufführungen eingerichtet, da das abgebrannte Kings-theater erst aufgebaut werden mußte. G. war beauftragt, eine Oper zu schreiben, in der Me. Mara und Sigr. Pacchierotti hätten singen sollen. G. schrieb seine „Semiramis“, von der bereits die Proben abgehalten waren, als das Pantheon in der Nacht vom 13./14. Januar 1792 abbrannte, wobei auch die Partitur der „Semiramis“ zu Grunde ging. Am 9. Februar gab G. sein Benefice-Concert in Hannover square rooms, das ihm Geld und Ehre einbrachte. G. aber sah sich gerade jetzt genöthigt, England zu verlassen, da das Klima seiner Gesundheit nicht zusagte. Nach siebenjähriger Abwesenheit kam er wieder nach Wien, wurde bald darauf als Beamter im Kriegsministerium verwendet und nach München und Mannheim geschickt. Als Courier reiste er mit Depeschen wieder nach Wien zurück, wo ihm Baron Braun, Intendant der beiden Hoftheater, die Kapellmeisterstelle antrug, die G. von 1804 bis Ostern 1831 versah und in dieser Zeit eine erstaunliche Anzahl Opern, Singspiele und Operetten aufführte und die Musik zu Melodramen und Balleten componirte, die seinen Namen lange Zeit populär machten. Namentlich gefielen „Agnes Sorel“ (1806), „Der Augenarzt“ (1811), „Die Prüfung“ (1813), welcher Oper auch Beethoven Anerkennung zollte, „Helene“ (1816), „Felix und Adele“ (1831); von den kleineren Singspielen waren lange beliebt „Die Junggesellen-Wirthschaft“, „Der Sammetrock“, „Aladin“, „Das Ständchen“; von den Melodramen namentlich „Mirina“ (1806). G. schrieb auch nebst oben erwähnter „Semiramis“ noch vier große italienische Opern für Mailand und Wien, von denen „Federica e Adolfo“ (Wien 1812) besonders gefiel. Von den Balleten hatte besonders „Die Hochzeit der Thetis“ großen Erfolg. G. schrieb auch Vieles für die Kirche (seine 19. Messe componirte er im Alter von 84 Jahren); ferner Cantaten, Chöre für Frauen- und für Knabenstimmen, viele ein- und mehrstimmige Gesänge, italienische und deutsche Canzonetten &c. Nicht minder thätig war er im Instrumentalfach; es existiren von ihm über 60 Sinfonien und eine Menge Serenaden, Ouverturen, Märsche, Tänze; ferner Quintette und circa 60 Streichquartette, der größte Theil davon verlegt in Wien, Augsburg, Offenbach, Paris, London. Für Clavier schrieb er bei 40 Sonaten,

30 Hefte Trios, 12 Nocturnen, eine große Anzahl Tänze und verschiedene kleinere Stücke. Alles hat die Zeit hinweggeschwemmt, so gefällig und melodiös auch jede Richtung vertreten war. Im Sinfoniesache und Quartettstyl hatte G. einen Mächtigeren über sich, Haydn, dem er im Charakter nachstrebte, ohne ihn zu erreichen, und die Bühnenwerke hatten zu wenig dramatischen Gehalt. Die Generationen wechselten und der Geschmack änderte sich zwei und drei Mal in der langen Laufbahn, die G. durchlief. Man denke nur: Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Schumann und selbst Wagner in seiner ersten Zeit kreuzten die Bahn Gyrowetz'. Er verstand die Welt nicht mehr und sie ihn nicht minder. Es bot ein trauriges Bild, als man für den ehrenhaften Greis, der von seiner kleinen Pension kaum zu leben vermochte, im J. 1843 eine Akademie zu seinem Besten veranstaltete, die G. im folgenden Jahre selbst wiederholte. (Staudigl sang damals die hoch-komische Cantate „Die Dorfschule" unter Mitwirkung von Sängerknaben, und die ersten Meister wirkten mit, das Verdienst zu ehren.) Einen Hochgenuß ohne Gleichen gewährte dem alten Manne in seinen letzten Tagen das Auftreten der Jenny Lind; er fehlte in keiner Vorstellung und war Allen kenntlich durch seinen Zopf, denn auch hier wollte er vom Altgewohnten nicht lassen. G. starb am 19. März 1850 im 87. Lebensjahre; drei Jahre zuvor hatte er noch seine anziehende Autobiographie geschrieben, die in Wien im Druck erschien. C. F. Pohl.

Gysels: Peter G., Gysius oder Geysels, malte Landschaften und Jagdstücke mit erlegtem Wild. 1621 geboren, starb er 1690 oder 1691. Er wird für einen Schüler Brueghel des Jüngeren gehalten, was jedoch nicht festgestellt ist. Die Liggeren geben nur an, daß er 1641 als Schüler eingeschrieben wurde, doch ohne den Namen seines Lehrmeisters zu erwähnen, die Rechnungen der Bruderschaft lassen aber auf Jean Boott schließen. 1649 wird er als freier Meister in der St. Lucasgilde aufgenommen. — Seine Landschaften erreichen an Feinheit der Ausführung beinahe Brueghel; sie sind etwas dunkler im Ton und seine Figuren weniger scharf gezeichnet und gemalt. Bilder von seiner Hand befinden sich in den Gallerien von Berlin, Dresden, Brüssel, St. Petersburg 2c. Bei öffentlichen Verkäufen werden seine Werke hoch bezahlt. In Lormier (1763) wurden „Früchte, Blumen, Vögel und andere Thiere" mit 660 fl. bezahlt. 1859 erhielten in Stolberg „Ein Hase und todte Vögel" den Preis von 3525 Francs. Siret.

Gysius: Johann G. trat im J. 1610 das Predigeramt im holländischen Dorfe Streefkerk an, wo er bis zu seinem Tod 1652 friedlich lebte und als Schriftsteller einen guten Namen erwarb. Während des zwölfjährigen Waffenstillstands trat er Denjenigen, welche einen definitiven Frieden mit den Spaniern wünschten, entgegen mit der sehr selten gewordenen Schrift von 1616: „Oorsprong en Voortgang der Nederlandschen berverten en ellendichheden, waarin vertoont worden de voornaamste tirannyen, moorderyen ende andere onmenschelyke wieltheden, die onder het ghebiedt van Philips II Coninck van Spaengien door zyne Stadhouders in't werck gestelt zyn, gedurende dese Nederlandsche troublen en de oorlogen. Hier zyn mede bygevoecht de voornaamste placaten, brieven en de remonstrantien van beide zyden; mitsgaders de afbeeldingen der Princen die aen d'een ryde getyranniseert hebben ende aen d'ander ryde tyranniger wyze omgebracht zyn." Diese anonym erschienene und gleichfalls anonym ins Lateinische übersetzte Schrift („Origo et historia Belgicorum tumultuum, immanissimaeque crudelitatis per Cliviam et Westphaliam patratae fidelissime conscripta et tabellis aeneis repraesentata. Accedit historia tragica de furoribus Gallicis, auctore Ernesto Eremundo Frisio", Leiden 1619) zeichnete sich nicht nur als Parteischrift aus, sondern auch durch die Zuverlässigkeit

ihrer Mittheilungen. Eine neue holländische Ausgabe (Delft 1626) trug den Namen des Verfassers. G. hat sich außerdem durch mehrere sorgfältige Ausgaben des s. Z. so hoch gehaltenen Marthyrerbuches von Adrian Haemstede verdient gemacht, wobei er diese ursprünglich nur bis 1559 reichende Arbeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts fortsetzte. Die letzte von ihm verbesserte Ausgabe erschien erst mehre Jahre nach seinem Tod, Amsterdam 1671.

Glasius, Godgel. Nederl., van der Aa, Biogr. Woordenb., und die dort genannten Quellen.

van Slee.

Gyulay: Ignaz Graf von Maros-Németh und Nádaska (sprich Marosch und Nadaschka), österreichischer Feldzeugmeister, geboren zu Hermannstadt den 11. September 1763, begann seine militärische Laufbahn im J. 1781. Er rückte durch die unteren Offiziersgrade schnell vor und war bereits 1789 Major im 2. Banat-Grenz-Regimente, mit welchem er im Türkenkriege kämpfte. An den Feldzügen von 1793—96 nahm er ebenfalls und stets in hervorragender Weise Theil, so bei Erstürmung der Weißenburger Linien, bei Kaiserslautern, bei Memmingen — wo er mit 1200 Mann gegen 6000 Franzosen 8 Stunden lang das Feld behauptete —, dann vor Kehl. 1797 wurde er Generalmajor und wieder wird sein Name in ehrenvollster Weise in den Berichten der Schlachten von Ostrach und Stockach genannt. 1800 deckte er nach dem Treffen von Möskirch den Rückzug der Armee, sowie den nach der Schlacht von Hohenlinden, in welcher er die Division Richepanse warf. 1805 schloß G. den Preßburger Frieden ab und befehligte 4 Jahre später mit Auszeichnung das 9. Armeecorps in Italien. An dem großen Befreiungskriege von 1813 und 1814 nahm G. ebenfalls hervorragenden Antheil; bei Dresden commandirte er den linken Flügel mit heldenmüthiger Ausdauer und an der Leipziger Schlacht nahm er nicht minder rühmlichen Antheil, wo er die Verbindung zwischen der Hauptarmee und jener Blücher's zu unterhalten und die Angriffe der übrigen Colonnen zu erleichtern hatte. Dieses schwierigen Auftrages entledigte sich G. mit ebensovielem Geschick als großer Tapferkeit. Die Schlacht von Brienne setzte Gyulay's Verdiensten die Krone auf und erwarb ihm das Großkreuz des Leopoldordens, nachdem er schon früher für sein Verhalten im Feldzuge von 1793 das Ritterkreuz des Theresienordens erhalten hatte. Während der Ereignisse von 1815 führte G. das Generalcommando in Oesterreich, 1823 erhielt er jenes in Böhmen, 1829 übernahm er wieder das in Oesterreich nnd 1830 wurde er Präsident des Hofkriegsrathes, welche Würde er jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da er schon am 11. November 1831 zu Wien verschied.

Hirtenfeld, Oesterr. Milit. Conv.-Lexikon, Wien 1852.

v. Janko.

Gyulay: Franz Graf G. von Maros-Nemeth und Nadaska, k. k. Feldzeugmeister, geb. am 1. Sept. 1798 zu Pesth, † am 1. Sept. 1868 zu Wien, stammt aus einer alten siebenbürgischen Familie, welche 1701 gegraft wurde und sich bald darauf in eine ältere katholische und eine jüngere reformirte Linie theilte. In der ersteren erwarben sich drei Glieder, Großvater, Vater und Oheim des Grafen G., den militärischen Theresienorden, und zwar der Vater Graf Ignaz (s. o.) das Commandeurkreuz. G. hatte in seiner Jugend nach damaliger Uebung aristokratischer Häuser eine mehr auf glänzende Repräsentation als auf wissenschaftliche Bildung gerichtete Erziehung erhalten, deren Mängel er später noch in hohen Stellungen durch eifrige militärische Studien zu ersetzen trachtete. Vorläufig machte er sich nach seinem im 16. Lebensjahre als Lieutenant im Regimente seines Vaters erfolgten Eintritt in die k. k. Armee durch Diensteifer und Pünktlichkeit bemerkbar, Eigenschaften, durch deren fortgesetzte eigene Bethätigung und energische Forderung an seine Untergebenen er nach und nach

einer der tüchtigsten Truppencommandanten, sowol als Oberst des 19. Linien-Infanterieregiments wie später an der Spitze eines Armeecorps wurde. Zugleich sorgte er aber auch eifrig für das materielle Wohl seiner Offiziere und Soldaten, gründete einen Unterstützungsfond für die ersteren und ihre Wittwen, half ihnen oft über die Noth des Augenblickes hinweg und ermöglichte manchem armen, aber verdienten Offizier das Avancement durch Bestreitung der Equipage. Im J. 1848 erwarb er sich als Feldmarschall-Lieutenant, Divisionär und Truppen-commandant in Triest das große Verdienst, dem Reiche seine Marine zu retten, indem er, von den Ereignissen in Venedig kaum unterrichtet, sofort auf eigene Verantwortung das Marinecommando übernahm, die zerstreuten Schiffe sammelte, von unzuverlässigen Elementen säuberte und die Küstenvertheidigung in solchen Stand setzte, daß die am 25. Mai vor Triest erschienene italienische Flotte nach wochenlangem Drohen und unthätigem Harren am 4. Juli sich in aller Stille aus dem Gesichtskreise der Seestadt wieder entfernte. Im Juni 1849 wurde G. Kriegsminister, war in der Schlacht bei Raab an seines Kaisers Seite und entwickelte nach Besiegung der Insurrection sein reiches Administrationstalent. Die mit staatsmännischer Ruhe und Milde in kurzer Zeit durchgeführte Reorganisation der ungarischen Truppen, die Revision des gesammten Befestigungswesens, die Aufstellung permanenter Sanitätsbataillone, die Einführung strikter Avancements-vorschriften, das Militärgrenz-Gesetz vom 7. Mai 1850 sind größtentheils sein Werk. Diese Verdienste und nicht Coterierücksichten veranlaßten im Juli 1850 seine Absendung nach Italien als Corpscommandant, um die dortigen Verhältnisse genau kennen zu lernen und seinerzeit den greisen Heldenmarschall ersetzen zu können. Die brillante Entwicklung dieses Corps schien die getroffene Wahl zu rechtfertigen; doch wäre es jedem General, der 1848 und 1849 nicht unter Radetzky gekämpft hatte, schwer gefallen, sich das siegverbürgende volle Vertrauen der Armee zu sichern, wenn er auch populärer gewesen wäre als G., der sein Inneres kaum den vertrautesten Freunden öffnete und vielfach als Aristokrat verschrieen wurde. Als 1859 der Krieg vor der Thür stand, wurde ihm das Armee-commando trotz seines Widerstrebens aufgenöthigt und er beging den Fehler, dasselbe auch dann gehorsam beizubehalten, als seiner energischen Vorstellungen ungeachtet die Armee in Italien lange auf einem absolut unzulänglichen Stande belassen wurde; sie erreichte die von ihm als unentbehrlich bezeichnete Stärke erst zur Zeit der Schlacht von Solferino. Ob und welche andere Fehler ihm zur Last fallen, wird erst die spätere Zeit enthüllen, wenn seine noch in Archiven ruhende Rechtfertigung und die Aufzeichnungen seiner bedeutendsten Mitarbeiter an die Oeffentlichkeit gelangen können. Aus dem seither, nach Gyulay's Tode, von 1872—76 erschienenen Werke des k. k. Generalstabes „Der Krieg in Italien 1859“ (3 Bde.) geht indeß so viel mit absoluter Gewißheit hervor, daß G. gleich anfangs die Sachlage richtig beurtheilte, die begehrten Verstärkungen nicht erhielt, weil man glaubte den Hauptkriegsschauplatz am Rheine zu finden; ferner daß Gyulay's Selbständigkeit wie die so mancher Feldherrn früherer Tage durch viele Befehle von Wien doch beirrt wurde, endlich daß vor der Schlacht von Magenta drei kostbare Stunden ohne Gyulay's Schuld verloren gingen, sowie die von ihm für den 5. Juni geplante Fortsetzung der Schlacht durch die am Vorabend von Untercommandanten auf eigene Faust getroffenen Dispositionen unmöglich wurde. Jedenfalls brachte G. das Heer in schönster Ordnung nach Verona. Am 16. Juni legte er das Obercommando nieder und erbat sich nur, den ferneren Feldzug an der Spitze eines Bataillons seines eigenen Regimentes mitmachen zu dürfen. Doch kam dieses nicht mehr vor den Feind. Wahre Geistesgröße aber und ächten Patriotismus bewies G. dadurch, daß er, obwol von seinen Neidern und von dem nur dem blinden Götzen Erfolg huldigenden

Pöbel oft in gemeinster Weiste zum Sündenbock gemacht, doch lieber alle ungerecht auf ihn geworfene Schmach schweigend ertrug, als durch deren begründete Zurückweisung das noch in Andere gesetzte Vertrauen zu erschüttern und damit die Lage des Vaterlandes zu verschlimmern. Als endlich auch das Unglück des J. 1866 über Oesterreich kam, brach sein patriotisches Herz völlig zusammen. Im Gefühle seines herannahenden Endes übertrug er, da seine nur vierjährige Ehe mit der schon 1839 verstorbenen Gräfin Antonie Wratislaw-Mitrowicz kinderlos und er Wittwer geblieben war, 1867 mit kaiserlicher Genehmigung seinen Namen auf den von ihm adoptirten Sohn seiner verstorbenen Schwester Leopold Freiherr v. Edelsheim (jetzt commandirender General in Ungarn), der ein Jahr später auch das fürstliche Vermögen Gyulay's ererbte. G. war keine Feldherrngröße und glaubte es auch nicht zu sein, aber ein pflichtgetreuer Soldat, ausgezeichneter Administrator und instructiver Corpscommandant, ein Aristokrat zwar, aber im edelsten Sinne, eine durchweg noble Natur und großherziger Patriot.

Vgl. vor Allem obiges Generalstabswerk, und zwar I, 62—100, 146, 159 u. 216, 243, 492—96, 563. — (Schönhals) Erinnerungen eines Veteranen, Bd. II S. 4. — v. Wurzbach, Biogr. Lex., Bd. VI S. 70. — Meynert, Gesch. d. östr. Armee, Bd. IV S. 179—90 (ohne jedoch G. zu nennen!) — W. Rüstow, Der ital. Krieg v. 1859 [leider ohne eigene Kenntniß der Persönlichkeit Gyulay's]. v. Hoffinger.

Götz*): Johann Nicolaus G., Dichter, wurde geboren am 9. Juli 1721 in der alten Reichsstadt Worms, wo sein Vater Prediger war und erhielt seine erste Bildung von diesem selbst und seit 1731 auf dem dortigen Gymnasium. Von 1739—42 studirte er zu Halle Theologie und verband sich dort mit Uz und Gleim zu inniger und lebenslänglicher Freundschaft. Nachdem er Hauslehrer und Privatsecretär bei dem preußischen Commandanten v. Kalkreuth zu Emden in Ostfriesland gewesen war, wurde er 1744 von der Gräfin v. Stralenheim, Wittwe des Generalgouverneurs des Herzogthums Zweibrücken, als Hofmeister ihrer Enkel und Schloßprediger nach Forbach in Lothringen (wo Fischart starb) berufen, ging 1746 mit seinen Zöglingen auf die Ritterakademie zu Luneville, wo er Voltaire kennen lernte. Hier wurde er als Feldprediger bei dem französischen Regimente Royal allemand (dessen späterer Inhaber Max Joseph, der erste König von Baiern war) angestellt und legte daselbst den Grund zu seiner Bekanntschaft und Vorliebe für französische Litteratur. Bald darauf wurde er Pfarrer zu Hornbach in der Pfalz, in der Nähe von Zweibrücken, 1754 aber Oberpfarrer und Inspector zu Meisenheim und endlich 1761 zweibrückischer Consistorialrath zu Winterburg in der hinteren Grafschaft Sponheim, wo er, 61 Jahre alt, am 4. November 1781, als protestantischer Superintendent des baden-durlachischen Oberamts Kirchberg und der Aemter Winterburg und Sprendlingen starb. In der gefälligen lyrischen Gattung zählt G. zu den besten Dichtern. Geschmack, Grazie und gewandte anmuthige Behandlung der Sprache wie der Form zeichnen ihn besonders aus, da sie mit ächtem Gefühl Hand in Hand gehen. Es war zwar nur ein beschränkter Kreis, in welchem er sich, seine Fähigkeiten und Kräfte genau kennend, bewegte, aber innerhalb desselben leistete er Vortreffliches, das mit Recht darauf Anspruch machen kann, vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt zu werden. Die ersten Versuche machte er mit einer Ueber-

---

*) Zu Band IX S. 511.

setzung des Anakreon 1746, 1760 (gemeinschaftlich mit Uz). Seine eigenen Gedichte erschienen anfangs unter dem Titel „Gedichte eines Wormsers", 1790, 1792. Die späteren, die er an Journalen, Zeitschriften und Almanache gab, sammelte nach seinem Tode sein Sohn, der Buchhändler Gottlieb Christian G. zu Mannheim (1783, 1807, 3 Theile. Mit Götz's Bildniß und Autobiographie), wobei jedoch Ramler, wie auch bei anderen seiner Freunde den unberufenen Revisor und Emendator machte, so daß wir von Götz's Dichtungen nicht die Originale, sondern die von jenem besorgte Redaction besitzen und noch heute nicht wissen, was wir als des Einen oder des Anderen Eigenthum zu erkennen haben.

Herder's Adrastea 1803, Bd. 5, Stück 2. Schmid, Nekrolog II, S. 799—811. Biester, Neues Berlin, Monatsschrift 1809, 1, 321. H. Voß, Ueber Göz und Ramler, Mannheim 1809. Gödeke, Gr. II, 582 (wo seine sämmtlichen Schriften verzeichnet sind). J. Franck.

Götz*): Nicolaus G., aus Schlettstadt, war als Buchdrucker von 1474 bis 1478 thätig. Er hatte sich vorher der Jurisprudenz gewidmet und im J. 1470 findet man seinen Namen in das Album der juristischen Facultät der kölnischen Universität eingetragen. Die Buchdruckerkunst hat er jedoch nicht lange in Köln betrieben, da er sich schon 1481 nicht mehr unter den Bürgern der Stadt Köln vorfindet, nachdem er im Jahre vorher die Stadt wieder verlassen hatte. Als Druckerzeichen führte er einen Wappenschild mit einem Winkelmaaß und drei Muscheln, über dem Schild eine männliche bärtige Figur mit einem Stocke in beiden Händen und einer phrygischen Mütze auf dem Kopfe; über dem Haupte befindet sich ein Spruchband mit der Legende: sola spes mea in te virginis gratia. Sein erster datirter Druck 1474 ist: „Ludolphus Carthus., Meditationes vitae Jesu Christi", und sein letzter 1478 „Rolevink, Fasciculus temporum". Zwischen beiden Jahren hat er eine Anzahl meist undatirter Werke gedruckt. An wen seine Typen übergegangen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln, daß sie aber in Köln geblieben ist ganz sicher, denn die Bibel, welche hier im J. 1487 vollendet wurde, ist mit Götz'schen Typen gedruckt. Nach dem J. 1487 ist keine Schrift bekannt, welche den Charakter der Götz'schen Drucke hätte. Die Behauptung, daß der bekannte Heinrich Quentel in Köln das Buchdruckergeschäft des G. fortgesetzt hätte, entbehrt schon deshalb jeder Begründung, da kein einziges Werk aus der Quentel'schen Officin mit Götz'schen Typen gedruckt ist. G. ist vermuthlich der Drucker der ersten niederdeutschen Bibel, welche in Köln gedruckt ward. Dem Antiquar Lempertz in Köln gehört das Verdienst dieses mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen zu haben, während andere nicht minder bedeutende Bibliographen, wie Clement, Ebert, Panzer, Le Long, Riesert, Göze ꝛc. verschiedener Ansicht darüber sind, indem sie den Druck dieser niederdeutschen Bibel theils Quentel, theils anderen Buchdruckern zuschreiben. Die Ausgabe dieser Bibel verdient schon wegen ihrer schönen Ausstattung die Aufmerksamkeit der Bibliographen. Ihr durchgängig gleicher Druck, ihr weißes Papier, der breite Rand, die schön gemalten Initialen und die vielen Holzschnitte geben dem Druckwerke schon äußerlich ein stattliches Aussehen und machen diese Bibel zu einem wahren Prachtwerke der Druckkunst. Außerdem ist sie durch die Sprache für die Theologen und Sprachforscher von großem Werthe.

Vgl. Lempertz, Beiträge zur Geschichte der Buchdruck- und Holzschneidekunst I. Göze, Historie der niedersächsischen Bibeln, Halle 1775, S. 51. Panzer, Annalen der älteren deutschen Litteratur I, S. 15 Riesert, Nach-

*) Zu Band IX S. 511.

richten über die erste zu Köln gedruckte niederdeutsche Bibel rc., Coesfeld 1825. Ebert, Bibliographisches Lexikon I. Ennen, Katalog der Inkunabeln in der Stadtbibliothek zu Köln I, S. XIII rc. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst, S. 155. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis, p. 35. Clement, Bibliothèque curieuse III, p. 314. Grässe, Tresor. Vol. II, p. 553. Hain, Repertorium bibliographicum Vol. I, pars II. p. 357 u. Vol. II, pars I. 293 etc. Kelchner.

Götz*): Paulus G. (auch Götze). Er latinisirte seinen Familiennamen in Jovius, deshalb vor seinen Schriften P. Jovius genannt; geb. um 1570 (1574?) zu Themar im Meiningischen, nach Ludw. Fr. Hesse's Annahme zu Burgpreppach, Kreis Unterfranken in Baiern, † am 4. Juni 1633. Sein Vater Johann G., aus Themar stammend, wurde Prediger zu Burgpreppach und folgte 1589 einem Rufe als evangelischer Dekan nach Sondershausen; mit ihm kam G. hierher. Er studirte vom J. 1595 an in Wittenberg und ward hier 1598 Magister der Philosophie. Zu Anfang des J. 1601 erhielt er die Conrectorstelle an der Schule zu Arnstadt. Im Herbst 1618 wurde er als Rector an die gräflich schwarzburgische Stiftsschule (ein kleines Alumnat) zu Ebeleben bei Sondershausen berufen. Im Hausstande und Schule durch den 30jährigen Krieg schwer heimgesucht, starb er im Alter von ungefähr 60 Jahren in Ebeleben. Er gehört zu den vorzüglicheren späteren Chronikenschreibern. Sein Hauptwerk ist die „Schwarzburgische Chronik", an der er den größten Theil seines Lebens unermüdlich gearbeitet hat. In derselben berichtet er, in genealogischer Anordnung, über alle ihm bekannt gewordenen Glieder des schwarzburgischen Grafenhauses bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts, den Lebensläufen manches Gleichzeitige, was nicht direct in dieselben gehört, aus der thüringischen Geschichte einschaltend. Neben zahlreichen Büchern benutzte er viel handschriftliches, insbesondere auch archivalisches Material, es sorgsam prüfend und zweckmäßig zusammenfügend, so daß das Werk noch jetzt trotz mancher Irrthümer und Lücken eine vorzügliche Quelle der Geschichte des genannten Grafenhauses und Thüringens überhaupt ist. Aus den bei seinen Nachforschungen für die schwarzburgische Chronik gesammelten anderweitigen Nachrichten stellte er gegen 40 Chroniken anderer gräflichen und adlichen Familien Thüringens und des Harzes zusammen: die bedeutendsten sind die Gleichen'sche, Kevernburgische, Honsteinische und Kirchbergische; andere, z. B. die von Lohra, Reinstein und Blankenburg, sind kurz und fragmentarisch. — Bei seinen Lebzeiten erschien keine seiner Schriften im Druck; später wurden sie handschriftlich von Andern vielfach benutzt. In durchaus ungebührlicher Weise, ohne den Namen des Jovius, den er doch kannte (m. s. Franz Schnorr v. Carolsfeld: Casp. Sagitt. u. P. J. in Naumann's Serap. 1870 S. 248 ff.), zu nennen, verwandte Sagittarius die Gleichen'sche Chronik für seine Historia der Grafschaft Gleichen. Die Kevernburgische Chronik ließ Ayrmann in seiner Sylloge Anecdotorum I (Frankfurt a./M. 1746) S. 175 bis 230 abdrucken. Die schwarzburgische Chronik wurde nach einer Abschrift (das Autograph findet sich im Landesarchiv zu Sondershausen) in Schoettg. et Kreysig, Diplomataria et scriptores hist. Germ. medii aevi I (1753) S. 109 bis 724, unter mancherlei Abänderungen, besonders in der Sprache und Schreibung, abgedruckt; mehrere der kleinen Chroniken, meist verändert, in Grundig's und Klotzsch's Sammlung vermischt. Nachrichten zur sächsischen Geschichte, die Genealogie des Geschlechts derer v. Salmenitz in Kreysig's Beiträgen zur Historie der sächsischen Lande II, S. 76—120.

---

*) Zu Band IX S. 512.

Ludw. Fr. Hesse, Verzeichn. schwarzb. Gelehrten u. Künstler aus dem Auslande, 4. St. Rudolst. 1834. S. 4. — Irmisch, Ueber den Thüring. Chronikenschreiber P. J. u. seine Schriften. (Vermehrter Abdr. einer Progr.-Abhandl.) Sondersh. 1870. Irmisch.

Götze*): Johann Nikolaus Conrad G., geb. am 11. Febr. 1791 zu Weimar, erhielt schon frühzeitig den ersten Musikunterricht von seinem Vater, der als Violinist in der dortigen Hofcapelle angestellt war, und erregte bald Aufsehen als Violinspieler, wodurch er die Protection der Herzogin Amalie erlangte. 1805 ward er in der Hauscapelle des in Leipzig lebenden Grafen Augustowsky angestellt, trat aber schon 1806 in die Capelle zu Weimar ein und nahm 1808, unterstützt von der kunstsinnigen Erbgroßherzogin Maria Paulowna, Violinunterricht bei Spohr in Gotha. In der Composition bildete er sich aus unter Leitung Aug. Eberhard Müller's in Weimar. 1813 schickte ihn die Erbgroßherzogin nach Paris, wo er während 8 Monate das Conservatorium besuchte und das Glück hatte, Cherubini's und Kreutzer's Unterricht zu genießen. Nach weiteren Erfolgen als Componist und Violinvirtuos ward er 1826 zum großherzoglichen Musikdirector und Chorrepetitor am Hoftheater ernannt, trat nach langer erfolgreicher Thätigkeit 1848 in Pension und starb am 5. Decbr. 1861 in Weimar. Als Componist hat G. eine ziemlich große Thätigkeit entfaltet. Von seinen Opern wurden bekannt „Der Zwiebelmarkt" und „Alexander in Persien (1814—19), sowie „Das Orakel" (1822) und „Der Gallego" (1834). Außerdem schrieb er die Musik zu verschiedenen Vaudevillen und Melodramen, einige Ouverturen, 4 Streichquartette (op. 2 u. 3), 3 leichte Trio's für 2 Violinen und Violoncell (Weimar, Voigt), Variationen für Violine, verschiedene Sachen für Pianoforte, Lieder ꝛc. Alle diese Werke zeigen den formgewandten und kunstgebildeten Musiker, entbehren jedoch zu sehr selbständiger Erfindung und sind deshalb größtentheils vergessen. Fürstenau.

*) Zu Band IX S. 512.

H.

Haacke: Christoph Friedrich Ferdinand H., Schulmann und Philolog, geboren am 26. Januar 1781 zu Friedeberg in der Neumark, wo sein Vater Rector und Prediger war, besuchte 1796—1800 das Lyceum zu Stettin und studirte von 1800 an Theologie und Philologie an der Universität Halle. 1803 trat er an dem dortigen Pädagogium, das damals unter Niemeyer's Leitung stand, als Lehrer ein. 1808 wurde er an das Gymnasium zu Stendal berufen, welches er als Rector, seit 1831 als Director, bis zu seiner im J. 1854 auf sein Ansuchen erfolgten Pensionirung geleitet hat; dort starb er in seiner von den städtischen Behörden in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Anstalt ihm als Ruhesitz bewilligten Amtswohnung am 27. Juli 1855. H. war ein Mann von universaler und zugleich von solider philologischer Bildung, von großer Sicherheit und Besonnenheit des Urtheils, als Lehrer und Rector von hervorragender Tüchtigkeit. Specielle Studien hat er dem Thukydides gewidmet, wovon außer ein Paar Programmen seine größere (Leipzig 1820, 2 Bde.) und kleinere mit knapperem wesentlich exegetischen Commentar ausgestattete Ausgabe des Geschichtswerkes desselben (ebd. 1831) Zeugniß geben. Ebenso hat er die „Hecuba" und die „Phoenissen" des Euripides mit kurzem, wesentlich den Zwecken des Unterrichts dienenden Commentar herausgegeben (Stendal 1820). Endlich hat er gleichfalls für die Zwecke des Unterrichts ein „Lehrbuch der Staatengeschichte des Alterthums und der neueren Zeit" in 2 Bänden (zuerst Stendal 1813 und 1814; 5. Aufl. Bd. I 1834, Bd. II 1843), einen ursprünglich als Ergänzung dazu bestimmten „Abriß der griechischen und römischen Alterthümer" (zuerst Stendal 1815, 3. Aufl. 1835) und „Andeutungen für den vorbereitenden Unterricht in der allgemeinen Geschichte in den unteren und mittleren Gymnasialclassen" (zuerst Stendal 1827; 4. Aufl. 1849) verfaßt.

Vgl. Ch. F. F. Haacke, ein Lebensbild; von Dr. Campe zu Greiffenberg, in Langbein's Pädagogischem Archiv, Bd. XI. (1869) S. 649—79.

Bursian.

Haager: Franz Freiherr H. v. Altensteig, geboren 1750 zu Wien, † am 1. August 1816; stammt aus einer Adelsfamilie Niederösterreichs, welche seit dem 14. Jahrhundert deutlicher auftaucht und die Namensschreibung Alenstîg, Alentsteig zeigt, als deren willkürliche Umformung das spätere „Altensteig"

angesehen werden darf. Der Ehe des Freiherrn Alois H. v. A. und der Gräfin Marie Schlick entsprossen, Zögling der theresianischen Ritterakademie, sodann Cadet im Kürassier-Regimente Caramelli (1783), sah sich der junge Mann alsbald durch einen Sturz vom Pferde und dessen Folgen gezwungen, der eigentlichen militärischen Laufbahn zu entsagen und in Civildienste einzutreten, welche noch in die Schlußjahre Josephs II. fallen. Von 1786 bis 1803 reicht die Periode der wichtigsten Lehrjahre Haager's im Staatsdienste. Unter Kaiser Joseph II. Kreiscommissär, brachte er es am Beginne des zweiten Decenniums der Regierung Kaiser Franz II. (I.) zum geheimen Hofrath, mit dem wesentlichen Wirkungskreise in Polizei- und Censursachen. 1809 Vicepräsident der obersten Polizeihofstelle und vier Jahre später Nachfolger des Grafen Saurau im Amte eines Präses der obersten Polizei- und Censur-Hofstelle, war H. jedenfalls ein Mann von Einfluß. Seine militärische Schulung machte ihn in den verhängnißvollen Kriegsjahren 1797 und 1800 bei der Durchführung dringlicher Maßregeln der Landesvertheidigung äußerst verwendbar. Als im erstgenannten Jahre das Eindringen Bonaparte's in das Herz der österreichischen Alpenländer zur äußersten Gegenwehr aufmahnte, leitete H. die Verschanzungsarbeiten am Wiener Berge und am Semering. Gleiches war der Fall im J. 1800, als die Franzosen unter Moreau den deutschen, unter Bonaparte den italienischen Kriegsschauplatz betraten und jener feindliche Heerführer schließlich an die österreichische Donau vordrang. Zur Zeit als das lombardisch-venetianische Königreich an Oesterreich wieder gedieh, und seine innere Einrichtung ins Werk gesetzt wurde, begegnen wir H. im Venetianischen; er starb zu Strà bei Venedig eines unvermutheten Todes.

Zeitgenossen (Leipzig, Brockhaus, 1820). Oesterr. Nation.-Encykl. (Wien 1835), II. 456. C. Wurzbach, Biogr. Lex., 6. Bd. Vgl. ü. die Fam. Haager auch Wißgrill, Schaupl. des niederöst. Adels, 3. Bd.

Krones.

Haak: Theodor H., geb. 1605 in Neuhausen bei Worms, † 1690 in London. Er kam 1625 nach England, studirte in Oxford und Cambridge, reiste dann auf den Continent, kehrte 1629 nach England zurück und trat, von regem Eifer für wissenschaftliche und gemeinnützige Bestrebungen erfüllt, mit vielen bedeutenden Männern, wie Pell, Hartlib, Comenius, Selden, vielleicht auch Milton, in Verbindung. Er soll in den vierziger Jahren den ersten Anstoß zu jenen Gelehrtenzusammenkünften gegeben haben, aus denen später die Royal Society erwuchs. Er hat die Hälfte des „Verlorenen Paradieses" ins Deutsche übersetzt. Dieser erste Versuch einer Uebertragung des Gedichtes in unsere Sprache blieb ungedruckt, aber vielleicht hat ihn E. G. v. B[erge] in seiner Uebersetzung (Zerbst 1682) benutzt. Unter der Republik leistete H. der Regierung als Uebersetzer seine Dienste. Während des Protectorats wurden dem Gesandten Cromwell's bei den evangelischen Cantonen der Schweiz seine Empfehlungen nützlich. Er übersetzte verschiedene theologische Werke aus dem Englischen ins Deutsche, ebenso die holländische Bibelausgabe mit den Noten der Synode von Dordrecht aus dem Holländischen ins Englische („The Dutch annotations upon the whole bible together with their translation according to the direction of the synod of Dort 1618", London 1657, 2 Vols., fol.) Auch war er Mitglied der Royal Society.

Wood, Athenae et fasti Oxonienses. Boyle's Works ed. Birch. Vaughan, The protectorate of O. Cromwell. Birch, History of the Royal Society, 1756.

Alfred Stern.

Haake: August H., verdienter Schauspieler und Theaterdirector, geboren am 5. Mai 1793 zu Königsberg in der Neumark, starb am 18. April 1864

zu Darmstadt. Der Name H. gehört keineswegs zu den populären in der Theatergeschichte, aber dennoch hat er mehr Recht auf die Unvergeßlichkeit als mancher mehrgenannte. H. lebte nur der Kunst und ihren Idealen und diesen entsprechend zu wirken, stand ihm hoch über dem Beifall der Alltagskritiker. Er war beim Theater, was so selten ist, mit Herz und Geist bei seiner Kunst und übte diese nicht nur, sondern verstand sie auch. Sein buntes Leben ist reich an Widerwärtigkeiten und das, was man gemeinhin Glück nennt, war seines Lebens Begleiterin niemals. Der Sohn eines Schneiders, hatte er früh die liebende Mutter verloren und war zu einem Oheim gekommen, der nur mit Widerstreben in den Plan willigte, den Neffen das Friedrich-Wilhelms-Lyceum besuchen zu lassen. Prediger zu werden war Haake's erster Vorsatz, der aber von dem neuen, Schauspieler zu werden, bald verdrängt wurde. Ein Puppenspiel brachte ihm die ersten Theaterbegriffe bei und nachdem er mit Glück eine Nachahmung desselben versucht hatte, erschloß ihm die Gluck'sche Gesellschaft, die in Königsberg spielte, die Bekanntschaft mit Kotzebue's „Papagoy", mit den „Räubern", „Hamlet", „Abällino" &c. Die Folge davon war Versäumniß der Schulpflichten, die mit einem Verbot des Theaterbesuchs bitter genug für den jungen Enthusiasten geahndet wurden. Im Conflict mit sich und seinem Pflegevater, angeregt durch Iffland's Beispiel, entfloh er, ging nach Berlin, wo er zum ersten Mal gute Comödie spielen sah, aber bald nach Hause zurückgebracht wurde. Versöhnt mit den Seinigen, erlangte er ihre Einwilligung, Schauspieler werden zu dürfen. H. stellte sich nun Ifflanden vor, der ihn aber trotz Begabung noch zu jung für die Bühne erfand und zum Abwarten bewog. Mit jugendlichen Idealen im Herzen mußte er sich bequemen, in Königsberg Copist bei der neumärkischen Regierung zu werden, zog dann abermals nach Berlin und erhielt von Iffland eine Empfehlung an Director Meiselbach in Stettin, wo er, als Volontär angestellt, 1812 als Soldat Kulitsch im „Wald bei Hermannsstadt" zum ersten Mal die Bühne betrat. Als das Stettiner Theaterschiffchen bald darauf scheiterte, mimte er bei Director Keiser in Stralsund, ging dann zu Brede in Rostock, den er auf seinen Wanderfahrten nach Stralsund, Güstrow, Neu-Strelitz, Prenzlow und Greifswalde treulich begleitete, wobei er als hölzerner zweiter und dritter Liebhaber zum öftern wider seinen Willen die Lacher auf seiner Seite hatte. Der Prosa der Wanderbühnen müde, zog es ihn nach der Poesie des Hoftheaters zu Weimar, wo Goethe ihm zwar keine Anstellung, aber die tröstliche und beglückende Versicherung gab, „die Anlagen zu etwas Tüchtigem sind unbezweifelt vorhanden". Wie in Weimar fand H. auch in Dresden kein Engagement, dagegen führte ihn sein Schicksal in die Arme eines Herrn v. d. Osten, der mit seiner Truppe oder richtiger Trüppchen die in der Theatergeographie eben nicht bedeutenden Orte: Altstadt, Rastenburg und Ilmenau bereiste. In letzterem Ort trennte sich H. von der Gesellschaft und durchzog meist von der Milde seiner Mitmenschen lebend Deutschland, den Stab in der Hand. Nur einmal gehörte er während dieser kurzen Zeit der Eisenhut'schen Truppe, die bis dahin aus dem directorialen Ehepaar allein bestanden hatte, an. Endlich lief er als Chorist am Karlsruher Hoftheater in einen gesicherten Hafen ein, gefiel hier als Schwengel in Kotzebue's „Lohn der Arbeit", sodaß er mit 400 Gulden als Schauspieler engagirt wurde und sich nun in der Lage sah, seine ebenfalls jetzt auf der Bühne wirkende Braut Auguste Neustädt heimzuführen. 1815 spielte er unter Frau Müller's Direction in Düsseldorf, Köln und Mainz, 1816 in Augsburg und Straßburg, dann unter der Direction der Frau Dengler in Freiburg i. B., worauf er ein nur kurzwährendes Engagement am ebenfalls nur kurzwährenden Apollotheater in Hamburg annahm. Der eigentliche Wendepunkt in seiner theatralischen Carrière, d. h. wo diese einen

wirklichen und andauernden Aufschwung nimmt, fällt ins J. 1818, von dem er bis 1823 als Regisseur und Künstler theilnahm an der Thätigkeit des neuen, von Klingemann ins Leben gerufenen Braunschweiger Nationaltheaters. Er spielte damals mit Geist und Talent Liebhaberrollen und Helden, wie Posa, Tasso, Hamlet, sterbende Prinz, Orest, Don Gutierre u. A. und leistete Vortreffliches in der Regie. Ebenfalls als Regisseur seit 1823 an den vereinigten Theatern von Mainz und Wiesbaden angestellt, gastirte er 1826 an den Hoftheatern zu Wien und Berlin, wie auch in Leipzig und engagirte sich bis 1829 am Breslauer Theater. Beseelt von dem Wunsch, ein echt künstlerisch geleitetes Theater zu schaffen, übernahm er 1829 die Direction der Theater zu Mainz und Wiesbaden, und führte eine Blüthezeit des Mainzer Theaters herbei. Junge Talente wußte er um sich zu schaaren, deren Repertoir neue Reize zu verleihen und in ganz Deutschland zählte man mit Hochachtung H. zu den kunstsinnigsten Bühnenleitern. Am 16. Mai 1833 legte er die Direction nieder, um am 1. Januar des folgenden Jahres die des Breslauer Stadtheaters zu übernehmen. Auch hier leistete er Treffliches, war aber in materieller Hinsicht noch weniger glücklich als in Wiesbaden, so daß er 1838 mit 56000 Thaler Passiva abschloß. Darauf in Braunschweig, Hamburg und Oldenburg engagirt, von wo ihn seine Gesundheitsverhältnisse zu gehen zwangen, nachdem er schon im ersten Jahr zum Hoftheaterdirector mit lebenslänglichem Gehalt ernannt worden war, — machte er eine kurze Gastspielreise, war dann Mitglied und Regisseur des Stadttheaters zu Frankfurt a. M., 1854 Director in Heidelberg, spielte noch in Meiningen und Nürnberg und sah sich endlich gezwungen, der Bühne ganz zu entsagen. — Mit seiner Frau fand er ein Asyl bei seiner dankbaren Schülerin Mathilde Gräcemann in Darmstadt, woselbst er am 18. April 1864 starb. Am 7. April 1862 hatte er noch in Mainz als Nathan sein 50jähriges Kunstjubiläum begangen. Von seinem feinen Verständniß für die Erfordernisse der Schauspielkunst zeugen seine lesenswerthen „Theatermemoiren" (1866), außer denen man noch zu seiner Biographie und Charakteristik vergleichen wolle: Peth, Geschichte des Theaters und der Musik zu Mainz (1879), p. 170—186, und Entsch, Deutscher Bühnen-Almanach, XXXIII. p. 156—158. Joseph Kürschner.

Haan: Math. Wilhelm v. H., geboren am 27. November 1737, † am 10. December 1816. Seine Familie stammte aus dem Elsaß, übersiedelte jedoch um 1664 nach Wien und blieb hier eingebürgert. Die Laufbahn Haan's zeigt eine schnelle Beförderung, da er schon im J. 1775 als Hofrath der obersten Justizstelle seinen Platz bei den Reformen der Rechtsgesetzgebung und Verwaltung ausfüllt. Auch in der wichtigsten Frage der Criminaljustiz des theresianischen Zeitalters, welche die Abschaffung der Tortur betraf, nahm er als gelehrter Jurist und Praktiker neben einem Hormayr, Sonnenfels, Bannitza u. A. Stellung, wie dies 1776 seine Schrift „Ueber die Tortur" bezeugt. 1792 Vicepräsident des niederösterreichischen Appellationsgerichtes, drei Jahre später Oberlandesgerichtspräsident, stand er 1809 als Präsident der vereinigten Hofcommission in politischen und Justizsachen auf der Höhe seiner Beamtenlaufbahn. Für seine Tüchtigkeit als Rechtsgelehrter hatte, abgesehen von jener obenberührten Schrift, die mit Sonnenfels herausgegebene Arbeit: „Specim. juris germanici de remediis juris, juri romano incognitis" (Wien 1787) ein günstiges Zeugniß abgelegt, da er sich darin als gründlicher Kenner der Eigenthümlichkeiten des römischen und gemeindeutschen Rechtes bewährt. Doch lag, seinem Berufe entsprechend, Haan's Bedeutung vorzugsweise auf dem Boden der Legislation. Den Beweis dafür liefert das Strafgesetzbuch für Westgalizien (1796), welches Gebiet durch die dritte Theilung Polens (1795) gewonnen ward. Auch bei der Vorlage des Criminalgesetzes vom J. 1803 und bei dem Abschlusse des bürger-

lichen Gesetzbuches (1811) zeigt sich H. in hervorragender Weise betheiligt. Er starb, hochbetagt, im Alter von 80 Jahren.

Ersch-Gruber's Encyklop. II. S. I. S. 11. Oest. Nation.-Encykl. II. 457. C. Wurzbach, Biogr. Lex., 6. Bd. Vgl. auch v. Harrasowsky, Gesch. d. Codif. des östr. Civilrechts. (Wien 1878). Krones.

Haarer: Peter H. (Crinitus), geboren zwischen 1480 und 1490, wahrscheinlich in Heidelberg. Von seinen übrigen Lebensverhältnissen ist wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er, wie man vermuthet durch den Einfluß seines Vaters, früh an den pfälzischen Hof und in die einflußreiche Stellung eines Secretärs und Rathes bei dem Kurfürsten Ludwig V. (1508—44) gelangt ist. Das Jahr seines Todes ist wie das seiner Geburt nicht überliefert. H. ist von Bedeutung als Verfasser einer ihm, wie es scheint mit Recht zugeschriebenen Reimchronik über die sogen. Packischen Händel, und noch mehr durch eine unzweifelhaft von ihm herrührende und geschätzte Geschichte des Bauernkrieges in deutscher Sprache, dessen Vorgänge in der Pfalz und den benachbarten Provinzen er als Begleiter des Kurfürsten kennen zu lernen gute Gelegenheit hatte. Der Standpunkt seiner im übrigen schlichten Darstellung ist der conservative, ohne daß er darum verkennt, daß die Lage der Bauern eine unmenschliche gewesen. Die frühere Ansicht, daß der lateinische Text seines Werkes der ursprüngliche und die deutsche Bearbeitung erst nachträglich daraus hervorgegangen sei, ist in neuester Zeit gründlich widerlegt worden. Hinwiederum ist die Schrift Haarer's von Gnodalius und Leodius (Thomas Hubert aus Lüttich) in ihren bez. Berichten über den Bauernkrieg fast vollständig ausgeschrieben worden.

Zu vgl. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 4. Aufl., VI. Bd. S. 63, Bd. III. S. 39 und Bd. IV. S. 240. Osc. Leop. Schäfer, Das Verhältniß der drei Geschichtsschreiber des Bauernkrieges, Haarer, Gnodalius und Leodius, kritisch betrachtet, Chemnitz 1876, wo sich über die betreffenden Handschriften und Drucke die genügenden Angaben befinden.

Wegele.

Haarlem: Cornelis van H., eigentlich Cornelis Corneliszen, auch Meester Cornelis genannt, Maler, geboren zu Harlem 1562, gestorben ebenda am 11. November 1638. Er gehört zu den verdienstvollsten Künstlern am Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Den ersten Unterricht erhielt er von Pieter Aertsen jun., dem Sohn des Lange-Pier. Mit 17 Jahren war er bereits ein schaffender Künstler, doch nahm er, um sich weiter auszubilden, noch in Antwerpen bei Gilles Coignet Unterricht. Nach Antwerpen kam er wahrscheinlich in Folge von Kriegsunruhen, da Lange-Pier dessen Haus während seiner Abwesenheit in der Zeit, da Harlem belagert wurde, verwaltete. Zu seinen Hauptwerken gehören der „Betlehemitische Kindermord" im Museum zu Haag und eine Wiederholung in Amsterdam; die Grausamkeit der Schergen, sowie die verzweifelte Wehr der Mütter ist meisterhaft ausgedrückt. In Amsterdam ist auch ein lebensgroßes Bild mit Adam und Eva. Hier ist auch das Repräsentationsbild mit den Vorstehern der Schützengilde zu nennen. In Berlin sind zwei Gemälde von seiner Hand, ein Göttergastmahl mit vielen Figuren und eine Bathseba im Bade. Wenn letzteres Bild echt ist, dann wich der Künstler hier von seiner Manier ab. In Braunschweig sind fünf Bilder unseres Meisters, darunter besonders das figurenreiche goldene Zeitalter, Venus und Adonis und das Kniestück einer Venus mit Amor hervorzuheben sind. Letztes Bild ist mit dem Monogramm C. H. und 1616 bezeichnet. Seine Zeichnung ist correct, die Composition hält sich fern von allem Manierismus und die Farbe ist sanft und glänzend, in den Schatten besitzt sie einen goldigen durchsichtigen Ton. Nach seinen Compositionen haben namhafte Künstler gestochen. So haben wir von

H. Goltzius die sogenannten vier Colbuteurs oder den Fall des Tantalus, Icarus, Phaeton und Ixion, bei welchen sich H. als Meister der Verkürzung zeigte. Auch J. Muller, Saenredam, L. Kilian, N. de Ruyter haben Einzelnes nach ihm gestochen. — Mit K. van Mander stiftete der Künstler in Harlem die Malerakademie. Seine Tochter Maria heirathete den Bildhauer P. J. Begijn, aus welcher Ehe Corn. Bega hervorgegangen ist.

S. Immerzeel. Kramm. A. v. d. Willigen, Les Artistes de Harlem.

Wessely.

Haarlem: Gerrit (Gerhard) van H., Maler zu Harlem in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, genannt Geertgen tot S. Jans (zu St. Johann), weil er auf dem Grundstück der Johanniterritter seine Wohnung hatte. Nach Carel van Mander soll er ein Schüler des Albert van Ouwater gewesen und sehr jung, etwa mit 28 Jahren, gestorben sein. Für die Johanniterkirche hatte er den Hochaltar gemalt, ein großes Crucifix mit beiderseits bemalten Flügeln. Dieses Werk war theilweise im Bildersturme zu Grunde gegangen, nur ein Flügel war, in zwei Tafeln auseinandergesägt, zu van Mander's Zeit beim Ordenscomthur zu sehen und enthielt nach seiner Beschreibung auf der ehemaligen Innenseite die „Beweinung Christi“, auf der Außenseite „Ein Mirakel oder eine Wundergeschichte“. Hiernach hat sich erkennen lassen, daß beide Bilder in der kaiserlichen Galerie zu Wien erhalten sind. Das „Mirakel“ gehört der Legende des Ordenspatrons St. Johannes der Täufer an, aus der drei Momente, seine Bestattung, die Verbrennung seiner Gebeine auf Geheiß des Kaisers Julianus Apostata, die Uebertragung seiner Reliquien nach Saint Jean d'Acre, in der Landschaft angebracht sind. Die Figuren sind etwas mager und trocken, in Haltung und Bewegung ohne sonderliches Geschick und auch schon im Maßstabe der Landschaft untergeordnet, die mit feinem Verständniß und wirkungsvoller Luftperspective behandelt ist. Composition und Vertheilung der Massen sind ohne rechte Freiheit, aber die Malerei ist, bei einem bräunlichen, etwas schweren Ton, sehr kräftig und gediegen, alle Einzelnheiten sind mit scharfer Bestimmtheit durchgeführt, und der von C. van Mander gerühmte Ausdruck der Betrübtheit ist in der That wahr und ergreifend. Für die holländische Malerei des 15. Jahrhunderts bilden diese Gemälde wol das wichtigste erhaltene Document.

Woltmann.

Haas: s. Hasius.

Haas: Karl Franz Lubert H., hessischer Historiker, geboren zu Kassel am 12. August 1722, † zu Marburg am 29. October 1789. In seinem vierzehnten Jahre verlor er seinen Vater, der als Lehnssecretär in Hessen-Kassel'schen Diensten stand. Durch Privatunterricht, dann auf den Kasseler Schulen vorbereitet, bezog er 1739 die Universität Rinteln, vertauschte sie aber schon im folgenden Jahre mit der zu Marburg, wo er sieben Jahre lang den Studien, namentlich den historischen Wissenschaften, dann der Theologie, oblag. Ostern 1748 begann er zu Marburg über verschiedene Theile der Geschichte Vorlesungen zu halten. Im März 1754 wurde er zum außerordentlichen und im Mai des folgenden Jahres zum ordentlichen Professor der Philosophie zu Marburg ernannt, womit 1758 die Professur für Kirchengeschichte verbunden wurde. 1778 erhielt er auch die Leitung der Marburger Universitätsbibliothek. Von seinen Schriften, die sich durch verständigen Sinn und besonnene Forschung auszeichnen, sind besonders zu nennen: „Lebensbeschreibung des berühmten D. Heinrich Horchens aus Hessen, ehemaligen öffentlichen Lehrers der Gottesgelahrtheit zu Herborn“, Kassel 1769, 8°. „Anmerkungen über die hessische Geschichte von Landgraf Henrich I. bis auf das J. 1434“, Frankf. a. M. 1771, 8°. „Versuch

einer hessischen Kirchengeschichte der alten und mittleren Zeiten“, Marb., Frankf. u. Leipzig 1782, 8⁰. „Vermischte Beiträge zur Geschichte und Litteratur“, Marb. 1784, 8⁰.

Vgl. Strieder, Hess. Gelehrten- u. Schriftsteller-Geschichte, V. S. 189—202 u. IX. S. 386. Arthur Wyß.

Haase: Friedrich Gottlob Heinrich Christian H., ausgezeichneter Philolog, wurde am 4. Januar 1808 in Magdeburg als Sohn eines armen Schneiders geboren. 1820 wurde er auf das dortige Domgymnasium gebracht, Ostern 1827 bezog er die Universität Halle, um dort unter Reisig Philologie zu studiren; Michaelis 1828 ging er, da dieser nach Italien gereist war, nach Greifswald, wo er sich besonders an Schömann anschloß; von Michaelis des folgenden Jahres an vollendete er seine Studien unter Leitung von Böckh und Lachmann in Berlin. Hier bestand er auch im Februar 1831 rühmlichst das Staatsexamen und wurde noch in demselben Jahre, nachdem er kurze Zeit als Candidatus probandus am Köllnischen Realgymnasium daselbst beschäftigt gewesen war, an die Cauer'sche Lehr- und Erziehungs-Anstalt in Charlottenburg berufen. Hier bewährte er sich außerordentlich; dies und der durch seine Ausgabe von Xenophon „De republica Lacedaemoniorum“ (1833) begründete Ruf seiner hervorragenden wissenschaftlichen Tüchtigkeit verschaffte ihm Ostern 1834 die Stelle eines Adjuncten in Schulpforta. Doch nicht lange sollte der Zauber, welchen er auch hier auf Schüler, wie auf Collegen übte, währen. Schon im Sommer desselben Jahres wurde gegen ihn, wie gegen seine Freunde und Collegen Fickerl und Grubitz wegen Theilnahme an der Burschenschaft — er war in Halle und Greifswald Mitglied, auf letzterer Universität auch Sprecher der Burschenschaft gewesen — eine Untersuchung eingeleitet, zu Ostern des folgenden Jahres wurde er vom Amte suspendirt und auf halben Gehalt gesetzt, und nach Ablauf eines weiteren qualvollen Jahres wurde er entsetzt (in Zweifel gelassen wurde es, ob er je wieder zur Bekleidung eines Schulamtes würde für fähig erklärt werden) und zu sechsjähriger Festungshaft verurtheilt. Im September 1836 wurde er nach Erfurt auf die Festung, und da diese besetzt war, ins Inquisitoriat daselbst gebracht. Nach einjähriger übrigens nicht strenger Haft wurde er freigelassen. Nach einem kurzen Besuch bei den Eltern ging er nach Berlin, wo er besonders auf Joh. Schulze's Verwendung ein Stipendium zu einer wissenschaftlichen Reise nach Paris, deren Hauptzweck das Studium der Handschriften der Kriegsschriftsteller war, erhielt. Nachdem er noch am 10. Mai 1838 in Halle promovirt hatte, reiste er über Heidelberg und Straßburg nach Paris. Hier blieb er bis zum Herbst 1839 und wurde, nachdem er über Bern nach Deutschland zurückgekehrt war, nach Ritschl's Weggang von Breslau zum außerordentlichen Professor an dieser Universität ernannt. Dieses Amt trat er Ostern 1840 an; die Antrittsschrift „Lucubrationes Thucididiae“ wurde das Jahr darauf (1841) gedruckt. Obwol er sich auch diesem Amt mit ganzer Seele hingab und großen Erfolg als Lehrer hatte, ging es doch — wie behauptet wird, deshalb, weil er sich mehrfach mit dem Minister Eichhorn in Differenzen befand, mit seiner Beförderung nicht so rasch, als man hätte erwarten dürfen. Nachdem er 1844 die Berufung zum Director des Elisabeth-Gymnasiums in Breslau abgelehnt hatte, wurde er 1846 zum Ordinarius ernannt; 1851 erhielt er, nachdem er auch als Nachfolger G. Hermann's in Aussicht genommen worden war, die Professur der Eloquenz und die Mitleitung des philologischen Seminars. 1859 wurde er durch das Vertrauen seiner Collegen zum Rector gewählt. Schon 1867 am 16. August wurde er den Seinen, der Universität, dem Vaterlande, der Wissenschaft nach kaum vierzehntägiger Erkrankung am Typhus durch den Tod entrissen. H. war der liebevollste Sohn, der aufopferndste Freund, der uneigennützigste Förderer

aller idealen Bestrebungen, der unerschrockenste Vertheidiger von Recht und Wahrheit, einer der treusten Söhne des deutschen Vaterlandes, ein ausgezeichneter Bürger, der hingebendste Lehrer, einer der gründlichsten und vielseitigsten Gelehrten. Vom Vater hatte er den Frohsinn und die Lust zum Scherzen, welche ihn zum angenehmsten Gesellschafter machten, von der Mutter den Ernst und die Strenge, welche Jünglinge und Männer in ihm ein Vorbild und einen Hort für sie selbst sehen ließen. Früh hat er die Eltern unterstützt, später ganz erhalten, und nichts hat ihn so geschmerzt als der Gedanke, daß der Kummer über des Sohnes widriges Schicksal dem Vater das Herz gebrochen habe. Von entscheidender Bedeutung für sein ganzes Leben und Streben ist der Aufenthalt auf dem Magdeburger Domgymnasium, welches sich in einer musterhaften Verfassung befand, geworden. Hier sind die Keime zu alle dem, was sein Leben in freud- aber auch in leidvoller Weise bewegt hat, gelegt worden. Hier hat er vor allem den sich nie genüge thuenden Fleiß, die gewissenhafteste Treue im Kleinen, wie den Blick auf das große Ganze gelernt, hier hat er den unersättlichen Wissensdurst eingesogen. Schon als Tertianer hat er sich auf Anregung seines Ordinarius Friedrich Wiggert, der überhaupt den nachhaltigsten Einfluß auf ihn geübt hat, umfassende grammatische und historische Collectaneen angelegt, und der ihn besonders auszeichnende, allmählich zur größten Feinheit ausgebildete Sinn für Beobachtung des Sprachgebrauchs der Schriftsteller ist sicher aus diesen erwachsen. Durch denselben Lehrer sind auch die bibliothekarischen und bibliographischen Neigungen, durch welche er sich später eine riesige und dabei sichre Bücherkenntniß erwarb, in ihn gepflanzt worden. Auch schon als Tertianer legte er den Grund zu seiner wie ein Kleinod gehüteten, wenn auch keineswegs für andere verschlossenen Bibliothek, und als Primaner machte er eine Reise nach Wolfenbüttel, um die berühmte Bibliothek daselbst kennen zu lernen. Dort ist auch zuerst seine poetische Neigung geweckt worden. Die Gedichte in der Muttersprache, von welchen allerdings nur wenige in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, zeichnen sich durch Formgewandtheit, besonders aber durch die Innigkeit des Gefühls aus. In der Kunst lateinischer Dichtung haben es ihm zu seiner Zeit überhaupt nur wenige gleich zu thun vermocht. (Zu den besten gehören die Gedichte zur Vermählung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm [1858], zur Feier der siegreichen Heimkehr desselben und des Königs Wilhelm I. aus dem Kriege mit Oesterreich [1866], zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum seines Collegen Hinrich Middeldorpf [1860]; sehr launig ist auch das „Propempticon“ für Th. Mommsen, 1858.) Auch zu der Pflege eines nicht nur correcten, sondern auch durch Fülle und Anmuth gewinnenden lateinischen Stiles ist er, wie sein Schulfreund Fickert, der Verfasser der reizend geschriebenen „Memoria Haasii“ und so mancher andre Zögling der Anstalt, hier angehalten worden. Auch in diesem ist er nur von wenigen Zeitgenossen übertroffen worden. Wie prächtig lesen sich seine lateinischen Reden und Programme; seine Einleitung zum Tacitus ist in gewisser Weise ein Kunstwerk. Von der Schule her stammt aber auch sein Eifer für das Turnen. Was er dort und als Student zur Zeit der Turnsperre heimlich getrieben, das hat er, nachdem es durch eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelms IV. wieder freigegeben worden war, in Breslau nicht nur selbst fortgesetzt, sondern dafür hat er auch bei Studenten, wie bei älteren Männern eine wahre Begeisterung geweckt. Er selbst war Jahre lang Vorsitzender eines Turnvereins und bei dem Turnfest des zweiten deutschen Turnkreises in Breslau 1865 hat er, „der siebenfünfzigjährige Professor, von Anfang bis zu Ende fleißig mitgeturnt und zuletzt noch eine seiner besten Turnreden gehalten“. Auf der Schule wurde er aber auch bereits mit den Ideen der deutschen Burschenschaft bekannt und hat an diesen, was er auch für sie hat leiden müssen, treu,

wie Einer, bis an seinen Tod festgehalten. Auf der Schule endlich hat er nicht blos Freundschaften fürs Leben geschlossen, sondern auch die Gelegenheit gehabt, eine Seite seines Wesens zu erproben, auf welcher ein gut Theil des Erfolges, welchen er später errungen hat, beruhte: die Macht, ja man kann sagen, den Zauber seiner Persönlichkeit. Wie er es bei seinen Mitschülern mit Einem Male durch Ueberredung durchsetzte, daß der Unfug, welchen sie bisher stets mit einem der Lehrer getrieben hatten, aufhörte und, wenigstens so lange er auf der Schule war, nicht wiederkehrte, so hat er als Student öfters auf die Entschließungen der Commilitonen einen bestimmenden Einfluß geübt, so hat er als Lehrer die Herzen und Ohren nicht nur der Schüler und Studenten, sondern auch der Collegen gewonnen. Ja in Schulpforte hat er es auf diese Weise im Einvernehmen mit einem Theil seiner Collegen dahin gebracht, die bei Lehrern wie Schülern stark ins Wanken gerathene Autorität des Directors wiederherzustellen. Und so hat er sich auch die Herzen der Breslauer, ja, man kann sagen, der Schlesier, im Sturm erobert. Bei dem Eifer, mit welchem er sich als alter Burschenschafter an dem neuerwachten politischen Leben betheiligte, konnte es nicht fehlen, daß er zum Vorsitzenden des constitutionellen Vereins gewählt, 1849 vom Kreise Jauer als Abgeordneter in die Nationalversammlung nach Berlin geschickt wurde, in welcher er sich dem linken Centrum anschloß, und daß er auch später stets an der Spitze des altliberalen Wahlvereins stand. Ebenso wurde er vom Schillerverein in Breslau, welchem er die regste Theilnahme widmete, als Abgeordneter nach Weimar geschickt. Und keine Gelegenheit in gemeinnützigem Interesse thätig zu sein, hat er versäumt. Er war, um nur eines anzuführen, einer der ersten, welche sich 1866 an die Spitze von Transportzügen stellten, um den preußischen Truppen in Böhmen und Mähren Lebensmittel und Erfrischungen zuzuführen. Natürlich hatte er auch im Senat der Universität, in welchem er Jahre lang saß und in der Facultät eine gewichtige Stimme. Am meisten aber galt er bei den Studenten, auf welche die mit jugendlicher Frische gepaarte ernste Männlichkeit eines tiefen und nachhaltigen Eindruckes nicht verfehlen konnte. Wie hat er aber auch für sie gesorgt durch Unterstützungen, welche nicht selten seine Mittel überstiegen, durch Gründung von Stipendien, einer Darlehnskasse, eines Lesezimmers, einer Studentenbibliothek! Vor allem aber mit welcher Hingabe ist er für ihre geistige Schulung und Ausbildung thätig gewesen! Nicht nur bot er ihnen in seinen Vorlesungen das wissenschaftliche Material in fast absoluter Vollständigkeit, er suchte sie auch zu selbständigen Mitarbeitern auf dem Gebiet der Philologie zu erziehen. Geradezu einzig war in dieser Beziehung seine Thätigkeit als Leiter der Seminarübungen. Aus diesen ist denn auch eine sehr stattliche Reihe von Arbeiten hervorgegangen, welche den verschiedensten Gebieten der Philologie angehören, wenn sie auch vielleicht auf dem der Syntax am bedeutungsvollsten sind. Allmählich verbreitete sich der Ruf dieser seiner die Geister weckenden und fesselnden Thätigkeit weit über die Gränzen Schlesiens hinaus, und es kamen Studenten aus allen Theilen Deutschlands, darunter auch manche, welche bereits in Bonn, der ersten Philologenschule, studirt hatten, nach Breslau. Und so ist denn unter seinen vielen Schülern eine ansehnliche Zahl namhafter Philologen. Die Mehrzahl derselben sind natürlich Schulmänner geworden: für diese konnte es gar keine bessere Schule geben als die Haase'sche, welche zwar die wissenschaftliche Seite des Studiums der Philologie in erste Linie stellte, aber auch der pädagogischen Ausbildung in den Vorlesungen und Uebungen eine ganz besondere Pflege angedeihen ließ. Nicht gering aber ist auch die Zahl seiner Schüler, welche die akademische Laufbahn eingeschlagen haben. Trotzdem nun H. eine so vielseitige Thätigkeit entfaltete, trotzdem er stets zur Ertheilung von Rath und Auskunft bereit war,

trotzdem er zur Vorbereitung seiner Vorlesungen, welche einen weiten Kreis umspannten und diesen ganz auszufüllen suchten, desgleichen für die Durchsicht und Beurtheilung der zahlreichen, den verschiedensten Gebieten angehörigen Seminar- und Doctor-Arbeiten sehr viel Zeit gebrauchte, trotzdem er endlich langsam arbeitete, hat er doch Dank seiner wahrhaft staunenswerthen Arbeitskraft auch auf dem Gebiete philologischer Schriftstellerei Leistungen hervorgebracht, welche ihm in der Geschichte der Wissenschaft einen unvergänglichen Namen sichern. Dies ist aber um so höher anzuschlagen, als über seinen wissenschaftlichen Arbeiten, wie er selbst am besten gefühlt hat, ein widriges Schicksal gewaltet hat. Das Beste, was er geben konnte, ist unvollendet geblieben, und die Mehrzahl seiner größeren Arbeiten hat er unter dem Drange der äußeren Verhältnisse schreiben müssen. In seinen ersten Semestern war er, wie er selbst gesteht, ein so unbedingter Anhänger der formalen Philologie, daß er bei Meier, dem Vertreter der entgegengesetzten Richtung in Halle, auch nicht Eine Stunde Colleg gehört hat. Erst Schömann in Greifswald öffnete ihm das Auge auch für das Verständniß der realen Philologie, und schon seine erste Arbeit, die erwähnte Ausgabe Xenophon's legte vollgültiges Zeugniß davon ab, wie sehr er seitdem bemüht gewesen war, beide gleichberechtigte Seiten seiner Wissenschaft in sich zu vereinen. Daß er gleichwol in Folge größerer Neigung und Begabung in der ersteren mehr geleistet hat, wird kaum geläugnet werden können; ebenso wenig, daß er größer war als Latinist wie als Gräcist. Seine schwerwiegendste Leistung liegt auf dem Gebiet der Grammatik: nicht so sehr in der Construction eines Systems derselben, worin er unter dem Einfluß der hegel'schen Philosophie stand, als in der Stellung und theilweisen Lösung der Aufgaben, welche der Semasiologie (Bedeutungslehre) zufallen, und in der Erforschung der geschichtlichen Entwicklung, welcher die Gesetze der Sprache im Lauf der Jahrhunderte unterworfen gewesen sind. Nichts ist so sehr zu beklagen, als daß er seine „Lateinische Grammatik" nicht bis über die ersten Anfänge herausgebracht hat. Die „Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft" hat erst nach seinem Tode sein Freund Eckstein herauszugeben angefangen (1874). Nächst dem war er am fruchtbarsten auf dem Gebiet der Kritik, welcher er theils durch Ausgaben, theils durch längere oder kürzere Aufsätze gedient hat. Der Standpunkt, welchen er in ihr einnahm, war ein conservativer, ähnlich dem seines Freundes Moritz Haupt. Wie bei diesem, erstreckte sie sich auch auf einen sehr großen Kreis von Schriftstellern, jedoch weniger als bei diesem, auf Dichter. Am meisten ist sie dem Rhetor und dem Philosophen Seneca zu Gute gekommen. Denn in dem Corpus der griechischen und römischen Kriegsschriftsteller, einem Werke, welches so großartig angelegt war, daß es die Kräfte Eines zu übersteigen scheint, ist er nicht viel über die Sammlung des Materials hinausgekommen. Besonders werthvoll sind auch seine zahlreichen Arbeiten über die Geschichte der Philologie besonders im Mittelalter. Als Forscher auf dem Gebiet der realen Philologie zeigt er sich außer in der erwähnten Ausgabe Xenophon's und in vielen Artikeln der Encyklopädie von Ersch und Gruber in seiner Schrift: „Die athenische Stammverfassung", 1857. Endlich, wie er, ein echter Humanist, aller Einseitigkeit abhold, den Blick auf das große Ganze gericht[illegible]lt, das bekundet am besten sein Artikel „Philologie" in derselben Ency[illegible].

Fickert, Friderici Haasii memoria, [illegible] des Elisabeth-Gymnasiums in Breslau 1868. (Das dort p. 32—34 gegebene Verzeichniß der Schriften ist vom Unterzeichneten nicht für den Druck vorbereitet worden.) Th. Oelsner, Rübezahl (Schlesische Provinzialblätter), Bd. VII. (1868) S. 99—106. 318—319. Von dem erstern dürfen wir eine ausführliche Biographie und eine Sammlung der Opuscula erwarten. Hoffentlich erscheinen beide recht bald.

Rich. Foerster.

Haase: Gottlieb H., Buchdrucker und Buchhändler in Prag, geboren in Halberstadt 1765, gestorben 1824. Nachdem er das Buchdruckergeschäft erlernt hatte, arbeitete er in verschiedenen Geschäften und Orten und errichtete dann in Prag eine kleine Buchdruckerei. Als er im J. 1800 die Tochter des Buchhändlers Widtmann heirathete, wurde er dadurch in den Stand gesetzt, eine Druckerei mit zwei Pressen zu kaufen. Durch Fleiß und Umsicht verstand er es, sein Geschäft immer mehr zu vergrößern, so daß bald statt zwei Pressen achtzehn in seinem Geschäft arbeiteten. Nach und nach verband er mit der Buchdruckerei auch eine Papierhandlung, eine Steindruckerei und eine Schriftgießerei, so daß nach seinem Tode seine beiden Söhne Ludwig (geb. 1801) und Andreas (geb. 1804) ein blühendes Geschäft übernehmen konnten. Seit dem J. 1831 vereinigten sich noch zwei weitere Brüder Gottlieb (geb. 1809) und Rudolph (geb. 1811) mit den vorhergenannten und führten das ganze Geschäft unter der Firma „Gottlieb Haase Söhne" fort. Der jüngere Gottlieb hatte den Buchhandel bei Krause erlernt, dagegen hatte Rudolph die Rechte studirt. Das Geschäft gehört zu den bedeutendsten des österreichischen Kaiserstaates und zerfällt in fünf Abtheilungen, nämlich: Die Buchdruckerei, die Schrift- und Stereotypgießerei, die Verlags- und Sortimentshandlung, die Maschinen-Papierfabrik im Dorfe Wran und die Papierhandlung; außerdem besitzt es Commanditen zu Wien, Linz, Lemberg und beschäftigt jetzt an 700 Personen. Am 1. Januar 1872 wurde die Firma in eine Actiengesellschaft „Bohemia" verwandelt.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 6 S. 110. Oesterreichische National-Encyklopädie von Czikann und Gräffer, Bd. II. S. 459 und Bd. VI. (Suppl.) S. 468, ꝛc. Kelchner.

Haase: Joh. Gottlob H., Arzt, 1739 in Leipzig geboren, hatte sich in seiner Vaterstadt dem Studium der Medicin gewidmet und daselbst im J. 1765 die Doctorwürde erlangt. Mit besonderem Eifer hatte er sich dem Studium der Anatomie hingegeben und in Anerkennung seiner Leistungen auf diesem Gebiete, besonders seiner Arbeiten über die Structur der Knorpel („De fabrica cartilaginum", 1767) und des Gangliensystems („Diss. de gangliis nervorum", 1772, auch in Ludwig, Script. neurol., I. p. 61 abgedruckt) wurde er 1774 zum Prof. extraord. und 1784 (nicht 1786) zum Prof. ord. der Anatomie und Chirurgie ernannt; 1787 beehrte ihn die königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen mit der Wahl zu ihrem Mitgliede. Sein Tod erfolgte am 10. November 1811 in Folge eines Schlagflusses. — H. zählt zu den fleißigsten und geachtetsten Anatomen seiner Zeit. Den größten Theil seiner fast nur anatomische Gegenstände behandelnden litterarischen Arbeiten (ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich in Dict. hist. de la médecine II. p. 681) hat er in academischen Gelegenheitsschriften veröffentlicht; zu den bedeutendsten derselben gehört, außer der obengenannten Arbeit über die Knorpel, das mit vortrefflichen Kupfertafeln ausgestattete Werk über das Lymphgefäßsystem („De vasis cutis et intestinorum absorbentibus etc.", 1786, fol.), dem sich eine kleinere, auf gründliche Untersuchungen gestützte Arbeit über das Capillarsystem („De fine arteriarum earumque cum venis anastomosi", 1792) anschließt.

Aug. Hirsch.

Habenschaden: Sebastian H., Landschaft- und Thiermaler, Radirer und Modelleur, geboren 1813 zu München, lernte erst bei dem Porzellanmaler Chr. Adler, besuchte dann die Akademie, wendete sich aber, nach einem vergeblichen Anlauf zur Historienmalerei, ganz dem Genrefach in Landschaft und Thieren zu, wobei das Studium der Natur und das Beispiel seiner Zeitgenossen P. Heß und H. Bürkel ihm Lehrmeister und Vorbild blieben. Habenschaden's Bilder bewegen sich in einem kleinen Kreise: es ist der sonnige Tagesanbruch auf der

Alpe, wo das fröhlich brüllende Thier dem Stall entspringt, prächtige Farren, meckernde Ziegen und lustige Böcklein. Oder er schildert die zerstreute, wiederkäuende Heerde im hohen saftigen Grase bei des Mittags lastender Schwüle; dann das stämmige Sennenvolk am hochlodernden Feuer in der Almenhütte, nebst Citherklang und Singsang bei älplerischen Tanzfreuden. Gerne führt er den Beschauer auch zum abendlichen Pirschgang durch den Wald, zu Entenfall und Auerhahnsalz. Immer aber war des Malers Herz voll festlicher Freude und jubelte sichtbar der immerschönen Natur entgegen, bisweilen auch voll schalkischen Humors, wenn eigenwillige Geislein dem Hirten Aerger bereiten oder breitgehörnte Widder turniren, und ein graues Langohr mit widerspenstiger Beharrlichkeit seine Hinterlistigkeiten in Scene setzt. Habenschaden's Zeichnung war streng und correct, seine Farbe schlicht und wahr. Außer altbairischen Culturbildern hegte H. besondere Vorliebe für italienisches Leben, welches er auf wiederholten Reisen studirt hatte. Von da führte er gerne die langgestreckte Campagna vor Augen, mit den blauen Hügelketten und dem ganzen Zauber ihrer Linien und Farbenreize, mit Aquäducten und großgehörnten Büffelheerden. Eine andere, ganz originelle Thätigkeit entfaltete H. als Modelleur. Das sind die köstlichsten Cabinetstücke seiner kleinen Thiergruppen, Katzenfamilien oder jene lauernden Füchslein, kletternde Ziegen, seine Hirsche und Rehe, seine humoristischen Grauohre, Störche, Dachshunde und anderes Gethier, welche voll lebenathmender Wahrheit nach Habenschaden's Wachsmodell in Gyps- oder Erzguß (erstere noch bei G. Geiler) in die Welt gingen und den Namen ihres Meisters weiter trugen als seine Oelgemälde. Außerdem schuf er köstliche Pokale und anderen Tafelschmuck für Sänger und Jäger, auch entstanden unter seinen leichtformenden Händen allerlei andere, phantastische Gebilde aus naturwüchsigem Wurzelwerk und knorrigen Aesten, welche beinahe im Style jenes wunderlichen Florentiners Piero da Cosimo, als urweltliche Tafelaufsätze, Wandleuchter und Lustres jeden Beschauer mit ihrer neckischen Genialität überraschten. Ein hervorstechender Zug seines seelenguten Gemüthes war, daß H. für edle Zwecke großmüthig keine Opfer an Zeit und Mitteln scheute, während er für sich selbst sparsam und fast knauserig lebte. Der „Künstler-Unterstützungs-Verein“ fand an ihm einen begeisterten Wohlthäter. Zu den fröhlichen Carneval- und Maifesten arbeitete H. immer wochen- und monatelang voraus, wurde nicht müde von seinen Freunden Handzeichnungen, Skizzen, Bilder, Stiche, Holzschnitte und andere Dinge zu sammeln, um eine Lotterie zu etabliren, deren reiner Ertrag jedesmal dieser Anstalt anheimfiel. Diesen Verein setzte H. auch testamentarisch ein zum Erben aller seiner Sammlungen, ebenso seines müheselig und arbeitssam erworbenen, nicht unbedeutenden Vermögens. Er starb 1868 am 7. Mai; dieser Tag wird seither alljährlich von der Künstlerschaft mit einer ehrenden Gedächtnißfeier in dem benachbarten Pullach begangen.

Vgl. Raczynski, II. 364. Kunstvereins-Bericht f. 1868, S. 51, und Andresen, Die deutschen Maler-Radirer des XIX. Jhrh., 1869, III. 193—202, wo auch das Verzeichniß von Habenschaden's Radirungen.

H. Holland.

Haberer: Herman H., schweizerischer Dramatiker des sechszehnten Jahrhunderts, war Landschreiber zu Lenzburg im Canton Aargau und verfaßte einen „Abraham“, Schauspiel in 5 Acten mit Chören, das von der Bürgerschaft Lenzburgs aufgeführt und 1562 in Zürich bei Froschower gedruckt wurde. Ein anderes Stück „Jephta“, welches 1551 in Aarau am Jugendfeste zur Darstellung kam, scheint verloren zu sein.

Vgl. Bronner, Der Canton Aargau, II. 33, und Weller, Das alte Volkstheater der Schweiz, 260.

Baechtold.

Haberkorn: Peter H., eifriger Verfechter der lutherischen Orthodoxie im 17. Jahrh. -- wahrscheinlich ein Abkömmling des alten fränkischen Adelsgeschlechts v. Haberkorn — war am 9. Mai 1604 zu Butzbach in der Wetterau als Sohn eines dortigen Schreinermeisters geboren. Da die Eltern frühzeitig starben, veranlaßte es der damalige Prediger zu Butzbach (nachheriger Superintendent zu Gießen) Joh. Dieterichs, daß der verwaiste Knabe nach Ulm zum Besuche des dortigen Gymnasiums geschickt wurde, dessen Rector der Bruder des Dieterichs war. Nach Beendigung der Gymnasialstudien besuchte H. seit 1626 die Universitäten Marburg, Leipzig und Straßburg und hielt sich dann schließlich noch, lediglich um die Streittheologie der Katholiken von diesen selbst zu erlernen, ein halbes Jahr in Köln auf. Im J. 1632 nach (dem damals im hessen-darmstädtischen Besitze befindlichen) Marburg zurückgekehrt machte er sich bald durch seinen mit großer Gelehrsamkeit gepaarten Feuereifer für das lutherische Dogma bemerklich, und erhielt infolge dessen 1633 die Stelle eines Hofpredigers zu Darmstadt. Hier erkannte Landgraf Georg II. die Bedeutung des Mannes und ernannte ihn daher im Januar 1643 zum Superintendenten in Gießen, sowie, als die hessen-darmstädtische lutherische Hochschule von Marburg nach Gießen zurückverlegt war, zum ordentlichen Professor der Theologie und der hebräischen Sprache an derselben. Von dieser Stellung aus lag nun H., um die Mauern Zions zu hüten, im ununterbrochenen Kampfe mit Papisten und Reformirten. So lange er lebte, galt daher die lutherische Kirche des Landes als wohlverwahrt. In den trostlosen synkretistischen Streitigkeiten, welche durch den Unionismus des großen Helmstädter Theologen Georg Calixt veranlaßt waren, spielte daher H. zwar eine hervorragende aber keine erfreuliche Rolle. In seinem Werke „Anti-Syncretismus“ führt H. aus, daß der Teufel selbst das Princip der die confessionellen Gegensätze mißachtenden Religionsmengerei sei. Wie zwischen Christus und Belial, Licht und Finsterniß, Wahrheit und Lüge, so sei auch zwischen lutherischer und reformirter Lehre keine Zusammenstimmung möglich. Haberkorn's Theilnahme an dem Religionsgespräch zu Rheinfels mit (reformirten und) katholischen Theologen war durchaus erfolglos, weil der zum Uebertritt zum Katholicismus schon vor dem Beginne des Gesprächs entschlossene Landgraf Ernst von Hessen-Rotenburg (von welchem dasselbe veranstaltet war) durch seine das Colloquium betreffenden Dispositionen dasselbe zu einer leeren Formalität gemacht hatte. H. — nach dem Tode seines Schwiegervaters Feuerborn (1658) Professor primarius der Gießener Facultät — starb im April 1676.

Vgl. Strieders Hess. Gelehrten-Lexikon Bd. IX, S. 205—211, wo auch seine Schriften aufgezählt sind. Heppe.

Haeberl: Franz Xaver v. H., Arzt, ist den 25. März 1759 in Oelkam nächst Holzkirchen geboren. Er hatte zuerst in Ingolstadt, später unter Stoll in Wien Medicin studirt und habilitirte sich 1784, nachdem er in Ingolstadt unter Einreichung seiner vortrefflich gearbeiteten Inaugural-Dissertation „De febribus annuis et in specie de febri aestiva a. 1783 in nosocom. S. Trinit. Vindob. observata“ die Doctorwürde erlangt hatte, als practischer Arzt in München. Im J. 1788 übernahm er die Stelle des behandelnden Arztes in den Krankenhäusern zum heiligen Max und zur heiligen Anna und fand in dieser Thätigkeit Veranlassung, Studien über Verbesserungen in der Anlage und den Einrichtungen von Hospitälern anzustellen. Die Resultate dieser Studien legte er in dem „Entwurf von Verbesserungsanstalten in dem Krankensaale zum heiligen Max ꝛc.“, 1794 und später in seinen „Wünschen und Vorschlägen zur Errichtung eines allgemeinen Krankenhauses in München ꝛc.“, 1799 nieder. — Die Schriften fanden die verdiente Anerkennung; er wurde von der Akademie der Wissenschaften zu München zum Mitgliede ernannt, später (1808) erhielt er den

Civil-Verdienstorden der baierischen Krone und wurde mit dem ehrenvollen Auftrage betraut, in Gemeinschaft mit Simon v. Haeberl den Bau des allgemeinen Krankenhauses in München zu leiten. Im J. 1813, in welchem er sein bedeutendstes Werk, die „Abhandlung über öffentliche Armen- und Krankenpflege 2c." veröffentlichte, war der Bau dieses Hospitals beendet und er selbst wurde zum Director desselben und zum dirigirenden Arzte ernannt. — In letzter Eigenschaft verblieb er bis zum J. 1826, in welchem nach Verlegung der Universität von Ingolstadt nach München Ringseis die medicinische Klinik übernahm, das Directorat verwaltete v. H. bis zum J. 1830; dann siedelte er nach seinem am Ammersee gelegenen Landgute Bayerdiessen über, wo er bis zu seinem am 23. April 1846 in Folge von Apoplexie erfolgten Tode in Zurückgezogenheit gelebt hat. — Zum Andenken an v. Haeberl's Verdienste hat die dankbare Mitwelt das Portal des Krankenhauses mit seinem in Marmor gearbeiteten Relief geschmückt; als Reformator des Spitalwesens hat er selbst sich in Baiern ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Aug. Hirsch.

Haeberl: Simon v. H., Arzt, ist den 25. Octbr. 1772 in München geboren. Nach Beendigung seiner medicinischen Studien in Ingolstadt habilitirte er sich in München und begann seine ärztliche Laufbahn als Assistent von Franz Xaver v. Haeberl, zu welchem er in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnisse stand, und von Professor Bader, dem damals bedeutendsten Arzte der Hauptstadt. — Er gewann bald eine sehr ausgebreitete Praxis, die ihn weit über die Grenzen seines Aufenthaltsortes hinausführte, und dabei hatte er Gelegenheit, die Mängel der baierischen Medicinalverfassung, welche sich namentlich in den ländlichen Gemeinden fühlbar machten, gründlich kennen zu lernen. Seine Bemühungen, diesen Mißständen abzuhelfen, blieben nicht ohne Erfolg; im Jahre 1802 zum Medicinalrathe ernannt, führte er bereits im folgenden Jahre das Institut der Physicate, der Obermedicinalräthe und des Landes-Medicinalcomités ein. Von dem Feldzuge in den Jahren 1806 und 1807, in welchem er als Dirigent des Militär-Sanitätswesens in Schlesien und Polen gewirkt hatte, zurückgekehrt, wurde er als Obermedicinalrath an die Spitze des inneren (Civil-)Sanitätswesens des Königreichs gestellt, und nun begann, wesentlich auf seinen Betrieb, eine Reihe der ausgezeichnetsten Schöpfungen in der Medicinalverfassung seines Landes. Er führte die gesetzliche Schutzpockenimpfung ein, begründete die Central-Veterinärschule und schon im J. 1808 legte er den meisterhaft bearbeiteten Entwurf des sogenannten „Organischen Edicts", d. h. der „königlichen Verordnung das Medicinalwesen im Königreiche Baiern betreffend" vor, deren Vollzugs-Instructionen im J. 1817 ihren definitiven Abschluß gefunden haben. — Mit dem in diesem Jahre erfolgten Rücktritte des genialen und allmächtigen Ministers des Innern, Grafen v. Montgelas, blieb vieles von den Entwürfen v. Haeberl's unausgeführt, er selbst fühlte sich dadurch tief verletzt und zog sich immer mehr aus seiner öffentlichen Thätigkeit zurück; im J. 1828 trat er in den Ruhestand und erlag am 1. April 1831 einem mehrjährigen Leiden, das ihn des Gebrauches der unteren Extremitäten beraubt hatte — tief betrauert von seinen zahlreichen Freunden und Verehrern. Erst die Nachwelt hat seine Leistungen vollkommen gewürdigt und ihm in dem weiteren Ausbau der von ihm begründeten Medicinalverfassung Baierns die wohlverdiente Anerkennung gezollt.

Ueber sein Leben vergl. den Nachruf in Salzb. med.-chir. Zeitung 1831 III, S. 40 u. 58 und Wenzl, Umriß der Lebens- und der letzten Krankheitsgeschichte von Dr. S. v. H., München 1838. Aug. Hirsch.

Haberlandt: Friedrich v. H., o. ö. Professor für Pflanzenbaulehre an der kaiserl. königl. Hochschule für Bodencultur in Wien, gestorben am 2. Mai 1878. Zu Preßburg als Sohn eines schlichten Gewerbsmannes am 21. Febr. 1826

geboren, ermöglichte ihm die väterliche Fürsorge in den vorgerückten Schuljahren den Besuch des dortigen evangelischen Lyceums. An dieser Schule wurde der Grund zu seiner ganzen Charakterbildung und späteren geistigen Entfaltung gelegt; von bedeutenden Schulmännern jener Zeit in den humanistischen Studien unterrichtet war ihm der Sinn für das Edle und Schöne wie das Verlangen nach geistiger Nahrung tief ins Innere gesenkt. Nachdem er jene Schule absolvirt hatte, besuchte H. die Rechtsakademie seiner Geburtsstadt, an welcher er in den Jahren 1845 und 1846 den juristischen Studien oblag, um sich damit die Qualification für die von ihm ins Auge gefaßte Carrière der höheren Verwaltungsbeamten des herrschaftlichen Grundbesitzes in der ungarischen Monarchie zu verschaffen. Er folgte damit den zu jener Zeit noch in Ungarn herrschenden gesetzlichen Vorschriften, nach welchen die Adspiranten des höheren landwirthschaftlichen Beamtenstandes sich auf diese Weise die Berechtigung zur eventuellen Führung einer Patrimonialgerichtsbarkeit, welche damals dem Großgrundbesitz Ungarns noch verliehen war, erwerben mußten. Als er dieser Bestimmung durch sein zweijähriges Studium in Preßburg Rechnung getragen hatte, verließ er die dortige Akademie und wandte sich 1847 behufs Aneignung der landwirthschaftlichen Fachbildung zunächst der Praxis dieses Berufes zu.

Nach einem einjährigen Prakticum auf der gräflich Karolyi'schen Domäne Thot-Megyer bezog H. die höhere landwirthschaftliche Lehranstalt zu Ungarisch-Altenburg, wo er während der Jahre 1848 und 1849 sich eifrig mit dem Studium der dort gelehrten Grund- und Fachwissenschaften beschäftigte. Diese Aufgabe fesselte seinen Geist so sehr und erregte in dem Grade sein Verlangen nach weiterem Vordringen auf dem der Wissenschaft zufallenden Gebiete des landwirthschaftlichen Berufs, daß er sich entschloß, dem landwirthschaftlichen Lehrfache sich zu widmen. Er verblieb demnach an der gedachten Lehranstalt und setzte das Studium der Grundwissenschaften behufs Erweiterung und Befestigung seiner wissenschaftlichen Ausbildung fort. Diese Bestrebungen fanden sehr bald bei seinen Lehrern Anerkennung und als im J. 1850 jene bis dahin von der erzherzoglichen Kammer ressortirende Lehranstalt in ein Staatsinstitut verwandelt wurde, erhielt auch H. unter der neuen Direction derselben, geführt von W. von Pabst, ein Mandat als Lehramts-Assistent. In dieser Eigenschaft fungirte er während des Studienjahres 1850/51 speciell für Agriculturchemie an der Seite des Professors Dr. G. Moser, wurde demnächst dessen Adjunct, bis er im J. 1854 selbst zum Professor für Landwirthschaft ernannt, seinen besonderen Wirkungskreis erhielt. Für H. war nunmehr der Moment gekommen, welcher sein ferneres Wirken und seine ganze Lebensaufgabe in allen wesentlichen Punkten bestimmen sollte. In Ungarisch-Altenburg, wo er bis zum J. 1869 ununterbrochen thätig sein konnte, concentrirte sich das wissenschaftliche Leben auf denjenigen Gebieten, welche die Bausteine zum Ausbau der landwirthschaftlichen Lehrdisciplinen zu liefern hatten, dort war die Berührung nicht nur mit den eigentlichen Fachlehrern, sondern auch mit einsichtsvollen Männern der landwirthschaftlichen Praxis geboten und von dort eröffnete sich dem aufstrebenden Docenten der Zugang in verschiedene landwirthschaftlich wie naturwissenschaftlich interessante Districte. Unter diesen Umständen sah sich H. veranlaßt, die Beziehungen der biologischen Naturwissenschaften zur Landwirthschaft ins Auge zu fassen, und wenn er auch in den ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit hauptsächlich durch die ausübende Function dieses Amtes in Anspruch genommen war, so wußte er dennoch mehr und mehr Zeit zur Verfolgung jener Beziehungen zu gewinnen. Dabei gelang es ihm, sich diejenige Schärfe in der Beobachtung, die Sicherheit im Urtheile und die wichtige Präcision in der Fragestellung an die Natur anzueignen, welche auch ihn zu erfolgreichem Wirken auf dem Gebiete der

naturwissenschaftlichen Forschung befähigten. Im Verlaufe der Jahre waren überhaupt Botanik und Zoologie die Hauptgrundlagen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit geworden und mit Eifer arbeitete er an der Aufgabe, durch naturhistorische und physiologische Aufschlüsse nach beiden Seiten hin neue Stützen für die Landwirthschaft zu gewinnen. Dazu bot ihm einerseits das reiche Pflanzen- und Thierleben in den Auen der Leitha und an dem wilden Ufergelände oder dem Inselladyrinthe des benachbarten Donaustromes, andererseits der specifische Charakter der in den Oeden des meilenlangen Hansaymoores, oder auf den unübersehbaren Haideflächen der ungarischen Steppen oder in der Hügelregion des Leithagebirges zur Entfaltung kommenden Flora und Fauna vielfache Gelegenheit. Diese Gebiete durchwanderte H. mit forschendem Auge zu wiederholten Malen und bereitete damit verschiedene Arbeiten vor, die ihm nach den vorangegangenen Schriften gegen Mitte der 60er Jahre den Namen eines Forschers eintrugen. Für den anderen Theil seiner Aufgabe sah er sich auf die Benutzung der zur Ausrüstung der Lehranstalt gehörenden Instructionsmittel angewiesen. Im Einklange mit den speciellen Aufgaben seines Lehramtes faßte er hierbei zunächst verschiedene den Pflanzenbau betreffende Fragen ins Auge, und auch in dieser Richtung erzielte er bedeutende Resultate, nachdem es ihm vergönnt war, aus dem bis 1861 durch Altenburgs Verhältnisse enger begrenzten Wirkungskreis herauszutreten und weitere Ziele sich zu stecken.

Als Früchte einer solchen Thätigkeit lieferte H. in der zweiten Hälfte der Altenburger Periode seines Wirkens eine größere Zahl von Schriften, die auch für weitere Kreise der Landwirthschaft beachtenswerth waren. Er schrieb: „Ueber den Einfluß der Wärme auf die wasserhaltende Kraft des Bodens", „Ueber künstliche Wasserzufuhr für Getreidearten", „Ueber das Erfrieren der Pflanzen und gewisse Secretionserscheinungen an denselben". Ferner publicirte er 1864 seine „Beiträge zur Frage über die Acclimatisation der Pflanzen und den Samenwechsel", „Studien über das Maiskorn und über den äußeren wie inneren Bau der Maispflanze"; demnächst erschienen seine Arbeiten über: „Die Wanderheuschrecke in Hansay", „Ueber mehrere culturfeindliche Insecten: Tinea pyrophagella (Kornmotte), Cephus pygmaeus (gem. Halmwespe), Cecydomyia destructor (Getreideverwüster) und Anguillula tritici (Weizenälchen)." Diesen folgten seine „Berichte über Excursionen und Instructionsreisen in Oesterreich und Deutschland", sowie seine Schrift „Ueber das landwirthschaftliche Unterrichtswesen in Deutschland". Eine besondere Wichtigkeit erlangten seine Abhandlungen über die Zucht und Krankheit der Seidenraupe, deren erstere beiden: „Die seuchenartige Krankheit der Seidenraupe" und „Zur Kenntniß des seidenspinnenden Insects und seiner Krankheiten" — noch von Altenburg 1868 und 1869 veröffentlicht, während die übrigen erst nach seinem Abgange von dort verfaßt wurden.

Mit diesen letztgenannten Arbeiten hatte sich eine Wendung in dem Wirken Haberlandt's vorbereitet, indem er dadurch die Aufmerksamkeit der kaiserl. königl. Regierung auf sich lenkte, als dieselbe im Begriffe stand zur Bekämpfung jener Geißel der Seidenproduktion mit der Errichtung einer besonderen Forschungsstation vorzugehen und demgemäß nach einer Kraft zur Leitung derselben sich umsehen mußte. Ihre Wahl fiel auf den Altenburger Forscher, welchem somit im Frühjahr 1869 die Einrichtung und Leitung der Versuchsstation für Seidenraupenzucht in Görz übertragen wurde. Hatte H. bis dahin seiner wissenschaftlichen Thätigkeit verschiedene Zielpunkte innerhalb der ihm in Altenburg vorgegezeichnet gewesenen Grenzen zu geben gehabt, so konnte er nunmehr seine Thätigkeit auf die ihm vorliegende wichtige Aufgabe concentriren und dabei sich zugleich aller erwünschten, mit der reichen Ausstattung des neuen Institutes gebotenen

Hülfsmittel ungehindert bedienen. Es gelang ihm auf diese Weise auch binnen kurzer Zeit, durch Anwendung einer besonderen Behandlung der Seidenraupen dem Uebel Einhalt zu thun und durch die Popularisirung dieser Methode der Zellengrainirung eine Abwehr gegen die mit immer weiterer Verpflanzung drohende Seidenraupenkrankheit zu schaffen. Solche Erfolge trugen mächtig dazu bei, das Ansehen des von ihm geleiteten Instituts zu befestigen und den Ruf seines Namens weit über die Grenzen seines Vaterlandes zu verbreiten. Nicht minder aber wirkte auch seine rege litterarische Thätigkeit darauf hin, denn er redigirte und schrieb zum großen Theile die betreffenden 3 Jahrgänge der „Zeitung über Seidenzucht", verfaßte außerdem das Buch „Der Seidenspinner des Maulbeerbaums, seine Aufzucht und seine Krankheiten", welches 1871 erschien und gab in demselben Jahre noch eine in populärer Form geschriebene „Kurze Anleitung zur Aufzucht der gemeinen Seidenraupe" heraus. Nebenbei aber wandte H. auch den landwirthschaftlichen Zuständen jenes südlichen Gebietes mit allen ihren Eigenthümlichkeiten seine Aufmerksamkeit zu und suchte nach eigener Orientirung das Seinige beizutragen, um die in den landwirthschaftlichen Vereinen jenes Districtes gepflogenen Berathungen über die Förderung des Landbaues fruchtbringend zu machen.

Nach drei Jahre langem Bestehen der gedachten Versuchsstation in Görz hatte H. die Genugthuung, durch wiederholte Erfolge darthun zu können, daß der Weg zur Lösung der zunächst für dieses Institut vorgezeichneten Aufgaben mit Sicherheit erkannt und geebnet war. Verdankte man dies anerkennenswerthe Resultat seinen mit Scharfblick und Beharrlichkeit fortgesetzten Forschungen, so wurde gerade diese Wirksamkeit auch für ihn eine Quelle reicher Freuden und neuen Segens. Nicht nur daß er mit erweiterter Erkenntniß mit gehobenem Bewußtsein und mit wachsender Arbeitskraft auf die jüngste und so fruchtbare Periode seines Schaffens zurückblicken durfte; er hatte inzwischen auch schätzenswerthe Beziehungen zu ferner stehenden Männern von Weltruf angeknüpft, u. A. eine lebhafte Correspondenz mit Pasteur in Betreff der Seidenraupenkrankheit geführt; es wurde ihm die hohe Auszeichnung zu Theil, mit dem Orden der italienischen Krone in Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung der Seidenproduction decorirt zu werden, und endlich nahm auch das kaiserl. königl. Ackerbauministerium die mit der Errichtung der Hochschule für Bodencultur in Wien im Herbste 1872 sich darbietende willkommene Gelegenheit wahr, den ehrenvollen Ruf zur Uebernahme der Professur für Pflanzenbau an H. ergehen zu lassen. In diesem Mandate durfte derselbe um so gewisser eine ehrende Anerkennung erblicken, als die neue Hochschule für Bodencultur in Wien durch ihre vorzügliche und reiche Ausstattung wie durch die Berufung auserlesenster Kräfte Oesterreichs und aus Deutschland zum ersten Lehrinstitute, gewissermaßen zur Krone des ganzen landwirthschaftlichen Unterrichtswesens in Oesterreich-Ungarn erhoben werden sollte. H. sah sich nunmehr auch demjenigen Gebiete der Lehrthätigkeit wiedergegeben, welches er schon in Preßburg von Anfang an und mit Vorliebe kultivirt hatte, ihm standen jetzt die wichtigsten und unerläßlichsten Stützen für die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete des Pflanzenbaues zu Gebote; in den ihm zu diesem Behufe gänzlich überwiesenen Instituten, dem Versuchsgarten nebst Gewächshause und dem Laboratorium entfaltete er daher auch eine reiche Thätigkeit während der ihm in Wien noch vergönnt gewesenen kurzen Frist des Lebens und Wirkens. Obschon ihm seine Lehrthätigkeit an der neuen Wiener Hochschule, die nun einerseits von vorzüglichen Lehrkräften und andrerseits bald von imponirender Frequenz getragen wurde, die dankbare Verehrung seitens der Studirenden eintrug, so widmete er dennoch den größeren Theil seiner Kraft und Zeit den Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung. Eine

große Zahl von wissenschaftlich-praktischen Untersuchungen und von Culturversuchen auf dem Gebiete des Pflanzenbaues bildete die reiche Frucht seines Schaffens, welches ihm zugleich den willkommenen Anlaß zu befriedigender und umfangreicher litterarischer Thätigkeit sowie zur dankbaren Unterweisung jüngerer resp. ungeschulter Kräfte in den Arbeiten der Forschung gewährte. Außer vielen in verschiedenen Zeitschriften Oesterreichs und Deutschlands zerstreut erschienenen Artikeln sind besonders die von ihm herausgegebenen „Mittheilungen über wissenschaftlich-praktische Untersuchungen auf dem Gebiete des Pflanzenbaues", Wien I. Bd. 1875 und II. Bd. 1877 als diejenigen litterarischen Produktionen zu nennen, in welchen H. die Ergebnisse seiner bezüglichen Forschungen niedergelegt hat. Seine Bestrebungen zur Anbahnung höherer Erfolge der Bodencultur waren zugleich auch auf die Förderung der Acclimatisationsunternehmungen gerichtet; auf diesem Wege suchte er die Ersprießlichkeit neuer Pflanzenculturen resp. die wichtigen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen klimatisch bedingten Pflanzenspecies und die Resultate des Samenwechsels im Weiteren feststellen zu können. Neben vielen beachtenswerthen Aufschlüssen, die er über hierhergehörige Fragen von botanischem und landwirthschaftlichem Interesse gewann, erzielte er in Wien zuletzt noch mit seinen Culturversuchen ein Resultat von voraussichtlich größerer Tragweite, indem er durch dieselben zur Einführung einer im fernen Osten Asiens heimischen Culturpflanze, der Sojabohne, die sich durch ihre Eigenschaften und die vorzügliche Qualität ihrer Frucht auch nach ihrer Verpflanzung auf mitteleuropäischen Boden auszeichnete, Anlaß zu geben suchte. Ueber die von ihm beobachteten Culturbedingungen dieser Pflanze, über ihre Eigenthümlichkeiten und ihren Culturwerth hatte H. sich zuvörderst zum Zweck der allgemeinen Kundgebung in mehreren Zeitschriften ausgesprochen, und damit wollte er schon für 1877 vielen Landwirthen Oesterreichs und Deutschlands willkommene Gelegenheit zur Anstellung von Anbauversuchen unter den verschiedensten Verhältnissen gegeben haben, um auf Grund derselben die Anbauwürdigkeit jener Pflanze entscheiden zu können.

Außer seinem eigentlichen Berufsleben war H. mehrfach in Anspruch genommen, sei es mit pädagogischen Aufgaben für den Staat, sei es mit einer Executive in der Verwaltung der Wiener Fachschule für Bodencultur. Das kaiserl. königl. Ackerbauministerium hatte ihm die Inspicirung der landwirthschaftlichen Schulen niederen und mittleren Grades übertragen und forderte oftmals seinen Rath in verschiedenen Landesculturangelegenheiten; ihm wurde das ehrenvolle Mandat zu Theil, für das J. 1873/74 das Rectorat der ganzen Hochschule für Bodencultur und im Jahre darauf das Decanat der landwirthschaftlichen Section dieser Anstalt zu führen. Ebenso sah er sich anderweitig noch als correspondirendes Mitglied der kaiserl. königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Wien und derjenigen in Graz in Anspruch genommen, auch gehörte er als Ehrenmitglied der kaiserl. königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Görz und jener zu Roveredo an.

So stand H. auf der Höhe seines rühmlichen Wirkens, dem Anscheine nach im Vollbesitze einer festen bis dahin kaum gestörten Gesundheit und einer rüstigen nach weiterer Bethätigung drängenden Geisteskraft, als er in verhängnißvoller Weise den ungeahnten Anlaß zu seinem frühzeitigen Tode selbst geben sollte. Er war im Spätsommer 1877 nach abgelaufenem Semester zu einem Ferienaufenthalt in das stille Thal von St. Johann bei Ternitz gegangen. Ein Freund von Bergtouren und passionirt im Skizziren eigenartiger Landschaftsbilder mochte er im Vertrauen auf seine noch ungebrochene Körperconstitution sich wol in touristischer Hinsicht zu viel angestrengt haben; er trug aus diesem Aufenthalte eine Geschwulst am rechten Oberschenkel davon, die nach der Heimkehr nach Wien

am 7. April 1878 eine gefährliche Operation nöthig machte. Zwar glücklich gelungen, hatte sie dennoch einen Rothlauf zur Folge; eine plötzlich in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai erfolgte Blutung führte den Tod herbei.

So wurde seine Kraft gebrochen noch ehe er die in dem letzten Semester vor seinem Tode in Angriff genommenen Arbeiten vollendet haben sollte. Gerade in dieser kurzen Periode hatte ihn ein außerordentlicher Drang nach Arbeit beseelt, es galt ihm die wichtigeren Ergebnisse seiner Beobachtungen und Studien aus jüngster Zeit wiederum litterarisch zu verwerthen. Wol gelang es ihm noch, die in Aussicht gestellte Schrift: „Die Sojabohne, Soja hispida — Ergebnisse der Studien und Versuche über die Anbauwürdigkeit dieser neuen Culturpflanze" — soweit auszuarbeiten, daß dieselbe kurz vor seinem Tode in Druck gegeben werden konnte, unvollendet dagegen blieben seine Manuscripte zu einem größeren Werke über den landwirthschaftlichen Pflanzenbau und ebenso wurde die ihn beschäftigende Vorbereitung eines III. Bandes der „Wissenschaftlich-praktischen Untersuchungen" zu seiner größten Betrübniß durch die letzten Phasen seines Leidens sistirt. Ihm war die Arbeit stets die willkommenste Erholung und Stärkung gewesen und mit dem Wachsen seiner Arbeitskraft hob sich die Größe seiner Aufgaben. Obschon er sich von Selbstvertrauen in seiner ganzen Berufssphäre tragen lassen durfte, so wurde er dennoch von seinen Freunden und Bekannten als ein Muster von Anspruchslosigkeit betrachtet. Mit seinem Tode wurde ein bis dahin ungetrübt gewesenes Familienglück gestört, das er seit Ende der 50er Jahre als Gatte und Vater sich und den Seinigen bereitet hatte; seinen Kindern aber, denen er materielle Schätze, nach welchen er nicht getrachtet auch nicht übermachen konnte, hatte er in väterlicher Liebe und Fürsorge bei Zeiten die Grundsätze und Lebensanschauungen einzuflößen gesucht, die ihn auf seiner ganzen Lebensbahn bei der Entwickelung seines Charakters wie bei der Entfaltung seiner geistigen Kräfte so vortrefflich geleitet haben.

Oesterreichisches landw. Wochenblatt Nr. 19, Jahrg. 1878. Nekrolog über Prof. Fr. Haberlandt, verfaßt von Prof. Hecke, kaiserl. königl. Regierungsrath in Wien, außerdem ergänzt durch Privatmittheilungen seitens des Lehramts-Candidaten Dr. Gottlieb Haberlandt daselbst, ferner Fühling's landwirthschaftliche Zeitung, 6. Heft, 1878. C. Leisewitz.

Häberlin: Franz Dominicus H., Geschichtschreiber, geb. am 31. Jan. 1720 zu Grimmelfingen, einem damals der Reichsstadt Ulm zugehörigen Dorfe, wo sein Vater Prediger war, gest. am 20. April 1787. Seine gelehrte Ausbildung erhielt er unter günstigen Auspicien am Gymnasium zu Ulm und trat seine Neigung zu historischen Studien schon hier hervor. Zu Ostern des Jahres 1739 ging er nach dem eben aufblühenden Göttingen, um dort Theologie zu studiren, wandte sich aber unter den Einwirkungen J. D. Köhler's, Gebauer's und späterhin auch Schmaussens, deren Gunst er sich erfreute, ganz der Geschichte und den verwandten publicistischen Disciplinen zu, deren Pflege und Vertretung dann den erfolgreichen Inhalt seines Lebens gebildet hat. Im J. 1742 erwarb er sich unter Köhler's Decanat die Magisterwürde und fing an Vorlesungen zu halten, entschlossen die akademische Laufbahn zu wagen. Eine Diversion in diesem seinen Plane schien bald darauf die Annahme der Stelle eines Hofmeisters bei dem jungen Baron von Forstner, einem Sohn des bekannten ehemaligen würtembergischen Staatsministers dieses Namens, der sich nach Hannover zurückgezogen hatte, herbeiführen zu wollen, da dieser ihm die Aussicht eröffnete, nach Vollendung der Studien seinen Zögling auf der großen Tour durch Europa zu begleiten, die seinen liebsten Wünschen entsprach. Dieser Stellung verdankte H. bei Gelegenheit eines Besuches in Hannover auch die persönliche Bekanntschaft des Ministers von Münchhausen, welche, wie er selbst sagt, nicht ohne großen Vortheil für ihn geblieben ist. Das Amt eines Hofmeisters nahm

indeß 1745 ein Ende und die Aussichten auf die große Tour erfüllten sich aus zufälligen Ursachen nicht; H. ist aber gleichwol auch weiterhin zu dem Vater seines Zöglings wie zu diesem selbst in den innigsten Beziehungen geblieben. Und nun kehrte er wieder mit ungetheiltem Eifer zu seinen Studien und der akademischen Thätigkeit zurück, von dem Wunsche beseelt in Göttingen bleiben zu dürfen und hier eine dauernde Stellung zu erhalten. Hierzu war ohne Zweifel gegründete Hoffnung vorhanden, bereits war er als Assessor der philosophischen Facultät angenommen, aber es war im Rathe der Vorsehung anders beschlossen. Noch vor dem Schlusse des J. 1745 wurde ihm von Wolfenbüttel aus für das kommende Jahr eine außerordentliche Professur der Geschichte an der Universität Helmstädt angeboten, ein Anerbieten, das er offenbar den Empfehlungen seiner Lehrer und dem guten Rufe, den ihm seine ersten Schriften eingetragen hatten, verdankte und das er ohne langes Bedenken annahm, obwol ihm zu ganz derselben Zeit ein Antrag gemacht wurde, der ihm die verlockende Möglichkeit eines längeren Aufenthaltes in Italien, aber freilich nicht zugleich eine gesicherte Zukunft in Aussicht stellte. Die Uebersiedelung nach Helmstädt eröffnete die zweite, größere Hälfte in Häberlin's Leben; 42 Jahre hat er hier als Lehrer und Schriftsteller gewirkt und durch Pflichttreue und eifrige Arbeit an Ansehen und Ehren alles erreicht, was ein deutscher Gelehrter in jener Zeit in solchem Berufe billiger Weise erwarten durfte. Die Gunst des braunschweigischen Hofes, dem er diese seine Stellung in erster Linie zu verdanken hatte, wie die Achtung seiner Collegen hat er sich durch die lange Reihe der Jahre hindurch ungemindert zu sichern verstanden. Im J. 1747 erhielt er bereits die ordentliche Professur der Geschichte. Vier Jahre später wurde er als Lehrer des Staatsrechts in die Juristenfakultät aufgenommen, ohne daß dadurch seine Stellung in der philosophischen eine Aenderung erlitt. Weiterhin (1757) wurde ihm das zeitraubende Amt eines Inspectors des herzoglichen Convictoriums und bald darauf eines Vorstandes der Bibliothek übertragen. Die Aemter des Decanates und des (Vice-) Rectorates hat er mehrmals versehen und bei alledem Zeit für eine umfassende und höchst fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit gefunden. So kann es nicht verwundern, daß gelegentlich ein vortheilhafter Ruf nach Gießen vergeblich an ihn ergangen ist. Von seinen zahlreichen Schriften, die überwiegend geschichtlicher und publicistischer Natur sind und die nachhaltigen Eindrücke der Göttinger Schule leicht erkennen lassen, soll hier nur sein Hauptwerk hervorgehoben werden, nämlich der sogenannte „Auszug aus der allgemeinen Welt-Historie", in Wahrheit unter diesem ganz unzutreffenden Titel ein völlig selbständiges Werk, eine breit angelegte deutsche Reichsgeschichte, deren erste Abtheilung in 12 Bänden bis zum schmalkaldischen Kriege, und deren zweite, die „Neueste teutsche Reichshistorie", in 20 Bänden bis zum J. 1600 gelangt ist und weiterhin von R. von Senkenberg fortgesetzt wurde. Es ist dies eine Leistung wahrhaft deutschen Fleißes, mit welcher wir es hier zu thun haben, die staatsrechtlichen Gesichtspunkte voranstellend, überwiegend stofflich, jedoch groß und originell in der Erschließung neuer Quellen, ohne den entfernten Versuch die schwere Masse künstlerisch zu gestalten, aber keineswegs ohne Urtheil, von umsichtiger und erschöpfender Gründlichkeit und alle Vorgänger weit hinter sich lassend, ein reiches Magazin, aus dem auch die Neuesten schöpfen und das gerade darum noch lange unentbehrlich sein wird.

Chr. Weidlich's zuverlässige Nachrichten von denen jetztlebenden Rechtsgelehrten. 1. Thl. S. 268. 5. Thl. S. 392. — Hirsching, Hist. liter. Handbuch, II, 2. Leipzig 1796. — A. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten und Künstlern aus Ulm, S. 269, mit einem Verzeichniß von Häberlin's Schriften. — Meusel, 5, S. 13 ff.

Wegele.

Häberlin: Johann Baptist Ignaz H., katholischer Geistlicher, geb. am 27. Juli 1760 zu Horb, gest. am 15. März 1827 zu Karlsruhe. Er war 1784 zum Priester geweiht und wurde 1788 Stadtpfarrer in Freiburg und bischöflich Constanzischer Commissar für den Breisgau. In Freiburg ließ er 1792 die von ihm gehaltene Trauerrede auf Kaiser Leopold II. drucken. 1810 wurde er als geistlicher Ministerialrath nach Karlsruhe berufen. Er galt als Gegner der Convicts- und Seminarerziehung der Geistlichen, des Cölibates &c. Für seine kirchenpolitischen Anschauungen ist charakteristisch die 1812 anonym erschienene Broschüre: „An die Souveräne der Rheinischen Conföderation, über das Recht, ihren Staaten eigene Landesbischöfe und eigene Diöcesaneinrichtungen nach Gutdünken zu geben. Ein patriotisches Wort zu seiner Zeit von Dr. H., einem katholischen Canonisten". Diese Broschüre rief mehrere Entgegnungen hervor, u. a. eine noch in demselben Jahre zu Freiburg anonym erschienene „Ueber das patriotische Wort zu seiner Zeit &c.", und eine von F. A. Frey „An die Souveräne der Rheinischen Conföderation &c.", 1813 (s. Allg. D. Biogr. VII, 359).

v. Weech, Bad. Biographien I, 325. Mejer, Zur Gesch. der römisch-deutschen Frage I, 386 ff. Roskovany, Rom. Pontifex IV, 890. Reusch.

Häberlin: Dr. Johannes H., ein in Basel gebildeter Missionar, ist in Tuttlingen, einer würtembergischen Oberamtsstadt, den 19. Aug. 1808 geboren, gest. am 12. Novbr. 1849 auf dem Hugly bei Calcutta. Seine Eltern, der Schuhmacher Joh. Konrad H. und Regina, geb. Ruf, erzogen ihn christlich und gewöhnten ihn frühe an das Gebet und das Wort Gottes, wie er selber erzählt. Auch hielten sie ihn zur Schule und zur Arbeit an. Ein eifriger Geistlicher, Rommel, wurde auf den lernbegierigen, empfänglichen Knaben aufmerksam, und machte ihn mit den Hauptwahrheiten eines ächten Christenthums bekannt. Schon vom 12. Lebensjahre an las er Missionsnachrichten und andere geistliche Schriften. Nach seiner Confirmation ließ ihn der Vater zur Schuhmacherprofession einschreiben. H. sagt selber: „Bis in mein 15. und 16. Jahr bemühte ich mich, nur dem zu leben, der für mich gestorben ist", aber nach dieser schönen Jugendzeit gerieth er, wie er bekennt, auf bedenkliche Abwege. Er raffte sich aber bald wieder auf und las theosophische Schriften, wie Jakob Böhme's „Weg zu Christo". Es war an dem Pfingstfeste 1826, als der oben genannte Helfer Rommel gewaltig predigte und einen mächtigen Eindruck auf das Herz des Jünglings machte. Mit einer Macht, wie noch nie vorher, erwachte in ihm das Verlangen, in den Missionsdienst zu treten. Er trug seinen Wunsch in einem von ihm geschriebenen kurzen Lebenslaufe dem Comité der Basler Missionsgesellschaft am 4. Novbr. 1826 vor. Sie berief ihn in die Anstalt, in welcher er vom 22. April 1827 bis 13. Decbr. 1830 gründliche Studien machte. Schon vorher, — er war erst 18 Jahre alt, — hatte er in der Schweiz einen Besuch gemacht. Sein Reiseziel galt dem Basler Missionshause. Wie glücklich fühlte er sich, als er nun in den Kreis der jungen Männer treten durfte, welche sich dort auf den köstlichen Beruf vorbereiteten, Prediger des Evangeliums unter den Heiden zu werden. Er war ein fleißiger Zögling und namentlich warf er sich mit Eifer auf das Gebiet der Sprachen. Wenn er sich — was in den Mußestunden geschah — mit der Lectüre eines Werkes beschäftigte, so machte er sich jederzeit Auszüge. Er war alsdann Meister des Inhalts des Gelesenen. Es stand ihm ein ausgezeichnetes Gedächtniß und ein klarer Verstand zu Gebote. Nach einem Uebereinkommen mit der kirchlichen Missionsgesellschaft Englands hatte das Basler Missionshaus auch unsern H. dieser Gesellschaft überlassen. Im J. 1831 kam er nach London und trat daselbst in die Missionsanstalt von Islington. Hier betrieb er ganz besonders

das Sanskrit und Hindostan und machte sich mit den theologischen Werken Englands bekannt. Nachdem er die Ordination durch den Bischof von London erhalten hatte, reiste er mit drei Basler Zöglingen nach Calcutta in Ostindien. Sie hatten die Freude, in Gesellschaft des Bischofs Wilson die Seereise machen zu dürfen. Wort und Beispiel dieses ausgezeichneten Mannes wirkten gesegnet auf die vier jungen Evangelisten. Wilson fand bald die hervorragenden Eigenschaften Häberlin's heraus und interessirte sich besonders für ihn. Kishnagore war Häberlin's erster Missionsplatz. Diese Mission stand noch in ihrer Kindheit und wenige Bekehrungen durfte H. sehen. Zwei oder drei Schulen wurden vom Missionar Dürr und ihm gegründet, um Sanskrit zu treiben. Doch das genügte ihnen nicht. Kaum hatte sich H. die Sprache angeeignet, so fing er auch schon an, den Eingebornen das Evangelium zu verkündigen, und nicht ohne Erfolg. In Jellinghi und Bhoirab wurde von ihm und seinem nachfolgenden Arbeiter Krückeberg der Beweis geliefert, welche Macht das ächte Christenthum ausübt. Hierauf erhielt er den Auftrag, in den Dörfern südlich von Calcutta zu wirken. Hier war eine Bewegung zu Gunsten des Christenthums entstanden, das Feld war reif zur Ernte. Dort arbeitete er mit entschiedenem Erfolge bis zum J. 1836, er taufte mehr als 60 Bekehrte. Aber es gab auch heftigen Widerstand. H. wollte mit zwei jungen Leuten zur Kirche gehen, um sie zu taufen. Da stellte sich ein Haufe fanatischer Hindus, die mit Knüppeln bewaffnet waren, ihm entgegen, um ihm die Jünglinge mit Gewalt zu entreißen. Es gelang ihnen nicht, aber sie hinderten wenigstens an diesem Tage die Taufhandlung. An einem andern Tage wurde sie vollzogen. Das Evangelium machte siegreiche Fortschritte. Nach dieser Zeit angestrengter Thätigkeit erhielt H. den Auftrag, in Calcutta ein Seminar zur Bildung von Lehrern und Katechisten zu gründen. In kurzer Zeit meldeten sich zehn junge bekehrte Hindus. Jedermann freute sich über dieses Unternehmen, weil man hoffen durfte, daß von eingeborenen Arbeitern am gesegnetsten gewirkt werden könne. Wie Alles, so griff H. auch dieses Werk mit Eifer und Energie an, aber es stellte sich bald heraus, daß manche von den Zöglingen entweder zu alt waren, um wissenschaftliche Studien mit Erfolg machen zu können, oder andere lieber schließlich eine weltliche Anstellung, andere den Handel vorzogen. Gerade während er im Seminar lehrte, bereitete er zwei hoffnungsvolle Jünglinge zur Taufe vor und stand auf dem Punkte, sie in den Schooß der Kirche aufzunehmen, da wurden sie ihm weggenommen und in ein anderes Erziehungshaus gebracht. Dies und andere unangenehme Erfahrungen wirkten nachtheilig auf seine Gesundheit. Er sah sich genöthigt, im Juli 1837 nach Europa zurückzukehren. In England angekommen, wurde H. dazu verwandt, soweit es seine geschwächte Gesundheit zuließ, theils in Kirchen, theils in öffentlichen Versammlungen für die Sache der Mission zu wirken. Er kam auch in sein Heimathland Würtemberg. Hier ehrte ihren gelehrten Landsmann die Universität Tübingen mit der Würde eines Doctors der Philosophie. Zurückgekehrt nach England machte ihm die große britische und ausländische Bibelgesellschaft den Antrag, als ihr Agent nach Calcutta zu gehen. Am Ende des J. 1839 trat er seine neue Stelle mit frischer Kraft und Energie an. Um das Werk der Bibelverbreitung mit mehr Erfolg zu betreiben, miethete er ein geräumiges Haus. Er beschäftigte nun die Presse. Typengießerei und Buchbinderei folgte nach. Eine neue Ausgabe des hindostanischen Neuen Testamentes wurde bewerkstelligt. Es war ein herrlicher Plan, Indien mit heiligen Schriften zu versehen, aber die Arbeit war zu viel für eines einzigen Mannes Schultern. Auch erforderte die Aufsicht über die eingebornen Arbeiter zu große Anstrengung. Nach fünf Jahren legte er die Stelle als Bibelagent nieder. Hatte doch ein Choleraanfall einige Zeit vorher ihn an den Rand des Grabes

gebracht und wirklich erholte er sich nie mehr vollständig. — Und doch wäre es klug gewesen, jetzt wieder nach Europa zur Stärkung seiner gebrochenen Gesundheit zurückzukehren. Als er aber zurückkehren wollte, war es zu spät. Er brannte von Eifer, für Indien zu wirken, und trug sich mit dem Plane, eine Centralmission für Indien zu gründen. Schon im J. 1844 schrieb er Briefe auf Briefe an das Comité nach Basel, sich der Noth der armen Heiden im Osten von Calcutta zu erbarmen. In Basel gab es wol Zöglinge, die geeignet waren, dem Rufe zu folgen, nur fehlte es an Geldmitteln. H. ließ sich aber nicht leicht abtreiben, es gelang ihm, wohlgesinnte reiche Engländer für diesen Plan zu gewinnen; auf Veranlassung von Basel gründete er einen Verein von englischen Freunden, die sich für den Unterhalt und die Leitung der Basler Zöglinge verbindlich machten. Im J. 1846 zogen bereits drei Brüder nach Ostbengalen und nachdem sie sich der Sprache in etwas bemächtigt hatten, zogen sie aus, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Alles ging erfreulich von Statten. H. schrieb um neue Hülfe, man könne zehn, zwanzig Missionare brauchen, für ihren Unterhalt sei reichlich gesorgt. Es folgten im J. 1848 fünf weitere Brüder. Auch wandte er sich an den alten Goßner nach Berlin und man muß sagen, daß H. der eigentliche Gründer der so reich blühenden Kolhs-Mission ist, die hauptsächlich von Goßner'schen Missionaren bedient wird. Es ging alles vortrefflich vorwärts. Nur mußte man sich immer wieder sagen: Wird H. auch auf die Länge die großen Ausgaben für diese Mission auftreiben können? Und diese Frage fand leider nicht die genügende Antwort. Die Basler Missionare kamen einst von ihrem gesegneten Missionsfeldzuge in den Osten auf ihre Stationen zurück, da fanden sie den Dr. H. bereits mit dem Tode ringend. Am 6. Novbr. 1849 mußte er krank und elend auf ein Boot gebracht werden, um das heiße Bengalen so schnell als möglich zu verlassen und nach Europa zu eilen. Das Boot verließ die Station Dacca am 9. Novbr. mit dem Kranken und seiner Gattin. Am 12. Novbr. las ihm seine treue Gehülfin das Capitel vom guten Hirten (Joh. 10) vor. Bei der Stelle: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen", überzog sich sein Angesicht mit seliger Freude. „Ob sein Herz getrost sei?" fragte sie ihn. „Ganz freudig", sagte er, und sank sterbend in ihre Arme. Er fühlte kaum die Bitterkeit des Todes. Es war mit ihm ein talentvoller und bedeutender Missionar vom Schauplatze seiner Thätigkeit geschieden. Dieses plötzliche und unerwartete Ende erregte im Herzen seiner Freunde ein tiefes, herzliches Bedauern. Noch zwei Jahre vorher hatte er ein Werk geschrieben: „Sanscrit anthology being a collection of the best small poems in the Sanscrit Language", Calcutta 1847.

Ueber ihn: The christian intelligencer. 1850. S. 93. Der evangelische Heidenbote, April 1850. Ledderhose.

Häberlin: Karl Friedrich H., Staatsrechtslehrer, geb. am 5. August 1756 zu Helmstädt als zweiter Sohn des bekannten Geschichtsschreibers und Professors Franz Dominicus H. (s. d.), studirte in seiner Vaterstadt die Rechte, verweilte nach erlangtem juristischen Doctorgrade (10. April 1778) zur Erlernung des kammergerichtlichen Verfahrens einige Zeit in Wetzlar, und wurde 1779 zum Justizkanzleiassessor in Wolfenbüttel ernannt. Im Frühjahre 1782 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor nach Erlangen, wo er namentlich über deutsches Staatsrecht las, kehrte jedoch vier Jahre später in gleicher Eigenschaft mit dem Titel eines brandenburgischen Hofrathes nach Helmstädt zurück. 1798 wurde er als namhafter Publicist vom fürstlichen und gräflichen Gesammthause von Stolberg zu dem denkwürdigen Congresse nach Rastatt gesandt (bei dem sich über 70 Subdelegirte und Particularabgeordnete aus reichsunmittelbaren Terri-

torien des westlichen Deutschlands einsanden), und überreichte am 2. August dem Directorium seine Specialvollmacht. Er scheint dort und zwar erfolgreich auch für den Herzog von Braunschweig gewirkt zu haben, und wurde nach seiner Rückkunft 1799 von dem ihm wohlgeneigten Fürsten mit dem Titel eines geheimen Justizrathes ausgezeichnet. Eine wichtige Aufgabe war dem tüchtigen Gelehrten, der 1806 auch Propst des Klosters Marienberg bei Helmstädt geworden, von der Regierung des 1807 neu gegründeten Königreiches Westfalen zugedacht, welche ihn zum Reichsstande und Mitgliede der in Kassel tagenden Gesetzgebungs-Commission ernannte. Er mußte sich jedoch wegen Krankheit alsbald von den Geschäften zurückziehen und starb am 16. August 1808 in Helmstädt, wohin er wenige Tage vorher gereist war. — H. verband als Mann Uneigennützigkeit mit festem Sinne, als Gelehrter einen freien Blick mit gründlicher Forschung. Seine Schriften, in denen er alte Mißstände des deutschen Staatswesens offen aufdeckte, behaupten in der geradezu massenhaften staatsrechtlichen Litteratur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen hervorragenden Platz. Ein Denkmal seiner strengrechtlichen Denkungsweise hat er sich durch die Vertheidigungsschriften gesetzt, welche er 1799 in Sachen des widerrechtlich seines Amtes entsetzten hannoveranischen Hofrichters v. Berlepsch veröffentlichte und die eine Reihe von Gegenschriften hervorriefen, auf welche H. wieder antwortete. Er betheiligte sich als Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften, so an der Helmstädter gelehrten Zeitung, an der Erlanger neuen juristischen Zeitschrift, an der deutschen Monatsschrift und lieferte zu dem von Professor Scheidemantel neubearbeiteten „Repertorium des deutschen Staats- und Lehen-Rechtes" den dritten und vierten Band (1793 u. 1795), welche die Buchstaben L—R enthalten. Als Häberlin's Hauptwerke sind aufzuzählen: „Pragmatische Geschichte der neuesten kaiserl. Wahlcapitulationen und der von kaiserl. Majestät erlassenen churfürstl. Collegialschreiben", 1792, und als Fortsetzung: „Pragmatische Geschichte der Wahlcapitulation Kaiser Franz II." rc., 1793. — „Handbuch des deutschen Staatsrechtes nach dem Systeme des geh. Rathes v. Pütter zum gemeinnützigen Gebrauch der gebildeten Stände", 1794—97, 3 Bde., 2. Aufl. 1797. Das nach des Autors eigenen Worten „mit Ueberzeugung, Wahrheits-, Freiheits- und Gerechtigkeitsliebe" geschriebene Werk ist mit der ganzen Gelehrsamkeit der alten Pütter'schen Schule abgefaßt, zeigt aber zugleich ein feines richtiges Verständniß für die damals begonnene Neugestaltung des Staats- und Völkerlebens. — Das in Heften ausgegebene „Deutsche Staatsarchiv", Helmstädt 1796—1807. Diese Sammlung in 16 Bänden enthält werthvolle Aufsätze und Abhandlungen über staatswissenschaftliche und statistische Materien; bei ihrem Erscheinen von der Kritik übereinstimmend sehr günstig aufgenommen, vermag ihr Inhalt jetzt nur noch rechtsgeschichtliches Interesse in Anspruch zu nehmen. — Sein älterer Bruder, Johann Friedrich H., geb. zu Helmstädt am 10. Januar 1753, gest. daselbst am 13. Juni 1790; promovirte 1774, wurde 1777 außerordentlicher Professor und hinterließ einige kleinere Schriften über reichs- und rechtsgeschichtliche Stoffe.

Das von Kalle 1795 gestochene Porträt von Karl Friedrich H. ist im 69. Thl. der ökon. Encyklopädie von Krünitz. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke nebst Lebensabriß bei Fikenscher, Gel. Gesch. der Univ. Erlangen I. 251. — Frhr. v. Münch, Prot. der R. Friedens-Deput. zu Rastatt II. — Augsb. Allgemeine Zeitung 1808, Nr. 261. — (Johann Frd. H.) Weidlich, Biogr. Nachr. I. 257. Eisenhart.

Häberlin: Karl Ludwig H., als Romanschriftsteller unter dem Namen H. E. R. Belani bekannt, geb. am 25. Juli 1784 zu Erlangen, † 1858, ist der Sohn des bekannten Staatsrechtslehrers und Historikers Karl Friedrich H.

(s. d.), der damals Professor an der dortigen Universität war. Seine Vorbildung erhielt er in Helmstädt, wohin sein Vater im J. 1786 berufen war und auf der dortigen Universität studirte er Jurisprudenz. Im J. 1807 wurde er Auditor bei der die säcularisirten geistlichen Güter des Herzogthums Braunschweig verwaltenden Behörde, der sogen. Klosterrathsstube in Braunschweig und nach Errichtung des Königreichs Westfalen im J. 1808 Supplenat des Friedensgerichts zu Helmstädt, 1809 Assessor beim dortigen Districtstribunale und 1810 Tribunalrichter daselbst. Nach der Wiederherstellung des Herzogthums Braunschweig wurde H. Kreisamtmann in Hasselfelde am Harze. Im J. 1824 wurde er wegen Kassendefects und mehrfacher amtlicher Vergehen zur Untersuchung gezogen, seines Amtes entsetzt und nach den damals im Herzogthume noch geltenden strengen Gesetzen gegen ungetreue Beamte zu langwieriger Gefängnißstrafe verurtheilt, welche er bis zum J. 1828 in Gandersheim verbüßte. In diesem Jahre schrieb er bei den bekannten Streitigkeiten zwischen dem Könige Georg IV. von England und Herzog Karl von Braunschweig im Auftrage des letzteren eine publicistische Schrift: „Versuch die Mißverständnisse zu heben &c.“, welche zu Straßburg erschienen ist und seine völlige Begnadigung zur Folge hatte. — Bereits in den J. 1810—13 hatte H. unter dem Pseudonym: „Avenella“ und „Louis von Häsely“ in Zschokke's „Erheiterungen“ und Kuhn's „Freimüthigen“, sowie in Hell's „Penelope“ kleine Erzählungen geliefert. Während seiner Haft in Gandersheim wurde er mit dem Buchhändler Christian Niedmann in Wolfenbüttel († in Leipzig am 6. Mai 1830) bekannt und schrieb für diesen unter den Namen Niemand, Mandien, Melindor, ja auch Christian Niedmann, mehrere Romane, wie „Heinrich der Löwe“, „Napoleons Novellen“, „Memoiren des Herrn de la Folie“, welche Niedmann auf seinen eigenen Namen erscheinen ließ. Durch einen aufgefangenen und in der Halle'schen Litteraturzeitung abgedruckten Brief Häberlin's an Niedmann wurde dieses Verhältniß aufgedeckt. Nach seiner Freilassung begab sich H. zunächst nach Helmstädt, dann nach Potsdam und hier verfaßte er unter dem Anagramm H. E. R. Belani die stattliche Reihe von historischen, ethnographischen und biographischen Romanen, welche sämmtlich sich leicht und fließend lesen lassen, auch von vieler Phantasie zeugen und sich einen großen Leserkreis erworben haben, aber, da sie des Broterwerbs wegen geschrieben, mit großer Schnelligkeit entworfen und ausgeführt sind, jedes tieferen Gehalts entbehren. In der im J. 1851, dem Jubeljahre seines 25jährigen Schriftstellerthums, erschienenen Erzählung: „Treu und brav“, der die Revolution in Braunschweig vom J. 1830 zu Grunde liegt, theilt H. selbst ein Verzeichniß von 59 Romanen in 120 Bänden mit, welche ihn zum Verfasser haben, welches bei seinem Tode auf 64 Werke in 136 Bänden sich vermehrt hatte. Sein letztes Werk, das „Goethe's Liebeleben“ in einem Novellenkranze schildern sollte, war bei seinem am 4. Januar 1858 zu Potsdam erfolgten Tode unvollendet. Hätte H. nicht für den täglichen Lebensunterhalt schreiben müssen, so würde er bei dem unverkennbaren Talente für historische und humoristische Darstellungen, bei seinem ästhetischen Gefühle und ausgebildetem Kunstsinn einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des deutschen Romans sich erworben haben. Gehören Häberlin's Romane durchaus nicht zu den gewöhnlichen, so tragen sie doch sämmtlich den Stempel der Flüchtigkeit und der Eile an sich. Bleibenden Werth dagegen wird die von H. im J. 1855 in Berlin herausgegebene Beschreibung von „Sanssouci, Potsdam und Umgegend“ behalten, zu welcher ihm amtliche Quellen zum Gebrauch gestellt waren. F. Spehr.

Habermann: s. Avenarius, Bd. I. S. 699.

Haberstich: Samuel H., als Schriftsteller bekannt unter dem Namen „Arthur Bitter“, geb. am 21. October 1821 in dem Weiler Ried bei Schloßwyl

(Kanton Bern), † am 24. Februar 1872 in Bern, war das vierte Kind eines aus Oberentfelden im Aargau stammenden Schmiedes, der sich in Ried niedergelassen und die Tochter eines dortigen kleinen Fabrikanten geheirathet hatte. Seine Mutter starb, nachdem er kaum auf die Welt gekommen war, und so verlebte er seine ersten Jugendjahre unter der Obhut seiner Großmutter, einer einfachen, frommen und gegen ihren Enkel sehr nachsichtigen Frau. Seit dem sechsten Jahre besuchte er die Dorfschule, wo er nothdürftig lesen, schreiben und rechnen lernte; seine freie Zeit verbrachte er meist in Wald und Feld. Die Leiden und Freuden dieses Lebens hat er selber in seinen Novellen „Egg-Riggeli" und „Die Zuckerherzen" ansprechend und lebenswahr geschildert. Als er vierzehn Jahre alt war, trat er bei einem Rechtsagenten zu Langnau im Emmenthal als Lehrling ein, entzog sich aber plötzlich diesem Dienste, weil er beim Auspfänden einer armen Familie nicht mithelfen mochte, und wurde nun in einer Amtsschreiberei zu Courtelary untergebracht, wo er sich zugleich die Kenntniß der französischen Sprache aneignen konnte. Nach zwei Jahren erhielt er durch die Vermittelung einflußreicher Gönner eine Anstellung in der Kanzlei des bernischen Finanzdepartements. Solcherweise in die Hauptstadt versetzt, benutzte er die Gelegenheit, um durch den Besuch philosophischer und rechtswissenschaftlicher Vorlesungen an der Hochschule seine lückenhafte Bildung zu vervollständigen und veröffentlichte zugleich seine ersten schriftstellerischen Versuche im „Schweizerischen Unterhaltungsblatt". Nachdem er als Officier am Sonderbundskriege (1847) theilgenommen hatte, verheirathete er sich im Vertrauen auf den Erlös, welchen ihm seine fortlaufenden Berichte für die Augsburger „Allgemeine Zeitung", die „Berliner Zeitungshalle" und die Leipziger „Illustrirte Zeitung" einbrachten, verlor aber mit der in Deutschland einbrechenden Reaction diese Einnahmen wieder und sah sich dadurch in eine sorgenvolle Lage versetzt. Ein humoristisches Blatt, welches er nun von 1849—51 herausgab, zog ihm von Seiten der Regierung die Ausweisung aus dem Kanton Bern zu, so daß er die folgenden Jahre in Solothurn, Murten und Zürich verleben mußte. Seine belletristischen Arbeiten vermochten nirgends die Sorgen des Lebens von ihm und seiner Familie fern zu halten; doch besaß er zu seinem Glücke eine vortreffliche Gattin, welche durch die Arbeit ihrer Hände zum nothwendigsten Unterhalte redlich beitrug. Da sich die politischen Verhältnisse in Bern unterdessen zu seinen Gunsten geändert hatten, kehrte H. im Juni 1856 wieder in den Kanton und im Frühjahr 1862 nach Bern selbst zurück, das er seitdem nicht wieder verließ. Als die Haller'sche Buchhandlung daselbst eine Sammlung seiner Novellen veranstaltet hatte (1864—65), schien sich, da dieselben im In- und Auslande eine beifällige Aufnahme fanden, eine günstige Wendung seines Schicksals vollziehen zu sollen. Aber seine Kraft war erschöpft, seine Gesundheit zerrüttet. Am 10. October 1871 befiel ihn ein Blutsturz, von dessen Folgen er sich nicht wieder erholte. Nach seinem Tode wurde für die Hinterbliebenen eine Geldsammlung unternommen, deren Ergebniß wenigstens hinreichte, die ärgste Noth von seiner Gattin und seinen sieben Kindern abzuhalten. — Außer einer großen Anzahl von Beiträgen in meist schweizerischen Zeitschriften ist von H. noch Folgendes gedruckt worden: Zwei Novellen aus dem Emmenthal, 1857 (nur die eine derselben rührt von ihm her). — „Geschichten aus dem Emmenthal", 1857 u. 1859. — „Erzählungen, Novellen und Gedichte", 4 Bde. (1864—) 1865. (Wiederholt — mit Hinzunahme einer in dem Berner Sonntagsblatt „Alpenrosen" 1872 gedruckten Novelle — in den 15 ersten Bänden der „Bergkristalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz", 1876; neue Ausgabe 1878.) — „Grüne Sträucher aus dem Schweizerlande. Erzählungen und Novellen." Neue Folge. 1870. (Daß H. auch der Verfasser der Novellen „Aus

Heimath und Fremde von S . . . .“ sei, wie Brümmer im Dichter-Lex. angibt, ist ein aus einer Aeußerung von Kurz in seiner Gesch. der d. Litteratur entstandener Irrthum.) — H. gehört zu den besten schweizerischen Erzählern. Die Handlung entwickelt sich bei ihm ohne Zwang und mit lebendiger Bestimmtheit. Der Boden, auf welchem die Geschicke der von ihm geschilderten Menschen verlaufen, ist vorzugsweise die Schweiz, und das gibt den meisten seiner Gebilde jene Wahrheit, die sich nur durch genaue Kenntniß und Beobachtung von Land und Leuten gewinnen läßt. Wenn sein Stil nicht die maßvolle Durchbildung eines Jacob Frey (s. d.) an sich trägt, so läßt sich dies aus seinem autodidactischen Bildungsgange erklären. Aber abgesehen von einzelnen Novellen, welche mehr die Noth des Lebens ihm abgerungen hat, erfreuen Dichtungen, wie „Die Waldmarche“, „Egg-Niggeli, der alte Jäger“, „Des Bärenwirths Töchterlein“, „Der Zitherhans“, „Die Zuckerherzen“ u. a., durch ihren echtpoetischen Gehalt und den Reichthum an trefflichen Schilderungen. In mehreren dieser Novellen macht sich auch ein feiner Humor bemerklich.

Frühlingsgruß. Arthur Bitter's ausgewählte Dichtungen mit einer biogr. Skizze von J. C. Ott. Bern 1872. — Alpenrosen. Ein schweizerisches Sonntagsblatt. 2. Jahrg. 1872, Bern, S. 86b—88a. — J. J. Honegger, Arthur Bitter. Kritisch-litterarisches Essay — in: Die illustrirte Schweiz. Unterhaltungsblatt für den Familientisch, 2. Jahrgang 1872, Bern 1872, S. 556a—559b, 568a—571b, 594a—597b. (Mit Bildniß in Holzschnitt.) — Kurze Selbstbiographie (bis zum October 1865) in: Der Hausfreund. Schweizer Blätter zur Unterhaltung und Belehrung. 6. Jahrg. (October 1877 bis Ende September 1878). Bern. S. 53b—54b.

A. Schumann.

Habichhorst: Andr. Daniel H., Dr. phil. und theol., herzoglicher Professor der Philosophie und Theologie in Rostock, Consistorialrath und Universitätssenior, war in Bützow geboren während der Wallenstein'schen Zeit, das Geburtsjahr ist unbekannt, † am 30. August 1704. Sein Vater, der Wallenstein'sche Amtmann Daniel H., stammte aus der Adelsfamilie v. Havichorst, er war nahe verwandt mit den Wismar'schen Familien Grelle und Hoppenacke, und war höchst angesehen wegen der Wiederherstellung der Rentabilität der Domanialämter unter den mecklenburgischen Herzogen. Schon vor der Geburt zum Theologen bestimmt, studirte H. in Rostock, machte eine Rundreise über eine große Zahl deutscher Universitäten bis Genf hin und wurde von Herzog Christian Ludwig schon jung 1663 zur Belohnung der Dienste seines Vaters als Professor der Theologie nach Rostock berufen, was aber an der Opposition in der Facultät damals und wieder 1665 scheiterte, erst 1669 konnte er durch Gunst des Decans Heinrich Müller ein theologisches Colleg lesen, mußte sich aber 1671 die Licentiatenwürde aus Greifswald holen. Seine Geschichte zeigt ein höchst unerquickliches Bild der damaligen Stellenjägerei an der Rostocker Universität und des Verhältnisses zu dem meist in Frankreich lebenden, katholisch gewordenen Herzoge Chrétien Louis. 1672 wurde H. Professor der Rhetorik und des Hebräischen, 1675 entging ihm abermals die theologische Professur, 1679 wurde er in Greifswald zum Dr. theol. creirt, aber in Folge seiner antipapistischen „Disputationum Pentas ex Juris canonici monumentis“ seiner Professur entsetzt. 1681 wieder eingesetzt, wurde er endlich 1686 Professor der Theologie und Consistorialrath. Er betheiligte sich an den theologischen Streiten jener Zeit, schrieb eine große Zahl Disputationen und philologischer und hebraistischer Dissertationen, ebenso nach damaliger Mode als „Poeta laureatus“ (seit 1651) eine große Menge Anagramme und Epigramme, davon 50 dem Kaiser Leopold I. gewidmet 1685, in Anschluß an die Befreiung Wiens (1683). Deutsch schrieb er: „Wohlgegründete

Bedenkschrifft über die Zesische sonderbahre Art hochdeutsch zu schreiben und zu reden" (Hamburg 1685) und „Dreystößiger Stürmer des verführischen Jesu-wiedrigen zweystößigen Mauerbrechers Lutherischen Irrgeistes" (Rostock 1702). Ohne Namen ließ er 1700, um seine eigene Biographie umständlichst herauszugeben, „Rostochium literatum", die Gelehrten Rostocks von 1698 und 1699, erscheinen. Verheirathet war er 1673—87 mit der Wittwe des Lüneburger Dr. jur. Joachim Hensen, Elisabeth, geb. Barsen, und seit 1699 mit Anna Sibylla Hedwig Kohl, mit welcher er im herzoglichen Schloß zu Lauenburg die Hochzeit feierte.

Alle Daten trug aus Rostoch. lit. und dem Funeralprogramm Quistorp's zusammen: Pipping, Sacer decadum septenarius memoriam theolog. etc. (Lips. 1705), Mem. 96.

Krause.

Habicht: Karl Wilhelm Eberhart H., geb. am 13. November 1807 in Karlshafen in Kurhessen, erhielt eine sorgfältige Erziehung und studirte an mehreren Hochschulen und technischen Lehranstalten, hielt sich unter anderem auch eine Zeit lang an der Akademie in Genf auf und war 1829 Schüler der Bergakademie zu Freiberg in Sachsen. Durch seine bergmännischen Kenntnisse wurde er Generalcommissar für das Berg- und Hüttenwesen der Bank von Polen, doch kehrte er wegen der vielfachen dortigen Unruhen nach Thüringen zurück, wurde Ende der dreißiger Jahre Oberlehrer an der Realschule in Bernburg und erhielt den Titel eines Professors. Er gab die Stelle später auf, war Besitzer einer Zuckerfabrik, wandte sich nach Berlin, wo er in den fünfziger Jahren eine Zeit lang als Privatmann lebte und kaufte sich 1855 in Gotha an. Schon früher hatte er sich aus Liebhaberei mit Astronomie beschäftigt, auch einige Instrumente aus dem Nachlasse von Lohrmann und von Repsold in Hamburg gekauft und in einer Privatsternwarte in Bernburg aufgestellt. Er beobachtete u. a. 1848 mit Schwabe in Dessau den Saturnring, an welchen Beobachtungen auch sein Bruder, der von 1848 bis zum 11. Juli 1849 Minister in Dessau war, Theil nahm; in Gotha errichtete er sich von neuem eine kleine Privatsternwarte, auf der er Kometen suchte und die Kometen III und IV 1857 entdeckte; es zeigte sich jedoch, daß er nicht der erste Entdecker gewesen war. Er bestimmte noch mit dem Repsold'schen Universalinstrumente auf dem Brocken die Polhöhe, um den Betrag der Localabweichung festzustellen, rechnete eine Zeit lang auf der Gothaer Sternwarte unter P. A. Hansen, verkaufte aber krankheitshalber nach und nach seine Instrumente und zog sich ganz in das Privatleben zurück. Er war zweimal verheirathet, hatte eine Tochter und zwei Söhne aus erster Ehe und starb nach längerer Krankheit (er war während des letzten Jahres seines Lebens von einem Schlaganfall theilweise gelähmt) am 2. Juli 1875 in Gotha.

Bruhns.

Habicht: Christian Maximilian H., namhafter Arabist, geb. am 8. März 1775 zu Breslau, † am 25. October 1839. Er war der Sohn eines wohlhabenden Geschäftsmannes und ursprünglich für die kaufmännische Laufbahn bestimmt. Erst in späteren Jahren kam die Liebe zu den Wissenschaften bei ihm zum Durchbruch. Im J. 1797 ging er als preußischer Legationssecretär nach Paris und benutzte den Aufenthalt daselbst zum eifrigen Studium des Arabischen, besonders unter Anleitung des berühmten Silvestre de Sacy. Auch das Vulgär-Arabische betrieb er mit regem Interesse und hatte hierin den Abuna Raphael aus Kairo zum Lehrer, wie ihm überhaupt der Verkehr mit Arabern aus verschiedenen Ländern des Orients, welche sich in Folge der französischen Expedition nach Aegypten damals zahlreich in Paris aufhielten, sehr förderlich war. Auch in späteren Jahren blieb er noch mit mehreren dieser Araber in freundschaftlichem brieflichen Verkehre und veröffentlichte 1824 eine Auswahl ihrer Briefe (s. u.).

Als bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Preußen 1806 die preußische Gesandtschaft Paris verlassen mußte, blieb H. noch bis zum März des nächsten Jahres dort und kehrte alsdann nach Breslau zurück, wo er 1812 den philosophischen Doctorgrad erwarb, 1813 sich habilitirte und von 1824 an eine außerordentliche Professur der arabischen Sprache bekleidete, bis am 25. October 1839 ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte. In seiner akademischen und schriftstellerischen Thätigkeit beschränkte er sich auf die arabische Sprache. Speciell machte er sich um die Kenntniß des neueren arabischen Idioms verdient, namentlich durch die Ausgabe und die Uebersetzung der Tausend und eine Nacht: „Tausend und Eine Nacht. Arabisch. Nach einer Handschrift aus Tunis herausgegeben". Bd. I—VIII 1825—38. Nach seinem Tode gab H. L. Fleischer Bd. IX—XII 1842—43 heraus. „Tausend und Eine Nacht. Zum ersten Male aus einer tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt von H., v. d. Hagen und Schall". Bd. I—XV 1824—25. 5. Aufl. 1840. Zu den der obigen Ausgabe von H. beigegebenen Erklärungen lieferte Fleischer Ergänzungen und Berichtigungen in der Schrift: „De glossis Habichtianis in 4 priores tomos MI noctium". P. 1. 2. 1836. Weitere Schriften Habicht's sind: „Epistolae quaedam Arabicae a Mauris, Aegyptiis et Syris conscriptae", 1824. „Meidanii aliquot proverbia Arabica cum interpretatione Latina". (Progr.) 1826.

Vgl. Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon, Heft 5, S. 58. Neuer Nekrolog 1839, II, S. 1107. Meusel, G. T., Bd. XXII. Liefg. 2, S. 519.

Redslob.

Habsburg-Laufenburg: Graf Rudolf v. H.-L. und sein Haus. Von dem Vatersbruder König Rudolfs I. von Habsburg, Graf Rudolf (später zubenannt: der Schweigsame), stammte eine jüngere Linie des Hauses H. ab, von der mehrere Glieder in der Geschichte der schweizerischen und schwäbischen Lande eine gewisse Bedeutung erlangten und die von ihrem Hauptsitze, Burg Laufenberg oder Laufenburg am Rheine oberhalb Sekingen, — ihr Lehen von dieser Reichs-Frauenabtei — den Namen von H.-L. erhielt. — Graf Rudolf der Schweigsame, der aus dem väterlichen Erbe Laufenburg, Burg und Stadt, die Landgrafschaft im Zürichgau, die habsburgischen Güter in Sempach, Schwyz, Sarnen, Stans und Buochs, die Landgrafschaft im Klettgau u. a. m. erhielt, während die Habsburg selbst, die Vogtei von Sekingen, die Landgrafschaft im Aargau u. a. m. seinem älteren Bruder Albrecht, Vater König Rudolfs, zufiel und Anderes gemeinsam blieb, erscheint 1237 und 1238 in Kaiser Friedrichs II. Feldlager in Italien und leistete auch noch 1242 und im Juni 1245 dem Kaiser Heeresfolge daselbst, ungeachtet Friedrich im December 1240 des Grafen Interesse durch Exemtion der freien Leute von Schwyz von der (ererbten) landgräflichen Gewalt Rudolfs und Zusicherung unmittelbaren Schutzes des Reiches an sie verletzt hatte. Es war das um dieselbe Zeit geschehen, in welcher Graf Rudolf am Gestade des Vierwaldstättersees, bei Meggen, die Burg Neu-Habsburg angelegt hatte, die er 1244 der Aebtissin von Zürich aufgab, um sie zu Lehen von ihr wieder zu empfangen; Vorgänge, die alle unter sich im Zusammenhange stehen mögen. Nachdem aber Papst Innocenz IV. und das Concil zu Lyon Bann und Absetzung über den Kaiser und dessen ganzes Haus verhängt hatten (17. Juli 1245), wandte sich auch Graf Rudolf vom Kaiser ab, trat in die Reihen der päpstlich gesinnten deutschen Dynasten und blieb in dieser Stellung und Gesinnung bis zu seinem am 6. Juli 1249 erfolgten Tode. In diesen Jahren erfolgten die ersten Kämpfe der freien Leute in Schwyz und der mit ihnen verbündeten Leute von Sarnen gegen Graf Rudolf und dessen Haus. Kaiserlich gesinnt, entzogen sie sich Rudolfs Botmäßigkeit wenigstens zeitweise und machte namentlich Schwyz sein Privilegium Kaiser Friedrichs von 1240 geltend, während Graf Rudolf

bei Papst Innocenz Unterstützung gegen die Verbündeten suchte und erhielt (1247). — Von des Schweigsamen Söhnen thaten drei sich hervor. Gottfried I., der älteste, beurkundete den ihm eigenen kriegerischen Geist schon als Jüngling, 1242, in einer Fehde wider seinen Vetter Rudolf, den nachmaligen König, dessen Stadt Brugg im Aargau er überfiel und zerstörte. Ausgesöhnt mit Rudolf, blieb er nachmals dessen treuer Bundesgenosse und Mitstreiter in Fehden wider Walther von Geroldsek, Bischof von Straßburg (1260—62), und wider Graf Peter II. von Savoyen (1263—67), zu welch' letzterem Kriege die von Rudolf, Gottfried und Graf Hugo von Werdenberg gemeinsam geführte Vormundschaft über die einzige Tochter und Erbin Graf Hartmanns des jüngeren von Kiburg, Anna, und die Verfügungen des kinderlos verstorbenen Grafen Hartmann des älteren von Kiburg zu Gunsten seiner Wittwe, Margaretha von Savoyen, Schwester Peters II., Veranlassung gaben. Bei der Einnahme von Colmar (1261), bei Vertheidigung von Freiburg im Uechtland (1265) zeichnete Graf Gottfried sich aus. Den Bernern, Schutzverwandten Graf Philipps von Savoyen, Gegnern des Hauses Habsburg, brachte er 1271 vor den Thoren ihrer Stadt eine empfindliche Niederlage bei. Er starb im nämlichen Jahre; nach der Klosterchronik von St. Georgen im Schwarzwalde in einem Treffen gegen die Ungarn im Dienste König Ottokars von Böhmen, zugleich mit Graf Konrad von Urach-Freiburg, Bruder von Gottfrieds Gemahlin, u. a. m.; wie auch die Annalen von Colmar den Tod beider Grafen, doch ohne nähere Angaben, zusammenstellen. Da indessen ein größeres Treffen in jenem böhmisch-ungarischen Kriege, soviel bekannt, nur am 21. Mai 1271, der Friedensschluß schon gegen Mitte Juli stattfand, Graf Gottfried aber gegen Ende April und wieder von Mitte Juni bis anfangs August gl. J. in seiner Heimath urkundete und das Nekrologium von Kloster Wettingen im Aargau, wo er bestattet liegt, seiner zum 29. September 1271 gedenkt (Todestag oder Bestattungstag?), so bleibt ungewiß, ob jene Nachricht richtig ist und wo und wann Graf Gottfried starb. — Sein nächster Bruder, Rudolf II, war Geistlicher und 1274—93 Bischof von Konstanz (s. d.). — Der jüngste Bruder, Eberhard, wurde im Frühjahr 1273 Gemahl der jungen Gräfin Anna von Kiburg und dadurch Besitzer der kiburgischen Herrschaften im Aargau und in den burgundischen Landschaften zwischen der Aare und dem Jura, überließ aber bei diesem Anlasse käuflich an Graf Rudolf, den nachmaligen König, alle kiburgischen Besitzungen im untern Aargau und die habsburg-laufenburgischen Güter und Rechte in Schwyz und Unterwalden. Für die Waldstätte, deren Verhältnisse zu Graf Gottfried und dessen Brüdern nicht näher bekannt sind, aber nicht immer friedliche gewesen zu sein scheinen, — doch kauften sich 1269 Leute in Steinen bei Schwyz von Herrschaftsrechten des Grafen Eberhard los, — trat mit diesem Uebergange der habsburg-laufenburgischen Güter an den thatkräftigen und mächtigen Grafen Rudolf und seiner wenige Monate nachher erfolgenden Erhebung auf den Königsthron die Gefahr völliger Unterstellung unter die Landesherrschaft seines Hauses und Abtrennung vom Reiche, für Schwyz jedenfalls die faktische Entkräftung des von Kaiser Friedrich erhaltenen Exemtionsprivilegiums ein. Die Beziehungen des Grafen Eberhard zum neuen Könige und dessen Hause waren übrigens wenig freundliche, wie auch diejenigen des Bischofs Rudolf. 1277 benutzte der König Geldverlegenheiten Eberhards, ihn und seine Gemahlin Anna zum Verkauf der Stadt Freiburg im Uechtland an seine, des Königs, Söhne zu nöthigen. Und als Eberhard 1280 dem Könige zwar Heeresfolge in Böhmen geleistet, dann aber, in die Heimath zurückgekehrt, die Abwesenheit des in Oesterreich verweilenden Reichshauptes in Verbindung mit Graf Egon von Urach-Freiburg zu eigenen Vergrößerungsplänen benutzte, traf König Rudolfs Zorn beide Grafen schwer.

Von Wien 1281 in die oberen Lande heraufgekommen, bekriegte er sie sofort mit Nachdruck, entriß ihnen Vesten und Städte und zwang zuletzt durch Belagerung von Freiburg im Br. den Grafen Egon und diese Stadt selbst zu voller Unterwerfung (23. October 1281). Auffallend ist, daß Eberhard um diese Zeit (1281—83) den sonst höchst selten vorkommenden Titel eines Landgrafen im Zürichgau zu führen liebte, dem, zumal nach all' seinen eigenen Abtretungen an den König, eine erwähnenswerthe Gewalt kaum mehr entsprach. Immerhin blieb Eberhards Hauptthätigkeit den oberaargauischen und burgundischen Besitzungen seiner Gemahlin zugewandt, Burgdorf an der Emme seine gewöhnliche Residenz und als er 1284 mit dem Nachruhme eines tapfern Kriegsmanns starb, nahm sein Sohn Hartmann den Familiennamen seiner mütterlichen Ahnen an und nannte sich, wie auch seine Nachkommen, Graf von Kiburg. Der Name H.-(L.) blieb jetzt dem einzigen, am 15. Juli 1270 geborenen Sohne Graf Gottfrieds I., Rudolf III. Anfänglich unter Vormundschaft seiner Oheime, um 1288 selbständig geworden, vermählte er sich im Frühjahr 1296 mit der Wittwe des 1289 im Dienste König Rudolfs wider Bern gefallenen Grafen Ludwig von Homberg, Elisabeth von Rapperswil, Erbin der Herrschaft dieses Namens, deren Mittelpunkt, Schloß und Stadt (Neu-) Rapperswil am südöstlichen Ufer des Zürichsees, nun neben Laufenburg Residenz des Grafen von H. wurde. Gleich seinen Oheimen und seiner während ihres Wittwenstandes vom König und von Herzog Albrecht rücksichtslos behandelten Gemahlin, fühlte sich Rudolf III. dem Hause Habsburg-Oesterreich wenig verbunden. Er zählte zu König Adolfs entschiedenen Anhängern, zog demselben im Herbste 1297 nach Frankfurt zu, als, eine Zeit lang, von einem Feldzuge des Königs gegen Frankreich die Rede war, und focht am 2. Juli 1298 bei Göllheim für Adolf gegen Herzog Albrecht, gerieth aber in Gefangenschaft des Siegers. Er mußte dem neuen Könige huldigen und wurde in die Heimath entlassen, wo er 1305 auch den später nicht mehr vorkommenden Titel eines Landgrafen im Zürichgau führte. Nach Albrechts Tode an König Heinrich sich anschließend, wurde Rudolf von diesem im Frühjahr 1310 zum Reichslandvogte im Thurgau und Zürichgau ernannt, zog Ende 1310 oder anfangs 1311 Heinrichs Heere in die Lombardei zu, kehrte indessen schon vor Mitte Sommers 1311 heim, jetzt — wie auch der König selbst — in freundschaftlichem Verhältnisse mit den Herzogen von Oesterreich und bei Herzog Leopolds Anwesenheit in den oberen Landen oft in dessen Umgebung. Die verhängnißvolle Doppelwahl Friedrichs des Schönen und Ludwigs des Baiers im October 1314 sah hingegen Graf Rudolf kaum mehr in den deutschen Landen. Krank, zog er, um Heilung zu suchen, 1314 nach dem südlichen Frankreich, starb aber daselbst, drei Monate nach jenem folgenschweren Ereignisse, am 22. Januar 1315 in Montpellier. Sein einziger Sohn, Hans I., ward Erbe von Laufenburg und Neu-Rapperswil, 1321 auch Erbe des gegenüberliegenden Alt-Rapperswil auf dem westlichen Ufer des Zürichsees, als der einzige überlebende Sohn seines Stiefbruders, des Grafen Wernher von Homberg (s. d.), starb, an welchen jener Theil der rapperswilischen Besitzungen aus dem mütterlichen Erbe beider Brüder gelangt war. Schon im kräftigsten Mannesalter fand Graf Hans I. selbst den Tod. Bei der inneren Umwälzung, welche 1336 in der Stadt Zürich erfolgte, mit welcher ihn Nachbarschaft und Schuldverhältnisse verbanden, nahm er sich der durch Bürgermeister Rudolf Brun (s. d.) und die siegende Mehrheit aus Zürich vertriebenen Altgesinnten an und gerieth darüber in Fehde mit der Stadt, die in einem andern Nachbar und Gegner des Grafen Hans I., Graf Diethelm VIII. von Toggenburg, ihren Feldhauptmann fand, und in einem erbitterten Treffen bei Grynau am obern Zürichsee, am 21. September 1337, fielen die beiden Anführer der feindlichen Heerschaaren

(s. Friedrich VII., Graf von Toggenburg, wo irrig 1237, statt 1337 gedruckt steht). Noch verhängnißvoller wurde das Verhältniß zu Zürich für die Söhne des bei Grynau erschlagenen Grafen: Hans II., Rudolf IV. und Gottfried II. Als der älteste, Graf Hans II., 1350 an einem Versuche der zürcherischen Verbannten theilnahm, sich der Stadt durch nächtlichen Ueberfall mit Gewalt zu bemächtigen, mißlang der Anschlag; Graf Hans II. gerieth in die Gefangenschaft der Zürcher und da er und seine Brüder sich beharrlich weigerten, auf Brun's Friedensbedingungen einzugehen, nahm und zerstörte Brun im Herbst und Ende 1350 die beiden Vesten und die Stadt Rapperswil. Erst nach dritthalb Jahren, nachdem Herzog Albrecht von Oesterreich dazwischen getreten, Zürich befehdet und belagert hatte, führte ein Friedensvertrag des Herzogs mit der Stadt vom 1. September 1352 und eine nun von den Brüdern von Habsburg beschworene Sühne und Urfehde am 19. gl. M. gegenüber Zürich die Freilassung des gefangenen Grafen Hans II. herbei*). Als aber 1354 neuer Krieg Herzog Albrechts gegen Zürich losbrach, wandte sich Hans II., begehrter und gelobter Neutralität zuwider, zu Herzog Albrecht und trat ihm käuflich seine Herrschaft Rapperswil ab, wo Veste und Stadt Neu-Rapperswil wieder vom Herzoge sorgfältig hergestellt, zum wichtigsten Waffenplatze für Oesterreich wurden. Die Herrschaft blieb Mannlehen vom Hause Oesterreich für den Verkäufer. Nun theilten auch die Brüder von Habsburg unter einander: Hans II. erhielt dies Mannlehen und die Güter des Hauses im Sundgau, deren Mittelpunkt die Herrschaft Rotemberg bei Maßmünster bildete; Rudolf IV. erhielt Laufenburg; Gottfried II. Alt-Rapperswil, Krenkingen und das Landgrafenamt im Klettgau, des Hauses altes Erbe. Hans II., meist im Sundgau wohnend, starb am 17. December 1380 und mit seinem einzigen Sohn, Hans III., erlosch 1393 sein Stamm, nachdem schon 1375 auch Graf Gottfried II. ohne Nachkommen gestorben war. Graf Rudolf IV., Landvogt der Herrschaft Oesterreich im Elsaß, Schwarzwald und Aargau, 1373 auch ihr Landvogt in Tirol, starb anfangs 1383. Schon ihn hatte das nicht abzuwendende Geschick des Hauses, wachsender Verfall der Oekonomie, genöthigt, nach und nach die wichtigsten Rechtsame und Güter in und um seinen Stammsitz Laufenburg, Zoll, Geleite, Münzen, Fischenzen, Waldungen, um große Schuldsummen an die Stadt Laufenburg zu versetzen (1362—80). Sein einziger Sohn und Erbe, Hans IV., obwol 1393 auch in das sundgauische Erbe seines Vetters Hans III. eintretend, konnte die begonnene Entwickelung der Dinge nicht aufhalten und mußte sich zum Verkaufe des Schlosses und der Stadt Laufenburg selbst entschließen. Am 27. April 1386 überließ er dieselben mit aller Zubehör an Herzog Leopold von Oesterreich und Rath und Bürger zu Laufenburg huldigten, gegen Bestätigung ihrer Pfandschaften, Freiheiten und Privilegien, dem neuen Herrn, der an Graf Hans IV. nun als Mannlehen von Oesterreich verlieh was einst des Grafen Ahnen als unmittelbares Lehen von Sekingen besessen hatten. Hans IV., 1389 auch Landvogt der Herrschaft im Schwarzwalde, im Frikgau und Aargau, scheint übrigens seit dem Verkaufe von Laufenburg seinen Wohnsitz im Klettgau genommen zu haben, wo er sein ererbtes Landgrafenthum übte. Dort, auf Schloß Balb bei Rheinau, beschloß er am 18. Mai 1408 sein Leben, als Letzter des alten Stammes von H.-L. Mit der Hand der jüngern seiner beiden Töchter, Ursula, der ein-

*) Während dieser dritthalbjährigen Gefangenschaft auf Wellenburg dichtete er das Lied „Ich weiß ein blaues Blümelein", welches jedoch nicht erhalten zu sein scheint. (Crusius, Schwäbische Annalen p. III, l. IV, p. 260). Anklänge an das Lied enthalten ein paar Nummern in Uhland's Sammlung, 106. 108. Ein noch ungedrucktes Lied einer Münchener Handschrift beginnt „Ich weiß ein Blümelein", ist aber ebenfalls nicht das des Grafen. K. Bartsch.

zigen, die ihn überlebte, ging sein Besitz, insbesondere das Landgrafenthum im Klettgau, an ihren Gemahl, Graf Rudolf von Sulz über.

Herrgott, P. Marq., Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae. Viennae 1737. — Kopp, E., Geschichte der Eidgen. Bünde. Leipzig 1845—58. — Münch, Arn., Die Münze zu Laufenburg, nebst einem Abriß der Geschichte der Grafen von H.-L. in: Argovia, Zeitschrift des hist. Vereins des Kts. Aargau, Bd. VIII, Aarau 1874. — Derselbe, Regesten der Grafen von Habsburg, laufenburgischer Linie 1198—1408 in: Argovia, Bd. X, Aarau 1879. G. v. Wyß.

Haccius: Georg H., ursprünglich Hacke, war am 30. August 1626 zu Utleben oder Uthleben geboren, einem damals zum fürstlich schwarzburgischen Amte Heringen, jetzt zum preußischen Kreise Sangerhausen gehörigen, an der Helme zwischen Nordhausen und Heringen belegenen Dorfe, in welchem sein Vater, Wilhelm H. († 1673), 51 Jahre als Prediger stand. Er studirte zu Jena Theologie, war dann seit Ostern 1645 Hauslehrer beim Rathsherrn und Richter Rehtmeier in Minden und setzte darauf seine Studien in Rostock fort. Von hier aus wurde er im J. 1648 als Conrector zurück nach Minden berufen, wo er sich im J. 1654 mit Kath. Elisabeth Heise verheirathete und darauf im J. 1661 Prediger an der St. Marienkirche wurde. Im November 1666 erwarb er sich zu Rinteln die Würde eines Licentiaten der Theologie. In Minden hatte er Streitigkeiten mit dem dortigen Commandanten, deren Ursache aus den dem Unterzeichneten zugänglichen Nachrichten über H. nicht zu erkennen ist; der Commandant setzte ihn in Arrest, und er wurde erst nach 22 Wochen aus demselben befreit, nachdem seine Frau sich persönlich zum Kurfürsten nach Berlin begeben hatte und von diesem dem Commandanten wiederholt der Befehl zugegangen war, ihn freizulassen; kurz darauf entging er den Nachstellungen eines gemeinen Soldaten auf offener Straße nur wie durch ein Wunder. Hamburger Oberalten (d. h. Kirchenälteste), die zu einer Hochzeit in Minden waren, wurden auf seine ausgezeichneten Kanzelgaben aufmerksam und veranlaßten es, daß er am 15. November 1669 an die St. Marien-Magdalenen-Kirche in Hamburg gewählt wurde. Dem Hamburger Ministerium war er zwar hinsichtlich der Lehre verdächtig, weil er in Rinteln, dessen Facultät für synkretistisch galt, seinen Licentiaten gemacht und hauptsächlich, weil er in einem im J. 1665 herausgegebenen Werke, „Deliciae Marianae“ genannt, sich über die Jungfrau Maria so ausgedrückt hatte, daß z. B. auch Spener gesagt hatte, er könne nicht begreifen, wie einem evangelischen Theologen solche Worte in den Sinn kommen, geschweige wie er sie vertheidigen könne. Doch wußte H. sich in dem Colloquium, das das Hamburger Ministerium mit ihm anstellte, vom Verdachte der Heterodoxie zu reinigen und ward recipirt. Im J. 1670 ward er zugleich Pastor am Spinnhause in Hamburg. Als er dann im J. 1672 in den Zusätzen zu einer zweiten Auflage seiner „Deliciae Marianae“ die früher gebrauchten unvorsichtigen Ausdrücke in einem gewissen Sinne vertheidigte, kam es zu heftigen Streitigkeiten zwischen ihm und dem Ministerium, welche, nachdem man beiderseits Gutachten von Universitäten eingeholt und in mehreren Schriften den eigenen Standpunkt vertheidigt hatte, damit endigten, daß der Rath ferneren Streit untersagte. Als H. später sich dahin aussprach, daß einige mißverständliche Ausdrücke ihm selbst nicht mehr gefielen, wurde nun auch von Wittenberg aus seine Rechtgläubigkeit nicht mehr bezweifelt. Inzwischen galt er in Hamburg als Prediger ungemein viel; und so kam es, daß er im J. 1680 am 7. März zum ersten Hauptpastor an der St. Michaelis-Kirche gewählt wurde, nachdem diese Gemeinde zu einer selbständigen Parochie erhoben war. Auch in dieser Stellung hatte er mancherlei Streitigkeiten mit seinen Collegen, welche

jedoch nicht die Lehre betrafen und bei welchen ihn wol nicht hauptsächlich die Schuld trifft. Seine Predigten wurden immer gern gehört; nach den gedruckt vorliegenden zu urtheilen, waren sie in der Form höchst eigenthümlich; durch mehr oder weniger geistreiche Bilder, die er nach allen Seiten ausführte, suchte er zu fesseln; an Kraft und Beredsamkeit fehlte es seiner Rede sicher nicht. Am 15. Febr. 1684 ernannte ihn der Kurfürst von Brandenburg zum Consistorialrath in Minden; doch starb er, ehe er diesem Rufe folgen konnte, nach kurzer Krankheit am 12. April 1684. Ueber seine letzten Streitigkeiten, in Folge deren er auch wol seine Stellung verlassen wollte, hat er einen handschriftlichen Bericht hinterlassen.

Moller, Cimbria litterata II, S. 265 ff. Nic. Wilckens, Hamburger Ehrentempel, S. 449 ff. u. 712 ff. Lexikon der hamburg. Schriftsteller III. S. 39 ff.

Bertheau.

Hach: Johann Friedrich H., am 12. August 1769 zu Lübeck geboren, war der Sohn eines aus dem Holstein'schen eingewanderten Kaufmanns, der den Wohlstand, zu welchem ihm Handelsgeschäfte mit Schweden verholfen, durch die Ungunst der Zeiten wieder eingebüßt hatte. Die Rücksicht auf die ökonomische Lage der Eltern, die Abkunft des Vaters aus einer Predigerfamilie, bestimmten den Sohn, als er Ostern 1788 nach Absolvirung der Lübecker Schulen die Universität Jena bezog, zum Studium der Theologie. Aber schon nach Ablauf des ersten Semesters ging er, so schwer auch die väterliche Zustimmung zu erlangen war, zur Rechtswissenschaft über und widmete sich ihr erst in Jena, dann seit Ostern 1790 in Göttingen. Nach einem Jahr kehrte er heim und erhielt durch seinen Vater, der einer der Aeltesten in dem bürgerlichen Collegium der Rigafahrer war, das kleine Amt eines Protokollführers bei demselben. Zugleich knüpfte er mit Dreyer, der seit mehr als 20 Jahren Dompropst und Syndicus in Lübeck war, Bekanntschaft an, ward durch ihn in seiner praktischen Stellung als Advocat und Notar gefördert und, was folgenreicher war, für das Studium der Geschichte Lübecks und seines Rechts gewonnen. Nachdem er 1792 in Kiel unter Trendelenburg in absentia promovirt, erlangte er eine Niedergerichtsprocuratur und mußte als jüngster unter seinen Collegen das Amt eines Defensors für den Jahrgehalt von zwölf Schillingen übernehmen, verschaffte sich aber durch die Gewissenhaftigkeit und Sachkunde, mit der er seine Pflichten erfüllte, das Vertrauen und die Aufträge seiner Mitbürger. Mit besonderer Vorliebe sich dem „Handlungsrechte“ widmend, ward er bald einer der gesuchtesten Sachwalter, namentlich im Gebiete des Versicherungswesens. So konnte er daran denken sich einen Hausstand zu gründen und verheirathete sich im Herbst 1797 mit Leonore Rettich, der Stieftochter des Dr. Danzmann. Seine Praxis war bald so einträglich, daß ihn die Berufung in den Rath bei dem damaligen Senatorengehalte von 2500—3000 Mark Lüb. auf ein Fünftel seiner bisherigen Einnahmen herabsetzte. Am 31. Juli 1805 wurde er in den Senat gewählt, am 2. August eingeführt. Der Eintritt in das öffentliche Leben bedeutete für H. mehr als den in die öffentlichen Geschäfte der Vaterstadt. In all den wichtigen politischen Angelegenheiten, welche das nächste Jahrzehnt im Uebermaß brachte, sehen wir ihn thätig; eine Reihe der bedeutendsten Missionen Namens der Stadt wurden ihm anvertraut. Wenige Monate nach seiner Einführung reiste er, begleitet von dem jungen Sohne seines Collegen, Fritz Overbeck, der zur Malerakademie nach Wien ging, nach Regensburg, um im Collegium der Reichsstädte das nach der Mediatisirung Augsburgs Lübeck anfallende Directorium zu übernehmen. Es waren thatenlose Wochen, die er am Reichstage vom März bis Juli 1806 verbrachte: „man fuhr zu der bestimmten Zeit zu Rath, ging im altgothischen Saale auf und nieder und fuhr wieder von dannen, wenn die fürstlichen Ge-

sandten davon fuhren.“ Während der Sommerferien, die H. in der Heimath zubrachte, gingen Reich und Reichstag auseinander. Der November des Jahres brachte den Krieg in die unmittelbarste Nähe Lübecks; Schweden, Preußen und Franzosen lösten sich ab. Der französische General Maison nahm im Hach'schen Hause Wohnung und H. fiel die Vermittlung zwischen den bedrängten Mitbürgern und der Einquartierung zu. An Murat, an Bernadotte, an den König Gustav von Schweden wurde er mit Collegen zu Verhandlungen entsendet. Zu den diplomatischen Geschäften kamen schwierige Verwaltungsgeschäfte daheim: er leitete die Einquartierungs=, war Mitglied der Hospitalcommission, hatte Theil an den die Einführung des Code Napoleon vorbereitenden Arbeiten, war mit Verbesserung des Zoll= und Finanzwesens beschäftigt. Der aufreibenden sorgen=vollen Thätigkeit machte das Decret Napoleons vom 13. December 1810, das die Hansestädte und den ganzen Küstenstrich zwischen Ems und Elbe dem Kaiser=reiche einverleibte, ein Ende. H. kehrte zur Advocatur zuück, doch hatte er die drei ersten Monate des J. 1811 mit mehreren seiner Mitbürger dem Gouver=nement der Elbmündungen, das in Hamburg seinen Sitz erhielt, bei der neuen Organisation mit seinem Beirathe zur Hand zu gehen und nachher in Gemein=schaft mit dem Maire Gütschow und dem Municipalrath Stolterfoht die gute Stadt Lübeck, die bei der Audienz Napoleon zwischen Livorno und Lyon vor=gestellt wurde, bei der Taufe des Königs von Rom zu vertreten. Nachdem am 17. März 1813 Tettenborn in Hamburg eingerückt war, wurde H. mit dem Senator Coht an ihn abgesandt, um ihn nach Lübeck einzuladen, und empfing dann am 21. März Namens des wiederhergestellten Senats die Russen an der Grenze des lübischen Gebiets. Wenige Wochen später traf ihn die so schmerz=liche wie schwierige Mission, im Auftrage des wiederaufgelebten Municipalraths das Geschehene vor dem nach Hamburg zurückgekehrten Marschall Davoust recht=fertigen zu müssen. Gleich anderen hervorragenden Lübeckern wurde er von den Franzosen mit einer Strafcontribution belegt und von der gerichtlichen Praxis suspendirt, nachdem er zuvor noch am 7. Juli 1813 den Schlachtermeister Prahl, der vor dem Kriegsgerichte als Urheber revolutionärer Bewegungen in Lübeck angeklagt war, vertheidigt hatte, ohne ihn von dem ihm im Voraus bestimmten Tode retten zu können. Als die Stadt endlich im December 1813 ihre Freiheit wiedererlangte, berief ihn der Senat in die Commission, welche mit Handhabung der Justiz und Sicherheitspolizei betraut wurde; H. konnte sich aber nur kurze Zeit diesen Geschäften widmen, da er schon im folgenden Monat in das Hauptquartier der Alliirten entsandt wurde, um gemäß der Aufforderung des Bremers Smidt für die Unabhängigkeit der Hansestädte zu wirken. Im Juni 1814 aus Paris heimgekehrt, begab er sich im September nach Wien zum Congreß. Die Ende des Jahres drohende Gefahr der Abtretung Lübecks an Dänemark wurde glücklich abgewandt, und am 10. Juni 1815 setzte H. — als erster der vier städtischen Gesandten — seinen Namen unter die deutsche Bundesacte. Vom December bis zum folgenden April an den Frankfurter Vorarbeiten für die Eröffnung der Bundesversammlung betheiligt, führte er an der seit dem 6. November 1816 in Wirksamkeit getretenen gemäß dem unter den Städten vereinbarten Turnus zu=erst die Stimme der 17. Curie. Anfang März 1817 kehrte er nach Lübeck zu=rück, und nur noch einmal ist er den heimischen Geschäften durch eine diplo=matische Mission entzogen: durch die Theilnahme an den Wiener Ministerial=conferenzen vom November 1819 bis zum Juni 1820. Diese Zeit bildet noch in einem anderen Sinne einen Abschnitt in seinem Leben. Am 26. August 1820 erwählte ihn der Senat zum Mitgliede des neuen Oberappellationsgerichts der vier freien Städte, das am 13. November 1820 unter dem Präsidium Heise's eröffnet wurde. Aeltestes Mitglied des Gerichtshofes, hat er ihm 30 Jahre bis

zum 10. Juni 1850, wo er in Ruhestand trat, angehört. Schriftstellerisch ist H. nach zwei Richtungen hin thätig gewesen. Seine öffentliche Stellung hat ihn wiederholt veranlaßt zur Aufklärung und Vertheidigung von Maßregeln und Einrichtungen der Vaterstadt das Wort zu ergreifen. Eine kleine Schrift: „Worte der Hoffnung zur Prüfung und Beherzigung für mein heimisches Lübeck", in Frankfurt 1816 verfaßt, bespricht in patriotisch=beredter Weise, wie dem gesunkenen Wohlstand, der Handlungsstille, den städtischen Finanzen aufzuhelfen sei. Eine der gleichen Zeit angehörige Flugschrift hat einen specielleren Anlaß. Nach Abwerfung der Fremdherrschaft hatte der Senat auf Andringen der Bürgerschaft den Juden, die sich in der französischen Zeit in der Stadt Lübeck niedergelassen, Wohn= und Bürgerrecht wieder entzogen und die Uebersiedelung nach dem Dorfe Moisling oder die Auswanderung befohlen. Als diese Maßregel nicht nur heftige Angriffe der Presse auf Lübeck, sondern auch Vorstellungen einzelner Regierungen beim Senate hervorrief, übernahm H., der selbst 1808 für die Aufhebung einer Abgabe, welche die Stadt betretende Juden an die Diener der Bürgermeister zahlen mußten, gewirkt und vor der unpolitischen Heftigkeit, mit der man sofort nach der Befreiung Schritte gegen die Juden verlangt, gewarnt hatte, in einer Schrift: „Die Juden in Lübeck" (Frankf. 1816), das Verfahren des Senats aus allgemeinen und speciell Lübeck angehenden Gründen zu rechtfertigen, wie er gleichzeitig in Luden's Nemesis 1816 unter der Chiffre P. H. L., die man irrig auf den Herausgeber deutete, den Lübecker Vertheidiger der Juden, Buchholz bekämpfte. — Eine andere Richtung verfolgen Schriften Hach's, die das vaterländische Recht behandeln; die früheren vom praktischen Gesichtspunkt des Sachwalters, die späteren von dem rechtsgeschichtlich=gelehrter Forschung. Zu jenen gehören die „Praktischen Beiträge zur Erläuterung des in Lübeck geltenden Privatrechts" (Lübeck 1801), von denen nur ein dem väterlichen Freunde Dreyer gewidmetes Heft erschienen ist, und eine Abhandlung „Beantwortung der Frage: wann haftet nach Lübeckschem Rechte die beerbte Ehefrau für die Schulden ihres Mannes?" (Lübeck 1811), gegen ein Memoire von v. Villers (Cassel 1811) gerichtet, das im Interesse der Frau v. Rodde geb. Schlözer im Concurse ihres Mannes dem lübischen Statut eine willkürliche, beschränkende Auslegung zu geben suchte. Die gelehrte Beschäftigung mit dem lübischen Recht scheint nicht viel früher als mit dem Eintritt in das Oberappellationsgericht begonnen zu haben. An dem Aufschwung der germanistischen Studien unter K. Fr. Eichhorn's Einflusse nahm er lebhaften Antheil. Das zeigen Arbeiten, wie er sie in Carstens' und Falck's Staatsbürgerlichem Magazin über eine von ihm aufgefundene Handschrift des lübischen Chronisten Detmar (1821) oder über die mißglückte Ausgabe der Nowgoroder Skrae von Behrmann (1829) veröffentlichte, besonders aber das Resultat 20jähriger Thätigkeit, bei der ihm seine Söhne Hermann Wilhelm und der jung verstorbene Eduard behülflich waren, die Ausgabe des „Alten lübischen Rechts" (Lübeck 1839). Hier war zum ersten Male der ganze erreichbare Vorrath von Handschriften des lübischen Rechts zusammengefaßt, in kritisch zuverlässigen Texten die Grundlage hergestellt, in dem Apparat von Varianten die Entwickelung des Rechts verfolgbar gemacht. Der Ausgabe ging eine gelehrte Einleitung vorauf, welche die Umrisse einer Geschichte des lübischen Rechts und eine Untersuchung des Alters seiner verschiedenen Formen enthielt. Kurz, es war ein Werk geschaffen, den Anforderungen entsprechend, wie man sie seit Homeyer's Leistungen für den Sachsenspiegel an die Editionen deutscher Rechtsquellen zu machen berechtigt ist. Es thut dem keinen Abbruch, wenn einer späteren Zeit mit reicheren Hülfsmitteln manches anders, manches schärfer aufzufassen als H. gelungen ist, denn gerade sie hat auf ihren nachprüfenden Wegen Gelegenheit gehabt zu be=

obachten, wie genau und sauber der Vorgänger gearbeitet hat. — Das altgewohnte Wirken für öffentliche Interessen hat H. auch bei zunehmendem Lebensalter nicht aufgegeben. Wiederholt führte er das Directorium der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, hielt ihr Vorträge oder nahm das Wort in den Neuen lübeckischen Blättern, in denen er schon in den J. 1841 und 1842 auf die Nothwendigkeit einer Reform der Verfassung hinwies. Eine in denselben Blättern im Herbst 1850 veröffentliche Skizze: „Geist und Leben des Dichters Schmidt von Lübeck, dargestellt von seinem Zeitgenossen, Freund und Vetter J. F. Hach", war seine letzte öffentliche Aeußerung. Wenige Wochen nach seinem Freunde Heise starb er am 29. März 1851.

Mittheilungen aus dem Leben des Oberappellationsraths Dr. Joh. Fr. Hach. Lübeck 1852 (bis zum Schluß des J. 1810 Selbstbiographie, von da ab Darstellung seines ältesten Sohnes, Dr. H. W. Hach). — Klug, Gesch. Lübecks während der Vereinigung mit dem französischen Kaiserreiche (Lübeck 1856—57). — v. Bippen, G. A. Heise (Halle 1852). — F. Frensdorff, Das Lübische Recht nach seinen ältesten Formen (Leipzig 1872), S. 4.

F. Frensdorff.

Hack: Jakob H., geb. zu Jülich i. J. 1579, gehörte seit seinem 15. Lebensjahre dem Jesuitenorden an, und starb 1636 zu Komotau in Böhmen. In der Geschichte der katholischen Theologie ist er als Controversist gegen den Calvinismus bekannt. Seine Hauptschrift ist betitelt: „Solida responsio ad quatuor quaestiones" (Olmütz 1617). Grundinhalt derselben: Die Calviner können ihre Lehren nicht aus den Vätern der ersten vier Jahrhunderte erweisen, sind vielmehr Continuatoren der Picarditen und Hussiten; ihre Grundanschauung ist ethischer Fatalismus, welcher Gott zum Urheber der Menschensünde macht.

Vgl. Backer, Ecrivains de la Comp. de Jésus VI. S. 200.

Werner.

Hacke: Hans Christoph Friedr. Graf v. H., preußischer Generallieutenant, geb. am 21. October 1699 zu Staßfurt a. d. Bode, † am 17. August 1754 in Berlin. Seit 1715 beim Potsdamer „Riesen-Regiment" dienend, erwarb er sich, durch Berufseifer, König Friedrich Wilhelms I. Vertrauen und Wohlgewogenheit in hohem Grade. Beim Ableben dieses Monarchen ist H. Oberst und königlicher Generaladjutant. Außerdem reihte er — der Sohn eines kleinen Landedelmanns — sich ein in die Magnaten; denn Friedrich Wilhelms Fürsprache verschaffte ihm die einzige Erbin eines der reichsten und angesehensten Männer im Staate zur Frau. König Friedrich II. ertheilte H. den neu gestifteten Verdienstorden (Juni 1740; wahrscheinlich das erste Exemplar), beließ ihn in der wichtigen Stellung eines ersten Generaladjutanten, und erhob ihn am 28. Juli 1740 nebst seinen Nachkommen in den Grafenstand. Im Feldzuge 1744 sehen wir H. (Oeuvres T. III. 55 u. f.) als Generalmajor und Infanterie-Regimentschef zu einer Sonderunternehmung entsendet und „verwundet aber unbesiegt" aus einer peinlichen Lage hervorgehen. Die Berliner Truppenschau im Mai 1747 brachte H. die Ernennung zum Generallieutenant und die nächste Revue (1748) den Schwarzen Adlerorden; im J. 1749 (10. November) folgte die Ernennung zum Commandanten von Berlin. Auf diesem Posten erwarb er sich Verdienste um die Verschönerung der Stadt, in der dafür sein Name in der Bezeichnung eines Marktplatzes fortlebt. Friedrich d. Gr. schätzte H. wegen seiner „Rechtschaffenheit" (Oeuvres T. XXVI. 85) und widmete ihm den Nachruf (ibid. p. 110): „Er gehörte nicht zu den glänzenden Geistern, aber er machte sich nützlich; und diese Art Leute sind dem Staat wichtiger als diejenigen Besterzogensten, denen Wissenstiefe und Arbeitsamkeit mangelt". Graf Lippe.

Hackel: Ulrich H. (Hackl), Abt von Zwetl, geb. am 1. October 1551 zu Wien, Sohn wohlhabender protestantischer Aeltern, wurde durch die Jesuiten in seinem 24. Lebensjahre für den Katholicismus gewonnen, am 2. December 1577 Priester, dann Domherr und Pfarrer im Bürgerspitale zu Wien und 1581 Propst zu Zwetl. Als der Abt von Zwetl, Johann Ruoff, das Stift Heiligenkreuz übernahm, wurde H. auf dessen Zuthun, sowie durch den Einfluß des Oberstkämmerers Wolfgang Rumpf und die thätige Mitwirkung Klesls gegen den Wunsch des Convents, der vergeblich das Recht seiner Wahl beanspruchte, zum Nachfolger desselben ernannt (1586). Da aber der Convent ihm nur mit der Clausel „unbeschadet der Privilegien und Statuten des Ordens“ Gehorsam gelobt hatte, entschloß er sich, Cistercienser zu werden und legte am 21. Februar 1588 zu Heiligenkreuz das Ordensgelübde ab, worauf er als Abt bestätigt und infulirt wurde. Schon als Ordensnoviz wurde H. zum Ausschuß des Prälatenstandes und zum Präsidenten des ständischen Rechnungscollegiums ernannt, welch letztere Würde er, als mit den Pflichten des Noviziates unvereinbar, nicht annahm. Durch sieben Jahre bekleidete er die Stelle eines ständischen Verordneten. 1594 reiste er im Auftrage der Stände mit Graf Hardeck und Maximilian von Raming nach Regensburg, um dem Reichstage Beschwerden gegen den Herzog von Baiern wegen Zollerhöhung vorzutragen. 1596 machte ihn Kaiser Rudolf zum Hofkriegsrathe und nachdem er im folgenden Jahre diese seinem geistlichen Stande widersprechende Würde niedergelegt hatte, 1597 zum Regierungsrathe auf der Herrenbank, dann zum Statthalter-Amtsverweser, welche Stelle er mit Auszeichnung durch 10 Jahre bekleidete. Auch wurde er Vorstand des Feldspitals und zur Stillung des gefährlichen Bauernaufstandes in den Vierteln O. und U. M. B. und O. W. W. als kaiserlicher Commissär abgeschickt, um mit dem Freiherrn von Landau die Gegend um Zwetl zu beruhigen. Der Aufruhr wurde mit Strenge unterdrückt. Einer der Rädelsführer, Johann Auberger, stiftischer Dorfrichter zu Gschwend, wurde auf der sogen. Jungfernwiese zwischen Stadt und Kloster mit dem Schwerte, drei andere wurden etwas später mit dem Strange hingerichtet. Das letztere widerfuhr auch den drei Anführern der Dorfgemeinde Ruedman und diese selbst wurde verurtheilt, alljährlich einen Metzgerblock ins Kloster zu tragen, denselben mit einer darauf liegenden Fleischhacke durch die Dorfjugend im Reihen herumzuführen, einen Fastnachtsnarren zum Fuhrmann zu wählen und alsdann dem Stifte die Abbitte zu wiederholen. Auch in Wien stillte H. glücklich eine Revolte, welche 1603 einige wegen Soldrückstände meuternde Regimenter versucht hatten. Der Geschäfte im Landhause und seiner anderen Aemter wegen hielt sich H. gewöhnlich in Wien auf. Hier verkaufte er den alten Stiftshof und erwarb dafür das Haus neben dem Passauerhofe, in welchem Klesl wohnte. Eine Thür, die er aus seiner Wohnung in die Zimmer Klesl's brechen ließ, erleichterte ihre Zusammenkünfte. Denn H. nahm neben Klesl als werkthätiger Gegner der Reformation in Oesterreich eine hervorragende Stellung ein. Das Stift Zwetl, das er im elendesten Zustande übernommen hatte, brachte er neuerdings empor. Er hob die Klosterzucht und führte statt der Benedictinertracht das Ordenskleid wieder ein. Abhanden gekommene Güter brachte er an das Stift zurück, das er durch allerlei Bauten schmückte. Er sorgte für die Herbeischaffung einer großen Orgel, baute den Speisesaal, die Gastzimmer, die er mit türkischen Tapeten zierte, und eine Schule mit mehreren Zimmern für arme Knaben. Auf dem Provinzialcapitel zu Fürstenfeld in Baiern (1595) wurde H. zum Visitator der Ordenshäuser in Oesterreich, 1599 überdies zum Visitator in Steiermark, Kärnten, Krain und Kroatien ernannt. Am Feste des hl. Leopold (15. November 1607) hielt er in Gegenwart des Hofes das Hochamt zu Klosterneuburg und fuhr Abends nach Wien zurück. Bei Nus-

dorf holten ihn Georg Freiherr von Kollonitz und der Maltheser Comthur Johann Sedlitz zu Pferde ein. Sie hielten, vom Trunke erhitzt, den Wagen an, zwangen den Abt auszusteigen und überschütteten ihn mit Schmähungen. Sedlitz setzte dem Prälaten eine Pistole an die Brust und drängte ihn an das Donauufer. Nur mit Mühe rettete der besonnenere Gefährte den Abt, der in seinen Hof nach Nusdorf eilte und die Anzeige an den Erzherzog machte, welcher ihm Genugthuung versprach. Doch H. sollte sich von dem erlittenen Schrecken nicht mehr erholen. Er starb zu Wien am 25. November 1607. Sein Leichnam wurde bei den Schotten eingesegnet und zu Zwetl beigesetzt.

Link, Annales Clar. Vall. II. — Topographie d. Erzh. Oesterr.: Decanat Großgerungs und das Stift Zwetl v. J. Frast. 117 ff. — Bergmann, Medaillen II. 34 ff. v. Zeißberg.

Hackelmann: Leopold H., Rechtsgelehrter, wurde 1563 zu Stade geboren, wo sein Vater angesehener Kaufmann war. Nach Vorbereitung auf den Schulen in Stade und Lüneburg, bezog er die Universitäten Helmstädt, Leipzig und Jena, promovirte in Jena 1591 am 23. September, an welchem Tage er sich auch verheirathete, erhielt 1594 eine außerordentliche Professur der Pandecten, trat 1596 an Eulenbeck's Stelle als ordentlicher Professor und Beisitzer des Hofgerichts. Im J. 1598 folgte er einem Rufe als Rath des Erzbischofs nach Magdeburg. Der Kurfürst von Sachsen wollte ihn 1604 als Hofrath nach Dresden ziehen; allein das Domcapitel verweigerte ihm die Entlassung. Erst 1612, nach Wirth's Tode, setzte der Kurfürst es durch, daß H. ordentlicher Professor und Beisitzer des Oberhofgerichts zu Leipzig wurde. Als der Herzog Johann Philipp von Sachsen-Altenburg 1613 das Rectorat der Universität übernahm, wurde H. zum Prorector gewählt, war später Domherr von Merseburg und Decemvir der Universität Leipzig. Gelähmt starb er am 11. November 1619 (1620?). Zum zweiten Male hatte er sich 1614 mit der Wittwe des Prof. med. Georg Feig verheirathet. Ausgezeichnet war er als Lehrer und Praktiker, hatte auch für das Erzstift Magdeburg wichtige Streitsachen geführt. Werth haben seine „Quaestiones illustres ex jure civili, pontificio, feudali et saxonico“, Jen. 1594, ed. II. Francof. 1602, ed. III. Magd. 1613, und einzelne Dissertationen. Verbessert gab er heraus Schneidewin's „Epitome in usus feudorum“, Hann. 1595, Magdeb. 1613.

Zeumer p. 71—76. — Freher. — Witte, Mem. Ictorum decas I. 67. — Ersch und Gruber. Günther, Lebensskizzen, Jena 1858, S. 55. Sinceri Vitae II. 157 f. Teichmann.

Hacker: Joachim Bernhard Nicolaus H., geb. 1760 (zu Dresden oder Wittenberg), † 1817, Sohn eines Predigers, besuchte die Landesschule zu Grimma, studirte vom J. 1779 an zu Wittenberg, wo er Magister wurde, war Hauslehrer in Dresden und stand von 1786 an in verschiedenen geistlichen Aemtern; er war nach einander Prediger in Gommern, in Haselof, in Straach bei Wittenberg und wahrscheinlich zuletzt in Zscheila, dazwischen vielleicht noch an anderen Oertern. H. hat mehrere Schriften zur Erbauung und Belehrung drucken lassen, die bei seinen Zeitgenossen einigen Anklang fanden. Sein größtes Werk dieser Art ist betitelt: „Thanatologie oder Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber, ein unterhaltendes Lesebuch für Kranke und Sterbende“ (sic!), in vier Theilen, der letzte im J. 1799, erschienen; ein anderes heißt: „Jesus, der Weise von Nazareth, ein Ideal aller denkbaren Größe, für alle seine wahren Verehrer zum weiteren Nachdenken aufgestellt“ in zwei Bändchen 1800 und 1803 erschienen. Schon die Titel dieser Schriften zeigen, daß der Verfasser der damals in ihrer Blüthe stehenden Aufklärung huldigte; die „Neue allg. deutsche Bibliothek“, welche die einzelnen Bände und fast nur lobend anzeigt, hebt mehr-

fach namentlich die schöne Darstellung hervor; doch läßt sie bei der Besprechung des vierten Theiles der Thanatologie (Bd. LIV. Stück 2, S. 262) merken, daß es kein Unglück wäre, wenn der Verfasser nichts mehr drucken ließe. Schon vor diesen Erbauungsschriften hatte H. eine Sammlung geistlicher Lieder herausgegeben, „Geistliche Lieder und Gesänge zum Privatgebrauch", Pirna 1783. Einzelne seiner Lieder sollen auch in Gemeindegesangbücher aufgenommen sein, werden sich jetzt aber wol kaum mehr in ihnen befinden.

Goedeke S. 1109. Heerwagen II. S. 65. Richter, Biograph. Lexikon S. 113. Neue allgemeine deutsche Bibliothek (vgl. die Register).

Bertheau.

Hackert: Jacob Philipp H., Landschaftsmaler, geb. zu Prenzlau 15. Sept. 1737, † zu Florenz 1807. Frühzeitig erhielt er den ersten Kunstunterricht von seinem Vater und nachdem er später in Berlin weitere Studien gemacht hatte, begab er sich 1762 nach Stralsund, besuchte die Insel Rügen und Stockholm, machte überall fleißige Studien nach der Natur und kam endlich 1765 nach Paris, wo es ihm jedoch nicht lange gefiel. Er suchte die malerische Gegend der Normandie auf und führte die damals in Frankreich beliebten Bilder in Gouache in großer Menge aus, wodurch er sich einen Namen machte und Geld erwarb. H. hatte vier jüngere Brüder, welche alle Künstler wurden (Karl Ludwig, starb durch Selbstmord 1800 in Lausanne; Johann Gottlieb, geb. 1744, † 1773 zu Bath in England; Wilhelm, geb. 1748, † 1780 als Zeichenlehrer an der Akademie zu Petersburg, und Georg Abraham, geb. 1755, starb als Kunsthändler zu Florenz). Als sich H., der der Lehrer und väterliche Rathgeber seiner Brüder wurde, nach Italien begab, folgten sie ihm nach, ihre Kunstthätigkeit mit der seinigen vereinend. Die italienische Landschaft war ein fortwährender Gegenstand ihres Studiums; hier ist nicht der Raum dazu, alle ihre Kreuz- und Querzüge in Italien aufzuzählen. Sie erhielten unzählige Aufträge von Engländern und auch für den Papst, für Kaiser Joseph, Gustav Adolf von Schweden, die Kaiserin Katharina II. von Rußland und insbesondere für den königlichen Hof von Neapel waren sie thätig. Im J. 1786 wurde unser Künstler zum Hofmaler des Königs von Neapel ernannt und genoß in dieser Stellung vielen Ruhm. Doch dauerte diese Glückszeit nur vier Jahre, da ihn die Revolution um seine Stellung und um einen großen Theil seines erworbenen Vermögens brachte. Er siedelte 1803 nach Florenz über, begleitet von seinem jüngsten Bruder Georg, der daselbst eine Kunsthandlung errichtet hatte, während sein Bruder fleißig malte, bis er 1807, zwei Jahre nach seinem Bruder, am 28. April starb. Die Zahl seiner Gemälde ist sehr groß; fast alle Gallerien Europa's besitzen einige derselben, auch seine Zeichnungen sind sehr zahlreich anzutreffen, da der Künstler sehr productiv war. Viele seiner Gemälde wurden durch den Stich vervielfältigt; sein Bruder Georg, Dunker, Gmelin, Aliamet und Andere gaben Stiche nach denselben heraus, die einmal sehr gesucht waren, aber heutzutage minder geachtet werden. H. ist als Landschaftsmaler beachtenswerth, da er in der Zeit thätig ist, in welcher die Kunst sich aus dem Manierismus zu erheben anfing; er hat das Verdienst, sich der Natur zugewendet zu haben. Wenn ihn die Zeitgenossen den größten Landschaftsmaler nannten, so ist das Urtheil der Nachwelt nüchterner geworden. In der Kunst Hackert's macht sich die Vedute zu stark bemerklich, ohne höheren geistigen Aufschwung und darum erbleicht neben einem Carstens sein Stern bedeutend. Als einem Vorkämpfer für die Befreiung der gefesselten Kunst bleibt ihm in den Annalen derselben immerhin ein ehrenvoller Platz. Der Künstler hat sich auch mit der Radirnadel versucht; wir besitzen von ihm Folgen von Ansichten von der Insel Rügen, aus der Normandie, aus Neapel und aus Schweden. — Auf Hackert's letztwillige Verfügung erhielt Goethe, der

seit 1787, wo er ihn zuerst in Neapel besuchte, in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm stand, seine biographischen Aufzeichnungen und Papiere, um danach seine Biographie zu schreiben. Goethe's „Philipp Hackert“ ist nicht sowol eine selbständige, als eine redactionelle Arbeit. Auch die angehängte Abhandlung über Hackert's Kunstcharakter ist nicht von Goethe, sondern von Hofrath Meyer.

Goethe's Werke, Stuttg. 1831, Bd. 37, Hempel'sche Ausgabe, Thl. 32. — Fiorillo, Gesch. der z. Künste. Wessely.

Hackländer: Friedrich Wilhelm H., neuerer novellistischer Schriftsteller. Geboren als der Sohn eines Schullehrers am 1. November 1816 zu Burtscheid bei Aachen in ärmlichen Verhältnissen, im 12. Jahre elternlos, Lehrling in einem Modewaarengeschäft, entsagte er bald dem Kaufmannsstande, wurde Soldat, dann wieder Kaufmann, aber drei Geschäfte, in denen er diente, fallirten oder liquidirten und das entschied sein Schicksal. H. ging nun nach Stuttgart und schrieb für das dortige „Morgenblatt“ 1840 die „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden“ (8. Aufl. 1873), die gleich darauf auch in Buchform erschienen und durch den ungemeinen Erfolg ihm sofort zu einer festen Stellung und zu einflußreichen Bekanntschaften verhalfen. Baron v. Taubenheim nahm ihn als Reisebegleiter mit nach dem Orient, und Graf Neipperg empfahl ihn dem Könige von Würtemberg, der ihn zuerst bei der Hofkammer anstellte und dann zum Secretär des Kronprinzen mit dem Titel Hofrath ernannte. Bald erschienen die: „Daguerrotypen“ (deren zweite Auflage als „Reise in den Orient“), „Märchen“, „Wachtstubenabenteuer“ und der „Pilgerzug nach Mekka“. Von 1844—46 begleitete der junge, so rasch berühmt gewordene Schriftsteller den Kronprinzen auf dessen Reisen durch Italien, Belgien und Deutschland, sowie auch zur Vermählungsfeier nach Petersburg. Im J. 1849 aber ward er, da man ihn bei Hofe vielfach anfeindete, mit vollem Gehalte aus dem Hofdienst entlassen. Kurz darauf engagirte ihn Baron von Cotta als Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung für den Kriegsschauplatz in Oberitalien. H. wohnte im Gefolge Radetzky's dem Kriege gegen Piemont bei und schrieb dann die Schilderungen „Soldatenleben im Kriege“. Nachdem er auch an dem badischen Feldzuge im Gefolge des Prinzen von Preußen Theil genommen, vermählte er sich mit Caroline Opitz, aus dem Geschlechte des alten schlesischen Dichters Martin Opitz von Boberfeld. Es folgte nun eine Zeit unermüdlichen Schaffens und die reifsten Erzeugnisse seiner durch die mannigfaltigsten Erlebnisse angeregten Phantasie traten zu Tage. Es erschienen in rascher Folge seine größeren Romane: „Handel und Wandel“ (1850), „Namenlose Geschichten“ (1851), „Eugen Stillfried“ (1852), „Europäisches Sklavenleben“ (1854), „Der Augenblick des Glücks“ (1857), „Der neue Don Quixote“ (1858). Im J. 1859 wurde H. vom Kaiser Franz Joseph ins Hauptquartier nach Verona berufen, um wie 1849 eine Beschreibung des Feldzugs zu liefern, was er aber unterließ, da das Kriegsglück gegen Oesterreich entschied. Nach Stuttgart zurückgekehrt, wurde er vom König Wilhelm wieder in den Staatsdienst aufgenommen und zum Bau- und Gartendirector ernannt, indessen 1864 beim Thronwechsel wiederum entlassen. Er kaufte sich 1865 am Starnberger See in Leoni eine Villa; hier und in Stuttgart, wo er ein Haus besaß, sind alle seine weiteren Schriften entstanden. Am 6. Juli 1877 starb er zu Leoni. — H. hatte sich in allen seinen Schriften zum Ziel gesetzt, zu unterhalten, er wollte weder große Seelenkämpfe, noch politische oder gesellschaftliche Fragen in seinen Romanen behandeln, es war ihm genug, das Leben nach allen Richtungen hin, in den Prunksälen der Fürsten, in der Dienerschaftsstube, im Marstall, in der Dachkammer der Armuth und der Werkstatt des Handwerksmannes fesselnd, interessant und getreu darzu-

stellen, in der natürlichsten, einfachsten Sprache, aber mit kunstvoller, dichterischer, bald lustiger, bald ernster Beleuchtung, und das ist ihm in hohem Grade gelungen und hat ihn zu einem Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes gemacht. Unter seinen späteren Romanen sind zu nennen: „Der Tannhäuser" (1860), „Der Wechsel des Lebens" (1861), „Die dunkle Stunde" (1863), „Geschichten im Zickzack" (1871), „Nullen" (1873) ꝛc. Mit E. Höfer gründete er 1855 die „Hausblätter". Unter seinem Namen erschien seit 1859 die illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer". Auch auf dem dramatischen Gebiete, im Lustspiele, hat er sich mit entschiedenem Glück versucht; „Der geheime Agent" (1850) hat sich auf der Bühne Bürgerrecht erworben; ebenso sind „Magnetische Curen", „Diplomatische Fäden" und die Possen „Schuldig", „Zur Ruhe setzen" und „Der verlorene Sohn" beifällig aufgenommen worden. Eine Gesammtausgabe seiner Werke in 60 Bänden hat bis 1877 bereits die dritte Auflage erfahren. Als ein posthumes Werk erschienen (Stuttg. 1878) seine Memoiren unter dem Titel „Der Roman meines Lebens" in 2 Bänden (mit Porträt). Indessen gibt uns diese Selbstbiographie mehr eine Schilderung seines äußeren Lebens, als die Geschichte seiner inneren Entwickelung und ist, da sie nur bis zum J. 1849 fortgeführt ist, Torso geblieben.

Edm. Höfer, Litteraturgesch. S. 338—39. Schmidt-Weißenfels in der Illustr. Zeitung 1877, S. 47—50. Wilh. Herbst, Litteraturbl. 1878, S. 15. Meyer's Convers.-Lexikon (3. Aufl. 1876) VIII. 1, S. 403—404 gibt Titel- und Jahresangabe sämmtlicher Werke. J. Franck.

Hackmann: Friedrich August H. (Hackemann, v. Hackemann), bekannt durch seine ersten Nachrichten über Hinric van Alkmar als Ueberarbeiter des niederdeutschen Reinecke de Vos. Sein Geburts- und Todesjahr sind bis jetzt unbekannt und auch sein Leben vor 1709, sowie nach 1734 noch nicht aufgehellt. Ein Sohn des 1676 als lutherischer Generalsuperintendent zu Gandersheim gestorbenen Johannes H. (Leuckfeld, Antiq. Gandersh. p. 350), war er um das J. 1709 außerordentlicher Professor zu Helmstädt und hielt daselbst Vorlesungen über den Reineke Fuchs, wobei er sich jedoch viele anstößige und leichtfertige Anspielungen auf höhere Personen und Spöttereien auf die christliche Religion erlaubte, was ihm das Verbot seiner Vorlesungen, sowie das Consilium abeundi zuzog. H. verließ Helmstädt in der Stille und wurde katholisch, versprach aber, als er sich später um Unterstützung an den preußischen Hof wandte, dafür reformirt werden zu wollen, kehrte jedoch auf hohe Vorstellung wieder zur lutherischen Kirche zurück und wurde 1729 zu Halle Professor der Rechte und Geheimrath. Aber schon ein Jahr darauf war er genöthigt, weil er außer der juristischen auch deistische Collegia lesen wollte, auf Befehl des Berliner Hofes und bei Strafe des Staupenschlages, Halle über Hals und Kopf zu verlassen. Er begab sich nun (1734) nach Wien und wurde wieder katholisch. Dieser so häufige und leichtsinnige Religionswechsel gab seinen Zeitgenossen zu dem Witze Veranlassung (Stoll'sche Bibliothek IV, 334), seine Religion müsse von gutem Tuche gewesen sein, weil sie sich so oft wenden ließ. Mit seinem Aufenthalte zu Prag 1734 verlieren sich alle Nachrichten über sein äußeres Leben. — Als Schriftsteller hat sich H. außer dem „Koker" lediglich durch den Wiederabdruck des niederdeutschen Reineke und speciell dadurch ein Verdienst erworben, daß er zum ersten Male aus der Lübecker Ausgabe nachwies, daß nicht Baumann der Verfasser des Gedichtes gewesen sei. Seine Ausgabe erschien 1711 in Wolfenbüttel, nachdem er schon vorher (1. November 1709) eine hierauf bezügliche akademische Einladungsschrift herausgegeben hatte. Auch hatte er Lust, den Reineke Fuchs in lateinische Hexameter zu übersetzen, wenn er dazu einen Verleger hätte

finden können. Zugleich fügte er seiner Ausgabe den „Koker" (Köcher) bei, ein Gedicht, das vorher noch niemals gedruckt war und größtentheils aus alten Sprüchen und Sprichwörtern besteht, die in ihrem Humor, ihrer Derbheit und Ironie ganz den niederdeutschen Charakter tragen, sich jedoch weniger dem Freidank als dem Morolf nähern. In der Form haben diese Sprüche, deren Zahl sich auf ungefähr 500 beläuft, das Eigenthümliche, daß hier die einzelnen, durchaus (bis auf zwei auf S. 330—31) zweizeiligen Sprüche mit absichtlichem Eigensinn in der Art ausgedrückt und gestellt sind, daß die beiden Zeilen nicht aufeinander, sondern immer auf die vorhergehende und folgende reimen, wodurch äußerlich alle, wie eine Kette, an einander hangen. Die in einander gereimten Sprüche sind die Pfeile, von denen dieser Köcher seinen Namen hat und deren man bleierne und goldene, scharfe und stumpfe hier beisammen findet. Die Abtheilungen sind, ohne inneren Zusammenhang, nach dem Alphabete so geordnet, daß ungefähr, wie im „Güldenen ABC", die Anfangsbuchstaben des Spruches, der an der Spitze einer Reihe steht, die Ordnung bestimmen. Ob indessen H. wirklich der Verfasser oder nur der Wiederauffinder dieses Spruchgedichts gewesen, ist noch unentschieden; auch Hagen (Büsching's wöchentliche Nachr. I. 224) stellt dessen Autorschaft bestimmt in Abrede und versucht aus dem Gedichte selbst zu erweisen, daß nicht H., sondern ein bis jetzt noch Unbekannter, dessen Heimath aber ohne Zweifel in der Nähe von Jütland gelegen und wahrscheinlich Ditmarsen gewesen, der Verfasser oder Sammler sei, deren Abfassung in das 14.—15. Jahrhundert falle; für diese Annahme sprächen Mundart und Ausdruck.

Faßmann, Leben und Thaten d. Königs von Preußen Friedrich Wilhelm (Hamb. 1735) I. 1027—37. Flögel, Kom. Litt. III. 87—88 und dessen Gesch. d. Hofnarren S. 229—32. Adelung, Gelehrten-Lexikon II. 1708. Strieder, Hessische Gelehrten-Geschichte V. 226—27. Scheller, Bücherkunde d. sassischen Sprache S. 340—43. 469. J. Franck.

Hackmann: Jacob H., † am 30. September 1698 als Senior Ministerii und schwedischer Consistorialrath zu Stade, war 1610, vermuthlich als Hausmannssohn, zu Otterndorf im Land Hadeln geboren, hamburgischer Patronatspfarrer zu Altenwalde 1639—41, dann nach Ablehnung eines Rufes nach Amsterdam Pastor zu St. Nicolai in Stade. Sein orthodoxer Eifer brachte ihn fast während seiner ganzen Amtsstellung in verschiedenartigen Hader mit seinen Amtsbrüdern und höheren kirchlichen Autoritäten, so mit den beiden Generalsuperintendenten Michael Havemann (s. d.) und Joh. Diecmann (s. V. 118), auch mit der Universität Jena. Senior wurde er 1658, Consistorialrath 1669; die während der Reichsexecution ihm von lüneburgischer Seite angebotene Generalsuperintendentur des Herzogthums Bremen schlug er aus. Er galt als tüchtiger Orientalist; viel genannt, hat er doch wenig, und nur Streitschriften, geschrieben, zum Theil pseudonym als Carneas (Fleischmann = Hackmann), Cyrenaeus und Stanislaus Schröuer. Ein anderer: Jacob H., geb. 1647, starb als Pastor zu Verden 1732. Ein Bruder: Gerhard H., war Pastor zu St. Maria-Magdalenen in Hamburg.

Kerstens in (Pratje's) Herz. Bremen und Verden 4, 362 ff. Daraus bei Rotermund, Hann. Gel.-Lex. Schlichthorst, Beyträge etc. II. 316.

Krause.

Hackmann: Jodocus H., † am 4. December 1710, Sohn des klopffechterischen Theologen Jacob H. (s. o.). Geboren am 23. August 1642, studirte H. zuerst Theologie und morgenländische Sprachen, war des Hebräischen so mächtig, daß er darin eine Rede hielt, wurde aber 1662 in Königsberg Jurist, begleitete junge preußische Edelleute nach Polen, wurde 1668 in Straßburg

Lic. jur., 1671 während er den Reichsproceß in Speyer studirte, Dr. jur., 1672 Prätor (Stadtrichter) und 1676 Burgemeister und Landrath in Stade, 1701 Justiz-, Hofgerichts- und Consistorialrath daselbst. Er starb, während er in Osterholz das Landgericht hägte. Bekannt ist er durch seinen „Tractatus juridicus de jure Aggerum, von Deichen und Dämmen und deren Gerechtigkeit. Impensis regiis.“ Stade 1690. 4°, mit einer wichtigen Urkunden-Mantisse.

(Pratje), Altes und Neues, VI. 274. (v. Seelen), Stada liter.

Krause.

Hackrodt: Caspar H. oder Hackrott wurde im J. 1545 zum Prediger an der St. Jacobikirche in Hamburg erwählt; in Folge der Streitigkeiten über die Höllenfahrt Christi wurde er mit zwei andern Gegnern Aepin's im J. 1551 (am 26. April oder 11. October) abgesetzt und aus der Stadt gewiesen; vgl. Band VIII. S. 369. Weiteres ist aus seinem Leben nicht bekannt. Er ist der Verfasser eines niederdeutschen geistlichen Liedes, welches wahrscheinlich zuerst im Enchiridion geistlicher Lieder und Psalmen, Hamburg 1558, erschienen und hernach mehrfach gedruckt ist.

Geffcken, Die hamburgischen niederdeutschen Gesangbücher, Hamburg 1857, S. 104. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. 4 S. 109.

l. u.

Hackspan: Theodoricus H., evangelischer Theologe und Orientalist, geboren am 8. November 1607 zu Weimar, † am 16. Januar 1659. Sein Vater war sachsen-weimarischer Gutsinspector. Er besuchte zunächst die Schule seiner Vaterstadt, später das Gymnasium Roßleben, und bezog 1625 zum Studium der Philosophie und der morgenländischen Sprachen die Universität Jena, 1631 die Universität Altdorf. Alsdann wandte er sich nach Helmstädt, wo er das Studium der Theologie begann unter der Anleitung von Georg Calixt und Conr. Hornejus. Namentlich der Erstere gewann Interesse für H. und zog ihn in seinen vertrauteren Verkehr, auch war dessen freiere theologische Richtung von bestimmendem Einfluß auf die Entwickelung des Schülers. Im Begriffe noch einmal nach Jena zu gehen, erhielt H. 1636 die Nachricht vom Tode Schwenter's in Altdorf. Er bewarb sich um dessen Stelle und wurde auch, obgleich er noch keinen akademischen Grad hatte, alsbald daselbst zum Professor der hebräischen Sprache erwählt. Diese Stellung vertauschte er 1654 mit einer ordentlichen Professur der Theologie an derselben Universität, welche er bis zu seinem Tode bekleidete, in den letzten Jahren von schweren inneren Leiden und Podagra arg heimgesucht. H. war ein gründlicher und scharfsinniger Kenner der heiligen Schrift und neben Sal. Glaß der bedeutendste Hebraist seiner Zeit. Auch die Rabbinen hatte er eingehend studirt und die aus ihnen gewonnenen Kenntnisse für die theologische Wissenschaft verwerthet. Außerdem war er im Arabischen und Syrischen bewandert. Als Theologe huldigte er dem freieren und selbständigeren Geiste, den er der Jenaischen und Helmstädtischen Schule und namentlich Calixt verdankte, und ging auch in der Schriftforschung streng nach dem grammatischen und natürlichen Sinne der Rede, wenn auch gerade der Umstand, daß er sich zu wenig an den recipirten Text und die traditionelle Auslegung der Schrift band und selbst eine absichtliche Fälschung des alttestamentlichen Textes durch die Juden annahm, ihm den harten Tadel der orthodoxen Schule zuzog. Von seinen zahlreichen exegetischen und biblisch-philologischen Schriften, welche zum Theil erst nach seinem Tode herausgegeben wurden, sind die wichtigsten: „Quadriga disputationum de locutionibus sacris“, 1648. „Miscellaneorum sacrorum libri 2“, 1660. „Disputationum theologicarum et philologicarum sylloge“, 1663, und sein Hauptwerk: „Notarum philologico-theologi-

carum in varia et difficilia Scripturae loca Partes 3", 1664. Seinen rabbinischen Studien gehören an die Werke: „Liber Nizzachon R. Lipmanni editus. Acc. Tractatus de usu librorum Rabbinicorum", 1664. Die dieser ersten Ausgabe des Nizzachon zu Grunde liegende Handschrift verschaffte er sich mittels eines in den Annalen der Wissenschaft wohl einzig dastehenden und auch durch den guten Zweck schwerlich zu rechtfertigenden litterarischen Raubes, indem er sie dem Besitzer, einem in der Nähe Altdorfs wohnenden Juden, welcher das Werk wegen der in ihm enthaltenen Angriffe gegen das Christenthum gutwillig nicht hergeben wollte, eigenmächtig und mit List abnahm und erst nach gemachtem Gebrauche wieder zustellte. „Exercitatio de Cabbala Judaica" (zusammen mit den „Miscell. sacra" 1660 herausgekommen). „Theologiae Talmudicae specimen" o. J. Auf das Arabische und Syrische beziehen sich: „Observationes Arabico-Syriacae", 1639. „Fides et leges Mohammedis exhibitae ex Alcorani manuscripto duplici, praemissis Institutionibus Arabicis", 1646.

Vgl. Witten, Memoriae Theologor. Dec. 10, p. 1292. Zeltner, Vitae Theologor. Altorphinor., p. 304. Redslob.

Hacquet: Balthasar H., Doctor der Philologie und Medicin, Ethnograph, Mineraloge und Botaniker, geboren 1739 zu Le Conquet in der Bretagne (nach anderen Quellen zu Metz), † den 10. Jänner 1815 zu Wien. Wo H. seine Studien absolvirte, wie er nach Oesterreich kam, ist nicht näher bekannt. Während des siebenjährigen Krieges war er Unterarzt in österreichischen Diensten, erhielt durch van Swieten um 1780 eine Professur am Laibacher Lyceum und 1788 die Lehrkanzel der Naturgeschichte an der Universität zu Lemberg, welche Stelle er bis 1810 bekleidete. Die letzten Lebensjahre weilte H. in Wien. Er bereiste in den J. 1779—86 die Alpen Kärnthens, Krains und Istriens, ferner 1788 und 89 die Karpathen. Ueber diese Reisen berichtete H. in einer Reihe von Werken; außerdem veröffentlichte er viele andere Schriften und namentlich eine Abhandlung: „Plantae alpinae Carnioliae" (1782). Seine Reisewerke förderten die Kenntniß der von ihm durchforschten Gegenden sehr wesentlich und enthalten werthvolle Angaben ethnographischen, mineralogischen, sowie botanischen Inhaltes.

Sartori, Vaterländ. Blätter f. d. österr. Kaiserst., Jahrg. 1815, S. 53. Gräffer u. Czikann, Oesterr. Nation.-Encyklop., II. S. 466. Wurzbach, Biograph. Lexik., VII. S. 163. Verh. d. k. k. zool. bot. Ges. in Wien, XI. (1861) S. 433. Reichardt.

Hadelius: Janus H., Humanist aus Niedersachsen am Anfang des 16. Jahrhunderts. Von seinen Lebensumständen weiß man wenig Bestimmtes. 1515 wurde er von Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt, von 1518 an ist er verschollen. Er lebte und lehrte besonders die Dichtkunst in Leipzig, Wittenberg, Frankfurt a. O., Greifswald, Rostock, Wien, blieb aber nirgends lange, theils gedrängt durch seinen rastlosen Wandertrieb, theils genöthigt durch Verfolgungen, die er wegen seiner satirischen Angriffe erlitt. Daß er auch in Italien war, wissen wir aus vier seiner Gedichte, welche in die Sammlung der Coryciana (Rom 1524) aufgenommen sind. Sein unruhiges Leben ließ ihn zu Ausgaben der Werke Anderer und selbständigen Ausarbeitungen nicht kommen; er hat daher seinen Plan, die Fasten des Ovid, Juvenal's Satiren, Livius' Geschichte herauszugeben, nicht ausgeführt, sondern nur eine Gedichtsammlung „Elegiarum liber primus" (Wien 1518), der kein zweites Buch gefolgt ist, hinterlassen.

Vgl. Denis, Merkwürdigkeiten der Garelli'schen Bibliothek, S. 265 ff., und J. Aschbach, Geschichte der Wiener Univ., II. (1871) S. 327—329. Ludwig Geiger.

Hadik: Andreas Reichsgraf H. von Futak, österreichischer Feldmarschall, wurde als Sohn eines ungarischen Edelmannes und Militärs den 16. October 1710 auf der Insel Schütt geboren und war schon frühzeitig mit seltenem Eifer den Wissenschaften ergeben. Im Gegensatz zu Montecucoli, Eugen, Daun wollte er sich durchaus dem geistlichen Stande widmen und nur das fortgesetzte Zureden seines Vaters bewog ihn 1732 in die Armee einzutreten. Sein Regiment stand unter Eugen am Rhein und vor Philippsburg fand er 1735 Gelegenheit, viel Geschick in der Führung von Streifparteien zu zeigen. Im darauf folgenden Kriege gegen die Pforte zeichnete er sich in der Schlacht von Grotzka durch große Tapferkeit und Umsicht aus. Jeder neue Feldzug brachte H. neue Verdienste, neue Anerkennungen, sein Name wurde mit Auszeichnung genannt in den Kämpfen gegen Frankreich am Rhein und in den Niederlanden, sowie später gegen Preußen. Er stieg rasch von Stufe zu Stufe und wurde 1748 Generalmajor. Im zweiten Feldzuge des siebenjährigen Krieges führte er schon im Range eines Feldmarschallieutenants den berühmten Zug nach Berlin aus. Maria Theresia verlieh dem kühnen Reitergeneral das Großkreuz ihres Ordens und da H. bei der Vertheilung der in Berlin aufgebrachten Contribution in uneigennütziger Weise für seine Person auf jeden Antheil verzichtet hatte, wies ihm die Kaiserin eine Dotation von 3000 Ducaten zu. 1758 wurde H. General der Cavallerie und machte als solcher den Feldzug des nächsten Jahres bei der Reichsarmee mit, deren Commando er später auch an Stelle Serbelloni's erhielt. Er rechtfertigte dieses Vertrauen und schlug den Prinzen Heinrich bei Freiburg am 15. October 1762. Nach eingetretenem Frieden wurde er, 1763 in den Grafenstand der Monarchie erhoben. Militär- und Civilgouverneur von Siebenbürgen, sodann Präsident des Carlowitzer Congresses. Als Anerkennung seiner dabei geleisteten vorzüglichen Dienste erhielt er die Donation von Futak und das gleichlautende Prädicat. 1776 erhob ihn der Kaiser Joseph II. in den Reichsgrafenstand mit Sitz und Stimme auf der schwäbischen Grafenbank. Nach der ersten Theilung Polens erhielt H. den Auftrag, den Oestereich zugefallenen Landstrich zu übernehmen und als Gouverneur zu verwalten. Im Mai 1774 wurde er Feldmarschall und Hofgerichtsrathspräsident. Gegen Ende des baierischen Erbfolgekrieges, nachdem Kaiser Joseph die Hauptarmee verlassen, übernahm er deren Commando. Das letzte Mal zog er 1789 gegen die Osmanen als Befehlshaber der Hauptarmee zu Felde, erkrankte aber bald und kehrte nach Wien zurück, wo er am 12. März 1790 starb. Abgesehen von den Verdiensten, welche sich H. in 21 Feldzügen erworben, genoß er auch seiner vielen Sprach- und anderen Kenntnisse, dann seiner vortrefflichen moralischen Eigenschaften [illegible] gemeine Verehrung, Liebe und Achtung. Ein von ihm als [illegible] und bis an sein Ende fortgesetztes Tagebuch enthält n[illegible] Zeit, sondern auch wichtige und treffliche Lehren [illegible]

Schweigerd's Oesterr. Helden und Heer[illegible]
Der Zug Hadik's nach Berlin. Milit. Wi[illegible]

Hadlaub: Johannes H., Dichte[illegible] nicht geboren, doch meistens lebend, am [illegible] Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts. [illegible] reich sich aufgehalten, wo die Hüte[illegible] Lieder zeigen eine doppelte Richtung [illegible] er noch dem Stile des älteren h[illegible] viduelle Züge einflicht und nicht [illegible] liefert er uns ein anschauliches u[illegible] hatte sich eine Dame aus edlem [illegible]

bürgerlicher Herkunft war. Schon als ganz junger Mensch hatte er sie gekannt und seitdem ihr gedient. Aber er fand nur Sprödigkeit und Geringschätzung; vergebens heftet er, als Pilger verkleidet, der im Morgengrauen aus der Frühmette Heimkehrenden mittelst eines Angels ein Liebesbrieflein ans Kleid; vergebens bemühen sich angesehene Gönner und Gönnerinnen, ihm die Gunst der Dame zu erwirken — ein Biß in die Hand wird ihm als Lohn zu Theil, der ihm aber doch, wie er sagt, wonnevoll dünkte. Unter seinen Gönnern finden wir hervorragende Persönlichkeiten seiner Zeit und Umgebung: Heinrich von Klingenberg, Bischof von Konstanz (1293—1306), und dessen Bruder Albrecht († 1324), die Fürstäbtissin von Zürich, die Aebte von Einsiedeln und Petershausen, Graf Friedrich von Toggenburg, den Freiherrn von Regensberg; endlich die beiden Rüdiger Manesse, Vater und Sohn, jener Rathsherr, dieser Chorherr in Zürich, von denen der Dichter berichtet, daß man nirgend so viel Lieder beisammenfinde als bei ihnen, die also das Sammeln von Liederbüchern der Minnesänger sich angelegen sein ließen. Gewiß steht mit diesen Sammlungen die ihrem Ursprung nach auf die Schweiz weisende, umfangreichste aller Liederhandschriften, die Pariser, in Zusammenhang, wenn auch nicht nachgewiesen werden kann, daß sie selbst die „Manesse'sche Sammlung" ist. Die drei Leiche, welche wir von H. besitzen, sind ebenfalls im Stil des höfischen Minnegesanges, zwei dem Lobe der Frauen im allgemeinen gewidmet, der dritte speciell an die Geliebte gerichtet. Wesentlich verschieden von diesen höfischen Liedern und Leichen ist eine kleine Anzahl anderer, in welchen er die realen Seiten des Lebens besingt. So in Neidhart's Stile den Streit, in welchen die Bauernburschen mit einander gerathen; so die Erntefreuden, mit ihren sehr derben Liebesgenüssen; so den Herbst mit seinen Genüssen an Speisen und Getränken, eine Richtung, in welcher sein Landsmann Steinmar ihm vorausgegangen; so endlich, recht im Gegensatz zu der hier geschilderten Ueppigkeit, sein eignes armes Hauswesen, in dem es knapp genug hergegangen zu sein scheint. Die Form seiner Lieder ist meist ungelenk, in der Sprache tritt stark ausgeprägt das Dialectische hervor.

Johann Hadlaub's Gedichte, herausgeg. von L. Ettmüller, Zürich 1840.

K. Bartsch.

Hadrian VI., der letzte deutsche Papst. H. war in Utrecht am 2. März 1459 geboren. Sein Vater hieß Florentius, seine Mutter Gertrud; der Familienname ist unsicher; Floriszoon und Boyens (oder Boeyens) können nicht als Geschlechtsnamen gelten und ob H. zu der Familie Dedel gehört, ist sehr fraglich. Schon früh verlor er den Vater, einen Gewerbtreibenden; die Mutter war nicht unbe-
[illegible] ersten Unterricht genoß er in Delft und Zwoll; im Alter von
[illegible] Löwen, studirte mit großem Eifer, so daß er schon
[illegible] der Philosophie erworben. Von Scholastikern und
[illegible] gezogen, aber auch dem Kirchenrecht lag er ob;
[illegible] ebenfalls, dagegen blieben Dichtkunst und die
[illegible] ihm fremd und gleichgültig. Es wird der
[illegible] liche Ausdauer gelobt, die er in diesen
[illegible] urch soll er die Augen auf sich gezogen
[illegible] der Löwener Universität hielt er philo-
[illegible] b er sich den Doctorgrad der Theologie,
[illegible] zogin Margarethe von Burgund, der
[illegible] r auch über Theologie; 1493 und
[illegible] ademischer Lehrer verschaffte er sich
[illegible] tthätigkeit empfing er, da man
[illegible] und da er Canoniker und Decan
[illegible], Utrechts und Anderlechts bei

Brüssel wurde. Wol sollen seine Predigten bisweilen etwas trocken und ungelenk gewesen sein, doch vermehrten sie seinen Ruf als Gelehrter. Er war ein frommer Forscher auf dem Felde der kirchlichen Wissenschaften; er schrieb über eine Anzahl schwieriger theologischer Probleme, über die Theorie der Sacramente, über eine Reihe von dogmatischen und ethischen Streitfragen, überall mit Scharfsinn und Freimuth, mit Belesenheit und Gewandtheit. Er verfaßte mehrere Schriften, die ungedruckt geblieben; nur zwei seiner Werke wurden veröffentlicht, die „Quaestiones quodlibeticae“, 1515, und die „Quaestiones de sacramentis in quartum sententiarum librum“, 1516. Er war nichts weniger als ein theologischer Neuerer; er bewegte sich in den hergebrachten Geleisen scholastischer Erörterung, aber er hatte über die einzelnen Fragen seine Ansichten mit Unbefangenheit und Gewissenhaftigkeit sich gebildet und trug sie ohne Rückhalt vor: so hatte er sich in unzweideutiger Weise gegen die von vielen namhaften Zeitgenossen behauptete Unfehlbarkeit der Päpste bestimmt ausgesprochen. H. war ein in den ganzen Niederlanden hochangesehener Lehrer, zu dessen Füßen gesessen zu haben auch Erasmus nachher sich rühmte, dessen Frömmigkeit allgemein gepriesen wurde, der überall, wo sich ihm Gelegenheit bot, für Hebung der kirchlichen Zucht und Besserung des Clerus auftrat; in Löwen begann er auf seine Kosten ein Convict zur Bildung von Theologen zu erbauen. Einer der eifrigen Cardinäle, der Spanier Carvajal, der wie mancher seiner Genossen von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenreformation durchdrungen war, lernte H. bei einem Aufenthalte in den Niederlanden kennen und verlangte von dem Papste die Berufung des hervorragendsten Löwener Theologen nach Rom, um in ihm einen Helfer für seine Reformgedanken zu gewinnen. Aber es wurde gerade damals H. ein ganz anderer Auftrag zu Theil. Er wurde ausersehen zum Lehrer des jungen niederländischen Prinzen Karl (des nachmaligen Karl V.); nur mit Widerstreben trat er 1507 dies Amt an, das übrigens nicht sofort seine Beziehungen zu Löwen zerriß, sondern Muße zu akademischen und wissenschaftlichen Arbeiten zeitweise ihm noch gewährte. Als Prinzenlehrer war H. sittenstreng, gutmüthig und wohlwollend, aber etwas pedantisch; er vermochte es nicht, in Karl Geschmack an den Wissenschaften zu erwecken; literarische Kenntnisse und Interessen flößte H. seinem Zögling nur in geringem Maße ein, aber er verschaffte ihm die nöthige Belehrung über Religion und kirchliche Dinge; er pflanzte in seines Schülers Geist die Keime der strengen Religiösität und des kirchlichen Eifers, die nachher in dem Seelenleben des Kaisers sich zu so mächtiger Bedeutung entwickelt haben. Während dieser Stellung hatte die Regierung bisweilen Hadrian's Ansichten eingeholt, 1515 wurde H. geradezu in den Staatsrath aufgenommen. Darauf aber beehrte man ihn mit einer sehr schwierigen und delicaten Sendung an den spanischen Hof: er sollte Karls Erbaussichten und Erbrechte auf die spanischen Kronen gegen die politischen Gedanken König Ferdinands von Spanien, der eine Theilung der Länder zwischen Karl und seinem Bruder Ferdinand anstrebte, in Schutz nehmen und den Großvater zur Anerkennung der alleinigen Nachfolge des ältesten Enkels bewegen. Glücklich führte H. den Auftrag aus; auf dem Sterbebett nahm der alte König die Karl ungünstigen Anordnungen zurück; es muß dahin gestellt bleiben, wie weit gerade das Auftreten des Gesandten dies Ergebniß erzielt. Nach Ferdinands Tode brachte er eine Vollmacht zum Vorschein, die ihn in Abwesenheit des neuen Königs zum Regenten für Spanien einsetzte, während Ferdinand zu diesem Amte noch den Primas von Spanien, Ximenez, bestimmt hatte. Es drohte ein Conflict, der so ausgeglichen wurde, daß beide Männer gemeinsam die Regentschaft führten. Dabei überwog natürlich das großartige staatsmännische Talent des Spaniers; man muß es anerkennen, daß H. sich gefügt, und selbst dem Collegen

sich untergeordnet hat. Er wurde in Spanien Bischof von Tortosa; im November 1516 trat er an die Spitze der Inquisition von Aragon und Navarra, im März 1518 auch von Castilien und Leon. Am 1. Juli 1517 hatte Papst Leo X. auf Karls Verwendung ihn zum Cardinal gemacht. Man wird sagen dürfen, daß die theologische Eigenartigkeit Hadrian's schon früher vieles verwandte mit der in Spanien erblühten Theologie und Kirchlichkeit an sich hatte; während des Aufenthaltes in Spanien trat H. auch in persönliche Beziehungen zu den Führern der spanischen Kirche; er und seine neuen Freunde, Juán de Toledo, Marcello Gazzella, Rossi von Cosenza, Gian Pietro Caraffa standen unter dem Einflusse der geistigen Einwirkungen, die von Ximenez ausgingen. In seiner Stellung als Inquisitor wachte H. mit peinlicher Strenge darüber, daß die spanische Inquisition ihren Charakter behielt: als die Cortes Aenderungen forderten und der Papst auf sie eingehen wollte, bestand H. auf Ablehnung der Cortes-wünsche und setzte seinen Willen durch. Es war ganz natürlich, daß sich H. gegen Luther's reformatorische Absichten wendete; er forderte während der Wormser Verhandlungen 1521 seinen kaiserlichen Zögling durch ein eigenes Schreiben mit mahnenden Worten auf, jenen vom Papst schon verurtheilten Irrlehrer Martin Luther zu bestrafen und unschädlich zu machen. H. hatte sich selbst mit der ganzen Energie der specifisch spanischen Kirchlichkeit identificirt, — das spanische Kirchenprogramm zu verwirklichen, wo es ihm möglich, war sein Entschluß.

Während Karls Aufenthalt in Spanien stand H. ihm zur Seite. Nach Karls Abreise, Mai 1520, sollte H. wieder Regent sein; es war eine unglückliche Wahl. H. mit seiner steifen und ängstlichen Gewissenhaftigkeit, seiner pedantischen Ungeschicklichkeit war für politische Aufgaben wenig geschaffen; und ganz besonders damals, als die Unzufriedenheit der Spanier mit den Anfängen der neuen Regierung zu offener Opposition und Aufstand hingeführt, war H. der Lage nicht mehr gewachsen. Erst als man ihm zwei Adelsherren zu Genossen in der Regierung beigegeben, gelang es die Gefahr zu beschwören und das Land zu beruhigen. Das war damals deutlich geworden, daß der frühere Prinzenerzieher keine staatsmännische Begabung besaß und zum Herrschen nicht geboren war. Dagegen mußte seine kirchliche Haltung sich die allgemeinste Achtung und Verehrung erzwingen; und in den Augen der Welt war er, den sein Fürst zwei Mal zum Regenten Spaniens bestimmt, gewiß eine Person, die als intimster Vertrauensmann des jugendlichen Kaisers gelten konnte. Da starb Papst Leo X. am 1. December 1521. In dem Conclave rangen politische Gegensätze und persönliche Rivalitäten hart miteinander. Zuletzt als fast jede andere Candidatur sich als unmöglich herausgestellt, wurde des abwesenden H. Name versuchsweise genannt; er fand bei den Anhängern des Kaisers und bei den strengeren Geistern sofort Unterstützung; besonders die theologischen Autoritäten, Egidio, Carvajal und de Vio sprachen zu seinem Lobe, und so wurde ihm am 9. Januar 1522 das Papstthum zu Theil — zu allgemeiner Ueberraschung. In Vittoria erhielt H. die erste Kunde dieses Ereignisses am 23. Januar, doch erst am 9. Februar erreichte ihn die officielle Mittheilung der Cardinäle. Er besann sich eine Weile; dann aber am 16. Februar nahm er das Papstthum an, in seinem Geiste fest entschlossen, die Mißbräuche und Uebelstände im kirchlichen Leben, die er bisher selbst kennen und fühlen gelernt, zu beseitigen und jene als nothwendig von ihm und seinen spanischen Gesinnungsgenossen betrachtete Reformation der Kirche anzubahnen. Er annullirte sofort alle die Verleihungen von Gnaden und Aemtern und Pensionen, welche die Cardinäle in Rom vorgenommen; er stellte Kanzleiregeln für seine Verwaltungspraxis auf, welche einfach und streng waren und von dem römischen Herkommen abwichen.

Seine Abreise aus Spanien verzögerte sich noch eine gute Weile; erst am 22. August langte er in Rom an. Ihm waren von den in Spanien gewonnenen Freunden Einzelne gefolgt, die Bischöfe Rossi von Cosenza und Caraffa von Chieti, der Jurist Gazzella, und außerdem hatten sich einige jüngere spanische Adliche mit Begeisterung ihm angeschlossen, unter ihnen Pedro Pacheco, Bartolome de Cueva, Rodrigo Mendoza, sie alle vom kirchlichen Eifer ihrer Heimath erfüllt und zu einflußreichen Stellungen in der allgemeinen Kirche dereinst bestimmt und berufen.

Ein vielstimmiger Chor von Reformwünschen empfing in Rom den neuen Papst. Cardinal Carvajal begrüßte ihn mit einer Anrede in diesem Sinne; Cardinal Egidio überreichte ihm eine Denkschrift, die ein Programm der gewünschten Kirchenreformation in sich einschloß. Der Nuntius in Deutschland Aleander, der spanische Humanist Vives, mit besonderem Nachdruck aber der König der humanistischen Geister Erasmus, sie alle begrüßten den neuen Papst mit der zuversichtlichen Erwartung, daß er der reformatorischen Aufgabe sich widmen würde. H. selbst erklärte auf Erasmus als Mitarbeiter zu zählen; er wünschte von ihm eine litterarische Bekämpfung Luther's und seiner Irrlehren und persönliche Theilnahme an den allgemeinen Maßregeln der Reform. Zu einer Uebersiedlung oder Reise nach Rom war Erasmus nicht zu bewegen; aber er ertheilte dem Papste seinen Rath: eine Anzahl unabhängiger und ernster, leidenschaftsloser und gelehrter Männer aus den verschiedenen Ländern Europa's möchte er in Rom versammeln zur Einführung derjenigen Aenderungen in den kirchlichen Zuständen, die für nöthig galten: allen theologischen Hader vermeidend galt es ihm als Hauptsache, für den Dienst der Kirche wirklich fromme und tugendhafte Geistliche und Seelsorger zu gewinnen. H. stimmte diesen Gedanken zu. Er ließ sich durch Caraffa und Rossi und Gazzella berathen; zu seinem Secretär machte er den Niederländer Dietrich Heß, einen anderen Niederländer Enckevort stellte er an die Spitze der Dataria. Die Cardinäle Carvajal und de Vio und Egidio hatten auf seine Entschlüsse den größten Einfluß. So ging er an's Werk.

Sein erster Gedanke war die Reorganisation des Ablaßwesens. Er hatte früher selbst über die Frage schon geschrieben, er brauchte von seiner eigenen früheren Ansicht jetzt nur Nutzanwendung zu machen. Er fand auch in Rom einen Gelehrten, der schon mehrere Schriften über dies Thema verfaßt, jenen de Vio (Cajetanus). Zwischen ihnen konnte eine Vereinbarung über die Theorie nicht schwierig sein. Aber aus der Mitte der Praktiker erhob sich sofort in den Berathungen ein folgenschwerer Widerspruch: man war nicht in der Lage den finanziellen Ertrag des Ablaßwesens zu entbehren; verbotener Mißbrauch und erlaubter Gebrauch waren bei dieser Einrichtung auf das engste in einander verwachsen. Eine Reform, die in der Absicht, die Mißbräuche abzuschneiden, den Gebrauch überhaupt beträchtlich eingeengt hätte, würde eine Verkürzung der päpstlichen Finanzen zur Folge gehabt haben. — H. wollte ferner einige eherechtliche Dispense abschaffen, welche nur noch die Bedeutung von Geldabgaben hatten; er gedachte das Sportel- und Taxwesen zu beschneiden, nach welchem Zahlungen beim Antritt geistlicher Aemter an die Curie zu leisten waren. Die Pfründenverleihung überhaupt forderte seine Aufmerksamkeit heraus. In Rom gab es viele Aemter, die durch Kauf zugänglich waren; noch Papst Leo X. hatte eine ganze Anzahl derartiger Stellen neu geschaffen. Der Aemterkauf und die ganze Finanzwirthschaft der Anwartschaften und Dispense, der Gnadenerweise und Geldzahlungen war H. verhaßt; an ihre Existenz legte er Hand an. Aber zäh und unüberwindlich war die Macht der bestehenden eingewurzelten Verhältnisse, sogar einem Papst gegenüber, welcher von den besten Absichten erfüllt nach rei-

neren Ideen das Leben seiner Kirche neu zu ordnen unternahm. Die Einreden der Praktiker — Pucci, Soderini — liefen darauf hinaus, daß die Einkünfte aus jenen Einrichtungen nicht zu entbehren, daß ein Ersatz des zu erwartenden Deficites aus anderen Quellen nicht zu beschaffen. Damit war die Reform überwunden. Die allgemeine Maßregel setzte der Papst nicht durch; er konnte höchstens seine Freunde Enckevort und Heß instruiren, bei der Erledigung und Expedition der einzelnen zu ihrer Entscheidung gelangenden Fälle möglichst sachlich und gewissenhaft zu verfahren. Ein winziges Ergebniß hochgespannter Entwürfe! Der Papst selbst erwog persönlich wiederholt die Fälle kirchlicher Anstellungen, die an die Curie kamen, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit; äußerst schwerfällig erledigte er diese Dinge, — die Geschäfte der kirchlichen Centralverwaltung geriethen ins Stocken.

H. selbst hatte sich der Hoffnung hingegeben, durch die Reformmaßregeln, die er plante, würde er den Deutschen den Vorwand zum Abfall von der Kirche entziehen und die schon Abgefallenen in den Schooß der Kirche zurückführen können. Er entsendete im November 1522 zu dem deutschen Reichstag den Nuntius Francesco Chieregati, Bischof von Teramo, und ließ durch ihn seine reformatorischen Gedanken dem Reiche mittheilen. Mit großartiger Offenheit enthüllte er seine Auffassung der ganzen Lage und stellte in den lebhaftesten Farben den sittlichen Verfall in der Kirche dar, der das Strafgericht Gottes (d. h. Luther's Ketzerei) herbeigezogen habe. Der deutsche Reichstag nahm in erster Linie Act von dem Sündenbekenntniß des römischen Papstes und folgerte daraus, daß man Luther's Lehre nicht verfolgen dürfte; er forderte Berufung eines Conciles und überreichte dem päpstlichen Vertreter die Beschwerden Deutschlands wider die römische Curie (1523). Auch hier war des Papstes redliche Absicht gescheitert: sein Entschluß, die gesunkene Kirche des Mittelalters durch zeitgemäße Reformen neu zu beleben, hielt die Abwendung der Deutschen von den Principien dieses mittelalterlichen Kirchenthums nicht mehr auf. Mit einem gewissen Hohne wies man in Deutschland seine Eröffnungen zurück.

Durch das doppelte Scheitern seiner Absichten war Hadrian's geistige Kraft gebrochen. Seine Stellung in Rom wurde immer peinlicher. Von dem humanistischen Hofe Leos X. wurde er mit beißendem Spott überschüttet. Die Pensionen der Dichter und Künstler hatte er beschnitten; nun lästerten und höhnten jene über ihn. Er lebte einfach wie ein Gelehrter; er hatte sich seine alte Haushälterin aus den Niederlanden mitgebracht; man erklärte ihn für einen Geizhals; man machte aus dem sittenstrengen und ernsten Mann geradezu eine Caricatur. Er war unerfahren in den großen Geschäften der Kirche, unsicher in allem dem Treiben auf römischem Boden. Das römische Volk legte seine Antipathie schonungslos an den Tag. Auch seine politische Haltung brachte ihm wenig Beifall. Nach seiner Wahl hatte man engsten Anschluß an den Kaiser erwartet. Aber H. in seiner unpraktischen Art erklärte, er wolle sich als Vater der ganzen Christenheit bewähren, d. h. er wolle zwischen dem Kaiser und Frankreich neutral bleiben. Erst nach langem Zerren und Zanken, unter vielem Aerger aller Theile brachte ihn die kaiserliche Diplomatie zum Anschluß an den Kaiser; erst am 3. August 1523 trat er der Offensive gegen Frankreich bei. Andererseits hatte das unaufhaltsame Vordringen des Türken ihm großen Kummer gemacht; der Fall von Rhodus hatte sein Gefühl heftig bewegt. Kein Zureden sparte er, die europäischen Mächte zum Kreuzzug wider den Islam zu spornen; aber ohne Frucht verhallten seine Worte.

Es wird erzählt, H. habe selbst es als Unglück bezeichnet, daß in so gefahrvoller Zeit seinem Arm die schwere Bürde des Papstthumes auferlegt worden. Fromm und wahrheitsliebend, ernst und streng, voll religiösen Gefühles und Pflichteifers hatte er sein Amt erfaßt; aber trotz der besten Absichten war

ihm alles, was er unternommen, mißglückt. Ja, seine reinste That — die Sendung Chieregati's und die durch ihn übermittelten Anschauungen und Absichten — war zur Quelle weiteren Unglückes für die ihm anvertraute Kirche geworden. Deutschland rechtfertigte jetzt seinen Abfall von Rom durch den Hinweis auf jene Bekenntnisse des Papstes; nur in dem Fall wäre etwas anderes zu erhoffen gewesen, wenn dem päpstlichen Bekenntniß unmittelbar die Reformation der Kirche gefolgt wäre: sie aber wirklich ins Werk zu setzen, war der edelgesinnte Mann zu schwach, zu unpraktisch, zu ungeschickt. Im Sommer 1523 erkrankte er plötzlich. Das Gerücht, das von Gift redete, verdient keinen Glauben. Er starb am 14. September 1523. Auf sein Grab setzte man die Worte: Hadrianus Sextus hic situs est qui nihil sibi infelicius in vita quam quod imperaret duxit. Der römische Volkswitz aber sagte, da er zwischen Pius II. und Pius III. begraben: Hic jacet impius inter pios. Und selbst der officielle Geschichtschreiber des restaurirten Papstthumes, Pallavicino, nannte ihn: Ecclesiastico ottimo, pontefice in verità mediocre, — ein Urtheil, das, so hart es klingt, doch nicht ein unrichtiges wird gescholten werden dürfen!

Drei zeitgenössische Biographien des Papstes besitzen wir: von dem Italiener Giovio, dem Niederländer Moring und dem Spanier Ortiz. Sie sind mit einer Menge von Briefen und Documenten zusammengedruckt von Burmann, Hadrianus VI sive Analecta historica de Hadriano VI, 1727. Vgl. Sarpi und Pallavicino, und den Artikel bei Bayle; ferner Mallinkrot, De archicancellariis, 1715, und Eccard, De pontificibus romanis qui reformationem ecclesiae frustra tentarunt, 1718. — In neuerer Zeit erschienen Gachard, Correspondance de Charles V et d'Adrien VI, 1859; Reusens, Syntagma doctrinae theologicae Adriani VI, 1862; Bauer, Hadrian VI, 1876. Auch Höfler hat wiederholt über H. gehandelt (Wahl und Thronbesteigung Adrians VI., 1872; Der deutsche Kaiser und der letzte deutsche Papst, Karl V. und Adrian VI., 1876; Zur Kritik und Quellenkunde der ersten Regierungsjahre Karls V., 1876 und 1878). Einige sehr wichtige Documente über H. veröffentlichte Höfler früher in Abhandlungen der Münchener Akademie, IV. 1846. Ueber Chieregati's Sendung an den Nürnberger Reichstag vgl. noch B. Morsolin, Francesco Chiericati, vescovo e diplomatico del secolo decimosesto, 1873. Maurenbrecher.

Hadus: Johannes H., lateinischer Dichter, aus Bremen gebürtig, einer der anfangs des 16. Jahrhunderts die norddeutschen Universitäten Greifswald und Rostock wandernd besuchenden berühmten Humanisten, wird, wenn hier Konr. Celtes, Herm. v. d. Busssche und Ulrich v. Hutten genannt werden, stets als der vierte gefeiert; aber seltsamer Weise hat man später seinen Namen in Padus verdreht. Und doch ist er, allein von den vieren, in den Matrikeln beider Universitäten eingetragen, in beiden richtig als H. Er taucht zuerst 1513 auf, Herzog Bogeslaw X. von Vorpommern († 5. October 1513) berief ihn zum Lesen der classischen Dichter und Redner nach Greifswald, man meint von Erfurt her, 1514 immatriculirte ihn die Universität gratis als Docenten, er war noch sehr jung, ein kleines Kerlchen, so sagt er selbst 1515. Aus Greifswald schied er bald in Hader, wie vorher Hutten, sein Freund. Bogeslaw's Verheißungen wurden ihm nach dessen Tode nicht gehalten, und anscheinend ist er wie Hutten Schulden halber ausgepfändet, was er eben so übel nahm, wie dieser. Schon am 8. October 1515 wurde er unter dem Rectorate des fürstlichen Leibarztes und Geistlichen Rembert Gilsheim oder Hilsheim in Rostock Ehren halber gratis immatriculirt, entgegengesetzte Angaben sind irrig. Er wurde sehr freundschaftlich, besonders von Ekbert Harlem, Bartold Moller, Nicolaus Lowe (Leo, Lauwe) und dem Rector Gilsheim aufgenommen und gefördert, nur über

Einen beklagt er sich, der als Philopompus (Prahlhans) verhöhnt wird, wol derselbe, dem Busche seinen Oestrus schon vorher anhing, und den Hutten als Nasutus geiselte: M. Tileman Heverling (Heverlink), aus Göttingen gebürtig, der sich Levanius übersetzte. Dieser war auch humanistisch angehaucht, interpretirte aber zum Greuel der Humanisten die Classiker plattdeutsch und hatte der Jugend, statt der erfundenen Mythologie der Griechen und Römer, des Dr. Gerhard Vrilden (Frilden, Rector 1495, 1498, 1503, 1507, 1508, 1512) „Theosophia“ empfohlen. H. überreichte dem Nic. Leo, der am 10. October 1515 Rector wurde, eine poetische Bittschrift, er will die jüngere Jugend unterrichten, also da die parvuli im Trivium in der Regentie Paedagogium oder Porta Coeli damals von den Rectoren Ekhard Harlem und Jodocus Stange (Staggius) unterwiesen wurden, neben diesen wirken, wenn die Universität ihm neben dem Honorar der Schüler ein passendes Gehalt gebe. Ob es dazu kam, ist unsicher; in der Artisten-Matrikel steht er nicht. Die Rostocker Docenten und Regentien besang er in klingenden Versen, in elegantem Humanisten-Latein. Die Gedichte sind unter dem Titel „Joannis Hadi Camene“ gedruckt, wahrscheinlich 1516, in demselben Jahre, einer Pestzeit, ist ihr Verfasser verschollen; ebenso später das Büchlein. Anfang voriges Jahrhunderts galt es für ungedruckt, dann hatte Schröder, der Verfasser des „Papistischen Mecklenburg“ und „Evangelischen Mecklenburg“, das einzige bekannte Exemplar, das jetzt in der Universitäts-Bibliothek zu Rostock aufgefunden ist. Auf dem Titel steht ganz deutlich Hadus; aber schon in einer Abschrift des 16. oder 17. Jahrhunderts der Universitäts-Bibliothek Rostock wechselt in den Blattüberschriften Hadus und Padus. Welcher deutsche Name hinter dem Humanisten H. steckt, ist schwer zu rathen; wahrscheinlich ist es das dorisirte ἧδος (Essig, niedersächsisch Sûr), Sur und Esig sind Bremer Namen, die Esig sogar eine bedeutende Familie.

Nach den Camene; eine Biographie ist nicht vorhanden. Litteraturnachweise bei Krey, Die Rostock'schen Humanisten (1817), und Krabbe, Universität Rostock, S. 270 ff. Beide schreiben Padus. Krause.

Hadwig, Gemahlin Herzog Burchards II. von Schwaben, im 10. Jahrhundert, gest. 994. Herzog Heinrich I. von Baiern (s. d. Art.), aus dem Stamme des sächsischen Königshauses, hatte von seiner bairischen Gemahlin, Tochter des 937 verstorbenen Herzogs Arnolf (vgl. Bd. I. p. 607), Judith, eine Tochter H., welche schon in jungen Jahren als Mittel der Reichspolitik, zum Zwecke der Verbindung des Kaiserthrones von Constantinopel mit dem sächsischen Hause, vorübergehend in Aussicht genommen wurde: es scheint, daß es sich, 949, um die Verlobung des etwa zehn Jahre alten Mädchens mit dem Sohne des Kaisers Constantin, dem nachmaligen Kaiser Romanus II., gehandelt habe. Nach einer allerdings weit jüngeren anekdotenhaften Darstellung Ekkeharts IV. soll die Verbindung an der launenhaften Abneigung der in Vorschlag gebrachten Braut gescheitert sein. Dann jedoch reichte H. ihre Hand dem nach der Absetzung Liudolfs 954 durch Otto I. als Herzog von Schwaben bestellten Burchard, einem wol ohne Zweifel schwäbischen Grafen, welcher vielleicht sogar als Sohn des 926 verstorbenen Herzogs Burchard I. (vgl. Bd. III. p. 562) angesehen werden darf, demnach auch mit der königlichen Familie in engeren verwandtschaftlichen Beziehungen schon seiner Abstammung nach gewesen zu sein scheint. Jedenfalls war nun dieses Band durch die Vermählung mit der ihrer geistig bedeutenden Mutter ebenbürtigen bairischen Herzogstochter noch enger geknüpft. Aus der Geschichte der Zeit ihrer wol anderthalb Decennien und mehr dauernden kinderlosen Ehe — doch war der Altersunterschied der Gatten kein so großer, wie Ekkehart denselben ausmalte — ist fast gar nichts bekannt, als daß das Paar auf dem Hohentwiel, der vielleicht burchardingisches Familiengut, jedenfalls

aber, seit 917, dem Sturze der sogenannten Kammerboten, in der Gewalt Burchards I., Hauptaufenthaltsort der schwäbischen Herzoge war, ein Kloster begründete, das bei Burchards Tode schon bestand, im Anfange des 11. Jahrhunderts dann nach Stein am Rhein (St. Georgen) verlegt erscheint. Am 12. November 973 wurde H. Wittwe, und Otto II. bestellte nun als Herzog über Schwaben seinen ihm engbefreundeten gleichalterigen Stiefneffen Otto, den Sohn Liudolfs, wol in bestimmter Absicht, um die Pläne der jüngeren herzoglich bairischen Linie des Königshauses, durch die Persönlichkeit der schwäbischen Herzogswittwe, der Schwester Herzog Heinrichs II. von Baiern, mittelbar auch über Schwaben verfügen zu können, zu durchkreuzen. Allerdings wird von Ekkehart IV. behauptet, daß H. als „Herzog", als „Stellvertreterin der Reichsgewalt" über Schwaben nach dem Tode ihres Gemahles verfügt habe; allein das geschieht in einem deutlich eine tendenziöse Darstellung enthaltenden Zusammenhange, wo es sich darum handelt, in der entstellten Schilderung der Beziehungen St. Gallens zu Reichenau St. Gallen als das von Abt Ruodmann von Reichenau verfolgte unschuldige Opfer zu charakterisiren, welchem der besondere Schutz der gestrengen und gerechten Herzogin zu Gute gekommen sei. H. mag neben einem sehr ansehnlichen, von Burchard ererbten Grundbesitze — derselbe ist besonders aus Vergabungen an Reichenau, an Petershausen, an Kloster Hohentwiel zu erkennen, in der Baar, im Klettgau und Hegau — den herzoglichen Titel behalten haben; aber von weiteren staatlichen Befugnissen, etwa gar von einer Vogtei über St. Gallen, ist keine Rede. Ueberhaupt ist H. zwar eine Lieblingsfigur Ekkeharts IV., doch in den gleichzeitigen St. Galler Quellen, so auch im Todtenbuche, in den Verbrüderungen, ganz und gar nicht erwähnt. Nur durch Ekkeharts allerdings höchst anmuthige Geschichten von dem schönen gelehrten jungen St. Galler Mönch (Ekkehart II.), den sich H. als Lehrer erbeten und dann an den kaiserlichen Hof weiter empfohlen haben soll, von dem jugendlichen Begleiter Ekkeharts, dem Klosterschüler Burchard (dem späteren vortrefflichen Abte, Burchard II., 1001—22), welcher sich seinem Vetter Ekkehart angeschlossen habe, um auf dem Twiel von den griechischen Kenntnissen der Herzogin Vortheil zu ziehen, durch einen Kreis von Erzählungsstoffen, welche dann im 19. Jahrhundert Scheffel erst recht zum Leben weckte, ist die sonst recht schattenhafte Figur der Herzogin H. vor die Augen gerückt und geradezu populär geworden. In Wahrheit ist zu sagen, daß durch die unheilbaren chronologischen Widersprüche, welche Ekkehart IV. in diese Ereignisse von 973 hineinträgt, die wirkliche historische Glaubwürdigkeit der ganzen Gruppe von Anekdoten sich sehr vermindert. Jedenfalls aber dürfte so viel übrig bleiben, daß die Erscheinung der „Minerva vom Twiel" neben derjenigen ihrer Schwester, der Gandersheimer Aebtissin Gerberga, als ein hervorragendes Beispiel der Frauenbildung im ottonischen Zeitalter gelten kann. H. starb an einem der letzten Augusttage 994, beerbt von ihren bairischen Familienangehörigen.

Das gesammte Material zur Geschichte der Herzogin H. ist zusammengebracht und kritisch beleuchtet im Commentar zur neuen Ausgabe von Ekkeharts IV. Casus S. Galli (St. Gallische Geschichtsquellen, 3. Abtheil., p. 319—31, 342—53, 387 u. 388, 392 u. 393) v. Verf. d. Art. (dazu Köpke-Dümmler, Otto der Große, p. 172 u. 242). Noch Stälin, Wirtemberg. Geschichte, Bd. I. p. 459 u. 460, hat die Glaubwürdigkeit Ekkeharts IV. allzuhoch angeschlagen. Meyer von Knonau.

Haecht: Willem van H., brabantischer Dichter des 16. Jahrhunderts, Geburts- und Todesjahr sind unbekannt. Als Factor der Rederijkkammer De Violieren zu Antwerpen dichtete er vier „Spelen van Zinnen", d. h. allegorische Dramen über die Thaten der Apostel, namentlich des Paulus, welche 1563 mit

Erlaubniß der Geistlichkeit aufgeführt wurden. Seine Uebersetzung der Psalmen für die lutherische Gemeinde zu Antwerpen (gedruckt 1579 u. ö., später in Amsterdam) durfte er dem Erzherzog Mathias, dann dem Herzog von Parma zueignen. Andre seiner Gedichte stehen im Geusen Liedboeck.

Witsen Geysbeek, Biogr. Woordenboek. Martin.

Haedenkamp: Hermann H., Mathematiker, geb. am 6. März 1809 zu Halle (in Westfalen), gest. am 24. Octbr. 1860 zu Hamm. Nachdem er in Berlin und Königsberg studirt hatte, wurde er 1836 als ordentlicher Lehrer, 1843 als Oberlehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften an dem Gymnasium in Hamm angestellt. Er war bereits einige Jahre Lehrer als er 1839 sich den Doctortitel erwarb auf Grund einer Dissertation über die Anziehung der Ellipsoide, in welcher der Schüler Dirichlet's nicht zu verkennen ist. Mehr an die Jacobische Schule erinnern mehrere Abhandlungen Haedenkamp's, welche auf elliptische und auf ultraelliptische Transcendenten sich beziehen, dieselben theils an und für sich, theils in Verbindung mit Aufgaben der mathematischen Physik betrachtend. Die späteren Abhandlungen Haedenkamp's tragen fast ausschließlich dieses physikalische Gepräge. In allen zeigt sich der Verfasser als gewandter Rechner und mit dem Gegenstande, Elektricitätslehre u. dgl. genau vertraut, so daß das Lesen derselben noch gegenwärtig von Interesse ist. Die Abhandlungen erschienen in Crelle's Journal (Bd. 20, 22, 25, 44), in Grunert's Archiv (Bd. 3, 14, 20, 23, der Aufsatz in diesem letzten Bande über den Foucault'schen Pendelversuch dürfte besondere Erwähnung verdienen), und in Poggendorff's Annalen (Bd. 50, 78, 90).

Vgl. Poggendorff's Biogr.-litterar. Handwörterbuch Bd. I. S. 987 und 1571. Cantor.

Hacks: Goswin H. aus Loenhout in Brabant, am Anfange des 15. Jahrhunderts geboren, erwarb sich an der Pariser Universität den Doctortitel in der Theologie und trat bald nachher in den Karmeliter-Orden zu Vlissingen ein. Um 1460 übertrug David von Burgundien, Bischof von Utrecht, ihm die Suffraganstelle in seiner Diöcese und er fungirte als Weihbischof dieses Prälaten unter dem Titel eines Bischofs von Hieropolis. Mit löblichem Fleiße förderte er die kirchlichen Angelegenheiten des Bisthums und stiftete 1469 ein Kloster seines Ordens zu Utrecht. Dabei zeichnete er sich auch als Schriftsteller aus. Valerius Andreas und Trithemius erwähnen von seiner Hand eine „Explicatio libri primi et secundi P. Lombardi“, ferner „De regimine conscientiae turbatae“, — „Quaestiones de virtutibus theologicis et cardinalibus“, — „Liber de decem praeceptis“, — „De multitudine exemplorum“, — „Sermones dominicales“, — „Sermones in jejuniis“ und „De modo praedicandi“. Diese Werke sind aber, wie es scheint, verloren; nur die letztgenannte Schrift findet sich vielleicht in zwei Handschriften der Universitätsbibliothek zu Utrecht sub Nr. 102 und Nr. 170. Hat aber diese Muthmaßung Grund, so darf man seiner homiletischen Arbeit keinen großen Werth beilegen, und ist sie für Thema, Texterklärung und Eintheilung der Predigt durchaus unfruchtbar. H. starb zu Utrecht am 31. März 1475 und wurde in der Karmeliterkirche begraben.

Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II, 1ste St. bl. 279, 2de St. bl. 393, Val. Andr. Bibl. Belg. p. 297 und Batavia sacra, II. p. 509.

van Slee.

Haemstede: Adrian van H., vielleicht um 1525 im Dorfe Haemstede in Zeeland als Sohn bürgerlicher Eltern geboren, hat sich als Verfasser des ersten niederländischen Märtyrerbuches einen Namen gemacht. Schon frühe neigte er sich zum neuen Glauben hin und entwich der ihm drohenden Verfolgung nach Emden. Bald nachher kehrte er zurück zur Erbauung der Kreuzgemeinden und

hielt sich 1557 als Genosse Caspars van der Heiden zu Amsterdam auf. Damals war er noch nicht als Prediger angestellt, aber, wie aus einem von ihm nach Emden geschriebenen Briefe erhellt, besonders mit der Förderung der zur Reformation Uebertretenden beauftragt. Als er jedoch kurz nachher auch zu predigen anfing, war es seinem feurigen Geiste zuwider, nur ins Geheim aufzutreten zu dürfen, wie es den Furchtsamen um der Verfolgung willen gerathen erschien; er wagte daher 1558 am Sacramentstage öffentlich beim aufgerichteten Kreuze während des Umzugs der Procession zu predigen. Man erfährt zwar nicht, daß er ob dieses unverständigen Eifers, den auch die Glaubensgenossen mehrfach mißbilligten, angefochten sei. Doch läßt sich wohl vermuthen, daß seine bald darauf im August desselben Jahres erfolgte Abreise die Folge davon war. Nach kurzem Aufenthalte zu Norden in Ostfriesland zog er nach England, 1559 aber war er schon wieder in der Gemeinde zu Gröningen thätig. Umsonst bemühte er sich im folgenden Jahre, die Zwistigkeiten über die Nothwendigkeit der Zeugen bei der Taufe in den englischen Gemeinden zu Norwich und Sandwich auszugleichen. 1562 nach Friesland heimgekehrt, starb er bald nachher. Das schon genannte Märtyrerbuch erschien vielleicht zuerst zu Antwerpen am 18. März 1559 unter dem Titel: „De geschiedenisse ende den doodt der vrome martelaren, die um het ghetuighenisse des evangeliums haer bloedt gestort hebben, van de tyden Christi af totten jare 1559 toe“. Diese erste Ausgabe, wie auch eine zweite von 1565 ist sehr selten. Ein Unbekannter veranstaltete unter den Initialen J. S. 1633 eine verbesserte und vermehrte Ausgabe, welche nachher mehrfach abgedruckt ist, u. a. 1643, 1645, 1657, und von Johann Gysius, Prediger zu Streefkerk aufs Neue überarbeitet, zuletzt 1671. In den Ausgaben von 1730 und 1747 zu Amsterdam und Leyden erhielt Haemstede's Martyrerbuch eine ganz andere Gestalt mit zahlreichen Holzschnitten nebst dichterischen Unterschriften von Claes Bruin, die auch in die neueste Ausgabe, Kampen 1863, aufgenommen wurden.

Glasius, Godgel. Nederl.; Paquot, Mem. litter. II, p. 342 sq.; Meiners, Oostfries. Kerkgesch. I. bl. 371—376 und van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Haemstede: Witte von H., war ein unehelicher Sohn des Grafen Florens V. von Holland. Seine Mutter ist so unbekannt wie sein Geburtsjahr. Ende des 13. Jahrhunderts tritt er auf der seeländischen Insel Schouwen in die Oeffentlichkeit als ein vornehmer Rittersmann, dessen Anschluß an Johann von Avesnes von Gewicht war. Im J. 1300 ungefähr gab er seinen Hintersassen in Haemstede Gesetze (Keuren). Besonders that er sich im Krieg mit Flandern hervor, als treue Stütze der Hennegauer und Holländer. Als die Vläminger 1304 nach dem großen Sieg auf Duveland Holland überschwemmten, schiffte er mit geringer Mannschaft nach der Gegend um Haarlem, rief das Landvolk und die Bürgerschaft zu den Waffen und vertrieb die vlämische Vorhut im Kampfe bei Vennebroek, beim sogenannten Manpad. Obgleich sein Name noch dann und wann in Urkunden genannt wird, verschwindet H. wieder aus der Geschichte. Das Geschlecht H. blieb immer in Ansehen. In der Revolution blieb es, wie die meisten Adelsgeschlechter in Seeland, dem König und dem Katholicismus treu. Adolf von H. war selbst Viceadmiral der Spanier und büßte 1574 in einem Kampfe in der Nähe von Antwerpen seine Flotte und Freiheit ein.

P. L. Müller.

Haën: Anton van H., Arzt, im J. 1704 im Haag geboren, hatte, mit einer vortrefflichen Allgemeinbildung ausgestattet, die Universität in Leyden bezogen, um sich unter Boerhaave dem Studium der Medicin zu widmen. Hier zeichnete er sich durch einen, von glühendem Wissensdrange getragenen, rastlosen

Eifer so sehr aus, daß er nicht nur die Aufmerksamkeit seines großen Lehrers auf sich zog, sondern alsbald zu den bevorzugtesten Schülern desselben zählte. — Nach Beendigung seiner Studien habilitirte er sich in seiner Vaterstadt und war hier zwanzig Jahre lang als vielbeschäftigter, hochgeschätzter Arzt thätig. — Im J. 1754 erhielt v. H., auf Veranlassung seines Studiengenossen und Freundes van Swieten, der eben damals mit der ihm von der Kaiserin Maria Theresia übertragenen Reform des medicinischen Unterrichtes und des Medicinalwesens in den kaiserlich österreichischen Staaten beschäftigt war, einen Ruf als Professor der medicinischen Klinik nach Wien. Die glänzenden Bedingungen, welche sich an diese Berufung knüpften und die intimen Beziehungen zu seinem Freunde nicht weniger, wie der wissenschaftliche Ehrgeiz, welcher das ganze Wesen v. Haën's beherrschte, veranlaßten ihn, wiewol er bereits in höherem Alter stand, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten, und sich damit einer eben so schwierigen als dankbaren Aufgabe zu unterziehen; er hat sich derselben in der glänzendsten Weise entledigt. — Die klinische Methode des Unterrichts in der Medicin war bis dahin auf deutschen Universitäten gar nicht geübt worden; nach dem Muster einiger italienischer medicinischer Facultäten hatte dieselbe in den Niederlanden, namentlich in Leyden Platz gegriffen, wo sie zuerst von Sylvius de la Boë eingeführt und später von Boerhaave auf den für jene Zeit möglichst hohen Grad der Entwickelung gebracht worden war, und mit der Ueberpflanzung dieser Methode nach Wien hat v. H. nicht nur den Glanz der „alten“ Wiener Schule begründet, sondern auch ein Beispiel für die andern deutschen Universitäten gegeben, an welchen bald darnach klinische Institute für die verschiedenen Gebiete der praktischen Heilkunde errichtet wurden. — Als getreuer Schüler und Anhänger Boerhaave's huldigte v. H. jener wissenschaftlich empirischen Richtung in der Medicin, welche, nach ihrem Begründer mit dem Namen der „Hippokratischen“ belegt, die Voraussetzungslosigkeit in der Beobachtung und die strengste Objectivität im Urtheile und Schlusse auf ihre Fahne geschrieben, und welche, viele Jahrhunderte hindurch von den Jüngern der Wissenschaft verkannt, in Sydenham und später in Boerhaave ihre würdigsten Vertreter gefunden hatte. — In dem Geiste dieser Männer, deren Namen sich auch fast ausschließlich in seinen Schriften citirt finden, dachte, forschte und lehrte v. H.; als entschiedenster Feind jeder Theorie trat er gegen die eben damals in höchster Blüthe stehenden chemiatrischen und iatrophysischen Systeme in die Schranken — ein Umstand, der auch seine Abneigung und Polemik gegen die von Haller entwickelte Irritabilitäslehre erklärlich macht — und in dieser nüchternen Auffassung, welche er von der Aufgabe der medicinischen Wissenschaftslehre hatte, übertraf er selbst noch seinen Lehrer und dessen Commentator, van Swieten, dem er an umfassendem Wissen und gründlicher Bildung nicht nachstand. Mit seinem unermüdlichen Fleiße, seiner Begeisterung für die Wissenschaft und seiner glänzenden Rede wirkte er — ein Kliniker par excellence — zündend auf die Zuhörer, welche nach Wien strömten, um seines Unterrichtes theilhaftig zu werden. — v. H. hatte nur einen Genuß: Arbeit, aber auch nur einen Gedanken: sich selbst, und eben daraus erklären sich viele Schattenseiten in dem Charakter dieses bedeutenden Mannes, dessen Ehrlichkeit, Offenheit und Gutmüthigkeit übrigens von allen seinen Zeitgenossen gerühmt wird. — Seine Erfolge in der Wissenschaft und im öffentlichen Leben, sowie später seine Stellung am Hofe — er wurde im J. 1772, nach dem Tode van Swieten's, Leibarzt der Kaiserin mit dem Titel Archiater — die unbeschränkte Macht, welche er über seine ganze Umgebung und namentlich über die Aerzte ausübte, steigerten sein ungemessenes Selbstvertrauen zum krassen Uebermuthe und stachelten seine Eitelkeit, welche durch die geringste Veranlassung, durch einen Widerspruch, durch ein Lob seiner Feinde, ja selbst durch eine Anerkennung

seiner Freunde sich verletzt fühlte. Dabei war er in der Form des gesellschaftlichen Umgangs wenig gewandt, in seinem Auftreten und Ausdrucke schroff, in seinem Tadel nicht selten ungerecht, in seinen kritischen Angriffen bissig. Ein treffendes Beispiel hiefür gibt besonders sein Auftreten gegen Haller, dessen Irritabilitätslehre er in mehreren Schriften („Difficultates circa modernorum systema de sensibilitate et irritabilitate corporis humani", 1781 und „Vindiciae difficultatum circa modernorum systema etc.", 1762) angriff, und die Art, wie er diesen Streit führte; Haller antwortete auf die heftigen Angriffe in seiner Manier, und schließlich konnte v. H., der übrigens in der Hauptsache nicht ganz Unrecht gehabt hatte, nicht umhin, eine Art Abbitte zu leisten, indem er erklärte: virum proinde dignissimum esse, quem omnes germani per universum orbem artis filii, veneremur atque tanquam medicinae cultorem inclytum, promotoremque indefatigatum suspiciamus". — Auch sein Verhältniß zu van Swieten, dem er seine Stellung verdankte, wurde schließlich gelockert und getrübt, da auch dieser seinen Angriffen nicht entging; nur vor einem Menschen hat er bis zum Ende seines Lebens die vollste Hochachtung gehabt — vor Boerhaave. — Eine andere Eigenthümlichkeit in dem Charakter van Haën's war seine Hinneigung zur Mystik und zum Aberglauben, mit welcher er sich im vollsten Widerspruche zu seiner Aufklärung in allen wissenschaftlichen Dingen befand; man könnte fast auf die Vermuthung kommen, es sei ihm damit eben so wenig, wie mit andern seiner Ansichten Ernst gewesen, die er gegen die bessere Ueberzeugung geäußert hatte, um Opposition zu machen, wenn er nicht in einzelnen, übrigens den letzten Jahren seines Lebens angehörigen Schriften („De magia liber", 1775 und „De miraculis liber", 1776), in welchen er umfangreiche Betrachtungen über Wunder angestellt und die eben damals geläufige Theorie von der Zauberei und den Verhexungen aufrecht zu erhalten sich bestrebt gezeigt hat, den Beweis geführt hätte, wie ernst ihm die Sache war. — Unter den litterarischen Arbeiten v. Haën's (ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich in Biographie médicale V. p. 13) nehmen die von ihm veröffentlichten Jahresberichte über seine praktische Thätigkeit in dem von ihm geleiteten Krankenhause („Ratio medendi in nosocomio practico Vindobonensi", XV Voll. und „Continuatio", III Voll. 1758—1779) die erste Stelle ein; sie enthalten einen Schatz ausgezeichneter Beobachtungen und geben den Beweis, wie gewissenhaft er von den Leistungen seiner Zeitgenossen Kenntniß genommen — man findet hier die erste praktische Verwendung der von seinem Collegen Auenbrugger erfundenen Untersuchungsmethode der Brustorgane durch die Percussion — wie umsichtig und geistreich er alle für die Untersuchung der Kranken gebotenen Hülfsmittel benutzt — er ist der erste, der die Thermometrie am Krankenbette geübt — und wie richtig er den hohen Werth der Leichenuntersuchung für das Verständniß der Krankheitsprocesse geschätzt hat. — Von der Schärfe seiner Kritik zeugt u. a. seine kleine Schrift über den Schierling („De cicuta", 1765), in welcher er auf die Täuschungen hinweist, welchen sich die Aerzte (und namentlich sein College Störck) in Bezug auf die Heilkräftigkeit dieses Mittels bei verschiedenen Krankheiten hingegeben haben, und wie alle die mit der Anwendung desselben angeblich erlangten Resultate auf diagnostischen Irrthümern oder auf übereilten Schlüssen beruhen. — 22 Jahre lang war es v. H. vergönnt, sich seiner großen Erfolge in der Wissenschaft, in der Lehre und im öffentlichen Leben zu erfreuen; er starb am 4. September 1776.

Ueber sein Leben und seine Leistungen vgl. Hecker, Geschichte der neueren Heilkunde, Berl. 1839. S. 397—428. August Hirsch.

Haer: Franciscus van der H. oder Haraeus, um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Sohn angesehener Eltern zu Utrecht geboren, erhielt seine

theologische Erziehung an der Löwener Universität und erwarb sich dort den Licentiatenrang. Nach einem zweijährigen Aufenthalte zu Douai, wo er Rhetorik docirte, durchreiste er Frankreich, Deutschland, Italien und in Gesellschaft des Jesuiten Anton Possevin auch Rußland. In die Heimath zurückgekehrt, ward er Canoniker an der St. Johanneskirche zu Herzogenbusch, vertauschte aber diese Stelle bald mit einer anderen und starb 1632 als Canoniker an der Hauptkirche zu Löwen. Als Theologe hat er nur geringes Verdienst. Seine einzige eigene Schrift dieses Gebietes ist der 1599 erschienene „Neue geestelyke medicynmeester“. Besonders aber beschäftigte er sich mit der Herausgabe fremder schriftstellerischer Arbeiten, wie der „Expositio s. s. patrum in epist. s. Pauli“, der „Biblia sacra vulgatae editionis Sixti V jussu recognita cum expositionibus priscarum vocum literalibus et mysticis“ (Antw. 1629) und der „Catena patrum quatuor evangeliorum“ (Antw. 1625). Größere Bedeutung aber ist ihm als Historiker, auch in kirchlicher Hinsicht, beizulegen. Sein „Compendium ex Laur. Surii tomis VII de vitis sanctorum“ zu Antwerpen 1591 und zu Köln 1605 mit Anmerkungen von Baronius und Molanus herausgegeben hat das Verdienst, besser als Surius den ursprünglichen Text der Biographien erhalten zu haben. Seine „Olympiades et fasti concordi serie historiae sacrae et non sacrae usque ad Christum passum“ erschien zu Köln 1602 und zu Antwerpen 1614; seine „Chronologia brevis ab orbe condito ad Christum passum clare demonstrans Jesum Nazarenum esse Messiam Dan. IX pronuntiatum“ erschien zu Antwerpen ohne Jahreszahl. Ein „Chronicon universale“ und ein „Chronicon Hollandiae“ sind, wie es scheint, nie durch den Druck veröffentlicht. Besonders ist aber noch seine Geschichte des niederländischen Krieges hervorzuheben: „Onpartydighe verklaringhe der oorsaken des nederlandsche oorloghs sedert ’t jaer 1566 tot 1608“, Antw. 1612. Er zeigt sich dem spanischen Könige blind ergeben, gegen Wilhelm von Oranien aber dermaßen feindselig gesinnt, daß diese partheiische Schrift eine „Wederlegginghe“ von der Hand des Rathsherrn Fr. Branck, 1618 zu Breda herausgegeben, veranlaßte. Haraeus ließ 1623 zu Antwerpen eine neue Schrift erscheinen, welche noch viel weitere Verbreitung fand: „Annales ducum seu principum Brabantiae totiusque Belgii, tomi tres; quorum primo solius Brabantiae, secundo Belgii uniti principum res gestae, tertio Belgici tumultus usque ad inducias a° 1609 pactas, enarrantur“. Der dritte Theil dieser ganz im Geiste der vorhergenannten Arbeit verfaßten Schrift, erhielt später eine neue Umarbeitung, welche jedoch nicht gedruckt worden ist.

Glasius, Godgel. Nederl.; Paquot, Mem. litt. II, p. 170 und van Heussen en van Rhyn, Oudh. v. Utrecht I bl. 563/564.

van Slee.

Haerlem: Claes van H., mittelniederländischer Dichter. Wie Maerlant gegen 1290 im Spieghel histor. IV. Part. 1 Bd. Cap. 29, V. 74 ff. berichtet, dichtete van Haerlem Clays ver Brechten sone die Geschichte von Willem van Oringen nach dem Französischen, und daher, wie Maerlant urtheilt, lügenhaft, wenn auch anmuthig. Ein Gedicht dieses Inhalts ist nur in Bruchstücken erhalten, welche in Willems, Belg. Mus. 7, 186 ff. abgedruckt sind. Ueber die Persönlichkeit des Dichters sind nur Vermuthungen möglich. Um 1200 erscheinen mehrere Träger seines Namens, einer, der besonders passen würde, 1199 und in den folgenden Jahren urkundlich als Hofbeamter des Grafen Wilhelm von Holland, der an den Kreuzzügen eifrig Theil nahm.

Jonckbloet, Gesch. d. nl. Lt. 2. Aufl. 1, 93. Martin.

Häfelin: Joh. Caspar H., Dr. theol., Consistorialrath und Oberprediger in Bernburg, geb. am 1. Mai 1754, gest. am 4. April 1811 — war der

Sohn eines Geistlichen aus der zürcherischen Familie H., Pfarrers zu Basadingen im Thurgau, bildete sich in Zürich zum Theologen, wurde 1774 ordinirt, als Mitglied des Zürcherischen Ministeriums im Kirchen- und Schuldienste thätig, 1784 aber, auf J. C. Lavater's Empfehlung, vom Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau als Hofcaplan nach Wörlitz berufen. In dem begabten jungen Manne, der sich eine umfassende Bildung in Philologie, Geschichte und Philosophie als Grundlage seines theologischen Studiums erwarb und fortdauernd zu erweitern bemüht war, der mit überlegenem Geiste einen Charakter von seltener Festigkeit verband, erkannte Lavater schon frühe den künftigen ausgezeichneten Kanzelredner. Bei Gelegenheitt eines von Lips 1778 gezeichneten Bildnisses von H. sprach Lavater in seiner Physiognomik (Th. 3, S. 38) mit großem Lobe von H., wiederholte ähnliches mit Bezug auf ein früheres Porträt von H. in der kleineren von Armbruster herausgegebenen Physiognomik (Th. 3, S. 282) und erging sich 1786 in noch überschwenglicheren Ausdrücken über H. in seiner französischen Physiognomik, für welche Lips das Bild von 1778 in Kupferstich ausführte. H. erfüllte auch vollständig die von ihm gehegten Erwartungen. Durch Geist und Gedankenfülle, psychologische Tiefe und Wärme, durch die Würde seines ganzen Wesens machten seine Predigten und seine Amtsführung großen Eindruck. Nach achtjähriger Wirksamkeit in Wörlitz folgte H. einem Ruf an die Ansgariuskirche in Bremen. Von 1793 an stand er daselbst als ein von Zuhörern aller Stände mit gleicher Vorliebe aufgesuchter Prediger und Seelsorger in segensreicher Thätigkeit; erhielt auch 1799 die Würde eines Doctor theologiae. 1805 ließ Fürst Alexander Friedrich von Anhalt-Bernberg an H. die Einladung ergehen, als Superintendent, Consistorialrath und Oberprediger in seine Dienste überzutreten. H. entsprach der Einladung und entfaltete nun in Bernburg als Prediger, Seelsorger und als Vorsteher der Geistlichkeit des Fürstenthums eine ähnliche Wirksamkeit bis zu seinem im 57. Lebensjahre erfolgten Tode. Von Häfelin's Kanzelreden erschienen von 1777 an bis 1810 theils einzelne Gelegenheitspredigten, theils kleine Sammlungen zusammenhängender Vorträge im Drucke. Nachgelassene Schriften von H., darunter Vorlesungen über Kirchengeschichte, gab J. J. Stolz in drei Bänden heraus, 1813/15. — Ein gleichnamiger Sohn Häfelin's, nach guten Studien in Bremen und Göttingen 1804 erster Lehrer an der Stadtschule in Frauenfeld, schrieb neben Theologischem ein seiner Zeit geschätztes „Lehrbuch der Geometrie", das zwei Auflagen erlebte, Zürich 1806 und 1820. —

Aus einem andern Zweige der Familie H. stammte Friedrich H., Pfarrer und Decan in Wädenswil am Zürichsee; geb. am 17. Jan. 1808, gest. am 15. Nov. 1878. Als Studirender in Berlin einst Schüler und Hausfreund Schleiermacher's, nachmals 43 Jahre lang (1834 Vicar, 1839 Pfarrer) Prediger und Seelsorger seiner volkreichen Gemeinde, entfaltete H. in dieser und andern amtlichen Stellungen, die er gleichzeitig bekleidete, insbesondere auch als Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, eine weitreichende und verdienstvolle Thätigkeit für das religiöse geistige Leben seiner Gemeinde, für das Schulwesen, für die schweizerischen Armenerziehungsanstalten, die Mission und den protestantischen Hülfsverein: Seinem Impulse verdankt Wädenswil die Gründung eines Waisenhauses und eines Pestalozzi-Hülfsvereins für arme Schulkinder; seine Anregung vermochte die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft das Rütli zu schweizerischem Nationaleigenthum zu erwerben; unter Häfelin's Initiative gründete die zürcherische Section der Gesellschaft die Rettungsanstalt „Pestalozzistiftung für verwahrloste Knaben" unweit Zürich. H. endlich war es, welcher die unter einer katholischen Landesbevölkerung in Diaspora lebenden Protestanten von Baar, Kantons Zug und Siebnen, Kantons Schwyz sammelte,

zu Kirchgemeinden organisirte und ihnen zum Besitze eigener Gotteshäuser und Schulen verhalf. Am 18. Novbr. 1877 zwang überhand nehmende Kränklichkeit den Greisen zum Rücktritte aus seinem Wirkungskreise; nach einem Jahre schwerer Leiden erlosch sein Leben. Geist und Witz, ein seltenes Rednertalent, organisatorische Begabung, unermüdliche Berufstreue zeichneten den bedeutenden auch durch seine äußerliche Erscheinung imponirenden Mann aus. Manche seiner amtlichen Reden und Berichte und seiner Predigten sind im Drucke erschienen.

Neujahrsbericht der Gesellschaft der Chorherrnstube in Zürich, auf das Jahr 1814. — M. Lutz, Nekrolog denkw. Schweizer, Aarau 1812. — R. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz, 4. Bd., Zürich 1862. — Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, 18. Jahrgang, 2. Heft. Zürich 1879. G. v. Wyß.

Hasen: Joh. Baptist H., katholischer Geistlicher und theologischer Schriftsteller, ist geboren am 12. Juni 1807 im würtembergischen Dorfe Schörzingen am Fuße des Heubergs. Er studirte Theologie in Tübingen, wurde 1834 in Rottenburg zum Priester geweiht und in der Seelsorge verwendet, später als Präceptor an der Lateinschule in Buchau (1837) und Saulgau (1841) angestellt, 1851 Pfarrer zu Gattnau am Bodensee, wo er am 27. Juni 1870 starb. — Litterarisch machte er sich zuerst bekannt durch das Schriftchen: „Möhler und Wessenberg, oder Strengkirchlichkeit und Liberalismus in der katholischen Kirche“ (1842). Er nahm unverhohlen seine Stellung auf Seiten der strengeren Richtung eines Möhler gegenüber den josephinischen Reformbestrebungen, ohne jedoch den letzteren alle Berechtigung abzusprechen; ihm lag weniger an der Polemik als an einem friedlichen Ausgleich. Es lag aber in Hasen's Natur, daß er überall weniger in die tieferen principiellen Erörterungen einging, als die praktischen Gesichtspunkte aufsuchte. Darum betrat er auch fortan das Gebiet der kirchlichen Parteicontroverse nicht mehr, sondern zog das der praktischen Seelsorge vor, gab zahlreiche Predigten und Predigtskizzen heraus, schrieb ein „Votum für die Leichenreden“ (1856) und eine Anweisung über „Behandlung der Ehesachen im Bisthum Rottenburg“ (1853. 2. Aufl. 1868). Nicht ohne Verdienst ist seine „Gattnauer Chronik, oder der Pfarrbezirk Gattnau und die nähere Umgebung im Spiegel der Geschichte“ (1854). Freilich liegt das Verdienst dieser Schrift, die er später noch durch einen poetischen „Spaziergang durch die Pfarrei Gattnau“ ergänzte, weniger in der wissenschaftlichen Forschung als in der Anregung, welche dadurch für ähnliche locale Geschichtsstudien gegeben wurde. Ein anmuthiges Genrebild aus dem Volksleben enthält sein „Heinrich Walter, der hochherzige Gastwirth. Ein Lebens- und Charakterbild“ (1870). Linsenmann.

Hasenreffer: Matthias H., geb. am 24. Juni 1561 zu Kloster Lorch in Würtemberg, unterrichtet in den Klöstern zu St. Georgen und Hirschau, studirte als fürstlicher Stipendiat Philosophie und Theologie in Tübingen, wurde 1586 Magister und bald darauf Repetent. Seine weitere praktische und gelehrte Laufbahn war rasch und glücklich. Schon in demselben Jahre Diaconus zu Herenberg und 1588 Pfarrer in Ehingen, wurde er 1590 als fürstlicher Rath und Hofprediger nach Stuttgart berufen. Zwei Jahre später erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor und bald auch zum Dr. der Theologie in Tübingen; er übernahm die Vorlesungen Gerlach's, namentlich die lectio prophetica, und wurde neben diesem zweiter Superintendent am dortigen Stift. Bei Gelegenheit einer amtlichen Zurücksetzung trat 1605 der Senat kräftig für ihn ein; er wurde 1612 Decan und rückte nach dem Tode des Kanzlers Andreas Osiander 1617 in diese Ehrenstellung ein. In solcher Eigenschaft ist er am 22. October 1619 zu Tübingen gestorben. — Als Theologe gehörte H.

zu den Lutheranern im engeren Sinne, er war strenger Bekenner der Concordienformel und Bestreiter des Calvinismus, aber ohne die polemische Bitterkeit des gewöhnlichen Lutheranismus, denn er blieb von Gesinnung wohlwollend und milde. Als Gelehrter überschritt er das Maß der Facultätsbildung, seine mathematischen Kenntnisse sind selbst von Kepler geschätzt worden. Außer seiner polemischen Schrift: „Ausführlicher Bericht, was die reformirten Kirchen in Deutschland glauben und nicht glauben", Heidelb. 1607, worauf die Antwort erfolgte: „Examen und Gegenbericht über das zu Heidelberg gedruckte Büchlein: Ausführlicher Bericht", Tüb. 1608, ist als Hauptwerk hervorzuheben: „Loci theologici sive compendium theologiae", Tub. 1601, 3. 5. 6 und öfter wiederholt, ein durch Einfachheit der Sprache und Faßlichkeit der Darstellung ansprechendes Buch, welches auf herzoglichen Befehl herausgegeben, das ältere Compendium von Heerbrand verdrängte, in Würtemberg und Schweden große Verbreitung fand und von der Prinzessin Anna von Würtemberg 1677 ins Deutsche übersetzt wurde; noch König Karl XII. soll es studirt haben. Viel bedeutender wurde freilich Hafenreffer's Schüler Valentin Andreä, in diesem klingt auch sein eigener Name wohlthätig nach.

Luc. Osiander, Or. funebr. in exodum M. Hafenrefferi. Frischlin, Biogr. theoll. Wirtemb. II, p. 15. Tholuck, Das academische Leben, I, 145. 271. Frank, Gesch. d. prot. Theologie I, 250. Wagenmann in Herzog's Encykl. Beitr. zur Gesch. d. Univ. Tüb., Festgabe bei der vierten Säcularfeier, Tüb. 1877. S. 41 ff. Dazu meine Geschichte der prot. Dogmatik, I, 78. Gaß.

Haferung: Johann Kaspar H., am 14. Febr. 1669 zu Greußen im Schwarzburgischen als Sohn des dasigen Pastors geboren, studirte 1690—92 in Wittenberg Theologie, lebte dann 4 Jahre als Hofmeister eines Herrn von Boy in Schweden (wo er wiederholt auf der Universität Upsala disputirte), nach deren Ablauf er über Amsterdam nach Wittenberg, und von da 1702 als Adjunct der sondershausenschen Ephorie, Beisitzer des Consistoriums und Pastor von Greussen in die Heimath zurückkehrte. Nachdem er in diesen Stellungen 13 Jahre mit Segen gewirkt, wurde er 1713 als Archidiaconus an die Marienkirche zu Wittenberg berufen, wo er späterhin auch zum außerordentlichen, 1726 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde und am 17. Mai 1744 starb. — H. gehörte unter den lutherischen Theologen seiner Zeit zu den wenigen, welche darauf drangen, daß das wahre Christenthum nicht sowol lutherische Rechtgläubigkeit als vielmehr innerliches Leben und thätige Frömmigkeit sein müsse, was ihm vielerlei Anfeindungen zuzog. Das Verzeichniß seiner zahlreichen meistens dogmatischen Schriften s. bei Jöcher. Heppe.

Haffner: Anton und Franz H., zwei schweizerische Chronikschreiber des 16. und 17. Jahrhunderts. — Anton H. ist in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts aus angesehenem bürgerlichen Geschlechte in Solothurn geboren und trat schon in früher Jugend 1552 als Trabant (Kadett) in ein Schweizerregiment in französischen Diensten. Seit 1562 als Feldschreiber, später als Großrichter und Hauptmann machte H. in königlichen Diensten die Feldzüge gegen die Hugenotten mit und nahm an dem für die Schweizertruppen ruhmvollen Rückzug von Meaux und an den Schlachten von Blainville, Chateauneuf und Montcontour Theil. In den Jahren 1576 und 1577 diente er seiner Vaterstadt als Gerichtsschreiber und auch später noch war er in ihren Kanzleien beschäftigt. Er starb zwischen den Jahren 1600 und 1608. — Seine „Chronica" (Solothurn 1849) hat zwei Theile. Der erste Theil ist eine unzusammenhängende Compilation altsolothurnischer Traditionen, treuherzig und kunstlos erzählt; der zweite Theil enthält die Kriegszüge der Solothurner in fremden

Landen, behandelt Einzelnes aus den italienischen Feldzügen von 1515 an und erzählt das Selbsterlebte in französischen Diensten aus der Zeit der Hugenottenkriege von 1552 bis 1574, tagebuchartig, ohne pragmatische Verbindung, aber mit manchen nicht uninteressanten Einzelnheiten.

Franz H. ist der Sohn eines Hauptmanns und Großrathes Anton H., doch nicht des oben genannten Chronikschreibers, wie bis jetzt angenommen wurde, und am 18. Novbr. 1609 in Solothurn geboren. In den Schulen und Kanzleien der Vaterstadt gebildet, ward er 1635 Rathsschreiber, 1636 Großrath und 1639 Stadtschreiber und Mitglied des geheimen Rathes. Mit großem Eifer war H. für die Interessen des kleinen solothurnischen Freistaates und in den Angelegenheiten der schweizerischen Eidgenossenschaft thätig. Sehr oft war er Gesandter an schweizerischen Tagsatzungen und in besonderen Missionen seiner Vaterstadt, mehrfach Schiedsrichter und Vermittler in den Streitigkeiten zwischen den katholischen und protestantischen Kantonen, so in den Zeiten des Bauernaufstandes und des Vilmergerkrieges. Die Rechte seiner Vaterstadt, von wem immer er sie gefährdet glaubte, verfocht H. mit gewandter Feder, obschon seiner katholischen Religion sehr ergeben und vom Papste zum apostolischen Notar und Ritter der römischen Kirche ernannt, auch gegen die Geistlichkeit, wie in seiner Streitschrift „Tropliaeum Veritatis, das Siegeszeichen und Ehrenkräntzlein der Wahrheit“ (Sol. 1661) gegen Ansprüche des Benedictinerklosters Mariastein. Dagegen war er im J. 1646 ein Hauptbeförderer der Gründung des Jesuitencollegiums in Solothurn. Ein fleißiger Erforscher der alten Rechte und der Geschichte der vaterländischen Republik, hat er ihre Urkunden und Akten sorgfältig gesammelt und zum Theil in einer stattlichen Reihe von Folianten zusammengestellt. In seiner Chronik „Der kleine Solothurner Schaw-Platz“ (Solothurn 1666) tritt der fleißige Sammler und für seine Zeit nicht ungelehrte, aber alle Ereignisse nur vom beschränkten Standpunkte seiner Vaterstadt und seiner Kanzlei würdigende Stadtschreiber charakteristisch hervor. Im allgemeinen Theile, einer Weltchronik, theilt H. die Geschichte in eilf Weltalter, vom sechsten an, „wie sie unter dem Regiment der Herren Schultheißen oder Reichsvögt von Solothurn sich begeben“; der zweite Theil enthält die Beschreibung und Chronik der Stadt und Landschaft Solothurn. Man kann der Chronik Mangel an historischem Urtheil, Leichtgläubigkeit, kleinliche Klatscherei und ermüdende Breite vorwerfen; sie enthält aber auch viel culturhistorisch Denkwürdiges und reiche, wenn auch zuweilen ungenaue Ergebnisse fleißiger Forschung für die Geschichte des Kantons Solothurn. — H. verlor, wie er selbst erzählt, infolge seiner mühseligen Studien 1653 die Sehkraft eines Auges, und da er mehr und mehr erblindete, legte er 1660 sein Amt als Stadtschreiber nieder, behielt jedoch bis zum Tode die Stelle im Großen Rathe, in welchem dem verdienten Manne „auß obrigkeitlichem Decret das erste Votum und der Vorsitz“ gewahrt wurde. Er starb am 26. März 1671. F. Fiala.

Haffner: Friedrich Wilhelm H., Schauspieler, geb. zu Dresden 1760, gest. das. am 18. Februar 1828. 1777 trat er bei der Bondini'schen Gesellschaft zur Bühne, ging 1781 nach Berlin, wo er als Lieutenant Aldorf in „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ unter Doebelin's Direction debütirte und in der Folge zweite Liebhaber gab, war dann bei Wäser, Schuch und in Riga engagirt, bis er am 20. April als Oberförster in Iffland's „Jägern“ zur Seconda'schen Gesellschaft übertrat, bei der er bis an sein Lebensende verblieb. Zärtliche Väter und launige Alte waren nun sein Fach, das er mit Wärme und mit treuer Beobachtung des Natürlichen (dessen allzustarke Betonung getadelt wurde) ausfüllte, unterstützt von einem „wohlgebauten Körper, einnehmenden Gesicht und geschmeidigen Sprachorgan“. Nachdem er Fleck gesehen, war dieser

sein Meister. Körner der ihn 1801 als Wachtmeister in „Wallenstein's Lager" sah, fällt ein sehr günstiges Urtheil über ihn. Odoardo, Oberförster, Abbé de l'Epée, Miller u. A. galten als seine besten Rollen. Joseph Kürschner.

Haffner: Isaak H., protestantischer Kanzelredner und Professor der Theologie, geb. zu Straßburg den 4. Decbr. 1751, besuchte Göttingen, Leipzig, wo er mit dem Prediger Zollikofer sich befreundet, Dresden, Halle, Berlin (1777 bis 1780), wird in Straßburg Freiprediger, Professor 1788; weigert sich (1793) seine Glaubensüberzeugung abzuschwören, ist bis nach dem 9. Thermidor in Kerkerhaft, reorganisirt nach seiner Befreiung eine evangelische Gemeinde. Nach Abschluß des Concordats Prediger zu St. Nicolai, Professor an der unter dem Titel einer protestantischen Akademie (1803) wieder erstandenen Universität Straßburg. — In diese Lebensepoche fällt eine seiner Hauptschriften: „Welche Hülfsquellen findet die Theologie in den philologischen, historischen, philosophischen, litterarischen Wissenschaften" (Französisch. Straßburg 1804)? — Als die eigentliche theologische Facultät, — ein Theil der Académie de Strasbourg, — errichtet wurde (1819), erhielt H. die Stellung eines Decans. Bereits 1816 war er Mitglied des Directoriums geworden. — Im J. 1819 schrieb er eine (rationalistische) Einleitung (deutsch) für die auf Kosten der Bibelgesellschaft von Straßburg veröffentlichte h. Schrift. H. erlitt bei dieser Gelegenheit intolerante Angriffe: die Einleitung mußte isolirt herausgegeben werden. Im J. 1821 ertheilte ihm die Regierung das Kreuz der Ehrenlegion. Im J. 1830 feierte er sein Predigerjubiläum. Er starb den 27. Mai 1836, beinahe achtzigjährig, hochgeachtet als Mensch, als Gelehrter und als Redner. — Er hatte im Laufe seiner thätigen Wirksamkeit eine zahlreiche Bibliothek gesammelt, deren Katalog, mit eigenhändigen Notizen des Sammlers, im J. 1832 in Straßburg in zwei Bänden erschien. — Haffner's Bedeutung als Schriftsteller gründet sich auf seine „Festpredigten" (1801. 2 Bände) und seine „Predigten und Homilien" (1823 und 1826. 2 Bände). Classische Werke, ausgezeichnet durch Gedankenreichthum, Entwickelung und kräftigen, harmonischen Stil. — H. gehört in die Schule von Zollikofer und Reinhard. — Sein Auditorium hatte er sich besonders in den oberen Gesellschaftsschichten herangebildet. Als akademischer Lehrer glänzte er durch seine Erudition und fesselte durch seinen oft sarkastischen Vortrag. Die dogmatische Linie, die er einhielt, rief Widersacher hervor, obgleich er keine Länge breit von den evangelischen Grundwahrheiten abging. Zu bemerken wäre noch, daß der radikale Deputirte Martin von Straßburg sein Schwiegersohn war.

Vgl. Encyclopédie des gens du monde. Tom. XIII. p. 371 sqq. (Ein biographischer Artikel von seinem Collegen und Schüler Prof. Fritz.)

Spach.

Haffner: Karl H., fruchtbarer dramatischer Schriftsteller, geb. am 8. Novbr. 1804 zu Königsberg in Preußen, starb am 29. Febr. 1876 zu Wien. Das Leben dieses verdienten Volksschriftstellers, der schon darum Achtung verdient, daß er in der Posse die Zote zum Theil aus ihrer Herrschaft drängte und in Nachartung Raimund's einen gemüthvollen Ton im Volksstück anschlug, hat des Lebens Bitternisse so reichlich ausgekostet, daß seine Todesanzeige in einem Wiener Blatte mit Recht beginnen durfte: „Heute um 11 Uhr Vormittags ist der Possendichter Karl Haffner gestorben, oder trauriger gesagt, von der Noth des Daseins erlöst worden! So das Ende eines Mannes, der Tausenden Erfrischung und Erheiterung geboten, ja noch über sein Grab hinaus bietet." In seiner Vaterstadt besuchte er das Collegium Fridericianum, trat schon mit 16 Jahren zu einer Wandertruppe und durchzog als fahrender Komödiant Preußen, Sachsen, Schlesien, Oesterreich und Ungarn. Nach 10 Jahren machte er Rast, stellte den Schminktopf bei Seite und wurde Dramatiker und Theaterdichter am Pester

Theater bei Feodor Grimm, nachdem er bereits vorher einige dramatische Versuche gemacht hatte. In Pest schrieb er Trauerspiele, wie „Die Raubschützen“, „Die Locke des Enthaupteten“, „Block’s Todtengruft“, „Schwarzenberg und Palffy“, „Batory’s Tod“ ꝛc., die den stürmischen Beifall des Publikums fanden. Der bekannte Theaterdirector Carl in Wien erkannte darin seltsamer Weise Haffner’s Talent für die Localposse und engagirte ihn auf 9 Jahre für das Theater an der Wien als Theaterdichter. Zur Lieferung von 11 Stücken im Jahr mußte er sich verpflichten und hat seinen Contract treulich gehalten. Später wandte er sich dem Theater in der Josephstadt zu und redigirte zuletzt das satirische Wochenblatt „Böse Zungen“. Seinen ersten größeren Erfolg erzielte H. mit dem romantisch-komischen Volksmärchen „Marmorherz“, das 1841 einen zweiten Preis erhielt und neben anderen dramatischen Dichtungen des Verfassers in seinem „Oesterr. Volkstheater (1845 ff. 3 Bde.) zu finden ist. Dauernd hat sich sein dreiactiges Genrebild „Therese Krones“ erhalten, in dem er den Raimund’schen Kreis auf die Bühne brachte. Außer Dramen schrieb H. auch mehr als 30 Bände Romane, worunter einer „Scholz und Nestroy“ (1864 bis 1866. 3 Bde.) Verschiedenes zur Geschichte seines Lebens enthält. Die Kritik hat H. wenig aufmunternd und glimpflich behandelt, obgleich Humor und geschickte Charakterzeichnung seinen Stücken nicht abgesprochen werden kann. Eine Tochter Haffner’s, Natalie, ist Schauspielerin und zur Zeit (1878/79) in Brünn engagirt. Joseph Kürschner.

Hafftiz: Peter H., Schulmann und märkischer Chronist, geb. um 1525 in Jüterbock, gest. in Berlin um 1602. Nachdem er die Schulen zu Zinna und Pirna besucht hatte, widmete er sich 1545 dem Studium der Theologie in Frankfurt a. O., wo er auch 1546 die Magisterwürde erlangte. Seit 1549 in Berlin als Lehrer, zuerst an der Nicolai-, sodann an der Marienschule beschäftigt, führte er später das Rectorat über die beiden, während einiger Jahre vereinigten Anstalten und behielt nach ihrer abermaligen Trennung das der Nicolaischule. Als diese jedoch 1574 in ein Gymnasium (zum grauen Kloster) umgewandelt werden sollte, ward als dessen Rector Jacob Bergemann gewählt und H. blieb ohne Amt. Während seiner unfreiwilligen Muße verfaßte er das Trostbuch: „De iudicio extremo“ (Wittebergae 1575, 8°., deutsch, Leipzig 1577). Erst zu Ostern 1577 ward ihm wieder das Rectorat der Petrischule in Cölln a. S. übertragen, welches er etwa zehn Jahre lang verwaltete und dann in Ruhestand zurücktrat. — Am bekanntesten ist H. geworden durch seine in annalistischer Form verfaßte: „Kurtze und warhafftige Beschreibung des Zustandes der Kurmark Brandenburg von 1388—1595“, die er — auch unter dem Titel Microchronologicum — seit 1595 in mehreren mannigfach veränderten und mit Fortsetzungen versehenen Abschriften Fürsten, städtischen Behörden und anderen Gönnern übersandte. Noch bis ins 18. Jahrhundert wurde das Werk handschriftlich vervielfältigt; gedruckt wurde zunächst nur die Episode über Hans Kohlhase in Chr. Schöttgen’s diplomat. Nachlese der Historie von Obersachsen 1730, II. 528 ff. und später in den Berliner Nachrichten 1827, Nr. 79—81. Endlich nahm Riedel das ganze Microchr. (jedoch nur nach einem erst mit dem Jahre 1411 beginnenden Manuscript) in seinen Codex diplomat. Brandenb. IV. 1. S. 46—168 auf. Eigenes schriftstellerisches Verdienst kann der Verfasser für dieses Werk nicht beanspruchen; der schon früher gelegentlich gegen ihn erhobene Vorwurf (vgl. Möhsen, Beitr. zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenb. 1783, S. 11), daß er nur ein Plagiat geliefert habe, ist neuerdings durch die kritischen Untersuchungen Heidemann’s (s. unten) im Einzelnen erhärtet worden. So begreift es sich, daß H. nicht selbst den Druck seines Manuscriptes betrieben hat. Er compilirte das Microchr. unmittelbar

nachdem das Breviarium rerum Marchicarum des Andreas Angelus (s. d.) im J. 1593 erschienen war und legte dieses fast wörtlich seinen Angaben für die Jahre von 1426—1592 zu Grunde. Einzelne Auslassungen sollten theils nur seine Quelle, die er zu nennen unterließ, verbergen, theils wurden sie durch andere Motive veranlaßt. Die Zusätze aber für den genannten Zeitraum (etwa 100 an der Zahl) sowie die Fortsetzungen bis zum Abschluß seiner Manuscripte (das der Universitätsbibliothek in Breslau bringt noch eine Notiz vom 9. Octbr. 1601) enthalten vorzugsweise Nachrichten, welche dem Verfasser aus persönlicher Kunde zufließen konnten, z. B. die über Berliner Ereignisse oder die nicht durchaus zuverlässigen Mittheilungen über Kohlhase, der ja auch vielfach in und um Jüterbock, der Vaterstadt des H., sein Wesen getrieben hatte (vgl. Burkhardt, Der histor. Hans Kohlhase und Heinr. v. Kleist's Michael Kohlhaas, 1864). Für den ersten Theil seines Werkes, d. h. bis zum J. 1425, hat H. unmittelbar aus derjenigen Quelle geschöpft, welche auch dem entsprechenden Zeitraum des Breviariums zu Grunde liegt, nämlich aus der zeitgenössischen Chronik des Engelbert Wusterwitz. Dadurch, daß H. dieselbe ausgiebiger als Angelus nicht blos im Breviarium, sondern auch in seinen ausführlicheren „Annales Marchiae Brandenburgicae“, 1598, benutzte, hat er ein schätzbares Material zur Reconstruction jenes leider nur in diesen Fragmenten erhaltenen Werkes geliefert und seinem Microchr. einen von ihm selbst ungeahnten Werth verliehen.

Schlicht, Horae subsecivae I. (1718), 103—118, II. (1722), 140—144. — Küster, A. und N. Berlin I. 975. — K. Kletke, Quellenschriftsteller z. Gesch. d. Preuß. Staats, 1858, S. 32—34. Besonders aber J. Heidemann in den Forschungen z. deutschen Gesch. XVII. 521—578, XVIII, 392 ff. und dessen Ausgabe des E. Wusterwitz nach Angelus und Hafftiz, 1878.

Schwarze.

Häfliger: Jost Bernhard H., geb. 1759 zu Beromünster im Kanton Luzern, seit 1793 Pfarrer und später Decan zu Hochdorf, starb 1837 daselbst. Volksliederdichter, von dem das bekannte Lied: „Was brucht me — n — i der Schwyz“ (1796) herrührt.

Baechtold.

Hafner: Aemilian H., letzter Abt des Benedictinerstiftes St. Magnus in Füssen; geb. zu Reute in Tirol am 25. Decbr. 1739, machte seine Studien am Gymnasium zu Hall in Tirol, legte am 30. Novbr. 1758 die Ordensgelübde ab, und wurde 1764 Priester. Im Kloster verwaltete er nacheinander die Aemter eines Custos, Novizenmeisters, Priors, und wurde am 6. April 1778 zum Abt erwählt. Bei seinem Regierungsantritte befand sich sein Stift in Bezug auf Oekonomie in ungünstigen Verhältnissen, und war überdies mit dem Hochstifte Augsburg in einen Prozeß verwickelt. Große Verdienste erwarb sich Abt H. um die Hebung der Wissenschaften unter seinen Religiosen und um die Bildung der Jugend. Er eröffnete nämlich 1790 in seinem Stifte ein Gymnasium, an dem ausschließlich Conventualen seines Klosters als Lehrer wirkten. Mehrere Jünglinge erhielten unentgeltlich Verpflegung und Unterricht. Die Bibliothek bereicherte er mit den neuesten Erscheinungen der Litteratur. Daß seine Bemühungen nicht erfolglos waren, beweisen die gelehrten Conventualen, welche das St. Magnusstift unter ihm aufzuweisen hat, wie Zimmermann, Keller, Sinner, Helmschrott u. s. f. Die Aufhebung seines Stiftes setzte seinem edlen Streben ein Ziel. Dasselbe wurde nämlich bei der allgemeinen Säkularisation dem fürstlichen Hause Oettingen-Wallerstein als Entschädigung zugewiesen. Fürstin Wilhelmine verfügte am 14. Januar 1803 die Aufhebung dieses Klosters, das länger als ein Jahrtausend bestanden hatte. Bei diesem Anlasse brachte der Abt seine auf 3000 fl. geschätzte und von ihm selbst größtentheils mühsam angelegte Münzsammlung dem Hause Oettingen-Wallerstein zum Opfer. Da

ihm ferner nicht mehr gegönnt war das Stiftsgebäude zu bewohnen, zog er in seine Heimath Reute, und starb dort am 19. Mai 1823 im Rufe eines Vaters der Armen. Seine Ruhestätte erhielt er auf dem Gottesacker der Pfarre Breitenwang bei Reutte. Abt Aemilian wollte nicht scheiden, ohne seinen vorausgegangenen Mitbrüdern ein Denkmal gesetzt zu haben. Er ließ daher auf seine Kosten die Gruft in der St. Magnuskirche erneuern und dort folgende bedeutsame Inschrift anbringen: „In hisce tumulis requiescunt reliquiae filiorum div. Benedicti et Magni; pro adhuc viventium cineribus non erit amplius locus in diversorio hoc; patuit enim hoc D. Magni coenobium ruinae magnae totius status ecclesiastici anno MDCCCIII. Posteritati haec fieri fecit Aemilianus abbas ultimus MDCCCXX.“

Vgl. Steichele, Bisthum Augsburg, Heft XXVI. S. 418. Pl. Keller, Kurze Chronik des ehem. Benedictiner-Klosters St. Mang in Füssen, Füssen 1807. 8. A. Lindner.

Hafner: Alphons H., letzter Abt des Benedictinerstifts Ettal (Bruder des Aemilian H.). Geb. zu Reute in Tirol am 16. April 1742, studirte er im Kloster Ettal und zu Augsburg, bezog dann die Universität Innsbruck, wo er zum Magister der Philosophie creirt wurde. Im J. 1761 trat er ins Kloster Ettal. Abt Bernard II., Graf von Eschenbach, schickte ihn zum Studium der Theologie nach Freising und Benedictbeuern. Priester geworden (1767), kam er zur Ausbildung in den orientalischen Sprachen nach Regensburg in das fürstliche Stift St. Emmeram, wo unter Abt Frobenius dieses Studium vorzüglich betrieben wurde. Derselbe hatte zu diesem Zwecke eigens P. Carl Lancelot, Benedictiner der Congregation St. Mauri nach St. Emmeram berufen. Von dort nach 2 Jahren zurückgekehrt, bekleidete H. mehrere Aemter im Kloster. 1776 bis 1779 lehrte er am Lyceum zu Freising Philosophie, 1779—81 Theologie. 1781 kam er als Rector des Lyceums nach Straubing. Nach dem Tode des Abtes Othmar von Ettal wurde er dessen Nachfolger (1787). Er vollendete während seiner Regierung die Ausschmückung des Innern der durch ihre Deckengemälde berühmten Chorcapelle, und wollte auch die Façade der Kirche nach dem bereits entworfenen Plane herstellen, als die Säcularisation eintrat. Er ging anfänglich (1803) in seine Heimath, bald aber nach Italien, wo er sich im Kloster St. Giorgio bei Venedig aufhielt und 1807 zu St. Giustina bei Padua, einem Kloster seines Ordens starb. Als Abt hatte er das Verdienst, das an die Stelle der berühmten Ritterakademie getretene Klosterseminar emporgebracht, und, wie sein Bruder Aemilian, für Bibliothek und wissenschaftliche Zwecke viel gethan zu haben.

Vgl. Amtsblatt für Tirol und Vorarlberg, 1828. S. 336 ff.
A. Lindner.

Hafner: Jacob H., abenteuerlicher Reisender und Reisebeschreiber, wurde 1755 in Halle geboren, wo sein aus Colmar stammender Vater als Arzt lebte. Als ältestes von drei Kindern begleitete er schon im Alter von 11 Jahren seinen Vater nach Batavia, als dieser von der niederländisch-ostindischen Compagnie in ärztlicher Stellung dorthin gesandt wurde; aber sein Vater starb an Bord des Schiffes und der Knabe sah sich nach der Ankunft in Batavia gezwungen, Dienste auf Schiffen zu nehmen, die ihn einen großen Theil der Welt sehen ließen und ihm Sprachkenntnisse zuführten, wie sie zu jener Zeit nicht häufig waren. Er sprach 5 europäische und mehrere malayische Idiome. Großentheils dieser Kenntniß verdankte er die Anstellung in Diensten der niederländisch-ostindischen Compagnie, welche er nach 12jährigen Seefahrten erhielt. In dieser Stellung zauderte er nicht, seine schönen Naturgaben, unter welchen ein hervorragendes Gedächtniß

besonders genannt wird, zur Geltung zu bringen und rückte schon 1779 zum Buchhalter der an den Küsten Vorderindiens gelegenen Besitzungen vor. Als die Engländer 1781 sich dieser Besitzungen bemächtigten, verlor er seine Stelle und ging nach Calcutta, wo er neuerdings in kaufmännische Dienste trat, um aber schon 1795 nach Europa zurückzukehren. Er verheirathete sich in Amsterdam, wo er den größten Theil der Jahre bis zu seinem Tode verlebte. Er starb am 3. September 1809. In dieser Zeit veröffentlichte er zwei Reisebeschreibungen, welche ihm rasch Ruf verschafften: „Lotgevallen op eene reis von Madras over Tranquebar naar het eiland Ceilon. Met eene Plaat", Amsterdam 1806 und „Reize in eenen palanquin of Lotgevallen op eene reiz langs der Kusten Orixa en Choromandel. 2 deelen met platen", Amsterdam 1807. Eine Preisarbeit: „Onderzoek naar het nut der zendelingen en zendelingsgenootschappen in de twee latste eeuwen" erschien in den Verhandelingen of Teyler's Goodgeleerd Genootschap 1807 und 1797 legte er der Amsterdam'sche Dicht- en Letteroefenend Genootschap", Proben aus Ramajana und Mahabarata vor. Kleinere Arbeiten von ihm finden sich in verschiedenen niederländischen Zeitschriften seiner Zeit, vorzüglich den: „Vaterlandsche Letteroefingen", und andere wurden nach Hafner's Tode von seinem Sohne herausgegeben. — Die Reisebeschreibungen Hafner's, welche schon kurz nach ihrem Erscheinen ins Deutsche und Französische übersetzt worden waren, wurden zu ihrer Zeit mit unter die hervorragendsten Werke dieses Zweiges der Litteratur gezählt. In der That ist ihr Stil leicht und lebhaft und sie lesen sich bequem, oft selbst spannend. Aber sind auch nicht mehr als Unterhaltungsschriften. Gehäufte Abentheuer, die nicht immer wahrscheinlich, romanhafte Verhältnisse, übermäßig in den Vordergrund geschoben und breit behandelt, daneben Vernachlässigung des wirklich Wissenswerthen und ein bald sentimentaler, bald hochtrabender Stil weisen ihnen einen Platz an in derjenigen Reiselitteratur, welche näher ist den Reiseromanen à la Chateaubriand als den eigentlichen Reisebeschreibungen.

Notice sur la vie de M. Jaques H. in Bd. I. der französischen Uebersetzung der Lotgevallen (Paris 1811). Biographisch Woordenboek der Nederlanden I. S. 5. Ratzel.

Hafner: Philipp H., Possendichter und Regenerator der Wiener Volksbühne, geb. in Wien 1731, † daselbst 1764. (Geburts- und Todestag unbekannt.) Er hatte die Wiener Jesuitenlehranstalten besucht, das Studium der Rechte betrieben und wurde sodann beim Wiener Stadtgerichte angestellt. Seine ersten dramatischen Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit des damaligen Pächters des Hoftheaters in Wien, Grafen Durazzo. Seit 1764 begann er die Veröffentlichung seiner Possen, welche auf den Bühnen Wiens und Oesterreichs überhaupt bis ins 19. Jahrhundert hinein zahlreiche Aufführungen erlebten. In Wien verkehrte H. viel mit Prehauser, dem bekannten Schöpfer der österreichischen Hanswurstfigur, für den auch manche Rollen seiner possenhaften Stücke geradezu geschrieben wurden. Er starb an der Schwindsucht schon mit 33 Jahren. Hafner's Einfluß wurde für die österreichische Bühne bedeutungsvoll. Bis zu seinem Auftreten sah man auf der Volksbühne nur extemporirte Stücke; neben den Haupt- und Staatsactionen waren es possenhafte Zerrbilder, welche mit ihrem Hanswurst die einzige dramatische Kost für das Volk bildeten. So war es unter Stranitzky und zum Theil auch noch unter Prehauser. Es schien schwer, die plumpen, oft unflätigen und cynischen Späße von der Bühne zu verdrängen. H. brach zuerst die Bahn zum Besseren, nicht plötzlich, sondern allmählich; seine Satyre einer Extemporekomödie: „Der alte Odoardo und der lächerliche Hanswurst", welche er im J. 1755 anonym an den Director Weißkorn sandte, war der erste Angriff auf die Stegreifposse, der „Brief eines neuen Comödienschreibers an einen Schauspieler",

(abgedruckt in der Ausgabe seiner Lustspiele vom J. 1782) zielt nach derselben Richtung. Hafner's Possen und Lustspiele zeugen von gesundem Humor, sie sind nicht ohne Geschick gegliedert uud bieten insbesondere manchen wichtigen Beitrag zur Sittengeschichte Wiens. Die ersten Stücke („Mägera, die förchterliche Hexe oder das bezauberte Schloß des Herrn von Einhorn", 1764 ꝛc.) gestatten in manchen Scenen noch das Extempore. Von den übrigen Lustspielen Hafner's sind zu nennen: „Etwas zum Lachen im Fasching oder Burlins und Hanswursts seltsame Carnevalszufälle" (1771); „Die bürgerliche Dame oder die Ausschweifung eines zügellosen Eheweibes mit Hanswurst und Colombina" (1771); „Die reisenden Komödianten" (1774); „Evakathel und Schnudi" (in der Sammlung der Lustspiele). Außerdem gibt es von Hafner noch eine unbedeutende Sammlung lyrischer Stücke „Scherz und Ernst in Liedern" (2 Thle. 1770).

Wurzbach, Biogr. Lex. VII. S. 188. — Oesterr. Realencyclopädie II. S. 472. — Sonntagsblätter v. L. A. Frankl, Jahrg. 1842. Nr. 45. — Meusel, Lexikon. Ueber den Einfluß Hafner's auf österreichische Bühnenzustände überhaupt vgl. Anton Schlossar, Inneröstereich. Stadtleben vor 100 Jahren (Wien 1877) S. 33 u. a. O. Schlossar.

Haga: Cornelis H., niederländischer Diplomat, geb. 1578 in Schiedam, widmete sich dem Studium der Rechte und ward schon 1610 von den Generalstaaten nach Schweden geschickt, um zwei daselbst mit Beschlag belegte Kauffahrer zu befreien. Nicht allein wußte er seine Aufgabe zu lösen, sondern er knüpfte zugleich Verbindungen mit Schweden und Rußland an, die den Boden zu Handelstractaten ebneten. Die Erfolge veranlaßten die Staaten, ihn als ihren Botschafter mit dem Titel eines Orators nach Constantinopel zu schicken. 1611 daselbst angelangt, hatte er ein volles Jahr mit allerlei Beschwerden zu kämpfen bevor er zur Audienz beim Sultan zugelassen wurde. Doch es gelang ihm, diese mit vielem Geschick durchzusetzen und so die Anerkennung der niederländischen Republik von der Pforte zu erwirken. Bis 1640 sich eines immer steigenden Einflusses erfreuend, schloß er wichtige Handelsverträge, leistete den Griechen viele Dienste und galt allgemein als einer der mächtigsten Beschützer der christlichen Interessen und des Handels im Allgemeinen. Merkwürdig ist die aus seiner Correspondenz hervorblickende enge Verbindung der orientalischen und europäischen Angelegenheiten. Er benutzte seinen Einfluß bei der Pforte wo er konnte, um den habsburgischen Interessen Abbruch zu thun. 1640 nach Holland zurückgekehrt, wurde er fünf Jahre später zu dem hohen Amte eines Präsidenten des Hohen Rathes (des höchsten Gerichtshofes in Holland und Seeland) berufen. Er bekleidete dieses bis zu seinem 1654 erfolgten Tode.

Vgl. Harderwyk, Levenschets van Mr. C. Haga in Jaarboek van Schiedam. 1849—50. P. L. Müller.

Hage: Hartwig von dem H., Dichter aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Wir besitzen von ihm zwei Gedichte, das eine eine Bearbeitung der Marter der heil. Margaretha, ein schon im 12. und 13. Jahrhundert mehrfach behandelter sehr beliebter Legendenstoff. Des Dichters Quelle war die in des Mombritius Sanctuarium 2, 104 ff. gedruckte lateinische Version. Seinen Namen hat der Dichter hier nicht genannt, wol aber, und zwar in Form eines Akrostichons, in dem zweiten in derselben Handschrift stehenden Gedichte, die sieben Tagzeiten von dem Leiden Christi, ebenfalls ein viel behandelter Gegenstand im 14. und 15. Jahrhundert. Beide Werke sind übrigens von geringem dichterischen Werthe. Docen im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst 2, 265 ff. und in den altd. Wäldern 3, 149 ff. hat von den beiden noch ungedruckten Gedichten gehandelt und die Identität der Verfasser nachgewiesen.

K. Bartsch.

Hagedorn: Christian Ludwig von H., Bruder des Dichters, Kunstfreund und Radirer, geb. zu Hamburg den 14. Febr. 1713, gest. zu Dresden am 24. Jan. 1780. Als Sohn eines dänischen Etatsrathes erhielt er die sorgfältigste Erziehung, studirte an den Universitäten Halle und Jena und entschied sich für die diplomatische Laufbahn. Zur Kunst hatte er schon frühzeitig, besonders durch seine kunstübende Mutter Anregung erhalten, doch übte er sie mehr zum Vergnügen. Er malte artige Landschaften und versuchte sich auch mit der Radirnadel. Seine radirten Landschaften wurden früher sehr bewundert; heutzutage werden sie selten, weil sie nicht mehr gesucht werden. Größeres Verdienst um die Kunst hat sich H. in seiner Stellung als Director an der Dresdner Kunstakademie erworben, wozu ihn der Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen ernannt hatte. H. ist auch als Kunstschriftsteller thätig gewesen; seine Schriften: „Lettre à un amateur“, 1755 und „Betrachtung über die Malerei“, 1762 haben bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen gemacht und letztere Schrift wurde durch Huber auch ins Französische übersetzt. Als Curiosum sei erwähnt, daß der Künstler von Basan und Strutt „Versuch“ genannt wird. Man nahm die Inschrift auf dem Titelblatt seiner radirten Landschaften: „Versuche“ für den Namen des Künstlers.

Hamb. Künstlerlexikon. Wessely.

Hagedorn: Friedrich v. H., Bruder des Kunstschriftstellers Christian Ludwig v. H. (s. o.), wurde am 23. April 1708 als ältester Sohn des königl. dänischen Staats- und Conferenzraths Hans Stats v. H. geboren. Schon im J. 1722 wurde er seines Vaters beraubt, welcher die Familie nicht gerade in dürftigen, aber doch auch in keineswegs glänzenden Verhältnissen zurückließ. Indeß fand der talentvolle Knabe die trefflichste Gelegenheit, seine Anlagen auszubilden, indem Hamburg damals wie keine andere Stadt reich war an Gelehrten, die sich auch als Dichter einen Ruf erworben hatten oder doch schönwissenschaftlichen Interessen zugänglich waren; so vor allem Brokes, Richey, der Hagedorn's Lehrer auf dem Hamburger akademischen Gymnasium war, Erdmann Neumeister u. a. Unter solchen Umständen lernte auch der poetisch angelegte Knabe schon im Jugendunterricht die klassischen Dichter ganz anders liebgewinnen, als es sonst damals der Fall zu sein pflegte, so daß seine Poesie, wie Vilmar sagt, „die erste gute Frucht wurde, welche die zwei Jahrhunderte lang nur schädlich, oft geradezu giftig wirkende classische Philologie getragen.“ Sein Liebling wurde Horaz, in welchem er für sein ganzes Leben einen „Freund, Lehrer und Begleiter“ fand und den er auch in mehreren Dichtungen frei nachbildete. Die Liebe zur Poesie nahm er auch auf die Universität nach Jena mit, wohin er sich 1726 zum Studium der Rechte begab und wo er drei Jahre verblieb, doch nahm er dort auch an den durch die Wolff'sche Philosophie hervorgerufenen Streitigkeiten lebhaftes Interesse. Dabei blieb er mit den Hamburger Litteraten, die eine eng geschlossene Cameraderie bildeten, in Verkehr; er arbeitete für ihre Zeitschrift „Der Patriot“ und veröffentlichte später auch einige lyrische Sachen in Weichmann's „Poesie der Niedersachen“, dem großen Sammelwerke, in welchem die oft recht dürftigen poetischen Erzeugnisse der Angehörigen dieses Kreises vereinigt sind. Nach Hause zurückgekehrt, ließ er die erste selbständige Sammlung seiner Dichtungen: „Versuch einiger Gedichte oder auserlesene Proben poetischer Nebenstunden“ erscheinen, von denen er jedoch mit Recht nur wenige und auch diese erst nach gründlicher Umarbeitung in die späteren Sammlungen seiner Poesien aufgenommen hat, denn wenn man auch in diesen Gedichten schon hier und da Anklänge an die Manier seiner späteren besseren Zeit findet, so erscheint er doch, wie schon der Titel verräth, in seiner ganzen Dichtungs- und Empfindungsweise völlig in den Anschauungen seiner damaligen Umgebung befangen.

In der Vorrede vertheidigt er ganz in der hergebrachten Weise die Dichtkunst gegen ihre Feinde und Verächter als eine angenehme und nützliche Beschäftigung in Nebenstunden; unter den Gedichten selbst finden wir eine Beschreibung des Jenaischen Paradieses in Brokes'scher Manier, auch die altmodische Gattung der Heldenbriefe ist durch ein Sendschreiben der Cleopatra an Julius Cäsar vertreten.

Nun fand er auch bald eine Stelle, die ihm bei seinem feinen, weltmännischen Wesen sehr zusagen mußte, er ging im J. 1729 als Secretär des dänischen Gesandten nach London, wo er bis 1731 verblieb und die Zeit fleißig zum Studium des Englischen benutzte. Er erwarb sich darin eine große Gewandtheit und seine häufigen Hinweisungen auf die englische Litteratur trugen viel dazu bei, daß diese Litteratur im vorigen Jahrhundert in Deutschland so große Verbreitung und solchen Einfluß auf die Entwickelung unserer Litteratur gewann. Nachdem er nach Hause zurückgekehrt war, durfte er hoffen, bald eine passende Anstellung in Dänemark zu erhalten; doch schlug ihm diese Hoffnung fehl und er lebte, da seine Vermögensverhältnisse immer noch sehr ungünstig standen, längere Zeit in drückender Verlegenheit. Damals (1732) starb auch seine Mutter. Endlich, im J. 1733, fand er bei dem englischen Court, einer Handelsgesellschaft in Hamburg eine Stelle als Secretär, die ihn aller Nahrungssorgen überhob und ihm auch Muße genug ließ, sich seiner Neigung zur Poesie hinzugeben. Seine Ehe mit der Tochter eines in Hamburg lebenden Engländers scheint nicht glücklich gewesen zu sein; wie die Biographen angeben, hätte H. die Ehe mit dem durch keinerlei besondere persönliche Eigenschaften hervorragenden Mädchen hauptsächlich in Erwartung eines großen Vermögens geschlossen, worin er sich aber getäuscht sah. Im übrigen verlief der Rest seines Lebens ruhig, sorglos, ohne besondere Abwechselung. Mit den Hamburgischen Gelehrten und Dichtern v. Bar, Wilkens, dem Arzt Carpser, dem Tragödiendichter Behrmann, Brokes, Liscow, dem Bruder des Satirikers stand der heitere, lebensfrohe Mann in freundschaftlichem Verkehr, auch gehörte er eine Zeit lang dem Hamburger „Orden des guten Geschmacks" an, der jedoch eine ziemlich dunkle Existenz führte. In Gemeinschaft mit Wilkens redigirte er einen Auszug aus Brokes' Hauptwerk, dem „Irdischen Vergnügen in Gott" (1738). In demselben Jahre ließ er seinen „Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen" erscheinen, der diejenigen Fabeln enthält, welche in den späteren Sammlungen das erste Buch ausmachen. Im Erzählungston nahm er sich die Franzosen, besonders Lafontaine zum Muster. An Leichtigkeit und Grazie übertraf er alle deutschen Fabel- und Erzählungsdichter vor ihm und seine Fabeln wurden, zumal da damals durch die ästhetischen Schriften der Schweizer das Interesse auf diese Kunstgattung hingelenkt wurde, rasch beliebt; sie wurden das Vorbild für die Fabeln Gellert's. Einige darunter, wie z. B. „Johann der muntre Seifensieder" gehören zu den ältesten deutschen Gedichten, für die sich heute noch ein unmittelbares, nicht rein litterarhistorisches Interesse erhalten hat, manche, wie z. B. „Das Hühnchen und der Diamant" figuriren noch immer in Schul- und Kinderbüchern. Die seinen Fabeln zu Grunde liegenden Stoffe entlehnte er aus den verschiedensten älteren und neueren Schriftstellern; er zeigt dabei eine umfassende Belesenheit. Eine seiner Hauptquellen war Burkhard Waldis. Wir sind über das Verhältniß Hagedorn's zu seinen Vorgängern dadurch unterrichtet, daß er selbst seinen Fabeln ebenso wie seinen übrigen Dichtungen ausführliche Anmerkungen beifügte, ein Gebrauch, der damals schon zu veralten begann, dem er jedoch mit großer Vorliebe anhing. Hagedorn's litterarischer Ruhm war durch die Fabeln fest gegründet; fast alle, die sich damals in der Litteratur auszeichneten, suchten mit ihm in Verbindung zu treten. Er stand denn auch mit Männern von den verschiedensten litterarischen Richtungen, mit den Schweizern, wie mit Gottsched in

Verkehr, indem er sich völlige Unabhängigkeit seines Standpunktes bewahrte; mitunter äußert er sich sogar mit leiser Ironie über die Kampfeshitze der streitenden Parteien. Diese Unbefangenheit konnte er sich um so leichter wahren, da er seine dichterische Thätigkeit, die außer allem Zusammenhang mit seiner Berufsthätigkeit stand, rein als ein heiteres Spiel zur Erhöhung der Lebensfreude betrachtete. Auch die Bremer Beiträger fühlten sich zu ihm als Dichter wie als Menschen hingezogen. Sie standen mit ihm durch Johann Arnold Ebert in Verbindung, den er schon bei seinen ersten poetischen Versuchen mit Rath und Hülfe unterstützt hatte; auch hatten sie Gelegenheit, sein hülfreiches und freundliches Wesen kennen zu lernen, als er sich des armen Leipziger Studenten Gottlieb Fuchs, dessen poetische Erstlingsversuche viel zu versprechen schienen, mildthätig annahm. Die innige Verehrung der Bremer Beiträger für H. hat ihren schönsten Ausdruck in Klopstock's Odencyclus „an meine Freunde" gefunden. Auch die Hallischen Anacreontiker mußten sich ihm geistesverwandt fühlen.

In den folgenden Jahre ließ H. seine Oden und Lieder in mehreren kleineren Sammlungen erscheinen (vgl. die bibliographischen Angaben in Eschenburg's unten zu citirender Abhandlung S. 98 f.); außerdem erschienen damals mehrere von den Dichtungen, die er später unter seine „Moralischen Gedichte" (1. Aufl. 1750) einreihte, auf einzelne Blätter gedruckt. In den Oden und Liedern zeigt er sich wieder als Schüler des Horaz, oft aber singt er auch im Ton der französischen Chansonniers leichte und heitere Lieder mit epigrammatischer Zuspitzung. Auch in seinen moralischen Gedichten predigt er in Horazischer Manier durch weises Maß beschränkten Lebensgenuß. Der zweiten Auflage (1752) hat er eine Sammlung seiner Sinngedichte angehängt. H., der, wie es scheint, etwas allzusehr den Tafelfreuden huldigte, litt in der letzten Zeit seines Lebens an podagrischen Beschwerden; er starb am 28. Octbr. 1754. Von seinen gesammelten Werken sind mehrere Ausgaben erschienen; die werthvollste ist die von Eschenburg besorgte in 5 Theilen, Hamburg 1800. In dieser Ausgabe enthält der 4. Theil eine ausführliche Biographie und Charakteristik Hagedorn's, nebst einem „Nachtrag Hagedornischer Gedichte", zum Theil aus Handschriften, die sich in Hagedorn's Nachlaß fanden; der 5. Theil enthält Auszüge aus Hagedorn's Correspondenz. Außerdem sind die bibliographischen Nachweise in Schröder's Hamburgischem Schriftstellerlexikon und der Aufsatz über H. von Schmitt in Henneberger's Jahrbuch, Heft I. zu vergleichen. W. Creizenach.

Hagel: Maurus H., Benedictiner, geb. zu Neustift bei Freising am 27. Febr. 1780, trat in die Abtei Benedictbeuern und war der Letzte, der dort Gelübde ablegte (1802), indem bald darauf das Kloster aufgehoben wurde (1803). H. zog nach Amberg, wo er 1805—16 Progymnasiallehrer war und von 1816—24 Dogmatik und Exegese lehrte; 1824 kam er in gleicher Eigenschaft nach Dillingen, wo er am 2. Febr. 1842 starb. H. beschäftigte sich vorherrschend mit polemisch-exegetischen Studien. Seine bedeutenderen Werke sind: „Der Katholizismus und die Philosophie", 1822; „Theorie des Supranaturalismus mit besonderer Rücksicht auf das Christenthum", 1826; „Demonstratio religionis christianae catholicae". 1832. 2 Bde.; „Rationalismus im Gegensatze zum Christenthum", 1835; „Handbuch der katholischen Glaubenslehre für denkende Christen", 1838; „Dr. Strauß' Leben Jesu aus dem Standpunkte des Katholizismus betrachtet", 1839. A. Lindner.

Hagemann: Friedrich Gustav H., Schauspieler und Dramatiker, geb. zu Oranienbaum im Brandenburgischen 1760, scheint so weit es sich aus einer Vergleichung der spärlichst fließenden Quellen ergibt, nach 1829 und vor 1835 in Breslau gestorben zu sein, wo er lange Zeit als Schauspieler wirkte. Von guter Schulbildung, hatte er sich ursprünglich dem Studium zugewandt, es aber

aufgegeben, um sich, nachdem er schon vorher als Dramatiker aufgetreten war, der Bühne zu widmen. 1785 kommt sein Name in dem Gothaischen Theaterkalender zum ersten Mal vor und zwar in der Rubrik Hamburg, mit der Fachbezeichnung Liebhaber, biedere Charakter und der kurzen aber vielversprechenden kritischen Bemerkung „glücklicher Anfänger“. Er war außer in Hamburg, in Stralsund, Bremen, Altona, bei Hasloch ꝛc. engagirt, längere Zeit auch bei Großmann, wo er Liebhaber und Helden mit Beifall spielte. Zugleich rühmt man sein Regietalent. Als Schriftsteller ungemein fruchtbar, hat er viele Erfolge als Dramatiker erzielt, mit Stücken, deren Titel selbst freilich heute gänzlich vergessen sind. In kleineren Stücken glücklicher als in größeren, schrieb er u. A. das Singspiel „Der Landgraf von Hessen“, das Lustspiel „Leichtsinn und gutes Herz“ (1791), das Schauspiel „Die Eroberung von Valenciennes“ (1793), ferner „Otto der Schütz“ (1791), „Ludwig der Springer“ (1793), „Großmuth und Dankbarkeit“ (1810), „Vetter Paul“ (1810) u. a. m., meist um ihrer Bühnenwirksamkeit willen beifällig aufgenommene sonst nicht bedeutende Dramen. Von Sammlungen solcher sind zu nennen „Kleinere Studien für die deutsche Bühne“ (1784), „Neue Schauspiele“ (1796 und 1810), „Neuester Beitrag zum deutschen Theater“ (1810). Auch Gedichte und sonstige Arbeiten erschienen von ihm, die man sämmtlich in Meusel's Gelehrtem Deutschland verzeichnet findet.

Joseph Kürschner.

Hagemann: Theodor H., den 14. März 1761 zu Stiege im braunschweigischen Kreise Blankenburg geboren, besuchte die Schulen zu Blankenburg und Quedlinburg und bezog 1780 die Universität Helmstädt, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Ostern 1782 bis Michaelis 1784 setzte er seine Studien in Göttingen fort und trat in nähere Beziehung zu Pütter, was für sein ganzes Leben folgenreich wurde. Auf seinen Rath ließ er sich, als ihm die Anstellung in der Heimat wegen mangelnder Connexionen nicht gelingen wollte, als Privatdocent in Göttingen nieder und hielt, nachdem er am 18. April 1785 auf Grund einer Abhandlung „De feudo insignium vulgo wappen-lehn“ promovirt, Vorlesungen über juristische Encyklopädie und Lehnrecht. Zugleich ertheilte er jungen Edelleuten, namentlich Liv- und Esthländern Unterricht in einzelnen Rechtstheilen. Auf Pütter's Empfehlung berief ihn Hardenberg, damals braunschweigischer Minister und Universitätscurator, Ostern 1786 zu einer außerordentlichen Professur nach Helmstädt. Während der zwei Jahre, die er hier wirkte, las er über die Institutionen, den sogen. kleinen Struv, Lehnrecht, und die neu von ihm in Helmstädt eingeführte Disciplin der juristischen Encyklopädie und Methodologie. Endlich brachte ihn Pütter's Empfehlung auch in die Stellung, welche die dauernde seines Lebens wurde: Ostern 1788 übertrug ihm die hannoversche Regierung das Amt eines Hofrathes in der Justizkanzlei zu Celle. Dieser Stadt und ihren Justizbehörden hat er von da ab ohne Unterbrechung angehört. 1797 wurde er zugleich zweiter ordentlicher Hofgerichtsassessor, 1799 aber Mitglied des Oberappellationsgerichts. Im März 1810 mit v. Ompteda als Deputirter des Tribunals nach Kassel gesandt, um König Jerome den Treueid zu leisten, wurde er im August des Jahres zum procureur général bei dem neuen Appellationshofe in Celle bestellt. Zur Ueberleitung in die neuen Verhältnisse hatte er im Mai 1810 einer größeren Zahl praktischer Juristen ein Collegium über französische und westfälische Gerichts- und Proceßverfassung gehalten, und tactvoll erledigte er sich der schwierigen Aufgabe, in der feierlichen Gerichtssitzung vom 14. October 1811 die Rede zur Säcularfeier des vormaligen Oberappellationsgerichts zu halten. Nach Beseitigung der Fremdherrschaft rückte H. wieder in seine Stelle als Oberappellationsgerichtsrath ein. Den Antrag der freien Städte, an die Spitze ihres neu zu errichtenden höchsten

Gerichts zu treten, lehnte er ab und wurde 1819 zum Director der Justizkanzlei in Celle ernannt. Diese Stellung bekleidete er bis zu seinem Tode, 14. Mai 1827, die letzten Jahre viel durch Kränklichkeit gehemmt. Neben den Verdiensten, die sich H. als Richter und als Beirath der hannover'schen Regierung bei wichtigen gesetzgeberischen Arbeiten erwarb, kommen für die Wissenschaft seine litterarischen Leistungen auf dem Gebiete des gemeinen und des particulären Rechts in Betracht. Mit seinem Freunde und Collegen Friedrich v. Bülow, dem nachherigen preußischen Oberpräsidenten (s. Bd. III S. 525), gab er seit 1798 die „Praktischen Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit" Band 1—4 heraus; die Bände 5—7 edirte H. allein 1809—24; den 8. Band veröffentlichte E. Spangenberg 1829 aus seinem Nachlasse. — An dem von Thaer zu Celle errichteten ökonomischen Institut sollte H. die Hülfswissenschaft des Landwirthschaftsrechts oder, wie man auch sagte, der ökonomischen Jurisprudenz zu lehren übernehmen. Durch die französische Occupation wurden jedoch die Vorbereitungen zur rechten Ausbildung der Anstalt unterbrochen und eine Verlegung derselben nothwendig. Als Frucht seiner gründlichen, dem Gegenstande gewidmeten Studien veröffentlichte H. 1807 sein „Handbuch des Landwirthschaftsrechts", das alle für die Landwirthschaft wichtigen Institute des gemeinen Rechts klar und eingehend behandelt und noch immer geschätzt wird. — Mit regem Gemeinsinn nahm er sich auch der Interessen seines Wohnorts an, führte die Aufsicht über das Waisenhaus zu Celle, das Präsidium in der Specialeinquartierungscommission während der schweren Jahre 1808—11 und war durch verschiedene Schriften über das Cellische Stadt- und Bürgerrecht bemüht, seinen Mitbürgern die Anwendung ihres Statutarrechts zu erleichtern. — Vollständige Aufzählungen seiner Schriften geben die Biographien.

Zeitgenossen, neue Reihe, Bd. 2 Heft 7 (1822) S. 51—65. Prakt. Erörterungen Bd. 8 (1829) S. V—LII (mit einer Selbstbiogr. Hagemann's). Gans im Neuen vaterländ. Archiv, Jahrg. 1827, Bd. 2 S. 321—331.

F. Frensdorff.

Hagemeister: Emanuel Friedrich H., Dr., geboren am 12. Februar 1764 in Greifswald, stammte aus einer uralten und angesehenen Patricierfamilie, als deren Ahnherr zuerst Martin 1282 auf Helmshagen bei Gr. in der Eigenschaft der magistri indaginum ansessig war, die später jedoch in Greifswald (1359) und dann in Stralsund (1566) bis auf die Gegenwart sich im Rath, bei den Gerichten und der Universität auszeichnete, und von der besonders Heinrich H., Rathsherr 1588, Bürgermeister 1612, durch die Verfassungsstreitigkeiten mit Herzog Philipp Julius über den Stralsunder Erb- und Bürger-Vertrag (1615—16), sowie durch seine reichen wohlthätigen Stiftungen nach seinem Tode (13. September 1616) einen bedeutenden Namen erlangt hat. Nach dem frühen Tode seines Vaters (1770) besuchte er, unter der wohlwollenden Fürsorge seiner großmütterlichen Verwandten aus der Familie des Generalsuperintendenten J. Fr. Mayer, das Gymnasium und seit 1781 die Universität in Greifswald, wo er unter Becker, Aeminga und Schlichtkrull juristische, unter P. Ahlwardt, Muhrbeck, Möller u. A. philosophische und historische Vorlesungen hörte. Von 1784—86 setzte er seine juristischen Studien in Göttingen unter Böhmer, Pütter, Waldeck, Meister, Runde und Beckmann, seine historischen und philosophischen bei Meiners, Schlözer, Spittler, Gatterer und Feder fort, und kehrte nach einem kürzeren Aufenthalte in Halle (1786), wo er bei Fischer deutsches Recht hörte, und dessen Bibliothek und specielle Unterweisung benutzte, nach Greifswald zurück. Hier 1788 zum Doctor promovirt, 1789 Adjunct, 1794 außerordentlicher und 1797 ordentlicher Professor der juristischen Facultät, wirkte er als akademischer Lehrer, sowie als Schriftsteller mit großer Anerkennung

und erwarb sich besonders die Liebe seiner zahlreichen Schüler. Von seinen zahlreichen juristischen Schriften sind namentlich zu erwähnen: „Beiträge zum europäischen Völkerrecht", 1790; „Einleitung in das mecklenburgische Staatsrecht", 1793; „Einleitung ins pommer'sche Lehnrecht", 1800; „Anleitung zur mündlichen Instruction im Processe", 1814; sowie mehrere Aufsätze in Hugo's Civ. Mag., Savigny's Zeitschrift u. A. Neben seinen wissenschaftlichen Bestrebungen widmete er sich jedoch mit gleichem Eifer einer praktischen Thätigkeit, seit 1790 als Anwalt beim Tribunal, 1797 als Assessor des Consistoriums und seit 1802 als Rath des Tribunals, späteren Oberappellationsgerichts. Von noch höherer Bedeutung war aber seine organisatorische Wirksamkeit, zu welcher er wiederholt in der bewegten Zeit von 1806—19 berufen wurde, zuerst als Präsident der von den Franzosen bei ihrer Besetzung des schwedisch-pommer'schen Landes angeordneten Regierung im J. 1808; dann als Mitglied der Commission zur Umgestaltung der Gesetzgebung in Pommern, welche 1810—11 in Stockholm und Oerebro versammelt war; endlich, nachdem er den Ruf als Präsident an das höchste mecklenburgische Gericht nach Parchim (1817) abgelehnt, als Geheimer Oberjustizrath und Staatsrath und Mitarbeiter an der unter des Ministers v. Beyme Leitung in Berlin begonnenen Justizorganisation. Die Menge der auf ihm lastenden Arbeiten, welche ihn auch einen Ruf an die Berliner juristische Facultät (1818) vorläufig nicht annehmen ließ, erschöpfte jedoch seine Kräfte, so daß er schon am 21. Juli 1819 verstarb. Seine handschriftlichen für die pommer'sche Justiz und Verwaltung höchst wichtigen Sammlungen gelangten an die Tribunalsbibliothek (jetzt in Stettin). Seine Bibliothek und anderen Papiere vererbten sich auf seinen Großneffen (Verf. d. B.) Dr. Theodor Pyl, welcher einen Theil derselben der Universitätsbibliothek in Gr. übergab.

Vierteljahrsschrift für Her. u. Genealogie, II. Jahrg. Heft 2. Familiennachrichten u. Curr. vitae, diss. de matr. ill. c. nob. av. 1788. Catalog der Bibl. des Ob.-App.-Ger. in Gr., p. 248. Verz. der Bücher des Geh. Staatsrath H., 1820 (2178 Nr.). Biederstedt, Nachr. von Neuvorpom. Gel., p. 76. Koseg. G. d. U. I. p. 311. Pyl.

Hagemeister: Johannes H., Professor an der Universität Greifswald und einer der thätigsten akademischen Lehrer in der Uebergangszeit der Reformation, war im J. 1502 geboren. Ein Sohn von Albrecht H. in Barth und der bekannten in mehreren Linien über Pommern verbreiteten Patricierfamilie H. angehörend, widmete er sich anfangs dem geistlichen Stande, studirte 1522 in Greifswald und wurde bei dem Processe, welchen der Stralsunder Oberkirchherr Hippolytus Steinwer gegen die Stadt wegen der Reformationsunruhen erhob, als Zeuge vernommen. Im J. 1529 wirkte er als Lehrer im Artistencollegium zu Greifswald mit großem Beifall, neben Peter und Gregor Gruel, Georg Norman, Joh. Lubkerman, Erasm. Holthuder und Faustinus Blenno; dem Theologen Wichman Kruse und den Juristen Heinrich Bukow jun., Henning Lotze, Joh. Otto und Nic. Ave. Zum Magister promovirt und Canonicus an dem Domstift der Nicolaikirche, bekleidete er 1537 das Rectorat und vertrat die Rechte der Universität in einem Streite wegen der durch Wichman Kruse's Tod erledigten und an Joh. Erp übertragenen Vicarie. Während die älteren Lehrer an der römischen Kirche festhielten, trat H., vielleicht durch die seit seiner Studienzeit in Greifswald eifriger gepflegte Kenntniß der classischen Litteratur angeregt, zum Protestantismus über, blieb jedoch nicht bei der Universität, sondern übernahm 1538 das Pastorat an der Nicolaikirche zu Anklam. Nachdem er in Folge eines Streites durch den Rath und den Generalsuperintendenten Knipstrow auf Befehl des Herzog Philipp I. im J. 1544 seines Amtes enthoben wurde, erhielt er, nach einem längeren Aufenthalte in Pasewalk und Stettin, die Prä-

positur in Treptow im J. 1559, im welchem Amte er den Generalsynoden zu Stettin 1561—62 beiwohnte, und endlich bis zu seinem Tode 1569 das Pastorat in Cörlin. Aus seiner Ehe mit Ottilie v. Moltke stammen zwei Söhne, Lucas und Johann, welche den pommer'schen Herzogen zu Stettin als Geheimeräthe dienten, und ein Enkel Johann, welcher, geb. 1576, gest. 1638, dieselbe Würde bekleidete, das Gut Hohenselchow erwarb und die dort wohnhafte adliche Linie des Geschlechts begründete.

Sein jüngster Sohn Joachim H., dessen Nachkommen Mitglieder des Wolgaster Rathes wurden, war gleichfalls herzoglicher Rath und hat durch ein von ihm angefertigtes sorgfältiges Inventarium des Wolgaster Archivs, welches im Stettiner Archiv als Handschrift aufbewahrt wird, für die Pommer'sche Geschichte eine wesentliche Bedeutung (Böhmer's Ausg. von Th. Kantzow's Chronik, 1835, p. 33).

Stadtbücher von Barth, u. genealogische Sammlungen des Landsyndicus Hagemeister in Stralsund. Kosegarten, Gesch. der Univ. Greifsw., I. 181 ff. Stavenhagen, Gesch. von Anklam, 1773, p. 494. 511. Dähnert, Pom. Bibl., II. 204. J. H. Balthasar, Samml. zur Pommer'schen Kirchenhistorie, I. 21—29. Pyl.

Hagemeister: Johann Gottfried Lucas H., Dr., ein Bruder des Staatsrathes Emanuel Friedrich H., war am 15. Januar 1762 in Greifswald geboren und zeigte schon in seiner Jugend eine große Begabung für die Poesie, für welche er auch, als er das Gymnasium besuchte, von dem damaligen Rector Theoph. Cöl. Piper (s. d. Biogr.), einem ebenfalls dichterisch begeisterten Manne, eine willkommene Anregung empfing, während ihn eine innige Freundschaft mit den beiden namhaften Philologen Chr. W. Ahlwardt (s. d. Biogr.) und A. C. Niz verband. Mit beiden widmete er sich, nachdem er 1779 die Universität besuchte, außer philologischen und von Muhrbeck angeregten philosophischen Studien, besonders der englischen und romanischen Litteratur und fühlte sich aufs Tiefste von Shakespeare's Tragödien ergriffen. Bald begann er auch für das von M. Rausseysen (s. d. Biogr.) geleitete Theater der Studirenden auf der Schonenfahrercompagnie Schauspiele zu verfassen und wirkte auch selbst bei den Darstellungen, u. A. als Crugantino in Goethe's „Claudine von Villabella", mit. Die jener Zeit angehörenden Dichtungen, u. a. „Theodor und Adelgunde", sind jedoch verloren. Nachdem er dann seit 1782 in Halle Geschichte und Aesthetik, sowie die hebräische Sprache unter Mangelsdorf, Eberhard und Güte studirt und sich auch beim Director Türk musikalisch ausgebildet hatte, begab er sich 1784 nach Berlin, wo er an dem unter Spalding's, Wackenroder's und Müchler's Leitung stehenden Schindler'schen Waisenhause die erste Lehrerstelle erhielt, und dort in alten und neueren Sprachen, sowie in der Geschichte unterrichtete. In diesem Amte erwarb er sich zwar die lebhafte Zuneigung seiner Schüler, vermochte sich jedoch in der Folge, bei seinem Hange zur ungebundenen Lebensweise, nicht an die strenge Ordnung der Schule zu binden und lebte seit 1789 nur litterarisch thätig in Berlin oder auf Reisen in Hamburg, Kassel und Weimar, betheiligte sich auch an der deutschen Uebersetzung der Werke Friedrichs II. (1788, Bd. 1—15). Vom Besuche des Berliner Theaters und seinem Umgange mit Bühnenkünstlern angeregt, widmete er sich aufs neue mit erhöhtem Eifer der dramatischen Dichtung; seine beiden ersten Stücke „Der Prüfstein" und „Der Tod des Pausanias" (h. i. Pom. Archiv v. Hahn u. Pauli 1785) zeigen einen ähnlich der Antike zugewendeten Sinn, wie er uns in Schiller's „Fiesco" entgegentritt; dagegen sind seine folgenden Dramen „Die Jesuiten" (1787) und „Johann v. Procida" (1791) von dem Geiste der französischen Revolution erfüllt, der ihn, gleich anderen Idealisten seiner Zeit, beherrschte. Zugleich erschien (1789) von ihm

eine Uebersetzung von Lillo's „Kaufmann von London". Neben dieser productiven Thätigkeit übte er auch eine feine Kritik in einer von ihm herausgeg. Zeitschrift „Dramaturgisches Wochenblatt" (1792) und in einem „Journal für Gemeingeist" (1792), in dem auch sein Drama „Das Gelübde" erschien. Ebenso versuchte er sich im Lustspiel durch „Das Lotterieloos" (1791) und in lyrischen Dichtungen, welche im Stile von Schiller's Jugendarbeiten geschrieben und nur im Manuscript (mit Ausnahme einiger Oden, u. a. „Säcularode", „An einen Neugebornen") erhalten sind. Von Berlin 1792 heimkehrend, lebte er zuerst auf Rügen beim Präpositus Schwarz auf Wiek, wo er auch E. M. Arndt kennen lernte, wurde dann zum Doctor promovirt, 1798 Conrector, 1802 Rector in Anklam und starb am 4. August 1806. In seinen letzten „Römischen Dichtungen" (1794), d. h. „Romulus", „Die Volkswahl", „Brutus und seine Söhne", zeigt er dieselbe antike Richtung, wie in seinen Jugendarbeiten.

Familiennachrichten; Rühs, Nekrolog in Eurynome und Nemesis, 1808, H. 1; Biederstedt, Nachr. v. Neuvorpom. Gel., p. 75; Goedeke, Grundriß, I. p. 1066, hat mehrere unrichtigen Angaben: „Waldemar" und „Der Graf von Deutschland" sind nicht von H., die Uebersetzungen von Vertot's „Gustav Wasa" und „Johann v. Braganza" sind von C. W. Ahlwardt verfaßt. Pyl.

Hagen: Bartholomäus H., Theolog, von Tübingen, wo er 1538 inscribirte, 1543 magistrirte, kam als Pfarrer von Dettingen bei Kirchheim u. T. in den 1550er Jahren in Verdacht, ein Anhänger Calvin's zu sein, mit welchem er allerdings Briefe wechselte. Er wurde daher 1559 vor eine Synode in Stuttgart geladen, und mußte ein Andreä-Brenz'sches Glaubensbekenntniß annehmen, das fortan jeder Kirchendiener in Würtemberg zu unterschreiben hatte. Es ist die von Melanchthon mit dem Prädicat „Hechinger Latein" beehrte Confessio.

Schnurrer, Erläuterungen, 259 ff. J. Hartmann.

Hagen: Friedrich Heinrich v. d. H., altdeutscher Philolog, wurde geboren am 19. Februar 1780 zu Schmiedeberg in der Uckermarck. Vorbereitet auf dem Lyceum zu Prenzlau, wo er durch Ovid, Virgil und Homer auf die epische Poesie geführt, alle erreichbaren deutschen Gedichte und Uebersetzungen der Art sammelte, studirte er in Halle von 1797 bis 1800 die Rechtswissenschaft, hörte aber auch eifrig bei Friedr. Aug. Wolf, dessen homerische Vorlesungen ihn besonders anzogen. 1801 begann er in Berlin seine praktische juristische Laufbahn und war als Referendar bei dem Stadtgerichte und dem Kammergerichte thätig. In Folge der politischen Wirren, welche mit der Schlacht von Jena über Preußen hereinbrachen, verließ er den Staatsdienst und lebte seit 1807 als Privatgelehrter ganz dem Studium der altdeutschen Litteratur und Kunst, dessen Mittelpunkt seit den populären Vorlesungen A. Wilh. Schlegel's im Winter 1803/4 das Nibelungenlied war. Im J. 1808 erwarb er sich den philosophischen Doctorgrad. Am 11. August 1810 wünschte er eine außerordentliche Professur für das deutsche Alterthum an der neu zu begründenden Berliner Universität: nicht eher könne diese Wissenschaft wahrhaft lebendig und fruchtbar werden, als bis sie auch von Seiten des Staates anerkannt worden sei. Er legte einen Plan der Vorlesungen bei, die er zu halten beabsichtigte; derselbe umfaßte historische Grammatik, Litteraturgeschichte, Erklärung älterer Schriftwerke nach Art der Classiker in Verbindung mit Handschriftenkunde, und Darstellung deutscher Alterthümer. Am 21. September wurde H. als außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur, ohne Gehalt, angestellt und führte so das Altdeutsche in den Kreis der Universitätsstudien ein. Michaelis 1811 wurde er in gleicher Eigenschaft an die Universität Breslau versetzt, wo er zusammen mit Passow, Friedr. v. Raumer, Steffens und Wachler

wirkte. Unterstützt von der preußischen Regierung unternahm er im Juli 1816 mit v. Raumer und v. Lattorf eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, von der er Ende Mai 1817 zurückkehrte. 1818 wurde er in Breslau zum ordentlichen Professor befördert, aber erst am 30. Juli 1821 hielt er seine Antrittsrede über die Aegineten. Laut Ministerialrescript vom 24. Januar 1824 als ordentlicher Professor an die Friedrich-Wilhelms-Universität zurückberufen, siedelte er mit Beginn des Sommersemesters nach Berlin über. In der Regel las er im Sommer Grammatik, Alterthümer und Nibelungenlied, im Winter Mythologie, Litteraturgeschichte der mittleren und neueren Zeit und Gottfried's Tristan und Isolt. Manchmal erklärte er auch die ältere Edda. Vier Mal war er Decan der philosophischen Facultät, in den Studienjahren 1824/5, 1829/30, 1833/4, 1837/8. Am 11. Februar 1841 wurde er gleichzeitig mit W. Grimm zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin gewählt und am 9. März bestätigt. Am 11. Juni 1856 starb er nach einem ungemein arbeitsamen Leben im Alter von 76 Jahren. Noch bis in die letzten durch körperliche Leiden vielfach getrübten Tage trug er sich mit neuen litterarischen Plänen und Entwürfen. — Hagen's litterarische Production war eine massenhafte und vielseitige. Er war voll origineller Gedanken, hatte ein feines Verständniß für das innerste Leben der Kunst und bis an sein Lebensende einen enthusiastischen Glauben an die Herrlichkeit des deutschen Alterthums. Er zeichnete sich aus durch eine bewunderungswürdige Arbeitskraft, aber leider vermochte er nicht, seine Eigenart den Forderungen exacter Methode anzubequemen und blieb so, als die altdeutschen Studien längst zur Wissenschaft der deutschen Philologie geworden waren, noch immer ein Dilettant. Er begann sein Tagewerk mit der Erneuung und Herstellung des Nibelungenliedes aus Handschriften, zu denen ihm Johannes v. Müller, der erste große Verkündiger des Liedes, verholfen hatte. Diese Arbeit war für ihn in der schmachvollsten Zeit des Vaterlandes eine wahre Herzstärkung und eine hohe Verheißung der Wiederkehr deutscher Weltherrlichkeit. Nachdem er 1806 in der Eunomia Proben des Liedes mitgetheilt und die Grundsätze seiner Bearbeitung dargelegt, veröffentlichte er 1807 eine Erneuung des Nibelungenliedes, die dem deutschen Gemüthe zum Troste und zur wahrhaften Erbauung dienen sollte, mit einer Widmung an Joh. v. Müller, den Förderer des Werkes. Während Freunde des Herausgebers die Uebertragung als ein Werk ankündigten, welches den Blick der ganzen Nation auf sich ziehe und einen wichtigen Wendepunkt in der Litteratur bezeichne, bewies W. Grimm in einer unparteiischen Besprechung, Heidelberger Jahrbb. II. 5, 1, 179 ff., daß die ganze Arbeit durchaus verfehlt sei. Die Sprache sei eine solche, wie sie zu keiner Zeit gelebt habe, neben alten Worten mit neuen Endungen und gangbar modernen ständen gänzlich veraltete. In der Anlage des Ganzen zeige sich ein bedenkliches Schwanken zwischen einer kritischen und einer ästhetischen Edition. Das Buch habe jedem gerecht sein wollen und sei es niemand geworden. Es sei für die ganze Nation bestimmt, aber nur für wenige Unsichtbare eingerichtet. Wenige Wochen nach dem Erscheinen dieser Modernisirung, am 2. November 1807, erließen H. und Büsching, die schon vorher zusammen eine kleine Sammlung deutscher Volkslieder mit den ursprünglichen Melodien veröffentlicht hatten, die Ankündigung einer Sammlung altdeutscher Gedichte, welche sich zwar dem Hauptzwecke nach an die Müller'sche anschließen, aber zugleich, aufs neue anhebend mit manchen erforderlichen Veränderungen, für sich bestehen sollte. Die Dauer des Werkes werde von der Theilnahme des Publicums abhängen, an tauglichem Vorrath und an gutem Willen der Herausgeber werde es nicht fehlen. Die Aufforderung war vom günstigsten Erfolge begleitet. Schon 1808 erschien der

1. Band der „Deutschen Gedichte des Mittelalters", welcher, König Friedrich Wilhelm III. zugeeignet, außer einer litterarhistorischen Einleitung, König Rother, Herzog Ernst, Wigamur, h. Georg, Salomon und Morolf enthielt, bloße Abdrücke der zufällig auf uns gekommenen Handschriften, ohne jede Behandlung des Textes. In der Vorrede versprachen die Herausgeber für die ältere Zeit der deutschen Litteratur eine Fortsetzung des Schilter'schen Thesaurus, ferner eine Sammlung der altdeutschen Romane und Volksbücher, ein neues Buch der Liebe, welches dieselben aus den alten Quellen erneuen werde, und endlich ein Corpus der altdeutschen poetischen Chroniken und historischen Gedichte. Mit einer Abhandlung über Minnelied und Meistergesang mischte H. sich 1808 in den Streit zwischen J. Grimm und Docen; was er sagte, war meist schief und unrichtig, aber in einem sehr hohen Tone gegen Grimm vorgebracht. 1809 erschien der 1. Band des „Buches der Liebe", welcher Romane enthielt, Tristan, Fierrabras, Pontus, in denen sich der allen Werken dieser Art gemeinsame Geist in seinen hauptsächlichsten Kreisen und Beziehungen darstellte. Die Herausgeber wünschten, ihr Buch möge nicht allein von Liebe erzählen, sondern auch die Liebe zu den Werken und Tugenden der Altvordern wieder beleben und zugleich zwischen Höheren und Niederen ein freundliches Band erneuen und befestigen. In demselben Jahre begründete H. mit Docen und Büsching das „Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst", welches nicht nur der Erforschung der Sprache und Litteratur gewidmet sein, sondern auch Musik, Bildnerei, Baukunst, öffentliches und häusliches Leben und was man gewöhnlich unter dem Namen Alterthümer begreife, umfassen sollte. Ueberall sollten die Beziehungen der deutschen Art und Kunst zur romantischen oder wälschen und zur antiken untersucht und so alles in einem höheren Zusammenhange betrachtet werden. Von der Zeitschrift, die manchen werthvollen Aufsatz brachte, erschien nur der 1. Band und das 1. Heft des 2. Keinen besseren Erfolg hatte die Fortsetzung, die „Sammlung für altdeutsche Litteratur und Kunst", die nach der Ausgabe des 1. Stückes 1812 wieder einging. 1810 erschien „Der Nibelungen Lied in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Handschriften", Friedr. Aug. Wolf zugeeignet. Diese Ausgabe sollte nach bestem Wissen und Vermögen eine wirklich und durchaus kritische sein, in der Art, wie wir sie von den Werken des griechischen und römischen Alterthums haben. In Wirklichkeit war sie durchaus unkritisch, die Lesarten aller Handschriften waren mit großer Willkürlichkeit vermischt und der Müller'sche Text zu Grunde gelegt, der aus zwei verschiedenen Handschriften genommen war. Während die Brüder Grimm für ihre Arbeiten lange vergebens einen Verleger suchten, brachte H., der selbst vor pecuniären Opfern nicht zurückschreckte, immer neue Werke auf den Büchermarkt: 1811 „Narrenbuch" (Schildbürger, Salomon und Morolf, Kalenberg, P. Leu) und Band 1 der Erneuerung des Heldenbuches; 1812: „Lieder der Säm. Edda", deren Texte in dieser Ausgabe zuerst zugänglich gemacht wurden, freilich ohne jede Erklärung, ja fast ohne Interpunction. In demselben Jahre „Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrhundert", Hagen's alleiniges Werk, wenngleich Büsching auf dem Titel genannt ist, und für jene Zeit eine großartige Leistung. 1814: „Die Edda-Lieder von den Nibelungen zum ersten Mal verdeutscht und erklärt", R. Nyerup und P. E. Müller zugeeignet. Die stabreimende Uebersetzung ist nicht ohne Geschick, wenngleich reich an Mißverständnissen. Ferner: „Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören." „Nordische Heldenromane", 1—3, Uebersetzung der Wilkina- und Niflungasaga. 1815 und 1816: „Nordische Heldenromane", 4—5, Uebersetzung der Völsunga-, Ragnar Lodbroks- und Nornagestssaga. 1816

außerdem „Der Nibelungen Lied zum ersten Mal aus der St. Galler Handschrift mit Vergleichung der übrigen Handschriften, 2. mit einem vollständigen Wörterbuche vermehrte Auflage." Diese Ausgabe bezeichnet der von 1810 gegenüber einen großen Fortschritt, H. nennt sie mit Recht ein ganz neues Buch, aber auch sie ist keine kritische, sondern nur ein ziemlich correcter Abdruck der St. Galler Handschrift, deren Lesefehler aus andern zum Theil berichtigt sind. Vgl. Lachmann's Rec. in der Jen. Litt. Zeitung, 1817, Kl. Schr. I. 81 ff. „Es ist zu verwundern", heißt es dort, „daß H. bei Vergleichung der Handschriften nicht auf das einzig richtige Gesetz kam: Wir sollen und wollen aus einer hinreichenden Menge von guten Handschriften einen alten diesen zum Grunde liegenden Text darstellen, der entweder der ursprüngliche selbst sein oder ihm doch sehr nahe kommen muß". 1817: „Irmin, seine Säule, seine Straße und sein Wagen. Einladung zu Vorlesungen über altdeutsche und altnordische Götterlehre". 1819: „Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Gegen Herrn K. E. Schubarth." In diesem Werke spricht H. wahrhaft geistvolle Ansichten über das Nibelungenlied aus und sucht nachzuweisen, daß das Wiederaufleben der Nibelungen nicht eine Sache der Mode und des Zufalls, sondern der Ehre und Nothwendigkeit sei. 1820: „Der Nibelungen Noth zum ersten Mal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit den Lesarten aller übrigen Handschriften, 3. berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Auflage", dem Minister Freiherrn v. Altenstein gewidmet. Ueber diese Ausgabe, welche einen fast durchaus urkundlichen Text gibt, aber auch noch an wesentlichen Schwächen und Fehlern leidet, vgl. Lachmann's Rec. in der Jen. Litt. Zeitung, 1820, Kl. Schr. I. 206 ff. In demselben Jahre: „Deutsche Gedichte des Mittelalters 2. Das Heldenbuch in der Ursprache 1." mit A. Primisser herausgegeben, dem Minister Freiherrn v. Schuckmann zugeeignet. Es enthält außer dem Rosengarten den ersten Druck des Biterolf und der Gudrun, deren hohen Werth H. sofort erkannte. Der 2. Band, 1825, gab zum ersten Mal das Heldenbuch des Kaspar von der Roen, Dietrichs Ahnen und Flucht und einen neuen Abdruck des hürnen Siegfried. 1823: „Gottfrieds von Straßburg Werke aus den besten Handschriften mit Einleitung und Wörterbuch. I. Tristan und Isolde mit Ulrichs von Turheim Fortsetzung. II. Heinrichs von Friberg Fortsetzung. Gottfrieds Minnelieder. Die alten französischen, englischen, wallisischen und spanischen Gedichte von Tristan und Isolde." Alle diese Ausgaben waren mehr oder minder sorgfältige Abdrücke einer Handschrift mit gelegentlicher willkürlicher Benutzung anderer, zu einer wahrhaft kritischen Gestaltung des Textes hat H. es nie bringen können. In den J. 1816—21 veröffentlichte er seine „Briefe in die Heimath aus Deutschland, der Schweiz und Italien", 1—4, die dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg gewidmet waren. Welche Richtung dieses Werk mit besonderem Fleiße verfolgte, lehren nachstehende Worte der Vorrede, die uns zugleich den umfassenden Blick Hagen's erkennen lassen: „Daß hier hauptsächlich von der Baukunst, dann von Bildnerei und Malerei die Rede ist, kann nicht befremden, da besonders die erste, in ihrem Ursprung und Gipfel als Gotteshaus auf Erden, das bedeutendste und dauerndste Denkmal und der sicherste Maßstab der Bildung eines Volkes und einer Stadt ist, mit ihr die übrigen Künste so unzertrennlich verbunden, und alle in ihr, wie unter ihrem Himmelsgewölbe, vereint und bewahrt sind. Selbst die Denkmale der Dichtkunst, so wie die Geschichte und das öffentliche und häusliche Leben eines Volkes, können nur in dieser Vereinigung recht verstanden werden. Nicht minder gehören dazu der Grund und Boden, auf dem dieses alles gewachsen, und die vollen, nicht wie Coulissen wandelbaren Umgebungen der Natur, und vor allen auch die Gestalt und Tracht, Sitten

und Gebräuche, Sprachen und Sagen der Menschen selber, die sich zwar leichter verwandeln, aber immer noch das Alterthümliche mehr oder minder durchblicken lassen. Alles dieses mit leiblichen Augen zu schauen und überall an Ort und Stelle weiter zu forschen oder solches durch Freunde zu veranlassen, war die nothwendige Ergänzung unserer gemeinsam auf das vaterländische Mittelalter gerichteten Studien und der eigentliche Bewegungsgrund dieser Reise." Schon lange hielt H. sich für den eigentlichen Repräsentanten der altdeutschen Studien und wurde in dieser Meinung durch den begeisterten Beifall seiner Freunde und des großen Publicums, dem er die altdeutschen Werke mundgerecht machte, immer mehr bestärkt. Den wirklichen Arbeitern auf dem Gebiete der altdeutschen Forschung konnte dagegen nicht entgehen, daß H., trotz vielem Scharfsinn für Einzelnes, breitem Wissen und unermüdlichem Fleiße, im Ganzen durchaus ungründlich und unwissenschaftlich sei. Zudem war Manches in seinem Wesen, was kritischen Naturen als Charakterschwäche, als falsch und unwahr erscheinen mußte. So heißt es schon in einem Briefe J. Grimm's an Görres vom 17. Mai 1811: „Hagen's Falschheit und mancherlei Wege, die er braucht, um sich und seine Unternehmungen auszuposaunen, sind mir zuwider, ich fange aber an, daran ernstlich zu glauben." Und Görres klagt am 2. Juni 1812 über Hagen's abgeschmackte Vielfresserei, er habe eine wahre Besessenheit herauszugeben, wenn er doch ein Mal eine verbesserte Auflage von sich selbst herausgeben wollte! Noch schärfer ist das Urtheil, welches Lachmann 1818 in den Verbesserungen zu Köpke's Barlaam über H., ohne ihn zu nennen, ausspricht: „Wollte man überhaupt fleißige Forscher mehr hören, als anmaßliche Rühmer und Zierlinge, so könnte die Ungründlichkeit mancher neuen Deutschlehrer wenigstens nicht mehr ungestraft ihre wahnwitzigen Einfälle hören lassen. Es ist heutzutage fast unmöglich ohne Zorn von den Freunden und Erklärern des deutschen Alterthums zu sprechen. Gott erlöse uns von denen, die es blos gut meinen und weder Gutes thun, noch gut thun wollen." Daß diese Aeußerungen gegen H. gerichtet waren, bestätigt Benecke in einem Briefe an E. v. Groote vom 28. Februar 1819, er sagt, a. a. O. sei Hagen's Anmaßung und Ungründlichkeit auf eine sehr nachdrückliche Weise gerügt. Allmählich war zu den principiellen Gegensätzen auf beiden Seiten eine starke persönliche Abneigung getreten, unter deren Einfluß H. sich mit einem gewissen Trotze gegen die sicheren Ergebnisse der deutschen Philologie, besonders gegen die ganze wissenschaftliche Methode, wie Lachmann sie ausgebildet hatte, verschloß. Rastlos fuhr H. mit seinen Publicationen fort. Aus dem Französischen übersetzte er in Verbindung mit Habicht und Schall die Märchen aus „Tausend und eine Nacht", 15 Bände, 1825, allein „Tausend und ein Tag", 11 Bände, 1826—32. Seit 1835 gab er im Auftrage der deutschen Gesellschaft in Berlin „Germania. Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde" heraus, von dem bis zum J. 1851 zehn Bände erschienen. Viele Jahre bereitete er eine Sammlung aller mittelhochdeutschen Lyriker vor. Das Werk, dessen Druck schon im Frühjahr 1826 begonnen, erschien erst 1838: „Minnesinger. Deutsche Liederdichter des 12., 13. und 14. Jahrhunderts, aus allen bekannten Handschriften und früheren Drucken gesammelt und berichtigt, mit den Lesarten derselben, Geschichte des Lebens der Dichter und ihrer Werke, Sangweisen der Lieder, Reimverzeichniß der Anfänge und Abbildungen sämmtlicher Handschriften", in vier starken Quartbänden, dem König Friedrich Wilhelm III. gewidmet. H. ließ zuerst die Pariser Liederhandschrift, die sog. Manessische Sammlung nach Raßmann's Vergleichungen abdrucken und vervollständigte diese dann aus den Jenaer, Heidelberger und Weingartner Sammlungen und den übrigen Handschriften. 1856 erschien ein 5. Band dieses Werkes: „Bildersaal altdeutscher

Dichter. Bildnisse, Wappen und Darstellungen aus dem Leben und den Liedern der deutschen Dichter des 12. bis 14. Jahrhunderts. Nach Handschriftengemälden, vornämlich der Manessischen Sammlung, und nach anderen gleichzeitigen bildlichen Denkmalen und dahin gehörigen Bild- und Bauwerken. Mit geschichtlichen Erläuterungen. Mit 75 Abbildungen auf 41 Tafeln in Folio". Dieses Buch, dem König Friedrich Wilhelm IV. gewidmet, ist zum Theil aus Vorträgen in der Berliner Akademie der Wissenschaften seit dem J. 1842 erwachsen, die darin zum Ganzen verschmolzen, weiter ausgeführt und vervollständigt sind. Als Gegenstück zu dieser Ausgabe des gesammten mittelhochdeutschen Liederschatzes erschien 1850 eine Sammlung der kleineren gereimten deutschen Erzählungen des 12. bis 14. Jahrhunderts: „Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen: Ritter- und Pfaffen-Mären, Stadt- und Dorfgeschichten, Schwänke, Wundersagen und Legenden, meist zum ersten Mal gedruckt", in 3 Bänden, Alexander v. Humboldt gewidmet. Auch dieses Werk war viele Jahre vor dem Erscheinen fertig gedruckt. H. hatte die Grille, in der Anordnung der Stücke eine höhere Idee durchführen zu wollen, er beginnt mit der Urgeschichte der Menschen, mit Adam und Eva, verfolgt den irdischen sündhaften Lebenslauf und schließt mit der seligen Verzückung im Paradiese, wohin der Mensch wieder zurückkehren soll. Ueberaus werthvoll sind Hagen's Nachweisungen über die Geschichte der einzelnen Erzählungen, sie zeigen seine umfassende Gelehrsamkeit und vielseitige Belesenheit im besten Lichte. Daß die Sammlung, von der nur der dritte Theil neu war, auch nicht den bescheidensten Anforderungen entspricht, die man an eine wissenschaftliche Ausgabe zu stellen berechtigt ist, zeigte Fr. Pfeiffer in den Münchener Gel. Anzeigen, 1851, I. 673. In den Abhandlungen der Berliner Akademie stehen außer den genannten Handschriftengemälden mehrere fleißige Arbeiten Hagen's, u. a. 1845 „Ueber die Schwanensage", 1846 „Ueber ein mittelgriechisches Gedicht von Artus und den Rittern der Tafelrunde", 1854 „Die romantische und Volkslitteratur der Juden in jüdisch deutscher Sprache". Von besonderen Werken seien noch genannt die bloßen Abdrücke aus Handschriften: „Des Landgrafen Ludwigs des Frommen Kreuzfahrt", 1854, „dem lieben Freunde Friedr. v. Raumer gewidmet", und „Heldenbuch. Altdeutsche Heldenlieder aus dem Sagenkreise Dietrichs von Bern und der Nibelungen. Meist aus einzigen Handschriften zum ersten Mal gedruckt oder hergestellt." 2 Bde., 1855, „Adolf Holtzmann, dem Troste des Nibelungenhortes gewidmet." H. hat das hohe Verdienst, eine große Reihe werthvoller Denkmäler unserer alten Litteratur der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht zu haben. Wir staunen über den ungeheueren Fleiß und den rastlosen Eifer, den er sein ganzes langes Leben hindurch bethätigt hat, und bedauern, daß er nicht von seinen wissenschaftlichen Mitforschern lernen wollte und so durch seine eigene Schuld das Andenken an seine wahren großen Verdienste getrübt worden ist.

Meusel, Das gelehrte Teutschland, XIV. 14, Supplem. VI. 19, X. 2, 536—38. (J. E. Hitzig), Neues gelehrtes Berlin im J. 1825, Berl. 1826, 89—91. Prutz, Deutsches Museum, VI. 1, 957. Raumer, Gesch., 331—43, 400, 413—14, 580—83. Scherer, J. Grimm, 37—38, 101. H. Rückert's Kleinere Schriften, I. 175—80. Briefe in Pfeiffer's Germ. XXII. 127 (1 an Gräter), in Reifferscheid's E. v. Groote, 25, 81, 102 (3 an E. v. Groote).

Al. Reifferscheid.

Hagen: Gotfrid H., Reimchronist. Der Verfasser einer der ältesten und gleichzeitig besten Stadtgeschichten des Mittelalters begegnet zuerst 1268 als Stadtschreiber zu Köln und wird seitdem häufig in Urkunden genannt. Wenn

er damals überhaupt schon in den geistlichen Stand eingetreten war, so hatte er nur die niederen Weihen empfangen, da er ein unerlaubtes Verhältniß nachträglich durch eine Ehe legitimirte. Später, vermuthlich nach dem Tode seiner Frau, wurde er Pfarrer von St. Martin zu Köln. Als solcher erscheint er 1286 und 1287, gestorben ist er spätestens 1301. Er war Augenzeuge wenigstens eines großen Theiles der erbitterten Kämpfe, welche die Kölner Bürger 1252—71 gegen die Erzbischöfe Konrad und Engelbert II. bestanden, und hat diese ereignißreiche Zeit, wahrscheinlich zwischen 1277 und 1287, in einem Gedicht von über 6000 Versen beschrieben. Dasselbe ist nicht ohne bemerkenswerthe poetische Vorzüge und sprachlich von hohem Interesse — leider ist nur ein kleines Stück in einer dem Original nahestehenden Form überliefert, während die einzige vollständige Handschrift überall Formen des 15. Jahrhunderts zeigt. Am werthvollsten ist die Chronik als geschichtliches Denkmal. Zwar ist die Erzählung vielfach ungenau, und die Parteistellung des Verfassers — er war Anhänger des Geschlechterregiments, heftiger Gegner der Erzbischöfe und der Zünfte — hat oft genug seinen Bericht beeinflußt; im Großen und Ganzen aber gibt derselbe ein getreues Bild der beiden Jahrzehnte, welche die Emancipation Kölns von der Fürstengewalt seiner Bischöfe entschieden. Sein Werk ist weniger Epos als Chronik, selbst die geringfügigsten Einzelheiten finden nicht selten überraschende Bestätigung. Hagen's „Boich van der stede Colne“ wurde von mehreren kölnischen Prosachronisten des 15. Jahrhunderts benutzt, sonst hat es keinen nachweisbaren Einfluß auf die mittelalterliche Litteratur geübt. — Die älteren Ausgaben und Untersuchungen sind zusammengestellt in der Einleitung zur letzten Ausgabe des Gedichtes in den Chroniken der Stadt Köln I. 3 ff. Die Einwände gegen die dort gewonnenen Resultate und die werthvollen Mittheilungen, welche nachträglich Merlo (Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande LIX. 114) über die Lebensumstände des Dichters gegeben hat, sind Chroniken III. 962 berücksichtigt. Cardauns.

Hagen: Gregor H., österreichischer Chronist des ausgehenden 14. Jahrhunderts. Von seinem Leben ist nur wenig bekannt, ja, bis auf die jüngste Zeit stand kaum noch sein Name sicher. Alles, was wir wissen, ist, daß er sich in Wien aufhielt und dem Herzoge Albrecht III. näher stand. Dieser, erzählt er in der Einleitung zu seiner österreichischen Chronik, habe ihm zu schreiben aufgetragen und ihn selbst in Einzelnheiten unterwiesen („ . . . der mich auch in sunderen stukchen diser Koronigken hat genedigklich und aigenlich underweist“, nach einer Wiener Handschrift n. 2919). Wahrscheinlich gehörte er dem geistlichen Stande an; die Vermuthung, daß er ein Jude gewesen, ist keinesfalls stichhaltig. Sein Werk — mit Hinweglassung des ersten Theils gedruckt bei Pez, Scriptores rerum Austriacarum, I. 1052—1158 — schrieb er der Hauptsache nach in den J. 1394 und 1395 und setzte es nach dem Tode seines fürstlichen Gönners (Albrecht III. starb 1395) weiter bis 1398 fort. Seine gewagten Erfindungen und seine biblischen Fabeleien über die älteste Geschichte Oesterreichs haben frühzeitig den heftigsten Widerspruch besonnener Historiographen hervorgerufen. Aeneas Sylvius geht so weit, ihn dieserhalb einen asellus bipes zu nennen. Auch die späteren Partieen des Buches, die auf den Melker Annalen, auf Enkel's Fürstenbuch, Ottokar's steirischer Reimchronik und anderen Quellen beruhen, zeigen willkürliche Veränderungen. Erst für die Zeit Albrecht II. und seiner Söhne wird H. ausführlicher und im Einzelnen glaubwürdiger; doch auch hier gesteht er selbst, er „hab abgesniten waz da übriges ist gewesen, und allain die stukche geseczt, dy do lonent die guten, straffent die argen und yn vill tugenden lere bringent.“ Man kann, da das Werk 1398 plötzlich abbricht, vermuthen, der Chronist sei in diesem Jahre gestorben.

Ueber Gr. H. vgl. Pez' Einleitung zu seiner Ausgabe, Scriptores rer. Austr. I. 1043—1052; O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, 2. Auflage, I. 219—221; Kleißner, Die Quellen zur Sempacher Schlacht und die Winkelriedsage, S. 3—11. August Fournier.

Hagen: Hermann v. H., auch Harm v. H. genannt, wurde im J. 1556 erster lutherischer Prediger in der Gemeinde Neuengamme in den Vierlanden bei Hamburg und starb als solcher im J. 1570. Er hat das bekannte Gebetbuch des Johann Habermann (Avenarius, vgl. Band I. S. 699) bald nach seinem ersten Erscheinen (1567) aus dem Hochdeutschen ins Niederdeutsche übersetzt und Johann Moller, der damals Hauptmann (Amtsverwalter) in Bergedorf war, gewidmet. Die erste Ausgabe dieser Uebersetzung wird im J. 1570 erschienen sein; später ist sie mehrfach wieder gedruckt, zuletzt vielleicht Amsterdam 1652.

Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg, S. LVIII. Lexikon der Hamb. Schriftsteller III. S. 68. (Ueber den genannten Johann Moller vgl. Otto Beneke, Geschlechtsregister der Hamb. Familie Moller vom Hirsch, S. 70.) l. u.

Hagen: J. van der H., gewöhnlich Jan genannt, (wahrscheinlich hieß er mit Vornamen Joris; ein „Joris Verhaagen, auch wol van der Haagen, Landschaftsmaler" steht eingeschrieben im Haager Gildebuch und wird auf H. bezogen), ein sehr interessanter Landschaftsmaler, soll geboren sein im Haag, lebte nach Bryan-Stanley 1635—79, doch muß das Geburtsjahr unrichtig sein, da ein Bild im Haag von ihm das Datum 1649 trägt. Ueber die Lehrmeister ist nichts bekannt. Im Allgemeinen mag der Meister als zwischen van Goyen und Ruisdael stehend charakterisirt werden. Die Vorwürfe zu seinen eigenthümlichen und bedeutenden Landschaften entnahm er gern aus Gelderland und Cleve. Houbraken bemerkt in Bezug auf ein eigenthümliches Grün des Meisters, daß seine Gemälde an Gefälligkeit eingebüßt hätten, weil das von ihm zum Grün benutzte Blau die Farbe verändert habe und schwarz geworden sei. Nic. Berchem und Adr. van de Velde haben ihm mehrfach die Staffage gemalt. H. war ein Mitbegründer der Gilde Pictura im Haag 1656; er hat auch in England gelebt und ist vielleicht daselbst gestorben.

Immerzeel-Kramm. C. Lemcke.

Hagen: Johann Philipp H., Director der Hebammenschule an der Charité zu Berlin, wurde am 24. Januar 1734 zu Tanzenhausen in Thüringen geboren, und verbrachte seine Kindheit unter sehr kümmerlichen Verhältnissen, da sein Vater, ein Taglöhner und dem Trunke ergeben, die Familie in bitterster Armuth zurückließ. Nach mannichfachen Schicksalen kam er 1748 zu einem Chirurgen in Frankfurt a. O. in die Lehre, und nach vier Jahren trat er als Gehülfe in einer Barbierstube in Berlin ein; die freie Zeit benutzte er zum Besuchen medicinischer Vorlesungen. Vom J. 1757—63 sehen wir ihn als Lazareth-Chirurgus bei der Armee Friedrichs des Großen auf vielen Kreuz- und Querzügen begriffen, hierauf kehrte er nach Berlin zurück, hörte, von einem Freunde unterstützt, verschiedene Vorlesungen, so bei Meckel über Geburtshülfe und Physiologie, bei Pallas einen Cursum operationum chirurgicarum etc. und legte 1765 vor dem Obercollegium medicum sein Examen als Chirurg mit gutem Erfolge ab. Noch in demselben Jahre wurde er von dem Erbprinzen Peter von Curland zum Leibchirurgen ernannt, und siedelte im Januar 1766 nach Mitau über. Dort trieb er ziemlich viel geburtshülfliche Praxis, gerieth aber während der Krankheit und nach dem Tode des alten Herzogs in Mißhelligkeiten mit dessen Leibarzt, einem großen Charlatan, und wurde deshalb schon 1769 vom Erbprinzen seines Dienstes entlassen; er blieb aber noch bis 1772 in

Mitau und schlug alsdann sein Domicil wieder in Berlin auf, woselbst er für 1700 Thlr. eine privilegirte Barbierstube kaufte. 1774 wurde er von dem Stadtmagistrate zum Chirurgus forensis ernannt mit der Obliegenheit, die in dem Bordelle des Reviers befindlichen Weibspersonen alle 14 Tage einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, welche Gelegenheit H. fleißig benutzte, um seine Kenntnisse in der Anordnung der weiblichen Geschlechtstheile zu erweitern. Nunmehr nahm seine Thätigkeit in der Geburtshülfe einen bedeutenden Umfang an; 1777 wurde er zum Assessor Chirurgiae beim Obercollegium medicum ernannt, und ihm 1779 nach dem Tode des Hofrath Henckel die Stelle eines Hebammenlehrers übertragen. Hier betrieb er nun den geburtshülflichen Unterricht mit großem Eifer, hielt auch für die in Berlin studirenden Wundärzte Vorlesungen, und suchte durch litterarische Leistungen das ihm lieb gewordene Fach zu befördern; so schrieb er einen „Versuch eines neuen Lehrgebäudes der praktischen Geburtshülfe durch viele Wahrnehmungen erläutert und bestätigt“, welches er in die Hebammenkunst oder gemeine Geburtshülfe und in die wissenschaftliche oder eigentliche Geburtshülfe abtheilte; auch verfaßte er einen allgemeinen Hebammenkatechismus oder Anweisung für Hebammen, Unterricht für Schwangere, Gebärende und Wöchnerinnen; seine Schreibart aber ist ungemein breit, und aus Unkenntniß mit der Litteratur hat er Vieles für neu ausgegeben, was schon lange vor ihm ermittelt war. Hauptsächlich war es der operative Theil der Geburtshülfe, den er cultivirte, denn aus einer Zusammenstellung von 1286 Geburten, die H. von 1772—90 beendete, geht hervor, daß er 187 Mal mit der Zange und 37 Mal mit dem scharfen Hacken dabei operirte. Verdienstlich ist seine Lehre in Bezug auf die unvollkommene Fußgeburt, welche ohne Lösung des zweiten Fußes beendet werden könnte. H. starb am 12. December 1792, nachdem er seit seiner Ernennung als Hebammenlehrer in fortdauernden Conflicten und verdrießlichen Händeln mit verschiedenen Collegen, namentlich an der Charité, gelebt hatte.

Eine sehr weitläufige Selbstbiographie von H. findet sich in Stark's Archiv für die Geburtshülfe, Frauenzimmer- und neugebohrner Kinder-Krankheiten, Band V, Buch 1—4, 1793—4. v. Hecker.

Hagen: Karl Gottfried H., geboren in Königsberg 1749, † daselbst 1829. Er war Apotheker, habilitirte sich bei der medicinischen Facultät 1775, wurde im J. 1779 zum Extraordinarius und 1788 zum Ordinarius in dieser Facultät ernannt. Später, 1807 wurde er Professor der Chemie, Physik und Naturgeschichte bei der philosophischen Facultät. Er ist vorzüglich bekannt geworden durch sein „Lehrbuch der Apothekerkunst“, das im J. 1778 erschien, sehr viele Auflagen erlebte (die 8. erschien 1829) und einen großen Einfluß auf die chemische Bildung des Apothekers ausübte. Von größeren Schriften veröffentlichte er außerdem einen „Grundriß der Experimentalchemie“, 1786, welcher in 3. Auflage 1796 unter dem Titel „Grundsätze der Chemie durch Versuche erläutert“ erschien, und einen „Grundriß der Experimental-Pharmacie“, 1786. Von seinen Experimentaluntersuchungen ist wenig zu berichten; erwähnenswerth ist nur, daß er mit zur Unterscheidung des Natrons vom Kali beitrug.

Ladenburg.

Hagen: Karl Heinrich H., Sohn des Professors der Medicin K. G. H., wurde geboren zu Königsberg am 27. Juli 1785, studirte seit 1802 daselbst Rechte und Staatswissenschaften, die letzteren namentlich unter Kraus und Hoffmann, trat nach seiner Promotion in den praktischen Verwaltungsdienst und wurde 1809 Regierungsassessor. Nach einem längeren Aufenthalte in Göttingen und London, wo er in den Freimaurerorden trat, erhielt er Ende 1811 die ordentliche Professur für Staatswissenschaften und Gewerbekunde an der Univer-

sität Königsberg. Auch war er als Regierungsrath thätig, legte jedoch diese Stelle 1835 nieder, während er seine akademische Thätigkeit bis 1849 fortsetzte. Ende dieses Jahres wurde er vom Schlage gerührt und eine lange jammervolle Zeit begann für ihn. Immer elender werdend, verlor er Gehör und Sprache. Auf einem Auge blind, war auch für das andere zu fürchten und seine Denkkraft schwand zusehends. Erst am 16. December 1856 wurde er von diesen Leiden erlöst. Außer Aufsätzen für die mit Medicinalrath Hagen redigirten „Beiträge zur Kunde Preußens“ (Königsb. 1813—24), I. 65. 106, II. 501, V. 42, und für die „Neuen Preuß. Provinzialblätter“ (Königsb. 1846), I. 120, V. 401, schrieb er: „Ueber das Agrargesetz und die Anwendbarkeit desselben“, Königsb. 1814. „Observ. oec.-pol. in Aeschinis dialogum qui Eryxias inscribitur“, pars I, Regm. 1822. (Anonym) „Ueber Einrichtung des Creditvereins von Gutsbesitzern im Königreich Bayern, von einem Preußen“, Nürnb. 1825. „Höchst wichtige Aufklärung über das Sinken des Werthes des Geldes, aus dem Englischen“ (anonym), Leipz. 1839. „Von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienst in der Staatsverwaltung“, Königsb. 1839 (System of political economy by C. H. Hagen, translated by John Prince Smith, Lond. 1845). „Die Nothwendigkeit der Handelsfreiheit für das Nationaleinkommen mathematisch nachgewiesen“, 1844.

Vgl. Mohl, Litt. d. Staatswissensch., I. 156, II. 356.

Teichmann.

Hagen: Karl H., namhafter Historiker, wurde am 10. October 1810 zu Dottenheim bei Windsheim im bairischen Franken als Sohn des dortigen Pfarrers und Decans geboren. Er genoß eine gute Gymnasialbildung in Windsheim und Ansbach, und auch sein Vater, ein theologisch und politisch gebildeter freisinniger Mann, übte auf seine geistige Entwicklung und seine Studien einen nicht unbedeutenden Einfluß. Im Herbst 1827 bezog H. die Universität Erlangen, um Theologie und Philologie zu studiren. Später ging er nach Jena, wo er von Luden mächtig angeregt, sich hauptsächlich der Geschichte widmete. Nach vollendetem Universitätscursus kam er als Hauslehrer zu Freiherrn v. Lotzbeck in München, wo er Gelegenheit hatte, seinen Zögling auf Reisen in Deutschland und den angrenzenden Ländern zu begleiten und sich mit Land und Leuten bekannt zu machen. Eine dieser Reisen führte ihn 1834 nach Heidelberg, wo er den Historiker Schlosser kennen lernte, der einen großen Eindruck auf ihn machte und ihn in seiner Begeisterung für Geschichte bestärkte. Zwei Jahre später habilitirte er sich mit einer Schrift „Ueber die Wappengenossen“ als Privatdocent der Geschichte in Erlangen, siedelte aber schon nach einem halben Jahre nach Heidelberg über, weil er dort durch den Verkehr mit gleichstrebenden Männern und eine reichere Bibliothek mehr Förderung seiner wissenschaftlichen Studien zu finden hoffte. Neben seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte, neuere und neueste Geschichte und Anderes beschäftigte er sich mit der Redaction einer Zeitschrift, welche er in Gemeinschaft mit dem Historiker J. G. A. Wirth unter dem Titel „Braga“ in den J. 1838 und 39 herausgab und in welcher er mehrere werthvolle geschichtliche und politische Abhandlungen veröffentlichte. Ein dreibändiges Werk „Deutschlands religiöse und litterarische Verhältnisse im Zeitalter der Reformation“ erschien bei Palm in Erlangen und erschloß eine neue, bisher weniger beachtete Seite der deutschen Reformation. Auf Grund der Benützung der gleichzeitigen populären Flugschriften, von denen er eine reiche Sammlung in der Windsheimer Stadtbibliothek gefunden hatte, charakerisirte er darin die geistige Bewegung in den unteren Kreisen des Volkes und der Litteratur, und schilderte die Extreme der mit einander in Kampf gerathenen Richtungen. Dieses Werk machte Aufsehen und wurde als eine werth-

volle Ergänzung zu der einige Jahre vorher erschienenen Reformationsgeschichte Ranke's anerkannt. Auch fand man in Auffassung und Darstellung eine überraschende Aehnlichkeit mit Ranke's Art, von dem sich H. freilich durch eine demokratische Richtung wesentlich unterschied. Neben diesen litterarischen Arbeiten war Hagen's akademische Wirksamkeit auch nicht unbedeutend; er erfreute sich, obgleich er mit Schlosser, Kortüm und Häusser zu concurriren hatte, mannichfachen Beifalls und einer verhältnißmäßigen Frequenz seiner Vorlesungen. Doch wurde er erst im J. 1845 zum außerordentlichen Professor ernannt. An der Bewegung des J. 1848 nahm er von Anfang an den lebhaftesten Antheil, und wurde von dem Wahlkreis Heidelberg als Abgeordneter in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Daß er hier seine Stellung auf der äußersten Linken nahm, befremdete bei seinem sonst maßvollen, milden und besonnenen Wesen manche seiner Freunde; übrigens betheiligte er sich selten bei den Debatten, und stimmte nur einfach mit der Partei. Eine Folge dieses politischen Verhaltens war nach Auflösung des Parlaments die Enthebung von seiner Lehrstelle. Er blieb zunächst als Privatmann in Heidelberg, folgte aber 1855 sehr gerne einem Rufe nach Bern als ordentlicher Professor der Geschichte an der dortigen Hochschule und dem oberen Gymnasium, und wirkte hier 12 Jahre lang als beliebter und angesehener Lehrer. Im J. 1857 wurde er zum Rector der Universität und im folgenden Jahr zum Abgeordneten bei der Stiftungsfeier von Zürich und Jena gewählt. Er beschränkte seine Lehrthätigkeit nicht auf Universität und Schule, sondern suchte auch durch zahlreiche Vorträge im Großrathssaale und im Handwerkerverein auf weitere Kreise anregend zu wirken. Seine im Ganzen gute Gesundheit ermöglichte ihm eine umfassende und ausdauernde Thätigkeit. Doch mochte er über seine Kräfte gethan haben, denn als er im Anfang des J. 1868 von einem hartnäckigen Katarrh befallen wurde, nahm diese Krankheit schnell eine gefährliche Wendung, und ein Lungenschlag machte am 24. Januar seinem Leben ein Ende. — Außer dem oben angeführten Hauptwerk über die Reformationszeit veröffentlichte H. eine Reihe selbständiger Schriften, die wir hier aufzählen: „Zur politischen Geschichte Deutschlands", Stuttgart, Franckh, 1842. „Fragen der Zeit", 2 Bde., ebendas. 1843—45. „Politischer Katechismus", 2 Bde., Braunschweig, Westermann, 1848. „Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleons bis auf unsere Tage", 2 Bde., ebendas. 1851. „Die östliche Frage mit besonderer Rücksicht auf Deutschland", Frankfurt, Meidinger, 1854 erste und zweite Aufl. Als Fortsetzung von Duller's „Vaterländischer Geschichte": „Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die Zeit Friedrichs des Großen", 3 Bde., Frankfurt, Meidinger, 1854—58. „Die Politik Rudolfs von Habsburg und Albrechts I. und die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft", ebendas. 1857. „Grundriß der allgemeinen Geschichte, als Leitfaden für den Geschichtsunterricht in höheren Lehranstalten", 3 Bde., Zürich, Schultheß, 1860. „Reden und Vorträge", Bern, Jent, 1861. „Der Maler Johann Mich. Voltz von Nördlingen und seine Beziehungen zur Zeit- und Kunstgeschichte", Stuttgart, Ebner u. Seubert, 1863. „Die auswärtige Politik der Eidgenossenschaft, namentlich Berns in den J. 1610—18", Bern, Haller, 1865. Hierzu kommen noch viele Abhandlungen und Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften und politischen Zeitungen, namentlich in den Blättern für litterarische Unterhaltung, Raumer's historischem Taschenbuch, Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Prutz' litterar-historischem Taschenbuch und Brockhaus' Gegenwart. Seine gewandte fließende Darstellung, sein freier Blick auf die mannichfaltigen Verhältnisse des politischen und socialen Lebens, sein Geschick das geschichtliche Wissen für die Fragen der Gegenwart zu verwerthen, machte ihn überall zum willkommenen Mitarbeiter. Seine geschicht-

lichen Werke sind vorwiegend für weitere Kreise berechnet, aber sie sind keineswegs bloße Compilationen, sondern selbständig in Auffassung und Anlage, und geben vielfach die Ergebnisse eigener Forschung. Schon allein das Werk über Deutschland im Reformationszeitalter sichert ihm einen ehrenvollen Platz in der geschichtlichen Litteratur.

Vgl. das Vorwort zur zweiten (Titel-) Ausgabe seines gen. Hauptwerkes. Klüpfel.

Hagen: Peter v. H., auch Peter Hagen, meistens Petrus Hagius genannt, der bekannte Dichter geistlicher Lieder, auch lateinischer Poet, war auf dem Landgute seiner Eltern Henneberg bei Heiligenbeil in Ostpreußen, nicht in der Grafschaft Henneberg, im J. 1569 geboren. Er studirte zu Königsberg, Helmstädt und Wittenberg, wurde im J. 1594 Rector zu Lyck in Preußen und im J. 1602 Rector auf dem Kneiphof zu Königsberg. Hier starb er am 31. August 1620. Die Angabe Wetzel's, daß er zuletzt gräflich Erpach'scher Rath und Amtmann zu Breuberg gewesen sei, beruht auf einer Verwechslung seiner mit einem Andern. In Königsberg ward er mit Johann Eccard (Bd. V, S. 595) eng befreundet; Simon Dach ist sein berühmtester Schüler. In den „Preußischen Festliedern", Königsberg 1598, finden sich einige seiner Lieder mit Eccard'schen Compositionen; andere hat Eccard's Schüler, Johann Stobäus, 1604 mit Melodien versehen. Schon früh fanden einzelne seiner Lieder in Gemeindegesangbüchern Aufnahme, in welchen sie sich bis ins vorige Jahrhundert hinein und das eine oder andere vielleicht bis heute erhalten haben. Zu seinen verbreiteteren Liedern gehören: „Freu' dich, du werthe Christenheit, dies ist der Tag des Herrn", ein Lied auf Mariä Verkündigung; „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, obwol viel Feind mich plagen", ein Osterlied; „Freut euch, ihr Christen alle, der Siegsfürst Jesus Christ, gen Himmel fährt", ein Himmelfahrtslied. Er hat auch zwei Erbauungsschriften geschrieben, deren eine in Versen ist.

Mützell, Geistliche Lieder, III, S. 1035 ff. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, V, S. 330 ff. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl. II, S. 275 f. Adelung II, Sp. 1727. Bertheau.

Hagen: Thomas van dem H. (Haghene, dänisch auch Haffin), doch wol ein Deutscher. Sein Bruder Vredebern v. d. H. ward bei Seeräuberei von Elbinger Schiffen gefangen und mit den Seinen auf Bornholm geköpft. Thomas und sein Bruder Claus behaupteten, Vredebern sei im ehrlichen Kriege auf Befehl und im Dienste Hakons von Norwegen begriffen gewesen und plünderten nun die preußischen Schiffe. Seit 1377 läuft die Klage der Städte über den Seeraub und die des Thomas auf Mordbuße der Elbinger. 1378, 1379, 1382 wurden Waffenstillstände geschlossen; doch 1382 erscheint Thomas offen in der Seeräubercompanei der Grubendal (s. d. B.).

Koppmann, Hanserecesse II und III (bes. S. 97). Krause.

Hagenauer: Johann H., Bildhauer und Medailleur, angeblich geb. zu Straß in Baiern im J. 1732, † in Wien am 10. September 1810 (nach dem Todtenprotokolle), machte seine ersten Studien in der Bildnerei bei Itzlfeldner in Tittmoning und wurde, als er darin Talent entwickelte, von dem Salzburger Erzbischofe Graf Sigismund von Schrattenbach zu seiner weiteren Ausbildung an die Akademie der bildenden Künste in Wien entsendet. Nachdem er hier bei Schletterer Unterricht genossen, besuchte H. die Akademien in Rom und Florenz und wurde hierauf zum erzbischöflichen Hofstatuarius in Salzburg ernannt, in welcher Eigenschaft er zahlreiche Werke in Stein und Erz schuf, darunter auch die Maria Immaculata auf dem Domplatze in Salzburg. Als es sich um die plastische Ausschmückung des großen Parterres des kaiserlichen Lustschlosses in

Schönbrunn handelte, wurde H. nach Wien berufen, um mehrere Statuen auszuführen. In Anerkennung seiner Leistungen ernannte ihn die Kaiserin nach Schletterer's Tode (1774) zum Professor der Bildhauerei. Seinem eminenten Talente für plastische Kleinkunst verdankte er im J. 1779 die Ernennung zum Director der Graveurschule; daneben blieb er Professor der Bildhauerei bis zum J. 1782, worauf Zauner diesen Posten erhielt. In ersterer Eigenschaft gewann H. sehr fördernden Einfluß auf die Heranbildung tüchtiger Medailleurs. Aber auch als Bildhauer blieb er thätig; er führte ein vorzügliches Porträt des Fürsten Kaunitz und eine bedeutende Anzahl kleinerer plastischer Werke aus. Für die Ausschmückung der Gloriette in Schönbrunn lieferte er ornamentale und figuralische Arbeiten. Er blieb bis an sein Lebensende in Thätigkeit als Director der Graveurschule an der k. Akademie der Künste. Nach Nagler gab er auch ein Werk mit Ornamenten und eine Broschüre: „Unterricht von der Proportion des Menschen“ (1791) heraus.

Wurzbach, Biogr. Lexikon VII. Bd. — K. v. Lützow, Gesch. der Akademie der bildenden Künste (Wien 1877). — Oehler, Das k. Lustschloß Schönbrunn (Wien 1805). K. Weiß.

Hagenauer: Wolfgang H., Ingenieur und Architekt, Bruder des Bildhauers Johann H. Die Handbücher nennen als Geburtsort Straß in Baiern und Straß im Salzburgischen. Die Beiden sind weder da noch dort geboren, sondern wahrscheinlich zu Salzburg selbst, und zwar Wolfgang im J. 1726. H. wurde auf Kosten des Fürstbischofs von Salzburg ausgebildet, am 12. März 1758 erhielt er ein Stipendium, um an der Wiener Akademie seine Studien in der Architectur zu vollenden. Er war sehr fleißig und verschaffte sich insbesondere auch große Kenntnisse der Ingenieurwissenschaften. Als 1760 die Stelle eines fürstbischöflichen Architecten frei wurde, bewarb sich H. darum und daraufhin ernannte ihn Fürstbischof Sigmund in Ansehung seiner in der Baukunst erworbenen vortrefflichen Wissenschaft zum fürstbischöflichen Kammerdiener und Bauverwalter (23. Jänner 1760), mit einem monatlichen Gehalte von 25 Gulden und 5 Gulden Entschädigung für Brot und Wein. Der Künstler hat bis an sein Lebensende diese Stellung innegehabt und sich durch seine gewissenhafte Amtirung große Achtung erworben; er vermaß auch Salzburg und gab Karten des Landes und der Stadt heraus, wie auch einige Flußkarten. Er starb am 16. December 1801 in Salzburg.

Archiv der k. k. Landesregierung in Salzburg. Kábdebo.

Hagenbach: Karl Rudolph H., geb. am 4. März 1801 zu Basel, zeichnet sich als geistvoller Prediger und Dichter, als fruchtbarer theologischer Schriftsteller aus und war längere Zeit das Haupt der Vermittelungstheologie in der Schweiz. — Er erhielt seine Vorbildung auf einer pestalozzischen Lehranstalt, deren Unvollkommenheit ein dürftiger Gymnasialunterricht nicht ausglich, sodaß er nach eignem Geständniß sehr unreif zum Universitätsstudium überging. Er entschloß sich zur Theologie, indem er es als seine Lebensaufgabe begriff, die ewigen Wahrheiten des Heils, wie sie uns im Christenthum gegeben und in der heiligen Schrift niedergelegt sind, mit den Anforderungen der Humanität und einer freien, edlen, von menschlichen Vorurtheilen möglichst unabhängigen Geistesbildung in Einklang zu bringen. Er studirte zuerst zu Basel, dann 1820—23 zu Bern, wo Lücke, und zu Berlin, wo Schleiermacher und Neander anregend auf ihn einwirkten. Er lernte das Christenthum nicht als bloße Lehre, sondern als ein neues Leben aus Gott kennen, das im lebendigen, dem wahren Wissen nicht hinderlichen Glauben an Christum, als den Gottmenschen und Erlöser, begriffen werden muß. Nach seiner Rückkehr leitete ihn Dewette, der unterdeß (1822) nach Basel berufen war, in die akademische Laufbahn ein. In seiner

Stellung als ordentlicher Professor seit 1829 verblieb er bis an sein Ende und wußte damit, ohne amtlich veranlaßt zu sein, eine reichgesegnete Wirksamkeit als Prediger zu verbinden. Er diente der Kirche auch als Mitglied des Kirchenrathes und der Erziehungsbehörde, sowie seit 1848 als Vertreter im Großen Rath; dem protestantisch-kirchlichen Hülfsverein, den er mit Dewette 1842 gestiftet, stand er als sehr thätiger Präses vor. Ein Jahr vor seinem Tode feierte er sein 50jähriges Docentenjubiläum unter allgemeiner Theilnahme seines Vaterlandes. Er starb am 7. Juni 1874. — Seine schriftstellerischen Arbeiten sind fast alle aus seiner akademischen Thätigkeit oder verwandten praktischen Bestrebungen erwachsen. Jener gehören die weitverbreiteten, auch in fremde Sprachen übersetzten, sogen. Studentenbücher an: „Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften", 1833; 9. Aufl. 1874. „Lehrbuch der Dogmengeschichte", 1840, 5. Aufl. 1867. „Grundzüge der Homiletik und Liturgik", 1863. „Leitfaden zum christlichen Religionsunterricht", 5. Aufl. 1874. — Aus öffentlichen Vorlesungen für Gebildete seit 1833 entstand allmählich sein Hauptwerk: „Kirchengeschichte von der apostolischen Zeit bis zum 19. Jahrhundert", zuerst in einzelnen Abtheilungen, dann in 7 Bänden, 1869—72. Die gelungensten Partieen dieses Werkes sind die, welche die Wechselbeziehung zwischen der christlichen Kirche und der neueren Kultur und Litteratur darstellen. Die anderen kirchengeschichtlichen Arbeiten beziehen sich auf die Schweiz: „Geschichte der Entstehung und Schicksale der ersten Basler Confession", 1827, 2. Ausgabe 1857. — „M. W. L. de Wette", 1850. — „Oecolampad und Myconius", 1859. — „Die theologische Schule Basels", 1860. — Von seinen Predigten ist eine Auswahl in 9 Bänden erschienen, I—VIII 1858 und IX aus dem Nachlaß 1875. — Seine Gedichte, die formell bedeutend, feine Bildung mit christlichem Ernst harmonisch vereinigen, sind in 2. Aufl. 1863 in 2. Bdn. erschienen. — Seinen theologisch vermittelnden Standpunkt hat er nach allen Seiten in dem Kirchenblatt für die reformirte Schweiz vertreten, das er seit seinem Bestehen bis ans Ende 1845—68 mit großer Hingebung, wie mit Erfolg redigirt hat.

Eine Lebensskizze von ihm selbst verfaßt ist mit den Grabreden als „Erinnerung an K. R. Hagenbach", Basel 1874, abgedruckt. W. Krafft.

Hagenbach: Peter v. H., burgundischer Hofmeister und Landvogt im Elsaß, gehörte einem wenig begüterten Adelsgeschlechte an, dessen Stammsitz im westlichen Theile des Sundgaus, unfern der deutsch-französischen Sprachgrenze gelegen ist. Er wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts geboren als Sohn des Anton v. H., der durch seine Vermählung mit Katharina v. Belmont in den Besitz des Schlosses Belmont bei L'Isle sur le Doubs in Hochburgund gekommen war. Als Besitzer des Schlosses und Dorfes Hagenbach bei Altkirch in der Grafschaft Pfirt und einiger anderer Güter und Rechte in der Nachbarschaft, waren die Hagenbach Lehensträger Oesterreichs; bei H. wiegen aber, soweit wir seine Laufbahn verfolgen können, die Beziehungen zu Burgund vor, wir erfahren sogar, daß er in Folge eines Landfriedensbruches, den er in seinen jüngeren Jahren durch die Gefangennahme des Ritters Markward von Baldeck verübte, aus dem österreichischen Gebiete längere Zeit flüchtig geworden. In der Urkunde über die im J. 1453 zu Ensisheim durch Erzherzog Albrecht erfolgte Ertheilung jener Lehen an Peter's Bruder Stephan zu seinen, seiner Brüder Hans und Hans Ulrich und ihres Vetters Hans von Hagenbach's Handen, wird Peter's selbst nicht gedacht. Im J. 1443 verheirathete er sich (nach Duvernoy) mit der Tochter eines hochburgundischen Edelmanns, des Heinrich v. Accolans, Herrn zu Beveuges (eine zweite Ehe mit Barbara v. Thengen ist er kurz vor seinem Tode eingegangen). Im J. 1454 treffen wir ihn als Kammerherrn des Herzogs Johann I. von Cleve, eines Neffen Philipps des Guten, er betheiligt sich mit

seinem Herrn an dem berühmten Fasanengelübde, durch welches Herzog Philipp die bei einem glänzenden Feste in Lille vereinigten Fürsten, Herren und Ritter sich zu einem Kreuzzuge gegen die Türken verpflichten läßt. Im J. 1461 begegnet er uns im Dienste Philipps selbst, das Jahr darauf dagegen ist er am Hofe seines Sohnes, des damals mit dem Vater entzweiten Grafen Karl von Charolais und erwirbt sich das Verdienst, den gegen diesen gerichteten Vergiftungsversuch des Jehan Costain zu entdecken. Bald darauf erscheint er als Rath und Hofmeister Karls, und in dieser angesehenen Stellung ist er bis zu seinem Tode verblieben. Die nächsten Jahre zeigen ihn als Diplomaten wie als Kriegsmann für seinen Herrn thätig. 1465 schließt er als einer der Bevollmächtigten des Grafen zu St. Trond in dessen Namen einen Freundschaftsvertrag mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz ab, 1466 zwingt er durch das Geschick, mit welchem er als maistre de l'artillerie die Beschießung von Dinant leitet, diese Stadt zur Uebergabe. Zwischen 1465 und 69 hat er die Ritterwürde erlangt. Ein besonders wichtiger und für ihn verhängnißvoller Posten wurde ihm anvertraut, als in diesem letztgenannten Jahre Karl, der 1467 seinem Vater als Herzog von Burgund nachgefolgt war, ihn zum Landvogt seiner neu erworbenen oberrheinischen Lande erhob. Im Mai 1469 hatte Karl zu St. Omer den bekannten Vertrag mit Herzog Sigmund von Oesterreich abgeschlossen, in welchem ihm dieser die Landgrafschaft Oberelsaß, die Grafschaft Pfirt, die Stadt Breisach und die vier Waldstädte am Rhein nebst einigen anderen benachbarten Besitzungen verpfändete und ihm zugleich das Recht einräumte, alle zu diesen Gebieten gehörigen Gerechtsame, die anderweitig verpfändet waren, einzulösen. Nachdem Markgraf Rudolf von Röteln die Lande für Karl in Besitz genommen und während der ersten Monate deren Verwaltung geführt hatte, trat gegen Ende des Jahres H. sein Amt als Landvogt an. Das hohe Vertrauen, das ihm Karl bewies, indem er dasselbe in seine Hände legte, gab sich auch darin kund, daß er ihn nach wie vor zu wichtigen diplomatischen Geschäften verwendete, so namentlich zu den Unterhandlungen mit dem Kaiser, welche der Zusammenkunft in Trier vorangingen und bei welchen es sich um die weitgehendsten Pläne handelte. Im J. 1471 hatte er Gelegenheit, in einem kleinen Feldzuge nach Lothringen seine militärische Tüchtigkeit aufs neue zu beweisen. Die Stellung, welche Burgund durch den Vertrag von St. Omer am Oberrheine gewann, mußte bei der von dessen Herrschern seit längerer Zeit mit ebenso viel Geschick als Erfolg betriebenen Vergrößerungs- und Reunionspolitik die Nachbarn in ernste Besorgniß versetzen; namentlich die elsässischen Reichsstädte und mit ihnen auch die mächtigeren freien Städte Straßburg und Basel fingen an, für ihre Unabhängigkeit zu fürchten. Die Art, wie H. bemüht war, die gewonnene Stellung zu befestigen und auszunutzen, war nicht geeignet diese Befürchtungen zu verscheuchen. Bei Einlösung verpfändeter Gerechtsame, bei Feststellung streitiger Befugnisse, bei Wahrung der Rechte und Ansprüche der Herrschaftsangehörigen gegen Auswärtige und bei Forderung von Genugthuung für Verletzung solcher ging er mit rücksichtsloser Energie vor. Durch Schirmverträge mit kleineren Nachbarn erweiterte er das burgundische Machtgebiet über die Grenzen der Pfandschaftslande hinaus. Den Bischof von Straßburg, dessen oberelsässisches Gebiet, die sogen. obere Mundat, sich mit dem Pfandschaftsgebiete vielfach berührte, nöthigte er, ihm ein Dienstgeld zur Handhabung des Landfriedens zu geben, auch das Gebiet des Bischofs von Basel, das zwischen den Pfandschaftslanden und den hochburgundischen Erblanden des Herzogs eingekeilt war, versuchte er in Abhängigkeit herabzudrücken. Den schwersten Stand hatte die stark verschuldete Reichsstadt Mülhausen, deren Bedrängniß ihren Gläubigern gegenüber er auszubeuten suchte, um sie zur Unterwerfung unter burgundische

Hoheit zu bewegen. Die Befürchtungen gipfelten sich zur Zeit der Zusammenkunft des Herzogs mit dem Kaiser zu Trier im Herbste 1473. Wenn auch die dortigen Verhandlungen sich zerschlugen, so war dafür der Besuch, den Karl zu Ende des Jahres in den Pfandlanden machte, geeignet, die Aufregung zu befördern, und am 31. März 1474 kamen unter dem Einflusse des französischen Königs die entscheidenden Verträge zwischen Herzog Sigmund, den oberrheinischen Bischöfen und Städten und den Eidgenossen zu Stande, welche die Beseitigung der burgundischen Herrschaft über die Pfandschaftslande bezweckten. Von durchschlagender Bedeutung war es, daß, durch Bern mit fortgerissen, die Eidgenossen sich in die Sache einließen und außer der ewigen Richtung mit dem Herzog noch ein Schutzbündniß mit ihm und jenen Bischöfen und Städten abschlossen. Daß das Vorgehen Hagenbach's gegen das mit Bern verbündete Mülhausen und sein beleidigendes Auftreten gegen die eidgenössischen Boten bei Gelegenheit des Aufenthalts des Kaisers in Basel im September 1473 dazu beigetragen haben, der Kriegspartei in Bern die Erreichung ihrer Zwecke zu erleichtern, unterliegt keinem Zweifel. Nicht minder hatte er durch sein Benehmen als Landvogt die burgundische Herrschaft bei den Unterthanen verhaßt gemacht und den Feinden den Weg zur Eroberung der Pfandlande gebahnt. In seinem Bestreben, eine geordnete, einheitliche Verwaltung durchzuführen und für feste Handhabung des Landfriedens zu sorgen, kam es ihm nicht darauf an, in bestehende Rechte und Freiheiten einzugreifen; willkürlich legte er neue Steuern auf und eine Empörung, welche dies in Thann hervorrief, bestrafte er aufs strengste, indem er u. a. vier angesehene Bürger ohne Urtheil und Recht hinrichten ließ. Daneben erregte er durch sein ausschweifendes Leben und die Leichtfertigkeit, mit der er sich auch über das Heilige hinwegsetzte, Aergerniß und Erbitterung. Schon mehrere Wochen, bevor die Verträge zu Constanz abgeschlossen waren, regte sich der Abfall. Die vier Waldstädte Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut schwuren zusammen und entzogen sich seinem Gehorsam. Die Neuenburger im Breisgau konnten es wagen, über den Rhein zu setzen, den Landweibel in seiner Wohnung in Ottmarsheim aufzusuchen und zu erschlagen, ja Mitte März machten die Freiburger im Einverständniß mit einigen Bürgern von Breisach einen Anschlag auf diese Stadt, der indessen mißlang. H. eilte zu Karl nach Luxeuil, ihn um Hülfe zu bitten. Karl, der den Ernst der Lage nicht eingesehen zu haben scheint und von seinen Absichten auf das Erzstift Köln erfüllt war, begnügte sich, ihm einige hundert picardische Reisige zur Verfügung zu stellen. Schon war inzwischen auch Ensisheim auf die Kunde von dem Abschluß der Constanzer Verträge abgefallen, und die Versuche, die H. erst mit List, dann mit Gewalt machte, es wieder zu unterwerfen, scheiterten, wie früher ein Anschlag auf Seckingen. Er warf sich mit seinen Picarden nach Breisach, aber auch hier wankte der Boden unter seinen Füßen. Seine deutschen Söldner begannen mit der unzufriedenen Bürgerschaft gemeinsame Sache zu machen und nöthigten ihn durch einen Auflauf am Abend des 10. April, des Ostersonntags, die Picarden aus der Stadt zu entfernen, am folgenden Morgen wurde er in einem neuen Auflaufe gefangen genommen und, nachdem er einige Tage in seiner Wohnung erst in anständiger Haft, dann in Fesseln gehalten worden war, am 15. April in das Stadtgefängniß abgeführt. Inzwischen hatte Herzog Sigmund in ganz vertragswidriger Weise dem Herzog von Burgund die Pfandschaft gekündet, am 20. April erschien er in Basel und ließ durch seinen neubestellten Landvogt Hermann von Eptingen die Lande in Besitz nehmen. Niemand leistete Widerstand als die Besatzung des Schlosses zu Thann, die aber nach wenigen Tagen zur Uebergabe gezwungen wurde. Mit ebenso wenig Rücksicht, wie gegen den Herrn, wurde gegen den Diener verfahren. Die Beseitigung des gefährlichen

und verhaßten Landvogtes war bei den Verbündeten eine beschlossene Sache, es handelte sich nur darum, gesetzliche Formen für dieselbe aufzufinden. Nachdem H. am 5. Mai gefoltert und verhört worden war, wurde am 9. Mai in Breisach ein Gericht niedergesetzt, dessen 24 Beisitzer zum Drittel aus den Städten Straßburg, Basel, Colmar und Schlettstadt, zum Drittel aus Breisach und zum Drittel aus den herrschaftlichen Städten des Elsaß genommen waren. Den Vorsitz führte der Schultheiß von Ensisheim, die Klage wurde im Namen des österreichischen Landvogtes vorgebracht. Die Gerichtsverhandlungen dauerten beinahe den ganzen Tag und endeten damit, daß H. wegen der Uebelthaten, die er sich in der Verwaltung seiner Landvogtei habe zu Schulden kommen lassen, und unter welchen namentlich die Hinrichtung jener Bürger von Thann hervorgehoben wurde, zum Tode verurtheilt ward. Noch an demselben Abend fand seine Enthauptung statt. Er mußte es büßen, daß er an den damals noch verfrühten Versuch, das Elsaß einer fremden Macht zu unterwerfen, seine Kräfte gesetzt hatte.

Mémoires d'Olivier de la Marche I, chap. 30. 34. 36. Mémoires de Jacques du Clercq, chap. 15. L. Gollut, Mémoires historiques de la république Séquanoise. Neue Ausgabe von Duvernoy und Bousson de Mairet, 1856. Reimchronik über Peter v. Hagenbach, herausgegeben von Fridegar Mone im 3. Bande der Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte; Tagebuch des Caplans Johannes Knebel, herausgegeben von der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel (Bd. II. der Basler Chroniken), sowie die übrigen Quellen und Bearbeitungen der Geschichte Karls des Kühnen.

W. Vischer.

Hagenbuch: Johann Kaspar H., Alterthumsforscher, geb. am 20. Aug. 1700 in Glattfelden im Canton Zürich, studirte, nachdem er die Gelehrtenschule in Zürich durchgemacht hatte, an dem dortigen Carolinum Theologie und wurde 1720 als Geistlicher ordinirt. Während seiner Studienzeit trat er in ein näheres Freundschaftsverhältniß zu dem wenig jüngeren Johann Jacob Breitinger: die beiden Freunde eröffneten unter sich und mit einigen angesehenen auswärtigen Gelehrten, wie mit P. Burmann in Leyden und mit J. A. Fabricius in Hamburg einen Briefwechsel über litterarische Neuigkeiten, philosophische und theologische Streitfragen und sonstige gelehrte Gegenstände. Bei H. trat frühzeitig die Neigung für die Beschäftigung mit den Alterthümern seines Heimathlandes entschieden in den Vordergrund: er faßte den Plan, die älteste Geschichte Helvetiens besonders nach den römischen Inschriften zu bearbeiten und unternahm zu diesem Behuf, nachdem er einige Jahre als Erzieher auf dem Lande thätig gewesen war, Reisen durch fast alle Theile der Schweiz, um die noch erhaltenen römischen Inschriften zu sammeln und mit anderen Männern, die für die Alterthümer ihres Vaterlandes Interesse hegten, Verbindungen anzuknüpfen. Im J. 1730 wurde H. zum Professor eloquentiae am Carolinum in Zürich ernannt, erhielt daneben 1731 die Professur der Profangeschichte und übernahm 1735 die Professur der griechischen und lateinischen Sprache am unteren Collegium; 1749 erhielt er eine Pfründe als Chorherr, wurde 1756 Canonicus und Professor der Theologie und starb am 6. Juni 1763. Seine Mußezeit widmete er fast ausschließlich den römischen Inschriften der Schweiz, auf deren Sammlung, Ordnung und Erklärung er, unterstützt von mehreren gelehrten Freunden, einen wahrhaft staunenswerthen Fleiß und eine ängstliche, nur vielfach in nutzlose Kleinigkeitskrämerei ausartende Genauigkeit verwandt hat. Er selbst hat außer verschiedenen kleineren epigraphisch-antiquarischen Abhandlungen nur eine Sammlung epigraphischer Briefe an den Franzosen J. Bouhier und an den Italiener A. F. Gori veröffentlicht („Epistolae epigraphicae ad Joh.

Bouhierium et Ant. Franc. Gorium“, Zürich 1747, 4.). Einen deutlicheren Begriff von seinem in jeder Hinsicht eisernen Fleiß gibt sein in der zürcherischen Stadtbibliothek aufbewahrter handschriftlicher Nachlaß, welcher 11 Bände Briefe, sowie eine Sammlung der in der Schweiz vorhandenen römischen Inschriften mit sehr umfänglichen systematischen Registern in 4 Bänden enthält und sowol von J. C. Orelli als von Th. Mommsen für die von denselben veranstalteten Sammlungen der römischen Inschriften der Schweiz benutzt worden ist.

Vgl. Escher in der Allgem. Encykl. der Wissensch. und Künste, Sect. II. Bd. I, S. 168 f. Th. Mommsen, Inscriptiones confoederationis Helveticae latinae (Zürich 1854), p. XII s. Bursian.

Hagenow: Friedrich v. H., auf dem Gebiete der Alterthumskunde und Geologie als Forscher und Techniker rühmlich bekannt, geb. am 19. Januar 1797 als ältester Sohn des Rittergutsbesitzers Karl v. H. zu Langenfelde bei Loitz, † am 18. October 1865 zu Greifswald. Schon von früher Jugend an für die Naturwissenschaften angeregt, studirte er von 1809—12 auf der Landesuniversität namentlich angewandte Mathematik und Technologie und sollte dann nach väterlichem Wunsch die Landwirthschaft praktisch ausüben. Zuvor arbeitete er jedoch nach dem Tode des Vaters von 1812—14 auf dem mecklenburgischen Justizamt Dargun im ökonomischen und cameralistischen Fache und diente 1817—18 als Freiwilliger bei den Gardeschützen in Berlin, woselbst er nebenbei Thaer's und Reckleben's Vorlesungen besuchte. Von 1818—23 lebte er auf einem rügischen Pachtgute und verheirathete sich in dieser Stellung. Weil es ihm jedoch an Neigung und Uebung für das beschränkte Gebiet der landwirthschaftlichen Praxis gebrach, und bei seltenen natürlichen Anlagen sein großer Eifer für Naturkunde und vaterländische Geschichte immer mehr hervortrat, verlegte er seinen dauernden Wohnsitz von Rügen nach Loitz, um sich dort ganz seinen Lieblingsstudien und deren praktischer Anwendung widmen zu können. Während dieser Zeit schrieb er seine Abhandlung über die Runensteine in Strelitz, vollendete mehrere Maschinen und Instrumente für die Universität Greifswald, sowie die triangularische Aufnahme der Insel Rügen, mit deren Hülfe er 1830 die große Specialkarte und noch mehrere Karten dieser Insel herausgab. Wegen solcher Leistungen von der phil. Facultät zu Greifswald zum Doctor promovirt und seit 1832 dorthin übergesiedelt, begründete er daselbst am Ryckflusse eine Kreideschlemmfabrik, die erste in Deutschland, mit selbst erfundenen und ausgeführten Maschinen und hielt auf der landwirthschaftlichen, 1876 aufgehobenen, Akademie Eldena von 1835—38 zahlreich besuchte Vorlesungen über angewandte Mathematik. Inzwischen vollendete er die trigonometrische Aufnahme von ganz Neuvorpommern, gab 1839 die erste Auflage seiner Karte von Neuvorpommern und Rügen, lithographirt von C. A. Hube, heraus und wurde 1843 zum Regierungs-Conducteur ernannt. In der Folge 1845 durch den Tod seiner Mutter in den Besitz des Tertialgutes Nielitz und auf diese Art zum Genuß eines bedeutenden Einkommens gelangt, gab er seine obenerwähnte praktische Thätigkeit auf, verkaufte auch 1850 die Kreidefabrik und widmete sich seit dieser Zeit ausschließlich wissenschaftlichen Forschungen. Schon seit 1825 in Verbindung mit dem Oberpräsidenten Dr. Sack, dem Stifter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde, und ein sehr thätiges Mitglied dieses Vereins, begründete er 1826 mit Kosegarten und Schildener die rügisch-pommersche Abtheilung in Greifswald und beschrieb seine ausgedehnten Sammlungen von Alterthümern in den Jahresberichten und Baltischen Studien. Seit dem 25. Mai 1836 war er auch als correspondirendes Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte thätig und trat in ein inniges Freundschaftsverhältniß mit dem Geheimen Archivrath Dr. Lisch und dem Freiherrn Albrecht Maltzan

auf Deutsch. Neben diesen historischen Forschungen widmete er sich mit noch höherem Eifer der Naturwissenschaft auf ornithologischem Gebiete, später der Geologie und Paläontologie. Besondere Erwähnung verdient ein im VII. Jahrg. d. Balt. Stud. I, p. 267 veröffentlichter Bericht über Auffindung eines antidiluvianischen Menschenskeletts in einer pommerschen Mergelgrube, eine Entdeckung, welche in neuerer Zeit namentlich durch französische Forschungen bestätigt worden ist. In demselben Jahre erschien (in Leonhard's und Bronn's neuem Jahrbuche für Mineralogie ꝛc.) die erste Abtheilung seiner Monographie der rügianischen Kreideversteinerungen, deren 2. und 3. Abtheilung 1840 und 1842 in derselben Zeitschrift veröffentlicht wurden. Später setzte er nicht nur das Sammeln derselben mit dem größten Eifer fort, sondern erwarb auch 1853 käuflich die Sammlung von Richter zu Bollinken bei Stettin, durch welche Vereinigung er dieses Gebiet vollständig zu beherrschen vermochte. Seine Monographie über die rügianischen Kreideversteinerungen blieb leider unvollendet, weil ihn die aufgehäufte Fülle des Materials am Abschluß hinderte. Nur zu den Bryozoen hat er in „Geinitz' Grundriß der Versteinerungskunde“ (Dresden 1846) und in „Geinitz, Das Quadersandsteingebirge“ (Freiberg 1849—50) einige Nachträge gegeben. Reiche Ausbeute machte H. auf wiederholten Reisen, 1844 nach Scandinavien, 1846 nach Schonen und Seeland. Inzwischen hatte er zur Erleichterung des Zeichnens der Petrefacten ein sinnreich construirtes Instrument, den Dikatopter, erfunden, welcher bald in allgemeinen Gebrauch kam. Mit Hülfe dieses Instruments kam 1851 seine Arbeit über „Die Bryozoen der Mastrichter Kreidebildung“ (Cassel bei Th. Fischer) zu Stande, ein Werk mit 12 Kupfertafeln, die zu dem Schönsten gehören, was bis dahin in mikroskopischer Zeichnung geleistet worden ist. In Folge dieser Arbeiten traten die bedeutendsten Gelehrten dieses Fachs: A. v. Humboldt, Leop. v. Buch u. A. mit ihm in einen Briefwechsel, aus welchem man die hohe Werthschätzung dieser Koryphäen der Wissenschaft für den Nachstrebenden ersieht, ebenso ehrten ihn die Monarchen und gelehrten Gesellschaften Europa's durch Auszeichnungen jeglicher Art. Mastricht besuchte er auf einer Reise nach Paris 1851, auf der ihn der berühmte englische Geolog Charles Lyell durch Belgien begleitete. In der französischen Hauptstadt trat er mit Michelin, v. Verneuil, d'Orbigny und dem Römer'schen Brüderpaar in nähere Verbindung, ein Zusammenwirken, welches für sein Studium der Versteinerungen und anderer geologischen Formationen sehr günstig wirkte. Seine geologischen Studien in Pommern umfaßten mit besonderer Vorliebe die Stettiner Tertiärgesteine, sowie die im Kamminer Kreise und auf Wollin auftauchenden Jurabildungen, welche er bereits 1842 auf einem Ausflug nach Kammin und Fritzow bei Soltin und auf der Insel Gristow entdeckte; über die mit Dr. Wessel 1852 dorthin unternommene Reise berichtete er im 5. Bande der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, und auch die 1853 in den würtembergischen und fränkischen Jura unternommene Reise stand damit in Verbindung. Hervorragenden Antheil nahm er an der 1850 zu Greifswald tagenden Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte. Im J. 1854 benutzte er seine Cur im Bad Ischl, um in der nächsten Umgegend zu sammeln und von dort aus weitere Excursionen in gleicher Absicht zu machen. Zu Wien wohnte er am 16. Juni einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften bei und legte dort sein für die Münchener Ausstellung bestimmtes combinirtes Dikatopter vor, wofür ihm vom Kaiser die große goldene Medaille übersandt wurde. Leider entwickelte sich in Folge der Anstrengung seiner Augen beim Gebrauche des Dikatopter bei ihm eine zunehmende Erblindung, welche seinen autoptischen Studien auf genanntem Gebiet ein Ende setzte und die Vollendung eines größeren Werkes über die Paläontologie der baltischen Küstenländer unterbrach, dessen Abbildungen

bereits fertig waren. Neben denselben bethätigte er sein Interesse für Geschichte und Archäologie fort und fort im eifrigen Sammeln von Alterthümern und widmete sich zugleich dem Studium der Wappenkunde. Auch erfand er die Kunst, alte, in Wachs, Lack oder Papier abgedruckte Siegel selbst nach halbzerstörten Exemplaren in neuen Stempeln wieder herzustellen und begründete eine in ihrer Art einzige Sammlung solcher Stempel, bereitete auch in dieser Beziehung eine größere Arbeit zum Drucke vor, welche er als „Sigilloplastik“ bezeichnete. Trotz des immer mehr schwindenden Augenlichts blieb er mit seinen Lieblingswissenschaften in geistigem Zusammenhang, indem er sich die einschlagenden Hauptwerke vorlesen ließ; davon zeugt auch der 1863 für die Gesellschaft der deutschen Naturforscher und Aerzte verfaßte Bericht über seine zu Fritzow gemachten Beobachtungen. Im Manuscript blieb eine bis zum J. 1819 reichende Selbstbiographie und ein „Lehrbuch der Sigilloplastik“ zurück. Seine letzte durch den Druck veröffentlichte Arbeit ist gleich der allerersten wieder antiquarischen Inhalts und handelt mit Bezug auf derartige im Ryck gemachte Entdeckungen über Pfahlbauten in Neuvorpommern (Stralf. Zeitg. 1865, Nr. 63, Beil.; Jahrb. d. V. für mecklenb. Gesch. XXX. S. 105). Den übrigen Theil seiner Muße füllte er durch kleine poetische Versuche aus, zu denen er namentlich durch die Dichtungen von Fr. Reuter angeregt war. Thätig bis zum letzten Athemzug, erlag er einem Brustkrampf in der Nacht vom 17.—18. October 1865. Seine zahlreichen Sammlungen gelangten theils an das Stralsunder Provinzial-Museum, theils an das Museum nach Stettin.

Pyl, Nekrolog: Balt. Studien XXI. 2. S. 1—8. — Dr. E. Boll, Dr. Fr. v. Hagenow, Neubrandenburg 1865. Häckermann.

Hagenow: Paul Gustav v. H., der sich im Verwaltungswege verdient gemacht, des Vorgenannten jüngster Bruder, war geb. am 16. Juni 1813 zu Langenfelde, † ebendaselbst am 28. September 1876. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er durch Privatunterricht und auf dem Gymnasium zu Greifswald, studirte ebendort und in Bonn und übernahm nach beendigten Universitätsjahren den Besitz der bei der Erbtheilung ihm zugefallenen Güter Langenfelde und Glewitz. Indeß genügte die Beschäftigung als Gutsherr, obwol ihm bald auch häusliches Glück zu Theil ward, seinem regen Geiste und Interesse für communale Wohlfahrt nicht. Mit allmählich gesteigerter Thätigkeit wandte er sich der Kreisverwaltung zu, war auf dem Communal- und Provinziallandtage 1845—46 Stellvertreter, sodann bis 1851 ritterschaftlicher Abgeordneter selbst, und schon nach den ersten Jahren dieser gemeinnützigen Thätigkeit hatte sich das allgemeine Vertrauen auf seine geistige Befähigung und politische Gesinnung so fest begründet, daß man ihn zum Abgeordneten für das deutsche Parlament erkor. Nach Beendigung dieser politischen Mission widmete er sich um so eifriger den Interessen des Kreises in ihren mannigfachen Beziehungen, vertrat von 1852—59 den Landrath von Baerenfels und verwaltete sodann dies höchste Kreisehrenamt selbst. Während dieser vierjährigen Amtsführung bewährte er ein glückliches organisatorisches Talent, wußte widerstrebende Kräfte zu vereinigen und nach einem gemeinsamen Ziele zu richten, in politischen Versammlungen und auf geistlichen Synoden das rechte Wort zu finden für liberale Interessen. Im Jahre 1863 ward er infolge einer veränderten Richtung der inneren Politik zur Disposition gestellt, weil er als charaktervoller Mann lieber seiner politischen Ueberzeugung treu bleiben, als dieselbe äußeren Rücksichten zu Liebe verleugnen wollte. Nachdem er den Staatsdienst verlassen hatte, trat er in die frühere Stellung des ritterschaftlichen Abgeordneten und Kreisdeputirten wieder ein und blieb auch bis zum J. 1875 Director der Kreissparcasse. Die großartige Machtentwickelung des preußischen Staatswesens seit dem J. 1864 erfüllte ihn mit patriotischer

Begeisterung, und er sah die Ideale seiner Jugend darin verwirklicht. Als Vorstandsmitglied des Kreisvereins zur Pflege Verwundeter und Erkrankter eilte er selbst auf den Kriegsschauplatz, auf welchem der jüngste seiner Söhne als Cavallerieofficier mit Auszeichnung focht, und wurde für seine verdienstvollen Bemühungen, wie vordem durch den rothen Adlerorden, so nunmehr durch den Kronenorden und das Johanniterkreuz geehrt. Ein unverschuldeter Unglücksfall auf der Jagd verdüsterte in den letzten Lebensjahren sein Gemüth und veranlaßte zum Theil wol ein körperliches Leiden, welchem er nach manchen fehlgeschlagenen Heilungsversuchen durch Reisen und Besuch von Bädern im rüstigen Mannesalter erlag.

Stralf. Ztg. 1876, Nr. 232. — Pastor Ziemßens Trauerrede im Manuscript; Privatmittheilungen. Häckermann.

Hager: Balthasar H., geb. 1572 zu Ueberlingen, † zu Würzburg a. 1627, gehörte seit seinem 21. Lebensjahre dem Jesuitenorden an, lehrte an verschiedenen Lehranstalten seines Ordens die Humaniora und die Philosophie und leitete sodann die Ordenshäuser in Mainz, Heiligenstadt und Würzburg. Er machte sich als theologischer Controversist bekannt. Hauptschrift: „Collatio Confessionis Augustanae et Concilii Tridentini cum verbo Dei ad illustrem Franconiae nobilitatem“, Würzburg 1627. Werner.

Hager: Georg H., Dichter, geboren vermuthlich zu Nürnberg und vor 1560, † um 1645. Seine Geburt in das J. 1566 zu setzen, wie ein Porträt „aetatis suae 82“ veranlaßt hat, welches sich in einem Drucke von 1648 befindet, ist darum unstatthaft, weil seine eigenhändige Bemerkung in der Dresdener Handschrift M 100 zeigt, daß er schon 1580 seine Wanderschaft beendet hatte, weil er ferner nach einem Actenstücke aus dem J. 1624 zu dieser Zeit gar schon 55 Jahr „gesungen“ haben soll und weil drittens auch die Angabe, daß er bei Hans Sachs, „da er als ein Knab zu seinem Verstand kam“, „täglich und viel“ verkehrte, als ob er sein „angenommener Knabe“ gewesen wäre, mit Nothwendigkeit zu der Annahme führt, daß er, als Sachs starb (1576), mehr als 10 Jahr alt gewesen sei. Er erlernte die Kunst des Meistergesangs von seinem Vater und, da dieser, vermuthlich derjenige Georg H., dessen Bildniß „aetatis suae 69“ in einem Gemälde der Nürnberger Meistersinger aus dem J. 1581 erhalten ist, neben seinem Handwerke, dem Schuhmachen, bei Hans Sachs auch „das Singen“ gelernt hatte, konnte er sich rühmen, die Kunst des Meistergesangs mittelbar von keinem Geringeren als Hans Sachs überkommen zu haben. Neben dem Schuhmacherhandwerk, das auch er ausübte, trieb er diese Kunst ohne bemerkenswerthes Talent, aber mit rührendem Fleiß und Eifer sein Leben lang. Er erfand 17 Töne, deren Melodien in einem Dresdener Manuscript aufgezeichnet sind, dichtete außer vielen Meisterliedern auch Spruchgedichte und Komödien und füllte eine stattliche Reihe von Handschriften mit einer Sammlung eigener und fremder dichterischer Arbeiten an. Sehr mangelhaft sind die Nachrichten zur Geschichte seines Lebens. 1587 kömmt sein Name zum ersten Male in einem handschriftlichen Nürnberger Singschulbuche vor, welches mit dem J. 1583 beginnt. Aus dem J. 1624 sind Schriftstücke erhalten, welche sich auf einen unter den Nürnberger Meistersingern entstandenen Streit beziehen, bei welchem er für die „alte fünfzigjährige Meistersingergesellschaft“ eintrat. 1629 soll er durch eine übernommene Bürgschaft in Noth gerathen sein. Verheirathet war er drei Mal; eine seiner Frauen starb um Weihnachten 1597, seinem dritten Weibe, Anna, dichtete er 1614, als sie noch seine „Bulschaft“ war, ein „Bullied“. Die Kunst des Meistergesangs, in der er selbst, wie erwähnt, von seinem Vater unterwiesen worden war, vererbte er weiter auf einige seiner Söhne. Manuscripte von seiner Hand befinden sich in Dresden, Weimar und Wien. Gottsched besaß

eine Handschrift: „Gr. Hager's Kriegsordnung, aus Kriegs-Büechern zusammeu getragen, und aufs engest in reimen verfasset“, 1600, sauber geschrieben mit sauber gemalten Figuren, 4°. Auch „Ein kläglich Lied wie es zu Nürnberg an St. Barthol. Tag des 1602. Jahrs ergangen ist“, hat handschriftlich existirt. Gedruckt ist außer dem, was Vulpius veröffentlicht hat, ein „Klag-Lied“ auf M. Johann Kauffmanns Tod († 1596), (in Will's historischdiplomat. Magazin Bd. I, Nürnb. 1781, S. 356—59) und ein „Klag und Trauer-Lied“ (anfangend: „Zun Römern am fünfften man list“), welches mir in einer Ausgabe von 1648 vorliegt.

Dresdener Hdss. M 100 und M 6. Weimarer Hds. Q 571. Wiener Hds. 13512 (Tabulae codd. Vindobon. vol. II. S. 227). Eygentliche Contrafactur Georg Hager's, Schuhmachers vnd Teutschen Meister-Singers in Nürmberg (zwei Ausgaben, deren eine von ihm als achtzigjährigem, deren andere als von einem zweiundachtzigjährigem handelt). Catalogus bibliothec. Gottsched. 1767, S. 87, Nr. 1952. Will, Biblioth. Norica Pars III. IV. 1774, S. 169. Will und Nopitsch, Nürnberg. Gelehrten-Lexikon Thl. VI, 1805. S. 14. (Vulpius) Curiositäten, Bd. II. 1812, S. 286—288. Ztschr. für deutsche Kulturgesch., Jahrg. 4, Nbg. 1859, S. 382. Schnorr von Carolsfeld, Z. Gesch. d. d. Meistergesangs, Berlin 1872, S. 9. 13. 33. Archiv f. Litteraturgesch., Bd. III, S. 52 f. Goedeke, Grundriß I. S. 228. Götting. gel. Anzeigen 1872, Bd. II, S. 1153. Schröer in Germanist. Studien, hrsgegeb. von Bartsch, Bd. II, S. 225. Rob. Koenig, Deutsche Literaturgesch. 1878, S. 195.

Schnorr von Carolsfeld.

Hager: Hans H., Buchdrucker in Zürich von 1520—38. Sein Name findet sich außer auf 10—12 Schriften von Zwingli fast nirgends. Er soll eine Schrift Luther's, welche 1521 in Zürich erschien, gedruckt haben, die jedoch von anderer Seite dem Drucker Froschauer zugeschrieben wird. Da nun aber in genanntem Jahre nicht eine, sondern mehrere Schriften Luther's in Zürich ohne nähere Bezeichnung gedruckt wurden, so wird diese Frage wol eine offene bleiben. Jedenfalls druckte H. nicht sehr lange an jenem Orte. Von seinem Leben ist weiter nichts bekannt, als daß er im J. 1538 starb. Sein Geschlecht muß überhaupt frühe ausgestorben sein, denn sein Name verschwindet schon früh aus den Züricher Bürgerregistern.

Vgl. Cotton, Typographical Gazett. Ed. II. p. 285. (Wegelin) Buchdruckereien der Schweiz, S. 130. Denkschrift der Museumgesellschaft in Zürich, 1840, S. 3.

Kelchner.

Hager: Johann Georg H., Geograph, Schulmann und Philolog. Geboren am 24. März 1709 zu Oberkotzau im Baireuthischen, besuchte er die Schulen zu Hof und die Universität zu Leipzig und verwaltete das Lyceum zu Chemnitz von 1741 bis zu seinem Tode am 17. October 1777. Auf den Gebieten der Philologie, Geschichte und Geographie thätig, hat H. seine größte Bedeutung unstreitig in der letzteren Wissenschaft, für deren Pflege und Verbreitung er in seinen beiden Hauptwerken: „Ausführliche Geographie“ (3 Bde. 1746 u. 1747) und „Geographischer Büchersaal zum Nutzen und Vergnügen“ (30 Stücke in 3 Bänden, 1764—74) Dankenswerthes geleistet hat. Das erstere ist in einem 1755 zum ersten Mal veröffentlichten Auszug eines der gebräuchlichsten Lehrbücher der Geographie in deutschen Schulen gewesen, bis es von Büsching's und Fabri's späteren Arbeiten verdrängt wurde. Es zeugt von mehr praktischem pädagogischem Sinn in der Auswahl und Behandlung des Stoffes als die früheren Lehrbücher dieser Wissenschaft und ist lebendiger und anregender als irgend eines von diesen. Unter denen, welche dazu beigetragen haben, die Geographie in

wirklich nutzbarer Weise in den Unterricht einzuführen, nimmt H. durch diese Arbeiten eine hervorragende Stelle ein. Das zweitgenannte Werk ist bemerkenswerth als die erste rein geographische Zeitschrift in Deutschland. Es wurden darin nicht so sehr die Zeiterscheinungen als vielmehr die hauptsächlichsten geographischen Werke der Vergangenheit besprochen und das Ganze sollte eine Art von zwangloser Geschichte der Geographie darstellen (s. Vorrede zum ersten Band). Viel Gelehrsamkeit und Liebe zur Sache tritt auch hier hervor, doch ist es vorwiegend Büchergeographie, die da getrieben wird, denn weder eigene Reiseerfahrung, noch genügendes Material an Karten und neuen Berichten stand dem fleißigen Herausgeber zur Seite. Mit Dank ist seine Würdigung Sebastian Münster's anzuerkennen. Außer zahlreichen Programmen sind von seinen Werken noch zu nennen die Ausgabe von Homer's Ilias, (1740 und bis 1776 noch fünfmal aufgelegt), und „Kurze Einleitung in die Göttergeschichte der alten Griechen und Römer", 1762.

Meusel, Lexicon. Ratzel.

Hagius: Johann H., Redvizensis, wie er sich nennt, war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Prediger zu Eger und dabei ein tüchtiger Musiker, der uns mehrere Werke hinterlassen hat, die schon der originellen Idee halber Erwähnung verdienen. Er hat nämlich Lebenssprüche fürstlicher Personen und berühmter Männer zu mehreren Stimmen in Musik gesetzt, unter dem Namen Symbola, die er im J. 1569 zu Nürnberg als Symbola des Kaisers Maximilian II., Georg Friedrich zu Brandenburg u. A. edirte. In demselben Jahre gab der bekannte Sammler und Herausgeber Clemens Stephani v. Buchaw „der Stadt Nürmberg Symbola nur Gott mein Burgk" mit vier Stimmen gesetzt von H. heraus. Ebenso erschienen 1571 und 1572 Symbola Dr. M. Lutheri und Ph. Melanchthonis (Eger bei H. Bürger) und „Symbola des Ehrwürdigen Joh. G. von Gleißenthahl" (ebendort). Es finden sich heute noch Exemplare in Brieg, Güstrow und Regensburg, doch kaum das Eine oder Andere in vollständigen Stimmen, so daß ein Urtheil darüber schwer möglich ist. H. nennt sich in der Dedication der Symbola Lutheri einen Schüler des bekannten Theologen Georg Major. Eitner.

Hagke: Friedrich Bernhardt Freiherr v. H., geb. am 15. Febr. 1822 zu Pegau in Sachsen, studirte in Göttingen und Bonn in den J. 1841—42 Cameralia. In den J. 1843—45 bereiste er die Schweiz, Frankreich und Italien, 1854 Norwegen und Schweden, 1862—63 Spanien. 1846 verheirathete er sich mit der Freiin Gabriele von Marschall. 1852 wurde er zum Landrath des Kreises Weißensee ernannt, dem er bis zu seinem Tode mit Aufopferung und Anerkennung vorstand. 1867 zum Mitglied des Reichstags des Norddeutschen Bundes erwählt, gehörte er diesem und alsdann dem Deutschen Reichstage bis zum J. 1873 an, worauf er wegen zunehmender Kränklichkeit sein Mandat niederlegte. Am 5. October 1874 starb H. auf seinem Rittergute Schilfa. 1863 erschien seine statistische Beschreibung des Kreises Weißensee, 1867 sein umfangreiches, gelehrtes Werk: „Urkundliche Nachrichten über die Städte, Dörfer und Güter des Kreises Weißensee, Beitrag zu einem Codex Thuringiae diplomaticus", welches, auf umfassenden archivalischen Studien aufgebaut, zum ersten Mal die Geschichte jener Gegend wissenschaftlich beleuchtet. 1868 legte H. dem Reichstage eine Broschüre „Ueber die Wiederherstellung eines deutschen Reichsarchivs und die Reformen im Archivwesen" vor, in welcher er auf die namentlich von Preußen sehr vernachlässigte Verwaltung der Archive hinweist und eine Centralisation sämmtlicher norddeutscher Archive anstrebt. Wenngleich nun der Antrag auf Centralisation an Schwierigkeiten der verschiedensten Art

scheitern mußte, so hat derselbe doch für Preußen theilweise den Erfolg gehabt, daß man sich seitdem mit wachsender Sorgfalt des Aschenbrödels angenommen.

Posse.

Hagleitner (Haagleitner): Kaspar Benedict H., ein katholischer Geistlicher, welcher in der Geschichte der sogenannten Manharter im Salzburgischen und in Tirol in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts eine große Rolle spielte. Die Secte hat ihren Namen von dem Bauern Sebastian Manzl, der von seinem Hofe Untermanhart gewöhnlich Manhart genannt wurde. Ihr Hauptsitz war das Brixenthal, ein Seitenthal des unteren Innthals, einige Stunden von Kufstein, welches bis 1816 zum Fürstenthum Salzburg gehörte, aber auf drei Seiten von Tirol eingeschlossen war. Die Manharter kämpften zunächst in Verbindung mit Andreas Hofer gegen die französische und baierische Herrschaft, dann aber auch gegen die Neuerungen auf dem kirchlichen Gebiete, Aufhebung von Feiertagen und Fasttagen, Beschränkung der Processionen, Verbot des Wetterläutens u. dgl., sowie gegen die neue Organisation des Schulwesens. Sie behaupteten, die Geistlichen, welche Napoleon den Eid der Treue geschworen, ja auch nur mit der von Napoleon abhängigen baierischen Regierung in Verbindung getreten, seien der von Pius VII. im J. 1809 über Napoleon und seine Anhänger ausgesprochenen Excommunication verfallen, und sagten sich von der kirchlichen Gemeinschaft mit diesen Geistlichen los. Sie traten auch in Verbindung mit schwärmerischen, geheimen, religiösen Vereinen, namentlich mit den sogenannten Michaelsrittern und der Herz-Jesu-Congregation. Die meisten Manharter söhnten sich, nachdem Abgeordnete von ihnen im J. 1825 in Rom gewesen, mit der katholischen Kirche wieder aus. — H., der Schwager des Thomas Mair, der neben Manhart der Hauptleiter der Partei war, war geboren zu Bockern im Brixenthal. Als Priester gehörte er Anfangs dem Bisthum Chiemsee, nach dessen Aufhebung im J. 1807 dem Erzbisthum Salzburg an. Er war zuerst Hülfspriester zu Hopfgarten, dann Provisor des Beneficiums zu Aschau. Er war der einzige Geistliche im Brixenthale, welcher sich weigerte, den im Juni 1809 von dem Administrator des Erzbisthums Salzburg, Graf Zeill-Trauchburg, Bischof von Chiemsee, vorgeschriebenen Eid der Treue für Napoleon zu schwören. Er wurde in Folge davon aus der Erzdiöcese Salzburg ausgewiesen, von Andreas Hofer aber, nachdem dieser das Brixenthal als mit Tirol vereinigt erklärt hatte, zum Provisor des Vicariats zu Hopfgarten ernannt, indeß bald von baierischen Truppen gefangen genommen und nach Kufstein gebracht. Von da wurde er nach einigen Monaten in das geistliche Correctionshaus zu Salzburg abgeliefert. Im J. 1811 wurde er freigelassen. Da er unter der baierischen Regierung nicht angestellt sein wollte, ging er nach Wien, wurde von dem Kaiser huldvoll empfangen und einstweilen als Cooperator in Wienerisch-Neustadt angestellt. Im Herbst 1813 kam er mit der österreichischen Armee als Feldkaplan nach Südtirol, und nachdem 1814 der baierische Antheil von Tirol wieder an Oesterreich abgetreten war, wurde er von dem Fürstbischof von Brixen zum Verweser des Vicariates zu Wörgl, hart an der Grenze des noch baierisch gebliebenen Brixenthales, ernannt. Er agitirte dort für die Einverleibung des Thales in Tirol und gegen die Neuerungen auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens und wurde von den Manhartern als der einzige Priester der ganzen Gegend angesehen, der nicht der Excommunication verfallen sei und die kirchlichen Functionen gültig vornehmen könne. Eine von der kirchlichen Behörde gegen ihn eingeleitete Untersuchung lieferte kein Resultat; er wurde indeß von Wörgl abberufen und einstweilen in dem Servitenkloster zu Innsbruck untergebracht. Daß ihm am 9. November 1815 wegen seiner früheren patriotischen Verdienste von dem Kaiser das Kreuz pro piis meritis verliehen wurde, sahen seine Anhänger

als einen Triumph an, und durch unvorsichtige Aeußerungen des Luzerner Nuncius Testaferrata wurden sie in ihrer Opposition gegen ihre Geistlichen bestärkt. Ihre Bemühungen, die Wiederanstellung Hagleitner's in dem 1816 mit Tirol vereinigten Brixenthale zu erwirken, blieben erfolglos; er erhielt aber im J. 1816 die Erlaubniß, in einer Kapelle unter dem Schönberge, zwei Stunden von Innsbruck, als Geistlicher zu fungiren, und blieb dort, wie schon vorher zu Innsbruck, der Rathgeber und Seelsorger der zahlreich zu ihm pilgernden Manharter. In dieser Zeit trat er in Verbindung mit dem Geheimbunde der Michaelsritter und bald darauf auch mit der geheimen Herz-Jesu-Congregation. Am 1. September 1817 wurde er auf Probe als Hülfsgeistlicher zu Rankweil in Vorarlberg angestellt, aber schon am 31. December wieder abberufen und am 7. Januar 1818 in Innsbruck verhaftet und wieder in das Servitenkloster gebracht. Im Juni wurde er nach Wien abgeführt und dort in dem Barnabiten-Colleg untergebracht. Später wurde er als Localkaplan zu Kalchsburg angestellt. In den ersten Jahren bestärkte er auch von dort aus die Manharter in ihrer Opposition. Später scheint er diese Agitation aufgegeben zu haben. Nachdem die meisten Manharter sich mit den kirchlichen Behörden ausgesöhnt hatten, erbot er sich sogar, die noch hartnäckig gebliebenen zur Unterwerfung zu bewegen. Es wurde ihm aber nicht gestattet nach dem Brixenthale zu reisen. Er starb um 1836.

A. Flir, Die Manharter. Ein Beitrag zur Geschichte Tirols im 19. Jahrhundert, 1852. Tübinger theol. Quartalschr. 1826, S. 574.

Reusch.

Hahn: Dr. August H., Generalsuperintendent von Schlesien, geb. am 27. März 1792 in Groß-Osterhausen bei Querfurt, † am 13. Mai 1863 in Breslau, Sohn eines Dorfschullehrers, empfing den ersten gelehrten Unterricht von dem Pfarrer seines Geburtsortes, besuchte alsdann das Gymnasium in Eisleben und studirte von 1810—13 in Leipzig Theologie. Nach mehrjährigem Hauslehrerleben fand er 1817 Aufnahme im Wittenberger Predigerseminar und dort vollzog sich wol auch der Umschwung in seinen dogmatischen Ansichten. Ein an ihn ergangener Ruf nach Heidelberg gab 1819 Anlaß zu seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor der Theologie und Pfarrer der Altstadt in Königsberg, doch legte er nach seiner Beförderung zum ordentlichen Professor 1822 sein geistliches Amt, mit welchem die Superintendentur verbunden war, wieder nieder. Durch seine verdienstvollen Untersuchungen über „Marcion's Evangelium in seiner ursprünglichen Gestalt“ 1823, und eine von ihm mit Sieffert 1824 herausgegebene „Syrische Chrestomathie“ in weiten Kreisen bekannt geworden, wurde H. 1826 nach Leipzig berufen und hier erregte er durch seine Habilationsschrift „De rationalismi, qui dicitur, vera indole“ und seine „Offene Erklärung an die evangelische Kirche zunächst in Sachsen und Preußen“, sowie durch seine Aufforderung an die Rationalisten, aus der evangelischen Kirche auszutreten, allgemeines Aufsehen. Er hatte die Zeichen der Zeit richtig erkannt; zwar wurde über dieses gallicinium Lipsiense, wie man seine Provocation nicht ohne Humor treffend genannt hat, viel gespottet, aber es fand den Beifall der durch das Phantom der Demagogie in Furcht gesetzten Machthaber und kündigte die über dem Rationalismus sich zusammenziehenden Gewitter an. Eine Streitschrift Hahn's gegen Bretschneider „Ueber die Lage des Christenthums in unserer Zeit“, 1832, welche zur Kenntniß Friedrich Wilhelms III. gebracht wurde, führte 1833 zu seiner Berufung nach Breslau als ordentlicher Professor und Consistorialrath. Eine Gelegenheit, seine Gewandtheit, sich in die Zeit zu schicken und den Umständen Rechnung zu tragen, zu erproben, sollte sich bald finden. Die Gemeinde Hönigern bei Namslau hatte sich aus Abneigung gegen die Union hartnäckig geweigert, die neue Agende in ihrer Kirche brauchen zu lassen und hielt

nach der Suspension ihres Pastors die Kirche verschlossen; Hahn, dazu ausersehen, das Weihnachten 1834 zur Wegnahme der Kirche nach Hönigern abgeschickte Militaircommando als geistlicher Commissarius zu begleiten, um die durch Anwendung von Waffengewalt zu Paaren getriebene Gemeinde zu versöhnen und zur Annahme der Agende zu bewegen, ließ sich durch seinen streng lutherischen Standpunkt nicht abhalten, die Staatsgewalt in Bekämpfung des Lutherthums mit Hand und Mund zu unterstützen. Die Separation der Lutheraner von der Landeskirche hat er nun zwar mit aller Dialectik und Ueberredungsgabe nicht abgewendet, indeß, als es sich 1843 um Wiederbesetzung der durch Ribbeck's Rücktritt erledigten Generalsuperintendentur handelte, erinnerte man sich der von ihm 1834 geleisteten Dienste. Ribbeck, aus Erfurt nach Breslau versetzt, hatte in Schlesien nicht heimisch werden können; völlig isolirt und durch den Widerstand, auf welchen seine Versuche, die in der schlesischen Kirche ziemlich in Vergessenheit gerathenen Bekenntnißschriften wieder zur Geltung zu bringen, gestoßen waren, noch mehr vergrämt, hatte er selber seine Abberufung beantragt. Wenn irgend Jemand, so war H. der Mann, das eingebüßte Terrain wiederzugewinnen und die Restauration der Bekenntnisse durchzuführen. Sein berühmter Name, seine bedeutende Gelehrsamkeit, seine Vertrautheit mit den Verhältnissen der Provinz, der er seit 10 Jahren angehörte, seine verbindliche und einnehmende Freundlichkeit im persönlichen Verkehr gereichten ihm bei der jüngeren Generation der Geistlichkeit, welche durchweg von ihm geprüft war und zum Theil schon zu seinen Füßen gesessen hatte, zur größten Empfehlung; nichtsdestoweniger war sein Anfang ein schwerer. Die ältere Geistlichkeit hatte sein Auftreten in Leipzig nicht vergessen und die Stellung, welche er sofort zur Ordinations- und zur Verfassungsfrage nahm, war wenig geeignet, ihm ihre Sympathien zu erwerben; bald sah er sich einer von Professor Suckow geführten starken Opposition gegenüber, aber für liberale Bestrebungen war damals die Zeit nicht günstig, und als erst das unter einem besonderen Präsidenten zur selbständigen Behörde erhobene Consistorium von den widerstrebenden Elementen gesäubert und in den neu ernannten orthodoxen Superintendenten eine Anzahl williger Gehülfen in der Provinz gewonnen war, hörte auch der Widerstand auf und die schlesische Geistlichkeit ging, wohin sie geführt wurde. Das Verdienst, Schlesien der lutherischen Orthodoxie wieder erobert, freilich damit zugleich auch die Union ihres Inhalts entleert zu haben, wird H. nicht streitig gemacht werden können und ist höchsten Ortes durch Verleihung des rothen Adlerordens zweiter Klasse anerkannt worden. Der über den Rationalismus der Geistlichkeit erkämpfte Sieg war indessen unvollständig, so lange die Gemeinden rationalistisch sangen. Kein einziges der vielen in Schlesien bräuchlichen Gesangbücher stimmte zu der orthodoxen Predigt, die sich auf den Kanzeln etablirt hatte, am wenigsten das weit verbreitete Gerhard'sche. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde die Ausarbeitung eines neuen Gesangbuchs beschlossen und alsbald ins Werk gesetzt; es erschien mit Hahn's Vorwort 1857 unter dem Titel „Evangelisches Kirchen- und Hausgesangbuch“, war aber so hyperorthodox ausgefallen, daß den Gemeinden der Gegenwart dergleichen zur Erbauung anzubieten, allgemeine Verwunderung erregte; nichtsdestoweniger wurde mit Einführung desselben unter dem Drucke von oben zunächst auf den Dörfern vorgegangen und das Gelingen ermuthigte zu größerer Entschiedenheit. Die daraus entstandenen Wirren hat H. nicht mehr erlebt; sie bilden eine keineswegs erfreuliche Episode in der Geschichte der schlesischen Kirche. H. gehörte zu den gelehrtesten Theologen seiner Partei. Seine Forschungen über Bardesanes („Bardesanes gnosticus, Syrorum primus hymnologus“, 1819) und Marcion („De gnosi Marcionis“, 1820, 1821; „Antitheses Marcionis“, 1823; „De canone Marcionis“, 1824, 1826) haben dazu beigetragen, das Dunkel zu

lichten, welches namentlich die Person des letzteren verhüllte. Um die Textkritik hat er sich durch die Revision des van der Hoog'schen alttestamentlichen und Knapp'schen neutestamentlichen Textes verdient gemacht. Beide von ihm veranstalteten Textausgaben (des A. T. 1831, des N. T. 1840, 1861) sind stereotypirt worden. Sein Hauptwerk aber ist das 1828 in erster, 1857 in zweiter Auflage erschienene „Lehrbuch des christlichen Glaubens". — Von seinen Familienverhältnissen sei beiläufig bemerkt, daß er mit Rothe in Heidelberg und Heubner in Wittenberg verschwägert war.

Im Anschluß an den Nekrolog im kirchlichen Amtsblatte für Schlesien 1863, Nr. 12. Schimmelpfennig.

Hahn: Elkan Markus H., geb. am 26. April 1781 zu Großglogau, † 1861 zu Breslau, gehört zu jenen fleißigen Uebersetzern und Verfassern elementar-mathematischer Lehrbücher, welche in den zwei ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die trostlose Oede deutscher Mathematik fast allein hervorbrachte. H. war in den Schulen von Breslau und Berlin unterrichtet worden und hatte mit solcher Vorliebe den mathematischen Wissenszweigen sich zugewandt, daß er einen Theil der angewandten Mathematik, die Architektur, als Beruf wählte und zu diesem Zwecke seit 1801 die neu errichtete Berliner Bauakademie besuchte, wo er vornämlich bei Eytelwein, daneben bei Becherer, Genz, Hirt, Hobert, Mandel, Riedel Vorlesungen hörte. Auch E. G. Fischer, Klaprot, Rose gehörten zu seinen Lehrern. Von 1804 an hielt er selbst mathematische Vorträge. Im folgenden Jahre wurde er nach bestandener erster Prüfung Kammerconducteur bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau. Er führte Vermessungsarbeiten in Pommern aus, hielt, nach Berlin zurückgekehrt, wiederholt mathematische Vorlesungen, übersetzte während der Zeit Lehrbücher von Monge, Lacroix, Puissant, sich in solcher Weise zum großen Bauexamen vorbereitend. Die Katastrophe von 1806, die Machtsphären Preußens einengend, zahlreiche Beamte aus vom Feinde besetzten Landestheilen nach der Hauptstadt treibend, ließen Hahn's Aussichten auf eine Anstellung schwinden. Er folgte dem ihm ertheilten Rathe, sich an den westphälischen Hof nach Kassel zu begeben, wo er in Johannes v. Müller einen mächtigen Gönner fand. Dieser wollte auch H. als ordentlichen Professor der Mathematik an der Universität Marburg anstellen, wenn diese Absicht nicht hintertrieben worden wäre. Dann bestand der Plan, ihn zum Director eines neu zu gründenden technischen Institutes zu machen, zu dessen Einrichtung er selbst noch 1812 den Entwurf hatte machen müssen. Auch dieser Plan scheiterte an der baldigen Auflösung des Königreichs Westphalen und H. siedelte nun 1815 nach Breslau über, wo er ein technisches Institut als Privatanstalt gründete, dem er bis zu seinem Tode vorstand. Daneben war er von 1815—34 als außerordentlicher Lehrer am Magdalenischen Gymnasium, seit 1820 auch als wirklicher Lehrer der Mathematik und Physik an der k. Bau- und Kunstschule zu Breslau angestellt. Letztere Anstellung erfolgte erst, nachdem H., von Haus aus Jude, nebst seiner Frau und vier Kindern zum Christenthum übergetreten war. Bei dieser Gelegenheit veränderte er seinen Vornamen in Eduard Moritz.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1841, S. 1268 flg., wo auch die Schriften Hahn's aufgezeichnet sind. Cantor.

Hahn: Franz Josef von H., Weihbischof zu Bamberg, geb. zu Würzburg am 13. Juli 1699, war ein Sohn des fürstbischöflichen Lehenprobstes Philipp v. H. Während seiner Studienzeit zu Würzburg schloß er sich eng an den verdienstvollen Forscher Schannat an, der den jungen eifrigen Geschichtsfreund dem Mölker Benedictiner Hieronymus Petz empfahl. Von Petz erhielt er in Diplomatik und Paläographie treffliche Unterweisung; dann begab er sich nach Göttweih, wo ihm Abt Bessel Auftrag gab, eine Geschichte des Klosters zu

schreiben. Doch der reiche Urkundenschatz, den ihm theils das Kloster selbst darbot, theils Bessel's Vermittlung aus andren Abteien verschaffte, weckte in H. den Gedanken, über Charakter und Werth dieser ältesten schriftlichen Denkmale selbst helleres Licht zu verbreiten. Somit ist durch den ersten, von ihm bearbeiteten Band des Chronicon Gottwicense zwar nicht die Geschichte des Klosters erläutert, wol aber das Diplomenwesen des Mittelalters, und zugleich zum ersten Mal der Versuch gewagt, in die mittelalterliche Geographie Deutschlands, wo bis dahin nur die vagsten und verworrensten Begriffe sich breit machten, Klarheit zu bringen. Das Chronicon, 1732 zu Tegernsee gedruckt, trägt nicht Hahn's, sondern Bessel's Namen; es unterliegt aber, wie aus den von Schneidawind mitgetheilten Beweisen erhellt, keinem Zweifel, daß H. der eigentliche Verfasser des Werkes, dessen Bedeutung für die Diplomatik von Gatterer Mabillon's Acta sanctorum ordinis St. Benedictini gleichgestellt wird. Nach Göttweih kam auf seinen Reisen nach Wien häufig Friedrich Karl Graf von Schönborn, Reichsvicekanzler und Kaiser Karls VI. vertrauter Freund. Dieser machte 1728 den jungen Priester zu seinem geheimen Secretär, und nachdem er bald darauf die Regierung der Fürstbisthümer Bamberg und Würzburg angetreten hatte, zum geistlichen Rath und Canonicus des Stifts Haug zu Würzburg und des Collegiatstifts St. Gangolf zu Bamberg. 1732 wurde H., der sich der Freundschaft und des Vertrauens seines Fürsten in hohem Maße erfreute, zum wirklichen geheimen Rath, 1734 zum Weihbischof und Vicarius generalis in Spiritualibus ernannt und ihm außer anderen reichen Einkünften auch die Pfarrei St. Martin zu Bamberg überlassen. Am 19. September 1734 fand unter prächtigen Festlichkeiten die Bischofsweihe statt, worüber in dem im Bamberger Archiv verwahrten Hofdiarium ausführliche Schilderung geboten ist. Auch eine überaus große Anzahl von Originalreferaten Hahn's findet sich in diesem Archiv; die verschiedensten Fragen weltlicher und geistlicher Natur erörternd, lassen sie H. als streng kirchlich gesinnten, aber toleranten und milden Priester, tüchtigen Gelehrten und eifrigen Freund wissenschaftlicher Studien erscheinen. Ein neues Feld ersprießlicher Thätigkeit ward ihm eröffnet, als er bei Erweiterung der Bamberger Akademie zu einer wirklichen Universität 1741 zum Conservator gewählt wurde. Als solcher hatte er die Oberaufsicht über Professoren und Studirende, und bei den fortwährenden Streitigkeiten zwischen den Professoren geistlichen und weltlichen Standes, die im Allgemeinen im Widerstreit der alten scholastischen Lehrprincipien mit der Forderung wahrer Wissenschaftlichkeit wurzelten, fand er häufig Gelegenheit, für die Freiheit der Forschung als Vertheidiger aufzutreten. Er unterhielt mit den bedeutendsten Gelehrten nicht blos Deutschlands, sondern fast aller europäischen Staaten lebhaften Briefwechsel, wozu insbesondere die von ihm angelegte Münzen- und Antikensammlung Anregung gab. Sie wird von Oberthür als eine der größten und schönsten gerühmt, die Franken je besaß. H. selbst schätzt sie in seinem Testamente auf 60,000 Gulden; nach seinem Tode kam sie unter den Hammer, der größte Theil wurde für das kurfürstliche Cabinet zu Mannheim erworben. Ebenso werthvoll soll seine Bibliothek und Handschriftensammlung gewesen sein, die von den Brüdern Veit zu Augsburg erworben wurden. H. widmete sich jedoch nicht ausschließlich dieser Sammelarbeit und gelehrten Thätigkeit; als Rathgeber des Fürstbischofs Friedrich Karl, der als Freund Karls VI. und seiner Tochter Maria Theresia eine wichtige politische Rolle spielte und insbesondere während des österreichischen Erbfolgekriegs die Verhandlungen zwischen Baiern und Oesterreich leitete, konnte er bedeutsamen Einfluß auf die Politik der fränkischen Hochstifte und sogar des habsburgischen Erzhauses ausüben. Als aber 1746 Friedrich Karl starb, war mit ihm das Ansehen, ja auch die Ruhe seines Freundes zu Grabe getragen. Wie es scheint,

hatte H. unter den Domcapitularen viele Neider und Feinde, und das beträchtliche Vermögen, das er sich während seiner Amtsführung in Bamberg erworben hatte und zum Ankauf von Kunstschätzen und Büchern verwandte, gab Anlaß zur Anklage, H. habe die Freigebigkeit und Arglosigkeit seines Gönners in eigennütziger Weise mißbraucht. Schon am ersten Tage nach dem Ableben des Fürstbischofs wurde H. als Vicarius und geheimer Rath suspendirt; in weiteren Kapitelsitzungen beschloß man noch andere Maßregeln, welche die Einkünfte und Nutznießungen des Weihbischofs beschränkten, außerdem wurde eine förmliche Untersuchung wegen widerrechtlicher Einziehung jener Gelder, die während der Erledigung der Suffraganstelle angewachsen waren, eingeleitet. Ehe es jedoch zur Entscheidung kam, erlöste der Tod den Angeklagten aus peinlicher Lage; H. starb am 4. Juli 1748, noch nicht 49 Jahre alt. Eine Herausgabe seiner politischen und gelehrten Correspondenz, die sicher viel Interessantes böte, wurde durch den Würzburger Bibliothekar Stumpf in Aussicht gestellt, das Versprechen aber nicht verwirklicht.

Fabricius, Bibl. med. et infimae latinitatis, lib. VII, p. 230. — Auskunft über den nicht erschienenen zweiten Theil des Chronicon Gottwicense gibt Fr. Blumberger in Pertz' Archiv, IV, S. 233. — Schneidawind, Versuch einer statistischen Beschreibung des kaiserlichen Hochstiftes Bamberg, S. 266. — (Oberthür), Taschenbuch für die Geschichte, Topographie und Statistik Frankenlands, Jahrg. 1798, S. 88. — Haas, Geschichte der Pfarrei St. Martin zu Bamberg, S. 598. Heigel.

Hahn: Graf Friedrich H., geb. am 27. Juli 1742 zu Neuhaus in Holstein, studirte zu Kiel 1760—63, wo der Professor Friedrich Koes (Kosius) ihm die Liebe zu den Naturwissenschaften, namentlich zur Mathematik und Astronomie einflößte, welche ihn durch sein späteres Lebens begleitete. Durch den Tod seines im Duell gefallenen älteren Bruders Ludwig Kay und wegen der Geistesschwachheit seines jüngeren Bruders Detlef wurde H. der Haupterbe der so sehr umfangreichen Familiengüter in Holstein, der Wetterau und namentlich in Mecklenburg, deren Besitz ihm nach des Vaters Tode am 1. Juni 1772 zufiel. Seinen Wohnsitz nahm er zunächst auf dem Gute Neuhaus in Holstein, dann, nachdem er noch durch den Tod seines Vetters Claus Ludwig 1779 die bedeutenden Rempliner Güter in Mecklenburg geerbt hatte, dazu das Erbmarschallamt für das Land Stargard, zog er auf das Gut Remplin in Mecklenburg. Hier, im Besitze eines großen Vermögens, entfaltete er seine wissenschaftliche Thätigkeit, die zwar auf eigene mathematische und astronomische Forschungen zielte, zunächst aber sich auf einen anregenden Briefwechsel mit bedeutenden Zeitgenossen, Herder, Herschel, den dänischen Minister Grafen v. Bernstorff, Bode u. A. beschränkte. Um das J. 1790 erbaute er eine Sternwarte auf seinem Gute Remplin, welche 1793 vollendet und mit 50 sehr schönen Instrumenten versehen war, und nun begann er auch seine Beobachtungen in Bode's Astronomischen Jahrbüchern zu veröffentlichen. Zugleich bethätigte er seinen humanen Sinn durch freigebige Unterstützungen an Gelehrte und Beförderung wissenschaftlicher Unternehmungen. Wie er dem Rostocker Professor Hecker eine Pension von 500 Thalern aus eigenen Mitteln verlieh, so ließ er die 20 Kupferplatten zu dem von Bode beabsichtigten und 1801 herausgegebenen großen Himmelsatlas auf seine Kosten für 6000 Thaler Gold in England anfertigen und schenkte sie Bode, auf allen Gewinn des Unternehmens verzichtend. So nach allen Seiten hin wissenschaftlich anregend wirkend, erwarb er sich hohe Verehrung bei den Gelehrten, die sich unter Anderem auch darin kundgab, daß Beer und Mädler auf ihrer Mondkarte ein Ringgebirge des Mondes mit dem Namen Hahn bezeichneten. Daneben war er ein intelligenter Landwirth, Ehrenmitglied vieler

Gesellschaften und großer Freund der Musik und Malerei. Seinen großen Besitz erweiterte er durch Ankauf von 8 Gütern mit vielen Nebengütern im Werthe von ½ Million Thalern, und war gewissenhaft bestrebt auf diesen Wohlstand und Bildung (durch Anlegung vieler Schulen) zu verbreiten. Am 7. September 1802 in den erblichen Grafenstand erhoben, starb er am 9. October 1805. Der hochgebildete kräftige Geist dieses Mannes wohnte in einem schwächlichen, verwachsenen Körper, den der Tod seines ältesten Sohnes Ferdinand († 12. Januar 1805) tief gebeugt hatte.

Biographie in Lisch, Geschichte rc. des Geschlechts Hahn, Bd. IV, S. 255 bis 319 und darnach in den Mecklenb. Jahrbüchern, Bd. XXI, S. 80—125. An beiden Stellen findet sich das Verzeichniß von Friedrich Hahn's Schriften (Abhandlungen). L. Fromm.

Hahn: Heinrich Wilhelm H., der Begründer der heute noch blühenden Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover, wurde am 30. October 1760 zu Lemgo geboren. Er erhielt seinen Unterricht in dem dortigen Gymnasium und trat 1774 als Lehrling in die Meyer'sche Buchhandlung in seiner Vaterstadt ein. Von 1783—91 war er in der Helwing'schen Hofbuchhandlung in Hannover thätig. Von dem hannöverschen Gesandten, Geheimen Staatsminister Franz Ludwig Wilhelm von Reden und dem bekannten Arzte, Hofrath von Zimmermann mit Rath und That unterstützt, gelang es ihm im Jahre 1792 im Herbste eine eigene Buchhandlung in Hannover zu begründen. Bald betheiligte er seinen jüngeren Bruder, Bernhard Dietrich H. († 1818) an dem Geschäfte, das durch Fleiß und Sparsamkeit sich immer mehr ausdehnte. Im J. 1800 kaufte er die Ritscher'sche Buchhandlung zu seinem Geschäfte. Durch seine Thätigkeit gelang es ihm die schweren Jahre der französischen Occupation (1803—1813), die allen und jeden litterarischen Verkehr lähmte, glücklich zu überdauern. Trotz der bedeutenden Kriegslasten und anderer Verluste verstand er es seinen Credit und sein Ansehen immer mehr zu befestigen, ja es gelang ihm sogar, seinem Unternehmungsgeist durch den Ankauf der Trampe'schen Buchhandlung in Halle neue Hülfsquellen zu verschaffen. Der Buchhändler Fritsch in Leipzig übertrug H. aus persönlicher Neigung, seine über 100 Jahre alte Verlagsbuchhandlung im J. 1810. Hierdurch wurde die Hahn'sche Buchhandlung, bei ihrem fast alle Zweige der Wissenschaften umfassenden Verlag und ausgebreiteten Sortimentshandel ein für die inländische Industrie sehr wichtiger Mittelpunkt des litterarischen Verkehrs in Norddeutschland. Durch Hahn's Uebersiedelung nach Leipzig wurde diese Stadt seine zweite Vaterstadt. In den für Sachsen so bedeutungsvollen Schreckenstagen der Leipziger Schlacht, sowie dann überhaupt zur Zeit der Befreiungskriege zeigte er sich als wackeren Patrioten und suchte durch die Gründung von Hülfsvereinen die Noth und das Unglück nach Möglichkeit zu lindern. Auch durch Sammlungen und eigene Aufopferungen versuchte er sein zweites Vaterland auf jegliche Weise zu unterstützen. König Friedrich August von Sachsen ehrte ihn dafür mit der goldenen Civilverdienstmedaille. Er starb, das heute aufblühende Geschäft seinen Nachfolgern hinterlassend, am 4. März 1831, an demselben Tage, an welchem auch sein langjähriger Gönner, der Staatsminister von Reden entschlief. Von den vielen und bedeutenden Verlagswerken, welche der Handlung einen dauernden Ruhm sichern, sei nur das berühmteste erwähnt: die von der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde herausgegebenen Monumenta Germaniae historica, begonnen unter Pertz' Leitung, jetzt fortgeführt unter Waitz' Vorsitz von der Centraldirection der Monumenta Germaniae zu Berlin.

Vgl. Neues vaterländisches Archiv. Jahrgang 1831. II. S. 317 ff.

Kelchner.

Hahn: Heinrich August H., evangelischer Theolog, geb. am 19. Juni 1821 zu Königsberg, gest. am 1. Decbr. 1861. Er war der älteste Sohn August Hahn's, welcher damals außerordentlicher Professor der Theologie und Superintendent zu Königsberg war. Er siedelte mit dem Vater 1826 nach Leipzig, 1833 nach Breslau über. Durch Privatunterricht vorbereitet, besuchte er von 1836 an die höheren Klassen des Elisabeth-Gymnasiums zu Breslau und ging 1839 zum Studium der Theologie auf die dortige Universität über, 1843 aber auf die Universität Berlin. Von hier kehrte er schon 1844 nach Breslau zurück, promovirte dann in Königsberg zum Doctor der Philosophie, wurde 1845 Licentiat der Theologie zu Breslau und habilitirte sich in demselben Jahre daselbst. Auf eine Anregung seitens der theologischen Facultät zu Königsberg habilitirte er sich im nächsten Jahre an der letztgenannten Universität, um vorübergehend die Stelle des eben verstorbenen Hävernick zu vertreten. In dieser Stellung blieb er, bis er 1851 zum außerordenlichen Professor der Theologie zu Greifswald ernannt wurde. Die theologische Doctorwürde ertheilte ihm die dortige Facultät im J. 1856. Als er endlich an des verstorbenen Kosegarten Stelle 1861 in den Besitz einer ordentlichen Professur gelangt war, waren seine Lebenstage bereits gezählt. Noch in demselben Jahre, dem vierzigsten seines Lebens, erlag sein schwächlicher Körper einem Brustleiden. H. hat sich als scharfsinniger und gewissenhafter Exeget des alten Testaments im Geiste strenger Orthodoxie einen Namen gemacht. In seiner Exegese tritt der dogmatisirende Charakter und das Festhalten an den älteren kirchlichen Traditionen entschieden hervor, womit er denn bei den Vertretern anderer Richtungen manchem Widerspruch begegnete. Seine Vorlesungen waren vornehmlich der alttestamentlichen Exegese, Einleitung und Theologie sowie den hebräischen Antiquitäten gewidmet, in den späteren Jahren trat auch die Erklärung der neutestamentlichen Briefe hinzu. Seine Erstlingsschrift ist die Dissertation zur Erlangung der Licentiatur: „De spe immortalitatis sub Veteri Testamento gradatim exculta“, 1845. Dann folgen: „Δανιὴλ κατὰ τοὺς Ἑβδομήκοντα. E codice Chisiano post Segaarium edidit“, 1845; „Commentar über das Buch Hiob“, 1850; „Das hohe Lied von Salomo. Eine Uebersetzung und Erklärung“, 1852; „Commentar über das Predigerbuch Salomons“, 1860. Auch gab er 1848 Hävernick's „Vorlesungen über die Theologie des alten Testaments“ heraus, und zusammen mit Delitzsch gab er heraus und vollendete Drechsler's „Der Prophet Jesaja. Uebersetzt und erklärt“, Th. 2, Hälfte 2 und Th. 3. 1854—57.

Vgl. Zimmermann's Allgem. Kirchenzeitung, 1862. I, 401.

Redslob.

Hahn: Johann Gottfried v. H., ist am 18. Januar 1694 in Schweidnitz geboren, wo sein Vater als geschätzter Arzt lebte. Nach Vollendung seiner Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog H. im J. 1714 die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Die freundliche Aufnahme, welche er hier bei seinen Lehrern fand, trug wesentlich dazu bei, seinen Eifer zu fördern; in Anerkennung seiner Leistungen wurde er schon im J. 1717 zum Magister philosophiae et artium liberalium creirt und in demselben Jahre erlangte er auch die medicinische Doctorwürde. — H. hatte ursprünglich die Absicht, sich in Leipzig als Docent zu habilitiren, auf Wunsch seiner Angehörigen jedoch nahm er hiervon Abstand und ließ sich 1718 als Arzt in Breslau nieder, wo er alsbald eine umfangreiche Praxis gewann und sich eines großen Rufes erfreute. Nachdem Schlesien unter preußische Oberhoheit genommen war, wurde er von König Friedrich in den Adelsstand erhoben, zum Hofrathe und zum Decan des daselbst begründeten Collegium medicum ernannt; dieser glänzenden Stellung aber erfreute er sich nicht lange: in den späteren Jahren

seines Lebens entwickelte sich bei ihm ein schweres Blasenleiden, gegen welches er in Carlsbad Hülfe zu finden erwartete; im Frühling 1753 trat er die Reise dahin an, allein die Krankheitszufälle steigerten sich in einem solchen Grade, daß er nur bis nach seiner Vaterstadt Schweidnitz gelangte, wo er am 1. Mai schnell erlag. — Unter seinen wenig zahlreichen litterarischen Arbeiten (ein vollständiges Verzeichniß derselben findet man in Commentarii l. c.) sind die Schriften über Blattern („Variolarum antiquitates etc.“, 1733, „Carbo pestilens a carbunculis sive variolis veterum distinctus“, 1736; „Variolarum ratio exposita“, 1751; „Morbilli variolarum vindices“, 1753) die bekanntesten; er vertritt in denselben die Ansicht, daß das Vorkommen dieser Krankheit bis ins höchste Alterthum hinaufreiche, und dabei die barocke Idee, daß die Blattern-Krankheit eine Art Entwickelungs- und Purificationsproceß des Organismus darstelle.

Ueber sein Leben vgl. Commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis, 1754. Vol. III. p. 173 und Burg, Lebensbeschreibung des Joh. Gottfr. von Hahn. Breslau 1755. Aug. Hirsch.

Hahn: Johann Philipp H., Canonist, geb. 1690 in Großbartlof im Eichsfeld, gest. 1774 zu Mainz. Er brachte, nachdem er in Erfurt die Universitätsstudien absolvirt, sein ganzes Leben in Mainz zu, wurde hier 1718 Licentiat, 1719 außerordentlicher und 1726 ordentlicher Professor, darauf 1730 Doctor der Rechte, 1735 Beisitzer der Juristenfaculät, später zugleich Hofgerichtsrath, war zugleich Rath des Kurfürsten von Köln und anderer Fürsten, auch kaiserlicher Pfalzgraf. Ein gefeierter Lehrer, las er Jahre lang trotz völliger Erblindung sich eines Vorlesers bedienend bis zu seinem Tode. Aus der langen Reihe von Dissertationen aus den verschiedenen Rechtsgebieten (65), die er theils selbst verfaßt, theils unter seiner Anleitung hat verfassen lassen und anderen Schriften seien angeführt: „Quaestiones polemicae circa materias praebendarum, pactorum, capitulationis imperialis et investiturae feudi“, 1719; „De poenitentia“, 1721; „De electione summi pontificis“, 1721; „Compendium systematicum theoretico-practicum universi juris“, 1724; „Comment. ad regulam jur. can. sede vacante jurisdictio episcopi transit ad capitulum ecclesiae cathedralis“, 1733; „De jure reformandi“, 1746; „De usu moderno circa insignem effectum consensus parentum in nuptias liberorum“, 1747; „De jure patronatus canonici“, 1755.

Waldmann, Biogr. Nachrichten, S. 17 ff. v. Schulte.

Hahn: Johann Friedrich H., geb. um 1750 in Zweibrücken (oder Gießen?) als Sohn eines Oberappellationsgerichtsrathes, Ostern 1771 in Göttingen als Jurist eingeschrieben, trieb schöne Wissenschaften, versuchte es schließlich mit der Theologie, großsprecherisch aber unenergisch. Im Sommer 1772 in den „Bund“ aufgenommen, wurde er viel bewundert, angesungen und fast allgemein überschätzt. Deutschthümelnd, hitzig, trotzig, ungebärdig, galt er für ein seltenes Talent, einen tiefen Denker, einen imposanten Charakter. Später mißfiel manchen das „Geniemäßige“ an ihm. Er war Vossens Vertrauter (Voß über ihn zuerst Briefe 1, 88). Er vermittelte die Verbindung seines ihm leidenschaftlich zugethanen Landsmannes Müller mit dem Almanach. Vorleser bei Bundesfesten, nicht Secretär, aber Herold des Haines im feierlichen Verkehr mit Klopstock, der ihn lobt, den er vergöttert. 1774 Freimaurer. 1775—79 wieder in Zweibrücken. Er verstummte. Fast führte die „Selbstigkeit“ des Hypochonders zum Bruch mit den Freunden, die den tief verschuldeten unterstützten. Ihm floß das Honorar für Leisewitzens „Julius von Tarent“ zu. Er starb im Mai 1779. Miller an Voß 16. Septbr. 1779: „Vorige Woche war Trautmann aus Zweybrücken hier .... Auch sagte er mir, was du schon wissen wirst, daß Hahn leztern May gestorben ist. Er blieb bis an seinen Tod, was er immer war, ein unglücklicher Hypochondrist. Nun hat er Ruhe. Sit illi terra levis!“

(Danach Voß Briefe 3[1], 192). Als Dichter, extrem Wielandfeindlich, forcirt er Klopstock's Odenstil und ist mehr polternd als pathetisch. „Teuthard" gibt dem Haß gegen Tyrannen und Wälsche den wüthendsten und zugleich unreifsten Ausdruck („Teuthard an Minneholb", „An die Könige" ꝛc.). Er schwärmt revolutionär von einem „Rachebund" gegen die „goldenen Buben". Der unklare Brausekopf brachte nur einige Oden und weniges Satirische zu Stande, konnte aber geplante Erzählungen so wenig ausgestalten, als den Entwurf eines großen vaterländischen Epos „Hermann" (Stolberg an Voß 11. Dec. 1773). Auch in der Selbstkritik war er schroff.

Vgl. Herbst, J. H. Voß 1, 89 ff., Verzeichniß der Gedichte 1, 276 und dazu 2[2], 235. Ungedruckte Briefe Miller's an Voß (Hof- und Staatsbibliothek zu München). Erich Schmidt.

Hahn: Johann Zacharias Hermann H., Enkel des am 21. Mai 1726 zu Dresden ermordeten Predigers Hermann Joachim H. (vgl. Adelung II, Sp. 1733 ff.), am 18. Aug. 1768 zu Schneeberg geboren, ward Prediger in Schneeberg und starb am 22. Novbr. 1826 als Consistorialassessor und Superintendent in Gera. Er ist Dichter von mehr als zwanzig geistlichen Liedern, von welchen mehrere in Gemeindegesangbücher aufgenommen sind und sich theilweise noch in ihnen finden. Schon im Gesangbuche der Leipziger Freischule (1793) sind Lieder von ihm; hernach u. a. im Geraer Gesangbuch von 1822, eins noch im Hamburger von 1842.

A. J. Rambach, Anthologie christlicher Gesänge, Band VI, S. 241 ff.
l. u.

Hahn: Johann Michael H., von seinen Landsleuten „Michele" genannt, geb. am 2. Febr. 1758 in Altdorf O./A. Böblingen (Württemberg), gest. in Sindlingen O./A. Herrenberg am 20. Januar 1819, der originelle Stifter einer in Süddeutschland, besonders in Württemberg ziemlich weit verbreiteten religiösen (protestantischen) Gemeinschaft. Frühe hatte der Spener'sche Pietismus in Alt-Württemberg Eingang und Verbreitung gefunden, das Generalrescript vom 10. Octbr. 1743 gewährte religiösen Privatversammlungen eine beschränkte Duldung, ein reges auf das praktische Christenthum gerichtetes, der Kirche nicht entfremdetes Gemeinschaftsleben hatte sich an vielen Orten gebildet. Die starke religiöse Empfänglichkeit, der Grundzug in Hahn's Wesen, wurde durch dasselbe genährt und auf eigene Bahnen geleitet. Still in sich gekehrt, ein zartes Gemüth hatte er seine Knabenjahre zugebracht. Der ernste Jüngling, der sehr wohlgestaltet, geistig gut begabt war, eine natürliche Beredtsamkeit zeigte und Jedermann für sich einzunehmen wußte, wurde von seinem Vater, einem nicht ungläubigen, aber aller Grübelei abholden derben Landmanne nicht verstanden, sein Hang zur Einsamkeit, zum Bibellesen, sein ascetisch strenger Lebenswandel, indem er 17 Jahre alt mit den Forderungen der Buße den tiefsten Ernst machte, jede jugendliche Versuchung, jede sündliche Neigung in sich zu unterdrücken suchte, zog ihm selbst körperliche Mißhandlungen zu, so daß er endlich sein Elternhaus verließ und in dem benachbarten Döffingen sich als Knecht verdingte. Im 17. Jahre hatte er, seiner eigenen Aussage nach, seine erste „Erleuchtung", die 3 Stunden währte, dieselbe wiederholte sich im 20. und 22. Jahre, er war nun sicher den schweren Kampf der Buße überstanden, das Licht der Gnade in sich zu haben. Mit seinem Vater war durch den Herrn von Leiningen eine Verständigung zu Stande gekommen, ungestört konnte H. sich mit Gebet, Lesen und Niederschreiben seiner religiösen Gefühle und Gedanken beschäftigen; diese Betrachtungen wurden durch Abschriften schnell verbreitet und lenkten die Aufmerksamkeit der streng religiösen Kreise auf ihn. Vom Jahre 1780 an trat er auch als Sprecher in Privatversammlungen auf, seine Reden

wurden eifrig nachgeschrieben und circulirten in vielen Kreisen, besonders der ländlichen Bevölkerung. Aber auch die geistlichen und weltlichen Behörden richteten ihre Aufmerksamkeit auf ihn, er wurde damals und später noch öfter vorgefordert und verhört, aber da sein Lebenswandel ein durchaus ehrbarer war, seine Ansichten keine separatistischen und schwärmerischen Neigungen verriethen, so endeten seine Verhöre und Verhaftungen stets ehrenvoll für ihn. Im Jahre 1782 machte er eine Reise in die Schweiz, um dem Aufsehen, das er erregte, zu entgehen, lernte Lavater, Pfenninger und andere kennen, trat auch mit Jung-Stilling und andern Gleichgesinnten in Verbindung. Den Vorschlag, Theologie zu studiren, welchen der ihm wohlgesinnte Consistorialrath K. H. Rieger ihm machte, lehnte er ab, „um mit seinem Lichte allgemeiner leuchten zu können". Von da an lebte er nur noch seinem religiösen Berufe, er las und schrieb viel, führte eine sehr ausgebreitete Correspondenz, hielt Privatversammlungen ꝛc.; eine Zeitlang trieb er die Uhrmacherei, nur um eine mechanische Abspannung zu haben. Um dem großen Zulauf, nicht minder aber um der Verfolgung und ungerechten Beurtheilung seiner Feinde aus dem Wege zu gehen, zog er sich 1791 bis 1792 mehr in die Stille zurück. Der Tod seines Vaters (1794) wurde für ihn die Veranlassung, Altdorf für immer zu verlassen, er zog nach Sindlingen O./A. Herrenberg, einem Hofgute der Herzogin Franziska von Hohenheim, die sehr wohlwollend gegen ihn gesinnt war. 1803 baute er sich dort ein eigenes Haus. Glaubensgenossen, z. B. Schäffer und Egeler wohnten zeitweise bei ihm und unterstützten ihn im Halten von Erbauungsstunden; schriftstellerische Arbeiten und eine ungemein ausgebreitete Correspondenz nahmen seine übrige Zeit in Anspruch; von unzähligen Leuten aus allen Ständen wurde er in Gewissensangelegenheiten um Rath gefragt; von seinen Anhängern hoch verehrt stand er auch bei Andersdenkenden in wohlverdientem gutem Ansehen. 1818 faßte er den Plan, eine ächt christliche Gemeinde nach Art der ersten Christen zu sammeln, aber der Tod ereilte ihn, ehe derselbe ausgeführt wurde. (Hofmann hat durch die Gründung der Gemeinde Kornthal denselben zu verwirklichen gesucht.) — H. ist eines von den ächt süddeutschen Originalien, welche durch ihre eigenthümliche Geistesbegabung auf die streng religiösen Kreise ihrer Landsleute einen großen Einfluß haben; eine einfache praktische Natur dringt er auf tiefere und strengere Erfassung und Bethätigung des Christenthums, aber ein spekulativer Zug tritt bedeutsam bei ihm hervor; während seines Bußkampfes grübelt er über das innerste Wesen der Gottheit, seine Erleuchtungen geben ihm auch über theoretische Fragen Licht, im Unterschied von den eigentlichen Pietisten, welche in der Lehre nicht von der kirchlichen Doctrin abwichen, hat er seine eigenthümliche Lehre, die in dem „System seiner Gedanken" zusammengestellt ist. In gnostischer Weise lehrt er eine doppelte Schöpfung, sowie einen zweifachen Fall Adams, das Leiden Christi wird zwar als Strafleiden gefaßt, andererseits aber dem Blute Christi in eigenthümlicher Verquickung von Ethischem und Materiellem eine Art magische Wirkung auf das ganze Universum zugeschrieben, die Wiedergeburt ist nicht ein einmaliger Act, sondern ein fortgehender Proceß, welcher eine völlige Lebensgemeinschaft mit Christo und Lebensgerechtigkeit im Gläubigen herstellt. Gerade hierin unterscheidet sich H. am meisten von der (ebenfalls württembergischen) Secte der Pregitzianer, welche in einseitiger Betonung der Rechtfertigung für immer mit aller Buße fertig zu sein glauben, das Sündengefühl als aufgehoben betrachten und sich nur ihres Gnadenstandes freuen. In der Eschatologie lehrt H. einen Mittelzustand und Zwischenstadien zur Reinigung und Läuterung der Seelen nach dem Tode und endlich die Wiederbringung Aller, auch der bösen Geister. — Neben allegorischer Schriftauslegung ist die Einwirkung von J. Böhme und Oetinger in diesem „System" unverkennbar, H. hat

die Schriften beider studirt, bedient sich auch gern der Ausdrücke von Böhme, wie Tinktur ꝛc. Bei der ungenügenden wissenschaftlichen Bildung Hahn's erklärt es sich vollständig, daß seine Lehrdarstellung kein abgerundetes System bildet. Auch als Liederdichter steht H. unter seinen Anhängern in großem Ansehen, bei ihren erbaulichen Zusammenkünften werden meistens von ihm verfaßte Lieder gesungen. Seine Schriften, deren Druck er während seines Lebens nie gestattet, wurden nach seinem Tode gesammelt und Tübingen 1819—41 in 13 Bänden herausgegeben; Th. 1 enthält seine Selbstbiographie; eine Auswahl seiner „Lieder, Sammlung auserlesener geistlicher Gesänge" erschien Tübingen 1822. Die Bewegung, welche H. angeregt, währte nach seinem Tode fort; gegenwärtig zählen seine Anhänger, die Hahn'sche Gemeinschaft, mehrere 100 evangelische Gemeinden in Württemberg, Baden, Hessen, Frankfurt, Pfalz zu den ihrigen; H. war keine organisatorische Natur, er wollte nicht befehlen, aber die Nothwendigkeit einer Organisation stellte sich immer mehr heraus; neuerdings ist die Gemeinschaft in 26 Kreise eingetheilt, in deren jedem jährlich zwei Hauptconferenzen gehalten werden, um die Gemeinschaftsangelegenheiten zu berathen, auch über Unterstützungen bedürftiger „Brüder", zu entscheiden. An der Spitze jedes Kreises stehen einige Brüder, welche die Erbauungsstunden leiten, an der Spitze der ganzen Gemeinschaft 6 ältere Brüder, der engere Ausschuß, der besonders auch über die Verwendung der eingegangenen Liebesgaben (für Mission, wohlthätige Anstalten im In- und Ausland) entscheidet, jährlich findet eine Hauptconferenz statt, zu welcher jeder Kreis seine Deputirten sendet. Ein besonderer Ausschuß, Druckgesellschaft, führt Aufsicht und Rechnung über die zu druckenden Bücher, welche im Auftrag der Gemeinschaft herausgegeben werden (die Schriften von H., die Lebensbeschreibungen angesehener Mitglieder der Gemeinschaft, Egeler, Kolb, Ziegler, Straub, Haueisen, Rieß ꝛc.). Trotz dieser Organisation hat doch keine Trennung der „Michelianer", wie die Gemeinschaftsglieder gewöhnlich genannt werden, von der evangelischen Landeskirche Württembergs stattgefunden, die Gemeinden erhalten ihre vom Staat ernannten Geistlichen, in dem Halten von Privatversammlungen, Erbauungsstunden ꝛc. sind sie durch Gesetz vom 9. April 1872 nicht gehindert, dagegen ist das Austheilen der Sakramente ihren Leitern nicht gestattet. So bildet die Gemeinschaft eine ecclesiola in ecclesia, seit Jahrzehnten ist der kirchliche Frieden auf keiner Seite gestört worden und das praktische Dringen auf Heiligung zeigt sich auch in dem stillen ehrbaren Leben der „Brüder"; als besondere Eigenthümlichkeit ist noch anzuführen, daß in Uebereinstimmung mit Hahn's ascetischen Principien die Ehelosigkeit als ein höherer, Gott wohlgefälliger Stand angesehen wird. — Außer Hahn's Schriften ist die Hauptquelle: Die Hahn'sche Gemeinschaft. Ihre Entstehung und seitherige Entwickelung, Stuttgart 1877.

Grüneisen, Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaft in: Zeitschrift für die historische Theologie, 1841; Haug, Die Secte der Michelianer in: Studien der evangelischen Geistlichkeit Württembergs, herausgegeben von Klaiber und Stirm, Bd. 11. H. 1; Palmer, Die Gemeinschaften und Secten Württembergs, Tübingen 1877; Stälin, Rechtsverhältnisse der religiösen Gemeinschaften in Württemberg: Zeitschrift für Kirchenrecht, Bd. 11.

Theodor Schott.

Hahn: Johann Georg von H., geb. am 11. Juli 1811 in Frankfurt a. M., verlebte seine erste Jugend im Hause seines Vaters, des landgräfl. hessischen Geheimraths Dr. von H., besuchte 1823—28 das Gymnasium zu Mainz, studirte 1828—32 in Gießen und Heidelberg die Rechtswissenschaft, promovirte 1832 in Heidelberg (Inauguraldissertation: „De auctoritate pacti de hereditate tertii"). Zu weiterer Ausbildung verbrachte er den folgenden Winter in Paris, unternahm darauf mehrere Reisen und begab sich Anfang 1834

nach Griechenland, um in die Dienste des jungen Königreichs einzutreten. Durch den Staatsrath von Maurer sofort angestellt, war er während der Organisation des Justizwesens im Justizministerium, sodann als Mitglied der Gerichtshöfe von Tripolitza, Nauplia, Chalkis in erfolgreicher Weise thätig. Trotz seiner anerkannten Tüchtigkeit und der allgemeinen Achtung, deren er sich erfreute, mußte H. das durch die Revolution vom September 1843 allen Fremden, welche nicht zu den ältesten Philhellenen gehörten, bereitete Schicksal theilen — er verlor seine Stelle. Bis 1847 privatisirte er in Athen und verwaltete dort vorübergehend das preußische Consulat. Im J. 1847 wurde ihm durch Vermittelung seines Gönners, des Baron Prokesch, das neu creirte österreichische Consulat in Janina übertragen. 1851 wurde er zum österreichischen Consul für das östliche Griechenland mit dem Sitz in Syra ernannt und später zum Generalconsul befördert. — Schon während seiner richterlichen Wirksamkeit hatte H. sich neben der Jurisprudenz (eine Arbeit über die Zwangsvollstreckung ist veröffentlicht unter dem Titel „Συνοπτικὸς πίναξ τῆς ἀναγκαστικῆς ἐκτελέσεως etc.“) mit den volkswirthschaftlichen Verhältnissen Griechenlands und des Orients überhaupt beschäftigt; von 1843 an widmete er denselben ein eingehendes Studium. Den Aufenthalt in Janina benutzte er dazu, Albanien und Albanesisches nach allen Richtungen zu erforschen. Die Resultate seiner Arbeiten sind niedergelegt in den „Albanesischen Studien“ (1854). Die erste Abtheilung dieses umfassenden Werkes, welches nach dem Ausspruch eines competenten Beurtheilers „Albanien uns erschlossen hat“, behandelt Land und Leute in einer Reihe von Darstellungen und Untersuchungen geographischen, ethnographischen, wirthschaftlichen, statistischen, historischen, archäologischen, mythologischen Inhalts. Die zweite Abtheilung enthält eine Grammatik der albanesischen Sprache (speciell des toskischen Dialekts), die dritte ein albanesisch-deutsches und deutsch-albanesisches Lexikon. Das Buch fand in den verschiedenen wissenschaftlichen Kreisen allgemeinste Anerkennung und begründete Hahn's Ruf. — Während der 18 Jahre seines Aufenthalts in Syra entfaltete H. eine ungemeine Thätigkeit. Von seiner amtlichen Wirksamkeit auf dem Gebiet des Verkehrs gibt eine Anzahl in den Mittheilungen des kaiserl. königl. Handelsministeriums, in der Austria und anderwärts abgedruckter Berichte Zeugniß. Was er auf dem politischen Gebiet geleistet, entzieht sich der Kenntniß weiterer Kreise: nur soviel ist bekannt geworden, daß H. eifrig bemüht war, die Interessen Oesterreichs und dessen Einfluß im Orient zu fördern, und daß er es nicht verschuldet hat, wenn gar manche seiner Anregungen an maßgebender Stelle keine Beachtung fand. Hahn's Augenmerk war vor Allem den Verkehrswegen zugewandt. Schon längere Zeit, bevor der Suezcanal in Angriff genommen wurde, hatte er sich mit dem Plane der Durchstechung des Isthmus von Korinth ernstlich beschäftigt und sich bemüht, dessen Ausführung ins Werk zu setzen. Er betrachtete den Canal von Korinth als Vorläufer des Suezcanals auch in dem Sinne, daß die bei der kleineren Arbeit gemachten Erfahrungen bei der größeren verwerthet und daß tüchtige Werkmeister herangebildet werden könnten. War es hier leider beim Project geblieben, so waren die Bemühungen Hahn's um die Dampfschifffahrt des österreichischen Lloyds erfolgreich. Seinen Vorschlägen und Anträgen ist namentlich die 1855 erfolgte Einrichtung der Schnellfahrten zwischen Triest und Konstantinopel zu verdanken. Insbesondere aber waren es die Eisenbahnen durch die Türkei und Griechenland, welchen er später sein ganzes Interesse zuwandte. Im J. 1858 unternahm er eine Reise von Belgrad nach Salonik. Um die Fahrbarkeit dieser Straße und die Möglichkeit einer Eisenbahn in dieser Richtung praktisch zu beweisen, kaufte er in Belgrad Wagen und Pferde und führte mit denselben die Reise durch. Der Reisebericht erschien zuerst im 11. Band der Denkschriften der philologisch-historischen Classe

der Wiener Akademie und in besonderem Abdruck („Von Belgrad nach Salonik", 1861), in zweiter Auflage 1867 (in 8.). In der auch besonders abgedruckten diese zweite Auflage einleitenden Abhandlung „Ueber die europäische Bedeutung des ungarisch-österreichischen Eisenbahnnetzes", sind die Pläne zu verschiedenen, die Balkanhalbinsel durchschneidenden Eisenbahnen entworfen und wird deren Bedeutung für den europäischen Handel und insbesondere für die Interessen Oesterreich-Ungarns durch Wort und Bild erörtert. Noch in seiner letzten Krankheit beschäftigte sich H. mit diesem Gegenstand: seine letzte Arbeit war eine Denkschrift über denselben und sein größter Kummer bestand darin, daß es ihm wohl versagt sein werde, zur Förderung dieses Werkes weiter beitragen zu können. — Im J. 1863 unternahm H. abermals eine größere Reise durch die Türkei. Zur Untersuchung der Schiffbarkeit des bis dahin unbekannten Drin fuhr er von Skodra aus diesen Fluß mit zwei Barken unter großen Anstrengungen aufwärts, durchzog die meist noch unbesuchten zwischen Drin und Wardar gelegenen Landstriche und fuhr dann den letzteren in seinem Lauf noch nicht untersuchten Fluß auf einem Boot, welches er in Köprülü hatte bauen lassen, bis zur Mündung ins Mittelmeer hinab. Der Bericht über diese „Reise durch das Gebiet des Drin und Wardar" erschien im 16. Band der Denkschriften der Wiener Akademie und in besonderem Abdruck 1867 (1869). Beide Reisewerke enthalten außer dem rein Geographischen eine Reihe geschichtlicher und sonstiger Mittheilungen, insbesondere über die Via Egnatia und über die Grenzen der Volksstämme. — H. war als einer der gründlichsten Kenner des europäischen Orients, nach manchen Richtungen als erste Autorität anerkannt; aber die jetzige und die zukünftige Gestaltung jener Länder bildete nicht ausschließlich den Gegenstand seiner Studien. Mit Vorliebe beschäftigte er sich daneben mit Mythologie. Es war ihm gelungen, in Griechenland und in Albanien aus erster Quelle, dem Volksmunde, Märchen zu sammeln, welche er in deutscher Uebersetzung mit einer wissenschaftlichen Einleitung und mit Anmerkungen, Varianten und Vergleichungen mit Märchen anderer Völker enthaltend, herausgab („Griechische und Albanesische Märchen", 1864. 2 Bde.). Die Aushängebogen dieses Buches waren das Letzte, was Jacob Grimm auf seinem Sterbebette las. Der Urtext der Märchen in verschiedenen griechischen Volksdialecten geschrieben, sieht der Herausgabe noch entgegen*). Mehreren Abhandlungen in Zeitschriften und den „Mythologischen Parallelen" (1859) folgten die erst nach dem Tode des Verfassers gedruckten „Sagwissenschaftlichen Studien" (1871—1876). In diesem Werk sucht H. die Grundzüge einer eigentlichen Sagwissenschaft festzustellen und gibt sodann eine eingehende Untersuchung und Vergleichung der griechischen und germanischen Mythen. Er geht von dem Satze aus, daß die Sage sich nur aus gläubiger Naturanschauung entwickelt, daß sie mit der Sprache entstanden ist, sich mit ihr ausgebildet und in verschiedene Zweige gespalten hat. Mit den mythologischen Arbeiten in Zusammenhang stehen zwei Arbeiten über Homer: „Aphorismen über den Bau der auf uns gekommenen Ausgaben der Ilias und Odyssee", 1856 und „Proben Homerischer Arithmetik", 1858, sowie die im J. 1864 von H. veranstalteten Ausgrabungen in der Troade („Die Ausgrabungen auf der Homerischen Pergamos", 1865). Von den sonstigen kleineren Arbeiten Hahn's seien nur, um die Vielseitigkeit seiner Interessen zu documentiren, die Abhandlung über „Die Motive der jonischen Säule", 1862 und die „Berichte über die Ausgrabungen auf Therasia", 1866, beides in den Schriften der Wiener Akademie, erwähnt. Die Lage Syra's, des Mittelpunkts des Verkehrs auf dem ägäischen Meer, der als Knoten-

*) Ein Theil derselben ist herausgegeben von Professor Jean Pio in Kopenhagen unter dem Titel: *νεοελληνικὰ παραμύθια*, contes populaires grecs. 1879.

punkt der Dampfschifffahrtslinien von sehr vielen Orientreisenden besucht wird, bot wie keine andere dem dort Wohnenden die Möglichkeit von allen Seiten Belehrung einzuziehen und sich in naher Verbindung mit der deutschen und fremden wissenschaftlichen Welt zu erhalten. Auch war H. im Stand von dort aus vielfach anregend auf andere Forscher zu wirken. Es gewährte ihm besondere Befriedigung, wenn er den bei ihm Belehrung Suchenden behülflich sein oder ihnen neue Aufgaben stellen konnte. Darum lehnte H. wiederholt angebotene Versetzung, wenngleich dieselbe als Beförderung erschien, ab. Im Frühjahr 1869 wurde ihm durch die Ernennung zum Generalconsul für Albanien ein neuer versprechender Wirkungskreis eröffnet, aber es war ihm nicht vergönnt, in denselben einzutreten. Seine Gesundheit war, insbesondere durch übermäßige geistige Anstrengung, untergraben. Vergeblich suchte er in Deutschland Genesung. Nach mehrmonatlichem schwerem Leiden starb er bei seinen Angehörigen in Jena am 23. Septbr. 1869. Fr. v. Hahn.

Hahn: Karl August H., altdeutscher Philolog. Geboren am 14. Juni 1807 zu Heidelberg, studirte er 1824—30 ebendaselbst und (zwei Semester lang) in Halle classische Philologie. Deutscher Unterricht, den er als Hauslehrer in der französischen Schweiz zu ertheilen hatte, brachte ihn auf das Studium unserer Sprache und auf Jacob Grimm's Grammatik. Der große Begründer der altdeutschen Philologie selbst, an den er sich im Mai 1833 wandte, rieth ihm, mittelhochdeutsche Handschriften abzuschreiben, Lachmann's Ausgaben zu studiren, überhaupt das Mittelhochdeutsche zum Mittelpunkte seines Arbeitens zu machen, daneben aber Ulfilas und Otfried nicht zu vernachlässigen. Im allgemeinen hat er dieses Programm befolgt. Ohne besondere Begabung wußte er in engerem Kreise nützlich zu wirken. Er war weit entfernt, glänzen zu wollen. Er hatte den verehrenden Sinn für Größe, der er sich willig unterordnete. In bitterer Lebensnoth, beinahe verhungernd, bot er alles auf, um an seinem bescheidenen Theil ein Diener der Wissenschaft bleiben zu können. Seine Grammatiken (die mittelhochdeutsche 1842, 1847; die neuhochdeutsche 1848; die gothische in der Auswahl aus Ulfilas 1849; die althochdeutsche 1852) schlossen sich eng an den jeweiligen Stand von Jacob Grimm's Forschungen an, waren aber großentheils brauchbare Lehrbücher, ruhend auf eigener ausgebreiteter Lectüre und Beobachtung. Alle beschränken sich auf Laut- und Formenlehre, nur beim Mittelhochdeutschen handelte er auch die Wortbildung ab; an die Syntax wagte er sich ohne Jacob Grimm's Vorgang nicht heran. Seine Ausgaben lieferten zum Theil nur Abdrücke von Handschriften („Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts", 1840; „Der jüngere Titurel", 1842; „Das alte Passional", 1845); so weit sie kritisch waren („Otte mit dem Barte", 1835; „Kleinere Gedichte von dem Stricker", 1836; „Lanzelet von Ulrich von Zatzikhoven", 1845) eiferten sie in treuem ernstem Bemühen dem Vorbilde Lachmann's nach, ohne es zu erreichen. Die Elemente der kritischen Technik hatte er sich nicht leicht angeeignet; er übte sie dann mit einer gewissen Pedanterie. Einmal wurde der neue Fund eines mittelhochdeutschen Gedichtes besprochen: „Wie sind die Reime?" war Hahn's erste Frage. An Karajan gewann er früh einen Schüler, der seiner stets pietätvoll gedachte. Als Universitätslehrer hielt er auf strenge grammatische Zucht. Er hatte sich in Heidelberg 1839 habilitirt und wurde daselbst Extraordinarius, dann 1850 in Prag, 1851 in Wien ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur. Am 20. Februar 1857 ist er gestorben.

Unsere Zeit, 1, 282. Wurzbach. Germania, 12, 116. Scherer.

Hahn: Karl Friedrich Graf von H.-Neuhaus, wegen seiner Leidenschaft für das Theater „der Theatergraf" genannt, geboren 1782 zu Remplin in Mecklenburg, † 25. Mai 1857 zu Altona. Es gibt in der ganzen deutschen Theater-

geschichte kaum eine originellere Figur. Trefflich beanlagt, von großer Herzensgüte, hervorragendem Rang und im Besitz eines fast fürstlichen Vermögens, widmete er sein Fühlen und Denken nur dem Theater und kein Opfer war ihm zu groß für seine Theaterleidenschaft. Dabei war sein Sinn keineswegs auf die künstlerischen Ziele der dramatischen Kunst gerichtet, sondern fand lediglich in dem Aeußerlichen und besonders in den kunterbunten Verhältnissen von Wandertruppen seine Befriedigung. So hatte das Publicum das seltene Schauspiel, einen Landerbmarschall von Mecklenburg an der Spitze kleiner Truppen als Theaterdirector in den unbedeutendsten Orten zu sehen, der sich aber trotz alledem stets die schönen Eigenschaften des echten Cavaliers und die Tugenden des Herzens bewahrte. Gut erzogen, früh schon Leibpage des Königs Gustav III. und bei dessen Ermordung durch Ankarström zugegen, lebte er 1799 mit seinem Bruder in Hamburg und bezog dann die Greifswalder Universität, um Cameralia zu studiren. Die wol in Stockholm erwachte, in Hamburg reichlich genährte Theaterliebhaberei fand auch in Greifswald einige Befriedigung durch mehrere Gesellschaften, die daselbst spielten, kam aber erst zum vollen Ausdruck, als der Graf nach Remplin zurückkehrte und in den Besitz seines Vermögens gelangt mit einem Aufwand von 60,000 Thlrn. eine Liebhaberbühne errichtete. Fürstlich belohnt, gastirten hier große Künstler wie Iffland und Eßlair. Bald ging der Graf weiter, ließ erst auf seine Kosten eine kleine Gesellschaft Wismar, Güstrow, Neu-Brandenburg ꝛc. bereisen und führte von 1806—7 die Direction des Theaters in Schwerin, dessen Truppe auch in Güstrow, Wismar, Rostock, Doberan und schließlich in Altona spielte. Freigebig und Prunk liebend in der Ausstattung der von seiner Gesellschaft aufgeführten Stücke, verschwendete er sein Geld in einem Maße, daß ihn seine Familie unter Curatel stellte und ihm ein für alle Mal eine Jahresrente von 6000 Thalern auswerfen ließ. Ebenso wie seine Familie sah der Großherzog von Mecklenburg sein Treiben mit höchst ungnädigen Augen an. Etwas entfremdete sich H. dem Theater als er 1813 in russische Dienste trat, aber bald kehrte er zu seiner Liebhaberei zurück, übernahm das Altonaer Theater, dem er eine glanzvolle Periode bereitete, die freilich nur eine kleine Spanne Zeit währte. Der Mangel an Geschäftssinn bereitete auch einer ähnlichen Unternehmung in Lübeck ein trauriges Ende, machte aber doch ebenso wie die Altonaer seinen Namen in der Theaterwelt zu einem bekannten, so daß ihm selbst von Kassel, Königsberg und anderen Orten Anträge zur Uebernahme von Bühnen kamen. Er blieb jedoch den eigenen kleinen Unternehmungen treu, führte 1829 eine Gesellschaft nach Stralsund, Greifswald und Anklam, Anfang der 30er Jahre nach Lauchstädt, übernahm, nach kurzer Rast auf seinem Familiengute Neuhaus in Holstein, 1833/34 das Magdeburger Theater, brachte dann in Altenburg eine Truppe zusammen, die auch in Gera, Chemnitz, Erfurt, Rudolstadt, Meiningen spielte, und übernahm 1837 von neuem das Theater in Altenburg. Krankheit kreuzte diesmal seine Pläne, doch genesen sehen wir ihn wieder nach einander an der Spitze der Theater zu Lübeck und Kiel, des Actientheaters zu St. Pauli in Hamburg, später in Hildesheim, Verden, wo er vor seinen Gläubigern fliehen mußte, endlich 1856 in Sommerhude bei Altona. Schwach und krank mußte er jetzt dem directen Verkehr mit dem Theater entsagen, aber er entschädigte sich für diese Einbuße durch das Abschreiben von — Noten und Rollen, bis ihn endlich der Tod von dieser Beschäftigung abrief. Als Schauspieler trat H. in Rollen, wie Herr v. Langsalm im „Wirrwarr“, Thomas im „Geheimniß“, Samiel im „Freischütz“ ꝛc., auf, doch theilte er sich am liebsten in die Obliegenheiten des Theatermeisters, Garderobiers und Friseurs. Seiner Liebe für das Theater blieb er ununterbrochen treu und es ist charakteristisch, daß er in der Kammerherrnuniform, angethan mit allen Orden,

noch als alter Mann barhäuptig, im strömenden Regen dem Sarg eines Schauspielers folgte. Gegen den König von Dänemark äußerte er einst, daß sein einziger Wunsch der sei, auf der Bühne zu sterben. Die bekannte Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn ist die Tochter des Grafen K. F. H.-Neuhaus.

Vgl. Charakterzüge aus dem Leben des Grafen Karl Hahn-Neuhaus. Aufgezeichnet von Friedr. Ad. Meyer. 1858. Jos. Kürschner.

Hahn: Karl Friedrich Ludwig v. H., preußischer General der Infanterie und Generalinspecteur der Artillerie, am 8. December 1795 als der Sohn eines Artilleriehauptmanns zu Breslau geboren, trat am 1. Februar 1809 bei der 1. schlesischen Artilleriebrigade in Dienst und wurde im November 1811 Officier. Die Befreiungskriege riefen den mittellosen Lieutenant aus einem entsagungsvollen Garnison- in ein wechselvolles Kriegsleben, welches ihm in vielseitigen Verwendungen mit Eifer gesuchte und mit Geschick benutzte Gelegenheit zur Auszeichnung bot. Nach vorzüglich bestandener Prüfung schon 1817 zum Hauptmann befördert, kam er in demselben Jahre in die Umgebung des Chefs seiner Waffe, des Prinzen August von Preußen, in dessen Nähe er bis zu dem 1843 erfolgten Tode des Prinzen in verschiedenen von Zeit zu Zeit durch Dienstleistungen bei der Truppe unterbrochenen Stellungen, zuletzt als Chef des Generalstabes, blieb. Die Bewegungen des J. 1848 und der folgenden beriefen ihn zu einer anderen Thätigkeit: 1848 fungirte er, allerdings erst nach Abschluß der kriegerischen Periode, als Generalstabschef beim General v. Wrangel in Schleswig und rückte mit diesem im November in Berlin ein, für dessen Besetzung er die Disposition entworfen hatte; 1849 war er im deutsch-dänischen Kriege in gleicher Stellung beim General v. Prittwitz und erhielt nach Beendigung des Feldzuges den Befehl zuerst über die in Hamburg, dann über die im südlichen Schleswig verbleibenden Truppen. Im März 1854 wurde er Generalinspecteur der Artillerie. Es war eine wichtige Periode für die Waffe: die der Vorbereitungen für den Uebergang von den glatten zu den gezogenen Geschützen. H. verhielt sich dieser Neuerung gegenüber, deren Bedeutung er nicht faßte und welche gegen seine Ansicht und seine Wünsche eingeführt wurde, durchaus ablehnend; das einzige Verdienst, welches er sich um dieselbe erwarb, war ein negatives: durch den Widerstand, welchen er der Veränderung entgegensetzte, wurden Uebereilungen verhütet und verdoppelte Anstrengungen zur Besiegung der zu bewältigenden Schwierigkeiten veranlaßt. Nachdem er längere Zeit schwer krank gewesen, wurde ihm im April 1864 in der Person des General Hindersin ein zweiter Generalinspecteur an die Seite gesetzt; am 20. December desselben Jahres erhielt er den bereits früher erbetenen Abschied. Er starb am 21. März 1865.

Soldatenfreund, Berlin 1858—59; H. Müller, Die Entwickelung der Feldartillerie 1815—70, Berlin 1873. Poten.

Hahn: Ludwig Philipp H., Dichter des Sturmes und Dranges, geb. zu Trippstadt in der Pfalz am 22. März 1746, Sohn eines Pfarrers, seit 1777 Beamter (zuletzt Rechnungsrevisor) in Zweibrücken, Lützelstein und wieder Zweibrücken, seit 1777 verheirathet, nach unruhigen, nicht aufgehellten Jahren 1814 gestorben. Er war als Theilhaber der „Hahn'schen privilegirten Buchdruckerei und Buchhandlung“ in Zweibrücken (seit 1785) auch buchhändlerisch und journalistisch thätig. Gedichtet hat er nur in Nebenstunden. Schubart, den er in Ulm bei längerem Aufenthalt kennen gelernt, führte ihn 1776 enthusiastisch als neues Glied den Geniedramatikern zu durch Veröffentlichung seines von Gerstenberg's „Ugolino“ angeregten Trauerspieles „Der Aufruhr zu Pisa“. Ein Stück ohne große Conflicte und Contraste, ungeschickt exponirt und übel motivirt, unklar in der Verwicklung, gewaltsam im Abschluß oder Abbrechen, äußerlich in der Cha-

rakteristik, maßlos forcirt im Ton, wie sich denn H. bei völliger Impotenz ohne inneren Drang mühsam in ein wüst shakespearisirendes Geniethum hinein bramarbasirte und, ein Affe Goethe's und Klinger's, Shakespeare, sowie den neuen rheinischen Dichtern allerhand Aeußerlichkeiten abguckte. „Karl von Adelsberg“ (1776), eine Ehestandstragödie, ist namentlich in der Figur des mannstollen Machtweibes ekelhaft; noch schmutziger die Mordgeschichte „Zill und Margreth“ (erschienen 1781, Bürger zugeeignet). Figuren aus dem Volke stellt er roh hin. Beweis auch sein „Robert von Hohenecken“ (1778), ein dem „Götz“ und Klinger's „Otto“ platt nachgeahmtes Ritterstück. Hahn's freie Compositionsmanier ist doch etwas französischer oder Lessingischer, als etwa Klinger's; sonst findet man alle Eigenheiten des neuen Kraftdrama's bei ihm carikirt wieder. Grelle Farben, viel Lärm, pöbelhafter Naturalismus, unsinnige Hyperbeln täuschten manche Zeitgenossen über sein Unvermögen, das allenfalls ein leichtes Singspiel („Wallrad und Evchen“, 1782, ist dem „Siegfried“, 1779, d. h. der Geschichte des Grafen von Gleichen, überlegen) zu Wege brachte, in der Lyrik jedoch ohne Beruf und Erfolg experimentirte. Sein Dichten gehört in die Pathologie der Geniezeit.

L. Ph. Hahn. Ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit. Von R. M. Werner, Straßburg 1877 (Quellen und Forschungen XXII).

Erich Schmidt.

Hahn: Philipp Matthäus H., in den frommen Kreisen seiner Heimat als ascetischer, von Bengel und Oetinger angeregter Schriftsteller, in weiteren Kreisen als Mechaniker geschätzt, war geboren in Scharnhausen bei Stuttgart am 26. November 1739, wurde 1764 Pfarrer in Onstmettingen beim Hohenzollern, wo, von ihm und dem Schullehrer Schaudt begründet, die Feinmechanik heute noch blüht, 1770 Pfarrer in Kornwestheim, 1781 in Echterdingen, starb hier am 2. Mai 1790. Seine astronomischen Uhren (eine in der Sammlung vaterländischer Alterthümer in Stuttgart, eine andere im germanischen Museum zu Nürnberg), seine Waagen u. a. verschafften ihm die Gunst des Herzogs Karl und vieler hoher Zeitgenossen; Kaiser Joseph II. interessirte sich für ihn, auch Karl August von Weimar und Goethe waren 1779 bei ihm.

Ph. Paulus, Ph. M. Hahn, Stuttgart 1858. J. Hartmann.

Hahn: Simon Friedrich H., Geschichtschreiber, geboren am 28. Juli 1692 im Kloster Berg bei Magdeburg, † 1729. Sein Leben war das eines deutschen Gelehrten, dabei kurz, aber nicht ohne Früchte. Mit reichen Anlagen ausgestattet, die unter der Leitung seines Vaters, der Senior des gräflichen Ministeriums in Burg war, sorgfältig gepflegt wurden, zeigte sein Geist eine frühzeitige Reife und dabei eine besonders lebhafte Neigung zur Beschäftigung mit Geschichte. Bereits in seinem 14. Jahre, 1707, bezog er die Universität Halle und betrieb unter dem Einflusse von Gundling und noch mehr von Ludewig historische und publicistische Studien, denen er dann sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Im J. 1711 fing er hier — mit ausnahmsweiser Bewilligung der philosophischen Facultät — Vorlesungen zu halten an, obwol er sich erst zwei Jahre später das formelle Recht dazu, d. h. die Magisterwürde erwarb. Diese seine erfolgreiche Lehrwirksamkeit, verbunden mit einzelnen kleinen Proben schriftstellerischer Thätigkeit, verschaffte ihm im J. 1717, in seinem 24. Lebensjahre den ehrenvollen Ruf als Professor der Geschichte und Nachfolger J. G. (von) Eckart's an die Universität Helmstädt. In dieser Stellung ist er 7 Jahre verblieben, und in dieser Zeit hat er sein Hauptwerk, die „Vollständige Einleitung zu der teutschen Staats Reichs und Kayser Historie und dem daraus fließenden Jure Publico“, geschrieben. Es umfaßt 4 Bände und reicht von Karl d. Gr. bis zum Ausgang König Wilhelms von Holland. Der wohlverdienten

Anerkennung, die ihm diese Leistung eintrug, verdankte er im J. 1725 die Berufung als Bibliothekar und Historiograph nach Hannover, also in ein Amt, in welchem er keine Geringeren als Leibniz und J. G. v. Eckhart zu Vorgängern hatte. Eine Frucht dieser seiner bibliothekarischen Stellung einerseits, wie seines fortgesetzten lebhaften Forschereifers andererseits waren die beiden Bände seiner „Collectio monumentorum veterum et recentiorum“ etc., die er in den J. 1724—26 in Braunschweig erscheinen ließ. An der Ausführung des ihm gewordenen Auftrages, eine Geschichte des braunschweigisch-lüneburgischen Hauses zu schreiben, hat ihn der Tod verhindert, der ihn bereits in seinem 37. Jahre am 18. Febr. 1729 ereilte. — H. war ein gelehrter und kritischer Kopf der besten Art nach dem Maße seines Jahrhunderts und sein Verdienst um die deutsche Reichsgeschichte ruht auf so festem Grunde, daß es durch alle noch so große Fortschritte der kommenden Zeiten gleichwol nicht in Vergessenheit gerathen konnte. Eine Lebensbeschreibung Hahn's hat schon ein Jahr nach seinem Hinscheiden sein Bruder, Joh. Frd. Christoph H., Pastor Primarius in Burg, in lateinischer Sprache in Magdeburg erscheinen lassen. Wegele.

Hähn: Johann Friedrich H., der Erfinder der sogenannten Litteralmethode, geb. zu Baireuth am 16. August 1710, gest. zu Aurich am 4. Juni 1789. Sohn eines Bäckermeisters, gewann er in seiner Vaterstadt gute Grundlagen für wissenschaftliche Bildung, die er seit 1733 auf der Universität Jena zu glücklicher Entwicklung brachte. Die pädagogische Anwendung des Gelernten begann er als Hofmeister der Söhne des Grafen Hohenthal in Dresden, dessen volksfreundliche Gesinnung es gern sah, daß der junge Mann auch auf den gräflichen Gütern dem Schulwesen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Die eigenthümliche Methode, welche er sich ausgedacht hatte, wornach alle wissenswürdigen Dinge in tabellarischer Form den Lernenden dargestellt und das so zunächst an die Wandtafel Geschriebene wieder abgekürzt (mit den Anfangsbuchstaben) zu leichter Einprägung vorgehalten wurde, erregte allmählich auch in weiteren Kreisen Theilnahme und bewirkte dann, daß H. 1743 auf Betrieb des Abtes Steinmetz in Kloster Bergen bei Magdeburg als Conventual und Prediger Stellung erhielt. Auch als Feldprediger eines preußischen Regiments (seit 1749) setzte er seine auf Verbesserung des Unterrichtswesens gerichteten Bemühungen unermüdlich fort, wie er damals schon mit der von Hecker in Berlin begründeten Realschule eine Verbindung angeknüpft hatte. So schrieb er mit Rücksicht auf die Bedürfnisse dieser Anstalt die beachtenswerthe Schrift „Agenda scholastica oder Vorschläge, welche zur Einrichtung guter Schulanstalten abzielen“ (10 Stücke). In die engste Verbindung mit der Realschule kam er, als er 1752 dem rastlosen Gründer derselben als zweiter Prediger und Schulinspector an die Seite trat. Er gab jetzt noch andere Schriften für Empfehlung der Litteralmethode heraus: „Die Völkerhistorie des Alten Testaments“ (1754), „Untersuchung, was Gründlichkeit hauptsächlich in Schulsachen heiße“ (1757 f., 3 Stücke), „Trigonometrie in Tabellen“ (1760), „Geometrie in Tabellen“, „Lateinische Syntaxis“, „Die Glaubenslehren und Lebenspflichten der Christen in Tabellen“ ꝛc., und leugnen läßt sich nicht, daß er durch diese Schriften mannichfach anregend auf weitere Kreise gewirkt hat, wie denn der Zusammenhang seiner Methode mit der von Felbiger in Sagan und dann in Oesterreich zu großer Geltung gekommenen ganz unzweifelhaft ist (s. v. Helfert, Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia, 86 ff.). Besondere Sorgfalt wandte H. an der Realschule auf Anlegung und Erweiterung der „großen realen Sammlung“, worin Modelle von Gebäuden und Schiffen, von Säulen der verschiedenen Ordnungen, aber auch von Pflügen und Butterfässern, von allerlei Kunstproducten, wie sie in den Handel kommen (z. B. von 100 verschiedenen Leder-

proben) als Anschauungsmittel vereinigt waren. Wie sehr Friedrich II. den wackeren Mann schätzte, gab er auch dadurch zu erkennen, daß er ihn damals dem Prinzen Friedrich Wilhelm als Instructor beigab, worauf er ihn 1759 zur Würde eines Generalsuperintendenten der Altmark und Priegnitz mit dem Wohnsitze in Stendal und 1763 zu der eines Consistorialraths und Generalsuperintendenten des Herzogthums Magdeburg erhob, zugleich auch zum Abt und Director in Kloster Bergen ernannte. Wie eifrig er hier auch der äußerlichsten Dinge sich annahm, zeigt seine Erfindung eines besonderen Koch- und Bratofens zum Nutzen und Gebrauch der Oekonomie zu Kloster Bergen. Weil er jedoch in dieser Stellung durch seine Hinneigung zum Pietismus einen nachtheiligen Einfluß auf die in der berühmten Erziehungsanstalt vereinigte Jugend zu üben schien, versetzte ihn der König 1771 als Generalsuperintendenten nach Ostfriesland, wo er zugleich die Leitung des Gymnasiums in Aurich übernahm. Hier wirkte er bis zu seinem Tode. — Seine Methode hatte sehr bald ihr Ansehen verloren; schon Fr. Gedike hat sie sehr entschieden (Schulschriften I. 433 ff.) verurtheilt.

Fikenscher, Beitrag zur Gelehrtengeschichte und Nachrichten von Zöglingen des Gymnasiums zu Bayreuth (1793), 265 f. H. Kaemmel.

Hähnel: Amalie H., Opernsängerin, geb. 1807 zu Großhübel bei Wien, † daselbst am 2. Mai 1849, wurde in den 30er und in der ersten Hälfte der 40er Jahre ob ihrer schönen Altstimme nicht wenig bewundert. Ihre natürliche Anlage brachte eine treffliche Schule zu erhöhter Wirkung, eine Schule, die sie zunächst der Tochter des Capellmeisters Gaßmann, wie auch Salieri und Ciccimara, später der Anleitung der vielgefeierten Pasta verdankte. 1829 betrat sie zuerst die Bühne und zwar im Wiener Kärthnerthortheater als Rosine im „Barbier von Sevilla“. Um dieselbe Zeit sang sie auch in den Soireen des Fürsten Metternich, bis sie 1830 in Prag, Dresden und Potsdam gastirte und schon im folgenden Jahr zu dauerndem Engagement dem Königstädter Theater in Berlin gewonnen wurde. Nach dem Ende der Oper dieses Instituts trat sie zur königl. Oper über, der sie bis 1845 angehörte, in welchem Jahre sie ein Leiden zwang, der Bühne zu entsagen. Nach Wien zurückgekehrt, † sie daselbst am 2. Mai 1849. Ihr vom fis bis zum zweigestrichenen fis reichender Mezzosopran zeigte sich namentlich im Vortrag elegischer Stellen und in Männerrollen wie Romeo, Tancred, Arsace u. A., aber auch in einer Norma, Rosine ꝛc. auf der Höhe. Ganz besonders gerühmt werden ihre vollendeten Coloraturen und ihre Recitative. Joseph Kürschner.

Hähnel: Johann Ernst H., ein berühmter Orgelbauer aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in Sachsen gebürtig. Eine Orgel zu 31 Stimmen zu Oschatz, eine andere zu Kaditz und die Orgel der Dresdner Schloßcapelle, die er um 1737 vollendete, werden als seine Hauptwerke genannt. Außerdem machte er auch Claviere und erfand ein Cembal d'Amour, welches von den Zeitgenossen als etwas ganz Außerordentliches gepriesen wurde. Er starb zu Hubertusburg in Sachsen. Eitner.

Hahnemann: Christian Friedrich Samuel H. wurde am 10. April 1755 in Meißen geboren, in welchem Orte sein Vater, ein talentvoller, durch Reisen vielseitig gebildeter Maler, an der Porzellanfabrik thätig war. Er besuchte die dortige Stadtschule bis zu seinem 15. Jahre, an welcher der spätere Rector der Fürstenschule, M. Joh. Aug. Müller, als Lehrer angestellt war; und da dieser den Knaben wegen seiner trefflichen Anlagen und seines großen Fleißes halber liebgewonnen hatte, so bestimmte er den Vater, ihn auf der Fürstenschule zum Studium vorbereiten zu lassen. Auf letzterer legte er den Grund zu seiner classischen Bildung und zu seiner sehr geläufigen Kenntniß fremder Sprachen.

Vermöge der letzteren allein war es ihm möglich, sich die Mittel zum Studium an der Universität Leipzig, die er im Frühjahr 1775 bezog, zu verschaffen, denn seine Eltern waren mittellos und auch der Besuch der Fürstenschule war nur dadurch ermöglicht worden, daß man ihm das Schulgeld erließ. Er übersetzte in Leipzig für verschiedene Buchhändler englische Werke und ertheilte einem reichen Studirenden aus den Donaufürstenthümern Unterricht in der französischen und deutschen Sprache. Mit einem durch Sparsamkeit mühsam erworbenen Sümmchen verließ er das für die Krankenbehandlung unzulängliche Leipzig nach zwei Jahren und ging nach Wien, wo der berühmte medicinische Lehrer Dr. v. Quarin wirkte. Nachdem er dort circa ein Jahr die Collegia besucht hatte, mußte er vorläufig aus Mangel an Mitteln das Studium aufgeben und eine ihm angebotene Hausarztstellung bei dem Statthalter von Siebenbürgen, Baron v. Bruckenthal in Hermannstadt, annehmen. Zwei Jahre hinlänglicher praktischer Beschäftigung in Hermannstadt verschafften ihm die Befähigung und die Mittel, um am 10. August 1779 in Erlangen den Doctorgrad zu nehmen, nachdem er noch einige Zeit an der dortigen Universität studirt und die Lücken in seinem Wissen ausgefüllt hatte. Die von ihm öffentlich vertheidigte Dissertation führt den Titel: „Conspectus adfectuum spasmodicorum aetiologicus et therapeuticus“. Zunächst ließ er sich in Hettstädt als Arzt nieder, ging dann nach Dessau, nahm im J. 1781 eine Stellung als Physikus in Gommern an, die er jedoch bald wieder aufgab. Dann war er drei Jahre lang als Arzt am Dresdener Krankenhause thätig und wandte sich 1789 wieder nach Leipzig, um die litterarischen Beziehungen mit dortigen Buchhändlern enger zu knüpfen. Denn während dieser Wanderjahre war er unausgesetzt litterarisch thätig gewesen, theils als Uebersetzer, theils als selbständiger Autor auf den Gebieten der Chemie und Pharmacie. Namentlich erwarb er sich auf letzteren beiden Gebieten sehr bald einen Namen; seine Schrift über „Arsenikvergiftung“ ist eine Meisterleistung; seine neue „Weinprüfungsmethode“ erregte allgemeines Aufsehen und ist unter dem Namen der Hahnemann'schen Weinprobe heute noch bekannt; ebenso trägt das von ihm erfundene Quecksilberpräparat Hydrargyrum solubile seinen Namen. Ein gewisser Hang zu litterarischer Thätigkeit, sowie der an Quacksalberei und Charlantanerie grenzende Zustand der damaligen Heilkunde brachten ihn dazu, der letzteren mehr und mehr zu entsagen und sich der ersteren zuzuwenden und an den von ihm übersetzten medicinischen Werken gleichzeitig eine sachliche Kritik zu üben. Dies geschah namentlich an der in englischer Sprache erschienenen Arzneimittellehre Cullen's, die er in's Deutsche übertrug. Die in derselben enthaltenen Widersprüche über die Wirkungen der Chinarinde brachten ihn zu dem Entschlusse, dieses Mittel an sich selbst zu versuchen. Sonderbarer Weise rief dieses, das Wechselfieber heilende Mittel, bei ihm „wechselfieberartige Zufälle“ hervor, und da er gefunden hatte, daß noch eine ganze Serie von Arzneistoffen existire, die ein Autor als „eine bestimmte Krankheitsform heilend“ anpriese, während ein anderer das gerade Gegentheil davon behaupte, so kam er auf den Gedanken, daß es möglich sei, die Arzneimittel in einer anderen, als seither von den Aerzten beliebten Weise nutzbar zu machen und sie in nicht zu starken, also nicht vergiftenden und bedeutendere Nebenwirkungen hervorrufenden Präparaten solchen Krankheitssymptomen gegenüberzustellen, wie diejenigen es sind, welche dasselbe Mittel in massiverer Gabe an Gesunden hervorruft. H. ist dieses, den Kernpunkt seiner ganzen Heilmethode bildenden Gedankens wegen oft in heftigster Weise angegriffen worden, und man hat ihm namentlich vorgeworfen, daß es nicht möglich sei, durch das Einnehmen von China ein Wechselfieber zu erzeugen. Dies hat auch H. nicht behauptet, sondern er spricht nur von „wechselfieberartigen Symptomen und ohne eigentlichen Frostschauder“. Endlich war er

auch weit entfernt davon, auf dieses eine Experiment seine Lehre zu begründen, sondern er arbeitete weitere sieben Jahre, bevor er sich entschloß, im Hufeland'schen „Journal für Heilkunde" seinen „Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen" zu veröffentlichen. Dies geschah im J. 1796. Er fordert in dieser geistvollen Abhandlung „die Prüfung der Arzneimittel am gesunden menschlichen Organismus, ehe sie bei Kranken in Gebrauch gezogen werden dürfen", und führt eine ganze Reihe von Arzneistoffen auf, an denen er beweist, daß das von ihm gefundene Heilgesetz richtig sein müsse. Nachdem er durch diese Abhandlung die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich gelenkt, folgten bald weitere Beiträge in demselben Journal, unter denen der im 3. Bande (1797) enthaltene: „Sind die Hindernisse der Gewißheit und Einfachheit der praktischen Heilkunde unübersteiglich?" und im 11. Bande (1801): „Monita über die drei gangbaren Kurarten" besonders bemerkenswerth sind. Mehr und mehr wandte er sich in diesen Jahren wieder der praktischen Thätigkeit zu, und da er durch die Praxis die von ihm in jenem Journal ausgesprochenen Gedanken bestätigt fand und die medicinische Welt hinreichend auf sein neues Heilverfahren vorbereitet glaubte, so trat er 1805 entschiedener mit demselben hervor und veröffentlichte in Hufeland's Journal, Bd. 22, seine „Heilkunde der Erfahrung", ferner eine Broschüre: „Aesculap auf der Waagschale", endlich ein zweibändiges Werk: „Fragmenta de viribus medicamentorum positivis, sive in sano corpore observatis". Der erstgenannte, sehr umfangreiche Artikel ist der Vorläufer seines „Organons der Heilkunst", das letztgenannte Werk seiner „Reinen Arzneimittellehre". Des Ausdrucks „Homöopathie" bedient er sich in diesen Abhandlungen nicht, sondern er spricht von der Anwendung specifischer Mittel. Später bezeichnete er dieselben als „homöopathisch-specifisch", und erst als seine Gegner seine Heilmethode „Homöopathie" nannten, adoptirte er diesen Namen in ganz ähnlicher Weise, wie die Anhänger Richard Wagner's die Bezeichnung „Zukunftsmusik". Er ging in den gedachten Abhandlungen und Werken von der Ansicht aus, „daß zwei Reize, welche große Aehnlichkeit miteinander haben, im Körper nicht nebeneinander bestehen können, sondern daß der stärkere den schwächeren von ähnlicher Kraft vernichtet und auslöscht", und daß man daher nur nöthig habe, „dem vorhandenen widernatürlichen Reize der Krankheit eine andere krankmachende Potenz, von ähnlicher Wirkung, als solche die Krankheit äußert, entgegenzusetzen". Nun sei es erwiesen, „daß man durch gewisse Arzneien und Gifte Befindensstörungen im menschlichen Körper hervorrufen könne, die denen in vielen Punkten ähnelten, welche sich in den aus anderen Ursachen im menschlichen Organismus entstandenen Krankheiten zeigen". Folglich sei es nöthig, diese Arzneistoffe am gesunden menschlichen Körper zu prüfen. In diesen auf dem Wege der Deduction und Induction gefundenen Schlüssen liegt Hahnemann's eigentliche Denkthat, denn weitere, dem Geiste seiner Zeit entsprechende, von ihm aufgestellte Folgerungen muß man heute, zum Theil wenigstens, als irrig bezeichnen. Vier Jahre vergingen nach Veröffentlichung dieser Ansichten mit Zeitungsplänkeleien wegen derselben nicht blos in den Fachzeitschriften, sondern auch im „Allg. Anzeiger der Deutschen". H. gab, da er bei seinen Gegnern, abgesehen von absichtlichen Mißverständnissen, auch häufig totale Unkenntniß der in seiner „Heilkunde der Erfahrung" niedergelegten Grundsätze zu beobachten Gelegenheit hatte, deshalb im J. 1810 eine erweiterte Bearbeitung der letztgedachten Arbeit unter dem Titel: „Organon der rationellen Heilkunst" heraus, die in den J. 1818, 1824, 1829 und 1833 in neuen, vielfach veränderten Auflagen erschien. Im J. 1811 zog er nach Leipzig, um dort eine Anstalt für jüngere, nach seiner Methode auszubildende Aerzte zu gründen. Doch fand er hierzu von keiner Seite

die nöthige Unterstützung und habilitirte sich deshalb für seine Lehre an der dortigen Universität. Am 26. Juni 1812 vertheidigte er die zu diesem Zweck verfaßte Dissertation „De helleborismo veterum“, wobei sein Sohn, der Bacc. med. Friedrich H., als Respondent fungirte. Obgleich er in Folge der von ihm der medicinischen Facultät gemachten Opposition nur wenige Hörer fand, so wußte er doch seine gesammten Anhänger unter den jungen Medicinern zu einer „Arzneiprüfergesellschaft“ zu vereinigen, und unter seiner Leitung begann man denn die gangbarsten Arzneimittel der damaligen Medicin nach ihren symptomatischen Wirkungen auf den gesunden menschlichen Körper zu prüfen. Die Resultate dieser Prüfungen sind in einem sechsbändigen Werke, der „Reinen Arzneimittellehre“, enthalten, dessen erster Band 1811 erschien, und das drei Auflagen erlebte. Dieses Werk — es ist bedauerlicher Weise von Hahnemann's Zeitgenossen vielfach unterschätzt worden und noch mehr hat es die jüngere Generation der Aerzte verwerfen zu müssen geglaubt, — bekundet einen Riesenfleiß; und jeder einzelne Band ist außerdem mit einer werthvollen, oft sogar classischen Vorrede versehen, in welcher der Verfasser theils die Irrthümer seiner medicinischen Zeitgenossen geiselt, theils Dunkelheiten seiner eigenen Doctrin aufzuhellen sich bemüht. — Aehnlich reformirend, wie auf dem Gebiete der Therapie, wirkte H. auf dem der Pharmakotechnik; er erfand eine neue Methode der Herstellung von Arzneitincturen, welch' letztere namentlich im russischen Kriege (1811—12) vielfach verwandt wurden, und heute noch besteht seine homöopathische Pharmacie neben der in den officiellen Apotheken ausgeübten Staatspharmacie. — Vielfache Anfechtungen während seines Aufenthalts in Leipzig, die namentlich von den Apothekern ausgingen, denen er wegen der Selbstverabreichung seiner Arzneimittel verhaßt war, bewogen ihn endlich, im J. 1821 einem Rufe des Herzogs von Anhalt-Cöthen als Leibarzt zu folgen und seinen homöopathischen Lehrstuhl dem Dr. Moritz Müller zu überlassen. Er war von da ab hauptsächlich praktisch thätig und gab vom J. 1828 ab noch ein vierbändiges, auf seinen neueren Erfahrungen fußendes Werk: „Die chronischen Krankheiten, ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung“ heraus. 1829 versammelten sich noch seine gesammten Anhänger zur Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums um ihn in Cöthen. Wenige Jahre darauf aber kam es zwischen ihm und den Vertretern einer mehr modernen und nicht ausschließlich auf seine Worte schwörenden, namentlich seinen ins Ungeheuerliche getriebenen Arzneiverdünnungen feindlichen Richtung in seiner eigenen Schule zu einem Bruch, ja anläßlich der Besetzung der Directorstelle des homöopathischen Spitals in Leipzig zum offenen Skandal, und der achtzigjährige Greis, welcher inzwischen seine erste Gattin verloren, verheirathete sich im J. 1835 zum zweiten Male und zog mit seiner jungen Gattin, Melanie d'Hervilly-Gohier, einer Adoptivtochter des ehemaligen Justizministers der französischen Republik, nach Paris, seine Familie und seine deutschen Schüler verlassend. Trotz seines hohen Alters entfaltete er in Paris eine so bedeutende praktische Thätigkeit und wurde von Personen der höchsten Stände so gesucht, daß der vorher arme deutsche Arzt seiner jungen Frau nach seinem am 2. Juli 1843 in Folge einer Lungenlähmung erfolgten Tode ein bedeutendes Vermögen hinterlassen konnte. Seine Begräbnißstätte befindet sich auf dem Kirchhofe Montmartre, gleich links vom Eingange, und ist mit einem schlichten Denkmal versehen. Weitere Denkmäler wurden ihm errichtet: 1851 in Leipzig, eine, nach einem Modell des Bildhauers Steinhäuser, auf galvanoplastischem Wege hergestellte Statue; 1855 in Cöthen ein Sandsteinmonument mit der lebensgroßen Figur Hahnemann's vom Bildhauer Schmitz. Ebenso befinden sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo seine Heilmethode über 5000 ärztliche Anhänger hat und in einer

größeren Anzahl von Spitälern ausschließlich geübt wird (z. B. in dem Spital auf Wards Island bei Newyork mit 1600 Betten), mehrere künstlerisch schöne Monumente Hahnemann's. Trotzdem man der Homöopathie auch in Deutschland seit Jahrzehnten den Untergang prophezeite und ihr kein Lehrstuhl an den Universitäten eingeräumt ist, so ist doch eher ein Fortschritt, als ein Rückschritt bemerkbar, denn sie zählt auch hier gegen 500 Aerzte zu ihren Bekennern. Die Hoffnungen, welche ihr Stifter und seine enragirten Anhänger an dieselbe knüpften, und die Bestrebungen, sie zur herrschenden Heilmethode zu machen, konnten sich selbstverständlich nicht verwirklichen. Denn einerseits konnte manche barocke Idee, wie z. B. das in die Decillionen getriebene Verdünnen der Arzneien, womit H. in den ersten Jahrzehnten seiner Thätigkeit eine Verminderung der giftigen Wirkungen derselben beabsichtigte, während er später lehrte, daß die eigentlichen heilenden Arzneikräfte durch dieses Verdünnen erst erschlossen und so zu sagen potenzirt würden, nie rechte Wurzel in ärztlichen Kreisen fassen, und viele der neueren Homöopathen verwenden daher auch nicht mehr jene Infinitesimal-, sondern mehr materielle Dosen, selbstverständlich auf Grundlage des von H. gefundenen Aehnlichkeitsgesetzes; andererseits ist der traditionell kurirende Standpunkt der Heilkunde immer mehr verlassen und statt dessen die Prophylaxis das Hauptziel der praktischen Medicin geworden, während H. glaubte, jeder Krankheitsform durch Arzneimittel begegnen zu können. Seine, oft genug von nichthomöopathischen Aerzten ausgeübten Theorien haben aber entschieden befruchtend gewirkt; und so wird denn einem Manne, der trotz seines eminenten Fleißes, — er hat allein 23 Werke ins Deutsche übersetzt und 72 deutsche und lateinische Werke und Abhandlungen veröffentlicht, — trotz seiner großen Gelehrsamkeit fast bis in sein höheres Lebensalter hinein darbte, kaum einer seiner Gegner die Anerkennung: Nützliches gewollt zu haben, versagen.

Gustav Puhlmann.

Hahnzog: Christian Ludwig H., protestantischer Prediger zu Welsleben bei Magdeburg, geb. am 27. September 1737 zu Scharfenbrück in der Mark, Kreis Luckenwalde, † nach 1810, gab theils allein, theils in Verbindung mit gleichgesinnten Freunden, wie Zerrenner &c., eine Reihe von Predigten, Predigtsammlungen und Abhandlungen heraus, in welchen die damals besonders in der Provinz Sachsen herrschende Richtung des flachsten Rationalismus und aufklärerischen Utilitarismus zu Tage tritt. Dahin gehören: „Predigten wider den Aberglauben der Landleute“, Magdeburg 1784, „Christliche Volksreden für Landleute“, 1785, „Patriotische Predigten zur Beförderung der Vaterlandsliebe“, 1785, „Christliche Volksreden über die Episteln“, 1792, sodann einige culturhistorische Abhandlungen: „Ueber den Einfluß des Ackerbaues auf die Charakterbildung des Landmannes“, 1788, und „Charakteristik des Magdeburgischen Bördebauern“ in Beneke's Jahrbb. für die Menschheit, 1788.

S. Meusel, Gel. Teutschland, 3. Bd., 1797; Winer, Handbuch der theol. Litteratur.

Wagenmann.

Hai: Roman H., Benedictiner in Ochsenhausen, Generalprocurator der schwäbischen Klöster; Todesjahr unbekannt. Derselbe ist bekannt geworden durch die heftigen Schriften gegen die Jesuiten, als diese in Folge des Restitutionsedicts Ferdinands II. die Hände nach den Gütern von während des Krieges bezw. der Reformation eingegangenen Ordenshäusern ausstreckten: „Astrum inextinctum sive jus agendi antiquorum religiosorum ordinum pro recipiendis suis monasteriis, quae nonnulli perperam exstincta dicunt, et bonis ecclesiasticis per s. caesareae majestatis edictum generale vel jus belli restituendis e sacris canonibus eorumque interpretibus clare demonstratur“, Colon. 1636, 4. „Aula eccles. de beneficiis ecclesiast. praesertim regularibus eorumque extinctione, de-

volutione et spe juridica illa sicubi destituta fuerint reparandi“, Francof. 1648. 4. „Hortus Crusianus Jo. Crusii e societatis Jesu Bremensis eclipsis s. deliquii astri inextincti speculi loco oppositi“, das., gegen des Jesuiten Crusius „Eclipsis s. deliquium astri inextincti“. Außer diesem war Laymann Hauptverfechter der jesuitischen Ansprüche.

Bibl. gén. de l'ordre de St. Benoit I. 452. v. Schulte.

Haibel: Jacob H., Sänger und Componist, geb. 1761 zu Gratz, ging hier zum Theater und kam nach einiger Wirksamkeit an Provinzialbühnen 1789 zu Schikaneder nach Wien, von hier 1804 als Kirchencapellmeister des Bischofs von Bosnien nach Djakovar, wo er 1826 starb. Im Besitz eines hübschen Tenors fand er neben seiner Bühnenthätigkeit in Wien noch Muße mehrere komische Opern, resp. Operetten zu componiren, die durch ihren gefälligen und leichten Stil ansprachen, ohne höheren Werth zu besitzen. Den meisten Beifall fand der 1796 erschienene „Tiroler Wastel“, zu dem er auch eine Fortsetzung „Der Landsturm“ componirte. Weiter sind von ihm „Das medicinische Collegium“, „Papagei und Gans“, „Der Einzug in das Friedensquartier“, „Tsching! Tsching!“, „Alle Neune und das Centrum“, „Astarath der Verführer“ und mehrere Ballete, darunter am beliebtesten „Le nozze disturbate“.

Joseph Kürschner.

Haid, Künstlerfamilie in Augsburg. Der älteste, Johann Lorenz H., geb. 1702, starb in Augsburg 1750; sein Bruder, Johann Gottfried H., geb. 1710, gest. zu Wien 1776 und sein Sohn Johann Philipp H., geb. 1730, gest. 1806. Sie waren gewiß mit Johann Jacob H. verwandt, obgleich das verwandtschaftliche Verhältniß nicht bekannt ist. Dieser war 1704 zu Süssen bei Ulm geboren, lebte aber in Augsburg, wo er einen Kunstverlag hatte und 1767 starb. Sein Sohn Johann Elias H. war 1739 geb. und starb 1809. Außer diesen kurzen Zeitangaben ist nur Weniges über die Künstler zu sagen. Ihre Thätigkeit fällt in die traurigste Zeit deutscher Kunst und aus ihrem Verlage, meist auch aus ihrem Atelier ist eine Masse von geschabten Blättern, Heiligen und Porträts hervorgegangen, die gerade den Ruhm ihrer Kunst nicht verkündigen; und doch gebrach es ihnen, besonders dem Jacob und Gottfried nicht an Talent, wie einige Blätter derselben beweisen. Das bessere Streben war aber in der Nachfrage der Zeit nach mittelmäßiger Waare niedergehalten. Einzelne Stiche haben für die Kunstgeschichte ein gewisses Interesse, da sie uns Compositionen berühmter Meister wiedergeben, die sonst in keinem anderen Stiche sich vorfinden. Wessely.

Haid: Herenäus H., katholischer Geistlicher, geb. am 15. Febr. 1784 zu Geisenfeld in Baiern, † am 7. Januar 1873 in München. Der Sohn unbemittelter Eltern, besuchte er, von Wohlthätern unterstützt, von 1795 an das Gymnasium zu Neuburg an der Donau, von 1801 an das Lyceum zu München und studirte dann von 1804 an zu Landshut Theologie. Er löste dort 1807 eine Preisfrage und wurde 1808 Doctor der Theologie. Am 30. Aug. 1807 zum Priester geweiht, war er mehrere Jahre an verschiedenen Orten als Hülfsgeistlicher thätig. Er veröffentlichte schon als junger Geistlicher mehrere kleine homiletische, katechetische und ascetische Schriften, u. a. über „Metamorphose“ (zeitgemäße Reform) des Rosenkranzgebetes. 1814 wurde er Professor der Theologie zu St. Gallen. 1818 kehrte er nach Baiern zurück und wurde Domprediger in München. Er veröffentlichte eine große Anzahl von Predigten und katechetischen und ascetischen Schriften, u. a. „Die gesammte christliche Lehre in ihrem Zusammenhange in Katechesen vorgetragen“, 7 Bde., 1841 ff., 3. Aufl. 1844 ff., auch eine neue Ausgabe der Summa doctrinae christianae des Peter

Canisius, 4 Bde., 1833—45, und eine Uebersetzung des größeren Katechismus des Canisius, 1824, 4. Aufl. 1846.

Felder, Gelehrten-Lex. I. 291, III. 499. Thesaurus librorum rei cath. p. 344. Reusch.

Haide: Friedrich H., Schauspieler, bekanntes Mitglied des Weimarischen Hoftheaters unter Goethe, der erste Wilhelm Tell, geb. um 1770 zu Mainz, hatte sich zunächst dem Studium der Medicin, 1790 der Bühne gewidmet und war 1793 nach Weimar gekommen, wo er am 18. Mai als Peter im „Herbsttag" zum ersten Male spielte. 1807 ging er nach Wien, kehrte aber bald nach Weimar zurück, wo er nun seit dem 12. März 1808 bis 1. Januar 1818 ununterbrochen spielte, dann pensionirt, aber schon am 4. April 1818 von neuem engagirt wurde, um bis zu seiner definitiven Pensionirung, im Herbst 1832, dem weimarischen Theater anzugehören. Er starb in Weimar am 29. Januar 1832. Vortrefflich in Heldenrollen, fand H. den Beifall seiner Zeitgenossen in reichstem Maße, namentlich auch den Beifall Schiller's und Goethe's, die ihm zugethan waren. Tadelte man an seinem Spiel einige Manier, so rühmte man dagegen seine empfindungsvolle Recitation, die schöne in edlen Grenzen gehaltene Gestikulation. Ein ehrenwerther Charakter, schön von Gestalt, feuriger Erregung und feiner Gemüthsempfindung fähig, gehörte H. zu den Gebildetsten seines Standes, bei dem theoretische Studien mit der praktischen Ausübung seines Berufes Hand in Hand gingen. Karl Moor, Tell, Oranien, der Tempelherr, Don Cesar, Mahomet, Kunz Kuruth (24. Februar), Theseus (Phädra), aber auch Antonio im Tasso, Kapuziner im Wallenstein oder mürrische und gutherzige Alte, auch Väter im Lustspiel gab er vortrefflich. Joseph Kürschner.

Haidenfeld: Alphons v. H., Benedictiner, geboren zu Rotterdam aus adelichem Geschlechte am 7. November 1712, trat im J. 1730 in die in Oberbaiern gelegene berühmte Abtei Benedictbeuern, wurde 1738 Priester und sofort als Archivar verwendet, in welcher Eigenschaft er am 22. Januar 1751 starb. Er erwarb sich ein Verdienst durch die Herausgabe des von P. Karl Meichelbeck verfaßten werthvollen „Chronicon Benedictoburanum", Aug. Vind. 1753. 2 Tomi, obschon auch er vor Vollendung des Druckes starb. Er schickte dem Chronicon das Leben Meichelbeck's voran nebst einem genauen Verzeichnisse von dessen Druck- und Handschriften.

S. Felder, Litt.-Ztg. 1821, II. S. 114. A. Linde.

Haidinger: Karl H., Mineralog und Montanist, geb. am 16. Juli 1756 in Wien, gest. daselbst am 16. März 1797, besuchte in der gewöhnlichen Weise die unteren Schulen und nahm dann als k. k. Pensionär Theil an dem Unterricht in der höheren Mathematik, wodurch er sich befähigte, schon 1778 bei den Arbeiten der Universitäts-Sternwarte eine Verwendung zu finden. Kurz darauf — 1780 — wurde er als Directions-Adjunct an das Hofmineralien-Cabinet berufen, wo er sich unter Born's Leitung mit der Aufstellung der Mineralien und der Beschreibung der neu erworbenen Gegenstände, sowie mit eingehenden mineralogischen Studien eifrigst beschäftigte. Dies gab Veranlassung zu einer ersten wissenschaftlichen Publication: „Eintheilung der k. k. Naturaliensammlung", Wien 1782 (auch lateinisch bearbeitet). Angeregt durch Born, welcher nicht nur einen neuen Aufschwung in die wissenschaftliche Bestrebung in Wien brachte, sondern auch an die Verbesserung im Hüttenwesen kräftig Hand anlegte, befaßte sich H. nun auch mit montanistischen Studien und leistete in beiden Richtungen den Bestrebungen Born's ausgiebigen Beistand. Insbesondere betheiligte H. sich durch Beiträge an den damals von Born begründeten „Physikalischen Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien", wie z. B. durch: „Beschreibung seltener Versteinerungen aus dem Geschlechte der Gienmuscheln", dann: „Verzeichniß aller

in dem Wieliczkaer Salzwerke im Königr. Galizien einbrechenden Salz- und Steinarten" und lieferte eine mit dem Preis gekrönte Beantwortung der von der k. russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg für das J. 1785 gestellten Preisfrage über die Classification der Gebirgsarten, „Entwurf einer systematischen Eintheilung der Gebirgsarten", welche Schrift auch als selbständiges Werk (1787) erschienen ist. Später publicirte H. in den Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften Bd. II. 1795 eine Arbeit: „Etwas über den Durchgang der Blätter bei Fossilien, über Saphir, Rubin und Spinell". Auch auf praktischem Gebiete war H. thätig, indem er die Einführung und Verbesserung des Amalgamationsverfahrens betrieb, und mit Bergrath v. Ruprecht die Anlage der Amalgamirhütten in Schemnitz (1785) und jener im Joachimsthal (1786) leitete. 1788 wurde er zum Bergrath und Professor der Mathematik und Mechanik an der Bergakademie in Schemnitz ernannt, aber schon 1790 wieder als Referent in der Hofkammer für Münz- und Bergwesen nach Wien zurückberufen. Er unternahm dann 1795 eine große Reise in die Industriedistrikte Englands, um daselbst die Fortschritte im Kanalbau, in der Steinkohlenfeuerung, im Eisenhüttenwesen und in der Thonwaarenfabrikation kennen zu lernen. Mit vielen Erfahrungen bereichert, kehrte H. im April 1796 nach Wien zurück und beschäftigte sich nunmehr eifrigst mit großartigen Plänen zur Erweiterung des österreichischen Montanwesens, als ihn plötzlich im besten Mannesalter von nur 41 Jahren der Tod überraschte. H. war einer der wackersten Vorkämpfer des durch Born eingeleiteten wissenschaftlichen Aufschwungs in Oesterreich und Mitbegründer der durch letzteren gestifteten „Bergwerks-Societät", welche sich über die gesammte Bergbau-treibende Welt erstrecken sollte. Nachdem zwei Bände Denkschriften dieser Genossenschaft 1789 und 90 erschienen waren, ging dieses Unternehmen nach Born's Tode in dem allgemeinen Verfall der wissenschaftlichen Bestrebungen in Oesterreich rasch wieder ein. H. war übrigens auch Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Wurzbach, Biogr. Lex. v. Oesterr. VII. Neuere Abh. d. böhm. Gesell. d. Wiss. II. 15. Allgem. litt. Anzeig. 1797, 1414. Poggendorff, Biogr.-lit. Handw. 996. Nouv. Biog. gén. par Didot. XXIII. 115. Meusel, Lex. V. 78. W. v. Haidinger, Zur Erinnerung an Karl Haidinger. Gümbel.

Haidinger: Wilhelm v. H., Dr., berühmter Mineralog und Förderer der naturwissenschaftlichen Studien in Oesterreich, geboren als Sohn des tüchtigen Mineralogen und Referenten im Bergwesen Karl H. in Wien am 5. Februar 1795, daselbst gestorben am 19. März 1871. Den ersten Schulunterricht erhielt H. an den verschiedenen Bildungsanstalten seiner Vaterstadt. Da er bereits frühzeitig Neigung zu dem von seinem früh verstorbenen Vater eifrigst betriebenen Studium der Mineralogie verrieth, verließ er 1812 Wien, um in Gratz den 1811 dahin berufenen berühmten Mineralogen Mohs, den Begründer einer neuen naturwissenschaftlichen Methode der Mineralogie, zu hören, und unter seiner Leitung dem Studium dieser Wissenschaft sich ganz zu widmen. In Begleitung von Mohs hatte H. 1817 Freiberg besucht und blieb daselbst, um seine Studien dort fortzubetreiben, während Mohs nach England weiter reiste. Als 1817 Werner plötzlich starb und Mohs an dessen Stelle berufen wurde, konnte H. nunmehr bei seinem früheren, ihm innigst befreundeten Lehrer seine mineralogischen Arbeiten weiter fortsetzen. Schon damals betheiligte er sich vielfach an verschiedenen Untersuchungen und Publicationen von Mohs, ohne daß jedoch der nicht unbeträchtliche Antheil, welcher H. an diesen Arbeiten zukommt, in den damaligen Schriften von Mohs zum Vorschein kommt. Obwol sich nach und nach eine gewisse Differenz in den Anschauungen zwischen Mohs und H. namentlich in Bezug auf den Werth der sogen. physischen und chemischen Kennzeichen

der Mineralien entwickelte, bewahrte H. doch seinem Lehrer eine kindliche Verehrung, die ihn bis zu dessen Tode abhielt, irgend etwas gegen die Ansichten desselben zu veröffentlichen. Die J. 1822—27 brachte H. großen Theils auf Reisen im Auslande zu. Bei seinen Wanderungen in England fand er nämlich in Edinbourgh im Hause des Banquiers Th. Allan, der mineralogische Studien trieb, gastliche Aufnahme und zugleich Gelegenheit, als Begleiter des jungen Allan auf dessen Reisen durch Norwegen, Schweden, Dänemark, Deutschland, Frankreich und Norditalien sich reiche Erfahrungen einzusammeln. Den größten Einfluß auf ihn übte aber sein Aufenthalt in England dadurch, daß H. hier im Gegensatze zu dem sichtlichen Verfalle der Naturwissenschaft in seinem Vaterlande nach Born's Tode, ein ungemein reges und freies wissenschaftliches Leben kennen lernte und mit verschiedenen hervorragenden Vertretern der Wissenschaft bekannt wurde. Es schwebte schon damals H. der Gedanke vor, in seinem Vaterlande einen neuen Aufschwung der Wissenschaft wieder anzubahnen und zu versuchen, namentlich in der mineralogischen Wissenschaft, eine dem englischen Muster nachstrebende Thätigkeit wachzurufen. Während seines Aufenthaltes in England erschienen seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten und zwar in englischer Sprache. Zunächst war es eine Uebersetzung des berühmten Werkes seines Lehrers Mohs „Treatise of Mineralogy“, 1825, wodurch er die lichtvolle Methode in der Behandlung der Krystallographie von Mohs auch im Auslande bekannt machen und ihr die gebührende Anerkennung verschaffen wollte. Außerdem erschienen zahlreiche selbständige Abhandlungen in Wernerians Society, in Royal Society und Brewster's Journal of science und in Jameson's Philos. Journal. Es sind dies gegen 40 Aufsätze über mineralogische Gegenstände, unter welchen als die bedeutendsten die folgenden: „On Copper Pyrites“, „On Drawing Crystals in true perspective“, „On Diallage“, „On the Parasitic formations of Mineral species“, „Fergusonite a new Mineral“, „Sternbergite a new mineral“, „On the Ores of Manganese“, „On the crystallizat. of Apatite“, „On the cryst. of Epidote and Glaubersalt“, „On the regular Composition of crystals“, zu nennen sind. 1827 nach Oesterreich zurückgekehrt, betheiligte sich H. zunächst während 13 Jahre an der Leitung der von seinen Brüdern errichteten Porzellanfabrik in Elbogen, ohne aber seinen wissenschaftlichen Forschungen untreu zu werden, vielmehr stammen aus dieser Periode zahlreiche, zum Theil wichtige Publicationen in den Schriften der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag, in Poggendorff's Annalen, in der Zeitschrift für Physik von Baumgarten und Ettingshausen, welche beweisen, daß H. damals sich eifrigst mit Mineralogie, namentlich mit der Erforschung der sogen. Pseudomorphosen und der optischen Eigenschaften der Mineralien befaßte. Es sind aus dieser Zeit als besonders hervorragende Arbeiten zu nennen: „Neue Pseudomorphosen“, „Die Pseudomorphosen und ihre anogene und katogene Bildung“, „Pseudomorphosen von Gyps nach Steinsalz“, „Kalkspath, pseudomorph nach Aragonit bei Schlackenwerth“, „Der rothe Glaskopf, pseudomorph nach Braunem“, dann: „Ueber Pleochroismus der Krystalle“, „Ueber Cordierit“, „Ueber das directe Erkennen des polarisirten Lichtes“ und „Ueber die Lichtpolarisationsbündel“, rc., durch deren Entdeckung sich ergab, daß das Auge selbst als Analysator wirken könne. Diese optische Erscheinung wird nach ihm genannt. Eine entschiedene Wendung in Haidinger's Leben trat mit dem Tode des inzwischen wieder nach Wien zurückgekehrten Mohs ein, indem er 1840 an dessen Stelle zur Leitung der Mineraliensammlung der k. k. Hofkammer des Münz- und Bergwesens (später das montanistische Museum genannt), als Bergrath nach Wien berufen wurde. Damit war ihm ein umfassender Wirkungskreis eröffnet, in dem er auch, eingedenk der in England empfangenen Eindrücke, mit unermüdlicher und vor keinem Hinderniß

zurückschreckender Energie thätig war. Dabei hielt er seine Blicke nicht blos auf das engere Gebiet der Mineralogie gerichtet, sondern strebte auch darüber hinaus, die bis dahin in Oesterreich so gut wie unbekannte geologische Wissenschaft hier einzuführen und ihr Geltung zu verschaffen, wie denn überhaupt den wissenschaftlichen Bestrebungen nach allen Richtungen hin zu weiterer Entwickelung zu verhelfen. In seiner rastlosen Thatkraft wurzelt ein guter Theil des großen Aufschwungs, welchen die Naturwissenschaften in Oesterreich in neuerer Zeit nahmen. Dies ist eines der größten Verdienste Haidinger's, das er seinen speciell wissenschaftlichen beigesellte.

Schon nach zwei Jahren war die Aufstellung der Sammlung beendet und es erschien bereits 1843 ein ausführlicher Katalog derselben. Mit dieser Sammlung hatte H. sich zugleich ein vorzügliches Material zu Lehrvorträgen verschafft, die er seit dem J. 1843 für junge Bergbeamte und freiwillige Theilnehmer zu halten begann und bis 1849 fortsetzte. Er legte hierbei weniger Gewicht auf die Vorlesungen selbst, als auf die persönliche Anregung und die Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten, bei welchen er sich in der liebenswürdigsten Weise strebsamen jungen Männern hülfreich zur Seite stellte und sie uneigennützig unterstützte. Dabei setzte er seine krystallographischen und optischen Arbeiten eifrigst fort und vermehrte seine Verdienste um die Förderung dieses Theils der Mineralogie in hervorragender Weise. In diese Zeit fallen seine Publicationen über die Farbe des Axinits, über Pleochroismus des Amethystes, über das Schillern der Krystallflächen. Dazu kommen Untersuchungen über Pseudomorphosen nach Steinsalz, die des Aspasioliths nach Cordierit &c. Besonders wichtig ist aber das größere 1845 veröffentlichte Werk „Handbuch der bestimmenden Mineralogie“ und dazu als Ergänzung „Krystallographische, mineralogische Figurentafeln“. H. nahm hierbei das Mohs'sche System an und theilt alle Mineralien, zu denen Mohs auch nach Lehmann's Vorgang die Luft, die Gase und freier flüssigen Säuren rechnete, in drei Classen: 1) in Akrogenite, welche Gase, Wasser, Säuren und in Wasser lösliche Salze umfaßten, 2) in Geogenite, d. h. die eigentlich festen Mineralien, und 3) in Phytogenite, die fossilen Harze und Kohlen. Abweichend von Mohs, welcher nur allein die physischen Eigenschaften, d. h. Krystallform, Härte, specifisches Gewicht &c. als zur Bestimmung der Species berechtigte Elemente erklärt hatte, erkannte H., daß auch die übrigen Eigenthümlichkeiten der Mineralien hierbei eine wichtige Rolle spielten. Inzwischen bemühte sich H. nach dem Vorbilde englischer Gesellschaften zur Belebung wissenschaftlicher Bestrebungen in Oesterreich eine Vereinigung gleichgesinnter Männer zu erzielen. Dies gelang ihm durch die Gründung des Vereins der Freunde der Naturwissenschaft, dessen Leitung, sowie die Redaction der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Schriften, „Naturwissenschaftliche Abhandlungen“ in 4 Bden. 1847—50 und „Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaft in Wien“ in 7 Bden. 1847—50 mit zahlreichen werthvollen Abhandlungen von berühmten Gelehrten, z. B. von Barrande, Ehrlich, Conr. v. Ettingshausen, v. Hauer, v. Hingenau, Hohenegger, Kner, Lipold, Morlot, Simony, Stur, Süß und v. H. selbst über 150 Aufsätze er uneigennützig übernahm. Indem er der freien Entwickelung der Wissenschaft und ihrer möglichst umfassenden Ausdehnung auch auf nicht eigentliche Fachgelehrte das Wort redete, stellte er sich in eine gewisse Opposition zu der Akademie der Wissenschaften und deren zunftmäßigen Verfassung. Als daher in Oesterreich endlich 1847 eine solche Akademie gegründet wurde, zu deren ersten Mitgliedern H. gehörte, wirkte er auch in dieser Körperschaft in der bezeichneten Richtung und stellte diesbezügliche Anträge, wodurch er vielfach mit seinen Collegen in Conflikt gerieth. Auch in anderer Beziehung arbeitete H. unermüdlich nach seinem Wahlspruch: „Rastlos und Rastlos“ an der Verwirklichung seiner

Ideen. Durch die Zusammenstellung einer geologischen Uebersichtskarte der Monarchie in 9 Blättern, die er 1847 mit vieler Mühe zur Publication brachte, suchte er die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und zugleich auf die Nothwendigkeit der Inangriffnahme einer genauen geologischen Durchforschung des Landes zu lenken. Es ist Haidinger's Werk, daß in der That 1849 nach dem Vorbilde der berühmten englischen Geological Survey eine geologische Reichsanstalt in Wien errichtet wurde, zu deren Aufgabe es gemacht wurde, durch möglichst genaue geologische Untersuchungen aller Länder des Reichs die geologische Wissenschaft für das praktische Leben nutzbar zu machen. H. übernahm die Direction dieser Anstalt, deren Blühen und Gedeihen von da an alle seine Kräfte durch 17 Jahre hindurch bis zu seiner Zuruhestellung gewidmet waren. Er erhob dieselbe zu einem freien Institut, das sich rasch die allseitigste Anerkennung erwarb. Fern von aller bureaukratischer Bevormundung, legte er der Thätigkeit des Einzelnen keine lästigen Schranken auf, gewährte vielmehr den strebsamen jungen Männern fast akademischen Spielraum in ihren Arbeiten und war mit großer Aengstlichkeit bedacht, jede Leistung der einzelnen Mitglieder als persönliches Eigenthum anzuerkennen, obwol er strenge darauf hielt, daß Jeder seine Schuldigkeit ganz und voll thue. Um der Anstalt im Inland und nach Außen die gebührende Anerkennung zu verschaffen und die Leistungen auch möglichst rasch und allseitig nutzbar zu machen, gründete er für die fortlaufenden Veröffentlichungen der geleisteten Arbeiten die Jahrbücher und Abhandlungen der Anstalt, denen er durch Tauschverkehr die weiteste Verbreitung zu geben wußte. H. selbst gab ein nachahmungswürdiges Beispiel unermüdlicher Thätigkeit durch Fortsetzung seiner eigentlichen Studien auch in dieser neuen Stellung. Die Schriften der Akademie, wie die der geologischen Reichsanstalt enthalten zahlreiche Abhandlungen aus dieser Zeit, jene der Akademie allein bis 1869 mehr als 225, die hier auch nur auszugsweise mitzutheilen der Raum fehlt. Insbesondere beschäftigte sich H. viel mit optischen Untersuchungen. Schon 1845 hatte er durch die Erfindung eines sehr geschätzten kleinen Instrumentes, der sogen. dichroskopischen Lupe, die Untersuchungen des optischen Verhaltens der Mineralien wesentlich erleichtert. Er untersuchte durch dieses Hülfsmittel eine große Menge pleochroischer Krystalle, worüber er in seinem Werke „Ueber Pleochroismus der Krystalle“ Bericht erstattete. Dahin gehören auch seine schönen Untersuchungen über die Farbenerscheinungen der Krystalle im reflectirten Lichte und die Entdeckung, daß gewisse Schillerfarben der Oberfläche von der Körperfarbe homogener Krystalle verschieden seien, daß jedoch zwischen beiden ein bestimmter Zusammenhang insoferne bestehe, als sie sich fast ausnahmslos als complementär erweisen. Durch seine Untersuchungen wurde ferner die Ansicht, daß die Schwingungen des Lichtes rechtwinkelig zur Polarisationsebene erfolgen, wesentlich begründet. Auch verdankt man H. neben Mitscherlich den Nachweis, daß gewisse Salze, z. B. Bittersalz und Zinkvitriol bei verschiedenen Temperaturen ihrer Lösungen ohne irgend eine Aenderung ihrer Zusammensetzung in verschiedenen Krystallsystemen krystallisiren. In Bezug auf das Wesen der Pseudomorphosen hatte H. schon frühzeitig die Entstehung einer ganzen Reihe derselben einfach durch Aufnahme von Wasser, z. B. die des Gypses aus Anhydrit, mit vielem Glück erklärt und suchte dann später die Gesammterscheinung der Pseudomorphosen als eine auf electrochemischem Wege erfolgte zu beweisen, indem er entsprechend den electropositiven und electronegativen Polen der galvanischen Säule — Anode und Catode — auch anogene und katogene pseudomorphische Bildungen unterschied und dabei annahm, daß bei ersteren eine electronegative Substanz auf eine zu ihr electropositive und umgekehrt einwirke. In späterer Zeit richtete H. sein Augenmerk ganz besonders auf die Meteorite, auf ihr Vorkommen, ihre

Struktur und Zusammensetzung; er war wol der erste, der die nur aus Gesteinstheilchen zusammengefügten Massen der Steinmeteoriten mit den Zertrümmerungsproducten unserer Vulkane verglichen hat und sie als vulkanische Tuffe bezeichnete. Auch erklärte er die schwarze Rinde der Meteoriten für nichts Ursprüngliches, sondern als Schmelzrinde, welche sich erst beim Durchschneiden unserer Atmosphäre bilde. Ferner entdeckte er ein eigenthümliches Mineral, ein Phosphornickeleisen, den sogen. Schreibersit als Gemengtheile von Meteoren. Unter seinen zahlreichen Schriften über Meteorite sind hervorzuheben: „Der Schreibersit von Arna"; „Das Meteoreisen von Braunau"; „Der Meteorit von Kakawa"; „Ueber die Meteorite nach ihrer Erscheinung und Zusammensetzung" ꝛc. Eine seiner letzten wissenschaftlichen Arbeiten war der Untersuchung des Meteorsteins von Meno gewidmet. Ganz besondere Verdienste erwarb sich H. in der Mineralogie dadurch, daß er durch Einführung specifischer Namen eine feste Nomenklatur begründete und das Durcheinander der Synonymik klärte. Er hat zahlreiche Mineralien entweder selbst zuerst als neu erkannt oder doch fester der Art nach umgrenzt. Daher rühren sehr zahlreiche Mineraliennamen von ihm her, wie z. B.: Hörnesit, Galaktit, Dillnit, Pikrosmin, Valentinit, Allemontit, Fergusonit, Onofrit, Stephanit, Sternbergit, Naumannit, Erinit, Tirolit, Lindackerit, Johannit, Voglit, Plattnerit, Phoenikit, Stolzit, Wulfenit, Mendipit, Jamesonit, Patrinit, Tilkerodit, Altait, Nagyagit, Goslarit, Millerit, Linnëit, Breithauptit, Annabergit, Bieberit, Ankerit, Botryogen, Berthierit, Loeblingit, Braunit, Hausmannit, Hauerit, Lanthanit, Walchowit, Dopplerit, Jxolyt, Pinarzit ꝛc. Außer seiner Thätigkeit bei der geologischen Reichsanstalt, in deren Schriften er durch Rechenschaftsberichte, Programme, Ansprachen, Nekrologe und Mittheilungen dem Gang der Arbeiten sorgsam folgte, hatte H. auch ein reges Interesse für den Fortschritt anderer Zweige der Wissenschaft, wie seine Betheiligung bei der Gründung einer geographischen Gesellschaft 1856 beweist. Auch in der Ferne wirkte sein Einfluß maßgebend. Auf seine Anregung hin wurde der Werner-Verein zur geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien, der geologische Verein in Ungarn, die Società geologica in Mailand ins Leben gerufen. Haidinger's Verdienst wurde allseitig anerkannt. Um dieser innigen Verehrung einen Ausdruck zu verleihen, wurde ihm von einem Kreise von Freunden 1856 eine Medaille gewidmet. Seit 1859 zum Hofrath, seit 1862 zum wirklichen Hofrath ernannt, wurde er in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Pflege und Förderung der Naturwissenschaften, insbesondere der Mineralogie und Geologie 1864 mit dem Leopoldsorden geehrt und zur Feier seines 70jährigen Jubiläums am 5. Februar 1865 in den erblichen Ritterstand erhoben. Außerdem schmückten ihn der Franz Josephsorden, der preußische Orden pour le mérite, der baierische Maximiliansorden, das Ritterkreuz des sächsischen Albrechtsordens, der schwedische Nordstern- und das portugiesische Commandeurkreuz des Christusordens. Mehr als 160 gelehrte Gesellschaften hatten ihm ihre Diplome zugeschickt und mehrere Akademien ihn zu ihrem Mitgliede gewählt. Um ihm auch in der Wissenschaft ein Denkmal zu setzen, wurde ein Joachimsthaler Mineral, das H. zuerst krystallographisch bestimmt hatte, „Haidingerit" genannt; auch trägt eine fossile Conifere den Namen „Haidingera" und ein Theil der Neuseeländer Gebirge wird als „Haidinger-Kette" bezeichnet. Eine schwere Krankheit veranlaßte 1866 seinen Rücktritt von der Direction der geologischen Reichsanstalt, und obwol in seiner Kraft gebrochen, behielt er bis zu seinem Lebensende eine wunderbare Geistesfrische und blieb der von ihm ins Leben gerufenen geologischen Reichsanstalt unverändert mit aller Liebe zugethan.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. K. Oesterr. Bd. VII. Männer d. Zeit, Biogr. Lex. d. Gegenw., 1. Ser. S. 14. Poggendorff, Biogr. Handw. I. 996. Nouv. biogr. gén. par Didot XXIII. 116. Allg. Zeit. 1871, S. 1464. Zeitschr. f. B. u. H. K. 1871, Nr. 13. Nekrolog von Hauer's in Jahrb. d. geol. Reichsanst. 1871, XXI. 31. Sitz. d. k. baier. Ak. d. Wiss. 1871, 153.

Gümbel.

Hailbronner: Karl v. H., Schriftsteller und bekannter Reisender. Geboren 1789, † 1864 auf seinem Landsitz zu Leitershofen bei Augsburg. Er war einer der gebildetsten und geistvollsten Männer des baierischen Heeres. Seit der Schlacht von Regensburg (1809) im Dienst, hatte er alle Feldzüge desselben mitgemacht, namentlich den russischen, die beiden französischen, und an der Spitze eines Chevauxlegersregiments, den schleswig-holsteinischen. Erst im J. 1857 zog er sich aus Gesundheitsrücksichten ins Privatleben zurück. Er reiste viel, besuchte auf seinen Reisen Ungarn, die Türkei, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, Spanien, Portugal, Frankreich etc. und schrieb eine große Anzahl von Schriften über diese Länder und seine Erlebnisse, unter anderem „Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen", 1837, 3 Bde. „Aus dem Morgen- und Abendlande", 1841, 3 Bde. Seine Schriften zeichnen sich durch Anmuth der Darstellung, feine Beobachtung und naturgetreue Schilderungen vortheilhaft aus.

Kelchner.

Hailman: Ludwig H. oder Heilman ist der Dichter des Liedes: „Lobt Gott, ihr frommen Christen, freut euch und jubilirt mit David, dem Psalmisten", welches zur Reformationszeit zuerst in Einzeldrucken verbreitet war und dann in Sammlungen Aufnahme fand. Aus den Worten in der 11. Strophe: „Mit dem thun sie sich rüsten, hab' ich vernommen wohl, der Papst in Jahresfristen Concilium halten soll, darinnen soll man sehen, ob Luther's Lehr sei wahr", die sich wahrscheinlich auf den Reichstagsabschied von Speier vom J. 1526 beziehen, scheint hervorzugehen, daß die ersten Drucke aus dem Ende des J. 1526 oder aus dem J. 1527 stammen; außerdem findet sich das Lied im Nürnberger „Bergkreyen" aus derselben Zeit und hernach im Marburger Gesangbuch von 1549. In den Gemeindegesangbüchern hat es sich aber nicht lange gehalten; es kommt in ihnen jedoch in der Mitte des 17. Jahrhunders noch vor, so z. B. im großen Dresdener Gesangbuche von 1656 (bei Christian und Melchior Berger, 4°. S. 740). Der Name des Dichters geht aus den Anfangsbuchstaben der Strophen hervor. Ueber ihn scheint sonst nichts bekannt zu sein.

Wackernagel, Bibliographie S. 95 f. Kirchenlied, III. Bd., S. 369. Goedeke S. 157 u. 260. Weller, Die deutsche Litteratur im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, Nr. 3803. Das Lied auch bei Rambach, Anthologie II. S. 187 f.

l. u.

Haimberger: Anton Freiherr v. H., Rechtslehrer, geb. am 3. Mai 1795 in Seitenstetten Nied. Oesterr., Bürgerssohn, studirte am dortigen Benedictinerstifte drei Jahre Theologie, ging dann zum Rechtsstudium über, in welchem er, ein Lieblingsschüler Dolliner's, bedeutende Erfolge erzielte. 1821 zum Professor des römischen Rechtes in Lemberg ernannt, gab er 1827 dort zuerst in lateinischer, dann 1835 in Wien in deutscher Sprache sein „Lehrbuch des reinen römischen Privatrechtes" in 4 Bänden heraus, das auch ins italienische übersetzt wurde, Jahrzehnte lang an allen österreichischen und den meisten italienischen Rechtslehranstalten (sogar in Turin, Bellinzona, Neapel) in Gebrauch stand und noch heute ein gangbares Werk zur Einführung in das römische Rechtsstudium ist. Zahlreiche einzelne juridische Abhandlungen veröffentlichte er in Kudler's und anderen juridischen Zeitschriften. H. wurde Rath 1841 beim galizischen Appellationsgericht, 1847 beim obersten Gerichtshofe, 1852 in den damaligen Reichs-

rath berufen, wo er in höchster Instanz für die österreichische Justizreform thätig war. 1861 als Geheimrath (Comm. des Leopold= und Großkreuz des Franz Josephordens) in den Ruhestand versetzt, starb er am 5. August 1865 zu Graz. Er war ein guter alter Oesterreicher und selfmade man im besten Wortsinne.

Wiener Zeitung vom 27. September 1865, Z. 221. — Oesterr. Ehrenhalle III. 1865, S. 33. — v. Wurzbach, Biogr. Lex. VII. Bd. S. 214.

v. Hoffinger.

Haimerl: Franz Xaver H., wurde geb. am 15. Februar 1806 in dem Dorfe Gröna bei Marienbad in Böhmen, wo seine Eltern eine kleine Bauernwirthschaft besaßen. In der Dorfschule zu Ottenrieth erhielt er dürftigen Elementarunterricht. Nachdem er das Gymnasium in Eger absolvirt hatte, begab er sich an die Universität nach Wien. Mühsam verdiente er sich dort seinen Lebensunterhalt durch Ertheilung von Unterricht und Besorgung von Schreibereien und Correcturen, während er die philosophischen und juristischen Studien zurücklegte. Dolliner, Egger, Kudler, Springer, Wagner, Winiwarter waren seine hervorragenden Rechtslehrer. Insbesondere nahm sich Wagner des talentvollen und fleißigen Schülers mit väterlicher Liebe an. Nach dem Tode Wagner's — 1833 — wurde H., der mittlerweile das Doctorat der Rechte erlangt und Wagner's Lehrkanzel zeitweise versehen hatte, supplirender Professor derselben und in der Folge den commissionellen Berathungen beigezogen, die bei der niederösterreichen Regierung über den Entwurf einer Wechselordnung stattfanden. Das J. 1836 brachte seine Ernennung zum ordentlichen öffentlichen Professor des Handels= und Wechselrechts, des civilgerichtlichen Verfahrens in und außer Streitsachen und des Lehenrechtes an der Universität Prag. Um die neue Wechselordnung in ihrer Anwendung praktisch kennen zu lernen, trat er 1846 bei dem Prager Handels= und Wechselgericht als Votant ein. Im J. 1848 begründete er in Prag einen juridischen Leseverein und wurde dessen erster Präsident. In demselben bewegten Jahre wurde H. von dem Grafen Stadion, der damals Gubernial=Präsident in Prag war, als Vertrauensmann in eine Commission, welche derselbe zur Berathung der drängenden Zeitfragen sich an die Seite gestellt hatte, berufen, und trat später auch in den durch Verschmelzung dieser Commission mit dem tschechischen St. Wenzels=Comité entstandenen sogen. Nationalausschuß, der die Vorbereitungen für den ersten böhmischen Landtag besorgen sollte. Ohne sich darum beworben zu haben, in zwei Bezirken gewählt, nahm H. als Deputirter für den deutschen Bezirk Elbogen (in Böhmen) an den Berathungen des österreichischen constituirenden Reichstages in Wien und Kremsier Theil. Er richtete in dieser Stellung ein vorzügliches Augenmerk auf Hebung und Förderung des Unterrichtswesens, namentlich in Kremsier als Vorstand des Schulausschusses. Mit Entschiedenheit und Ausdauer stand er zur deutschen Partei. Nationalen, namentlich tschechischen Velleitäten trat er mit muthiger Entschlossenheit entgegen. Im Mai 1849 forderte der Minister Bach ein Gutachten von ihm über die beabsichtigte Auflösung des Lehensbandes. Die Reform kam aber damals bekanntlich nicht zur Durchführung und die Allodialisirung der Lehen blieb einer späteren Zeit vorbehalten. An Leeb's Stelle als ordentlicher öffentlicher Professor an die Wiener Universität berufen — 1852 — wurde H. Mitglied der judiciellen und 1856 Präses der rechtshistorischen Staatsprüfungs=Commission, wiederholt — 1855 und 1861 — Decan des rechts= und staatswissenschaftlichen Professoren=Collegiums und 1863—64 Rector der Wiener Universität. Dem zur Berathung des Entwurfes einer Civilproceßordnung, welche auf den von ihm in Wort und Schrift stets verfochtenen Grundsätzen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit basirte, im österreichischen Justizministerium 1860 eingesetzten Comité, wurde auch H. beigezogen. Neben dieser

Wirksamkeit in Lehr- und Sitzungssälen lief eine reiche litterarische Thätigkeit her, deren Beginn in Haimerl's Studienjahre zurückreicht. Er weilte noch als Rechtshörer an der Universität, als er schon an der Redaction der Wagner'schen „Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit“ sich betheiligte. Die Anzeigen, Abhandlungen und Kritiken, welche H. für diese Zeitschrift bis 1849 schrieb, sind alle in Stubenrauch's Bibliotheca juridica austriaca verzeichnet. Außerdem betheiligte sich H. als Mitarbeiter an der „Deutschen Zeitung für Böhmen“ und an mehreren rechtswissenschaftlichen Fachblättern, namentlich dem von ihm begründeten und herausgegebenen „Magazin für Rechts- und Staatswissenschaft“ und dessen Fortsetzung „Oesterreichische Vierteljahrsschrift für Rechts- und Staatswissenschaft“. Haimerl's selbständige Publicationen, welche in den J. 1832—57 erschienen und zumeist das österreichische Civilproceßrecht mit Einschluß der freiwilligen Gerichtsbarkeit (adeliches Richteramt), das Lehen-, Handels- und Wechselrecht behandeln, sind in Wurzbach's Biogr. Lex. Bd. VII, S. 217 ff. aufgezählt. Haimerl's College (später Minister) Dr. Unger sagt, die besondere Bedeutung Haimerl's als Rechtsgelehrter liege in dessen wissenschaftlicher Methode, die er kurz charakterisirt als „die Wiederanknüpfung des österreichischen Particularrechts an das gemeine deutsche Recht, als die Wiederherstellung des Zusammenhanges zwischen beiden“. Derselbe Rechtslehrer und Staatsmann rühmt den Fleiß und Scharfsinn, die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit Haimerl's, sein entschiedenes Wesen und die pünktliche Genauigkeit seiner Pflichterfüllung. H. starb zu Wien am 12. October 1867.

Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. VII. S. 216—218 u. Bd. XI. S. 424. — Rede bei der feierlichen Inauguration des Rector magnificus F. X. Haimerl am 1. October 1863, gehalten von Prof. Joseph Unger in der Oesterreich. Wochenschrift für Litteratur, Kunst ꝛc. (Beil. d. Wiener Ztg.) 1863, Bd. II. S. 417. Felgel.

Haimhausen: Sigmund Ferdinand Graf von und zu H., Staatsmann, geb. am 28. December 1708 in München. Die jüngere nun gleichfalls erloschene Familie H. führte ursprünglich den Namen „Viechpeck“ (Viepöck). Der Stammesälteste Wolfgang Viechpeck wurde von Karl V. auf die Hofmark Hablspach geadelt und starb als baierischer Kanzler zu Landshut am 25. Sept. 1576. Dessen jüngerer Sohn Theodor (geb. 1545, † am 12. Novbr. 1626) hatte für Reisen, Truppenverköstigung und Kunsterwerbungen im Auftrage des baierischen Herzogs Wilhelm V. große Summen ausgelegt. Ums J. 1594 verlieh ihm dieser die Hofmark Haimhausen im Landgerichte Dachau und am 20. September 1615 Kaiser Mathias, bei dem er in Prag als Gesandter verweilte, das Recht, Namen, Schild und Helm der ausgestorbenen Haimhausen zu führen. Am 11. Juni 1622 wurde er wegen seiner Verdienste „um das Kriegswesen in Behaim und der Pfalz“ Obristzeugmeister, und erkaufte 1625 durch Verwendung des ihm wohlgeneigten Baiernherzogs Maximilian die großen Schirting'schen Güter Kuttenplan, Heiligenkreuz und Neudorf in Böhmen, welche der Kaiser nach der Schlacht am weißen Berge eingezogen hatte. Nun stieg rasch der Glanz der Familie. Theodors Enkel, Franz Albrecht (geb. 1609, gest. am 27. Mai 1687), Kastner und Mauthner in Aybling, wurde am 2. Juni 1671 Reichsfreiherr; dessen Sohn Franz Ferdinand († am 11. Januar 1724) empfing durch Kaiser Leopold am 1. December 1682 die Reichsgrafenwürde. Ferdinands Sohn, Franz Joseph (geb. am 15. September 1692), der Vater Sigmunds, mit Maria Magdalena Freiin v. Rehlin vermählt, bekleidete das Amt eines baierischen Hofraths und Kammerherrn, war mit Kurfürst Max Emanuel nach Frankreich gegangen, † 1715 zu Paris und liegt in St. Cloud begraben. — Sigmund Ferdinand Graf v. H., schon vermöge Geburt, Besitzthum

und einflußreicher Familienbeziehungen zu hervorragender Stellung im Staate berufen, erfreute sich eines lebendigen für alles Edle empfänglichen Geistes, eines weiten praktischen Blickes und reicher auf Reisen gesammelter Erfahrungen. Ein freundlich Geschick ebnete ihm bereitwillig die Wege. So vereinten sich Lebensstellung, eigenes Verdienst und äußere Umstände, um dem Grafen H. eine für Baiern hervorragende Bedeutung zu verleihen. Wie erwähnt — am 28. Decbr. 1708 zu München geboren — bezog er nach absolvirter Jesuitenschule seiner Geburtsstadt mit seinem älteren Bruder Karl Ferdinand 1724 die Universität Salzburg. Dort verweilten sie häufig am Hofe des Erzbischofs Grafen Harrach, der adeliche Studirende gern um sich sah und dieselben in ritterlichen Uebungen unterweisen ließ. Nach zweijährigem Aufenthalte in Salzburg setzten sie die juristischen Studien in Prag fort und gingen im Spätsommer 1728 auf Reisen. Sie besuchten Dresden, Berlin, Lübeck, Hamburg, Amsterdam und blieben ein Semester in Leyden, um J. Jak. Vitrarius zu hören, dessen Vorträge über öffentliches Recht jährlich hunderte von jungen Männern nach Leyden führten. Nach Schluß der Vorlesungen lernten sie den übrigen Theil Hollands kennen, machten einen Abstecher nach London und Umgebung, lebten acht Monate in Paris und trafen im Juli 1730 nach vierjähriger Abwesenheit wieder in der Heimath ein. Am 11. Januar 1724 war ihr Großvater Franz Ferdinand gestorben und hatte seinen jüngeren Enkel Sigmund zum Erben der baierischen und böhmischen Güter ernannt, Karl aber nur mit einem Legate bedacht. Sigmund ließ den Gesammtrücklaß in gleiche Hälften theilen und hochherzig seinen älteren Bruder wählen, der sich für den baierischen Antheil entschied, indeß bald darauf kinderlos als kurfürstlicher Hofrath starb. Ein bei dem böhmischen Gute Kuttenplan gelegenes Kupferbergwerk, die St. Veitzeche, gab H. Gelegenheit, sich mit allem Ernste dem Studium der Bergkunde zu widmen. Er hörte zu Leipzig die metallurgischen Vorträge Dr. Störr's, durchwanderte das sächsische Erzgebirge, die österreichischen Bergstädte und trat mit den namhaftesten Montanisten in persönlichen oder brieflichen Verkehr. In diese Zeit fällt der Tod Kaiser Karl VI. H. trat bei der Huldigung Böhmens in Prag und bei der Kaiserkrönung Karl Albrechts in Frankfurt zu dem baierischen Kurhause vorübergehend in Beziehung; zu dauernden kam es erst unter Max Joseph III. Dieser trug ihm die oberste Leitung des Münz- und Bergwesens in Baiern an, und ernannte ihn 1751 zum geheimen Rath, Obristmünzmeister und Oberbergwerksdirector des auf Haimhausen's Verlangen „independenten“ Berg- und Münzcollegiums; dann im Januar 1757 in Anbetracht seiner ersprießlichen Dienste zum „wirklichen“ geheimen Rath und am 10. Juni 1767 zum Präsidenten des gedachten Collegiums. H. benutzte die Wissenschaft zu großen praktischen Zielen, zur Entfaltung der Industrie und des Nationalreichthums. Bedächtig vorwärts schreitend, verbesserte er die Münzeinrichtungen, berief den bekannten Münzmeister Dr. Jaster von Mainz und wies dem durch seine Arbeiten berühmt gewordenen Medailleur Fr. Andreas Schega eine seiner Befähigung entsprechende Thätigkeit zu. Nicht minder schöpferisch ging er im Berg- und Hüttenwesen vor. Unterstützt von dem Geognosten Mathias Flurl, einem Schüler Werners, wußte er die in verrottetem Zustande vorgefundenen Einrichtungen so zu heben, daß sie in vielen Dingen mustergiltig für ganz Deutschland wurden. Auch die Gründung der Porzellanfabrik, welche 1758 in der Vorstadt Au ins Leben trat, seit 1761 aber in einem eigenen Gebäude zu Nymphenburg bei München betrieben wurde, ist Haimhausen's Werk. Trotz manch widrigen Geschickes, das die Anstalt erfuhr, wuchs sie unter Haimhausen's Oberleitung und lieferte vorzügliche Erzeugnisse. Das Hauptverdienst Haimhausen's besteht jedoch in seiner erfolgreichen Theilnahme an der Stiftung der Münchener Akademie der Wissenschaften. Bergrath

Dominicus Linbrunn und der ihm geistesverwandte Georg v. Lori trugen sich mit dem Gedanken, in der kurbaierischen Hauptstadt eine gelehrte Gesellschaft zu gründen, welche durch Schrift und Wort für Verbreitung nützlicher Kennlnisse in der Geschichte, Philosophie und Mathematik wirken sollte. Sie theilten den Plan H. mit und dieser erhob dessen Erfüllung zu seiner eigensten und wichtigsten Angelegenheit. Nachdem er einflußreiche Persönlichkeiten, den geheimen Kanzler Freih. v. Kreitmaier, den Kammerpräsidenten Grafen v. Törring u. A. für die Sache gewonnen hatte, trug er sie dem Kurfürsten Max Joseph III. vor. Die beredten Worte fanden geneigtes Gehör und der Kurfürst unterzeichnete trotz Widerrede von Seite der Jesuiten an seinem Geburtstage, dem 28. März 1759, die Stiftungsurkunde der Akademie unter Uebernahme des Protectorates. In der ersten am 21. November 1759 abgehaltenen Versammlung wurde H. zum Präsidenten der Akademie ernannt, trat diese Würde 1761 an Grafen Törring ab, bekleidete sie jedoch wieder von 1771 bis an sein Lebensende unter warmer Antheilnahme an Allem, was das Wohl und Wehe der neuen Anstalt betraf. Noch in späten Jahren unternahm er nach dem Tode seiner Gattin, einer Freiin v. Wolframsdorf, 1770—72 eine längere Reise nach Italien, welche dem kunstliebenden Manne eine Fülle von Anregung und nachhaltigen Genuß bot. Er starb am 16. Januar 1793 im 85. Jahre seines Alters und wurde — der Letzte des männlichen Stammes — bei den Franciscanern in München zu Grabe getragen. Ihn überlebten zwei Töchter, von welchen die ältere, Johanna Marie, mit Grafen Fugger-Zinneberg, dem testamentarischen Erben von Haimhausen, die jüngere, Maria Theresia, mit Franz Freih. v. Perglas verheirathet war. Sein Porträt befindet sich im Sitzungssaale der Akademie; seine Marmorbüste von Brugger in der Ruhmeshalle und der obengenannte Schega hat 1760 auf seinem Gönner eine Medaille geprägt, deren Avers Haimhausen's Brustbild mit Harnisch und umgeschlagenem Mantel zeigt.

Parnassus boicus Thl. IV. 212—24. Westenrieder, Gesch. der Akademie der Wissenschaften I. 15. 42. II. 588. Derselbe, Beitr. zur vaterländischen Geschichte ꝛc. IV. 426—453. Oberb. Archiv Bd. XIII. S. 152.

Eisenhart.

Haimo, Bischof von Halberstadt (840—853), fruchtbarer theologischer Schriftsteller. Ueber seine Lebensumstände liegen nur sehr dürftige Nachrichten vor. Zwar hat ein Mönch des Klosters Ilsenburg, Namens Rochus, eine Biographie dieses Bischofs verfaßt, allein dieselbe ist mindestens anderthalb Jahrhunderte nach seinem Tode geschrieben und wir besitzen von ihr nur ein kümmerliches Fragment (s. Pertz, Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, XI. S. 285). H. war ein Studiengenosse und Freund Raban's. Dieser gedenkt später des lebhaften Eifers, mit welchem H. als Knabe und Jüngling den Studien oblag, als sie zusammen nicht nur die heiligen Schriften und die Commentare der Kirchenväter zu denselben, sondern auch die Werke weltlicher Weisheit lasen. Als Schüler Haimo's gilt der gelehrte Heirich von Auxerre. — H. war Mönch im Kloster Hersfeld, als ihm Ludwig der Deutsche im J. 840 das durch den Tod Bischof Thiatgrim's erledigte Bisthum Halberstadt verlieh. Diese Stellung war damals, bei der Nachbarschaft der Heiden und der Schwierigkeit der im Christenthum noch jungen Bevölkerung des Sprengels, eine dornenvolle. Um sich indessen ganz seinen geistlichen Pflichten widmen zu können, soll H., wie die gedachte Biographie erzählt, alle weltlichen Geschäfte seinem Verwandten Ruodger überlassen haben, den er aus Hersfeld nach Halberstadt mitgebracht hatte und dessen Nachkommenschaft später auf der Heimburg blühte. Daß H. nicht in weltlichen Sorgen und Händeln untergehen, sondern sich möglichst ungestört der Religion, Theologie und Predigt widmen möchte, war auch

der dringende Wunsch Raban's, welcher ihm sein Werk „De universo“, eine Encyklopädie alles Wissenswerthen, zueignete, um ihm die Fortsetzung der Studien zu erleichtern. Auch unter dem Bischof „Präclarus“, an welchen einige Gedichte Raban's gerichtet sind, ist vielleicht H. zu verstehen. Im J. 847 nahm der letztere, gleich den übrigen Suffraganen von Mainz, an der Synode Theil, welche Raban bald nach seiner Erhebung auf den dortigen Erzstuhl dorthin berief. — Ueber die H. (zum Theil mit Unrecht) zugeschriebenen Schriften s. die unten angeführten Werke. Er verfaßte Commentarien zu den Psalmen, zu Jesaias, Homilien und einen Abriß der Kirchengeschichte von Christi Geburt bis auf Theodosius („De christianarum rerum memoria“) in zehn Büchern nach Rufinus. Außerdem werden ihm u. a. beigelegt eine kleine Schrift über die Abendmahlslehre, welche das Dogma von der Transsubstantiation und der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl vertheidigt, und eine andere „De amore coelestis patriae“ (oder auch „De varietate librorum“). Die letztere, jedenfalls vor Haimo's Erhebung zum Bischof verfaßt, zerfällt in drei Bücher; das erste handelt von dem ewigen Leben oder dem himmlischen Vaterlande; das zweite von den guten Werken, welche dahin führen; das dritte von den ewigen Strafen, dem Fegfeuer und dem jüngsten Gericht. Der Inhalt ist ganz aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern, namentlich aus Augustinus, geschöpft. Im Allgemeinen zeichnen sich aber Haimo's Schriften durch eine für jene Zeit bedeutende Gelehrsamkeit und durch Klarheit des Stils aus. In seinen Commentaren herrscht durchaus die allegorisch-moralische Auffassungsweise vor, und auch sie beruhen allerdings nur auf den Erklärungen früherer Ausleger. — Abgesehen von seiner Gelehrsamkeit wird auch der fromme Wandel Haimo's gerühmt. Der Klausnerin Liutbirg, welche bei Halberstadt im Bodethal lebte, bewies er väterliche Theilnahme, besuchte sie oft, belehrte und erbaute sie durch seine Reden und sorgte für ihre leiblichen Bedürfnisse. Dennoch hinterließ H. in Halberstadt kein günstiges Andenken. Man konnte es ihm dort nicht vergessen, daß er die Zehnten aus dem Friesenfelde seinem früheren Kloster Hersfeld überlassen hatte. Er starb am 28. (oder 27.) März 853.

Haymonis Halberstatensis episcopi opera omnia Tom. I—III. (Migne, Patrol. lat. T. CXVI — CXVIII). — Histoire littéraire de la France V. 111 ff. — Bähr, Gesch. der Römischen Literatur im karolingischen Zeitalter, S. 408 ff.

B. Simson.

Hain: Joseph H., Statistiker, geboren zu Brunnersdorf bei Kaaden in Böhmen am 2. Juli 1809, gestorben zu Wien am 27. December 1852, studirte in Wien Philosophie und besonders Mathematik, trat dann freiwillig in die Armee ein, in deren Verbande er 20 Jahre lang als Unterofficier und Officier bei der Artillerie verblieb. Seit dem J. 1848 war er im Dienst der administrativen Statistik, wurde 1849 Ministerialsecretär und betheiligte sich in hervorragender Weise an Czörnig's, des damaligen Directors der amtlichen Statistik in Oesterreich, Tafeln zur Statistik des Kaiserstaats, sowie an der Herstellung der großen Ethnographie von Oesterreich und an der Herausgabe der statistischen Mittheilungen. Seine hauptsächlichste Leistung bleibt das „Handbuch der Statistik des österreichischen Kaiserstaates“, 2 Bände, 1852 und 1853, in welchem er mit Wärme und Verständniß den Standpunkt der modernen Statistik, wie sie insbesondere Quételet und Dufau begründet hatten, vertrat. Alle socialen Erscheinungen zog er in den Kreis seiner Beobachtung und suchte, gestützt auf die reichen amtlichen Quellen, sowie mit Beherrschung der Litteratur aller verwandten Gebiete besonders auf möglichst sichergestellte Mittelwerthe seine Darstellung der Zustände Oesterreichs zu begründen. Auffassung und Darstellung sind bei ihm gleich originell und sein Handbuch ist das erste statistische Werk über

Oesterreichs Gesammtverhältnisse, welches den Anspruch auf echt wissenschaftliche Behandlung erheben darf. Auch sein „Lehrbuch der reinen und angewandten Militärgeographie für Schulen des k. k. Bombardiercorps“, 2 Abtheilungen, 1848, wird für seine Zeit als tüchtige Leistung anerkannt.

Hirtenfeld, Oesterr. Militärkalender für 1854, V. Bd. S. 108. Oesterr. Militär-Conversationslexikon, 1852, Bd. III. Wurzbach VII. S. 219.

Inama.

Hain: Ludwig Friedrich Theodor H. (in seinen späteren Schriften nennt er sich nur Ludwig H.), Schriftsteller, geb. zu Stargard am 5. Juli 1781, war eine Zeit lang (seit 1812) in Leipzig an der Redaction des Brockhaus'schen Conversationslexikons betheiligt und lebte darauf bis an seinen Tod (1836) als Privatgelehrter in München, persönlich wenig geachtet. Er ist hier nur wegen seines vielgebrauchten, obwol auf bloße Titelangabe von Incunabeln beschränkten und nicht glücklich geordneten „Repertorium bibliographicum“ zu nennen, dessen erster Theil 1826, der vierte und letzte, beim Tode des Verfassers noch unvollendet und unfertig, erst 1838 erschien. Diese Zusammenstellung der bis 1500 gedruckten Incunabeln, deren drei ersten Theilen man Sorgfalt nicht absprechen kann, beruht hauptsächlich auf den Schätzen der Münchener Bibliothek. — Hain's sonstige Schriften, meist Uebersetzungsarbeiten, s. bei Meusel, Gel. Teutschl.

v. L.

Haindorf: Alexander H., als Sohn jüdischer Eltern geboren den 2. Mai 1782 zu Seehausen im Kreise Meschede, besuchte, nachdem er im Elternhause durch einen Lehrer und darauf zu Hamm durch Privatfleiß einigermaßen vorbereitet war, hier das Gymnasium, und bezog 1805, um sich dem Studium der Medicin zu widmen, nacheinander die Universitäten Würzburg, Erlangen, Bamberg und Heidelberg. Hier löste er die medicinische Preisaufgabe und trat, nachdem er 1810 promovirt hatte, als Privatdocent auf. Nach anderthalbjähriger Lehrthätigkeit begab er sich nach Frankreich, um hier, zumal in Paris, die Heil- und Lehranstalten der Medicin kennen zu lernen — die gewonnenen Erfahrungen legte er dann nieder in den „Beiträgen zur Culturgeschichte der Medicin und Chirurgie Frankreichs und vorzüglich seiner Hauptstadt mit einer Uebersicht ihrer sämmtlichen Hospitäler und Armenanstalten, nebst mehreren während der J. 1813 und 1814 dort gesammelten medicinisch-chirurgischen Beobachtungen“, Göttingen 1815. Der drohende Krieg hatte ihn der Heimat wieder zugeführt; hier ließ er sich 1815 als praktischer Arzt in Minden, dann auf Zureden des Hofraths Dr. Stieglitz zu Hannover in Göttingen als Oberassistenzarzt am akademischen Hospital und als Privatdocent an der Universität nieder — beides nur für kurze Zeit; denn allerhand Rücksichten bestimmten ihn, in Westphalen wieder in preußische Dienste zu treten; so wurde er zu Münster Stabsarzt beim Lazareth und 1815—16 Docent der Chirurgie, Geburtshülfe und Psychiatrie an der dortigen Universität und nach deren Aufhebung an der 1823 zuerst genannten und bis 1847 bestehenden chirurgischen Lehranstalt der Akademie. — Neben den Berufsarbeiten entfaltete H. eine verzweigte Thätigkeit als praktischer Arzt, als Mitglied von Vereinen, als Kunstsammler, als Leiter und Lehrer einer jüdischen Erziehungsanstalt. Auf seine Anregung constituirte sich nämlich am 28. November 1825 der Verein zur Gründung einer Schule zu Münster, welche die Bildung von Lehrern und die Beförderung von Handwerken und Künsten unter den Juden bezweckte. Daß die Behörden der Anstalt ihre Gewogenheit zuwandten, die jüdischen Glaubensgenossen sie durch Besuch und Geldbeiträge förderten, daß der Unterricht gut organisirt und von fähigen, zum Theil auch von andersgläubigen Lehrern ertheilt, daß die Anstalt immer mehr den Israeliten in Westfalen und Rheinland werth und nützlich

wurde — das Alles war wesentlich Haindorf's Werk. Er selbst lehrte die Naturkunde und Declamatorik und vertrat in Verhinderungsfällen die anderen Lehrkräfte; sein Schwiegervater F. Marks in Hamm gab 1835 zu der Stiftung ein Capital von 25,000 Thalern. — Sein Interesse für alte Gemälde und Kunstsachen wurzelte ohne Frage in einem angeborenen Schönheitssinne, und war gewiß schon in früher Jugend geweckt durch die Sammlung seines Gönners, des Obervorstehers Amschel in Hamm; — und als ihm dann sein Aufenthalt in Paris mit den dort vorhandenen oder angesammelten Kunstwerken in Berührung brachte, und namentlich sein Beruf als praktischer Arzt in die Häuser und Räume wohlhäbiger Familien führte, die damals noch allerhand oft verkannte Werthstücke besaßen, läuterte sich sein Geschmack und schärfte sich sein Blick immer mehr; — er ward Vorstand des rheinisch-westfälischen Kunstvereins und Schöpfer jener exquisiten Sammlung von altdeutschen und holländischen Malereien und von jenen herrlichen Stücken der Kleinkunst, die heute einen besonderen Flügel im Hause des Gemahls seiner einzigen Tochter, des Herrn Rittergutsbesitzers J. Löb in Hamm, zieren. — Da längst die chirurgische Lehranstalt zu Münster aufgehoben war, Alter und Kränklichkeit ihm die früheren Beschäftigungen verleideten, siedelte H. 1854, um seiner Familie nahe zu sein, nach Hamm über, wo er am 16. October 1862 starb. — Seine Schriften behandeln namentlich psychiatrische und pathologische Fragen und allgemeinere Geschichte.

S. Friedländer, Der Verein für Westfalen und Rheinprovinz zur Bildung von Elementarlehrern und zur Beförderung von Handwerken und Künsten unter den Juden zu Münster. Historische Denkschrift, Brilon 1850, S. 10 ff. — (Steinberg) Acht und zwanzigster Jahresbericht über die Marks-Haindorf'sche Stiftung. Münster 1878, S. 12—21. — E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münster'scher Schriftsteller, 1866, S. 138. — Katalog der Gemäldesammlung des Professor Dr. Haindorf s. l. e a. mit 390 Nummern. Nordhoff.

Haiz: Fidelis H., katholischer Theologe, geboren am 16. October 1801 zu Waldshut, † am 9. Juni 1872 zu Freiburg im Breisgau. Er machte seine Gymnasialstudien an dem Klostergymnasium zu Rheinau und am Lyceum zu Constanz, seine theologischen Studien 1821—24 zu Freiburg, trat 1825 in das bischöfliche Seminar zu Meersburg und wurde am 21. September 1826 Priester. Nachdem er an mehreren Orten als Vicar, Pfarrverweser und Pfarrer in der Seelsorge thätig gewesen, wurde er 1842 zum Vorsteher des von dem Erzbischof Demeter errichteten theologischen Convictoriums zu Freiburg ernannt. 1844 wählte ihn das dortige Domcapitel zum Mitgliede; er war als Domcapitular auch mehrere Jahre Pfarrrector am Münster. Als er starb, war er Senior des Capitels. — H. war ein Geistlicher der Wessenbergischen Richtung. Das zeigte er schon in den beiden in der Freiburger „Zeitschrift für Theologie" veröffentlichten längeren Aufsätzen „Ueber das Verhältniß von Kirche und Staat" (12. Band, 1844) und „Das kirchliche Synodalinstitut vom positiv-historischen Standpunkte aus betrachtet mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige Zeit" (20. Band, 1848). In letzterer Abhandlung, die 1849 auch als besondere Schrift erschien, empfahl er die Wiederbelebung und zeitgemäße Umgestaltung des Instituts der Diöcesansynoden (eine ausführliche Besprechung von Drey in der Tübinger Theolog. Quartalschr., 1849, 638). Als Ende 1853 der Conflict zwischen dem Erzbischof von Freiburg und der badischen Regierung ausbrach, suchte H. eine vermittelnde Stellung einzunehmen; dadurch entstanden Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Erzbischof und Domcapitel (vgl. die Erklärungen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 4. und 11. Januar

und 20. Februar 1854). Der Erzbischof untersagte ihm am 15. December 1853 alle priesterlichen Functionen mit Ausnahme der Celebrirung einer stillen Messe. Erst nach dem Tode des Erzbischofs v. Vicari (1868) wurde diese Suspension aufgehoben. An den Berathungen des Domcapitels nahm übrigens H. ununterbrochen Theil; bei den Verhandlungen über die Wahl eines Nachfolgers Vicari's gehörte er zu der eine Vermittlung anstrebenden Majorität (s. Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen, I. 343). — Im J. 1860 veröffentlichte H. ein „Leben J. H. v. Wessenberg's (anonym), 1865 eine Anzahl von Vorträgen über christlichen Glauben und Leben, 1871 „Die katholische Abendmahlslehre nach der h. Schrift und Tradition und in ihrer Bedeutung für das religiös-sittliche Leben".

F. v. Weech, Badische Biographieen, I. 327. Reusch.

Haizinger: Anton H., berühmter Tenorist, geboren 1796 zu Wilfersdorf im Erzherzogthume Niederösterreich, starb am 31. December 1869 zu Karlsruhe. Die außerordentlichen Stimmmittel Haizinger's, die ihm im Inland wie im Ausland die größte Anerkennung verschafften, treten schon in seinen Kinderjahren so stark hervor, daß ihn sein Vater, der Schulmeister und sein erster Lehrer in Gesang und Klavierspiel war, bei Kirchenfesten als Sängerknabe verwandte. In Korneuburg bereitete er sich später zur pädagogischen Laufbahn vor, wurde erst Lehramtscandidat bei seinem Vater, dann Lehrer in Wien, dabei von Volkert im Generalbaß, von Mozatti im Gesang unterrichtet. Der Graf Palffy, der Haizinger's Stimme in mehreren Concerten bewundert hatte, bewog ihn 1821 zum Theater an der Wien überzutreten. Glänzender Erfolg in Wien, wie auf den zunächst unternommenen Gastspielreisen nach Prag, Preßburg, Frankfurt a. M., Stuttgart, Mannheim u. a. O. rechtfertigte diesen Schritt. 1826 trat H. in ein Engagement des Karlsruher Hoftheaters, ehelichte die bekannte Schauspielerin Amalie Neumann geb. Morstedt (5. Januar 1829), gastirte 1828 im Königstädter Theater zu Berlin, dann in Hamburg und von 1828—1830 auch in Paris, 1831—32 in London, 1835 in Petersburg, überall als einer der begabtesten Vertreter deutscher Sangeskunst gepriesen. Seine trefflich geschulte, wohlklingende Stimme war groß von Umfang und kräftig, voll Feuer und Leidenschaft sein Vortrag, besonders geeignet für den italienischen Gesang, in dem er unwiderstehlich wirkte. Seine Darstellung bezeichnen Zeitgenossen als mangelhaft. 1850 wurde er pensionirt. Joseph Kürschner.

Hake: Karl Georg Albrecht Ernst v. H., preußischer General der Infanterie und Kriegsminister, am 8. August 1768 auf dem Gute Flatow bei Cremmen im Kreise Osthavelland geboren, wurde 1780 Page bei Friedrich dem Großen, 1785 Fähnrich im Regiment Garde und 1788 Secondelieutenant. Im Februar 1793 in den Generalstab versetzt, erwarb er sich in der Schlacht von Pirmasens den Orden pour le mérite und wurde im J. 1797 auf Empfehlung seines Chefs, des Generallieutenant v. Geusau, wegen von ihm bezeugten „Fleiß, Geschicklichkeit und Application" Capitän. Nachdem er 1799 Inspectionsadjutant beim Feldmarschall v. Möllendorf, 1804 Adjutant beim Prinzen Heinrich geworden, ward er am 1. Mai 1809 an Grolmann's Stelle Director der 1. Division des allgemeinen Kriegsdepartements, vertauschte diesen Wirkungskreis im Februar des folgenden Jahres mit der Leitung des Militär-Oeconomie-Departements und übernahm daneben im Juni die Geschäfte des Chefs des allgemeinen Kriegsdepartements, welche Scharnhorst abgab. Es war das eine ebenso schwierige, wie eigenthümliche Stellung. Mit den geringen Mitteln, über welche der Staat damals verfügte, sollte auf ganz veränderten Grundlagen ein neues Heer geschaffen werden, dessen Bildung die Franzosen mit argwöhnischen Augen überwachten; es war dem Drängen der auf die Befreiung des Vaterlandes mit un-

geduldigem Eifer hinarbeitenden Feuerköpfe zu genügen; es war den Eigenthümlichkeiten des Königs Rechnung zu tragen und dazu waren H. in seinem eigensten Wirkungskreise die Hände gebunden: Scharnhorst, öffentlich zurückgetreten, war und blieb der oberste Leiter der Geschäfte. Daß er unter diesen Verhältnissen die übernommene Aufgabe pflichttreu und gewissenhaft zu Ende geführt hat, muß ihm immer als Verdienst angerechnet werden, wenn er auch zunächst Niemand befriedigte, weder den König, welcher seine zu große Willfährigkeit den Franzosen gegenüber tadelte, noch Scharnhorst, der mehr Vertrauen und unbedingtere Folgsamkeit erwartete, noch sich selbst, dessen beschränkterer Geist die Hoffnungen nicht zu theilen vermochte, welche höher und großartiger angelegte Naturen auf die Erhebung setzten, der die Reorganisation des Heeres vorangehen mußte. Das mangelnde Vertrauen des Königs ward ihm am 4. Mai 1812 Veranlassung um Enthebung von seinem Posten zu bitten, Friedrich Wilhelm III. lehnte dieses Gesuch jedoch ab und verlieh H. unter dem 9. den Charakter als Generalmajor. Als Scharnhorst sich nach Schlesien zurückgezogen hatte, war Hake's Stellung eine etwas freiere geworden; als dieser aber Anfang 1813 von neuem in Wirksamkeit trat, ward das alte Verhältniß hergestellt; gleichzeitig erhielt H. mit ihm und Hardenberg ein „Commissorium wegen Vermehrung der Armee“. Scharnhorst's Thätigkeit wurde bald durch den Krieg vollständig in Anspruch genommen und so fiel H. die schwere Aufgabe der Mobilmachung und der Vorbereitungen für den Krieg fast allein zu. Als Oesterreich dem Bündnisse gegen Frankreich beigetreten war, wurde er preußischer Bevollmächtigter im Hauptquartiere des Oberbefehlshabers Fürst Schwarzenberg. Es war das eine Stellung, in welcher der Vertreter einer Kriegführung im Sinne Blücher's, Gneisenau's oder York's Bedeutendes hätte wirken können oder in der ein solcher rasch unmöglich geworden wäre; Hake's gefügiger und zur Schwarzseherei neigender Charakter ließ ihn die dort herrschenden Ansichten sich selbst zu eigen machen und ihn bis zu Ende des Feldzuges in der Stellung beharren. Bei Ausbruch des Krieges von 1815 ward er Chef der 13. Brigade, welche zum Bülow'schen Corps gehörte, hatte mit derselben an der Schlacht von Waterloo vollen Antheil, übernahm am 22. Juni die Blokade von Longwy und ward am 30. desselben Monats zum Commandirenden des Norddeutschen Bundescorps ernannt, welches die Bestimmung erhielt, die Festungen Sedan, Mezieres und Montmedy zu erobern. Es gelang ihm, die durch die Zusammensetzung seiner Truppe aus verschiedenen Contingenten und durch die mangelhafte Ausstattung mit Belagerungsmaterial bedingten Schwierigkeiten zu überwinden und Mezieres am 10., Sedan am 20. August, Montmedy am 19. September zur Uebergabe zu nöthigen. In rascher Aufeinanderfolge wurden ihm nach Beendigung des Krieges das Commando der Brigade in Danzig, dann das in Glogau und am 20. Mai 1816 das des Armeecorps am Rhein übertragen; die Einbürgerung der neuen Militärverhältnisse, die Schaffung der Landwehrcavallerie und die Errichtung von Kasernen waren Hauptgegenstände seiner Sorge in der letzteren Stellung, welche er am 26. December 1819, als Boyen abgetreten war, von neuem mit der des Kriegsministers vertauschte. Seine Wirksamkeit war dieses Mal eine selbständigere, aber wiederum eine schwierige. Vor allem galt es die allgemeine Wehrpflicht in ihrem ganzen Umfange und das noch neue Institut der Landwehr in der Weise aufrecht zu erhalten, daß die letztere im wesentlichen aus gedienten Soldaten bestand und nicht zu einer Miliz wurde; daneben bereitete ihm die unumgänglich nothwendige Rücksichtnahme auf die Finanzlage des Staates ernste Sorgen. Allen diesen verschiedenen Ansprüchen wußte er Rechnung zu tragen; außerdem schuf er Remontedepots und brachte den Grundsatz zur völligen Durchführung, die Pferde für das Heer im Lande selbst kaufen

zu lassen, wodurch das erstere vom Auslande unabhängig wurde und das Geld den eigenen Unterthanen zu Gute kam. Die Verwaltung des Garnisonwesens und den Fourageankauf ordnete er neu, brachte beide Dienstzweige in nahe Beziehung zum Ministerium und schuf dem letzteren in den Intendanturen eine Vertretung den Truppen und dem Civil gegenüber. Anhaltende und gesteigerte Kränklichkeit zwang ihn, um seinen Abschied zu bitten, welcher ihm am 20. Oct. 1833 gewährt wurde. Er ging nach Italien und starb zu Castellamare bei Neapel am 19. Mai 1835, nicht ein Staatsmann ersten Ranges oder ein Feldherr, auch nicht ein organisatorisches Genie, aber ein rechtschaffener Mann und ein rastloser Arbeiter, welcher seinem Vaterlande treue und nützliche Dienste geleistet hat.

M. Lehmann in Handwörterbuch für die gesammten Militärwissenschaften, 4. Band, S. 241, Bielefeld und Leipzig 1878. Poten.

Haken: Christian Wilhelm H., geboren den 12. Juli 1723 zu Greifswald als Sohn des dortigen Postmeisters Karl Wilhelm H. und der Marie Elisabeth, Tochter des Probstes Christian Tornow zu Belgard in Hinterpommern, wurde im Hause des Großvaters erzogen und nach dessen Tode auf das damals sehr blühende Gröning'sche Collegium nach Stargardt geschickt, wo er von 1740—43 blieb. Um die Universität Königsberg beziehen zu können, mußte er das Reisegeld dorthin durch Privatunterricht sich erwerben. Um seiner Mutter Bruder, einen Landprediger, zu unterstützen, verließ er Königsberg 1747, begab sich aber in der Hoffnung, ein Familienstipendium zu erlangen, im folgenden Jahre nach Halle, um weiter zu studiren, als vom Magistrat zu Cöslin ihm unvermuthet eine Pfarrstelle auf dem Stadteigenthumsdorfe Jamund angetragen wurde, die er annahm und 22 Jahre lang verwaltet hat, bis er am 4. Januar 1771 zum ersten Pastor an der St. Marienkirche zu Stolp in Hinterpommern erwählt wurde. Er starb daselbst den 20. December 1791. Wie in Jamund, so legte er auch in Stolp eine Bibliothek an, welch' letztere den größten Theil der späteren wutstrack'schen pommer'schen Bibliothek zu Stolp bildete, und war schriftstellerisch außerordentlich thätig, namentlich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften und der Provinzialgeschichte. Seine Schriften sind verzeichnet im Pommer'schen Archiv, 1784, S. 335 ff. Hervorzuheben ist seine noch recht brauchbare „Geschichte von Cöslin", 1765, 4°, mit Fortsetzung von 1767; „Erster und zweiter Beitrag zur Erläuterung der Stadtgeschichte von Stolp", 1775, 4° (der dritte und vierte Beitrag fand sich nach seinem Tode druckfertig unter seinen Manuscripten). Ein „Diplomatarium Cöslinense", ein hinterpommersches Idiotikon, sowie eine Geschichte des ehemaligen v. Belling'schen Husarenregiments von seiner Stiftung bis zum 24. März 1778 existiren nur handschriftlich. Die Gesellschaft der naturforschenden Freunde in Berlin ernannte H. unter dem 14. September 1773 zu ihrem Ehrenmitgliede. v. Bülow.

Haken: Johann Christian Ludwig H., bekannt als historischer und belletristischer Schriftsteller, wurde am 28. März 1767 zu Jamund bei Cöslin geboren. Als sein Vater (s. o.) nach Stolp versetzt wurde, kam der Sohn nach Aschersleben in die Sangerhausen'sche Unterrichtsanstalt, um dort erzogen zu werden. Seit 1785 studirte er zu Halle Theologie, wurde nach beendigten Studien (1788) an dem Cadettenhaus in Stolp als Lehrer angestellt, trat jedoch nach zwei Jahren von dieser Stelle zurück und wurde Pfarrer zu Konikow bei Cöslin, 1805 Pfarrer zu Symbow; hier wurde er mit Schleiermacher, der damals Schloßprediger in Stolp war, bekannt und trat dadurch zu jenem in freundschaftlich nähere Beziehungen. 1807 ist er Superintendent zu Treptow an der Rega in Pommern geworden und gründete hier die „Pommerischen Provinzialblätter". In Folge eines Falles wurde er gegen Ende seines Lebens

gelähmt, und als diese Lähmung in ein zehrendes Fieber schließlich überging, erlag er demselben am 5. Juni 1835. Seine litterarische Laufbahn begann er mit: „Die graue Mappe aus Ewald Rink's hinterlassenen Papieren" (4 Theile, 1790—94) und zwar anonym, weshalb er sich auch auf mehreren seiner Schriften, als „Verfasser der grauen Mappe" maskirte. Unter seinen historischen Schriften müssen besonders hervorgehoben werden: „Die Selbstbiographie Johann Nettelbecks, Bürgers zu Kolberg" (1821—23, 3. Aufl. 1879), das „Gemälde der Kreuzzüge" und die „Lebensbeschreibung von Ferdinand v. Schill" (1824). — Außerdem schrieb er eine ganze Reihe belletristischer Schriften, wie z. B. „Romantische Ausstellungen", 1797—98, 2 Bde., „Phantasus, Tausend und Ein Märchen", 1802, 2 Bde., „Bibliothek der Robinsone", 1805—8, 5 Bde., „Neue Amaranthen", 1808—11, 2 Bde., rc.

Vergl. Brümmer, Dichter-Lexikon, I. S. 308; Brockhaus, Verzeichniß rc., S. 166, 203, 484, rc. Kelchner.

Hakenberger: Andreas H. aus Pommern war in den J. 1610—28, Jahreszahlen, die sich aus seinen Drucken ergeben, Capellmeister an der Marienkirche in Danzig und hat eine Reihe Kirchengesänge herausgegeben, die ihn unter die ersten Meister seiner Zeit stellen. Er gehörte nicht zu denen, welche den neueren Bestrebungen huldigten, wie sie sich um diese Zeit in Italien zeigten und von den Deutschen eifrig nachgeahmt wurden. Vielleicht ein Schüler seines Vorgängers Johann Wanning, von dem wir ebenfalls mehrere Kirchengesänge besitzen (1580—90), schließt er sich diesem, wie überhaupt der Richtung, welche das Ende des 16. Jahrhunderts beherrschte, ganz und ebenbürtig an und läßt sich weder auf einen Bassus generalis noch auf die dürren „Concerti a 2 voci col Basso continuo" ein, welche um damalige Zeit wie Pilze aus der Erde aufschossen, das ganze 17. neben einem Theile des 18. Jahrhunderts verwässerten und die Musik in Verfall brachten. Der lange und weite Umweg war allerdings nothwendig, um die Musik von der Einseitigkeit zu erlösen, in der sie durch die ausschließliche Herrschaft der Kirche bis zum Ende des 16. Jahrhunderts befangen war. Haßler, Lassus, Palestrina und viele Andere haben in dieser Einseitigkeit das Höchste geleistet, was in der Richtung zu erreichen war und den Epigonen blieb nichts übrig als nachahmen oder andere Wege suchen. Den Italienern gelang es, wenn auch auf weitem Umwege, die Musik von der Alleinherrschaft der Kirche zu befreien und ihr das ergiebige Feld des Sologesanges und der Instrumentalmusik zu eröffnen. Schrittweise mußte der Kampfplatz erobert werden und die Meister des 17. Jahrhunderts begannen wie von vorn an zu bilden. Ihre Musik betrat wieder die Wege der Kindheit, jedoch in anderer Richtung, in der sie endlich nach einem zweihundert Jahre langen Zeitraume das Höchste erreichte. H. bleibt unberührt von der Umwälzung, und mit treuem Glauben hält er fest an den Formen seiner Vorgänger. Drei Sammlungen geistliche Kirchengesänge zu 3—12 Stimmen, darunter viele Motetten und eine Sammlung deutsche weltliche Lieder liegen uns vor, die in Danzig, Frankfurt und Stettin erschienen und auf der königl. Bibliothek in Berlin aufbewahrt werden. Eitner.

Halaschka: Franz Ignaz Cassian H., geboren am 10. Juli 1780 in Bautzsch in Mähren, gestorben am 12. Juli 1847 in Prag. Er war das Kind sehr armer Eltern und wurde von seinen Lehrern wegen seiner Begabung und seines Talentes für Musik in das Piaristen-Collegium in Altwasser gebracht, wo er die Stelle eines Diskantisten auf dem Chore versah. Nachdem er im erzbischöflichen Realienseminar zu Kremsier die oberen Klassen des Gymnasiums absolvirt, trat er den 20. October 1799 in den Piaristenorden. Nach vollendetem Studium der Philosophie, Mathematik, Physik und Theologie in Straß-

nitz, Nikolsburg und Kremsier erhielt er am 8. April 1804 die Priesterweihe und wurde von seinem Ordensvorsteher im October desselben Jahres als Präfect in die Theresianische Ritterakademie in Wien versetzt, studirte besonders unter Triesnecker, Bürg ꝛc. und unterzog sich 1805 der Staatsprüfung in Mathematik und Physik, wurde 1806 Lehrer der Physik und Mathematik an dem Ordenscollegium zu Nicolsburg, promovirte 1807 zum Doctor der Philosophie und erhielt 1808 die Professur der Physik zu Brünn, wo er sich in dem erzbischöflichen Alumnate eine Sternwarte einrichtete. Er war von 1814—32 Professor der Physik an der Universität zu Prag, dann k. k. Regierungsrath, Studiendirector und Referent über sämmtliche philosophische Studien, über die technischen, nautischen und Realschulen, über die Berg- und Forstakademien der k. k. Studiencommission in Wien, welche bis 1849 bestand und in das Ministerium des Cultus und Unterrichts umgewandelt wurde. 1838 wurde er Probst zu Alt-Bunzlau und Landesprälat von Böhmen, 1844 wirklicher Hofrath und wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste 1823 Mitglied der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und verschiedener anderer gelehrter Corporationen, auch war er 1831 Rector der Prager, 1833 der Wiener Universität. — Seine schriftstellerische Thätigkeit beginnt 1813 mit der Herausgabe der „Elemente der Naturlehre“, denen 1824 ein Handbuch in 2 Bänden, 1824 und 1825 der 3. Theil folgte. 1814 erschienen sein erstes astronomisches und meteorologisches Werk, eine „Anleitung zur Kenntniß der Sternbilder“ und eine lateinische Dissertation „Ueber die Construction und den Gebrauch des Barometers und Thermometers“. Andere Arbeiten sind: „Elementa eclipsium, quas patitur tellus luna eam inter et solem versante ab anno 1816 usque ad a. 1860 etc.“, Pragae 1816, dem nach der genauen Berechnung der Sonnenfinsterniß am 19. Nov. 1816 die genäherte Berechnung der Sonnenfinsternisse bis zum J. 1900 folgte. Seine zahlreichen Beobachtungen zur Bestimmung von Längen, Breiten und Höhen, sowie seine sonstigen astronomischen, physikalischen und meteorologischen Beobachtungen erschienen in Bode's Jahrbüchern, in den Astronomischen Nachrichten, in einem besonderen Bande und die Beobachtungen von 1828—32 in den Annalen der Wiener Sternwarte 1845. Die letzten Jahre seines Lebens kränkelte er und nach kurzem Gebrauch einer Kur in Karlsbad starb er in Prag am 12. Juli 1847.

Vgl. Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, 5. Folge, 5. Band vom J. 1847. Bruhns.

Halbax: Michael Wenzel H. (fälschlich auch Halwachs oder Hallpax genannt), Maler des 17. Jahrhunderts, wurde um 1660 wahrscheinlich in Oberösterreich geboren. Seine Bildungsgeschichte ist eben so unbekannt, wie der Ort und die Zeit seiner Geburt: da jedoch der Name H. in Linz öfters vorkommt, dürfte die im Künstlerlexikon des Dlabacz enthaltene Nachricht, daß er aus Oesterreich stamme, begründet sein. Wie aus den Arbeiten des Künstlers deutlich hervorgeht, hat derselbe in seiner Jugend gründlichen Unterricht erhalten, auch scheinen die Eltern nicht unbemittelt gewesen zu sein, da H. nach Italien reisen und in die Schule des Karl Loth (Carlo Lotti) eintreten konnte. Unter Leitung dieses Meisters machte H. überraschende Fortschritte, indem er anfänglich in Loth's Manier arbeitete, späterhin aber nach Art der Eklektiker, bald den Annibale Caracci, bald den Correggio oder Guido Reni zum Vorbilde nahm. Als hochangesehener Künstler ließ er sich um 1685 in Prag nieder, wo er heirathete und mit Aufträgen überhäuft wurde. Neben verschiedenen Altargemälden fertigte er auch Bildnisse, welche sich durch geistreiche Auffassung und kräftiges Colorit auszeichnen. Im J. 1694 weilte H. noch in Prag, schloß am 4. October mit dem Propste des Stiftes St. Florian bei Linz einen Contract, in

welchem er die Anfertigung und Ablieferung von vier Staffeleibildern bis Pfingsten des kommenden Jahres verspricht. Bald darauf siedelte der Künstler ganz nach St. Florian über, wo er bis zu seinem Tode verblieb und sowol für das Kloster wie die Kirchen der Umgegend eine fast unübersehbare Reihe von Werken ausführte. In St. Florian vermählte sich H. zum zweiten Mal am 20. Mai 1709, starb aber schon am 11. August 1711 im kräftigsten Mannesalter, wie es in einem Berichte heißt, beiläufig fünfzig Jahre alt. Die einzigen ganz zuverlässigen Nachrichten über H. befinden sich im Klosterarchive St. Florian, wo sein Name im Trau- und Sterberegister in obiger Schreibweise eingetragen ist, auch mehrere von ihm eigenhändig unterzeichnete Contracte und Quittungen vorhanden sind. Die in Füßli's Künstlerlexikon enthaltenen Mittheilungen beruhen auf Verwechslung mit einem anderen gleichzeitigen Künstler und sind voll von Irrthümern. H. lebte immer in angenehmen Verhältnissen und seine Bilder wurden gut bezahlt; so erhielt er u. a. für ein in der Frauencapelle zu Florian ausgeführtes Plafondbild das Honorar von 1600 Gulden und 150 Gulden als Extraentschädigung, eine für jene Zeit sehr bedeutende Summe. Von seinen in Prag ausgeführten Werken sind nur wenige auf uns gekommen, mehrere verschwanden zur Zeit der Klosteraufhebung, andere wie z. B. ein Altarbild in der St. Jacobskirche sind so ungünstig aufgestellt, daß sie nur mit Hilfe von Leitern besichtigt werden können. Eine vorzüglich schöne Skizze zu einem Plafondgemälde mythologischen Inhalts sieht man in den Sammlungen des Stiftes Strahow in Prag, wo auch mehrere Handzeichnungen des Künstlers aufbewahrt werden; ein größeres jedoch nicht sehr bedeutendes Oelbild besitzt die Gallerie des Grafen Nostiz. Wer den Künstler in seiner ganzen Bedeutung kennen lernen will, wird sich nach St. Florian begeben müssen, wo seine Hauptwerke versammelt sind. Vor allem sind zu nennen seine Deckenmalereien, darunter der schon angeführte Plafond in der Frauencapelle, die Himmelfahrt Mariä darstellend; ein zweiter Plafond im sogenannten Kaiserzimmer mit reicher, in der Weise des Michelangelo gemalten Umrahmung, zwischen welcher Scenen aus der alten Geschichte und allegorische Figuren eingeschaltet sind. Dann enthalten die Prachttreppe und das Cardinalzimmer Deckengemälde seiner Hand. Diese Werke sind theils al fresco, theils in einer vom Künstler selbst erfundenen enkaustischen Manier ausgeführt. Unter seinen Staffeleibildern verdienen hervorgehoben zu werden: verschiedene Scenen aus dem Leben des heiligen Augustin, namentlich eine Darstellung des Heiligen, wie er begeisterungsvoll gegen die Ketzer schreibt: ein Bild von imponirendem Gepräge und glänzendem Helldunkel in der früheren Manier des Guido Reni gehalten. Es reihen sich an „Die Enthauptung der heiligen Barbara", „Der verlorene Sohn", „David, den Bauriß des Tempels betrachtend", „Der Zinsgroschen", „Der Kindermord zu Bethlehem", „St. Veit", „St. Franciscus in Entzückung", „Die vier Evangelisten" als Einzelbilder, „Cäsar, wie ihm der Kopf des Antonius überbracht wird", „Semiramis läßt ihren Gemahl ermorden", verschiedene Porträts, darunter das des Künstlers und noch viele andere zum Theil umfangreiche Gemälde. H. ist ein Talent von ungewöhnlicher Erfindung und Sinn für allgemeine Haltung, er zeichnet sehr correct und besitzt eine bewunderungswürdige Leichtigkeit des Vortrags. Doch ist er keineswegs frei von den Mängeln, welche den Geschichtsmalern seiner Zeit und überhaupt den eklektischen Nachahmern der großen italienischen Meister anhaften, wenn auch die affectirten und nichtssagenden Gestalten, denen man in den Werken eines Sandrart, Skreta, Loth und anderer gleichzeitigen Maler begegnet, von ihm mit Glück vermieden werden. Wirkliche Empfindung, Naturwahrheit und volle Farbenharmonie sind zurückgesetzt, um der durch Pietro Berrettini ein-

geführten Schnellmalerei und Faustpraxis Platz zu machen. Trotz dieser Einseitigkeit nimmt H. unter den deutschen Künstlern seines Zeitalters eine der hervorragendsten Stellen ein, weshalb sehr zu bedauern, daß seine Arbeiten an einem einzigen ziemlich abgelegenen Orte angesammelt sind. Dies die Ursache, daß der Name H. sozusagen verschollen ist, daß die durch Füßli verbreiteten falschen Notizen ohne nähere Prüfung in die verdienstvollen Werke Nagler's, Fr. Müller's und Klunzinger's übergegangen sind und selbst die gründlichsten Forscher der deutschen Kunstgeschichte, E. Förster, Kugler und Waagen, den Namen nicht einmal anführen. Auch G. Joh. Dlabacz, Böhmisches Künstlerlexikon, enthält größtentheils nur die aus Füßli entnommenen Nachrichten. (P. Cerny, Stiftsbibliothekar in St. Florian, theilte handschriftliche Auszüge aus dem dortigen Archive mit, mit großer Umsicht und Gewissenhaftigkeit geordnet.) V. Grueber.

Halberstadt: Albrecht v. H., Dichter, Scholasticus an der Probstei Jechaburg (bei Sondershausen) in der Mainzer Diöcese, in Urkunden von 1217 und 1218 als Zeuge vorkommend. Er versuchte wahrscheinlich auf Anregung des Landgrafen Hermann von Thüringen eine im J. 1210 begonnene Uebersetzung der Metamorphosen Ovid's in der Form der kurzen Reimpaare. Dieses Werk, nicht in der Verfassers Mundart, der niedersächsischen, sondern in der Sprache Mitteldeutschlands, insbesondere Thüringens, geschrieben und darum auch in grammatischer Hinsicht beachtenswerth, kam trotz seines im Ganzen höfischen Stiles als eine unmittelbare Nachdichtung des antiken Vorbildes dem Modegeschmack der Zeit nur wenig entgegen und fand darum keinen Beifall. Nur Bruchstücke einer Oldenburger Handschrift, von Leverkus und Lübben (Haupt's Zeitschr. 11, 358, u. Pfeiffer's Germania 10, 238) veröffentlicht, sind auf uns gekommen, dagegen besitzen wir es vollständig in einer modernisirenden und vielfach entstellenden Umdichtung Georg Wickram's von Kolmar, welche zuerst in Mainz 1545 erschien, dann noch fünf Mal aufgelegt wurde. Nur den Prolog Albrecht's theilte Wickram zur Probe nach der handschriftlichen Ueberlieferung mit. Nach Haupt's kritischer Herstellung des Prologs und nach den Bemühungen Jacob Grimm's, eine Reihe einzelner Stellen aus Wickram's Umschrift auf die ursprüngliche Form zurückzuführen, versuchte Karl Bartsch, gestützt auf das erste von Leverkus veröffentlichte Bruchstück, eine vollständige Ausgabe des Gedichts in seinem Werke: „Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter", Quedlinb. u. Leipzig 1861.

Vgl. außerdem Haupt's Zeitschr. 3, 289; 8, 10. 397. 464. 549.

Bechstein.

Halberstadt: Hänseken v. H., Landsknechtoberst, führte 1524 17 Fähnlein Fußvolk und 500 Reiter am 10. August im Dienste Erzbischofs Christoph von Bremen in das Land Wursten und verheerte es von Grund aus, folgte dann den Flüchtigen in das Land Hadeln, welches am 14. August durch Vertrag gezwungen wurde, außer dem Geschenk an den Obersten 36,000 Gulden an die Landsknechte zu zahlen und sie auf einen Monat in Kost zu nehmen. Der Erzbischof nahm dadurch dem Herzog Magnus von Lauenburg das Land Hadeln auf eine Zeit lang ab. Trotz des Vertrages wurde das Land geplündert. Am 2. November 1525 brach H. abermals mit 700 Knechten in Hadeln ein, um einen Pflugschatz einzutreiben und ähnlich zu hausen, beim Abzug im December erpreßte er für sich noch 100 Gulden. Auch das Gebiet der Stadt Bremen hat er arg verheert, deren Leute ihn daher am 4. Februar 1530 zu Burg an der Lesum im Bette überfielen und tödteten. Der nach Bremen gebrachte Leichnam wurde dort noch enthauptet, der Kopf als eines Friedbrechers auf den Pfahl gesteckt. Vielleicht ist sein Name nur ein Kriegsname, wie damals oft; namentlich Hans mit seinen Diminutiven war als solcher beliebt, so

werden in der Scram-Mandelsloh'schen Schar, auf welche sich v. Liliencron, Histor. Volksl. IV. Nr. 471 bezieht, die Hauptleute Hans von Essen und Hänselein von Geldern genannt.

Vgl. (Scherder) Chronik des Landes Hadeln (Otterndorf 1843), S. 132 ff.

Krause.

Halberstadt: Konrad v. H., Dominikaner am Ende des 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, namhafter Gelehrter von umfassender Bildung und reicher schriftstellerischer Thätigkeit, war zunächst im Lehramt der Theologie, dann in geistlichen Würden seines Ordens in der sächsischen Provinz thätig. Als Theologe verfaßte er exegetische Schriften, wie zum Buch Josua, Hiob und entwarf Concordanzen zur ganzen heiligen Schrift. Als Dogmatiker und Moralist schrieb er über die Sentenzen des Petrus Lombardus und mehrere ethische Schriften, von denen „Tripartitum per Abecedarium s. loci communes theologico-morales" (handschriftlich in Paris zu St. Jakob) und „Quadripartitum morale" genannt seien. Ebenso war Konrad in allen Fächern der Weltweisheit wohl bewandert, wie der Titel der Schriften „Summa studentium", „De trivio" u. a. m. beweisen. Was früher freilich von seinem philosophischen Verdienste als Verfasser einer Logik und einer Schrift „Responsorium curiosum seu tractatus mensae philosophicae" gerühmt worden ist, hält gegenwärtig vor dem Urtheil der kritischen Geschichtschreibung der Philosophie nicht Stand. Unbestritten bleibt aber sein Verdienst, die sächsische sogenannte Lüneburger Chronik (handschriftlich in Gotha) in das Lateinische übertragen und bis zum J. 1353 fortgeführt zu haben. Er soll zu diesem Behuf die sächsischen Klöster bereist und sich hier Nachrichten verschafft haben. Auf Grund dieser Forschungen beruht „Chronographia summorum pontificum et imperatorum Romanorum" (handschriftlich in Hannover).

A. Richter.

Halberstadt: Wilhelmine H., wurde am 24. Januar 1776 zu Corbach geboren und starb am 11. März 1841 zu Cassel. Ihr Vater, als Sohn eines reichen Mannes geboren, erfuhr sehr harte Schicksale, zu denen ihn seine Jugend nicht vorbereitet hatte. Er durchreiste früh Europa, ging nach Amerika, wo es ihm so sehr gefiel, daß er sich dort ankaufte, allein seine Sehnsucht nach dem Vaterlande ließ ihn zurückkehren. Auf seiner Rückreise kam er nach Corbach, wo er sich in eine schöne Frau verliebte, die er zufällig in der Kirche sah. Sie war die Wittwe eines Forstmeisters von und zu Gelnhausen und kinderlos. Er vermählte sich mit ihr und lebte anfangs in glücklicher Ehe. Beide Theile besaßen recht beträchtliches Vermögen. Aber als der Vormund von Wilhelminens Vater, der sich unter nichtigen Vorwänden der Rechnungsablage entzogen hatte, sich, als Staatsverbrecher verhaftet, im Gefängniß entleibte, stellte sich heraus, daß das Vermögen von über 80,000 Thaler auf kaum 5000 Thaler zusammengeschmolzen war. Der Vater, namentlich durch die Verzweiflung der Mutter bewogen, verließ seine Familie und schiffte sich nach Amerika ein, um seine dortigen Besitzungen zu verkaufen. Aber die Seinen sahen ihn nicht wieder; er litt Schiffbruch; die Familie hat nie eine zuverlässige Nachricht über seinen Tod erlangen können. Die Mutter lebte nun mit ihren Kindern in den dürftigsten Verhältnissen. Noth und die Ungerechtigkeit der Menschen weckten Wilhelminens kühnen Genius; eifrig ergriff sie jede Gelegenheit, sich zu bilden. Das Lesen lernte sie früh, fast von selbst und mit geringer Beihilfe begann sie das Studium der französischen Sprache in dem Buche: „L'imitation de Jésus Christ". Ihr Talent zur Schriftstellerin zeigte sich sehr frühe, zugleich mit Mimik und Declamationsgabe. Sie bildete sich zur Erzieherin aus, um ihrer Mutter als Stütze zu dienen und in der That blieb sie 18 Jahre hindurch die einzige Stütze der nun von Mitteln gänzlich entblößten Mutter. Im J. 1806 war Wilhelmine

Erzieherin in Lübeck im Hause des sehr geachteten Bürgermeisters Tesdorph. Hier durchlebte sie die ganze damalige Schreckenszeit Lübecks. Im August 1812 kehrte sie nach langer Trennung zu ihrer Mutter zurück nach Trier, um ein Erziehungsinstitut zu gründen. Durch ihr im J. 1808 in Hamburg erschienenes Werk „Ueber Würde und Bestimmung der Frauen" war Wilhelmine den Bewohnern Triers bekannt geworden. Sie hatte anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und nur durch die kräftige Unterstützung des Bischofs und der katholischen Geistlichkeit gelang der vielleicht einzigen Protestantin in Trier, ihr Unternehmen durchzusetzen. Sie lebte hier zufrieden und thätig, doch wurde bald durch den Tod ihrer Mutter ihr Glück getrübt. Um jene Zeit verlobte sie sich mit dem damals schon bekannten Schriftsteller Karl Vorbstädt, der geistig mit ihren Ideen verwandt, eine tiefe Sehnsucht für das Wohl der Menschheit zu wirken, empfand und von reiner Sittlichkeit, inniger Religiosität und feinster Bildung war. Die Lebenspläne der Verlobten vereinigten sich in dem Wunsche, ein großes Institut zu errichten, aber dieser Wunsch sollte sich nicht verwirklichen, denn Karl Vorbstädt, früher Steuerrath und im russischen Kriege mit dem Vertrauen des Staatskanzlers, Fürsten Hardenberg, beehrt, ging, seine dienstlichen Verhältnisse zu ordnen, nach Berlin und kehrte nicht wieder zurück. Es ereilte ihn dort der Tod. Wilhelminens Schmerz war grenzenlos, doch suchte sie denselben durch ihr pädagogisches Wirken zu mäßigen und zu lindern. Die Hungersnoth des J. 1817, die in der Rheinprovinz besonders drückend war, verminderte ihre Einnahmen; auch der Streit zwischen Katholicismus und Protestantismus, der mit jedem Tage heftiger ward, wirkte ungünstig auf ihr Institut. So entschloß sie sich im J. 1822 dasselbe zu schließen, indem sie ihr Wirken auf den Privatunterricht in einigen befreundeten Familien beschränkte. Die Frucht ihrer bis dahin gemachten pädagogischen Erfahrungen legte sie in dem Werke: „Gemälde häuslicher Glückseligkeit", 4 Bde., nieder, welches Buch von vielen Seiten Anerkennung fand. Sie sandte ein Exemplar an Kaiser Alexander von Rußland, der ihr als Anerkennung eine bedeutende Summe übersandte. Auch der König Friedrich Wilhelm von Preußen forderte von dem Magistrate der Stadt Trier Bericht über ihr Wirken und ihre Leistungen, sowie über die Art, wie man sie belohnen könne. Als Wilhelmine erfuhr, daß man ihr eine Pension als Belohnung geben wollte, richtete sie ein Schreiben an den König, worin sie bat, man möge ihr statt der Pension die Erlaubniß ertheilen, ihren Wirkungskreis auf einige Waisenhäuser auszudehnen. Sie wollte die meistbefähigten Mädchen darin zu Erzieherinnen für Volksschulen ausbilden, da es nöthig sei, daß jene aus dem Volke unmittelbar hervorgingen, da sich die Töchter höherer Stände nicht dazu eigneten. Diese Ansichten wurden gewürdigt und der Minister von Altenstein gab den Oberpräsidenten v. Ingersleben und v. Vincke den Wunsch zu erkennen, daß ihre Bitte zu berücksichtigen sei. Sie konnte jedoch der damaligen Religionsstreitigkeiten wegen in der Rheinprovinz ihren Plan nicht zur Ausführung bringen, verließ deshalb Trier, um sich nach Berlin zu begeben. In Cassel fand sie Gelegenheit, ihre erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen zu verwerthen und so wurde der Entschluß bei ihr reif, in Cassel ein Erziehungsinstitut zu errichten, nachdem sie ein Jahr hindurch ohne bestimmten Wirkungskreis daselbst gelebt hatte, doch besorgte sie während dieser Zeit die zweite Auflage ihres Werkes: „Ueber Würde und Bestimmung des Weibes, jungen Frauenzimmern gewidmet", auch gab sie in demselben Jahre heraus: „Schulbuch, als erste Uebung im Lesen und Denken, nach der Lautmethode. Ein Geschenk für fleißige Kinder." Diese beiden Bücher fanden vielfache Anerkennung; ersteres wurde auch ins Französische übersetzt. Hierauf gründete sie eine Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände, welche bald über 100 Schülerinnen aufzuweisen hatte und sich trefflich entwickelte. Im J. 1832 sammelte sie die

Mittel zu einer Freischule für arme Mädchen, und als die Zahl dieser armen Kinder sich immer mehr vermehrte, unternahm sie auf eigene Kosten den Bau zweier Häuser für ihre beiden Institute. Dadurch entstand der Name: „Halberstädt'sche Freischule." Um den Fond für ihre Stiftung noch zu erhöhen, gab sie seit 1835 ein Journal in monatlichen Heften in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache heraus, welches sie „Ehrentempel europäischer Classiker" nannte. Sie hatte die Freude ihre Stiftung die herrlichsten Blüthen treiben zu sehen. Es wurden durch Wilhelmine H. tausende von Kindern für das Leben gebildet, bekleidet, genährt und unterrichtet. Seit H. A. Francke's Stiftung zu Halle im 18. Jahrhundert wurde nichts Aehnliches gesehen, daher wird ihr Andenken stets in Segen bleiben.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 1841. I. S. 323 ff.

Kelchner.

Halbmeyr: Johann H. oder Halbmayer, Dichter geistlicher Lieder um 1600, soll in Dornberg oder in Merckendorf geboren sein, wobei bei beiden Angaben noch fraglich ist, welcher Ort unter den manchen, die diese Namen tragen, gemeint ist; hernach soll er Geistlicher in Vendersheim bei Wörrstadt in Rheinhessen gewesen sein. In den Nürnberger „Geistlichen Psalmen, Hymnen, Liedern und Gebeten" wurden ihm drei oder vier Lieder zugeschrieben; in der Ausgabe von 1607 (Wackernagel, Bibliographie Nr. 1066) drei, in der von 1618 vier; doch werden dieselben Lieder in der Ausgabe von 1621, wie es scheint durch einen Druckfehler (es handelt sich bei der Abbreviatur um einen Buchstaben), ihm nicht zugeschrieben. Die Lieder sind Psalmenbearbeitungen außer einem, welches ein „Abend-Reyen" genannt wird und mit den Worten „Der Mai, der Mai bringt uns der Blümlein viel; ich trag' ein frisch' Gemüthe 2c." beginnt. Ueber H. scheint im Uebrigen nichts bekannt zu sein.

Goedeke S. 180 Nr. 120. l. u.

Halbreiter: Ulrich H., Historienmaler und Silberarbeiter, geb. am 11. Juli 1812 zu Freising, † am 26. November 1877 zu München, kam früh mit seinen Eltern nach München, studirte auf der Akademie, besonders unter der väterlichliebevollen Leitung Schlotthauer's, welchen er 1834 auch auf einer Studienreise nach Mailand und Oberitalien begleitete. Nachdem H. unter Heinrich v. Heß in der Basilika und unter Cornelius an den Fresken der Ludwigskirche mitgeholfen hatte, ging er mit einer von Oberbaurath Gärtner geführten Künstlercolonie nach Athen, um mit Kranzberger, Claudius Schraudolph und Anderen in der Residenz König Otto I. einen 280 Fuß langen Fries mit Scenen aus den griechischen Freiheitskämpfen in Fresco zu malen, wozu der unerschöpfliche L. Schwanthaler die Entwürfe skizzirt hatte. Auf H. kam die „Schlacht bei Karbonissi unter Marko Bozzaris", die „Verheerung von Morea unter Ibrahim Pascha" und die „Vertheidigung von Missolunghi", außerdem malte er eine Anzahl von Gruppen für die Wände des königlichen Tanzsaales. Ende December 1843 ging H. über Smyrna nach Constantinopel, von da nach Alexandria und Kairo, überall die unmittelbaren Eindrücke durch den Zeichenstift festhaltend, dann eilte er mit einem Wüstenritt über Gaza, Jaffa und Ramlah nach Jerusalem. Ueberrascht durch die Ungenauigkeit und Willkühr der von dieser Stadt existirenden Abbildungen, ging H. vier Wochen lang täglich auf den Oelberg, um vom Thurme der Auffahrtskapelle die vor ihm liegende Stadt mit der rings sich bietenden Fern- und Rundsicht zu zeichnen. Nach verschiedenen Abstechern an den Jordan und das todte Meer, den Hebron und Bethlehem, wo er überall reiche Landschaftsstudien sammelte, reiste H. nach Jaffa und auf dem Seewege nach Kaipha, bestieg den Karmel, ritt über Nazareth, wo er wieder längere Zeit zeichnete, an den Tabor und nach Tiberias, dann nach St. Jean d'Acre, fuhr

über Sidon nach Beyrut, ging mit einer Karawane nach Damaskus und Baalbek, endlich über Beyrut nach Cypern, Smyrna und Syra, nach Malta und Sicilien, wo er Syracus, Catania und Messina besuchte und über Palermo und Neapel nach Rom kam. Nach viermonatlichen Studien kehrte er in die Heimath zurück, wo er die eingeheimsten Studien zunächst zu einem 100 Fuß im Umfang haltenden, 18 Fuß hohen Rundgemälde mit der vom Oelberg aus gezeichneten Ansicht von Jerusalem und der weitesten Umgebung verwerthete, wozu ihm A. Löffler als Landschaftsmaler half, während Ferdinand Piloty und Theodor Horschelt die Staffagen übernahmen. Das Bild erhielt ob seiner künstlerischen Vollendung und minutiösen Treue und Wahrheit die größte Anerkennung durch G. H. v. Schubert, Titus Tobler, Dr. Sepp und andere Palästinareisende. Nach einer langen Rundfahrt über Wien, Berlin und Köln gelangte es schließlich als ein Geschenk frommer Katholiken an den Papst nach Rom, wo es im zweiten Stockwerk des Lateran eine beinahe vergessene und möglichst ungünstige Aufstellung an der Wand eines langen Corridors fand. Von diesem Bilde erschien ein sieben Fuß langer Kupferstich von Ruf in Zürich; außerdem gab H. heraus sechs von Lebschée und Borum auf Stein gezeichnete Blätter, mit je einer größeren Ansicht im Mittelbild und vierzehn kleineren, dasselbe umrahmenden Veduten, alle von gleich liebevoller Durchbildung und diplomatischer Treue. Sie errangen eine gewisse Autorität, kein einschlägiges Fachwerk ignorirte selbe, wie die Werke von J. A. Meßmer, Fr. Adolf und Otto Strauß, Dr. Sepp u. A. beweisen. Außer mehreren Porträtbildern malte H. ein Altarbild („Anbetung der Hirten und Könige", gestochen von A. Rordorf) in die Kirche zu Erpfting (1846), eine 20 Fuß hohe „Himmelfahrt Mariens", eine „Hl. Anna" für Graf Arco-Valley (in Ried), etliche Altarbilder nach Unterammergau. Außerdem entwarf H., da er durch Heirath in Besitz eines altrenommirten Silberarbeitergeschäfts gekommen war, eine Menge von Zeichnungen als rüstiger Vorkämpfer eines besseren Geschmacks und zwar zu einer Zeit, wo das große Wort von der „Hebung des Kunsthandwerks" noch ein dunkler Begriff war. In jüngeren Jahren verfügte H. über eine ausgezeichnete Singstimme, womit er vielfach in Concerten glänzte, insbesondere durch den Vortrag jauchzender Almenlieder und Bergreihen, welche er auf oftmaligen Wanderzügen durch die Alpen aus dem Munde des Volkes eingeheimst hatte. Eine Auswahl, welche auch viele eigene Compositionen Halbreiter's enthält, erschien unter dem Titel „Bayerische Gebirgslieder", ausgestattet mit Arabesken (München 1839) in 3 Heften, außerdem noch 1848 ein kleiner Cyclus „Soldaten-G'sangeln" (gedichtet von P. Zipperer).

Vgl. Nekr. in Beil. 353. Allg. Ztg. 19. Decbr. 1877.

H. Holland.

Halbritter: Joh. H., Jurist, wurde geboren 1560 zu Michelfeld bei Amberg, studirte in Leipzig, Wittenberg und Heidelberg, wurde 1586 Professor zu Tübingen, dann württembergischer Rath, starb 1627. Durch Thätigkeit am Reichsgerichte zu Speyer hatte er sich ein nicht gewöhnliches praktisches Geschick erworben. Seine Vorlesungen scheinen sehr gründlich gewesen zu sein; in einem Visitationsreceß von 1588 wird ihm ein Verweis ertheilt, daß er zwei Jahre zu einer Vorlesung über die zwei ersten Bücher der Institutionen gebraucht; mindestens in zwei Jahren müsse er mit dem Uebrigen fertig werden und später in zwei Jahren das Ganze behandeln. Er schrieb: „Oratio de privilegiis doctorum", Tüb. 1607 und 1616; „Addit. ad. Comm. Frid. Schenckii et Franc. Sonsbeckii super jus feudale", Heidelb. 1584; „Tract. de pignoribus et hypothecis", Tüb. 1589, war 9mal Rector, 12mal Decan der Universität. — Sein Sohn Joh. Georg H. wurde geboren am 6. Januar 1591 zu Tübingen. Er studirte daselbst, wurde 1615 Doctur juris, dann Syndicus in Wimpfen, ging

1622 als Rath und Advokat nach Regensburg und machte sich bei verschiedenen Missionen hochverdient, starb am 9. Sept. 1649. Er hatte 1614 zum ersten Male geheirathet, verlor aber seine Frau 1622 und starben auch die Kinder dieser Ehe vor ihm; zum zweiten Male heirathete er 1624, hatte aus dieser Ehe einen Sohn und zwei Töchter, von deren älterer er noch zwei Enkel sah.

Bök, Gesch. d. Univ. Tübingen, Tüb. 1774 S. 110, 112. — Zeller, Ausf. Merckwürd. d. Univ. u. Stadt Tübingen, Tüb. 1743 S. 449. — Freher S. 939, 1114. — Supplement zu dem Baselischen allg. hist. Lexico von Beck u. Buxtorff, Basel 1774 II 106. — Crusii Schwäb. Chronik Paralip. c. 6 u. c. 27, Moser's Forts. c. 2 S. 559, 560. — Eisenbach, Gesch. d. Univ. Tübingen S. 267, 268. — Klüpfel, Gesch. d. Univ. Tüb., 1849 S. 81. — Klüpfel, Gesch. d. Univ. Tübingen, Leipz. 1877 S. 31. — Statistik der Univ. Tübingen (1877) S. 90. Teichmann.

Halbsuter (für die Schreibung „Kalbsuter" finden sich keine Belege). Das Liet von dem strît ze Sempach hat den Namen Halbsuter's für immer in die deutsche Litteraturgeschichte eingetragen. Welcher von den zwei urkundlich nachgewiesenen anzunehmen sei, läßt sich heutzutage kaum mehr bezweifeln. Der ältere, der um 1382 in Luzern lebte, kann zwar persönlich an der Sempacher Schlacht (9. Juli 1386) theilgenommen haben, aber kein zuverlässiger Anhaltspunkt weist darauf hin, daß das durch den Chronisten Ruß überlieferte volksthümliche Lied auf die genannte Schlacht (s. Uhland, Volkslieder, S. 404) von ihm herrühre. Dagegen erwähnt ein offenbar viel später entstandenes kunstmäßiges Epos über denselben Stoff in der Schlußstrophe ausdrücklich einen H. als Urheber. Alles legt die Vermuthung nahe, daß der jüngere constatirte Träger dieses Namen gemeint sei. Schon die Lebenszeit desselben stimmt vortrefflich zu der Hypothese. Das 15. Jahrhundert, in welchem der Meistergesang rüstig aufstrebte, war für Luzern nicht blos eine heroische, sondern auch eminent sangeslustige Periode. Die heitere, ideal-schwungvolle Bürgerschaft machte sich damals zum ersten Male an die Aufführung geistlicher Schauspiele, und aus dem fröhlichen Handwerkerstande gingen zwei bekannte Schlachtliederdichter hervor, nämlich Hans Ower (um 1446) und Hans Viol (um 1476). Zu den Beiden gesellte sich als Dritter Hans der Schreiner Halbsuter. „Hansli H. von Rot" (einem Dorfe zwei Stunden nordöstlich von Luzern) wohnte schon im J. 1431 in Luzern und wurde 1435 Bürger dieser Stadt. Im Züricher Kriege (1440) diente er als Schütze. 1444 war er in seiner Vaterstadt Schützenmeister, später Gerichtsweibel, Pfleger der Herren- und Schützenstube (ein ehrenvolles Amt!) und auch Mitglied des Großen Rathes. Uebrigens muß er sich keineswegs glänzender Verhältnisse erfreut haben. Im J. 1442 versteuerte er nur 162 rheinische Gulden; seine Frau brachte ihm nicht viel dazu. 1453 wurde er zu zehn Schilling Buße verurtheilt, „weil er Pfaff Hansen Wib geschlagen". Als er 1454 in einem Injurienprocesse zwei Pfund Strafe dictirt erhielt, konnte er dieselben nicht entrichten, setzte eine silberne Schale als Pfand ein und mußte infolge des Handels auf zwei Monate in die Verbannung (1455). Im J. 1456 verkaufte er sein Haus an den Rath. Im vorgerückteren Alter sank er immer tiefer in Armuth; vom Samstag nach Johann Baptist 1476 bis Samstag nach Bartholomäus 1480 bezog er sogar vom Staate eine wöchentliche Unterstützung, wahrscheinlich in Anwendung des Rathsbeschlusses von 1476, wonach die Kinder derjenigen, welche in der Schlacht umkamen, sowie die armen Verwundeten von der Stadt unterstützt werden sollten. Wahrscheinlich wurde H. bei Granson oder Murten arbeitsunfähig und deshalb jener Vergünstigung würdig erklärt. Das Aufhören der Staatshülfe im J. 1480 dürfte wol einen Anhaltspunkt zur Festsetzung des Todesjahres liefern, viel eher als zu der Vermuthung, der Greis sei

nachher wieder vollständig erwerbsfähig gewesen. Ueber seinen Charakter gibt die letzte Strophe des großen Sempacher Liedes einige Aufschlüsse, die um so bedeutungsvoller sind, wenn dieselbe ihre Entstehung einer anderen Hand und einer späteren Zeit verdankt, worauf der Satz: er was ein froelich man und ganz besonders der Ausdruck unvergessen deutlich genug hinzuweisen scheinen. Im Steiner'schen Texte des Liedes wird H. mit dem vielsagenden Lobe eines bidermans beehrt, während die Lesart bei Tschudi nur den fröhlichen Luzerner betont. Es ist wahrscheinlich, daß die Abfassung des großen Liedes von dem Strit ze Sempach etwa ins Jahr 1476 fällt, und die Stelle: „als er ab der schlacht ist kan“ dürfte wol auf die Schlacht bei Granson oder Murten, wo H. höchst wahrscheinlich dabei war, zu beziehen sein. Denn es besteht doch wol keine absolute Nothwendigkeit, schlechthin an die Sempacher Schlacht zu denken. Auch über den Einwurf: „Warum besang er denn nicht lieber den Kampf, welchem er selbst beiwohnte?“ läßt sich ohne Gewaltthätigkeit hinwegkommen. Die eigenen Erlebnisse hatten seine poetische Begabung einmal auf kriegerische Stoffe hingelenkt, und was lag nun dem patriotischen Luzerner näher als diejenigen Thaten, welche für seine Vaterstadt so ruhm- und folgenreich gewesen waren wie keine anderen, zu verherrlichen? Das reichlich vorhandene Material mußte ihn eigentlich dazu einladen. Alte Lieder fand er bereits vor (das von Ruß mitgetheilte, welches er als fröhlicher Mann gewiß selbst oft gesungen hatte, verwob er bekanntlich in sein Werk); die mündliche Ueberlieferung bot ihm ferner sehr ausgiebigen Stoff, ja er konnte leicht noch von solchen Berichte erhalten, welche selbst gegen die Oesterreicher gekämpft hatten. Die Abhängigkeit von den Quellen ist dem Gedichte deutlich eingeprägt: er fügte Bild an Bild mit der Objectivität eines alten Volkssängers, ohne irgendwie auf eine künstlerische Gliederung hinzuarbeiten. Er gab sogar der ziemlich weitgehenden Gereiztheit, welche sich augenscheinlich unmittelbar nach der Schlacht der Gemüther seiner Landsleute bemächtigt hatte und durch die Tradition getreulich fortgepflanzt worden war, einen unzweideutigen Ausdruck und erwies sich, nach den zugänglichen Anzeichen zu schließen, überhaupt als echten Dolmetscher der Anschauungsweise und Stimmungen, welche in Hinsicht auf die behandelten Ereignisse noch zu seiner Zeit vorherrschten. Freilich kann eine Würdigung aller Einzelnheiten keineswegs auf unbedingte Zuverlässigkeit Anspruch machen, denn wir kennen die Schicksale des von dem Dichter selbst herrührenden Textes nicht. Zwischen der Entstehungszeit und den auf uns gekommenen schriftlichen Fixirungen (bei Steiner, Tschudi, und in Abschriften von Schodeler's Chronik) liegen mehrere Decennien und damit ist auch die Möglichkeit bedeutsamer Aenderungen gegeben. Immerhin darf man wol das als feststehend betrachten, daß H. uns ein Gedicht geschaffen hat, welches zu den interessantesten seiner Art zählt; und sollte man ihm den Ruhm des besten von allen geschichtlichen Schweizer Liedern bestreiten wollen, so bleibt es doch wenigstens das bekannteste und populärste.

R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen, 1. Bd. — Dr. A. Lütolf, Luzerns Schlachtliederdichter im 15. Jahrhundert (Geschichtsfreund, 18. Bd.). — Dr. Th. v. Liebenau, Der Liederdichter Hans Halbsuter von Luzern. — Dr. Rudolf Rauchenstein, Winkelried's That bei Sempach ist keine Fabel. — Ottokar Lorenz, Die Sempacher Schlachtlieder (Pfeiffer's Germania, 6. Jahrg.) und „Leopold III. und die Schweizer Bünde“ (in Drei Bücher Geschichte und Politik). Jak. Bucher.

Haldenwang: Christian H., Kupferstecher, geb. am 14. Mai 1770 zu Durlach, † am 27. Juni 1831 zu Rippoldsau. Er war Schüler des Christian von Mecheln zu Basel, und, nachdem er fast zehn Jahre lang an dessen Unternehmungen mitgearbeitet, bildete er sich zum Stecher landschaftlicher Ansichten

aus, wobei er sich die Stiche Woollet's zum Muster nahm. Im J. 1796 wurde er nach Dessau, 1804 durch den Großherzog nach Karlsruhe berufen, wo er von nun an lebte. Die Stiche nach den vier einst in Cassel befindlichen Landschaften von Claude Lorrain, dann zwei Blätter nach Claude und Ruisdael im Musée Napoléon sind seine Hauptwerke. Seine Arbeiten zeigen zwar keine große Kraft des Vortrags, zeichnen sich aber durch Klarheit und feine Lichtwirkung aus. Seine Ansichten aus der Schweiz, Dessau, dem Großherzogthum Baden in Radirung und Aquatinta sind zahlreich. Woltmann.

Halem: Gerhard Anton v. H., geb. am 2. März 1752 zu Oldenburg, † am 4. Januar 1819 zu Eutin, war der Sohn des Stadtsyndicus und Justizraths Anton Wilhelm v. H., der zugleich eine ausgedehnte Anwaltpraxis bei den Oldenburgischen Gerichten und dem Reichskammergerichte betrieb. H. erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dem damals Johann Michael Herbart, der Großvater des Philosophen, als Rector vorstand, bezog Michaelis 1768 die Universität Frankfurt a. d. O. und trat, nachdem er Straßburg besucht, in Wetzlar einen mehrmonatlichen praktischen Cursus beim Reichskammergerichte durchgemacht und in Kopenhagen den Doctorgrad erworben hatte (1770), seinem Vater in der Besorgung seiner Anwaltgeschäfte zur Seite. Letzterer starb kurz nachher (1771), und als dann Oeder 1773 als Landvogt nach Oldenburg versetzt wurde und für die Verwaltung der ihm, dem Botaniker, seither völlig fremden gerichtlichen Geschäfte nach einer Hülfe sich umsah, lenkte A. G. v. Berger die Aufmerksamkeit auf H., der rasch den Ruf eines tüchtigen Juristen sich erworben hatte. H. ward bald Oeder's rechte Hand, zuerst mehr als privater Mitarbeiter, demnächst (1775) aber als förmlich ernannter Assessor. Durch Oeder kam H. in freundliche Beziehungen zu H. P. Sturz; ein Aufsatz, den er für das deutsche Museum einsandte, begründete ein nahes Verhältniß zu H. Ch. Boje, und eine Reise nach Hamburg (1779) gab die Veranlassung, nach dem Vorbilde der dort von Klopstock gestifteten litterarischen Gesellschaft in Oldenburg mit G. A. Gramberg, Ch. Kruse und K. A. Widerspecher eine ähnliche Gesellschaft zu gründen, die noch jetzt besteht und die auf die Entwickelung des Geschmacks und des Litteraturinteresses in ihrem Kreise einen nicht geringen Einfluß geübt hat. Bald nachher (1780) zum Mitgliede der Regierungskanzlei und zum Kanzleirath ernannt, verheirathete er sich (1781) mit der Halbschwester seiner Mutter, eine Verbindung, zu deren Eingehung er erst auf Grund eines von Friedrich dem Großen ertheilten Dispenses und nach Einholung von Gutachten der theologischen Facultäten in Kiel und Göttingen die erforderliche Erlaubniß erhielt und die schon nach 1½ Jahren (Juni 1782) durch den Tod der Frau getrennt wurde. Um Erholung von diesem schweren Schlage zu suchen, machte H. eine Reise nach Holland, deren Beschreibung im deutschen Museum erschien (1783). In die nächste Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Graf Friedrich Leopold Stolberg, der im J. 1783 zum Landvogt in Neuenburg berufen wurde; gemeinsame litterarische Interessen knüpften zwischen ihnen nähere und freundschaftliche Beziehungen, die in langjährigem Briefwechsel erhalten wurden, bis nach Jahren (1800) über sie die Katastrophe hereinbrach, die auch anderen Freunden Stolberg's nicht erspart blieb. — Mit Bürger knüpfte H. auf einer Reise nach Weimar und Berlin (1786) freundliche persönliche Beziehungen an; auch Wieland scheint er damals näher getreten zu sein; in Berlin verkehrte er mit Nicolai. — Im J. 1787 verband sich H. mit G. A. Gramberg zur Herausgabe der Oldenburgischen „Blätter vermischten Inhalts", einer periodischen Zeitschrift, die ein volles Jahrzehnt hindurch (1787—97) für die Bewegung der litterarischen Interessen in Oldenburg den gegebenen Mittelpunkt gebildet hat, und in den Beiträgen zu diesen Blättern begab sich H. zuerst auf dasjenige Gebiet,

auf welchem seine Verdienste und sein Ansehen noch heute unbestritten und sein Name dem gegenwärtigen Geschlecht geläufig geblieben ist, das Gebiet der oldenburgischen Particulargeschichte, auf welchem seine Arbeiten in der „Geschichte des Herzogthums Oldenburg" (3 Bde. 1794—96) ihren Abschluß fanden. Im J. 1790 beschäftigte ihn die ihm gemeinschaftlich mit dem Generalsuperintendenten Mutzenbecher und dem Pastor Kuhlmann aufgetragene Redaction des „Gesangbuchs zur öffentlichen und häuslichen Andacht im Herzogthum Oldenburg", und im Sommer desselben Jahres unternahm er in Gesellschaft zweier Freunde eine sechsmonatliche Reise, die ihn auf den Schauplatz der von ihm mit dem lebhaftesten Interesse verfolgten großen Ereignisse nach Paris führte und in nähere Verbindung zu C. E. Oelsner brachte. Seine „Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bei einer Reise im Jahre 1790" enthalten eine begeisterte Lobrede auf die französische Revolution, deren Ausschreitungen ihn freilich demnächst mit schmerzlicher Trauer erfüllen mußten. — Im J. 1800 war C. L. Woltmann in Oldenburg; mit ihm vereinigte sich H. zur Herausgabe zweier Zeitschriften, von welchen die eine „Irene" unter Halem's Namen, die andere „Geschichte und Politik" unter Woltmann's Namen ins Leben trat. Die Irene, zuletzt unter dem Titel „Neue Irene", brachte es während der fünf Jahre ihres Bestehens (1801—6) auf nicht weniger als 16 Bände. Daneben lieferte er nach wie vor Beiträge für andere Zeitschriften, den Genius der Zeit, den Göttinger Musenalmanach, für verschiedene Taschenbücher und Kalender, ersetzte die eingegangenen „Blätter vermischten Inhalts" in Verbindung mit G. A. Gramberg durch die „Oldenburgische Zeitschrift" (4 Bde., 1804—7), veranlaßte das Erscheinen des „Oldenburgischen Particularrechts im systematischen Auszuge" (1804) und gab mit C. L. Runde eine „Sammlung der wichtigsten Actenstücke zur neuesten Zeitgeschichte" (1806) heraus. — Im März 1807 trat H. als Director der Justizkanzlei und des Consistoriums an die Spitze der Rechtspflege seiner Heimath. Die vermehrten Geschäfte seines Berufs und die Vollendung eines zwölf Gesänge umfassenden hexametrischen Gedichtes „Jesus, der Stifter des Gottesreiches" (1810) nahmen in den nächsten Jahren seine Thätigkeit und seine Muße in Anspruch, bis die Einverleibung Oldenburgs in das französische Kaiserreich (28. Februar 1811) ihn aus seiner dienstlichen Stellung und dem gewohnten Wirkungskreise riß. Eine Aufforderung des Herzogs Peter, in dessen persönlichem Dienst zu bleiben, lehnte er ab, weil er in seinem Alter und bei seinen Familienverhältnissen einer Uebersiedelung nach Rußland, wohin der Herzog sich zu begeben im Begriff war, nur mit Furcht entgegensehen konnte. Die Hoffnung, die Stelle eines Präsidenten bei dem neu errichteten Tribunal in Oldenburg zu erhalten, erfüllte sich nicht; nachdem er im Sommer 1811 als Mitglied der Huldigungsdeputation der Departements der Elbe, Weser und Ober-Ems Paris wiedergesehen hatte, wurde er zum Mitglied des kaiserlichen Gerichtshofes in Hamburg ernannt, welcher zugleich höchstes Gericht für das Herzogthum Oldenburg war. Nach der in Folge der Befreiung Deutschlands erfolgten Auflösung desselben (November 1813) kehrte er in den oldenburgischen Staatsdienst zurück, indem er zum Justizrath und ersten Rath bei der Regierung des Fürstenthums Lübeck ernannt wurde. Auch von Eutin aus wendete er der Bewegung auf dem Gebiete der Litteratur rege Theilnahme zu und war wie früher thätiger Mitarbeiter an Zeitschriften und Journalen. Bei einer geschichtlichen Arbeit über Vicelin, den glaubenseifrigen Bischof von Oldenburg in Wagrien, ereilte ihn der Tod nach kurzer Krankheit. — Im J. 1798 hatte er sich zum zweiten Male, 1816 zum dritten Male verheirathet.

H. war ein äußerst fruchtbarer und vielseitiger Dichter und Schriftsteller. Auf den Gebieten der Lyrik und Epik, ernster Geschichtschreibung und leichter

belletristischer Prosa war er in gleichem Maße zu Hause; daneben blieb ihm Muße für publicistische und particularrechtliche Arbeiten von bedeutendem Umfange, und der Ruf des tüchtigen Geschäftsmannes litt unter den litterarischen Interessen nicht, die zugleich einen umfassenden ununterbrochenen Briefwechsel mit zahlreichen Freunden in allen Theilen Deutschlands im Gefolge hatten. „Die starke Seite seiner geistigen Veranlagung bestand vor allem in einer hochentwickelten Empfänglichkeit für die Ideenströmungen, welche die Zeit bewegten, in einem ausgebildeten Sinne für poetische Form und in einer großen Leichtigkeit der Darstellung. Dabei kam ihm eine ungewöhnlich umfassende und vielseitige Belesenheit, die Gabe leichter und sicherer Aneignung in den verschiedensten Gedanken- und Empfindungskreisen zu Hülfe, und seine litterarische Wirksamkeit war getragen von dem Feuereifer, welcher das Zeitalter bezeichnete. Wirkliche Ursprünglichkeit der Empfindung war ihm am wenigsten eigen, und das Gepräge frischer Naturwahrheit geht seinen Schöpfungen durchweg ab. Deshalb sind auch seine poetischen und belletristischen Schriften heutzutage so gut wie vergessen; aber das mindert weder das Verdienst des Verfassers, noch den Werth seiner Schriften für ihre Zeit und den Kreis, auf welchen sie wirkten. „Den Geschichtschreiber H. weiß noch heute nach seinem Werth zu schätzen, auch wer den Dichter H. nur von Hörensagen kennt." (Jansen.) — Die Gedichte und kleineren Schriften finden sich gesammelt in „Poesie und Prosa" (1789), „Dramatische Werke" (1794), „Blüthen aus Trümmern" (1798), „Schriften" (5 Bde. 1803—7), „Töne der Zeit" (1814). Unter den prosaischen Schriften verdienen seine historischen Arbeiten hervorgehoben zu werden, neben der „Geschichte des Herzogthums Oldenburg" insbesondere „Andenken an Oeder" (1793), „Lebensbeschreibung des russischen kaiserl. Generalfeldmarschalls B. C. Grafen v. Münnich" (1803), „Leben Peters des Großen (3 Bde. 1803 und 1804).

G. A. v. Halem's Selbstbiographie, bearbeitet von seinem Bruder L. W. Ch. v. Halem und herausgegeben von C. F. Strackerjan, Oldenburg 1840. — Jansen: Aus vergangenen Tagen, Oldenburg 1877. — Ein Verzeichniß von Halem's sämmtlichen Schriften gibt Strackerjan im Anhange zur „Selbstbiographie" S. 145—203. Mutzenbecher.

Halem: Ludwig Wilhelm Christian v. H., jüngerer Bruder des Vorigen, geb. am 3. Sept. 1758 zu Oldenburg, † daselbst am 5. Juni 1839, widmete sich dem Studium der Theologie auf den Universitäten Halle (Michaelis 1776 bis Michaelis 1778) und Göttingen (Michaelis 1778/79), war dann längere Zeit als Hauslehrer in seiner Heimath, in Holland (1780—83) und in Rußland (1784—86) thätig, wurde 1786 Cabinets- und Privatsecretär des Herzogs Peter von Oldenburg und übernahm 1792 die Stelle eines Bibliothekars an der neu gegründeten Bibliothek in Oldenburg. Finanzielle Bedrängnisse veranlaßten ihn, 1810 dieses Amt mit dem Dienst eines Auctionsverwalters in Ovelgönne zu vertauschen. Nachdem er durch die Einverleibung Oldenburgs in das französische Kaiserreich (28. Februar 1811) diesen Dienst verloren hatte, unterzog er sich den Geschäften eines Notars, zuerst in Ovelgönne, dann in Oldenburg; die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft führte ihn in seine frühere Bibliothekarstelle zurück, die er, 1819 zum Hofrath ernannt, bis zu seinem Tode bekleidete. Mit derselben übernahm er die Redaction und Herausgabe des Oldenburgischen Staatskalenders (bis 1836), der Oldenburgischen Zeitung (bis 1829) und der Oldenburgischen Blätter (bis 1834), sowie die Beaufsichtigung der Oldenburgischen wöchentlichen Anzeigen. Die Oldenburgischen Blätter enthalten von seiner Hand zahlreiche Aufsätze, die vorzugsweise der Erforschung der heimathlichen Vergangenheit gewidmet sind; zugleich war er Mitarbeiter an verschiedenen anderen einheimischen und an auswärtigen Zeitschriften;

separat erschienen sind von ihm „Bibliographische Unterhaltungen" (2 St. 1794 und 1796). — „Oldenburg verlor in ihm einen Mann, der, gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und durch Humanität, unter seinen Zeitgenossen stets die Edelsten seines Volkes zu seinen Freunden und Verehrern zählte."

Oldenburgische Blätter von 1840 Nr. 44. 45. Mutzenbecher.

Halem-Ilksen: B. J. F. Freiherr von H., geb. 1769, gest. den 1. Nov. 1823, jüngerer Bruder der beiden voranstehenden. Er verlor seinen Vater schon, als er kaum zwei Jahre alt war. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Geburtsstadt Oldenburg auf der Schule, der damals der berühmte Manso vorstand, hierauf besuchte er die Universitäten zu Halle, Jena und Göttingen, wo er besonders Pütter, Böhme, Martens, Schlözer, Spittler und Lichtenberg hörte. Nach vollendetem Studium kehrte er in Hoffnung auf eine Anstellung nach Oldenburg zurück. Als sich aber diese Hoffnung nicht gleich erfüllte, begab er sich nach Berlin, wo damals der bei Friedrich Wilhelm II. allmächtige Wöllner an der Spitze der Geschäfte stand. H. erhielt bald eine Anstellung bei dem Armee-Directorium mit dem Titel eines königlichen Kriegsrathes. Er erwarb sich während der nächsten Jahre die volle Zufriedenheit namentlich seines Gönners Wöllner, verließ aber den preußischen Staatsdienst plötzlich, um eine in seinem engeren Vaterlande zu Neuenburg ihm angebotene Landgerichtssecretärstelle anzunehmen. Auch hier wirkte er eifrig und in den amtlichen Schlendrian energisch eingreifend, wodurch er sich freilich auch verschiedene Verdrießlichkeiten zuzog, sich sogar in einen wetzlarischen Reichskammergerichtsproceß verwickelte. Später ward er nach Delmenhorst versetzt, wo er bis zum Jahre 1811 blieb, nachdem er schon früher den alten Adel seiner ostfriesisch-oldenburgischen Familie hatte erneuern lassen. Um diese Zeit erfolgte die Besitznahme des sogenannten hanseatischen Departements durch die Franzosen und H. erhielt nun von der neuen Regierung den Posten eines Generalsecretärs des Weser-Departements, vermöge dessen er seinen Wohnort nach Bremen verlegte. Auch in dieser neuen Stellung gelang es ihm, sich die volle Achtung, sowohl seiner Vorgesetzten, als auch seiner neuen Mitbürger zu erwerben und die besondere Aufmerksamkeit des Präsidenten des Departements, Grafen Arberg's zu erregen. Er wurde nach Paris versetzt, wo er bis zum J. 1814 blieb. Durch seinen Hang zum Aufwand und durch den Verlust seiner Stellung gerieth er in die Nothwendigkeit, den Rest seines Vermögens seinen Gläubigern zu überlassen, so daß ihm nur eine kleine Leibrente von Seiten seiner Frau (einer geborenen Michaelis) blieb. Dadurch in die Lage versetzt, seine vielfachen Kenntnisse auf andere Weise zu verwerthen, ward er Schriftsteller. Er lebte nun anfangs in Leipzig, dann in Jena, kehrte aber sehr bald nach Leipzig zurück, wo er mit bewunderungswerthem Fleiße und erstaunlicher Schnelligkeit arbeitete und eine große Reihe von Werken, zum Theil nicht ohne Werth im Gebiete der Politik, Reisen, Erdbeschreibung, Geschichte ꝛc. aus dem Englischen, Französischen und Italienischen übersetzte, auch sonstige litterarische Arbeiten für die verschiedensten Zeitschriften und Zeitungen lieferte, und sich auf diese Weise eine ganz angemessene Einnahme verschaffte. Von dieser Thätigkeit rief ihn 1823 ein plötzlicher Tod ab. Den Namen Ilksen fügte er, in Folge eines von dem Großvater seiner Gattin gestifteten und auf ihn gekommenen Familien-Fideicommisses, dem seinen hinzu. Er hinterließ keine Nachkommen.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, 1823. S. 723—733 ꝛc. ꝛc.

Kelchner.

Halen: Goswin van H. Als sich im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts die humanistisch-wissenschaftliche Bildung auch in den nördlichen Provinzen der damaligen Niederlande geltend machte, fand sich hier bald ein her-

vorragender Kreis gelehrter Männer, zusammen, ganz vom Geiste Wessel Gansforts durchdrungen. Besonders zeichnete sich das Kloster Adwert bei Gröningen, wo sich zahlreiche Gelehrte, wie Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Johann Canter, Lambert Fryling und Andere länger oder kürzer aufhielten, unter seinem Abt, Heinrich von Rees, durch wissenschaftliches Streben aus. Aber auch das 1457 gestiftete Fraterhaus zu Gröningen, wo am Anfange des 16. Jahrhunderts Torrentinus, Nicolaus Lesdorp und später Reinier Praedinius blühten, erwarb sich durch seine vielbesuchte Schule einen so außerordentlichen Ruf, daß, wie Erasmus sagt, es nirgends eine Anstalt gab, welche so reiche Gelegenheit zur wissenschaftlichen Belehrung bot. Am Ende des 15. Jahrhunderts erhielt diese Stiftung in H. einen trefflichen Vorsteher, dessen Lebensumstände zwar wenig bekannt sind, der sich aber durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Sittenreinheit besonders auszeichnete. Um 1460 geboren, hielt er sich zeitweise im Kloster Adwert auf, einst der Schüler, dann der vertraute Freund Wessel Gansforts, dessen freieren Unterhaltungen mit Agricola über die kirchlichen und religiösen Zustände er manchmal beiwohnte. Er schloß sich daher frühzeitig jenen humanistischen Geistern an, welche ohne aus der Kirche zu treten, doch eine Reformation innerhalb ihrer Schranken beabsichtigten. Von Erasmus hochgehalten als „ein in jeder Art der Wissenschaft wohlbewanderter", und mit dem Gröninger Pastor Wilhelm Frederiks freundschaftlich verbunden, unterhielt er auch einen Briefwechsel mit Philipp Melanchthon, und wurde von diesem als ein vernünftiger und wahrheitsliebender Greis und kräftiger Vertreter einer reineren Glaubenslehre gepriesen. Seine größte Wichtigkeit ist jedoch auf dem Gebiete der Pädagogik zu suchen; zahlreiche Schüler zog seine Gelehrsamkeit nach Gröningen, unter welchen vor allen Praedinius nicht unerwähnt bleiben darf. Sehr beachtenswerth sind die Vorschriften, welche er für den Gang der gelehrten Studien in einem seiner uns erhaltenen Briefe gibt. Dem Ovid und ähnlichen Schriftstellern will er nur eine einmalige Lectüre einräumen, um dafür dem Studium des Virgil, Horaz und Terenz um so mehr Eifer zu widmen. Weiter seien Plutarch, Sallust, Thukydides, Herodot und Justinus zu empfehlen, und es möge der Schüler die Schriften Cicero's nicht vernachlässigen, bevor er sich an Plato und Aristoteles mache. Am meisten aber sei die Heil. Schrift ein vielgelesenes Buch, dazu auch Augustinus, Hieronymus, Ambrosius, Chrysostomus, Gregorius, Bernardus und Hugo von St. Victor. Der biblische und classische Charakter dieser pädagogischen Ansichten übte unzweifelbar großen Einfluß aus in jener so unverkennbar nach Reformation hinstrebenden Zeit, weshalb denn Ullmann mit Recht den Goswin van H. zu den Reformatoren vor der Reformation rechnet. Während seiner letzten Lebensjahre hielt er sich, wie es scheint, im Franciscanerkloster zu Gröningen auf, wo er in hohem Alter 1530 starb. Von seiner Hand existiren nur einige Briefe, abgedruckt in den Opera Wesseli ed. Groning. p. 7 sqq.

Glasius, Godgel. Nederl., Delprat, Broederschap van G. Groote bl. 140 sqq., Groning. Volksalmanak 1842 und 1844, Ullmann, Reform. vor der Reform. II. S. 390 ff. van Slee.

Halirsch: Friedrich Ludwig H., Dichter, wurde am 7. März 1802 in Wien geboren und starb in Verona am 19. März 1832; er erhielt seine erste Ausbildung in Brünn und setzte seine Studien später in Wien fort. 1823 beendete H. die in Oesterreich damals sogenannten „philosophischen" Studien, ohne sich einem bestimmten Fachstudium zuzuwenden trat er beim Hofkriegsrathe in Wien in administrative Staatsdienste, schon früher jedoch waren die ersten Blüthen seiner Muse entstanden, der Verkehr mit K. M. v. Weber, Karl v. Holtei, J. G. Seidl, K. E. Ebert, Dräxler-Manfred, Anastasius Grün regte

ihn an auf dem Gebiete des poetischen Schaffens rüstig weiter zu arbeiten und es entstand bald eine Reihe dramatischer und novellistischer Werke, die nicht nur in des Dichters engerem Vaterlande, sondern auch darüber weit hinaus Aufmerksamkeit erregten. Was seine amtliche Stellung betrifft, so verblieb er bis zum J. 1831 in Wien, wurde sodann dem Generalcommando in Mailand zugetheilt und kam zuletzt nach Verona, wo er eines plötzlichen Todes starb. — Zuerst trat H. in der von ihm mit einigen Gleichgesinnten gegründeten Zeitschrift „Die Cicade" (Wien 1819 und 1820) vor die Oeffentlichkeit, später arbeitete er mit an der Vierteljahrsschrift „Eichenblätter", zum Theil unter dem Pseudonym K. E. Waller. Nachdem H. mit Gubitz, Th. Hell, Wilib. Alexis, Gust. Schwab u. A. in Verbindung getreten, wurde sein Name rasch bekannt. Als Dichter war er auf allen Gebieten der Poesie thätig, am wenigsten hatte er dabei auf dem dramatischen Felde Erfolg, seine Dramen: „Petrarca" (1824), „Die Demetrier" (1824), „Hans Sachs" (1826) und „Der Morgen auf Capri" (1829) lassen ein kräftiges dramatisches Leben vermissen, seine Lieder und Balladen stellen ihn hervorragenden seiner Zeitgenossen würdig zur Seite; namentlich seine Balladen erregten trotz ihres düsteren melancholischen Charakters allgemeine Aufmerksamkeit. Die „Balladen und lyrischen Gedichte" erschienen 1829. Etwas von Goethe'scher Klarheit und Ludwig Tieck'scher Einfachheit zeigt sich in Halirsch' „Novellen und Geschichten" (1827). Eine Sammlung zarter Poesieen finden wir auch in seinen „Erinnerungen an den Schneeberg" (1831), dem letzten selbständig erschienenen poetischen Werke. Erwähnt seien auch noch seine „Dramaturgischen Skizzen" (1829). J. G. Seidl, der Freund und Gesinnungsgenosse des Dichters hat dessen „Litterarischen Nachlaß" (1840. 2 Bde.) herausgegeben, der erste Band bietet den poetischen Nachlaß, der zweite enthält die Novellen: „Die jungen Herzen" und „Belladonna", welche zu den besten novellistischen Leistungen des Dichters zählen. Novellistische Arbeiten von H. sind auch erschienen im Berliner Gesellschafter, in der Zeit. für die elegante Welt, im Mitternachtsblatte, im Wiener Taschenbuche Aglaja u. a. a. O. Bellati hat mehrere seiner Balladen ins Italienische übertragen.

J. G. Seidl's Biogr. Skizze im 1. Band des Nachlasses. Außerdem Goedeke, Grundriß z. Geschichte d. deutschen Dichtg. III. S. 847 ff. — Wurzbach, Biogr. Lex. VII. S. 233. — Oesterr. Nationalencyklopädie II. S. 480.

Schlossar.

Halkett: Hugh Freiherr von H., hannoverscher General der Infanterie, wurde aus altem schottischen Geschlechte am 30. August 1783 im Badeorte Musselburgh bei Edinburg geboren. Der Einfluß seines Vaters, welcher englischer General war, verschaffte dem zehnjährigen Knaben ein Fähnrichspatent in der schottischen Brigade, einem Bestandtheile der englischen Armee, und legte so den Grund zu seinem späteren raschen Fortkommen. Mit 15 Jahren trat er als Lieutenant wirklich in den Dienst und gleich darauf, im December 1798, führte er ein Commando von 240 Mann nach Ostindien. Nach Tippo Sahib's Unterwerfung herrschte hier Ruhe, H. gelangte daher nicht zu kriegerischer Thätigkeit und wurde 1801 aus Gesundheitsrücksichten nach Europa zurückgeschickt. — Nicht lange nachher trat ein Ereigniß ein, welches für sein ganzes künftiges Leben bestimmend werden sollte. Durch die Elbconvention vom 5. Juli 1803 war die kurhannoversche Armee aufgelöst; der thatkräftige Theil derselben richtete seine Blicke nach England mit der Hoffnung im Dienste des, durch Personalunion mit dem Heimathlande verbundenen Staates, der seit langer Zeit schon die Hülfe deutscher Truppen in Anspruch genommen hatte um seine Interessen zu Lande zu verfechten, Gelegenheit zum Verbleiben in der militärischen Laufbahn und zum Kampfe gegen die Ueberwinder zu finden, welchen die schwäch-

liche Politik des Vaterlandes eine brave Truppe mit gebundenen Händen überliefert hatte. England war gern bereit die gewünschte Gelegenheit zu bieten; auch Halkett's älterer Bruder, der Major Colin H., erhielt einen Werbebrief für ein Bataillon Infanterie und zugleich für unseren Hugh eine der ältesten Hauptmannsstellen in demselben. Das Bataillon wurde das 2. leichte Bataillon der „Kings German Legion", der sogenannten Englisch-Deutschen Legion (vgl. Beamish, Geschichte der Königlich Deutschen Legion, Hannover 1832) und H. war mit nicht ganz 22 Jahren Major in demselben. — England versuchte baldmöglichst von den Diensten dieser Truppe Nutzen zu ziehen, aber weder die Expedition nach dem nördlichen Hannover im Spätherbst 1805 noch die nach der Insel Rügen im Sommer 1807, an welchen beiden H. Theil nahm, verschaffte ihr ernstere Thätigkeit; erst das Unternehmen gegen Dänemark, welches die berüchtigte Fortführung der dänischen Flotte durch das mit diesem Staate in Frieden lebende Albion bezweckte, hatte kriegerische Ereignisse im Gefolge, welche Halkett's militärischen Blick und seine Entschlossenheit von vorn herein in ein helles Licht stellten. Als dieser nämlich bemerkte, daß die Dänen im Begriff waren in eine vor Kopenhagen neuerbaute Redoute Geschütze zu bringen, setzte er sich ohne Weiteres in Besitz der Schanze und hatte, nachdem er sie trotz seiner Vorstellungen auf höhere Anordnung hatte räumen müssen, die Genugthuung, daß er am anderen Tage befehligt wurde, sie wieder zu nehmen; er behauptete sie dann gegen die Versuche der Dänen sie zurückzuerobern. Trotz seiner großen Bescheidenheit sagte er später von dieser seiner ersten Waffenthat mit Befriedigung: „It was the best thing i ever did". — Das J. 1808 brachte zunächst wieder eine folgenlose Expedition nach Gotenburg, von da aber wurde die Fahrt nach der pyrenäischen Halbinsel fortgesetzt, welche von nun an der Hauptschauplatz für die Kämpfe der Legion werden sollte. Der erste Feldzug lief freilich unglücklich aus: Sir John Moore mußte sich, nachdem die Spanier geschlagen waren, vor Napoleons Ueberlegenheit wieder einschiffen und auch H., welcher sich bei einer auf Vigo zurückgegangenen Seitenkolonne befunden und daher an dem Kampfe bei Coruña, in welchem Moore fiel (16. Januar 1809), nicht Theil genommen hatte, kehrte nach England zurück. Doch nur für kurze Zeit. Schon im Sommer desselben Jahres war er bei der Expedition nach der Insel Walcheren, welche vornehmlich durch das Ungeschick des commandirenden Generals, des Lord Chatham, scheiterte und im Frühjahr 1811 segelte er zum zweiten Male nach der Peninsula. Der hartbestrittene Sieg Beresford's über Soult bei Albuera am 16. Mai 1811, die Schlacht bei Salamanca am 22. Juli 1812, in welcher Marmont von Wellington überwunden wurde, das Nachtgefecht bei der Venta del Pozo am 22. October desselben Jahres, in welchem die Angriffe der französischen Reiterei, nachdem diese die englische geworfen hatte, an der festen Haltung der beiden leichten Bataillone der Legion scheiterten, denen sie nach englischer Sitte das Motto: „Venta del Pozo" eintrug, waren die Hauptkämpfe, an welchen H. an der Spitze des 2. leichten Bataillons, dessen Commandeur, sein Bruder, die Brigade führte, Theil nahm. Zum Commandeur des 7. Linien-Bataillons der Legion ernannt und im Begriff zu diesem nach Sicilien abzugehen, befand sich H. in England, als im Frühjahr 1813 in Norddeutschland der Kampf gegen die Franzosen entbrannte. Um den neuzuformirenden Truppen einen Halt zu geben, sandte man einige Mannschaften, und namentlich Officiere und Unterofficiere, dahin, darunter H. Bald nach Beginn des Waffenstillstandes traf er im Hauptquartiere des General Graf Wallmoden im Mecklenburgischen ein und erhielt das Commando der neuaufgestellten 1. hannoverschen Brigade, deren Ausbildung zu vervollkommnen er nun vor allen Dingen sich angelegen sein ließ. Das Treffen bei der Göhrde am

16. September lieferte bald den Beweis, wie ihm das gelungen. An der Spitze seiner Bataillone, welche mit dem Bajonnet in die Carrés der Franzosen einbrachen, trug er wesentlich zu dem glücklichen Ausgange des Kampfes bei, und eben so mannhaft schlug er sich in dem unglücklichen Gefechte bei Sehestedt am 10. December gegen die Dänen. Wie gewöhnlich, unterließ er auch hier nicht, sich persönlich am Kampfe zu betheiligen. Als ein dänisches Reiterregiment eins der Bataillone seiner Brigade in Unordnung brachte, ritt er dem Standartenträger einer Schwadron entgegen, hieb ihm das Haupt vom Rumpfe und entriß ihm die Standarte; den nachsetzenden Feinden, welche auf ihn Jagd machten, entzog er sich schließlich durch einen gewaltigen Sprung über einen Knick mit doppeltem Graben, eine Leistung, welche seine Verfolger ihm nicht nachmachen konnten. Den Schluß des Feldzuges bildete für H. und seine Brigade ein angestrengter zweimonatlicher Vorpostendienst vor Harburg, aus welcher Stadt der in Hamburg eingeschlossene Davout einen Brückenkopf gemacht hatte. — Im Feldzuge von 1815 commandirte er eine hannoversche Landwehrbrigade und focht mit derselben bei Waterloo in der Division des General Clinton auf dem äußersten rechten Flügel bei Hougoumont. Mehr noch als die tapfere Vertheidigung dieses Schlosses sollte ein Vorfall Halkett's Namen in den weitesten Kreisen bekannt machen, welcher sich zutrug als gegen Abend die englische Schlachtlinie aus ihrer Stellung gegen die Franzosen vorbrach. Bei diesem Vorgehen traf er, nachdem er eine Anzahl feindlicher Geschütze genommen hatte, auf Abtheilungen der alten Garde, welche bereits in den allgemeinen Rückzug verwickelt waren. Im Laufe des Gefechtes bemerkte er einen General, der, hoch zu Roß, seine Truppen zum Widerstande aufmunterte. Mit hochgeschwungenem Säbel sprengte H. aus der eigenen Linie auf denselben ein — nach der sehr überzeugenden Schilderung eines Augenzeugen in dem Augenblicke, als diesem das Pferd erschossen war — und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Der General erwiderte: „Je me rends“ und H. schickte sich an, ihn fortzuführen; gleichzeitig aber erhielt sein eigenes Pferd einen Schuß und brach zusammen. Der Gefangene benutzte diesen Zufall sich auf den Weg zu seiner Truppe zu machen; H. aber brachte sein Pferd wieder auf die Beine, holte den General ein, faßte ihn bei den Achselschnüren und kam glücklich mit ihm bei den Seinigen an (vgl. Dehnel, Erinnerungen deutscher Officiere in britischen Diensten aus den Kriegsjahren 1805—16, Hannover 1864). Der Gefangene war Cambronne, dem die französische Legende das erhabene Wort in den Mund gelegt hat: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas!“ Da die Masse der Franzosen mit Zähigkeit an der Sage festhält, Cambronne's Denkmal in Nantes dieselbe voraussichtlich bis auf die spätesten Geschlechter bringen wird und leider auch deutsche Geschichtsschreiber dieselbe noch erzählen, so mag erwähnt werden, daß schon Wellington's Bericht vom 19. Juni Cambronne unter den gefangenen Generalen nennt. Von anderer Seite wird die ablehnende Erwiderung der französischen Garde auf die an sie gerichtete Aufforderung sich zu ergeben für den bald darauf gefallenen General Michel in Anspruch genommen, der allerdings in weniger tönender Phrase „Merde!“ geantwortet haben soll (Militair-Wochenblatt, Berlin 1876, Nr. 47). — Als nach dem zweiten Pariser Frieden die Legion aufgelöst wurde und ihre Cadres den Kern der neuformirten hannoverschen Armee bildeten, trat auch Oberst H. in die letztere über und commandirte zunächst eine Brigade der in Frankreich zurückbleibenden Occupationsarmee. Die lange Friedensperiode bis zum J. 1848 führte ihn dann in verschiedene Stellungen, so 1839 nach Osnabrück, wo in Veranlassung der im Lande stattgehabten Verfassungskämpfe Unruhen befürchtet wurden, und 1843 an die Spitze des X. deutschen Bundes-Armeecorps, welches in der Nähe von Lüneburg zu gemein-

samen Herbstübungen zusammengezogen wurde. In Osnabrück war es besonders dem herzgewinnenden Zauber der Persönlichkeit des ritterlichen Generals zu danken, daß er keiner Gewaltmaßregeln bedurfte, um seine Aufgabe zu erfüllen, und bei Lüneburg verstand er nicht nur die Harmonie zwischen den Truppen von neun verschiedenen Kontingenten zu wahren und zu mehren, sondern auch deren militärische Ausbildung zweckentsprechend zu fördern. — Es war daher eine glückliche Wahl, daß man H. wieder an die Spitze dieses Corps stellte, als es im J. 1848 galt, Schleswig vor dänischer Vergewaltigung zu schützen (vgl. Sichart, Tagebuch des X. deutschen Bundes-Armeecorps ꝛc. im J. 1848, Hann. 1851). Den Oberbefehl über die gesammten Bundestruppen mußte er freilich dem preußischen General von Wrangel überlassen und die ganze, von einer ohnmächtigen Politik beeinflußte Kriegführung war wenig nach seinem Geschmack, aber pflichttreu wie immer trat er seinen alten Gegnern von 1812 und von 1813 entgegen. Im Gefechte bei Oeversee, am Tage nach der Schleswiger Schlacht, in welchem er die Nachhut der Dänen faßte, schützte ihn dasselbe Glück, welches ihn zeitlebens vor ernsteren Verwundungen bewahrt hatte, vor der Kugel eines jütischen Dragoners, in dessen Schußbereich ihn seine waghalsige Tapferkeit geführt hatte; dann rückte er nach dem Sundewitt, durch den seebeherrschenden Feind zu einer seinen Neigungen wenig zusagenden passiven Haltung genöthigt, in welche nur der für seine Truppen unglückliche Ueberfall seitens der Dänen am 28. Mai und das eigene angriffsweise Vorgehen am 5. Juni Abwechselung brachten. Auch die Hoffnung, dem Feinde zu Ende des letzteren Monats bei Hadersleben auf dem festen Lande zu begegnen, schlug fehl, und, ohne entscheidende Schläge geführt zu haben, kehrte H., nachdem der Malmöer Waffenstillstand geschlossen war, heim. — Zehn Jahre später bewog ein Augenleiden den General seine Versetzung in den Ruhestand zu erbitten. Sie sollte ein glänzendes Zeugniß für die Verehrung ablegen, welche er im ganzen Lande genoß und für die Anerkennung, deren sich seine Dienste zu erfreuen hatten. Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, am 18. Juni 1858, bewilligten ihm beide Kammern einstimmig eine Pensionszulage, welche sein Ruhegehalt auf gleiche Höhe mit seinem bisherigen Diensteinkommen brachte; ein an das Gedächtniß dieses Tages anknüpfendes Schreiben der Versammlung der allgemeinen Stände des Königreichs setzte ihn davon in Kenntniß. Aber nicht lange sollte er sich der zeitlichen Ruhe erfreuen; nachdem ihm sein König noch den erblichen Adel mit dem Freiherrntitel verliehen, ging er in Hannover am 26. Juli 1863 zur ewigen Ruhe ein. — Die Schilderung seines Lebenslaufes wird ein Streiflicht auf seine Geistes- und Charaktereigenschaften geworfen haben; an äußeren Merkmalen mag noch hinzugefügt werden, daß H. ein sehr hübscher Mann von kleiner Statur, gewandt in allen körperlichen Uebungen war und daß er das Deutsche zwar fließend aber nie correct und stets mit englischen Redewendungen durchsetzt sprach.

E. von dem Knesebeck, Leben des Freiherrn Hugh von H. ꝛc., Stuttgart 1865 (auf Quellen und persönlicher Bekanntschaft beruhend). Poten.

Hallbauer: Friedrich Andreas H., lutherischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geb. am 13. Sept. 1692 zu Allstädt in Thüringen, gest. am 1. März 1750 zu Jena. Sohn eines Chirurgen, erhielt er seine Bildung auf den Schulen seiner Vaterstadt, auf dem Gymnasium zu Calbe und dem Waisenhaus zu Halle, studirte 1712 ff. in Halle und Jena Philosophie und Theologie, wurde in Jena 1715 Magister, 1721 Adjunct der philosophischen Facultät, 1731 Prof. eloquentiae et poëseos, 1738 prof. extraord., 1740 Dr. und außerordentlicher Professor der Theologie, auch herzogl. sächs. Kirchenrath und Inspector der Gothaer wie Altenburgischen Landeskinder. Seine Schriften bewegen sich auf sehr verschiedenen Gebieten; am meisten lag ihm am Herzen die Verbesserung des

Geschmacks im Predigen: diesem Zweck diente besonders sein homiletisch-katechetisches Hauptwerk: „Nöthiger Unterricht zur Klugheit erbaulich zu predigen, zu katechisiren und geistliche Reden zu halten, nebst einer Vorrede von der homiletischen Pedanterei", Jena 1723 ff. in fünf Auflagen erschienen, worin er die homiletischen Lächerlichkeiten seiner Zeitgenossen in ergötzlicher Weise geißelt und die Ermahnung zum gottseligen Leben als Predigtzweck hinstellt. Verwandten Zwecken diente seine „Anweisung zur deutschen Oratorie nebst Vorrede von den Mängeln der Schuloratorie", Jena 1725 und 1728, auch eine „Anleitung zur politischen Beredtsamkeit", Jena 1738, sowie eine „Sammlung von Parentationen", Jena 1724 ff. Aber auch exegetische, pädagogische u. a. Fragen behandelt er in Dissertationen und Programmen, gab eine „Einleitung zum lat. Stil", 1727, eine „Sammlung deutscher sinnreicher Inscriptionen", 1732, „Jubelschriften zur Säcularfeier der Augsburgischen Confession", 1730 u. A. heraus, edirte Schriften von Erasmus, Johann Sturm, Aonio Paleario (Opp. cum praef. de ejusdem vita", Jena 1728) u. A., und schrieb trotz seines sonst friedlichen Sinnes Streitschriften wider die Herrnhuter und den Grafen Zinzendorf („Animadv. theol.", 1740. 41, „De hodierno fratrum Morav. coetu", 1743, „Zinzendorfiana dogmata rei chr. esse noxia", 1748).

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften nebst kurzer Lebensbeschreibung s. bei H. Döring, Die gel. Theol. Deutschlands I, 587 ff.; Brucker, Bildersaal 8; Schmersahl, Zuverl. Nachr. II, S. 1 ff.; Moser, Lex.; Götten, Gel. Europa; Meusel, Lexikon Bd. V, S. 81 ff.; Frank, Jenaer Theol. S. 76 und Gesch. der protest. Theol. II, 237 ff. Wagenmann.

Hallberg: Emilie Emma von H., niederrheinische Dichterin, in ihrer Art eine merkwürdige Erscheinung. Geboren zu Köln am 18. Octbr. 1826, gest. ebenda 1862, schließt sie sich im Geist und Ton ihrer Dichtung an Heinrich Heine an. Auch bei ihr stehen die größten Gegensätze hart neben einander, oft in ein und demselben Gedichte: wilde Schmerzausbrüche neben der zartesten Wehmuth, weibliche Anmuth neben Trotz und Hohn, ja man muß hinzufügen, mitunter reizvolle Poesie neben trockener Prosa in der Auffassung. Sie liebt es, sich in excentrischen Kreisen zu bewegen; man kann sie nicht gerade zu den emancipirten ihres Geschlechtes zählen, doch aber vermißt man oft wahre Weiblichkeit. Diese Schärfen und Ecken ihrer Natur treten am stärksten in ihren Liedern hervor. Unter ihren sonstigen Dichtungen sind die „Waldmährchen und Balladen", 2 Theile, 1854—55 wohl die gelungensten. Sie hat sehr Vieles herausgegeben, ihre letzten Arbeiten anonym: „Die Najade", 1857; „Heinrich Heine's Himmelfahrt. Eine Geisterstimme", 1857; „Die deutsche Nationallitteratur, kritisch, humoristisch, satirisch", 1857, 2 Hefte rc.

Vgl. Gortzitza, Gesch. der deutschen Liter. S. 441. Kurz, Gesch. d. D. Litt. Bd. 4, S. 62b. Kelchner.

Hallberg-Broich: Karl Theodor Maria Hubert Freiherr v. H.-B., Tourist, Schriftsteller und Sonderling, geb. am 8. September 1768 auf Schloß Broich bei Duisburg (preuß. Provinz Cleve-Berg), entwischte 10jährig von der Schule zu Cöln mit einem Rheinschiffer nach England, kam als Matrose nach Triest und als Cadet nach Wien, trat mit 15 Jahren als Lieutenant in kurfürstliche Dienste zu Jülich, besuchte das Militärcollége zu Metz, bezog nach dem Tode seines Vaters 1793 sein Stammschloß, von wo aus er seine planlosen geographischen Taumelzüge durch die Welt begann: über England nach Schweden und Norwegen, Rußland, Constantinopel, Syrien, Griechenland, Sicilien, Tunis, und Spanien. Einen kurzen Stillstand in seine Reiselust brachte 1800 eine Heirath mit Caroline Freie von und zu Olne zum Hause Birkt in Brabant. Sie blieb ihrem mehr als wunderlichen Gatten in unwandelbarer Treue ergeben, folgte ihm nach Paris, als H.-B. plötzlich durch Napoleon's Schergen aufgehoben

und wegen eines „tentirten Mords und gewaltsamen Ueberfalls französischer Beamten mit einer verkleideten Räuberbande“, nach Frankreich geschleppt und eingekerkert wurde; Caroline v. H.-B. wagte einen Fußfall vor Napoleon, worauf dieser seinen Feind (welcher schon früher eine allgemeine Volksbewaffnung gegen Frankreich ins Leben rufen wollte und deßhalb zu Wien in den Narrenthurm gesetzt worden war) begnadigte. Die arme Frau, welche unter den oft grausamen Eulenspiegeleien Hallberg-Broich's eine unwürdige Behandlung erlitt, starb am 23. Sept. 1832 an den Folgen eines Sprunges aus dem Fenster, welchen ihr Gemahl als Zeichen ihrer Liebe gebieterisch verlangte. — Sich an Frankreich zu rächen, ging H.-B. nach Tunis, beredete den Bey, ihm 6000 Corsaren zu geben, um damit Italien zu insurgiren, auf der Ueberfahrt fiel er den Engländern in die Hände, welche ihn für einen französischen Spion hielten und nach London brachten, wo er in sechsmonatlicher Gefangenschaft schmachtete. Nach dem russischen Winter organisirte H.-B. wirklich einen Landsturm zwischen Rhein und Maas, brachte 30000 Mann zusammen, welche er als „Feldobersthauptmann“ am 6. Januar 1814 bei Coblenz über den Rhein führte und erhielt mehrere Commissionsaufträge, z. B. bei der Befestigung der Stadt Cöln, ferner die Verpflegung der russischen kaiserl. Armeen mit dem Titel eines „General-Marsch-Commissairs der russischen kaiserl. Truppen“; 1815 wurde ihm die „Leitung der Generalpolizey aller Armeen in Paris“ unter dem General-Gouverneur Justus Gruner übertragen. Für seine geleisteten patriotischen Dienste träumte der überschwängliche Freiherr das Herzogthum Jülich oder Berg zu erhalten; als die erwartete Belohnung ausblieb, schrieb H.-B. (mit seinem jüngeren Bruder Franz) eine Satire („Das politische Kochbuch“), welche einen Verhaftbefehl nach sich zog, vor welchem H.-B. mit seiner Frau 1817 nach Dänemark, Schweden und Norwegen ging, wo er mit dem malcontenten Adel zu Stockholm die Vertreibung Bernadotte's plante, um „sein eigen Anrecht“ auf den Thron von Schweden geltend zu machen, welches er auf eine weitläufige Verwandtschaft seiner Frau mit dem Hause Wasa begründen wollte. Auch hier unter polizeiliche Aufsicht gestellt und schließlich ausgewiesen, ging H.-B. nach Baiern, wo er das kleine Schloß Fußberg bei Gauting erwarb und alsbald von der Nachbarschaft des Spottnamens des „Eremiten von Gauting“ theilhaft wurde, den er mit Vergnügen als Autor gebrauchte. 1821 machte H.-B. mit seiner Frau eine Fußreise nach Rom; 1824 legte er dem Könige Max von Baiern ein physiokratisches Project vor, zur Trockenlegung und Kultivirung der Moore bei Erding und Ismanning, und erhielt an 300 Tagwerke als Geschenk und bedeutende Summen zur Durchführung seiner Pläne, wozu H.-B. das bei Freising gelegene weiland fürstbischöfliche Jagdschloß Birkeneck mit eulenspiegelhafter Verachtung alles Comforts, bezog. Von hier aus setzte er seine touristischen Weltspaziergänge fort, bereiste, wie immer, zu Fuße, 1823—25 die Niederlande, 1835 Algier und 1836 den Orient, 1839 England und Schottland, ging 1842 ff. über Rußland nach Armenien und Persien, wo er den diamantreichen Sonnen- und Löwenorden vom Schach zu Teheran erhielt. 1847 ging er nach Rom und dann neuerdings nach dem Orient, Persien rc. Nachdem er schon früher zu Chammeregg seine Einsiedelei aufgeschlagen, zog H.-B. nach Schloß Hörmannsdorf (zwischen Straubing und Landshut), wo er hochbetagt und längst erblindet am 17. April 1862 starb und im Friedhofe des Dorfes Weng begraben wurde. Seine zahlreichen Schriften kennzeichnen den Sonderling, welcher den Mangel einer gediegenen Jugendbildung vergeblich hinter barocken Einfällen zu bergen strebt, sein Stil ist geschmacklos und verschroben, ungeheuerlich und grob. Unter seinem Namen erschienen „Deutsches Kochbuch für Leckermäuler und Guippons“ (3. Aufl. Düsseldorf 1819), „Reise durch Skandinavien im J. 1817“, 1818,

„Volkswirthschaftliche und statistische Aufsätze“ (in der Zeitschr. von und für Westfalen), 1819. „Reise-Epistel durch den Isar-Kreis“, 1822. „Der Soldat“, 1828. „Stammbuch der eisernen Hand des Götz von Berlichingen“, 1828. „Reise durch Italien“, 1830. „Ueber den Rhein- und Donau-Kanal und den alten Handelsweg nach Indien“, 1831. „Reise nach dem Orient“, 1839. „Deutschland, Rußland, Caucasus und Persien in den J. 1842—44“, 1844. Von ihm existiren vielfache Porträtbilder, z. B. in ganzer Figur als General-Lieutenant, lithographirt von Fr. Dahmen, gr. Fol.; als Eremit von Gauting, an einem Baumstamme sitzend, nach dem Leben gezeichnet und gestochen von Ferd. Baron v. Lütgendorf 1846. Außerdem prangte seine Figur in vielen Karikaturen, wozu die ganze phantastische Erscheinung stets erwünschten Anlaß bot. Ueber sein Leben vgl. „Kriegsgeschichten, Reisen, Dichtungen. Aus den hinterlassenen Papieren des Freiherrn v. H.-B. Mit biographischen Skizzen über den Verfasser, herausgegeben von Baron Künßberg-Thurnau“, Landshut 1862 und „Leben des preußischen Generals Freiherrn v. H.-B., genannt Eremit von Gauting. Skizzirt durch Prof. Dr. Johannes Gistel“, Berlin 1863 (mit Porträt).

Vgl. außerdem: A. Lewald, Panorama von München 1835, I. 281 ff. Zerzog im Morgenblatt der baier. Ztg. 1863, Nr. 148. Wolfg. Menzel, Denkwürdigkeiten 1877, S. 228. Ueber das sogen. „Hallberger-Moos“ vgl. Allg. Ztg. 1862, Beil. 178. Hyac. Holland.

Hallberger: Louis Wilh. Friedr. H., Buchhändler, 1796 in Plochingen geboren, war der Gründer der Hallberger'schen Verlagsbuchhandlung, welche Firma vor nicht langer Zeit erloschen ist. Sein Vater war Kaufmann und wurde der Sohn demgemäß auch diesem Stande bestimmt. Nachdem er seine Lehrzeit in Stuttgart bestanden, kehrte er nach einigen Wanderjahren, die ihn in der Welt ziemlich herumbrachten, nach Stuttgart zurück, wo er Theilhaber des Geschäfts wurde, in dem er seine Lehrzeit bestanden hatte. Er heirathete die Tochter seines früheren Lehrherrn, welche er schon nach einer vierjährigen Ehe wieder verlor, nachdem sie ihm drei Söhne geboren hatte. Bald nach dem Tode seiner Frau trat er aus dem schwiegerelterlichen Geschäfte aus, um dann im J. 1830 durch Kauf die Franckh'sche Buchhandlung zu erwerben, wodurch er zum Buchhandel überging. Um sich in die neue Geschäftsbranche einzugewöhnen, trat er bei seinem Freunde, dem Buchhändler Paul Neff in Stuttgart, gleichsam nochmals in die Lehre, indem er zwei Jahre in dessen Geschäft arbeitete. Er brachte seine neue Handlung sehr bald zu großem Ansehen, denn schon in den dreißiger und vierziger Jahren zählte die Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung zu den bedeutendsten in Deutschland. Wenn auch der Verlagswerke an Zahl nicht viel waren, so waren sie doch von großem inneren Werthe. Es finden sich sehr viele bedeutende Namen, wie z. B. C. Spindler, C. J. Weber, Fürst Pückler, Prokesch-Osten, v. Gentz, Laube, Menzel, Rotteck 2c. in seinem Verlag. Bekannter aber auf dem Büchermarkt, als er selbst, ist der Name seines Sohnes Eduard H. geworden, dessen Geschäft 1848 gegründet, jetzt zu den angesehensten Verlagshandlungen in Deutschland zu rechnen ist. Sein jüngster Sohn, Karl H., trat ebenfalls in das Geschäft seines Bruders ein und förderte nicht unwesentlich dessen Unternehmungen. Der Vater erlebte noch die Freude, seinen Namen dergestalt aufs Neue in der Buchhändlerwelt erblühen und immer mehr an Achtung und Ansehen wachsen zu sehen. Er starb am 9. Juni 1879. Kelchner.

Halle: Christian Hermann Adolph H., Dr., Präses des Hamburger Handelsgerichts, wurde als Sohn des Banquiers Emanuel Anton v. H. am 31. März 1798 zu Hamburg geboren, promovirte nach absolvirtem juristischen Studium im März 1819 zu Jena und wurde im Mai 1820 in seiner Vater-

stadt zur Advocatur zugelassen. Hier ward er vermöge seiner hervorragenden Eigenschaften, seiner gründlichen juristischen Bildung, seiner schnellen Fassungskraft, seines großen Scharfsinnes und seiner lebendigen Darstellungsgabe bald ein angesehener, vielbeschäftigter und besonders im Handelsgericht, vor dem schon damals mündlich verhandelt ward, gern gehörter Sachführer. Nachdem er sich mehr als 10 Jahre mit Eifer und Liebe der Advocatur gewidmet, wurde er dann am 26. Januar 1831 zum Vicepräses und schon am 4. August desselben Jahres zum Präses des Hamburger Handelsgerichtes erwählt. Die Institution eines Ausnahmegerichts erster Instanz für Handelssachen war, nachdem man unter französischer Herrschaft die Vorzüge eines in Gemäßheit des Code de Commerce errichteten Commerz-Tribunals kennen und schätzen gelernt hatte, nach Vertreibung der Franzosen in Hamburg beibehalten worden. In dem 1816 errichteten Handelsgericht war die Rechtssprechung neben dem juristischen Vorsitzenden einer Anzahl angesehener Mitglieder der Kaufmannschaft als ein Ehrenamt übertragen worden und die überaus glückliche Zusammensetzung dieses Gerichtshofes, in welchem neben der juristischen Bildung des Vorsitzenden auch die gewiegte praktische Lebens- und Handelskenntniß der kaufmännischen Mitglieder zur gebührenden Geltung kam, hatte schon in den ersten Jahren seines Bestehens so vortreffliche Resultate erzielt, daß die Entscheidungen des Hamburger Handelsgerichts auch in nichthamburgischen und nichtdeutschen Kreisen mit großer Achtung aufgenommen wurden. An die Spitze dieses Gerichts ward nun im J. 1831 H. berufen und trug in dieser wichtigen Stellung 17 Jahre hindurch erheblich dazu bei, den guten Ruf desselben noch fester zu begründen und zu erhalten. Neben seiner eigentlich richterlichen Thätigkeit, in der er sich durch die Abgabe feinbegründeter und auch in der äußeren Form vortrefflicher Erkenntnisse auszeichnete, entwickelte er auch eine unermüdliche Thätigkeit in den beim Handelsgericht sehr häufig angeordneten Güteversuchen, den sogen. Commissionen, in denen ein bedeutender Theil der handelsgerichtlichen und gerade der weitläufigsten und wichtigsten Sachen vergleichsweise beigelegt wurde. Hier übte er den Parteien gegenüber die größte Geduld, veranlaßte dieselben, sich über die streitigen Angelegenheiten auszusprechen, suchte sie einander näher zu bringen, Mißverständnisse zu beseitigen und scheute kein Opfer von Zeit und Kräften, um einen Vergleich zu Stande zu bringen. Nachdem H. noch von October bis December 1847 als hamburgischer Commissar und gewiegter Kenner des Handels- und Wechselrechts an den zu Leipzig abgehaltenen Conferenzen über die Abfassung der allgemeinen deutschen Wechselordnung einen ebenso lebhaften, wie hervorragenden Antheil genommen hatte, kamen schon bald darauf, wie es scheint hervorgerufen oder doch begünstigt durch die ihn stark beunruhigenden Wirren des J. 1848, die Anfänge einer Gemüthskrankheit bei ihm zum Vorschein, in Folge deren er genöthigt war, zum großen Bedauern Hamburgs im December d. J. sein Amt niederzulegen. Später wieder hergestellt, vertrat er von April bis September 1858 noch ein Mal seine Vaterstadt bei den behufs Abfassung des seerechtlichen Theiles des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches in Hamburg stattfindenden Conferenzen, wurde jedoch, da er sich immer mehr körperlich wie geistig leidend fühlte, auf sein dringendes Verlangen bei den späteren Verhandlungen durch einen anderen Vertreter abgelöst. Er starb am 26. Januar 1866 zu Dresden im Alter von 68 Jahren. W. v. Melle.

Haller: Albert v. H. (1808—58), der zweite Sohn Karl Ludwigs v. H. (s. u.), wurde den 18. Juli 1808 in Bern geboren. Dreizehn Jahre alt war er, als sein Vater zum Katholicismus übertrat und seine Vaterstadt verließ; fünf Jahre später folgte er diesem Beispiele. Der schöne, edle und reiche Jüngling trat in sardinischen Kriegsdienst und kam als Officierscadet nach Turin;

aber plötzlich von Begeisterung für den priesterlichen Beruf ergriffen, ergab er sich dem Studium der Theologie am collegium germanicum in Rom, wurde 1834 zum Priester geweiht und promovirte als Doctor der Theologie. Er war nach einander Vicar an der katholischen Kirche in Lausanne, Secretär des päpstlichen Nuntius in Luzern und in Schwyz, 1839 Pfarrer zu Galgenen im Kanton Schwyz, 1855 Generalvicar, dann Coadjutor des Bischofs von Chur. Im März 1858 wurde er zum Bischof von Carran in partibus infidelium und Weihbischof von Chur erhoben, starb aber den 28. November des gleichen Jahres. Man rühmte seine Ueberzeugungstreue, seinen Arbeitseifer und die unbedingte Hingebung an die einmal ergriffene Sache.

Erinnerung an A. v. Haller, Bischof von Carran; Rede bei der Leichenfeier von Alois Rüttimann, 1858. — Flores amoris atque gratitudinis ad monumentum A. de Haller, von J. A. Bruhin, 1864. Bl.

Haller: Albrecht v. H., (1708—77), wurde den 8. October 1708 in Bern geboren; er stammte aus einem wohlangesehenen Geschlechte, das, seit der Reformation in Bern niedergelassen, zwar nicht zu den eigentlich patricischen Familien gehörte, aber Antheil hatte an der Stadtregierung. Albrechts Vater war ein geschätzter Rechtsgelehrter, der 1705 einen Ruf nach Utrecht erhalten, aber ausgeschlagen hatte; 1712 wurde derselbe Landschreiber zu Baden im Aargau. Die Mutter, Anna Maria Engel, starb früh und wurde durch eine Stiefmutter ersetzt. Die Erziehung des Knaben blieb meistens Hauslehrern überlassen, die ihn wenig anzuziehen wußten; dieser selbst entwickelte sich indessen außerordentlich früh, Lernbegierde und Fleiß, Verstand und Gedächtnißkraft zeichneten ihn gleicher Maßen aus und trieben ihn zu eigener Arbeit an, so daß er schon im 10. Altersjahre mit den alten Sprachen vollkommen vertraut war. Auch der Sammeleifer, sowie die Neigung zu dichterischen Versuchen gab schon in diesen Jahren sich kund. Im J. 1721 starb auch der Vater und Albrecht trat in Bern in das Gymnasium, kam aber bald nach Biel zu einem gelehrten Arzte, Dr. Neuhaus, und erhielt von diesem die Richtung auf die Naturwissenschaften; er entschloß sich zum medicinischen Studium und bezog noch 1723 die Universität in Tübingen. Er fand die Verhältnisse nicht günstig. Duvernois, Professor der Botanik und Anatomie, war der einzige der dortigen Lehrer, welcher auf ihn Einfluß übte. Im März 1725 vertheidigte H. vom öffentlichen Lehrstuhle herab die Ansicht Duvernois', daß ein von dem Breslauer Arzt Coschwitz beschriebener angeblicher Speichelgang unter der Zunge vielmehr blos eine Zungenvene sei, ein Gegenstand, der später H. auch den Stoff lieferte zur Doctordissertation. Bei dem genannten Lehrer hatte er Vorlesungen über Boerhave's Institutionen, ein damals vielgeschätztes Compendium der Physiologie und allgemeinen Pathologie, gehört, und war so sehr von diesem Werke eingenommen, daß er beschloß, bei Boerhave in Leyden selbst seine Studien fortzusetzen. Im Mai 1725 kam er dort an und wurde der eifrigste Schüler dieses damals berühmtesten Arztes. Die größten späteren Leistungen Haller's sind auf die hier erhaltenen Anregungen zurückzuführen. So fing er an, zum Zweck der Commentirung der Boerhave'schen Physiologie die ganze damalige physiologische Litteratur mit staunenswerthem Fleiße zu excerpiren; die Frucht dieses Fleißes waren die von 1739—44 gedruckten Commentare zu den Vorlesungen seines Meisters. Diese Commentare übertreffen die Institutionen selbst quantitativ ungemein, ragen aber auch nach ihrem Inhalte vor dem Commentirten hervor. Außer Boerhave hat in Leyden auch B. Albinus bedeutenden Einfluß auf H. ausgeübt; er gab ihm als Director des anatomischen Theaters Gelegenheit zur Leichensection. Der botanische Garten, damals einer der reichsten Europa's, bot die Möglichkeit zu mannigfaltigen Beobachtungen und nährte die Vorliebe auch

für diesen Zweig der Wissenschaft. Nach einer Reise durch das nördliche Deutschland erwarb sich H. 1727, noch im 19. Jahre, den Doctorgrad und begab sich erst nach London, dann nach Paris. Von hervorragenden Männern, deren Anleitung er genoß, deren Freundschaft er gewann, werden genannt an ersterem Orte Hans Sloane, Cheselden, Douglas und John Pringle, in letzterer Stadt neben den beiden Jussieu vorzüglich Winslow und der Chirurg Le Dran, in dessen Hause er wohnte und bei dessen Operationen er Zeuge sein durfte. Auf der Rückreise hielt sich H. noch einige Zeit in Basel auf und an dieser damals einzigen Schweizer Universität fand er zuerst Anlaß, sich in selbständigem Lehrvortrage zu versuchen. Zugleich ergab er sich hier, von dem großen Bernoulli angeregt, mit Leidenschaft dem Studium der höheren Mathematik. Mit seinem vertrautesten Freunde, dem als Naturforscher ebenfalls ausgezeichneten Johannes Geßner aus Zürich, machte H. noch vornehmlich zur Kräftigung seiner Gesundheit, die erste größere Schweizerreise. Die Eindrücke dieser Reise sprach H. aus in dem berühmtesten seiner Gedichte, den „Alpen", mit welchem er eine ganz neue Bahn betrat und sich in einen entschiedenen Gegensatz stellte zu der bisher in Deutschland üblichen beschreibenden Dichtung. Er ist der Erste gewesen, der die erhabene, großartige Natur des Hochgebirges poetisch zu erfassen suchte und die an Contrasten so reiche Schönheit derselben seinen Zeitgenossen darstellte; zugleich der Erste, welcher der tiefen Abneigung des ganzen Zeitalters Ausdruck gab gegen die überfeinerte Kultur, und der eben so tiefen Sehnsucht nach einem der verderblichen Bildung entflohenen Leben, nach dem goldenen Zeitalter, wo Sitteneinfalt und daher auch Sittenreinheit herrscht. Mit der Heimkehr nach Bern, 1729, begann für H. überhaupt die Zeit der dichterischen Production. Die früheren Versuche zwar, „Hirtenlieder, Tragödien und epische Gedichte", verbrannte er; doch nur, um mit gereifterem Geschmacke sie durch Besseres zu ersetzen. Es entstanden die Gedichte: „Ueber den Ursprung des Uebels", „Ueber Vernunft, Aberglauben und Unglauben", „Ueber die Ewigkeit", „Ueber die Falschheit menschlicher Tugenden" ꝛc., deren Titel schon verrathen, daß H. fast ausschließlich das Lehrgedicht pflegte; er war in erster Linie ein ernster Denker, und darin lag sowol die Schwäche als der Vorzug seiner Poesie. Er riß die deutsche Dichtung aus den früheren Trivialitäten heraus und gab ihr wieder einen würdigen, bedeutenden, die tiefsten Interessen der Menschen berührenden Inhalt; damit im Zusammenhang verlieh er aber auch der Form und der Sprache wieder neue Würde und neue Kraft. Im J. 1732 wurde die erste Sammlung seiner Poesien gedruckt, und in Kurzem hatte H. als Dichter Berühmtheit erlangt; 1734 erschien bereits die zweite Auflage und bis 1768 waren — die Uebersetzungen mit eingerechnet — im Ganzen 14 legitime und 7 Nachdrucksausgaben verbreitet. Mit der Rückkehr nach Bern hatte H. auch seine Thätigkeit begonnen als praktischer Arzt und versah gleichzeitig, nachdem er die Professur der Beredsamkeit und Geschichte umsonst nachgesucht, die Stelle des Bibliothekars der städtischen Bibliothek. Um das Amt eines Spitalarztes bewarb er sich ohne Erfolg, doch ruhten seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht, und endlich wurde ihm sogar gestattet, öffentliche Vorträge zu halten über Anatomie. Vorzüglich fruchtbar aber waren diese Jahre für Haller's botanische Studien, indem er seine Mußestunden hauptsächlich der Erforschung der nächsten Umgebungen Berns zuwandte, die kleineren und größeren Reisen beschrieb und seine Beobachtungen sammelte und veröffentlichte. Dem Ruhm des Dichters kam bald derjenige des Gelehrten gleich, und im J. 1736 wurde H. an die neu errichtete Universität Göttingen berufen. Nur zaudernd nahm er den Antrag an, und das erste Begegniß in Göttingen war der Tod seiner Gattin, der in der berühmten Trauerode besungenen „Marianne"; aber bald zeigte es sich, daß H. hier die ihm

entsprechende Wirksamkeit und daß die neue Universität den Mann gefunden hatte, der ihr die richtige Bedeutung zu geben vermochte. Es war ihm der Lehrstuhl der Anatomie, Medicin, Botanik und Chirurgie übertragen; die Zahl seiner Zuhörer mehrte sich von Jahr zu Jahr; sein Vortrag wurde als ungekünstelt und verständlich gerühmt; seinen Gegenstand wußte er in klarer, fast freundschaftlicher Weise dem Bildungsgrade seiner Schüler anzupassen, die Fähigeren unter ihnen verstand er zu eigener wissenschaftlicher Arbeit anzuregen. Göttingen verdankte ihm die Errichtung eines anatomischen Theaters, einer damit in Verbindung stehenden Zeichenakademie, einer Entbindungsschule und des botanischen Gartens, den wesentlichsten Antheil an der Stiftung der Akademie oder Gesellschaft der Wissenschaften und an der Begründung und Herausgabe der „Gelehrten Anzeigen". In allen diesen Bestrebungen kam ihm vorzüglich die Gunst des Curators der Georgia Augusta zu Statten, des Ministers Freiherrn v. Münchhausen. Wie als Lehrer, war H. auch hier als Entdecker und Schriftsteller thätig. Es gibt kein Gebiet der wissenschaftlichen Medicin, auf dem er nicht eingreifend gearbeitet hätte. Er entdeckte den Grund der Hirnbewegung im Einfluß der Athmung auf die Füllung der Hirnvenen und kannte auch schon die circulatorische Hirn- und Rückenmarksbewegung; er schloß, auf Versuche an Thieren gestützt, auf die geringere Wichtigkeit des Kleinhirns im Verhältniß zu der höheren des Großhirns. Die bedeutendste seiner Leistungen in der Physiologie war aber die genaue Durchprüfung sämmtlicher Körpertheile auf Empfindung und Bewegung oder, wie er es nannte, auf Sensibilität und Irritabilität, in 190 eigenen und 377 fremden Experimenten. Nicht weniger eingehend beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Bildung der Knochen, mit der Lehre von der Zeugung und Entwicklung (vas aberrans Halleri — Fretum Halleri) und im Anschluß hieran namentlich mit dem Studium der Mißgeburten. In mehreren Monographien schilderte er die Anatomie der Respirations-Musculatur. Von Zeit zu Zeit stellte H. seine Leistungen in größeren Werken zusammen. Die anatomischen Arbeiten sind meistentheils in den „Icones anatomicae" niedergelegt, einem in 7 Fascikeln von 1745—54 erschienenen Prachtwerk, welches an Inhalt sowol, wie an Vollendung der zum großen Theil das Gefäßsystem darstellenden Tafeln alles damals vorhandene übertraf. Einen kurzen Grundriß, in welchem H. seine physiologischen Ansichten zum Gebrauch der Studirenden zusammenstellte, bildeten die 1747 herausgegebenen „Primae lineae Physiologiae", welche außerordentlichen Beifall fanden und bald ins Deutsche, Französische und Englische übersetzt wurden. „Die Göttingerzeit von 1736—53 wird für die Geschichte der Wissenschaft ewig denkwürdig bleiben", erklärt ein Fachgenosse im Gebiete der Physiologie. Trotz alledem konnte H. seine Vaterstadt nicht vergessen. Mancherlei unangenehme Beziehungen zu seinen Collegen verbitterten dem etwas empfindlichen Manne den sonst so reichen und fruchtbaren Aufenthalt. Einen Ruf nach Oxford hatte er 1747, einen anderen nach Utrecht 1749 abgelehnt. Im gleichen Jahre suchte Friedrich II. den berühmten Gelehrten nach Berlin zu ziehen, aber auch diese glänzenden Anerbietungen zauderte H. anzunehmen. Im J. 1753 dagegen reiste er nach Bern, wo er unterdeß (1745) zum Mitglied des souveränen Rathes ernannt worden war und entschloß sich plötzlich zum Bleiben. Vorerst erhielt er nur ein untergeordnetes Amt als sogenannter „Rathhaus-Ammann", das des Gelehrten wenig würdig war. Seine Beobachtungen setzte er indessen weiter fort. Da das zu den anatomischen Studien nöthige Leichenmaterial ihm fehlte, ergab er sich mit um so größerem Eifer den physiologischen Untersuchungen. So vervollständigte er die Versuche über die Reizbarkeit, beobachtete die Entwickelung des Hühnchens im Ei und kehrte zu dem Lieblingsgegenstand seiner Jugendarbeiten, dem Studium

der Blutbewegung und Athmung, zurück. Eine Anzahl der geschätztesten Schriften verdanken dieser Zeit des zweiten Aufenthaltes in Bern ihre Entstehung. Bald machte man denn auch von Göttingen aus, wo sein Verlust lebhaft empfunden wurde, den Versuch, H. zur Rückkehr in seine Lehrthätigkeit zu bewegen. Gleichzeitig suchte König Georg II. ihn nach England zu ziehen und im J. 1755 wurde in Berlin eine Berufung nach Halle betrieben. Die tief gegründete Anhänglichkeit an die Vaterstadt und der entschiedene Wunsch, seinen Kindern in Bern eine Zukunft zu bereiten, ließen H. die glänzendsten Anerbietungen ablehnen. Endlich gelang es ihm nun auch ein Amt zu erhalten, das seinen Neigungen einigermaßen entsprach und seiner Thätigkeit ein freies Feld eröffnete. Im J. 1748 fiel ihm nämlich die gesuchte Stelle des Salzdirectors zu in dem damals einzigen schweizerischen Salzwerke zu Roche im bernischen Waadtland. Seine daherigen Beobachtungen hat er in einer eigenen, von der Regierung ausgezeichneten und auf Staatskosten gedruckten Schrift niedergelegt, „Beschreibung der Salzwerke von Aelen", welche ein neues Zeugniß gab von der Allseitigkeit seines Geistes, indem sie sich theils mit dem technischen Verfahren der Salzgewinnung befaßte, theils Untersuchungen enthielt aus dem Gebiete der Mineralogie. Mit besonderem Eifer verlegte sich H. zudem auf die allgemeinen Verbesserungen im Anbau des Landes und in dessen Verwaltung. Während einiger Jahre hatte er auch noch die Functionen des Landvogts oder Gubernators zu Aelen zu versehen: der Dichter und Naturforscher verwandelte sich in einen Techniker und Landökonomen, in einen rechtskundigen Administrator und Richter. Seine naturwissenschaftlichen Arbeiten wurden auch hier fortgesetzt, indem er namentlich die feinere Anatomie des Auges, die Bildung der Knochen und die vergleichende Anatomie des Hirns der Vögel und Fische ins Auge faßte. Ein großes Verdienst erwarb er sich insonderheit durch die Anordnung trefflicher hygienischer Maßregeln während einer Epidemie und durch energisches Einschreiten gegen die Verbreitung der Rinderpest. In Roche schrieb H. auch eine kleine Schrift meteorologischen Inhalts. Nach Ablauf der Amtsdauer, 1764, kehrte H. wieder nach Bern zurück. Hier war sein Ansehen bedeutend gestiegen, man hatte erkannt, daß er nicht blos ein gelehrter Theoretiker sei, daß seine praktische Tüchtigkeit hinter seinem umfassenden Wissen nicht zurückstehe. Schon früher hatte er dem Schulrath, dem akademischen Senate und dem Sanitätsrath angehört, jetzt wurde er auch Mitglied des Oberehegerichtes und des Appellationsgerichtes und einer Landesökonomie-Commission; er gab die Anregung zur Einrichtung eines philologischen Seminars und eines botanischen Gartens; ihm verdankte man den Bau eines städtischen Waisenhauses; er war einer der Stifter und Förderer der vielverdienten bernischen „Oekonomischen Gesellschaft", welche damals als ein Muster in Europa galt. Nur der sonderbar complicirten Wahlart, bei welcher auch das Loos in Anwendung kam, ist es zuzuschreiben, daß H. nicht auch der obersten Regierungsbehörde der Republik angehörte. Gerne aber machte man auch in Staatsgeschäften Gebrauch von seiner überlegenen Einsicht und seiner diplomatischen Gewandtheit, so besonders in den Jahren 1768—70, als Frankreich durch den projektirten Bau einer neuen Stadt am Genfersee die schweizerischen Grenzen bedrohte. Doch aus diesem mehr praktischen Treiben sehnte H. sich nach wissenschaftlicher Production und befriedigte dieses Bedürfniß durch eine rege litterarische Thätigkeit, welche uns die staunenswerthen Schätze seines Wissens überliefert hat. 1768 erschien, als Erweiterung eines früheren Werkes, die classische „Historia stirpium indigenarum Helvetiae inchoata", 3 Bde., in welcher, nach einem eigenen System geordnet, 2486 Pflanzenarten in kurzen, präcisen Sätzen beschrieben werden. Er gab eine neue verbesserte Ausgabe seiner früher zerstreuten kleineren Werke heraus; er stellte

die Excerpte, die er seit seinen Jugendjahren aus medicinischen, chirurgischen und anatomischen Werken gemacht hatte, zu seinen berühmten „Bibliotheken“ zusammen. 1771—72 erschien die „Bibliotheca botanica“, 1774—77 die „Bibliotheca anatomica“, 1775 die „Bibliotheca chirurgica“ und 1776 die „Bibliotheca medicinae practicae“. Das erstgenannte Werk ist die vollständigste bis zum J. 1776 reichende anatomisch-physiologische Litteraturgeschichte, welche wir besitzen. Mit der Schilderung der ältesten Anfänge dieser Wissenschaften bei den Griechen beginnend, gibt es zunächst eine Uebersicht ihrer Entwickelung im Alterthum. Es werden darin alle hierher gehörenden Schriften angeführt, ihre wichtigsten Ausgaben aufgezählt und ihr Inhalt kurz, aber im Nothwendigsten vollständig, wiedergegeben. Die Bibliothek, welche in dieser Weise mehr als 7000 Autoren behandelt, erschöpfte ihren Gegenstand so sehr, daß seither nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, Besseres oder auch nur Aehnliches zu leisten. Die „Bibliotheca chirurgica“ und die „Bibliotheca medicinae practicae“ blieben beide unvollendet und kommen an Werth der ersteren nicht gleich, immerhin zeugen auch sie von der großartigen Belesenheit des Verfassers auf diesen Gebieten. Im Ganzen sollen es circa 52000 Werke sein, welche H. so zum Erstaunen seiner Zeitgenossen ausgezogen, besprochen und beurtheilt hat. Das größte Werk, welches Haller's Weltruhm dauernd begründet hat, ist sein Handbuch der Physiologie, die 1759—66 in Lausanne erschienenen „Elementa physiologiae corporis humani“. Dieselben enthalten nicht nur eine vollständige Schilderung des gesammten physiologischen Wissens jener Zeit, eine Schilderung, welche eine große Menge neuer, von H. gefundener Thatsachen enthält; sondern sie geben auch in ihren Anmerkungen eine vollständige Litteraturübersicht, so daß es leicht ist, bei allem, was H. darin angibt, sofort auf seine Quellen zurückzugehen. Noch einmal wurde von König Georg III., als Kurfürst von Hannover, der Versuch gemacht, den gefeierten Lehrer für Göttingen zu gewinnen. Unter den vortheilhaftesten Bedingungen wurde ihm die Stelle des Kanzlers der Universität angeboten, und der König wandte sich direct an die Republik Bern mit der Bitte, H. seiner amtlichen Verpflichtungen zu entlassen (Mai 1770). Die Regierung sah sich umgekehrt bewogen, den berühmten Mitbürger zu fesseln und stellte ihn mit ganz ausnahmsweisen Vergünstigungen auf Lebenszeit an die Spitze des gesammten Sanitätswesens. Das Gefühl zunehmender körperlicher Schwäche trug mit dazu bei, ihn zur Ablehnung des Rufes zu bestimmen. Die letzten Lebensjahre Haller's waren nebst diesen fortgesetzten wissenschaftlichen Arbeiten und amtlichen Beschäftigungen vorzüglich der ausgebreiteten Correspondenz mit Freunden und Fachgenossen gewidmet; und mehr als jemals kehrten seine Gedanken zurück zu den Fragen allgemein-politischer, moralischer und religionsphilosophischer Natur, wie er sie schon in seinen ersten Lehrgedichten behandelt hatte. In einer Art von Romanen besprach er jetzt die Vorzüge und Nachtheile der verschiedenen Staats- und Verfassungsformen; 1771 schrieb er den „Usong“, 1773 den „Alfred, König der Angelsachsen“ und 1774 „Fabius und Cato, ein Stück römischer Geschichte“. H. war von Jugend an ein nicht blos ernster, sondern ein streng religiöser Charakter gewesen; als Dichter, wie als Naturforscher war er stets von Bewunderung erfüllt von der Weisheit und Allmacht des Schöpfers. In Göttingen hatte er mit Eifer die Begründung und den Bau einer eigenen reformirten Kirche für seine Glaubensgenossen betrieben und durchgeführt; von seinem Interesse für die Heidenbekehrung zeugt eine eigene Schrift; das offene Auftreten der englischen Deisten und französischen Philosophen veranlaßte ihn, auch als Vertheidiger des Glaubens an die positive Offenbarung aufzutreten in einer Reihe von Schriften, in welchen die Vernunftmäßigkeit der Lehren des Christenthums und die Unentbehrlichkeit religiöser Ueberzeugungen

für das sittliche und gesellschaftliche Leben des Menschengeschlechtes dargethan wurde. Die „Briefe über die vornehmsten Wahrheiten der Offenbarung“, von 1772, wurden viel gelesen und haben noch heute nicht alle Bedeutung verloren. Gegen das Ende seines Lebens nahm die Beschäftigung mit diesen Fragen Haller's Geist immer ausschließlicher in Anspruch, und unter dem Eindruck körperlicher Schmerzen steigerte sich der hohe Ernst seines Wesens zeitweise bis zu grübelnder Selbstquälerei und zu religiöser Melancholie. H. starb den 12. December 1777, nachdem noch einige Monate vorher (den 17. Juli) der junge Kaiser Joseph II. auf seiner Durchreise durch die Schweiz ihm die Ehre eines Besuches in seiner Wohnung erwiesen hatte. Eine Anzeige seines Todes im „Deutschen Museum“ erklärte: „Deutschlands Männer gestehen, daß man seit Leibnitzens Tod keinen empfindlicheren Verlust erlitten“. Im J. 1734 war H. von der Akademie zu Upsala zu ihrem Mitgliede erwählt worden, 1739 folgte diejenige von Leipzig, 1743 London, 1747 Stockholm, 1751 die kaiserl. Gesellschaft naturae curiosorum in Wien und die Akademie von Bologna, 1752 die académie de chirurgie, 1754 die académie des sciences in Paris, 1759 die Akademie von Florenz und Baiern, 1764 Zürich und Haarlem, 1765 Celle, 1772 Edinburg, 1773 Padua und Kopenhagen, 1776 Kärnthen und die societé royale de médecine in Paris, und 1777 Petersburg und Hessen-Homburg; Präsident der Göttinger Akademie war er auch in Bern bis zu seinem Tode geblieben. Im J. 1749 hatte ihn der Kaiser in den Adelsstand erhoben. Der König von Schweden verlieh ihm den Nordsternorden. Mit allen bedeutenden Männern der Zeit stand er in brieflichem Verkehre; Voltaire und Linné hatten seine Freundschaft gesucht. Die in den J. 1724—77 an ihn gerichteten Briefe sind gesammelt im Besitze der Berner Stadtbibliothek und füllen nicht weniger als 64 Bände; es sind im Ganzen 13 202 Briefe, geschrieben von 1209 Correspondenten; davon einzig über 1600 von dem berühmten Londoner Arzte Woerlhof und gegen 500 von dem treuen Gönner Minister v. Münchhausen. Die Zahl der Werke Haller's beträgt 199; ein von ihm selbst herrührendes Verzeichniß seiner Schriften, mit Einschluß der durch ihn herausgegebenen, zählt 626 Nummern; unübersehbar ist die Menge der Recensionen, Vorreden und kleinern Abhandlungen in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ und anderen Zeitschriften wissenschaftlichen oder gemeinnützigen Inhaltes. Die Größe Haller's liegt in seiner von ganz Wenigen erreichten Vielseitigkeit, die beinahe über alle Gebiete des Wissens sich verbreitete, und zugleich in der Gründlichkeit, mit welcher er alles erfaßte, was er betrieb. Ein erstaunliches Gedächtniß, von welchem fast Unglaubliches erzählt wird und ein ebenso seltener Arbeitsfleiß gestatteten ihm, eben so groß zu sein als Lehrer, wie als Schriftsteller, als Beobachter und als Experimentator, in der Kenntniß dessen, was die Anderen vor ihm gewußt und gesagt hatten, wie in der Neuforschung und in der Mehrung des Wissens. Die geistige Ausrüstung, die er empfangen hatte und die Anwendung, die er davon machte, ermöglichten ihm, in der Geschichte, wie in der Sprachenkunde, in der Litteratur, wie in der Mathematik, in der Theologie und in der Philosophie, ja selbst in Specialitäten, wie in der Bibliographie und Numismatik nicht minder bewandert zu sein, wie in seinem eigentlichen Lebensberufe, der Medicin und den Naturwissenschaften; sie erlaubten ihm, mit dieser Universalität des Gelehrten auch noch die Pflichten eines praktischen Beamten und eines gemeinnützigen Bürgers zu erfüllen und ein Dichter zu sein. Haller's Bedeutung als Naturforscher beruht nicht sowol auf einer einzelnen epochemachenden Entdeckung, die er gemacht, als vielmehr darauf, daß er alles vor ihm Geleistete gesammelt, das Falsche und Unbrauchbare ausgeschieden, den Zusammenhang genial verbunden und die vorhandenen Lücken durch eigene Arbeit möglichst aus-

gefüllt hat. Vor allem gilt dies von der Physiologie. „H. ist quantitativ als der productivste physiologische Schriftsteller anzusehen, qualitativ aber, durch seine Bedeutung für die Entwickelung der Wissenschaft, auch bis heute als der wichtigste. Denn erst durch ihn wurde die Physiologie zur selbständigen Wissenschaft erhoben" (Valentin). Als Botaniker wurde H. unter seinen Zeitgenossen nur von Linné übertroffen. Ganz ähnlich ist Haller's Stellung in der Geschichte der deutschen Litteratur: der Einfluß, den er ausgeübt hat, beschränkt sich nicht auf den ästhetischen Werth seiner eigenen Gedichte, „er ist vor allem aus den zahlreichen Anregungen ersichtlich, welche Haller's tiefe, gedankenreiche Poesie den an poetischem Talent ihn weit überragenden Dichtern der Folgezeit und selbst den Classikern noch gegeben hat" (Hirzel). — H. war drei Mal verheirathet und hatte 11 Kinder, von denen ihn 8 überlebten. Von der ersten Gattin, Marianne Wyß von Bern, hatte er eine Tochter, Marianne, und einen Sohn, Gottlieb Emanuel (s. u.); die zweite Gattin, Elisabeth Bucher von Bern, starb im ersten Wochenbette sammt ihrem Kinde; die dritte, Sophie Amalie Christina Teichmeyer, Tochter eines Hofraths in Jena, hinterließ er als Wittwe mit noch 3 Söhnen und 3 Töchtern. Der zweite Sohn hieß Rudolf Emanuel (s. u.), der dritte, Johann Karl (geb. 1749), war Offizier in französischem Dienste und wurde 1781 im Duell erschossen; der jüngste, Albrecht (geb. 1758), war Kriegsrathsschreiber, Mitglied des Großen und später des Kleinen Rathes; 1816 war er Oberamtmann zu Interlaken und starb 1823, nachdem er, ausgezeichnet als Botaniker, ein Jahr zuvor die schweizerische naturforschende Gesellschaft präsidirt hatte.

Das Leben des Herrn v. Haller von J. G. Zimmermann, Zürich 1755, bespricht selbstverständlich nur die erste Hälfte von Haller's Leben, ist aber für diese die Quelle aller folgenden Biographen geblieben. — A. v. Haller, Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst, herausgegeben von J. G. Heinzmann, Bern 1787, 2 Bde. — Haller's Correspondenz; davon gedruckt die Briefe von und an Voltaire in Bd. III der Kleinen Schriften, 1772. Eine Anzahl weiterer wurde abgedruckt von Dr. R. Wolf in den Mittheilungen der bernischen naturforschenden Gesellschaft; die übrigen Briefe an Haller, gesammelt in 64 Bänden nebst Register auf der Berner Stadtbibliothek. — Kurze Lebensbeschreibung des Herrn v. Haller seit 1753—76, von ihm selbst verfaßt, Manuscript im Besitz des Herrn v. Haller in Solothurn. — Vgl. Katalog der Haller-Ausstellung v. 12. Decbr. 1877, Bern, mit einem vollständigen chronologisch geordneten Verzeichniß der sämmtlichen Schriften Haller's. — Größere Biographien Haller's von Cuvier in der Biogr. universelle. Vol. XIX., 1817, übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von J. R. Wyß, in der 12. Ausgabe von Haller's Gedichten, Bern 1828. — A. de Haller, Biogr. etc., Lausanne 1840, 2me edit. Paris 1845 (von Herminie Chavannes). — Förster und Seiler in Ersch und Gruber's Encyklop. 2. Sect. Bd. I. 1827. — Rud. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, 2. Cyclus, Zürich 1859. — Henle, Göttinger Professoren, 1872. — A. v. Haller, Denkschrift, herausgegeben von der damit beauftragten Commission auf den 12. Decbr. 1877, Bern 1877. (A. v. Haller's Lebenslauf von Dr. Blösch; seine Bedeutung als Dichter von Prof. Ludw. Hirzel; seine Leistungen im Gebiete der medicinischen Wissenschaften, von Dr. Ad. Valentin; seine botanischen Leistungen von Prof. L. Fischer; seine Thätigkeit in mineralogisch-geognostischer Richtung, von Prof. J. Bachmann.) Festrede auf A. v. Haller, gehalten bei der hundertjähr. Gedächtnißfeier von Prof. K. G. König. Bern 1877, nebst einer großen Anzahl anderer bei dem nämlichen Anlasse erschienener Schriften. — Eine sehr fleißige

Zusammenstellung der Haller betreffenden Litteratur findet sich im Berner Taschenbuch, Jahrgang 1853. — Ueber Bildnisse, Büsten und Statuen siehe obigen Katalog der Haller-Ausstellung. Blösch.

Haller: Berthold H., geb. 1492 (Stälin, Wirtemb. Gesch. IV. 297, gibt 1490 an) in Aldingen O/A. Spaichingen in Würtemberg, † am 25. Febr. 1536 in Bern, der Reformator Berns. Seine Eltern, obgleich unvermögliche Landleute, schickten ihn in die lateinische Schule zu Rottweil, welche der tüchtige Philologe Michael Rubellus leitete, von dort nach Pforzheim zu Georg Simler, 1510 bezog er die Universität Cöln, wurde Baccalaureus der Theologie, kehrte aber schon nach 2½ Jahren nach Rottweil zurück, um eine niedere Lehrstelle anzunehmen. Ein Ruf seines Lehrers Rubellus führte ihn an die Schule nach Bern (Pfingsten 1513); die eidgenössische Stadt, in welcher er manche schwäbische Landsleute traf, z. B. den hochberühmten Arzt und Geschichtschreiber Valerius Anshelm, ist seine zweite Heimath geworden, er hat sie nie mehr für längere Zeit verlassen, sie wurde der Schauplatz einer reichen bedeutungsvollen Wirksamkeit; der bescheidene, anspruchslose, gemüthliche, aber pflichttreue Mann gewann rasch das Vertrauen seiner Mitbürger; die Bäckerzunft wählte ihn zu ihrem Caplan, am 1. Mai 1519 wurde er zum Prädicanten angenommen, am 18. Mai 1520 wurde er Chorherr am Münster. Von da an war die Stellung, welche er zu der alle Welt aufregenden Frage, zu der Reformation einnahm, entscheidend. In Rottweil war er mit Melchior Volmar, dem nachmaligen Lehrer von Calvin und Beza, in Pforzheim mit Melanchthon bekannt geworden, die Jugendfreundschaft währte durchs Leben, sie führte ihn aber auch ein in die humanistisch gebildeten, der Reformation zugeneigten Kreise, von Anfang seines öffentlichen Auftretens an finden wir ihn der neuen Richtung zugethan und bestrebt, dieselbe zu verbreiten. Sehr günstig war der Boden dafür in Bern nicht; zwar fehlte es nicht an Klagen über die Ueppigkeit der Geistlichen, der Skandal mit dem Schneider Jezer hatte viel Aufsehen erregt, der Ablaßhandel Samson's ebenfalls viele Widersacher gefunden, aber das Gemeinwesen an der Aar mit seiner Verschlossenheit gegen höhere geistliche und wissenschaftliche Interessen, mit seiner aristokratischen, conservativen Regierung, welche volle Herrschaft über den Clerus hatte, bewahrte bis tief ins 16. Jahrhundert dem Katholicismus eine ungebrochene Treue. So zeigte sich zähes Festhalten am Alten und jahrelanges Hin- und Herschwanken als das Charakteristische der Berner Kirchenpolitik und H., der die Lücken seiner zu frühe unterbrochenen Bildungslaufbahn schmerzlich empfand und beklagte, überdies ängstlicher Natur war und die Gabe der Initiative nicht besaß, um so mehr aber die der ausdauernden Beharrlichkeit, war nicht der Mann, die Sache in raschen Fluß zu bringen, wol aber ruhig und besonnen zur Entscheidung hinzuleiten. Seine Predigten waren von Anfang an evangelisch, 1521 trat er mit Zwingli in Verbindung, enge schloß er sich an ihn an, holte in vielen Fällen seinen Rath ein und theilte seine theologische Richtung; um ihn und seine Genossen Thomas Wittenbach und Sebastian Maier sammelte sich bald eine der Reformation günstig gesinnte Partei, nicht stark an Zahl, aber bedeutend durch ihre Mitglieder Claudius Mai, Bernhard Tillmann und besonders durch den geistvollen Maler und Dichter Niclaus Manuel, welcher mit seinem Malerstift, wie mit seinen Gedichten, besonders den Fastnachtsspielen von 1522 der Sache der Reformation mächtigen Vorschub leistete. Juli 1522 predigte auf H.'s Veranlassung der Franciscaner Lambert von Avignon unter großem Zulauf die evangelische Lehre, am 15. Juni 1523 erschien das erste der Reformation günstige Mandat, welches die freie Predigt des Evangeliums gebot, aber in den nächsten Jahren hatte die rückläufige, der Reformation abgeneigte Bewegung die Oberhand. 1524 mußte Valerius Ans-

helm und Sebastian Maier die Stadt verlassen, H. stand allein, vielangefochten; am 7. April 1525 erschien ein neues Mandat, welches an den sieben Sacramenten festhielt, aber die Priesterehe freigab, den Ablaß um Geld verbot, die Rechte der Obrigkeit über kirchliche Personen und Verhältnisse immer mehr erweiterte. Den mancherlei Nachstellungen nach seinem Leben entging H. glücklich, von dem Verdachte einer Zuneigung zu den Wiedertäufern wußte er sich leicht zu reinigen, auf Befehl des Kleinen Rathes nahm er 1526 an dem Religionsgespräch in Baden Theil und trat offen gegen Eck, den Vertheidiger des Meßopfers, auf. Vom Kleinen Rathe verurtheilt, vom Großen freigesprochen, blieb er bei seiner Weigerung, Messe zu lesen, und verlor deshalb seine Pfründe. Aber der Umschwung war nahe; es gelang der reformatorisch gesinnten Partei, am 22. April 1527 eine Verfassungsänderung durchzusetzen, wonach der Kleine Rath von dem Großen gewählt werden solle, die Anhänger der alten Kirche wurden hinausgedrängt, am 17. Novbr. beschloß der Große Rath, ein großes Religionsgespräch zu veranstalten, das vom 7.—26. Januar 1528 in Bern stattfand. H. und sein Freund Franz Kolb hatten die Thesen dazu verfaßt, H. hielt die Eröffnungs- und Schlußrede, vertheidigte auch die Thesen; Zwingli, Bullinger, Oecolampad, Butzer, Capito, C. Sam, Althamer, Farel und mehrere hundert Geistliche hatten daran Theil genommen, der Verlauf entschied glänzend für die Reformation, am 7. April wurde das von H. entworfene allgemeine Religionsedict erlassen, die neue Lehre und Ordnung allmählich im ganzen Canton, wenn auch unter mancherlei Kämpfen durchgeführt. Haller's Thätigkeit erhielt dadurch einen weiteren Wirkungskreis, faktisch stand er an der Spitze des Berner Kirchenwesens, er war der Berather der Obrigkeit, eine umfangreiche Correspondenz verband ihn mit allen bedeutenden der Reformation zugeneigten Gelehrten und Geistlichen der Schweiz. Die Arbeitslast war dem von Jugend auf leidenden Manne zu groß, auf seine Bitte schickte Zwingli die Theologen Hofmeister, Rhellikan und Megander als Unterstützung, aber die unruhige Leidenschaftlichkeit des letzteren, welcher Bern in die kriegerische Stimmung, wie sie durch Zwingli in Zürich herrschte, hineinreißen wollte, führte bald zu ernsten Zerwürfnissen zwischen Beiden. Januar 1530 ging H. nach Solothurn, um dort durch seine Predigten dem Evangelium den Sieg zu verschaffen, aber ohne den gewünschten Erfolg. Der Krieg zwischen Zürich und den katholischen Cantonen (1531) drohte die schlimmsten Folgen für die Reformation herbeizuführen; der friedfertige H. hatte im Einklang mit der Berner Regierung stets zum Frieden gemahnt; Megander wurde wegen seiner aufreizenden Predigten von seinem Amte suspendirt, der Tod Zwingli's bei Cappel erschütterte H. aufs schmerzlichste, seinen väterlichen Freund und Berather, seinen theologischen Leiter hatte er in ihm verloren; zwischen Bern und Zürich war eine tiefe Erkaltung eingetreten, trübe sah H. in die Zukunft, da gelang es Capito auf der Berner Synode am 9. Januar 1532, Megander und die Zürich geneigte Geistlichkeit mit den übrigen Geistlichen, wie mit dem Rathe zu versöhnen. Die zu gleicher Zeit unter Haller's Mitwirkung verfaßte Kirchenordnung, ein wahres Meisterstück auch noch in unserer Zeit, legte ihm neue Pflichten auf, z. B. die regelmäßigen Kirchenvisitationen, die Sorge für die Schulen, für die Bildung der Geistlichen ꝛc.; seine milde Gesinnung zeigte sich in seinem Verhalten zu den fortwährend auftretenden Wiedertäufern, gegen welche er das Schwert nicht angewendet wissen wollte. Gegen die Einigungsversuche Butzer's verhielt sich der gut zwinglisch gesinnte, den Subtilitäten der theologischen Fragen fern stehende H. stets ablehnend, die angebahnte Einigung der Schweizer Kirchen hat er nicht mehr erlebt. Aber seinen durch viele Krankheiten getrübten Lebensabend erhellte der glückliche Fortgang der Reformation in den Landschaften um den Genfer See. Schon am 2. März 1527

wurde auf seinen Betrieb der feurige Wilhelm Farel durch den Rath zum Prediger in Aigle ernannt, der erste Schritt zu dem mächtigen Eingreifen Berns in die Verhältnisse der Waad war damit gethan, die Stadt an der Aar war seitdem das Bollwerk des Protestantismus nach Westen, in Neuenburg, Biel, Murten bürgerte sich unter seinem Schutze derselbe ein, die Entscheidung erfolgte, als Anfang 1536 Genf, von seinem Bischof bedrängt, Berns Hülfe nachsuchte; todtkrank bestieg H. die Kanzel und ermahnte seine Mitbürger zur Standhaftigkeit und Tapferkeit, beim göttlichen Wort zu bleiben, in sein ersterbendes Ohr drang die Siegesnachricht von der Eroberung der Waad, von dem Einzug in Genf (2. Februar). Wenn Genf von dort an ein Hort und Centralpunkt des Protestantismus wurde, der seine Wellen über Frankreich, Italien, die Niederlande und Schottland ergoß und die Stadt am Leman eine welthistorische Stellung einnahm, hat zu diesem glänzenden Erfolge der Politik und des Glaubenseifers von Bern die stille, treue, aufopfernde Thätigkeit Haller's ihr gutes Theil beigetragen und darin liegt auch die ganze Bedeutung dieses Mannes, der ein Reformator war, ohne ein großer Theologe zu sein, der erste einflußreiche Geistliche eines in sich abgeschlossenen Gemeinwesens, das nicht seine Heimath gewesen, ein Mann zweiten Ranges, aber von den ersten seiner Zeit ihrer Freundschaft, ihrer Achtung in vollem Maße gewürdigt. Am 25. Februar 1536 starb er nach langem Leiden, von ganz Bern tief betrauert; seine Gattin, mit welcher er seit August 1530 in kinderloser Ehe gelebt, starb erst am 21. Decbr. 1574; ihren Namen gibt merkwürdigerweise keines der Geschichtsbücher an. Schriftstellerisch war H. nie thätig; von seinen Briefen, welche in den Bibliotheken und Archiven von Bern, Zürich, St. Gallen, Basel 2c. zerstreut sind, finden sich einzelne veröffentlicht in Füßli, Epistolae reformatorum, 1742; Zwingli, Opera ed. Schultes, T. VII et VIII; Corpus reformatorum; Herminjard, Correspondance des réformateurs dans les pays de langue française, T. 1—3, 1866—72, sie wären einer Sammlung und Herausgabe wol werth.

Bernisches Mausoleum 1740; nach demselben und mit Briefen von Haller vermehrt: Kuhn, Die Reformatoren Berns im 16. Jahrhundert, 1828; Kirchhofer, Bertold Haller, 1828, ausführlich und zuverlässig; Pestalozzi, Bertold Haller, in: Leben und Schriften der Väter der reformirten Kirche IX. (Supplement-) Theil, 1861; Stürler, Urkunden zu der bernischen Kirchenreformation, 1862; Strickler, Actensammlung zur schweizerischen Reformationsgeschichte, 1. 1878; Grüneisen, Niclaus Manuel, 1837; Bächtold, Niclaus Manuel, Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, Bd. II, 1878; Hundeshagen, Die Conflikte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche, 1842. Theodor Schott.

Haller: Franz Ludwig H., genannt v. Königsfelden (1755—1838), wurde den 1. Februar 1755 in Bern geboren; sein Vater, Anton Emanuel H., wurde 1766 bernischer Hofschreiber in dem säcularisirten Kloster Königsfelden im Aargau und hier unter den Trümmern der Römerstadt Vindonissa ergriff den etwas sonderbar gearteten Knaben die Leidenschaft für die Ueberreste des Alterthums. Schon im 15. Jahre war er als Sammler und Kenner namentlich der alten Münzen mit den bekanntesten Forschern und Gelehrten in Verbindung, wie z. B. mit dem Abte Gerbert von St. Blasien. Nach des Vaters Tode erhielt er in Bern mehrere bürgerliche Aemter, so auch die Aufsicht über die öffentliche Bibliothek und von 1792 an die Stelle des Vaters in Königsfelden. Als eifriger Parteigänger im Kriege gegen Frankreich 1798 fiel er zwei Mal in Kriegsgefangenschaft und wurde nur mit Mühe wieder befreit. Nach Wiederherstellung der Ordnung 1804 erhielt er eine Anstellung als Archivar. Als er 1820 diese verlor und 1832 selbst seiner Pension beraubt wurde, lebte er in ziemlich dürf-

tiger Lage, aber als Geschichtsforscher immer noch thätig und hochgeschätzt von einer Anzahl seiner Freunde; er starb am 19. April 1838. Trotz ungewöhnlicher Kurzsichtigkeit besaß er eine ganz außerordentliche Fertigkeit im Lesen und Erkennen der Münzinschriften; seine bedeutende Sammlung griechischer und römischer Münzen hatte er schon lange vor seinem Tode der Bibliothek abgetreten. — Neben einer Reihe kleiner archäologischer und numismatischer Abhandlungen schrieb er eine Biographie des Generals Scipio von Lentulus, des Berners im Dienste Friedrichs des Großen (1787); „Militärischer Charakter und merkwürdige Kriegsthaten Friedrichs des Einzigen, Königs von Preußen" (1796); „Catalogus numismatum veterum, Münzcabinet der Stadt Bern" (1829); „Beiträge zu der neuesten Geschichte der Schweiz von ihrer Staatsumwälzung bis auf den heutigen Tag" (unvollendet und ungedruckt); „Darstellung der merkwürdigsten Schweizerschlachten von 1298—1499" (1826); sein Hauptwerk aber ist das immer noch gelesene und citirte „Helvetien unter den Römern", zuerst gemeinsam mit dem gelehrten Professor G. Walther begonnen, dann 1793 in Zürich erschienen, endlich umgearbeitet in 2 Bänden 1811 und 1812 herausgegeben.

F. L. Haller von Königsfelden, im Schweizer. Geschichtsforscher Bd. X. Heft 3, mit 3 Briefen von Joh. v. Müller an denselben. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 1838 (Auszug aus dem vorigen). — Walthard, Description de Berne, 1827, p. 228. Blösch.

Haller: Gottlieb Emanuel v. H. (1735—86). Der älteste Sohn Albrechts v. H. und der Marianne geb. Wyß, wurde den 17. October 1735 in Bern geboren. Der bald hernach nach Göttingen ziehende Vater fand keine Zeit zur Beschäftigung mit der Erziehung seiner Kinder; eigene Arbeitsamkeit mußte bei diesen Alles ersetzen. H. war zuerst zum Studium der Medicin bestimmt und hatte sich bereits 1751 und 53 im gelehrten Streite seines Vaters gegen Linné mit Abhandlungen betheiligt; aber nach der Rückkehr der Familie nach Bern wollte der Wunsch des Vaters, daß er sich zu den Regierungsgeschäften vorbereite. Er trat als Gehülfe in die Staatskanzlei und wendete sich mit dem größten Fleiße der Rechtswissenschaft und der Geschichte zu. Im J. 1760 machte er eine Reise nach Paris und knüpfte werthvolle Verbindungen an; die von dort aus an seinen Vater geschriebenen Briefe wurden später gedruckt. 1763 wurde er in Bern Bibliothekar, zwei Jahre später Secretär des Kriegsraths, 1775 trat er in den Großen Rath und erhielt das wichtige Amt des Großweibels, welcher Stellvertreter des Schultheißen im Stadtgericht und Untersuchungsrichter in Criminalfällen war. Als solcher war er ein Gegner der damals noch häufig angewendeten Tortur. Im J. 1779 wurde er im Auftrage der schweizerischen Tagsatzung in die Unterthanenlande jenseits des Gotthardt gesandt, 1780 zum Gerichtsschreiber und 1785 zum Landvogt zu Nyon am Genfer See (im damals bernischen Waadtlande) erwählt und bewährte auch in diesen Aemtern die Eigenschaften eines sorgsamen und umsichtigen Magistraten. Sein größtes Verdienst erwarb er sich als historischer Sammler, Forscher und Schriftsteller; er war Uebersetzer und Herausgeber einiger Schriften seines Vaters, Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften und Sammelwerke, Correspondent der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Paris und in Göttingen, Mitglied der kaiserl. Naturforscher-Gesellschaft und der ökonomischen Gesellschaft in Bern. Im Jahr 1770 erschien sein „Kritisches Verzeichniß aller Schriften, welche die Schweiz betreffen", in 6 Bdn., 1780—81 kam sein „Schweizerisches Münz- und Medaillen-Cabinet" in 2 Theilen heraus; bis zu seinem Tode arbeitete er an dem Hauptwerke, der „Bibliothek der Schweizergeschichte", eine Frucht dreißigjährigen ganz außerordentlichen Fleißes. In 7 Bänden enthält dieses Werk, eine Umarbeitung

des oben schon genannten, eine systematisch geordnete und — mit sehr wenigen Ausnahmen — vollständige Zusammenstellung und zugleich kritische Beurtheilung aller bis 1786 in Druck erschienenen oder als Manuscript vorhandenen Schriften über die Schweiz, ihre Geschichte, Topographie und Natur. Das Schweizerische Münzcabinet und die „Bibliothek der Schweizergeschichte“ sind classische, noch heute unentbehrliche Werke, die bis zur Stunde weder durch bessere ersetzt, noch auch nur in entsprechender Weise fortgesetzt werden konnten.

Bibliothek der Schweizer. Gesch. Einleitung zum VI., nach dem Tode des Verfassers herausgegebenen Bande (von J. J. Stapfer). — Schweizer. Museum, 1786, 33—46. — Lutz, Nekrolog der Deutschen, 202—203. — Conservateur Suisse. 1817, T. VIII. 356 ss. — Biographie universelle, 1817, Vol. XIX. p. 337. — Ersch und Gruber's Encyklopädie, 1827. — Walthard, Description de Berne 1827, S. 226—227. — Tillier, Berner Geschichte, Bd. V. 469. — Monatliche Nachrichten aus der Schweiz, 1783, S. 51—52. — Ueber die Bibl. d. Schw. Gesch. vgl. Göttinger gel. Anzeigen, 1785, S. 1143. — Allg. deutsche Bibliothek, Bd. LXV. — Lengnich, Beiträge zur Kenntniß seltener Bücher und Münzen, 1786, 2. Stück.

Blösch.

Haller: Johann Nepomuk H., Bildhauer, geb. (angeblich?) zu Innsbruck am 1. März 1792, † zu München am 23. Juli 1826. Als Sohn armer Eltern für ein Gewerbe bestimmt, brachte ihn der Vater später, da sich das Talent immer mehr hervordrängte, zu einem Holzschnitzer, dann zu dem Bildhauer Renn in Imst. In München verschaffte sich H. vollständige Ausbildung, wo er auf der Akademie 1813 den ersten Preis für Bildhauer erhielt. Vom Münchener Hofe mit Aufträgen reich bedacht, unternahm er 1819 eine Reise nach Rom, wo er bis 1823 verweilte und dann nach München zurückkehrte. Haller's Arbeiten sind größtentheils an Münchener Bauten aufgestellt, so an der Glyptothek, an der Reitschule, am Hoftheater u. s. f.

Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner Werke gibt Wurzbach's Biogr. Lexikon (VII. 242), welchem diese Daten entnommen sind. K.

Haller: Karl Ludwig v. H. (1768—1854), der zweite Sohn Gottlieb Emanuels v. H., wurde den 1. August 1768 in Bern geboren. Von 1776—79 einem Pfarrer auf dem Lande zur Erziehung übergeben, zeigte er schon früh außergewöhnliche Geistesanlagen; er besuchte nachher einige Classen des bernischen Gymnasiums, aber schon im 16. Jahre trat er von der Schulbank weg in die Staatskanzlei der Republik ein und hörte nur nebenbei einige philosophische Vorlesungen an. Eine Universität hat er niemals besucht, und sich hernach selbst Glück gewünscht, daß er genöthigt worden sei, selbst zu forschen, selbst zu denken und zu arbeiten. Seine Begabung wurde bald bemerkt, schon 1787 erhielt er das wichtige Amt des Commissionsschreibers, das die Berichterstattung über politische Geschäfte, über Verwaltungs-Angelegenheiten und Criminalproceduren in sich schloß und ihm einen vollständigen Einblick in den Gang der Staatsverwaltung verschaffte. Die Funktionen als Secretär der schweizerischen Tagsatzungen zu Baden und zu Frauenfeld lenkten seine Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse des weiteren eidgenössischen Bundes, und eine Reise nach Paris im J. 1790 gab zugleich Gelegenheit, die großen, weltbewegenden Ideen kennen zu lernen. Als Legationssecretär begleitete H. 1792 eine Berner Gesandtschaft nach Genf, um wegen Rückzugs der dort stehenden Schweizer-Truppen mit dem französischen General zu unterhandeln; 1795 ging er in gleicher Eigenschaft nach Ulm, wo es sich um Regelung der Kornzufuhr aus Süddeutschland handelte, und 1797 nach Lugano, Mailand und Paris, als es galt, die neutrale Stellung der Schweiz zur Anerkennung zu bringen zwischen den krieg-

führenden Staaten. Durch diese Missionen, die er hernach eingehend darstellte, kam H. in persönlichen Verkehr mit den bedeutendsten Männern der Zeit, mit dem General Bonaparte, mit Talleyrand ꝛc. — Unterdessen war seine erste juristische Arbeit im Druck erschienen, ein im Auftrage der Regierung abgefaßtes gründliches „Gutachten über die Verbesserung der bernischen Criminal-Proceß-form“ (1797). Noch ein Mal wurde er nach Rastatt gesendet, um vor dem Congreß den Sturm zu beschwören, der die Schweiz zu bedrohen begann. Es war zu spät: als er im Februar 1798 zurückkehrte, stand die französische Armee bereits auf bernischem Gebiete. Um wenigstens den Wunsch der eigenen Bürger im letzten Augenblicke zu befriedigen, verfaßte H. im Namen der provisorischen Regierung in der kurz bestimmten Zeit von 10 Tagen ein „Project einer Constitution für die schweizerische Republik Bern“. Es bildet diese Schrift mit ihren 259 Paragraphen oder vielmehr Lehrsätzen einen sonderbaren Gegensatz zu dem, was er später bekannte; sie kam aber niemals praktisch in Frage, da am 5. März die alte Schweiz zusammenbrach. Schon in Paris hatte H. die neue Freiheit und deren Freunde in der Nähe gesehen und war sehr arg ernüchtert worden; von nun an wurde er ein entschiedener Gegner der Revolution. In dem neu begründeten helvetischen Einheitsstaate bekleidete er zwar noch anfangs ein Amt, legte es jedoch bald nieder und schrieb nun die „Helvetischen Annalen“, eine Zeitung, welche in scharfer und nicht immer erfolgloser Weise die Ausschreitungen der revolutionären Behörden und ihrer Gesetzesprojecte geißelte. Die beißende Satire: „Beiträge zu einem revolutionären Gesetzbuch“, zog jedoch das Verbot der Annalen nach sich; einer weiteren Verfolgung entzog er sich durch Entfernung aus dem Lande. Von nun an war H. der Reactionär und wurde mehr und mehr der Mann, der „von den Einen als Retter einer fast verzweifelten Sache zum Himmel erhoben, von den Anderen als Verräther an Recht und Menschenwürde gehaßt und verachtet war, dem aber Alle selbständige Kraft des Gedankens, Folgerichtigkeit und Unerschrockenheit in Schlüssen und Reichthum des Wissens zuerkennen“ (Mohl). Zunächst begab sich H. wieder nach Rastatt, wo er bei dem Fürsten Metternich, dem Vater des späteren Ministers, die günstigste Aufnahme fand, erhielt dann beim Wiederausbruch des Krieges eine Stelle in der Kanzlei des Erzherzogs Karl und folgte mit den übrigen schweizerischen Emigrirten dem österreichischen Heere bei seinem Einzuge in die Schweiz (Mai 1799). Die Niederlage bei Zürich (26. September 1799) zwang ihn von neuem zur Flucht; er ging erst nach Erlangen, dann nach Wien, wo er als Secretär des Kriegsraths Verwendung fand. Auch hier war er politisch thätig, ungewöhnliches Aufsehen erregten seine Flugschriften: „Was ist besser, Krieg oder Frieden mit den Franzosen?“ (1800) und „Wer ist der Angreifer, Oesterreich oder Frankreich?“ (1805). Beim Anzuge der Franzosen zog er sich nach Agram zurück. In der Schweiz hatte unterdeß ein Stimmungswechsel stattgefunden, die Berner Regierung berief 1806 H. als Professor der Rechtswissenschaften an die neu reorganisirte höhere Schule der Akademie. Schon seine Antrittsrede „Ueber die Nothwendigkeit einer anderen obersten Begründung des Staatsrechts“, zeigte deutlich, was er wollte und zog ihm viele Feindschaft zu. Eine Reihe weiterer Abhandlungen ließ er meist im litterarischen Archiv der Akademie erscheinen, so: „Ueber Domänen und Regalien“ (1807), — „Abhandlung über das zweckmäßigste Mittel, Secten zu bekämpfen und auszurotten“ (1808), — „Ideen zu einem allgemeinen philosophischen Krankenrecht nach dem Grundsatz der Theilung der Gewalten“ (1808, eine Satire), — „Politische Religion oder biblische Staatslehre“ (1811). Eine vollständigere Darlegung seiner Lehre gab er 1808 heraus: „Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, des darauf begründeten allgemeinen Rechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur“,

eine Schrift, welcher Mohl geneigt ist, den Vorzug zuzuerkennen vor dem späteren größeren Werk. Sie verschaffte ihm einen Ruf nach Göttingen durch Johannes v. Müller, damals Minister am westfälischen Hofe. H. blieb indessen in Bern, und nach der Wiedereinsetzung der alten aristokratischen Regierung (1814), die er in mehreren Flugschriften begrüßte, wurde er Mitglied des Großen, dann auch des Geheimen Raths; nur eine vollständige Rückkehr zu den Verhältnissen wie sie vor 1798 bestanden hatten, würde ihm genügt haben, und daß eine solche nicht möglich sei, sah er weder damals noch später ein. An Conflikten mit der öffentlichen Meinung fehlte es nicht. Zunehmende Unpopularität als Hochschullehrer und Mißverhältnisse zu den Collegen, bewogen ihn 1817, seine Professur niederzulegen, und die im J. 1820 erschienene, das ganze constitutionelle System verwerfende Schrift: „Ueber die spanischen Cortes", gab solchen Anstoß, daß die Berner Regierung den Verkauf derselben verbot. Im folgenden Jahre vollzog H. den entscheidenden Schritt, den Uebertritt zur katholischen Kirche, der gewissermaßen ein europäisches Ereigniß wurde. Er war im April 1821 nach Paris gereist und von dort aus zeigte er seiner Familie an, was er gethan, in einem den Entschluß motivirenden Briefe, der gedruckt bei 50 Auflagen in den verschiedensten Sprachen erfuhr. Mit seiner Selbsterkenntniß schilderte er hier die längst empfundene Neigung zum katholischen Glauben und die wachsende Einsicht in den inneren nothwendigen Zusammenhang zwischen seinen politischen und seinen religiösen Grundsätzen: „Es war eine einzige, zwar einfache, aber fruchtbare Idee, wahrhaft von der Gnade Gottes mir eingegeben, nämlich von Oben nach Unten zu gehen, und wie in der Natur, so auch in der Ordnung der Zeit und in der Wissenschaft, den Vater vor die Kinder, den Herrn vor den Diener, den Fürsten vor die Unterthanen, den Lehrer vor den Schüler zu setzen"; aber unmöglich sei es ihm gewesen, im politischen Alles von Oben herab und im kirchlichen Alles von Unten herauf zu erklären, dort die ursprüngliche Freiheit und Gleichheit, die Volkssouveränität oder gar die Verwerfung aller höheren Autorität zu bekämpfen, hier dieselbe anzunehmen. Schon im J. 1808 bekannte er im Herzen Katholik gewesen zu sein; zufällige Begegnung mit hervorragenden Gliedern des Clerus trugen das Ihre dazu bei; die Reformation erschien ihm als „Bild und Vorläufer der heutigen politischen Revolution, und mein Abscheu vor der letzteren erweckte auch Abscheu und Widerwillen gegen die erstere". Am 7. October 1820 war der Uebertritt vollzogen worden auf einem Landgute bei Freiburg (in der Schweiz), im Beisein des dortigen Bischofs; er blieb nicht lange geheim, das Gerücht verbreitete sich und bewog den Convertiten endlich zu seiner offenen Erklärung. Noch vor der Rückkehr aus Paris erfolgte durch Mehrheitsbeschluß die Streichung Haller's aus dem Großen Rathe der Republik, eine politische Maßregel, die freilich vom Gesetze nicht gefordert war, aber namentlich durch den Versuch der Geheimhaltung begründet wurde. Zum dritten Male verließ H. mit seiner Familie die Heimath, diesmal für immer. Seine Gattin, eine geborene v. Wattenwyl, und seine beiden erwachsenen Söhne traten einige Jahre später gleichfalls über. „Haller's Theorie reifte in der Muße und in der Verbitterung der Verbannung aus dem Vaterlande". Es entstand in diesen Jahren das Hauptwerk, zu welchem „alles Uebrige sich nur als Vorbereitung, Anwendung oder Beigabe verhält" (Mohl), von welchem er auch die ganz zutreffende Bezeichnung „der Restaurator" erhielt, nämlich die „Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegengesetzt". Der erste Band war schon 1816 erschienen, er enthält die Geschichte und die Widerlegung der älteren Staatslehren und stellt die allgemeinen Principien des neuen Staatssystems auf. Die folgenden Bände enthalten die Anwendung dieser

Principien, und zwar der II. (1817) auf die Monarchien und insbesondere auf die Patrimonialstaaten; der III. (1818) auf die Militärstaaten; der IV. (1820) und V. (1834) auf die geistlichen Staaten, der VI. (1825) auf die Republiken und freien Genossenschaften. Der Titel des Werkes läßt keinen Zweifel über dessen Tendenz; es ist hervorgegangen aus einem gründlichen Hasse gegen die Lehren des „Contrat social“. Eines hatte H. aus den vorangegangenen Revolutionszeiten gewonnen, nämlich die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit und Falschheit der bisherigen Theorie über die Entstehung der Staaten und die Begründung der obersten Gewalt im Staate. Diese Ueberzeugung ergriff und erfüllte ihn mit der ganzen Macht eines religiösen Glaubens, wie die Vorrede zeigt: „Eine neue Welt von Wahrheiten öffnete sich mir; es war, als ob die Herrlichkeit Gottes in allen Verhältnissen und Verknüpfungen der Menschen sich vor mir entfaltet hätte. Da hätte ich dem Geber aller guten Gedanken hundert Ochsen schlachten mögen, da entbrannte in meiner Seele die unwiderstehliche Begierde, was mir Gott geoffenbaret, auch anderen mitzutheilen, den alten Glauben mit erneutem Glanze herzustellen; da schwur ich bei mir selbst, den Götzen des bürgerlichen Contracts zu stürzen, die Ehre Gottes in der Natur wieder auf den Thron der Wissenschaft zu erheben“. Die dem Werk zu Grunde liegenden Sätze, mit deren Richtigkeit das ganze Gebäude steht oder fällt, faßt ein competenter Kritiker (R. Mohl) in folgenden Worten zusammen: „H. geht von dem Gedanken aus, der Grundfehler der gewöhnlichen Lehre vom Staate bestehe darin, diesen als etwas Eigenthümliches anzusehen, und für seine Entstehung und sein Wesen besondere Gesetze aufzusuchen, während er doch nichts sei als eine gewöhnliche und auf allgemeinen Rechtssätzen beruhende Gesellschaft von Menschen. Wie alle menschlichen Verhältnisse aus dem Hülfe- und Schutzbedürfnisse einerseits und aus der zur Leistung befähigten Macht andererseits entstehen, so sei dies auch beim Staate der Fall. Hieraus folgert er dann, daß es falsch, ja unmöglich sei, den Staat aus dem freien Willen und aus einer allgemeinen Verabredung der Theilnehmer hervorgehen, demselben beliebige Zwecke setzen zu lassen, und daß es geradezu widersinnig sei, die Macht durch eine Uebertragung von Seiten der Schwachen zu begründen; vielmehr sei die Entstehung des Staates eine, gleichgültig jetzt aus welchem Grunde, vorhandene Macht, welcher sich Schutzbedürftige anschließen. Das Herrschen der Starken und das Dienen des Unmächtigen sei ein allgemeines Gesetz der Natur, und somit der Staat keineswegs ein Gegensatz mit dem Naturzustande, sondern vielmehr eine Fortsetzung und eine der Formen desselben“. — In der Anwendung dieser Grundanschauung verfuhr H. mit unläugbarem Scharfsinn und logischer Folgerichtigkeit, aber mit einem Fanatismus, der gerade ins entgegengesetzte Extrem überschlägt, indem er den „gottgeordneten“ Staat schließlich alles höheren Inhalts und aller sittlichen Zwecke entleerte; den an die Spitze gestellten Begriff der Autorität auf denjenigen der bloßen Nützlichkeit heruntersetzte und selbst die Pflicht des Unterthanengehorsams da aufhören ließ, wo das Schutzbedürfniß endet. „Das Werk Haller's“, sagt Mohl ferner, „war nicht blos ein Buch, sondern es war eine mächtige politische That; und als solche haben es auch sowol zahlreiche fanatische Freunde, als noch zahlreichere erbitterte Feinde genommen. Es möchte schwer sein, eine vollständige Uebersicht aller, selbst auch nur der ausführlichen Beurtheilungen zu geben. Nicht nur kann sich keine geschichtliche Arbeit über die Staatswissenschaften überhaupt oder über das philosophische Staatsrecht insbesondere einer eingehenden Beachtung entschlagen; sondern es gibt auch eine eigene Litteratur, welche diese Beurtheilung zum ausschließlichen Gegenstande hat“. „Die Begründung seines Grundgedankens“, erklärt die nämliche Autorität, „ist H. vollständig mißglückt“; die Lehre selbst betrachtet Mohl als

praktisch „höchst gefährlich"; dagegen erkennt er es als „ein unläugbares Verdienst um die gesammte dogmatische Staatswissenschaft, wenn H. den bisher gezogenen engen Kreis durch die Darstellung einer Reihe von Staatsarten, welche in jenem gar keine Stelle gefunden hatten, erweiterte". — Das Werk wurde vollständig ins Italienische übersetzt, theilweise ins Französische und im Auszuge ins Lateinische, Spanische und Englische. H. begab sich, als er Bern verließ, wieder nach Paris, genoß dort in den Kreisen Gleichgesinnter hohe Gunst, erhielt 1825 eine Anstellung, und der Minister Polignac war im Begriff, ihm eine höchst dankbare Wirksamkeit an der Bildung junger Diplomaten zu eröffnen, als die Julirevolution von 1830 diese Pläne durchkreuzte. H. zog sich nun nach Solothurn zurück, wo er sich ein Landgut erworben hatte und verlebte dort den Rest seiner Jahre. Auch jetzt blieb er schriftstellerisch thätig; wie er in Paris ein eifriger Mitarbeiter des „Drapeau blanc" gewesen war, so schrieb er aus Solothurn zahlreiche Artikel in das „Berliner Wochenblatt" (von 1831—40), in die „Neue Preußische Zeitung" (Kreuzzeitung), in die „Historisch-politischen Blätter" von Görres und Phillips und namentlich in die „Deutsche Volkshalle". Dazu veröffentlichte er noch eine Anzahl selbständiger Schriften, alle einig in der Klage über die revolutionäre Zeitrichtung, im bittern Tadel aller Anhänger einer freisinnigen Richtung in Staat und Kirche, in der Behauptung einer allgemeinen Verschwörung zum Umsturz der Throne und Altäre, in der Aufforderung zu gemeinschaftlicher Bekämpfung des Uebels und im Anpreisen der eigenen Staatsidee: „Ueber die Ursachen, welche die Revolution der Schweiz im Jahre 1830 und 1831 hervorgerufen haben". — „Satan und die Revolution" (1835), — „Geschichte der kirchlichen Revolution oder der protestantischen Reform des Kantons Bern und der umliegenden Gegenden" (1836). Diese letztere auch französisch herausgegeben in „Mélanges de droit public et de haute politique" (2 Bde., Paris 1839), ferner: „Die Freimaurerei und ihr Einfluß in der Schweiz" (1840), — „Staatsrechtliche Prüfung des preußischen vereinigten Landtags, nebst redlichem Rathe an den König zur Behauptung seines guten Rechts" (Schaffhausen 1847); — „Die wahren Ursachen und die einzig wirksamen Abhülfsmittel der allgemeinen Verarmung und Verdienstlosigkeit" (1850). Noch ein Mal trat H. wieder im öffentlichen Leben auf; er wurde 1833 in Solothurn zum Mitglied des Großen Rathes gewählt und übte in einer politisch und kirchlich sehr bewegten Zeit einen nicht geringen Einfluß aus. Im vollen Besitz seiner Geistesfähigkeiten, starb er, fast 86 Jahre alt, als frommer Katholik nach dem Empfang der Sterbesacramente am 20. Mai 1854. Der Mann, der im 30. Lebensjahre durch die Revolution aus einer bevorzugten Stellung und aus einer glänzenden Laufbahn herausgeworfen worden war, konnte für die Grundsätze der Revolution kaum etwas anderes als Haß empfinden; diese persönliche Verbitterung ist aber auch in seinen wissenschaftlichen Argumentationen allzu sehr fühlbar geworden, als daß dieselben unbefangen hätten geprüft werden können. Der rücksichtslose Muth, mit dem er für seine Ueberzeugungen kämpfte, hätte Achtung einflößen können, hat aber viel öfter als Schroffheit verletzt, als cynische Härte abgestoßen. Haller's Charakter wird meistens ungünstig beurtheilt, so daß er mit einem gewissen Rechte sagen konnte: „In Deutschland lehren Viele meine Ideen, aber sie verläugnen mich". „H. steht vor uns als ein Mann von gewaltiger Kraft des Geistes, von großer Folgerichtigkeit des Denkens, von Unerschrockenheit und Zähigkeit des Charakters, von nicht verächtlichem Wissen und Scharfsinn. Er hat ein Werk geliefert, welches seinen Namen auf die späte Nachwelt bringen wird" (Mohl).

R. v. Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften, Bd. II. S. 529—60. — Alfred Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer, Bd. II.

Baden 1871. — Staatswörterbuch von Bluntschli, S. 622. (Von Risch.) — Kritische Ueberschau d. d. Gesetzgebung u. Rechtswissenschaft, München, III. Bd. S. 89—104. — Th. Scherer, Erinnerungen am Grabe K. L. v. Haller's. Solothurn 1854. — Notice sur la vie et les écrits de Ch. L. de Haller, Fribourg 1854. — Missionen der Berner Regierung nach Genf, Mailand, Paris und Rastatt, aus dem Nachlaß des Hrn. K. L. v. Haller, von Karl v. Haller in Solothurn (ohne Druckort und Jahresangabe). — Als Schriften, welche eigens der Bekämpfung Haller's bestimmt sind, nennt Mohl (a. a. O.): W. T. Krug, Die Staatswissenschaft im Restaurationsprocesse des Hrn. v. Haller, Adam Müller und Consorten, Leipzig 1817. — G. Escher, Ueber die Philosophie des Staatsrechts, mit besonderer Beziehung auf die H.'sche Restauration, Zürich 1821. — Riedel, Haller's staatsrechtliche Grundsätze, Berlin 1842, und von ausführlichen Beurtheilungen in litterargeschichtlichen u. rechtsphilosophischen Werken diejenigen von Weitzel, Leo, Stahl, Struve u. Fichte.

Blösch.

Haller: Nicolaus Ferdinand H., Dr. d. R., Senator und Bürgermeister der freien Hansestadt Hamburg, geb. daselbst am 21. Januar 1805, ein Sohn des angesehenen Kaufmanns Martin Joseph H., eines vielseitig gebildeten und vorzüglich in finanzwissenschaftlichen und handelspolitischen Angelegenheiten häufig zu Rathe gezogenen Mannes. (S. das Hamb. Schriftsteller-Lexicon Bd. III S. 77.) Der in günstigen Verhältnissen aufwachsende Sohn begann schon frühzeitig bei classischen Schul- und rechtswissenschaftlichen Universitätsstudien seine reiche Naturbegabung glücklich zu entwickeln. Nachdem er, 21 Jahre alt, zu Heidelberg im April 1826 nach glänzend bestandener Prüfung Doctor juris geworden, lag er noch für einige Zeit den juristischen Studien in Göttingen ob und ließ sich sodann im April 1827 in seiner Vaterstadt als Advocat nieder, in welcher Eigenschaft er sich bald eine bedeutende Praxis erwarb, namentlich in der Proceßführung vor dem Handelsgerichte, dessen mündliches Verfahren seine natürliche Redegabe in ein günstiges Licht zu stellen geeignet war. In Geschäftssachen ebenso theoretisch durchgebildet wie praktisch gewandt, ein heller Kopf und rascher Arbeiter, — im geselligen Verkehr durch lebhaften Geist und sprudelnden Humor wie durch Herzensgüte und ächte Humanität gleich ausgezeichnet, konnte dem jungen Manne die Achtung und Zuneigung vieler Kreise seiner Mitbürger nicht fehlen. — Eine willkommene Ergänzung und Vertiefung seines Wesens fand er in seiner Gattin Adele geb. Oppenheimer, einer ebenso liebenswürdigen als geistig hochstehenden edeln Frau, deren Name durch des gemeinsamen Freundes Dr. Gabriel Rießer an sie gerichtete Briefe den Lesern seiner Schriften wohlbekannt ist. — H. war zu einem allgemein geachteten Manne herangereift, als er am 10. April 1844 zum Mitgliede des Senats der freien Stadt Hamburg erwählt wurde. Diese Auszeichnung dankbar und freudig anerkennend, widmete er fortan mit liebevollster Hingebung sein Leben und Wirken dem Gemeinwohl seiner Vaterstadt, welche in ihm einen tüchtigen Staatsmann voll praktischer Einsicht und bedeutender Arbeitskraft gewann, dessen Denken, Reden und Handeln ein gewisses Maß von Genialität niemals fehlte. — In den bald darauf beginnenden Verfassungskämpfen war, neben älteren Collegen, auch ihm eine active Theilnahme zugewiesen. Gewiß nicht mit leichtem Herzen opferte er seine auf Kenntniß und Ueberzeugung gegründete Liebe für die alte Verfassung den herandrängenden Forderungen der Neuzeit, welche sein staatsmännischer Scharfblick als unabweisbar erkannte. Doch ging sein Streben gleichzeitig dahin, bewährte alte Einrichtungen vor radikaler Umgestaltung zu retten und sie der neuen Ordnung der Dinge einzupassen. — Nach Einführung derselben trat H. im J. 1860 an die Spitze der hamburgischen Finanzverwaltung, die er mit seltenem Geschick

reorganisirte und bis zu Ende seiner amtlichen Laufbahn unter allgemeiner Anerkennung seines verdienstvollen Wirkens mit glücklichstem Erfolge leitete. — Die nach gegenwärtiger Verfassung Hamburgs jährlich wechselnde Bürgermeisterwürde, mit welcher das Präsidium im Senate verbunden ist, bekleidete H. seit 1863 neun Mal, und zwar sechs Mal als erster Präsident, und bewies auch für diese schwierige Stellung eine ungewöhnliche Befähigung. — Auf dem vom Kaiser von Oesterreich berufenen deutschen Fürstentage zu Frankfurt a./M. im J. 1863, zu welchem auch die präsidirenden Bürgermeister der freien Städte geladen waren, vertrat H. den Bundesstaat Hamburg. Es ist zu bedauern, daß er (der überhaupt zu litterarischer Production niemals Muße gefunden, obschon das Talent auch hierfür reichlich bei ihm vorhanden) seine Erlebnisse und Beobachtungen auf diesem interessanten, wenn auch erfolglos gebliebenen Congreß nicht niedergeschrieben, oder nicht veröffentlicht hat, — sie würden vielleicht den kurzen Aufzeichnungen seines bremischen Collegen mehrfach zur Ergänzung dienen, auch wol hier und da die aus einem anderen Gesichtspunkte aufgefaßten Dinge in einem anderen Lichte erscheinen lassen. — In den letzten Lebensjahren erfuhr H. viele schwere Prüfungen und neben dem Verluste seiner Gattin auch eigene körperliche Leiden schmerzhaftester Art. Zeitweise durch Gicht völlig gelähmt, verließ ihn indessen auch auf dem Krankenlager niemals die ihm angeborene Frische seines regen Geistes. Vom Bette aus hielt er Vorträge, ertheilte Rathschläge, dictirte Denkschriften und ließ in einsamen Stunden seinen selten schlummernden Humor in witzigen Epigrammen und heiteren Scherzgedichten aussprudeln, die er dann wol den besuchenden Freunden lächelnd recitirte. Sobald er sich jedoch von seines Uebels Unheilbarkeit überzeugt hatte, bat er, jüngeren Kräften willig weichend, um Entlassung von seinem länger als 30 Jahre mit Eifer und Freudigkeit geführten Amte. Nur mit aufrichtigem Bedauern gab der Senat diesem Wunsche nach und sprach am 30. Juni 1876 in ehrenvollster Weise mit dem Ausdruck tiefgefühlten herzlichen Dankes für die dem Staate geleisteten ausgezeichneten Dienste Haller's Emeritirung aus. — Schon vier Monate später, am 31. October 1876, erfolgte sein Tod. Beneke.

Haller: Rudolf Emanuel v. H. (1747—1833). Albrecht v. Haller's zweiter Sohn wurde 1747 in Bern geboren, kam noch sehr jung in ein Handelshaus nach Paris, begründete, mit großem Unternehmungsgeist begabt, in Kurzem ein eigenes Bankhaus und besorgte als eifriger Anhänger der Revolution große Lieferungsgeschäfte für die republikanische Armee. Schon 1791 hatte er ein sehr bedeutendes Vermögen erworben; er begleitete den jüngeren Robespierre mit der Alpenarmee, wurde aber hier großartiger Unterschlagungen beschuldigt und mußte sich flüchten. Er wußte sich indeß zu rehabilitiren und wurde 1796 Schatzmeister des Generals Bonaparte in Italien. Auch diesmal wurde er verdächtigt und vor ein Kriegsgericht gestellt; allein wieder gelang es ihm seine Freilassung zu bewirken. Er wurde noch im gleichen Jahre helvetischer Gesandter bei der cisalpinischen Republik und unternahm auch in dieser Eigenschaft großartige Finanzspeculationen. Im Juli 1798 kam er nach Rom und leitete im Auftrag des französischen Directoriums die Brandschatzung des Kirchenstaats und die Beraubung des Papstes Pius VI., welchem er hierbei persönlich einen Diamantenring vom Finger gerissen haben soll. Nach Paris zurückgekehrt versuchte er von Neuem das Zutrauen des ersten Consuls durch eine Denkschrift zu gewinnen, erhielt aber keine größere öffentliche Anstellung mehr. Im J. 1816 machte er großen Bankerott, kehrte in die Schweiz zurück und starb in ziemlich dürftiger Lage in einer Dachkammer in Bern im J. 1833. — „Être un peu corsaire“ war zugestandener Maßen sein Grundsatz. Im J. 1794 gab er zu seiner Rechtfertigung heraus: „Lettres de E. H. ci-devant administrateur général des sub-

sistances de l'armée française d'Italie", und hier berechnete er, die großen von ihm geleisteten Dienste aufzählend, die Summe dessen, was er einzig während des letzten Feldzugs in den französischen Staatsschatz abgeliefert, auf 3—400 Millionen.

Biographie des hommes vivans, 1817, III, 359. — Biographie universelle, Suppl. Tom. 66 p. 371 ss. — Lettres de E. H. etc. aux représentants du peuple et au comité du salut public. 1794. 48 Seiten. — Zu vergleichen auch: Précis historique de la vie et du pontificat de Pie VI par Blanchard.
Blösch.

Haller: Christoph Jacob H. v. Hallerstein, Miniaturmaler und Radirer, geb. am 9. Juli 1771 in Hilpoltstein bei Nürnberg, gest. in letzterer Stadt am 10. Juli 1839. Von seinem Vater zum Staatsdienst bestimmt, besuchte er die Universität Altorf; als er die Rechtsstudien absolvirt hatte, fühlte er mehr Beruf für die Kunst, nahm aber nur vorübergehend bei verschiedenen Künstlern, wie Ihle, Dannecker, J. G. v. Müller u. A. Unterricht. In Dresden, wo er sich 1799 aufhielt, zeichnete er viel nach Gemälden der dortigen Gallerie, worauf er sich nach Berlin begab und da längere Zeit blieb. Hier entstanden viele schöne Bildnisse, die er mit Silberstift auf Pergament ausführte oder auf Elfenbein mit Miniaturfarben übertrug. Die höchsten Kreise standen ihm offen, die Mitglieder der königlichen Familie ließen sich von ihm malen. Nachdem er 1812 Paris besucht und nach den dortigen Kunstschätzen gezeichnet hatte, wurde er in Nürnberg als königlicher Conservator der Gallerie angestellt, welche Stellung er bis zu seinem Tode einnahm. Seine Bildung war eine vielseitige, seine Auffassungsgabe eine wunderbar rasche. Er hinterließ unzählige Zeichnungen; es scheint fast, sagt Andresen, daß er kein Papier hat liegen sehen können, ohne sich mit der Feder zu versuchen. Selbst in Briefen hat er neben dem Worte auch Illustrationen zum Dolmetsch seiner Gedanken gemacht. Er hinterließ auch gegen 200 Radirungen und Lithographien, die ziemlich selten sind, da sie nicht in den Kunsthandel kamen. Auch als Kunstkenner erwarb er sich einen berühmten Namen. Der in Griechenland 1817 verstorbene Architect Karl H. (s. u.) war sein Bruder.

Andresen, Die deutschen Malerradirer III. Wessely.

Haller: Karl Freih. H. v. Hallerstein, Sprosse der alten und angesehenen Nürnberger Patrizierfamilie H., wurde als der achte von zehn Kindern am 10. Juni 1774 auf dem Schlosse des Nürnbergischen Marktfleckens Hilpoltstein geboren, woselbst sein Vater Karl Joachim Pfleger und Major der Reichsstadt Nürnberg war. Seine Mutter war Amalie Freiin v. Imhof. Seine Jugend verlebte er in glücklichster Weise im Kreise seiner Familie zu Gräfenberg. Im Alter von 14 Jahren kam er an den Hof des Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrücken, wo er drei Jahre lang Pagendienste leistete. Dann wurde er zum Fähnrich im Hausbataillon und bald darauf zum Lieutenant ernannt. Da H. besondere Neigung zur Beschäftigung mit „mechanischen Arbeiten" zeigte, sandte der Fürst ihn auf eigene Kosten auf die Karls-Akademie nach Stuttgart, um daselbst die Baukunst zu studiren. Nach dem bald darauf erfolgten Tode des Fürsten ging H. mit dem Erbprinzen Heinrich erst nach Schloß Cadolzburg und später, als auch der Erbprinz gestorben war, nach Berlin, wo er unter der Leitung des Oberbaurath Gilly sein Studium der Architectur fortsetzte. Er erhielt von seiner Vaterstadt ein kleines Stipendium; seinen weiteren Unterhalt erwarb er durch Unterricht und geometrische Arbeiten. Nach siebenjährigem Aufenthalt in Berlin und Norddeutschland wurde H. im J. 1806, eine an der Akademie zu Düsseldorf ihm angetragene Lehrerstelle ausschlagend, als königlicher Bau-Inspector mit 500 fl. Gehalt in seiner Vaterstadt Nürnberg angestellt. In dieser Eigen-

schaft mußte er unter Anderem den Abbruch des im großen Saale des Rathhauses befindlichen messingenen Prachtgitters, einer Arbeit Vischers, welche die baierische Regierung als altes Metall verkauft hatte und den Bau der hölzernen arcadenförmigen Verkaufsbuden auf dem Hauptmarkte leiten. Daneben war er auch als Privatarchitect thätig, erbaute unter Anderen das noch bestehende Haus in der Theresienstraße Nr. 9, die Façade des Bestelmayer'schen Hauses in der Königsstraße (jetzt Gewerbe-Museum und im J. 1874 völlig umgebaut) und das Haus der Gesellschaft „Museum", entwarf auch mehrere Decorationen für das Nürnberger Stadttheater. Alle diese Arbeiten, aus welchen ein großes Talent hervorleuchtet, haben viel Aehnlichkeit mit den älteren Arbeiten Schinkels. — Da seine amtliche Thätigkeit ihm nicht genügte und künstlerische Aufgaben ihm nur selten gestellt wurden, er sich aber nach „Vervollkommnung in der Kunst" sehnte, wünschte er vor Allem Italien und seine Kunstwerke zu sehen. Mit Hülfe einiger wohlwollender Gönner gelang es ihm sich, unter Fortbezug seines Gehalts, einen längeren Urlaub zur Reise nach Italien zu verschaffen. Er ging im Sommer 1808 zunächst nach München und von dort zu Fuß durch Tyrol über Verona, Venedig, Bologna und Florenz nach Rom, wo ein neues Leben für ihn begann. Er schwelgte im Genuß der Kunstwerke, arbeitete aber auch sehr fleißig, hat dort während der 18 Monate seines Aufenthalts eine große Anzahl Zeichnungen von architektonischen und plastischen antiken Werken, modernen Architekuren, Landschaften etc. gefertigt. Er hatte ein offenes Auge für Alles und wußte jedem Dinge ein Interesse abzugewinnen. In Rom schloß er sich bald enge an einige gleichgesinnte Kunstfreunde, besonders den Freiherrn v. Stackelberg aus Esthland, Linckh aus Cannstadt, Dr. Koes und Dr. Bröndsted aus Dänemark u. A. an und entschloß sich endlich, auf Anregung der beiden Dänen, mit ihnen nach Griechenland zu gehen. Der bairische Gesandte lieh ihm für diese Reise 600 spanische Thaler. Im Juni 1810 verließ er Rom und ging mit den genannten Freunden über Neapel, Corfu und Korinth, überall fleißig zeichnend, nach Athen, dessen Monumente großen Eindruck auf ihn machten. Hier traf H. den englischen Architekten Cockerell, der gleiche Zwecke wie H. verfolgte. Beide wurden bald enge befreundet und studirten zusammen die antiken Kunstwerke Athens, besonders die architektonischen, welche sie bis in die feinsten Einzelnheiten hinein maßen und sorgfältig zeichneten. H. beabsichtigte Ergänzungen zu dem großen Werke von Stuart und Rewett zu publiciren. Von Athen aus machten sie auch Ausflüge nach Tyrinth, Mykene, Argos, Nemea etc. und besuchten im J. 1811 in Gesellschaft von Linckh und Foster auch die benachbarte Insel Aegina, wo sie die Ruinen des Tempels des Jupiter aufs Genaueste untersuchten. Bei dieser Gelegenheit entdeckten sie zu ihrer größten Freude unter den Trümmern nach und nach auch 17 zum Theil recht gut erhaltene Statuen und viele Fragmente von solchen, die Reste des ehemaligen plastischen Schmucks der Giebelfelder dieses Tempels. Sie machten diese Statuen durch Kauf von der Stadt Aegina um 1000 levantische Piaster zu ihrem rechtmäßigen Eigenthum, gruben sie aus und brachten sie nach Athen, wo dieser Fund das größeste Aufsehen erregte. Ein durchreisender Engländer bot ihnen sogleich 4000 Pfund Sterling. Doch wünschte H. dringend, diesen kostbaren Fund seinem Vaterlande zuzuwenden. Weil die Freunde ihren Schatz vor den Türken nicht sicher glaubten, ließen sie ihn nach der Insel Zanthe in das Haus des englischen Ministers Foresti bringen und später im J. 1812, unter Beihülfe des Consuls Gropius, nach der Insel Malta. Der Prinzregent von England schickte ein Schiff und ließ 6000 Pfund Sterling für die Statuen bieten. Doch gaben die Freunde sie auch jetzt noch nicht fort, weil sie schon eine öffentliche Versteigerung derselben ausgeschrieben hatten. In derselben erstand sie der Bildhauer M. Wagner um 70,000 fl. für den Kron-

prinzen Ludwig von Baiern. Die Statuen wurden nun nach Rom gebracht, wo Thorwaldsen sie trefflich restaurirte. Jetzt bilden sie die Hauptzierde der Glyptothek zu München. — Nachdem H. seine Statuen nach Zanthe gebracht, bereiste er den Peloponnes, besuchte die Ebene von Olympia, Messenien, Laconien und besuchte auch den Tempel zu Phigalia, woselbst er bald ebenfalls Sculpturen entdeckte. Doch verhinderte der türkische Beamte ihn vorerst an der Ausgrabung derselben. H. kehrte nach Athen zurück und empfing dort einen Brief des Kronprinzen von Baiern, der ihn beauftragte Ausgrabungen für ihn anstellen zu lassen und Ankäufe von Antiken zu machen, ein Auftrag, den H. mit großer Freude erfüllte und welchen er, eine Einladung seines Freundes Cockerell, ihn nach Aegypten zu begleiten, ausschlagend, auch mit größter Gewissenhaftigkeit und nicht ohne günstigen Erfolg ausgeführt hat. Sobald die Umstände es gestatteten, kehrte H. mit Gropius, Linckh, Stackelberg, Bröndsted und Foster nach Phigalia zurück, kaufte, durch Vermittelung des Consuls Gropius, die dort zu findenden Sculpturen, ließ die ganze Ruine durch 60 Mann ausgraben und zeichnete sie sehr genau. Der gefundene Figurenfries, welcher einst die Cella des Tempels geschmückt hatte, wurde darauf unter großen Schwierigkeiten nach Zanthe in ein Magazin der Gräfin Lunzi gebracht und dort um 60,000 spanische Thaler (davon H. jedoch nichts bekam) an den Prinzregenten von England verkauft. Nachdem dieses Geschäft abgemacht war, kehrte H. wieder nach Athen zurück. Auf der Reise dahin verlor er bei einem Seesturm Alles was er bei sich hatte, namentlich auch viele Zeichnungen und eine kleine Sammlung von Antiken. Darauf besuchte er Delphi, Theben, leitete eine Ausgrabung für den Kronprinzen auf der Insel Ithaka und ging dann im J. 1814 im Interesse des Kronprinzen nach Constantinopel, um dort für denselben eine größere Summe Geldes von dem bankerotten Bankhause Hübsch & Timoni zu retten. Auch fertigte er dort neben seinen architektonischen Studien im Auftrage des Kronprinzen einen Entwurf zur Walhalla bei Regensburg, welcher später der Bauausführung durch Klenze zu Grunde gelegt wurde. Nachdem H. im J. 1816 noch Troja besucht und im Theater zu Milo einige Ausgrabungen gemacht, die er jedoch vor ihrer Beendigung aufgeben mußte — bald darauf wurde dort die berühmte Venus, jetzt in Paris, gefunden — ging er nach Athen zurück und war eifrigst mit Ausarbeiten seiner überaus zahlreichen Zeichnungen und schriftlichen Aufzeichnungen beschäftigt. Im October 1817 ging H. nach Thessalien, woselbst er im Auftrage eines Pascha den Bau einer Brücke über den Peneus leiten sollte. Hier, in ungesunder Gegend, erlag er den Anstrengungen der Reise. Er starb, nach kurzem Krankenlager, am 5. November 1817, erst 43 Jahre alt zu Ampelakia am Fuße des Olympos. — Sein Porträt in Kupferstich nach einer Zeichnung von Cockerell befindet sich in dem im J. 1860 zu London erschienenen Werke des Letzteren über die Tempel zu Aegina und Bassae.

Nach dem handschriftlichen Nachlaß des Künstlers. Bergau.

Haller: Peter H. v. Hallerstein, königlicher Rath und Schatzmeister, Königsrichter in Hermannstadt und Graf der sächsischen Nation in Siebenbürgen, geb. zu Ofen 1500, gest. in Hermannstadt am 12. December 1569. Einem alten, noch heute in Deutschland und Oesterreich in zwei freiherrlichen, in Siebenbürgen und Ungarn in einem gräflichen Stamme blühenden Nürnberger Patriziergeschlechte entsprossen, war H., der jüngste und hervorragendste der vier Söhne des aus Deutschland eingewanderten, als königlicher Schatzmeister 1500 gestorbenen Ruprecht H., aus unbekanntem Anlasse als junger Mann nach Hermannstadt gekommen, wo er noch vor der Schlacht bei Mohács ansässig gewesen sein soll. Als sicher gilt, daß 1527, als Ferdinand I. den Fugger's die siebenbürgischen Gold-, Silber- und Salzbergwerke verpachtete, diese an H. und den Hermann-

städter Christoph Listh einen Theil der Verwaltung übertrugen, welche auch H. großen Nutzen brachte. Ein treuer Jünger des berühmten Sachsengrafen Markus Pempflinger muß er sich schon frühzeitig Ansehen und Vertrauen erworben haben, denn schon 1529 wurde er in Hermannstadt zum Rathsherrn gewählt, und als innere und äußere Feindesnoth dem Lande drohte, war er einer der sächsischen Feldhauptleute und trug — am 20. August — das Zeichen allgemeinen Aufgebotes: das blutige Schwert, durch die oberen Stühle. Als später die Hermannstädter, von Ferdinand I., dem sie den Eid der Treue schon sieben schwere Jahre lang bewahrt hatten, ohne Hilfe gelassen, gezwungen waren, in Unterhandlungen mit Zápolya zu treten, war 1534 H. ihr Abgeordneter und 1536 — fast gleichzeitig mit der Unterwerfung der Stadt — berief ihn die Wahl seiner Mitbürger zum Stuhlrichteramt. Nach Zápolya's, 1540 erfolgtem Tode behauptete bekanntlich dessen Wittwe Isabella eine kurze Zeit für ihren Sohn Johann Sigmund die Herrschaft; bald aber — 20. Juli 1542 — entschloß sie sich dazu, dem Habsburger das Land mit einem geheimen Vertrage abzutreten. Zur Unterhandlung hierüber und zur Huldigung entsandte vom Landtage jede der drei ständischen Nationen ihren Vertreter an Ferdinand. Hier erschien nun H. als Vertreter der Sachsen und trat mit dem neuen Landesherrn in näheren Verkehr, welchen er, in die Heimath zurückgekehrt und bald an Stelle des kurz vorher verstorbenen M. Armbruster zum Bürgermeister gewählt, durch fleißige Berichte und vertraute Boten aufrecht erhielt. Besonders war er bemüht, des Königs Aufmerksamkeit noch rechtzeitig auf die Umtriebe des zweideutigen Bischofs Martinuzzi zu lenken, doch ohne Erfolg. Nach drei Jahren trat er wieder in die Reihe der Rathsherrn zurück, ohne deshalb an Ansehen oder Einfluß zu verlieren, denn schon im November 1547, als Isabella und der zu Ferdinand's Statthalter ernannte Martinuzzi zu neuen Verhandlungen Abgeordnete nach Wien entsendeten, wurde H. von der Nationsuniversität und dem Hermannstädter Rath auch dahin beordert. 1550 zum zweiten Male zum Bürgermeister erwählt, bekleidete er das wichtige Amt wieder durch drei Jahre unter sehr schwierigen Zeitverhältnissen in alter Umsicht und Treue, und schickte 1551, als Isabella trotz Martinuzzi's Ränken und Winkelzügen Siebenbürgen wieder an Ferdinand abtreten mußte, seinen alten Freund und Vertrauten, den Rathsherrn Christoph Listh, mit genauen Nachrichten und wohlerwogenen Rathschlägen an den König, welcher dem nach Siebenbürgen einrückenden General Johann Baptist Castaldo in besonderem Schreiben seinen erprobten H. und die treuen Hermannstädter nachdrücklich empfahl, den Ersten als seinen verläßlichsten Rathgeber bezeichnete und ihn in Anerkennung der erzielten Erfolge zum königlichen Rath ernannte. Im folgenden J. 1552 übernahm H. auch das wichtige, bisher von dem unverläßlichen Martinuzzi nicht zum allgemeinen Besten versehene Amt eines königlichen Schatzmeisters in Siebenbürgen und führte die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte bis ihm 1553 die von ihm angesuchte Ernennung eines Nachfolgers Gelegenheit gab, hierüber Rechenschaft abzulegen. Bereits 1552 war H. zum Hermannstädter Königsrichter auf unbestimmte Zeit ernannt worden, machte aber von dieser neuen Gnade seines Herrn keinen Gebrauch. Schon 1554 wurde er wieder zum Bürgermeister gewählt und behielt dieses Amt bis zum Schlusse 1556. Nachdem Königsrichter Roth am 31. März 1556 bei einem Volksaufstande gefallen war, blieb nun dem Bürgermeister, der verfassungsgemäß der andere Oberbeamte der ganzen Nation war, die ganze Last der Sorge für das Gemeinwohl übertragen, bis er im Februar 1557 in gesetzlicher Weise zum Hermannstädter Königsrichter erwählt ward. Von da ab war seine Thätigkeit nur mit den in jener trüben Zeit drangsalvoll wechselnden Geschicken seines Volkes verschmolzen, denn mit der am 25. November 1556 zu Klausenburg erfolgten Wiedereinsetzung

Isabella's und Johann Sigmunds in die Herrschaft des Landes hatte auch die Möglichkeit weiteren Wirkens für den Habsburger Herrscher ein Ende gefunden. — H. war neben seinem einflußreichen öffentlichen Wirken auch für Familie und Hauswesen thätig und wirksam. Aus der ihm von den Fugger's übertragenen Verwaltung der Bergwerke und aus dem ausgedehnten Handel, den er trieb, gewann er namhafte Summen, so aus dem Hermannstädter Kammerhandel allein jährlich 10—11,000 Fl. — damals ein bedeutender Betrag. Glücklicher als sein großer Vorgänger Marcus Pempflinger, der in Armuth starb, hat H. reiches Besitzthum in Hermannstadt und dessen Weichbild, Güter und Edelsitze in 14 Komitatsortschaften, das Erbgrafenthum in Salzburg u. A. m. hinterlassen. Sein Wirken für Heimath und Volk kennzeichnen neben vielem Anderen die Neubefestigung von Hermannstadt, die von Kaiser Ferdinand erwirkte Bestätigung des andreanischen Freibriefes von 1224 (am 20. März 1552), sowie viele seiner Berichte an den Landesherrn, in denen er mit mannhaftem Freimuth auch solche Thatsachen unumwunden erörterte, die jenen unangenehm berühren mußten. Darunter ist namentlich ein Schreiben vom 11. April 1553 zu bemerken, worin er dem König mit Entrüstung über das gewaltsame Verhalten, die Zuchtlosigkeit und Erpressungen der kaiserlichen Truppen berichtet und Beschwerde führt. — Wie Marcus Pempflinger war auch H. ein eifriger Förderer der Reformation unter den Sachsen. Wie Pempflinger und Mathias Armbruster hing auch er treu an Kaiser Ferdinand I. In der schweren Zeit gegen Zápolya stand er unter den Ersten treu zum fernen deutschen Fürsten, im Heereszug für ihn gerieth er 1529 mit Mathias Armbruster in Gefangenschaft und mußte sich lösen; auch nach Zápolya's Tode förderte er die Sache Ferdinands durch wiederholte finanzielle Opfer und Beisteuer. Als die im J. 1542 an Ferdinand zur Huldigung entsendeten Gesandten, seine ungarisch-szeklerischen Genossen, nach ihrer Rückkehr des abgelegten Eides vergaßen und sich den Zápolya's zuneigten, eiferte H. mit harten Worten wider solchen Wankelmuth und betonte laut, daß sie im Namen des Landes bereits Ferdinand geschworen bis zum letzten Athemzuge. Darum verweigerte er auch dem Schatzmeister die Steuer der Sachsen. Als er 1543 in den Rath der Königin gewählt wurde, schlug er es ab, Isabella und dem jungen Könige zu schwören; man mußte sich damit begnügen, daß er gelobte, der Königin Heimlichkeiten Niemandem zu offenbaren und Sorge zu tragen für Siebenbürgens Wohlfahrt. Ferdinand, der, wie wir gesehen, die Treue, den Rath und die Dienste Haller's wol zu würdigen verstand, gab ihm und seinem Volke dies wiederholt zu erkennen. So schrieb er im October 1542 den Sachsen: „Wir haben durch die Mittheilung Eueres Botschafters H. euere wunderbare Treue gegen Uns und euere ausgezeichnete Thätigkeit für die gesammte Christenheit erfahren und zollen derselben das größte Lob. Seid standhaft und empfangt die Versicherung, daß Wir euch gegen jeden Feind schirmen, und Sorge tragen werden, daß euch so große Treue und Liebe gegen Uns nie gereue." — Aber der Wille des Königs war besser als seine Macht. Wie in diesem Werke an anderer Stelle (Ferdinand I., deutscher Kaiser) nachgewiesen ist, kam der Monarch, durch drückende Geldnoth und anderweitige Unternehmungen, namentlich durch seine Abhängigkeit von Karl V. und die hierdurch veranlaßten Zerwürfnisse und Kämpfe mit dem Protestantismus, kaum dazu, sich selbst in Ungarn gegen die Türken und ihre Schützlinge zu behaupten, konnte aber Siebenbürgen nicht die dringend nöthige Hilfe gewähren. Als endlich der Landtag im Jänner 1556 Abgeordnete der drei Nationen nach Wien entsendete mit der Bitte um Hilfe oder Entbindung von dem geleisteten Eid der Treue, mußte Ferdinand, außer Stand die nöthige Macht aufzutreiben, das Land, das er wiederholt vorübergehend besessen hatte, endlich dem unter türkischer Hoheit stehenden Gegen-

könige preisgeben. Mit Recht sagt hierüber ein berufener Geschichtschreiber: „Peter Haller's Mühe, Ferdinanden das Land zu erhalten, war — nicht durch seine und der Sachsen Schuld — vergeblich gewesen. Diesen blieben als Lohn Schulden, der Haß der Mitstände, zerstörte Dörfer, die Trümmer von Hermannstadt." — H. starb am 12. December 1569 und wurde in der großen evangelischen Pfarrkirche in Hermannstadt begraben, wo heute noch ein in Erz gegossenes Denkmal sein Gedächtniß ehrt. Seine Nachkommen, die Sprößlinge seines Sohnes aus zweiter Ehe, Gabriel H., deren Stamm 1713 in den Grafenstand erhoben wurde, haben Güter, Wappenschild und Namen vom Stammvater ererbt; aber sein deutscher Sinn ging ihnen verloren. Die Nachkommen deutscher Patrizier wurden Ungarn. Zum Beweise dessen schreiben sie sich nicht mehr H. v. Hallerstein, sondern H. v. Hallerkö.

Joseph Bedeus v. Scharberg, Die Familie der Herren und Grafen v. Hallerstein in Siebenbürgen. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge, 3. Bd., Kronstadt 1858/9 (S. 164—207). — G. D. Teutsch, Geschichte der siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. 2. Aufl. Leipzig 1874. — Paul v. Volckamer, Historisch-genealogisch-heraldisches Handbuch der raths- und gerichtsfähigen Familien der vormaligen Reichsstadt Nürnberg, 6. Fortsetzung. Stuttgart 1869. — Gotha'sches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser 1858, 1860, 1873.

Friedenfels.

Hallervord: Johann H., ein nicht verdienstloser Bibliograph des 17. Jahrhunderts, wurde zu Königsberg am 15. Nov. 1614 als der Sohn eines Buchführers geboren. Nachdem er in der Kathedralschule seiner Vaterstadt die nöthigen Vorkenntnisse erhalten, besuchte er mehrere Jahre lang die philologischen Vorlesungen der Universität und widmete alle seine übrigen Stunden der Befriedigung der ihm gleichsam angeborenen Neigung zur Bücherkenntniß, wozu ihm sowol die Verbindung eines Anverwandten mit berühmten Buchhändlern als auch der ihm gewährte Zutritt zu den bedeutendsten Bibliotheken Königsbergs die günstigste Gelegenheit gewährte. Auch erfreute er sich der Gönnerschaft des Theologen und Bibliothekars der Schloßbibliothek, des nachherigen Generalsuperintendenten M. Silv. Grabe (Bd. IX S. 538), der eine fast 6600 Bände starke Bibliothek besaß, deren Benutzung H. gestattet war. Nicht minder suchte er durch Reisen sein bibliographisches und litterargeschichtliches Wissen zu vervollkommnen, wie dieselben es ihm auch ermöglichten, Handschriften und seltene Ausgaben zu sammeln, unter welchen mehrere Wiegendrucke. Im Besitze eines ansehnlichen Materials veröffentlichte er zuerst: „De historicis latinis spicilegium", 1672, eine Schrift, die, obgleich nicht fehlerfrei, doch von Joh. Alb. Fabricius würdig befunden wurde, in seine Supplem. ad Vossium de hist. lat. 1701 aufgenommen zu werden. Ein zweites größeres Werk ist seine „Bibliotheca curiosa", 1676, worin von 2896 alten und neuen Schriftstellern fast aller Nationen, auch von verschiedenen Anonymen und Pseudonymen bibliographische Nachrichten gegeben werden. Er starb, erst 32 Jahre alt, zu Königsberg am 20. (nicht 22.) August 1676 und hinterließ mehrere zum Theil völlig ausgearbeitete Manuscripte, die ungedruckt geblieben sind. Hätte H. länger gelebt, so würde er ohne Zweifel Genügenderes und Besseres geleistet haben, obgleich ihm auch in diesen beiden Werken der richtige bibliographische Tact nicht abzusprechen ist. Was dagegen seine Titelschriften anbelangt, so genügen sie den heutigen Anforderungen nur ausnahmsweise; sein unläugbar größtes bibliographisches Verdienst ist die nicht seltene Angabe der Namen der Buchdrucker oder Verleger.

G. Chr. Pisanski, Joh. H.'s Verdienste um die Gelehrtengesch. Hoffmann im Serapeum 1868, 281—85. Joh. Fabricius, Histor. Bibl. V, 459—60.

J. Franck.

Hallmann: Anton H., geb. zu Hannover 1812, gest. am 29. Aug. 1845 zu Livorno, Architekt und Maler; ein Künstler, dessen trefflichen Anlagen die Stetigkeit des Gemüthes fehlte, welche allein größere Erfolge ermöglicht. Nach sorgfältiger Jugenderziehung kam er zu dem Architekten Hellner in Hannover in die Lehre und bald darauf an die Akademie in München, von der es ihn nach kurzem Verweilen fort auf Reisen trieb. 1833 ging er zu Fuß durch Tirol und Italien nach Rom, von da im nächsten Jahre nach Neapel. Nach Rom zurückgekehrt, machte er die Bekanntschaft des Kunsthistorikers Dr. W. Schulz aus Dresden, der ihn zur Mitarbeiterschaft an seinem großen Werk über die Architekturen von Unter-Italien gewann. Gemeinsam gingen sie im Spätsommer 1835 in den Süden: H., um die Skizzen und Aufnahmen zu machen, Schulz, um in den Archiven das baugeschichtliche Material aufzusuchen. Bis zum Winter waren diese Vorarbeiten beendet, und nach Rom zurückgekehrt zeichnete H. seine Aufnahmen nunmehr für den Kupferstich. 1837 siedelte er nach München über, um hier unter Gärtner als praktischer Architekt zu arbeiten; dann wandte er sich nach Petersburg, wo ihn Montferrand auf Gärtner's und Klenze's Empfehlungen bei der inneren Ausstattung der Isaakskirche beschäftigte. Auch hier fand er jedoch nicht den ihm zusagenden Wirkungskreis und wandte sich deshalb über Dänemark nach London und Paris, überall Anerkennung für seine Leistungen, aber keine fruchtbringende Beschäftigung findend. Endlich schien ihm Berlin eine solche zu bieten. Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihm zum Hof-Bauinspector; doch mußte diese Ernennung wieder rückgängig gemacht werden, als er sich weigerte, die von ihm nachträglich geforderte Staatsprüfung abzulegen. So ging er im Frühjahr 1841 nach Rom zurück, wo er von nun an seinen Wohnsitz nahm, um sich der Malerei zuzuwenden; namentlich waren es architektonische und poetisch landschaftliche Compositionen, die er in Oel und Tempera ausführte. 1842 war er vorübergehend in Dresden, wiederum mit einem architektonischen Entwurfe (Staatsverwaltungsgebäude für Berlin) und mit der Schlußredaction seiner Schrift über die „Kunstbestrebungen der Gegenwart", Berlin 1842 beschäftigt, ein Werk, welches, wenn schon von etwas einseitigem Standpunkt und nicht ohne Vorurtheile geschrieben, doch viel treffliches, noch heut beachtenswerthes enthält. Dann kehrte er nach Rom zurück. Im Sommer 1845 wollte er von Neuem Deutschland besuchen, als ihn auf der Reise der Tod am Malariafieber überraschte.

Schorn, Kunstblatt 1846. Dohme.

Hallmann: Johann Christian H. aus Breslau, Dramatiker. Geboren etwa 1640—45, besuchte er das Magdalenengymnasium seiner Vaterstadt, studirte von 1663—66 in Jena und disputirte daselbst de privilegiis militum. Zu seinen Vorfahren zählen fürstlich Liegnitz-Brieg'sche Räthe; war Wohlstand und Ansehen in Folge des Krieges geschwunden? Denn von den späteren Breslauer Jahren des amtlosen Dichters wird berichtet: „weil ihm das Glück nicht fügen wollte, suchte er sich und seine Familie mit Comödienspielen zu erhalten." Die Hoffnung durch den Uebertritt zum Katholicismus sein Glück zu machen betrog ihn, „denn er verlohr seine Patrone und Gönner, und starb endlich in höchster Armuth zu Breslau an. 1704." Vgl. Gottlieb Stolle, Anleitung zur Historie der Gelahrtheit, Jena 1736 S. 201. Er war der classischen Sprachen, sowie des Französischen und Italienischen kundig, auch ein gewandter Redner, nur gemäß dem Modestil „allzu poetisch und affectiret". Neumeister nennt ihn grandiloquus usque ad vitium. Der nüchterne Chr. Gryphius ärgerte sich z. B. über Hallmann's falsche Bezeichnung der Donau als „Europens Palisade". Die gelehrte Kritik fand dann bei ihm mehr schöne Worte als Realia, und kein judicium in seiner Sprache. „Die Erfindung und die Einrichtung seiner Schauspiele sind nicht uneben, aber er ist zu verschwenderisch mit dem Golde, Alabaster

und Edelgesteinen. Er bauet sogar diamantene Zimmer, und indem er gar zu hoch steigen will, fällt er offt allzutief wieder herunter." Der schlesische Chronist F. Lucae rühmt ihn.

Seine Dichtungen erschienen in Breslau einzeln seit 1667; die undatirte Gesammtausgabe der „Trauer-, Freuden- und Schäffer-Spiele nebst einer Beschreibung aller obristen Hertzoge über das gantze Land Schlesien" (Breslau, J. Fellgibel) setzt Stolle in das J. 1672. Die Titel der einzelnen Stücke gibt Goedeke, Grdr. S. 488 f. genauer an. Theilweise für Feste geschaffen, sind sie voll bettelhafter Schmeichelei und die nicht dramatischen „Schlesischen Adlersflügel" feiern alle schlesischen Herrscher bis zu Kaiser Leopold überschwänglich in Versen und Prosa. Als Schüler der hochmüthigen zweiten Schlesier scheidet er die „ehrliebenden und gelehrten" Dramatiker von den „plebejischen und herumschweiffenden personen", also den verachteten poetae laureati und Gelegenheitsdichtern der Zeit, und stellt wie Gryphius und Lohenstein seine Dramen als aus ernsten historischen Studien erwachsen hin. Er geht von den genannten Landsleuten, von Seneca und den Italienern aus, deren „sinnreiche Erfindungen" er in Uebereinstimmung mit Hoffmannswaldau rühmt. Die Lieblingsgattungen der Höfe, Ballet, Schäferei, Oper wirken auf ihn noch viel übermächtiger, als auf die vorausgehenden oder gleichzeitigen Kunstdramatiker ein. Das gibt ihm seine litterarhistorische Stellung.

„Adelheid" und „Heraclius" sind nur Uebersetzungen aus dem Italienischen, ersteres ein tragikomischer Liebeshandel hoher Personen im echten Stilo concettoso, das andere (in Prosa!) eine der vielen Tyrannentragödien mit dem üblichen Apparat: Gefängniß, Feuer, Mord, Geister. Im „Antiochus" benutzt er wenigstens die „wolgesetzte Liebesbeschreibung" Assarinis.

Zwei „pastoralische Erfindungen", „Adonis und Rosibella" (1750 in Augsburg wiederholt!) und „Urania" mischen Guarini'sche Elemente mit rein opernhaften und Gryph'schen: das Motiv des verliebten Gespenstes und des Scheintodes; oder darf man wegen unverkennbarer Aehnlichkeit im Einzelnen an das Vorbild eines „Romio und Julieta" denken? H. bringt, um zu wirken, möglichst viel und vielerlei: Musik und Tanz, sogar ein Stück im Stück, ein Singspiel (Dido) im Pastorale und „höchst lamentirliche" Ballets, schäferliche Liebeswerbungen, Jagdscenen, Anakreontisches, lange akademische Reden, Allegorien, Rasescenen und derbe Bauernintermezzi im schlesischen Dialect (vgl. Gryphius, Die geliebte Dornrose). Er hat auch die lustige Person, den Scaramutz. Also ein kleines Compromiß mit der volksmäßigen Dramatik, aber nur für diese Schäfereien. Derlei steht im stärksten Gegensatze zu den übrigen verzuckerten, in Tropen und mythologischen, auch historischen Parallelen aufgehenden Reden, deren übermäßige Sinnlichkeit den Hoffmannswaldau überbietet. Der Dialog ist Lohensteinisch, nur viel üppiger.

Seine Tragödien und Tragicomödien zeigen mehr Berührung mit den älteren Kunstdramen aus dem Zeitalter des großen Krieges. „Sophia" (1671) ist ein Martyrium schlimmster Art. Eine standhaft duldende christliche Glaubensheldin, von Hadrian mit Liebesanträgen verfolgt. Man denke an Gryph's Katharina und Chach Abas und Aehnliches; nur daß H. nichts von Gryph's stoischer Ethik weiß. Die Allegorie fehlt nicht (die Töchter Fides, Spes, Charitas). H. führt die duldende englische Königin Katharina vor. So ist „Mariamne" (1670) die leidende Schönheit in dem gleichnamigen lärmvollen Intriguenstück, das mit all seinen Verschwörungen, Verleumdungen und seiner Tyrannencaricatur nur ein unverkennbares Geschick äußerlicher Mache verräth. Die Tyrannentragödie „Die göttliche Rache oder der verführte Theodoricus Veronensis", sein schwächstes Werk, läßt die geschlossene Composition noch empfindlicher vermissen, da es nur leeres

Gerede und Marterscenen enthält. In einem Mischstück („Trauer-Freuden-Spiel") „Antiochus und Stratonica" behandelt H. die bekannte Liebe des Königssohnes zu seiner Stiefmutter, indem er die tragischen Consequenzen spielend verwischt, die unerläßlichen Hinrichtungen nebenher abthut und den Vater Seleucus entsagen läßt. Der historische Stoff ist völlig undramatisch, Hallmann's Ausführung bei manchen löblichen Scenen sehr uneinheitlich und weitschweifig. Im dritten und vierten Act ist von den Hauptpersonen kaum je die Rede. Man spürt deutlich, daß er im Anschluß an eine erzählende Dichtung gearbeitet hat; und die Haupteffecte der poetischen, jedoch zu matten Liebesgeschichte, wie daß der Arzt an dem beim Eintritt der Stiefmutter wechselnden Pulsschlag des kranken Antiochus die Ursache seiner Krankheit erkennt, sind keine scenischen.

Die Anlage aller Stücke ist schematisch. Stets eine warnende Frauengestalt, ein vordeutender Traum. Die von Lohenstein schon arg übertriebenen Mittel Gryph's werden von H. übernommen und noch gesteigert. Beim Todtenmahl in der „Sophia" sieht man drei Gläser voll Blut und die blutigen Häupter der Töchter. Oder Theodoricus erblickt statt eines Fisches das blutige Haupt des Symmachus auf der Schüssel. Hinrichtungen, Kerkerscenen, Geistererscheinungen, Foltergreuel in Menge. „Streut Saltz aufs rohe Fleisch und kützelt sie mit Bürsten" u. dgl. erinnert an die „Epicharis". Im „Theodoricus" erscheinen acht Geister, vier Bischöfe verhungern unter symmetrischen Klagen mit Refrains (2,2) und fluchen natürlich im fünften Acte dem schlafenden Tyrannen, was damals stereotyp ist. Aber H. fügt noch ein „knallendes Feuerwerck" hinzu.

Solche Wirkungen auf die Sinne hat er der Oper abgelernt. Verkleidungen sind häufig. Hadrian naht sich der Sophia als Schäfer. Die Töchter werden durch Amoretten versucht (heil. Antonius). Ueber dem Haupte der betenden Märtyrerin halten zwei Engel eine diamantene Krone. Geister schweben in der Luft. Zwei Todte tanzen ein „höchst trauriges" pas de deux. Jeder Sterbende singt eine „höchst lamentirliche" Aria, wie denn jede Gelegenheit zum Gesang gierig ergriffen wird. Die Christen in den Katakomben klagen chorisch. Die Chöre sind noch mehr als bei Lohenstein zu förmlichen Zwischenspielen ausgewachsen, in deren einem etwa Fleisch, Welt, Tod und Teufel auftreten. Wie in Jesuitendramen singt der Berg Kidron oder die christliche Kirche. Innerhalb des Actes sind die Choreuten thätiger und die Klagescenen, die tutti ausgebildeter. Die „Reyen" erfordern bei ihm viel größeren Prunk.

Nicht nur darin und in den eingelegten Arien, auch in der ganzen Dialogführung verräth sich das maßlose Uebergewicht der Oper. Gryphius hatte von Seneca ꝛc. Stichomythie und Responsion anzubringen gelernt. H. zählt oft nicht nur die Verse, sondern die einzelnen Worte ab. Manchmal haben neun Alexandriner nach einander dieselbe erste Halbzeile. Oder die zweite bildet die erste des nächsten Verses. Wiederholungen in großer Zahl. Die Schlüsse verlaufen in Vaudevilles, in genau vertheilten correspondirenden Stichomythien, die drei- bis viermal herumgehen und mit tutti enden. Die Alexandriner werden gelegentlich dem von der Oper und dem ganzen sirenenhaften marinescare verweichlichten Ohr zu Liebe durch andere Maße abgelöst.

H. ist ein weitschweifiger und geschmackloser Rhetor, der sich seine effectvollsten Tiraden verdirbt, und gleich Lohenstein, vor dem er einige ursprüngliche Begabung voraus hat, uncharakteristisch überall dieselbe überladene Sprache zeigt. Er benutzt natürlich den angesammelten Tropenvorrath der Zeit. Es ist interessant, für einzelne Ausdrücke, oft auch für ein ausgeführtes Bild die directe Nachahmung italienischer Muster zu verfolgen. Liebesritornelle, wie im „Antiochus", sind unsinnig schwülstig. Seine Tropen wetteifern mit den Lohenstein'schen, z. B. „Die Sprütze der Vernunft lescht der Begierden Flammen", „Der

Ehre Leib=Standart kehrt sich in einen Molch", der Schwur: „daß Mariamne nie den Demant=festen Thamm des Eh=Betts überfahre mit geilen Liebes=Wagen", oder die Umschreibung für „wenn sie nicht etwa schläft": „wo nur ihr Sinnen=schiff auff Morpheus Fluth nicht fähret." Alles damals Gewöhnliche auch bei ihm: die Farben, Blumen, Wohlgerüche, Rubin, „der Lefftzen Scharlachkleid", Marmelschoß; Marcipan, Marmelade, Zucker und zahllose Composita, die stereotypen bitteren Coloquinten (auch Aloe), der kühlende Julep, die Bilder von Donnerknall und Blitz. Das Böse als „Gift"; dies Gift hat immer einen grünen Schaum. Zur Bezeichnung des Lebensendes braucht er stets Verbindungen mit „Lebensgarn" und „Lebensdraht", besonders auch den „Sterbekittel"; Lebende tragen den „Unschuldsrock", den „Ehrenrock." Das „Uhrwerck" spielt eine große Rolle. Manches davon ist ihm eigenthümlicher und bei anderen seltener zu belegen. Erich Schmidt.

Hallwil: Hans v. H., schweizerischer Kriegsmann, † am 19. März 1504. — Am nördlichen Ende des nach ihr benannten Sees im schweizerischen Canton Aargau steht Burg Hallwil, der Stammsitz eines Geschlechtes, welches — heute noch im Besitze dieses Schlosses — seit fünf Jahrhunderten eine Reihe von Männern erzeugte, die theils in der Schweiz, theils im Auslande als Kriegsmänner oder in Staatsämtern gestanden und von denen Manche sich ausgezeichnet haben. Im J. 1113 zum ersten Male urkundlich genannt, ursprünglich wol ritterliche Dienstmänner der mächtigen Grafen von Lenzburg, nach deren Erlöschen aber (1172) der Grafen v. Kiburg, traten die H., als Graf Rudolf von Habsburg, der nachmalige König, im J. 1273 die Kiburg'schen Güter im Aargau erwarb, in den Dienst des Hauses Habsburg über. Ansehnlicher Grundbesitz an Eigen=, Lehen= und Pfandgütern in den Thälern der Hallwiler Aa, der Wina oder Winen, der Suhr und der Aare war die Grundlage ihrer Bedeutung. In hervorragender Stellung erscheint zuerst Ritter Johannes v. H., Beamter und Vertrauensmann der habsburg=österreichischen Herzoge in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Schon um 1309 im Besitze des Marschallamtes von Habsburg, 1328 oberster Landvogt der Herzoge von Oesterreich im Sundgau und in der Grafschaft Pfirt, 1339 ihr Landvogt in Wesen und Glarus, Rath der Herrschaft und Verwalter von Ländereien in Schwaben, endlich auch Hofmeister des jungen Herzog Friedrich († 1344), erhob Ritter Johann das Ansehen und den Besitz des Hauses auf seinen Höhepunkt. Er starb am 31. Mai 1348. Als 70 Jahre später die Eidgenossen den österreichischen Aargau eroberten, dessen größter Theil Bern zufiel, nahmen die H. Burgrecht zu Bern und zu Solothurn. Bei Ausbruch des neuen achtjährigen Krieges aber zwischen Oesterreich und den Eidgenossen, der 1442 entbrannte, als Zürich, mit Letzteren seit 1436 über die Erbschaft des Grafen Friedrich von Toggenburg (Bd. VIII S. 38 ff.) zerfallen, mit König Friedrich III. Bund schloß, wandten sich zwei H., die beiden Thüring v. H., Vater und Sohn, auf die Seite Oesterreichs und Zürichs und spielten nun während des Krieges, der Letztere auch später noch, eine hervorragende Rolle. Thüring der ältere, ein Enkel des Marschalls Johannes (durch dessen 1386 bei Sempach gefallenen Sohn Thüring), hatte schon frühe im Auslande in Oesterreichs Kriegsdiensten, 1422 in Mähren gestanden, sich von den heimathlichen Verhältnissen allmälig abgelöst, in Schwaben angekauft, 1437 mit seinem Sohne den gemeinsamen Antheil an den Hallwil'schen Stamm= und Pfandgütern im Aargau an seine Namensverwandten käuflich abgetreten und gehörte der Adelspartei in den österreichischen Vorlanden an, die König Friedrichs Restaurationspläne für das Haus Oesterreich gegenüber den Eidgenossen eifrigst unterstützte. Fürsprecher der Zürcher bei dem Könige, hierauf des Letzteren Feldhauptmann in Zürich, Gesandter des Königs an die Eidgenossen, Berichterstatter an denselben

über die Schlacht von St. Jakob an der Birs, aus Säkingen, ꝛc. nahm er an den meisten wichtigen Vorfällen nahen Antheil; wurde aber auch wegen seiner den Eidgenossen feindlichen Gesinnung, wie sein Sohn und eine Anzahl anderer Adeligen, im J. 1445 von der Stadt Basel vom Rechte des Wohnsitzes daselbst auf immer ausgeschlossen. Von 1448 an, wo er mit seinem Sohne die im J. 1436 erkaufte Herrschaft Blumenegg (Badisches B.A. Bonndorf) an die Abteien Reichenau und St. Blasien verkaufte, verschwindet sein Name. Nach einem alten Donatorenverzeichniß des Klosters Capel (Canton Zürich) starb er im J. 1460. Aehnliche Laufbahn verfolgte Ritter Thüring, sein Sohn. Um 1450 Marschall Herzog Albrechts von Oesterreich und Landvogt der Herrschaft zu Ensisheim, wurde er damals vom Herzoge nach Freiburg im Uechtland gesandt, um diese Stadt, deren Bürgerschaft gegen Oesterreich sehr mißstimmt und von Einflüssen Savoyens und Berns bearbeitet war, der Herrschaft zu erhalten; er trat daselbst als Hauptmann an die Spitze eines eingesetzten neuen Rathes. Allein H. konnte die Stadt nicht behaupten; mit Berns Hülfe wurde von den Freiburgern der alte Rath wieder eingesetzt. H. verließ die Stadt mit der österreichischen Besatzung, nicht ohne sich noch auf Kosten der von ihm beim Abzuge getäuschten Bürger zu bereichern. 1455 und 1457 oberster Hauptmann der Herzoge in den Vorlanden, 1460 mit Herzog Sigmund vom päpstlichen Banne getroffen, die Stadt Winterthur für denselben vertheidigend, bekleidete H. seine Würden und Aemter in der Herzoge Dienst noch bei Ausbruch des Krieges derselben gegen Mühlhausen 1468. Kinderlos starb er im Jahre darauf, 1469, zu Thann im Elsaß. — Berühmter als die beiden genannten Männer, die mehr Geschäfts- und Verwaltungsmänner als hervorragende Krieger gewesen zu sein scheinen, wurde später ein anderer Nachkomme des Marschalls Johannes durch seine kriegerische Tugend: der Eingangs genannte Ritter Hans v. H. Ein Sohn Burkart's v. H., geb. 1433 oder 1434, trat H. frühe schon mit einem jüngeren Bruder Walther in Herzog Albrechts Dienste, wofür ihnen der Herzog 1461 das elsässische Dorf Sierenz zu Mannslehen verlieh (das bis 1798 als solches im Besitze der Familie H. geblieben). Später weilte das kriegerische Brüderpaar zeitweise an den Höfen und im Lager König Podiebrad's von Böhmen und des Königs Matthias von Ungarn, Schulen edelmännischer Bildung und militärischer Tüchtigkeit. In die Heimath zurückgekehrt erneuten die Brüder 1470 das einstige Burgrecht ihres Großvaters Rudolf mit den Städten Bern und Solothurn und ergriffen beim Ausbruch des Krieges Oesterreichs und der Eidgenossen gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund (1474—77) die Waffen sowol für Bern und Solothurn, als für sich selbst, da ihre österreichischen Lehen in der Grafschaft Pfirt mit dieser von Herzog Sigmund an Herzog Karl verpfändet waren und Letzterer deren Lösung nicht gestatten wollte. Bei Ericourt (13. Novbr. 1474) und bei Murten (22. Juni 1476) focht Ritter Walther in den siegreichen Reihen der Eidgenossen. Ritter H. befehligte neben seinem Schwager, dem Schultheißen Niklaus v. Diesbach (Bd. V S. 142 f.), das bernische Heer, womit dieser im Frühjahr 1475 ins Burgundische eindrang, Pontarlier nahm, dann aber sich in die Wadt zurückwandte und Jougne, Orbe und Granson eroberte. Vor letzterem Platze stand H. im folgenden Jahre neben dem Schultheißen Niklaus v. Scharnachthal an der Spitze der eidgenössischen Vorhut, die sich Herzog Karl und seinem kriegsgewohnten Heere kühn entgegenstellte und, unterstützt von den nachrückenden Gewalthaufen, den Herzog in schmähliche Flucht schlug (2. März 1476). Im Herbste desselben Jahres nahm H. am Eroberungszuge der Berner und ihrer Bundesgenossen in die Wadt bis zum Lemansee aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls Antheil. Das glänzendste Verdienst aber erwarb er sich bei Murten (22. Juni 1476) als Anführer der eidgenössischen Vorhut von mindestens 5000

Mann Fußvolk und 1100 Reitern, die den Angriff auf Herzog Karls befestigtes Lager eröffnete und damit den siegreichen Ausgang des entscheidenden Tages einleitete, der Karls des Kühnen Macht vernichtete. Nach dem Schlusse des Krieges trieben Thatendurst, Lust nach Ehren und Gewinn H. auf einen größeren Schauplatz. Er trat als oberster Hauptmann sämmtlicher schweizerischer Söldner in Frankreich 1478 in König Ludwigs XI. Dienst und blieb in dieser Stellung bis zu des Königs Tode, 1483. In die Heimath zurückgekehrt, wo er 1486 Schloß Trostburg im Aargau erkaufte und 1491 zum Andenken des Tages von Murten eine Kapelle in Leutwil erbaute, scheint H. die übrigen Jahre seines Lebens meist in den friedlichen Beschäftigungen eines Landedelmanns zugebracht zu haben und ergriff auch wol nicht mehr die Waffen, als 1499 König Maximilians und des Reiches Krieg gegen die Eidgenossen (der Schwabenkrieg) sich erhob, in welchem jetzt in den schweizerischen Reihen des bejahrten Ritters jüngerer Bruder Dietrich focht. Umsonst blieben übrigens vielfache Bemühungen von Bern, durch seine Fürsprache bei König Ludwigs Nachfolger, Karl VIII., zu Gunsten des verdienten Kriegers genügende Erfüllung alles Dessen zu erhalten, was Frankreich an H. schuldete. Am 19. März 1504 starb H. ohne Nachkommen; ein Knabe, Jakob, sein einziges Kind aus später Ehe, war ihm im Tode vorausgegangen. — Seine Begräbnißstätte fand er in der Kirche zu Sengen; Schwert und Fahne vom Tage von Murten birgt Schloß Hallwil; in der Ruhmeshalle zu Regensburg steht Hallwil's Büste. — In der Reformationszeit traten die schweizerischen H. der Reformation bei. Andere Linien des weitverzweigten Geschlechtes verblieben im alten Glauben oder kehrten zu demselben zurück. Ein Zweig derselben, 1616 in Böhmen angesiedelt, erlangte Erhöhung in den österreichischen Grafenstand. Aus demselben stammte u. A. Graf Franz Anton v. H., der im siebenjährigen Kriege als k. k. Feldmarschalllieutenant starb. Seine Tochter Franciska Romana v. H., wider den Willen der Eltern einem schweizerischen H. vermählt und in prüfungsvoller Laufbahn durch alle Tugenden ausgezeichnet, lebt noch in der Erinnerung des Volkes in der Umgebung der von ihr bewohnten Stammburg fort. Das Wappen der H. zeigt zwei schwarze Flüge im goldenen Felde.

S. Brunner, Karl (Archivar in Aarau), Hans v. Hallwil, der Held von Granson und Murten, mit Urkunden in der Zeitschrift Argovia, 6. Jahrg. 1871. (Auch in besonderem Abdruck, Aarau, Sauerländer). — Die schweizerischen Chroniken und Urkundenwerke, insbes. die Urkunden der Belagerung u. Schlacht v. Murten, gesammelt von G. F. Ochsenbein, Freiburg i. d. Schweiz, E. Bielmann, 1876.

Brunner.

Halm: s. Münch-Bellinghausen.

Haloander: Gregor H., Jurist, ist 1501 in Zwickau geboren. Sein deutscher Familienname war nicht, wie man früher vermuthete, Salzmann oder Hofmann, sondern wie in neuester Zeit nachgewiesen ist, Meltzer, sein Vater Bürger und Rathsmann in Zwickau. Durch ausgezeichnete Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache vorbereitet, bezog er 1521 die Universität Leipzig, wo er unter seinem gräcisirten Namen immatriculirt wurde und im folgenden Jahre das Baccalaureat erwarb. Von 1523—1529 genoß er vom Rathe seiner Vaterstadt das sogen. Schurtzauff'sche Stipendium: und diesem Umstande verdanken wir die sicheren Nachrichten über seinen Namen und manche Lebensverhältnisse. Einen freigebigen Gönner und Förderer seiner Studien fand er in dem gelehrten Julius von Pflugk, der ihn zur Jurisprudenz führte und seine Abneigung gegen die damals noch in der scholastischen Methode befangene Wissenschaft durch den Hinweis auf die zu hoffende Regeneration überwand.

Bei ihm verweilte H. 1524 und 1525 längere Zeit in Zeitz, wo Pflugk die Domprobstei bekleidete. Hier mag wol der Plan eines längeren Studienaufenthalts in Italien gereift sein. Im Herbste 1525 trat H. die Reise an, durch Pflugk's Freigebigkeit unterstützt, von dem Zwickauer Rath mit einer doppelten Quote des Schurtzauff'schen Stipendiums und einem Darlehn von 87½ Gulden ausgerüstet, wogegen er sich verpflichten mußte, nach seiner Heimkehr in den Dienst seiner Vaterstadt zu treten. Leider ist über diesen ersten Aufenthalt in Italien, der etwa 2 Jahre dauerte, nichts Genaues bekannt. Ob H. in Florenz gewesen, bleibt ungewiß; als sicher darf man annehmen, daß er die längste Zeit in Bologna verweilte, wo J. Pflugk dem Philologen Bonamicus befreundet war. Hier gelang es ihm den handschriftlichen Nachlaß des Ludovicus Bologninus († 1508), welcher dem Dominicanerkloster gehörte, trotz des testamentarischen Verbots, ausgiebig zu benutzen. Ein befreundeter Dominicaner machte ihm die auf Polizian's Noten beruhende Collation der Florentiner Pandekten-Handschrift und Bologninus Abschrift des Florentiner Manuscripts der griechischen Novellen zugänglich. In Venedig genoß H. die Freundschaft des B. Egnatius, der ihm eine werthvolle Handschrift des Codex Justin. mittheilte. Im Laufe des Jahres 1527 kehrte H. mit reichem kritischen Apparat für eine neue Ausgabe des Corpus juris nach Deutschland zurück. Er kam nach Nürnberg, wo er in Wil. Pirkheimer, dem er durch Egnatius angemeldet und empfohlen war, den kräftigsten Förderer seiner Pläne fand. Auf seine, durch die Gutachten anderer Gelehrten unterstützte, Empfehlung entschloß sich der Rath von Nürnberg für die Herstellung einer neuen Ausgabe der Justinianischen Rechtsbücher die freigebigste Beihülfe zu gewähren. Auf drei Jahre erhielt H. Wohnung und Unterhalt in dem säcularisirten Egidienkloster, dazu Geldgeschenke im Betrage von 950 Gulden; dem Drucker Petrejus wurden bedeutende Vorschüsse geleistet. In drei Jahren war das Werk vollendet: „Digestorum s. Pandectarum libri quinquaginta“, Noremb. 1529. 4°. „Institutionum s. Elementorum libri quatuor“. Noremb. 1529. 8°.; „Codicis Justiniani ex repetita praelectione libri duodecim“, Noremb. 1530. fol.; „Novellarum constitutionum — volumen“, Noremb. 1531. fol. Daneben besorgte H. eine Ausgabe von Epictets Enchiridion (1529), vermuthlich nach dem Venetianer Manuscript und entwarf ein chronologisches Verzeichniß der Consuln, welches er dem Codex anhängte — eine Arbeit, für deren Würdigung beachtet werden muß, daß damals die fasti capitolini noch nicht entdeckt waren. — Kaum hatte H. seine großen Arbeiten mit eisernem Fleiße und in stetem Kampfe mit den Gebrechen eines zarten Körpers vollendet, so trieb es ihn zu neuen Entdeckungen und Ergänzung der bisherigen nach Italien zurück; auch wollte er sich den Doctorhut aus Bologna holen. Im Frühjahr 1531 brach er auf. Aber gleich sein erster Eintritt in Italien ward durch einen Unfall getrübt. Während seine Freunde in Venedig den Ankommenden begrüßten, ward ihm beim Verladen des Gepäcks der größte Theil seiner Baarschaft gestohlen. Um Pfingsten kam er nach Ferrara zu den gelehrten Freunden Jacob Ziegler und Martin Richter, zog nach 4 Tagen weiter nach Bologna, von wo aus er sich in seiner Geldnoth, die seiner Promotion im Wege stand, an Petrejus in Nürnberg wendete. Anfangs August ist er wieder in Ferrara und benützt die 11 Tage seines Aufenthalts um ein seltenes Manuscript, welches, wie es scheint, die Notitia dignitatum enthielt, abzuschreiben. Von Martin Richter begleitet setzt er seine Reise, deren Ziel Venedig war, wieder fort. Unterwegs erkranken beide Gefährten; mit Mühe erreichen sie Padua, wohin inzwischen der Philologe Bonamicus von Bologna übergesiedelt war. Bald kehrt Richter nach Ferrara zurück und H. gelangt einsam und noch leidend nach Venedig. Schon am Tage nach seiner Ankunft wird er vom Fieber befallen, das

unter der Behandlung eines unverständigen polnischen Arztes einen tödtlichen Ausgang nimmt. H. starb am 7. Septbr. 1531: daß er dem heimlichen Gifte eines habsüchtigen oder auf seine gelehrten Arbeiten neidischen Italieners erlegen sei, ist ein damals allgemein verbreiteter Argwohn. Seine Papiere und Habseligkeiten sind in diebische Hände gerathen und trotz vielfacher Bemühungen nicht nach Deutschland gekommen. — H. ist der bedeutendste Herausgeber juristischer Quellen, den Deutschland bis zur neuesten Zeit hervorgebracht hat; aber seine Leistungen wollen allerdings nicht mit dem Maßstabe der heutigen kritischen Methode gemessen sein. Es fehlt seiner Kritik sowol an festen klaren Grundsätzen wie an der ausgebildeten Technik und daher bieten seine Ausgaben für die heutige Texteskritik nur wenig brauchbares Material. Das Bedeutende seiner Arbeiten aber liegt darin, daß er zum ersten Mal es gewagt hat den Text der Justinian. Rechtsbücher auf einer von der scholastischen Tradition völlig unabhängigen Grundlage vollständig herzustellen. Für die Pandekten war zum ersten Mal das Florentiner Manuscript, für den Codex eine alte von scholastischen Entstellungen nicht berührte Handschrift verwendet; die Novellen erschienen hier zum ersten Mal im griechischen Texte, dem eine lateinische von H. theils angefertigte, theils revidirte Uebersetzung beigegeben war. Er legt bei seiner Recension mehr Gewicht auf Brauchbarkeit und Verständlichkeit der Lesarten, als auf ihre äußere Beglaubigung. Das Correcte scheint ihm das innerlich am besten Beglaubigte zu sein und er hält sich dadurch zu oft kühner Conjecturalkritik berechtigt. Das Aufsehen, welches Haloander's Editionen erregten, war außerordentlich; die Vertreter und Führer der Reform in der Rechtswissenschaft priesen sie als das glücklichste Ereigniß, während sich allerdings die Anhänger der alten Richtung ablehnend verhielten. Obgleich Alciat und Anton. Augustinus später nachwiesen, daß H. nicht blos das Florentiner Manuscript, sondern selbst die Papiere Polizians nicht unmittelbar benützt habe, blieb sein Pandecten-Text doch in Ansehen, auch nachdem die Florentina 1553 in der Torelli'schen Ausgabe zum Abdruck gelangt war. Man unterschied seitdem drei Textesformen nebeneinander: Vulgata, Haloandrina, Florentina. Aehnlich verhielt es sich mit den Novellen nach dem Erscheinen der Scrimger'schen Ausgabe 1558. Seine Ausgabe des Codex ist bis in die neueste Zeit eine anerkannte Autorität geblieben. Erst die neuesten Editionen der Institutionen, Pandekten und des Codex von Th. Mommsen und P. Krüger (1866—77) haben Haloander's Arbeiten völlig in den Schatten gestellt; und dasselbe ist für die Novellen von der durch R. Schöll vorbereiteten Ausgabe zu erwarten.

Vgl. Conradi, Vita Haloandri. Parerga. Ed. 2 p. III—X. p. IV bis XX. 1740. Hausfritz, Memoria Haloandri, 1739. Will, Nürnberg. Gelehrten-Lex. 2, 23 ff., 6, 19 ff. Panzer, Pirkheimer's Verdienste um die Herausgabe der Pandekten, 1805. Dirksen, Zur Würdigung der Verdienste Haloander's. Hinterlassene Schriften, 2, 506 ff. — B. Schmidt, Symbolae ad vitam G. Haloandri, Leipzig 1866. 4⁰. Programm. — Flechsig, Gregor Haloander, 1872.

Stintzing.

Hals: Frans H., vorzüglicher Bildniß- und Genremaler, geb. um 1584 zu Antwerpen, gest. am 29. August 1666 zu Harlem. Sein Vater war Schöffe in Harlem und sein Aufenthalt in Antwerpen zur Zeit, da ihm Frans geboren wurde, vorübergehend. Da unser Künstler bei Karel van Mander in der Kunst unterwiesen wurde, so mußte er bereits vor 1603 nach Harlem gekommen sein, da sein Lehrer in diesem Jahre starb. Ueber seine Lebensverhältnisse ist nur wenig mitzutheilen. Im J. 1611 erscheint er in Harlemer Urkunden als Vater eines Sohnes, 1616 wird ihm vom Magistrat eine Rüge ertheilt wegen seiner ausschweifenden Lebensweise und schlechten Behandlung seiner Frau. Diese

stirbt bald darauf und H. schreitet am 12. Febr. 1617 zu einer zweiten Ehe und schon am neunten Tage nach der Hochzeit wird er im Taufregister als Vater eingetragen. Ueberhaupt scheint er das Leben von der leichtesten Seite aufgefaßt zu haben; als ungestümer Geist nahm er das Vergnügen, wo und wie er es fand, oft nicht zum Besten seiner Finanzen. Im J. 1654 war er einem Bäcker für Waare und entliehenes Geld allein 200 Gulden schuldig und mußte Mobilien und Gemälde in Pfand geben. Da der Künstler sehr alt wurde und in den letzten Lebensjahren seine Kunst, nach der inzwischen eingetretenen neuen Geschmacksrichtung nicht mehr die frühere Beachtung fand, so war es ganz natürlich, daß er in großer Armuth verstarb, so daß seine Begräbnißkosten, die vier Gulden betrugen, vom Magistrat getragen werden mußten. Seine Wittwe erhielt 1675 eine Unterstützung von der Armenkasse, da sie alt und sehr arm war. So traurig auch dieses Bild der äußeren Lebensumstände des Meisters sich gestaltet, so glänzend ist dagegen seine künstlerische Thätigkeit. Mit angeborenem Genie begabt, für die Kunst ganz eingenommen, fand er in Harlem gleich in seiner frühesten Jugend ein reiches Kunstleben entfaltet, in welches er auch mit lebendiger Schaffenskraft eintrat. Die neu sich begründende Anschauungsweise, in der Kunst der Natur und dem wirklichen Leben näher zu treten, fand an ihm einen begeisterten Jünger. Deshalb seine Kraft im Porträt, in dem er das Leben, die Natürlichkeit mit meisterhafter Behandlung wiedergiebt. Auf diesem Gebiete kennt er keine Bevorzugung einzelner Stände, Gelehrte und Narren, junge Grazien und verwitterte Gesichter, Oberste, Spitzbuben, Typen des Volkes, alles ist seinem genialen Pinsel recht und darum ist jedes seiner Bildnisse gewissermaßen ein Genrebild, wie auch seine Genrescenen den Porträtisten überall verrathen. Es ist nicht möglich, hier die große Anzahl seiner Gemälde oder auch nur eine Auswahl der vorzüglichen einzeln anzuführen; wie er selbst gern fröhlich war, gab er auch seinen Bildnissen einen frohen Gesichtsausdruck; das Bild, welches ihn mit seiner zweiten Frau darstellt, offenbart das ganze Glück des munteren lachenden Paares. In der Zeit seiner besten Kraft (1630—40) entstanden die hervorragendsten Meisterwerke seiner Hand, die Regenten- und Schützenbilder; Harlem bewahrt zwei derselben, Amsterdam im Stadthause ein großes Schützenstück. Die volle Kraft der stolzen, selbstbewußten Männerwelt leuchtet aus diesen Bildern dem Beschauer entgegen. H. hat hier das große Verdienst, daß er die Klippe, eine Reihe Porträts nebeneinander zusammenzustellen glücklich umging und durch geistvolle Gruppirung alle Dargestellten zu einem Ganzen vereinte. Die Behandlung der Palette, die Führung des Pinsels hält mit der genialen Auffassung der Natur gleichen Schritt, er ist auch auf diesem Gebiete originell. Ohne nach Effect zu haschen, wird er, indem er die Natur getreu wiedergab, effectvoll, denn es ist immer von größter Wirkung, wenn die lebendige, bewegliche Natur auf die Bildfläche wie hingezaubert und festgebannt wird. — Viele seiner Compositionen sind durch den Stich vervielfältigt, die besten Künstler weiheten seiner Muse ihren Stichel; am meisten hat ihn J. Suyderhoef erreicht, der mit der Radirnadel selbst den Pinselstrich des Künstlers täuschend wiederzugeben verstand. Auch die Gegenwart wendet sich mit Vorliebe dem Künstler zu und Photographie wie Radirung suchen seinen Ruhm durch Reproduction seiner Compositionen zu verbreiten. H. hatte auch viele Schüler in der Kunst unterwiesen, die sich einen berühmten Namen gemacht haben; so nennen wir seinen Bruder Dirk, ferner A. Palamedes, Jan le Ducq, Molenaer und Andere. Ob A. Brouwer, wie gewöhnlich behauptet wird, sein Schüler war, ist zweifelhaft; als Anfänger in der Kunst konnte er keineswegs bei H. arbeiten, da er nicht in Harlem wohnte; in späterer Zeit dürften Bilder des Künstlers auf Brouwer eine instructive Wirkung ausgeübt haben.

Houbraken. — Immerzeel. — W. Bode, Fr. Hals und seine Schule, Leipzig 1871. Wessely.

Haltaus: Christian Gottlob H., Historiker, geb. am 24. April 1702 zu Leipzig, gest. daselbst am 11. Febr. 1758, war der Sohn armer Eltern. Vom J. 1713 an besuchte er die Nicolaischule zu Leipzig und wählte, als er dort 1721 die Universität bezog, das Studium der Rechte; doch widmete er sich später, namentlich durch Joh. Burch. Mencke veranlaßt, der sich seiner bei der Ausgabe der Scriptores Germaniae als Gehilfen bediente, dem Studium der Geschichte des Mittelalters, besonders der mittelalterlichen Diplomatik. Neben Mencke, der ihn 1729 in die Zahl der Mitarbeiter der Acta eruditorum aufnahm, war ihm während seiner Jugendzeit vornehmlich der Procancellar Jacob Born ein wolwollender Freund, und dessen Einfluß war es vielleicht zu danken, daß er im November 1734, nachdem er bis dahin Hauslehrer gewesen war, die Stelle des Tertius an der Nicolaischule erhielt. An dieser Schule wirkte er alsdann bis an sein Ende, vom November 1746 an als Conrector, vom Januar 1752 an (nicht schon seit 1751) als Rector. Seine Schriften zeichnen sich dadurch aus, daß sie auf Durchforschung des ursprünglichsten Quellenmaterials beruhen. Sein „Calendarium medii aevi praecipue Germanicum“ (Lips. 1729) war eine grundlegende Leistung auf dem Gebiete der mittelalterlichen Chronologie, welche als die Arbeit eines Einzelnen der anerkennendsten Beurtheilung werth erscheint. Noch 1797 veranstaltete G. A. (d. i. Geh. Archivar) (W. F. L.) Scheffer eine deutsche, vermehrte und berichtigte Ausgabe dieses Werkes unter dem Titel „Jahrzeitbuch der Teutschen des Mittelalters“; die von Joh. G. Böhme beabsichtigte neue Bearbeitung kam dagegen nicht zu Stande. Inhaltreiche Abhandlungen sind auch seine Schriften: „Memoria iuris publici certi S. R. I. ex medio aevo ope diplomatum“ und „De turri rubea Germanorum medi aevi“ (Lips. 1735 und 1757). Erst kurz nach seinem Tode erschien das „Glossarium Germanicum medii aevi maximam partem e diplomatibus . . . . adornatum“ (Tom. 1. 2. Lips. 1758. fol.).

Frid. Menzius, Temporum felicitas per solemnia promotionis cantata d. XVI. Febr. 1735. Lips. 4⁰. J. G. Böhme vor Haltaus, Glossarium. J. J. Reiske, De rebus ad scholam civicam quae Lipsiae ad D. Nicolai est, pertinentibus. Lips. 1759. 4⁰. S. 28. Des neuen gelehrten Europa Th. 15. Wolfenb. 1760. S. 806 ff. Meusel, Lex. Alb. Forbiger, Beiträge zur Geschichte der Nicolaischule. Liefg. 1. Abth. 1. Lpz. 1826. S. 40 f. Ersch und Gruber, Encyclopädie. 2. Sect. Th. 1. Lpz. 1827. S. 333.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Haltaus: Karl Ferdinand H., Historiker und Dichter, geb. zu Großengottern in Thüringen am 1. November 1811, gest. in Wurzen am 31. Juli 1848, bezog 1832 die Universität Leipzig, und wirkte vom J. 1835 an als Lehrer der Geschichte an der Thomasschule zu Leipzig. In Wurzen hielt er sich in dem Hause seines Stiefvaters, des Mädchenlehrers J. Ch. Gründer auf, als ihn an der Schwelle des männlichen Alters der Tod ereilte. Von der Vielseitigkeit seiner Studien geben Zeugniß seine Ausgaben des „Theuerdank“ (1836) und des „Liederbuchs der Clara Hätzlerin“ (1840) und andererseits (neben den sonstigen von ihm verfaßten historischen Schriften, besonders seinen historischen Lehrbüchern) eine „Geschichte Roms vom Anfange des ersten punischen Krieges bis zum Ende des punischen Söldnerkrieges“, von welcher 1846 ein erster Band veröffentlicht ward. Zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst gab er ein „Album deutscher Schriftsteller“ (1840) heraus. Seine „Geschichte des Kaisers Maximilian I.“, (zuerst 1850) erschien in neuer Ausgabe 1865; seine Gedichte 1844 und in zweiter Auflage 1845.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 26. Th. 2. S. 1078. Brümmer, Dichter-Lexikon Bd. 1. S. 310 f. und Nachtrag. S. 67.
F. Schnorr von Carolsfeld.

Haltermann: Georg Andreas Siegfried H., geb. am 3. October 1772 in Stade, Sohn des Johann Nicolaus H. (s. u.), wurde 1792 Auditor und 1800 Regierungssecretär in Stade, trat also in die Stelle und den Einfluß seines Vaters. Während der Einverleibung der Provinz in das französische Kaiserreich als Département des bouches de l'Elbe übernahm er das Amt eines Receveur des domaines et de l'enregistrement zu Neuhaus an der Oste, wurde 1814 Mitglied der (hannoverschen) provisorischen Regierungscommission und bei Herstellung der Provinz Bremen-Verden Hofrath und Mitglied der Provinzialregierung. Bei Einrichtung der Landdrostei-Verfassung 1823 wurde er Regierungsrath in der Landdrostei Stade, trat mit dem Titel Geh. Regierungsrath 1843 in den Ruhestand, gest. am 21. Januar 1852 zu Osterholz. Er hinterließ nur eine Tochter, verheirathete Assessorin Süllow zu Schwanewede. Er wirkte ganz im Wesen seines Vaters, war Schöpfer oder Förderer des ritterschaftlichen Creditvereins, der Versicherungscassen für Viehverlust in der Landdrostei, von Gewerbeschulen, wohlthätigen Vereinen ꝛc. Namentlich das Armenwesen lag ihm am Herzen, schon 1798 veröffentlichte er im Hannov. Magazin eine Arbeit über die Armenanstalten Hamburgs und besorgte zum Besten des Stader Krankenhauses eine Auswahl der Pratje'schen Aufsätze, welche als Pratje's „Vermischte historische Sammlungen“ in 3 Bänden 1842 in Stade erschien, leider wenig correct und den Forscher nicht selten verwirrend.

Vgl. Köster, Alterthümer ꝛc. der Herzogth. Bremen und Verden, Stade 1856. S. 158 f.
Krause.

Haltermann: Johann Nicolaus H., gest. frühestens 1798, war bis 1758 außerordentlicher Regierungssecretär in Stade, darauf Kriegssecretär, dann Regierungs- und Archivsecretär daselbst und erhielt am 22. April 1798 den Charakter eines Hof- und Canzleiraths. In jener sogenannten Geheimrathsperiode Hannovers waren die Regierungssecretäre die factischen Minister, und so hat H. fast ein halbes Jahrhundert die abgesondert gehaltene Regierung von Bremen und Verden höchst segensreich geführt. Er hat diese von Schweden und Dänen übernommenen Lande, deren Herren in England residirten, erst hannoverisch gemacht, ebenso das früher lauenburgische Land Hadeln. Jene hat er, freilich in patriarchaler Weise, aus dem unter Schweden haften gebliebenen Wust der Bischofszeit herausgeführt, die Verwaltung geordnet. Einsichtiger Weise nahm er die Moorculturpläne Findorf's (s. diesen) auf und ließ sie durchführen. Aus der Zerrüttung des siebenjährigen Krieges, der nach Cumberland's Rückzug von Hastenbeck sich ins Bremische zog, wo die berüchtigte Convention von Zeven (nach französischer Schreibweise meist „Kloster Seven“ genannt) geschlossen wurde, und von wo Ferdinand von Braunschweig seinen ruhmreichen Feldzug unternahm, wußte er der Provinz rasch Erholung zu schaffen. Noch heute, 1876, reden die Leute von ihm, wie von seinem Sohne Georg H. (s. o.) mit hoher Achtung. Das Archiv, dem er vorstand, war das alte erzbischöflich Bremische, von Bremervörde nach Stade gebracht, das nachher die Gelehrten bis auf Lappenberg vergeblich suchten. In dessen Räumen tödtete ihn ein Schlaganfall, das Datum war nicht zu finden. Wie er schon Statistik schätzte, zeigt seine „Geschichte der Hornviehseuche in der Provinz“ in (Pratje's) Altem und Neuem VI., die er nach den Acten von 1715—1772 bearbeitete. Eine Biographie ist bisher von ihm nicht geschrieben. Trotz Schlichthorst's Nach-

weisung (Beyträge III. Hannover 1798. S. 349) setzte noch 1856 Köster (Alterthümer ꝛc. der Herzogth. Bremen und Verden S. 158) seinen Tod auf 1791 an. Krause.

Haelzel: Johann Baptist H., Blumenmaler, siehe **Hölzel**, Johann Bapt.

Hamann: Johann Georg H. oder Haamann, Vatersbruder des gleichnamigen Magus des Nordens (s. u.) und selbst ein seiner Zeit bekannter Schriftsteller, wurde zwischen dem 10. Juli und 25. November 1697 zu Wendisch-Ossig in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater, dessen älterer Bruder und deren Vater Pastoren waren. Der letzte, der Großvater des unsrigen, hieß David Haamann und war vom J. 1635 an bis zu seinem am 28. December 1663 erfolgten Tode Pastor zu Wendisch-Ossig. Ihm folgten seine beiden Söhne im Amte; zuerst 1664 der ältere, Johann George, der ihm schon vorher adjungirt gewesen war; wie lange dieser, der auch Hanns George genannt wird, im Amte war, läßt sich nicht sicher sagen; es fragt sich, ob sein jüngerer Bruder sein unmittelbarer Nachfolger oder ob zwischen beiden ein anderer Pastor zu Wendisch-Ossig war. Dieser Bruder (der Vater des unsrigen), Johann Christoph H., auch Hanns Christoph genannt, wurde im J. 1695 Pastor in Wendisch-Ossig; er war am 14. Juni 1638 geboren (oder getauft) und heirathete am 17. Juli 1696 Margaretha Sophia, die einzige Tochter des damals schon verstorbenen Pastor prim. und Inspector der Schulen zu Lauban, Johann Muscovius (vgl. Jöcher III. Sp. 773). Aus dieser Ehe stammten zwei Söhne; außer dem unsrigen der am 23. Dec. 1698 geborene (oder getaufte, aber nicht 1697, wie Gildemeister in Johann Georg Hamann's, des Magus im Norden, Leben und Schriften Bd. I. S. 1 sagt), Johann Christoph, im Taufregister Hans Christoph genannt, der bekannte Königsberger „altstädtische Bader" und Vater des Magus. Unser Johann Georg H., der schon am 26. Nov. 1699 seinen Vater verlor, studirte in Leipzig Jurisprudenz und war dort Mitglied der deutschen Gesellschaft. Hernach und zwar jedenfalls vor dem J. 1728 wandte er sich nach Hamburg, wo er bis zu seinem am 14. Juli 1733 erfolgten Tode lebte. Hier war er eine Zeit lang Lehrer der Söhne des dänischen Ministers bei dem niedersächsischen Kreise Hans Stats von Hagedorn. Vor allem aber war er Schriftsteller. Schon im J. 1721 gab er zu Leipzig den zweiten Theil der „Asiatischen Banise" heraus, eines Romanes, dessen ersten Theil Anselm von Ziegler und Kliphausen im J. 1688 veröffentlicht hatte (vgl. Koberstein, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 5. Aufl., Bd. II, S. 185). Zu Gottsched's vernünftigen Tadlerinnen lieferte er Beiträge. In Hamburg gab er mehrere Wochenschriften heraus, die jedoch meistens nur kurze Zeit erschienen; in den Jahren 1731 und 1732 war er Redacteur des Hamburgischen Correspondenten. Nach einer Nachricht, die sich in Otto's Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller findet, ist er der Verfasser der geistlichen Lieder, die in Abraham Wiegner's nöthiger Freytagsarbeit, Leipzig 1724. 4°. abgedruckt sind; unter diesen hat das Lied: „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ, du Brunnquell aller Triebe, der du die Liebe selber bist" (nicht zu verwechseln mit dem Liede von Speratus: „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ, ich bitt', erhör mein Klagen"), oder wie es in einer späteren Bearbeitung heißt: „Ich ruf dich an, Herr Jesu Christ, du Brunnquell reiner Triebe, der du" ꝛc., durch seine Aufnahme in das Hirschberger Gesangbuch und in das Rambach'sche Hausgesangbuch weitere Verbreitung gefunden. Inwieweit, falls diese Otto'sche Angabe begründet ist, auch die übrigen sieben Lieder, die Rambach in seinem Hausgesangbuch Wiegner zuschreibt, von H. sein mögen und vielleicht nur von Wiegner überarbeitet sind, ist noch nicht genügend untersucht. Schröder sagt im Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller von H.,

„er war ein kenntnißreicher und belesener Mann, besaß eine gute Erfindungs= und eine treffende Beurtheilungskraft, die ihn zuweilen zu großer Schärfe und Bitterkeit führte, war aber wegen seines muntern Wesens und seiner geselligen Talente im Umgange sehr beliebt und auch bei hochstehenden Personen, z. B. dem Senator Brokes, gern gesehen.“ Er starb nach nur zweitägiger sehr schmerzvoller Krankheit, erst 36 Jahre alt.

Adelung II, Sp. 1762. Gottl. Friedr. Otto, Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller. 2. Bd. 1. Abschn. Görlitz 1802, S. 18. Lexikon der hamburg. Schriftsteller III, S. 78—81; hier auch ein Verzeichniß seiner Schriften, das ziemlich vollständig sein wird. Auch Jacob Rambach, Anthologie, 5. Bd., Alt. und Lpz. 1832, in den Zusätzen S. XII. Außerdem lagen dem Unterzeichneten Auszüge aus dem Kirchenbuche zu Wendisch=Ossig vor, die er der Freundlichkeit des Pastor Aug. Jul. Fritsche daselbst verdankt.

Bertheau.

Hamann: Johann Georg H. ward geboren zu Königsberg in Ostpreußen den 27. August 1730 und starb daselbst den 21. Juni 1788. Sein Vater, Joh. Christoph H., war Wundarzt und Vorsteher der altstädtischen Badestube, als „der altstädtische Bader“ in seiner Vaterstadt von allen gekannt und geschätzt; seine Mutter Marie geb. Nuppenau stammte aus Lübeck. Sie war eine viel kränkelnde Frau von stillem duldsamen Wesen; der Vater, thätig und betriebsam, verehrte besonders gelehrte Kenntnisse, welche Vorliebe um so mehr den Charakter eines gewissen Fanatismus annehmen konnte, als er selbst in der Aneignung und dem Gebrauch solcher Schätze keine gründliche Erfahrung hatte. Durch diese Umstände war die Erziehung Hamann's (und seines jüngeren Bruders) bestimmt. Den Kindern wurde wenig Raum zu kindlichem Lebensgenuß gegönnt, die kleinen Thorheiten des Kindesalters waren scharf geahndet; früh an ein strenges abgeschlossenes Leben gewöhnt und von dem heiteren und für die Welt bildenden Verkehr mit Altersgenossen abgehalten, konnten sie nicht genug lernen, und wurden mit allen Methoden des Unterrichts geplagt. Durch solche Isolirung und die Ueberhäufung und Planlosigkeit des ersten Unterrichts ward ganz natürlich der Grund gelegt zu jener Unbeholfenheit im Weltverkehr und den Weltverhältnissen und jener unordentlichen Polyhistorie, die H. später eigneten, und die er selbst häufig beklagte oder in heiterer Selbstverspottung persiflirte.

Nachdem H. also durch die Hände von drei verschiedenen und verschieden lehrenden Privatlehrern hindurchgegangen, danach auch die Gelehrtenschule absolvirt, bezog er 1746 die Universität seiner Vaterstadt. H. war im Grunde ein ideal und im großen Maßstab angelegter Charakter. Daher konnte er sich auch mit einem sogenannten Brotstudium nicht befreunden; ihm kam es vielmehr auf die Bildung seines ganzen Menschen an — vermuthlich eine Seltenheit in jener Zeit praktischer Nüchternheit. Er liebte das Studium seiner selbst wegen und in seinen menschlichen Beziehungen, — er schätzte es nicht ab wie ein Chinese, sondern wie ein Hellene. Noch später schrieb er seinen um ihn besorgten Eltern: „Mein Beruf zum Amt ist bei mir weniger als jemals; zu arbeiten, nützlich zu sein, mich selbst zu unterrichten, mich selbst zu bessern ..., und komme ich hierin weiter und weit genug, so wird es mir an Gelegenheit nicht fehlen, mit diesem Fortgang andern zu dienen.“ Damit freilich kommt man in dieser materiellen Welt ohne große Gunst der Götter nur schlecht vorwärts, man muß sich einen Sonderling, einen Leichtsinnigen, wenn nicht gar Hochmüthigen schelten lassen, und so hat es denn auch H. in der That nicht weit gebracht. Er war auf der Universität anfangs als Theolog, dann als Jurist inscribirt, pflegte aber besonders die Philologie und die schönen Wissenschaften. Fünf Jahre brachte er so auf der Universität mit seiner Bildungsarbeit zu, dann nach formellem Abschluß seiner Studien, sehnte er sich schon ins

Weite, nach Thätigkeit und Erlebnissen. Er ergriff das Nächste und ging 1752 als Hofmeister zu einem Baron Budberg bei Riga. Allein die Rohheit der häuslichen Sitte und Erziehung machte ihm die Stellung bald zu einer unerträglichen, so daß er veranlaßt wurde, sich in das Haus eines Familienfreundes in Riga zurückzuziehen. Von da ward er ebenfalls als Hofmeister von dem General v. Witten nach Grünhof bei Mitau berufen. Ob ihm nun schon das Leben auf Grünhof wol zusagen durfte, bewog ihn doch überhand nehmende Hypochondrie und Kränklichkeit auch diese Stellung schon 1755 wieder aufzugeben, und bei seinem Freunde Joh. Christoph Behrens, Theilhaber der großen Handelsfirma gleichen Namens, den er bereits von Königsberg her kannte, und der, eben von Paris zurückkehrend, ihn durch seine Schilderung der Großartigkeit des Verkehrslebens einzunehmen wußte, seine Wohnung aufzuschlagen. Mit ihm machte er im Sommer eine Reise nach Pyrmont. Darauf war er noch kurze Zeit auf Grünhof, wo er auf Behrens' Anregung eine handelspolitische Schrift von Dangueil übersetzte, der er einige höchst verständige Anmerkungen beigab. Aber schon im Herbst 1756 übernahm er von Behrens eine wichtige Commission nach London. Er reiste zunächst nach Königsberg, und durfte dort noch seiner sterbenden Mutter die Augen zudrücken, Zeuge ihrer letzten Augenblicke sein. Am 1. October verließ er seine Vaterstadt, ging zunächst nach Berlin, wo er die Bekanntschaft von Mendelssohn, Sulzer und Ramler machte, dann nach Lübeck zu Verwandten, und endlich den 24. Januar 1757 über Bremen nach Amsterdam, um sich von da nach London überführen zu lassen. Schon in Amsterdam begann er Reue wegen der übernommenen Mission zu fühlen, der er sich nicht gewachsen fand. In der That scheiterten auch an Ort und Stelle seine Bemühungen vollständig. Unterdessen verfiel er durch unregelmäßiges Leben, durch schlechten Umgang, in den er aus Unkenntniß der Welt gerathen, durch Geldmangel, das drückende Gefühl der Erfolglosigkeit und angeborene Hypochondrie in einen Zustand der Verzweiflung, aus dem er sich in Erinnerung der religiösen Traditionen seiner Kindheit zur Bibel flüchtete. Dies ward der Wendepunkt seines inneren, und mittelbar auch seines äußeren Lebens. Er fand hier ein inneres Licht, das sein Herz erfüllte und seinen Kräften eine bleibende Haltung und Richtung gab. Von seiner Andacht geben die Aufzeichnungen Zeugniß, die, bei der Lecture niedergeschrieben, im ersten Band seiner Werke unter dem Titel „Biblische Betrachtungen" auswahlsweise mitgetheilt sind.

H. kehrte also nach Riga zurück. Aber, wiewol er seinem Freunde große Unkosten vergeblich gemacht, er fand die alte wohlwollende Aufnahme und lebte nun im Behrens'schen Hause wie bisher als Lehrer der Kinder, als Gehülfe in den Geschäften. Allein bald ergaben sich Anlässe zu inneren Zerwürfnissen. Es war nicht mehr derselbe H., der heimkehrte, und das junge unruhige Feuer des neuen Lebens mochte ihn wol mitunter zu unzeitigem Bekenntnißeifer hinreißen. Behrens dagegen, der Verehrer der handelspolitischen Ideen der neuen Zeit, die aus dem Boden des Deismus gewachsen waren, war ebenso entschiedener Deist, nach ihm gehörte Gott der Himmel und dem Menschen die Erde. Die neue Façon Hamann's wurde ihm daher bald fatal, und er ließ es nicht an Anspielungen auf Pharisäismus und dergleichen angenehmen Dingen fehlen. Dazu kam, daß die neuen Gesinnungen und Gesichtspunkte dem Handelsgeist seines Clienten Eintrag zu thun schienen. Endlich fiel es auch H. in seiner Naivität ein, seine Augen zu der Schwester des Behrens, Katharina, zu erheben, ja mit deren Bewilligung um ihre Hand förmlich anzuhalten. Sie wurde ihm unbedingt abgeschlagen. Man sieht, H. faßte das Verhältniß von vornherein ganz menschlich auf, er sah in Behrens seinen Freund, während Behrens ihn mehr aus dem Gesichtspunkte des Capitals betrachtete, und seine Geistesgaben, seinen weitsichtigen Blick eben

für seine Zwecke nur ausnutzen wollte. Aus dem, was sich später ergab, läßt sich mit Fug schließen, daß letztere für Behrens von nicht geringer Bedeutung gewesen sein müssen. Uebrigens, diese seine erste Liebe blieb H. unvergessen. Er widmete ihr das vierte Stück der „Kreuzzüge“ und nennt sie dort „seine Muse“, „seine einzige Freundin“, die „den Reiz einer Sevigné für seinen Geschmack und den Werth einer Maintenon für sein Herz habe“. Als er ihr dies Stück durch dritte Hand zuschickte, lehnte sie die Annahme ab. Vielleicht konnte sie es H. nicht verzeihen, daß er sie so rasch im Stich gelassen, und sich in anderen Beziehungen zu genügen schien; oder geschah es, um den Traditionen ihres Hauses treu zu bleiben? Nun, dies Alles mußte H. das fernere Zusammenleben unhaltbar erscheinen lassen. Er nahm an der Erkrankung seines Vaters einen Vorwand, und reiste im Frühjahr 1759 plötzlich nach Königsberg ab. Darüber ward Behrens nun hoch entrüstet und während H. im Hause seines Vaters in wünschenswerthester Muße theologischen, philosophischen und classischen Studien sich ergab, verfolgte Behrens ihn mit Mahnungen und Vorschlägen zur Rückkehr unablässig. Aber ebenso beharrlich lehnte H. sie ab. Da, als letzten Versuch begab sich Behrens selbst nach Königsberg, und nahm den Philosophen Kant zu H. mit, um mit vereinten Kräften dem Schwärmer Vernunft einzureden. H. antwortete mit der köstlichen Erstlingsschrift „Sokratische Denkwürdigkeiten“, denen die Anrede „An das Publicum, Niemand den Kundbaren“ und „An die Zween“ (Kant und Behrens) vorgegeben ist, 1759. Er persiflirt dort auf das Geistreichste die Beiden als Diener des Zeitgeistes, Anbeter des goldenen Kalbes, und stellt sich unter dem Bilde des Sokrates dar, der den klugen Rechnungen und dem Verstandesstolz seiner Zeit die zusammengesetzte Richtung seiner Ungewißheit und seiner Zuversicht, seiner Unwissenheit und seines Genies entgegengestellte. Sokrates war durch die Municificenz seiner Gönner in aller Weisheit seiner Zeit wol unterrichtet; aber durch den Proceß einer sittlich-intellectuellen Kritik und kritischen Zersetzung hatte sich dieses Wissen als ein hohles und Scheinwissen erwiesen und seine geblähte Wissenschaft in das Gefühl der Unwissenheit aufgelöst. Seinen eitlen Zeitgenossen zum steten Aergerniß trug er nun stets dies Capitel seiner Unwissenheit vor, aber hinter dieser (ironischen) Einkleidung versteckte sich ein besseres Wissen und Besserwissen, nicht auf künstliche Schlüsse, sondern auf innere Einsicht und Evidenz gegründet, das ihm durch göttlichen Hauch geworden, und durch das er sofern er Genie und Prophet war, zu der Wolke jener Zeugen gehörte, deren die Welt nicht werth war. Nun, Behrens, ob er wol nicht alles verstand, merkte doch die Absicht, er empfand, wie ihre Wege für immer auseinander gingen, und schied im Groll. Der Bruch war vollendet und sie sahen sich nicht wieder.

H. unterdessen war nun ins Fahrwasser des Autorenthums gekommen, und ließ seine Feder nicht lange feiern. 1760 erschienen von ihm drei Aufsätze in den Königsberger Nachrichten, die nachher an erster Stelle in den sogleich zu erwähnenden „Kreuzzügen eines Philologen“ wieder zum Abdruck kamen, unter ihnen besonders zu erwähnen „Die Magi aus dem Morgenlande“, veranlaßt durch die zur Beobachtung des Venusdurchgangs, andererseits zur wissenschaftlichen Exploration des heiligen Landes gemachten öffentlichen Anstalten. Hier werden besonders die landläufigen Kriterien der Moralität abgewiesen, und wird darauf hingedeutet, daß die wahre Quelle und Norm der Sittlichkeit nicht eine subjective, sondern eine subjectiv-objective, nicht die reflectirende Berechnung der Zwecke und Absichten, sondern der Glaube sei, d. h. der Mensch ist nur insoweit gerecht, als er mit und aus Gott, Gott aus ihm und durch ihn handelt, als der göttliche Hintergrund des Bewußtseins in sein Handeln einfließt und dieses bestimmt, mag dann auch im Licht der Reflexion die Moralität und Nützlichkeit der Handlung verdächtig er-

scheinen. 1761 folgten die „Wolken“, eine Replik besonders auf eine Recension der „Denkwürdigkeiten“ in den Hamburger Nachrichten, von deren Tendenz und Geschmack die Aeußerung des Recensenten Zeugniß gibt, der Schreiber solchen Zeuges müsse von Rechtswegen in ein Spinn- und Raspelhaus gesetzt werden. Dann 1762 eben die „Kreuzzüge eines Philologen“, eine Sammlung von Vermischten, Altem und Neuem. Darin ist außer dem Angeführten zunächst auszuzeichnen: Abaelardi Virbii chimärische Einfälle — mit dem scherzhaften Motto: Citoyen! tatons notre pouls. Mendelssohn nämlich hatte sich in den Litteraturbriefen vom Standpunkt kühler Moralität und Verständigkeit höchst absprechend über Rousseau’s „Nouvelle Heloise“ ausgelassen. H. nimmt sich des also Abgefertigten an. Er zeigt die Superiorität, die dieser Franzose über die Berliner Kritik und Poetik dadurch habe, daß er aus dem Quell aller dichterischen und überhaupt schriftstellerischen Wirksamkeit, einem ursprünglichen Gefühl, schöpfe, daß er, ein Kenner menschlichen Herzens, sich von dessen Leidenschaften inspiriren lasse. Er tritt hier zuerst als maßgebender Herold einer Reaction auf, die sich zu jenen Zeiten geltend zu machen anfing, und über die auch Goethe im Anfang des 9. Buchs von „Wahrheit und Dichtung“ berichtet. „Man wies uns“, sagt Goethe, „auf die Betrachtung eines bewegten Lebens hin, das wir so gerne führten, und auf die Kenntniß der Leidenschaften, die wir in unserem Busen theils empfanden, theils ahnten, und die, wenn man sie sonst gescholten hatte, uns nun als etwas Wichtiges und Würdiges vorkommen mußten“. H. fragt in dem genannten Stück: „Wo ist der ästhetische Moses, der Bürgern eines freien Staates schwache und dürftige Satzungen vorschreiben darf?“ Nicht auf gemessene Regelmäßigkeit kommt es bei dichterischen Werken an, sondern auf das innere ursprüngliche Leben, das sich selbst bildet, sich selbst Gesetz ist. Die Anpassung abstracter Regeln bewirkt nur ohnmächtige dürftige Nachahmung, der innere Lebenstrieb und die Empfindung des individuellen Menschen, die allein das wahrhaft Schöpferische sind, wenn sie überhaupt wahr und von allgemein giltigem Belang sind, diese sind auch an sich souverän. Schon in den „Denkwürdigkeiten“ hatte H. gesagt: „Was ersetzt bei einem Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakespeare die Unwissenheit oder Uebertretung jener kritischen Gesetze? ‚Das Genie‘ ist die einmüthige Antwort.“ Derselbe Gedanke wiederholt sich bei H. auch später öfters. So namentlich in den an seinen Freund J. G. Lindner gerichteten „Fünf Briefen, das Schuldrama betreffend“, 1763, die hier gleich erwähnt werden können. Er polemisirt dort u. A. auch gegen die bezeichneten drei Einheiten, von denen er sagt, sie seien „eine Schnur an drei seidenen Fäden, mit der man kaum in die Füße und Augen natürlicher Weise so viel Eindruck machen wird, daß ungezogene Zuschauer Genüge zu hüpfen und zu weinen dabei finden werden“. Indem er die biblische Erzählung vom Teich Bethesda zum Gleichniß benutzt, sagt er: „Das Genie muß sich herablassen, Regeln zu erschüttern, sonst bleiben sie Wasser.“ Auch protestirt er dort gegen den Purismus des Verstandes, der mit Diderot das Wunderbare und Burleske als Schlacken ausgeschieden haben will. „Wenn das geschieht“, sagt er, „verlieren göttliche und menschliche Dinge ihren wesentlichen Charakter. Brüste und Lenden der Dichtkunst verdorren. Das μωρόν der homerischen Götter ist das Wunderbare seiner Muse, das Salz ihrer Unsterblichkeit.“ „Das Burleske“, fügt er hinzu, „verhält sich zum Wunderbaren, das Gemeine zum Heiligen, wie oben und unten, hinten und vorn, die hohle zur gewölbten Hand“ — eine Bemerkung, die u. a. trefflich durch die sogenannten Gephyrismen, die Possen und Derbheiten bei der Feier der hochheiligen Eleusinischen Mysterien illustrirt wird. In „Abaelardi Virbii Einfällen“ findet sich übrigens noch jener tiefsinnige Ausspruch, ein

Seitenblick auf die rationalistische Geschichts- und Bibelkritik, der mit den Worten schließt: „Es möchte also freilich zum Urbaren einer Geschichte eine Art von Unwahrscheinlichkeit, und zur Schönheit eines Gedichts eine ästhetische Wahrscheinlichkeit gehören.“ Nämlich, die eigentlichen Urphenomene der Geschichte sind nicht gemacht, nicht durch subjective Absichten und Neigungen bestimmt, sondern sie machen sich selbst, sie gehen aus einem (göttlichen) Hintergrund hervor, der allen Berechnungen der Reflexion entzogen ist, und auch in seinen Handlungen und Processen auf ganz anderen Wegen vorgeht. Jene müssen daher den Charakter eines durchaus Unvermutheten und a priori Unberechenbaren haben, dessen innere Ordnung und Verbindung nur soweit allmählich aufgehen kann, als sich die Vernunft bequemt zu lernen, statt den Richter zu spielen. Wir sehen, wie oft mit Einem Federzuge H. Grundsätze hinwirft, die von der allgemeinsten entscheidendsten Bedeutung sind. Den „Einfällen“ folgt in den „Kreuzzügen“ das „Kleeblatt hellenistischer Briefe“, an einen befreundeten Königsberger Professor der Philologie gerichtet. Abgesehen, daß hier gelegentlich von den Alten auf deren Original, die Natur, verwiesen, und die Gelehrsamkeit gescholten wird, die in ihrer Anwendung auf die Alten die sich in ihnen wiederspiegelnde Schönheit der Natur verdunkelt, beschäftigen dieselben sich vorzüglich mit dem Dialekt und Stil der neutestamentlichen Schriftsteller, und ihre Tendenz wird wol hinreichend bezeichnet durch das mitgetheilte Fetwa über die Dichtungen des Misri Efendi: „Wer also redet und glaubt wie Misri Efendi, der soll verbrannt werden, Misri Efendi allein ausgenommen; denn über diejenigen, die mit der Begeisterung eingenommen sind, kann kein Fetwa gesprochen werden.“ Endlich ist in der Sammlung der „Kreuzzüge“ noch zu erwähnen die Schrift „Aesthetica in nuce. Eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa“, sicher eines der bedeutendsten, wenn nicht das bedeutendste Werk Hamann'schen Geistes. H. verweist hier die Dichtkunst und die Wissenschaft auf ihre wahren Quellen, die Natur und die Bibel, die natürliche und die menschliche Offenbarung Gottes, die Schöpfung und die göttliche Geschichte, wobei er nebenbei auf den poetischen Gehalt der biblischen Schriften aufmerksam macht. Der Geist Hamann's war mit voller Energie auf das Concrete gerichtet. Weder die hochtrabenden, aber hohlen Abstractionen der Leibnitz-Wolf'schen Schule, noch die flache Schönrednerei der Popularphilosophen konnte ihm gefallen. Dieselbe Geistesrichtung verdarb auch nach seiner Anschauung die Dichtkunst. H. verfolgte sie aber bis in ihre letzte Wurzel. Diese fand er in einem ersten und unmittelbaren Act, gleichsam Sündenfall, in der Abstraction von allem Göttlichen, dem Quell jedes wahrhaft Großen und lebendig Wirksamen, und der Einschränkung auf das blos Subjective und sinnlich Scheinbare. Indem das Göttliche in der Natur und Geschichte verkannt wird, verlieren dieselben alle geniale und ideale Eigenthümlichkeit, und eine unfruchtbare, impotente Poesie und Wissenschaft ist die nothwendige Folge. Wie ihre Quellen, so werden auch diese in einen leeren Mechanismus verwandelt. Das Göttliche dagegen schließt die innere Wesenheit der Dinge, ihr inneres Leben, ihre innere Fülle ein, und daraus aus solcher Concretheit soll sich das Gemüth erfüllen und begeistern, der Wille zur Leidenschaft entzünden, um Großes, Unsterbliches zu leisten. Dies die Grundideen der Hamann'schen Aesthetik. Die folgenden Jahre bis 1769 haben größtentheils nur kleinere in den Königsberger Zeitungen veröffentlichte Aufsätze zu verzeichnen.

Doch es wird Zeit, daß wir uns den persönlichen Erlebnissen Hamann's wieder zuwenden. Sein jüngerer Bruder, ein Mensch von trägem, verdrossenem Temperament, ein Hypochondrist wie H. selbst, doch ohne die geistige Beweglichkeit desselben, hatte eine gute Schulstelle in Riga innegehabt. Er mußte schließlich dieselbe quittiren und kehrte 1760 nach Königs-

berg zurück. Körperliche Unregelmäßigkeit lag wol zu Grunde und so stellten sich schon im folgenden Jahre bedrohliche Symptome physischer Erkrankung ein, durch die zuletzt der Zustand des Unglücklichen in completen Blödsinn überging. Aber auch des Vaters körperliche und ökonomische Verhältnisse verschlechterten sich, und so sah sich H. durch diese doppelte Sorge endlich genöthigt, einen Broterwerb zu suchen. 1762 war er noch auf einige Wochen bei Verwandten in Elbing gewesen, und hatte so den Aufenthaltsort Herder's berührt, dessen bald hernach angeknüpfter Bekanntschaft wir einen reichen Briefwechsel und einige bedeutende Publicationen Hamann's zu verdanken haben. Nun also fand er sich vor dem bitteren Ernst des realen Lebens, mit dem er bisher nur hatte spielen dürfen. Dieselbe Tendenz, durch die er sich schon gegen ein Brotstudium gewehrt hatte, verbot ihm auch, seinen Geist in das Joch des gemeinen Bedürfnisses zu spannen. Zudem fehlte ihm wol auch die nöthige Disciplin der Gedanken, um an der Universität oder in den Fächern der Jurisprudenz mit Erfolg thätig sein zu können. Er sah sich deshalb nach einer blos mechanischen Beschäftigung um, und trat, nachdem er sich einem dreiwöchentlichen Uebungscursus als Volontär in der Schreibstube des Kneiphof'schen Rathhauses unterzogen, 1763 als Copist in die Kriegs- und Domänenkammer ein.

Unterdessen hatte sich eine freundschaftliche Beziehung zu dem Geheimrath Fr. Karl v. Moser (Verfasser von „Der Herr und der Diener" und „Reliquien") entwickelt, und dieser wohlwollende und einflußreiche Mann stellte ihm zunächst eine fürstliche Erzieherstelle, wenn ihm diese nicht zusage, auch fernere Verwendung in Aussicht. Auf seinen Wunsch reiste H. nach Frankfurt, um sich persönlich vorzustellen. Leider hatte jedoch Moser gerade um diese Zeit eine Mission nach Holland übernehmen müssen, H. lernte nur seine Familie kennen, dehnte von da seine Reise bis Basel aus, und kehrte schließlich, nachdem er noch einige bedeutende Männer kennen gelernt, u. A. Zachariae und Pfeffel, unverrichteter Sache nach Königsberg zurück. Bald nach seiner Ankunft ward sein Vater von einem Schlagfluß gelähmt. Zum Theil auch durch dessen dadurch geforderte persönliche Pflege bestimmt, gab H. 1764 die ermüdende Beschäftigung in der Domänenkammer auf, und übernahm statt dessen die Redaction der vom Buchhändler Kanter herausgegebenen „Königsberger Zeitung". Aber auch diese Stellung befriedigte ihn nicht — er war gewiß am wenigsten noch zum Journalisten angethan —, und nachdem er in dem Amt seines Vaters einen zuverlässigen Gehülfen und Stellvertreter angeworben, dem er auch wol die Wartung der Kranken anvertrauen durfte, sah er sich nach einer günstigen Gelegenheit um, Königsberg, wo er sich nicht mehr behaglich fühlte, verlassen zu können. Diese bot sich ihm durch einen Freund, den Advocaten Tottien in Mitau, der ihn zum Assistenten bei seinen Geschäften zu gewinnen wünschte. 1765 begab er sich zu ihm, machte in seiner Begleitung eine Reise nach Warschau, und empfing in Mitau den Besuch Herder's aus Riga. Allein im September 1766 verstarb sein Vater, und die Erbschaftsangelegenheiten, vor allem aber die Sorge um den verlassenen gänzlich hülflosen Bruder nöthigten ihn, wieder nach Königsberg zurückzukehren. Durch Kant's Vermittlung erhielt er 1767 einen Dienst als secretaire-traducteur bei der Acciseregie, eine höchst arbeitsvolle und nur sehr mäßig honorirte Stellung. Aus dieser ersten Zeit seines neuen Königsberger Aufenthaltes datirt die Anknüpfung eines Verhältnisses, das in seiner drückenden Unnatur sowol auf die Klärung und Hebung seines Geistes einen üblen Einfluß ausüben, als auch ihn für immer in die Knechtschaft des gemeinen Bedürfnisses spannen mußte, ohne für diese Sclaverei des Broderwerbs doch einen höheren Ersatz bieten zu können. Schon vor seiner Mitauer Reise hatte eine seltsame Grille oder seine hypochondrische Einbildungskraft ihm eine

heftige Leidenschaft für ein weder gebildetes noch sonst ungewöhnliches Mädchen vom Lande eingeprägt, Anna Regina Schuhmacher. Sie war die sorgsame und pflichttreue Pflegerin seines Vaters geworden, und es war wol der Anblick ihrer Samariterdienste gewesen, der zuerst sein Herz gerührt hatte. Er suchte dieser Leidenschaft durch seine Mitauer Reise zu entfliehen, aber heimgekehrt, empfingen ihn wieder dieselben Eindrücke, und das Mädchen dünkte ihm schließlich ihm und dem Hause unentbehrlich. Er machte also einen Vertrag mit ihr, wornach sie bis zu ihrem Tode wie Eheleute zusammenleben wollten, ohne jedoch den Bund kirchlich und bürgerlich weihen zu lassen; er meinte, daß es so für beide Theile am glücklichsten wäre, und sie war es zufrieden. Aus dieser „Gewissensehe" gingen vier Kinder hervor, ein Sohn und drei Töchter, die auf Hamann's Namen getauft wurden und alle später eine geachtete Stellung im bürgerlichen Leben einnahmen. Ein anderes Moment von großem Einfluß auf sein Leben wie auf seine schriftstellerische Thätigkeit ist hier noch in den öffentlichen Verhältnissen des preußischen Staates jener Zeit zu suchen. Die beständigen Kriege hatten die Finanzen des Staates erschöpft; Friedrich II. mußte sich nach neuen Hülfsquellen umsehen. Er vertraute sich dem Genie der Franzosen und gab das ganze Finanzwesen in die Hände dieser fremden Einwanderer. Die eigenen Landeskinder mußten sich demgemäß mit den subalternsten Stellen begnügen, und seufzten unter der Tyrannei der Fremden, die kein Herz für sie hatten und nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht waren. Dazu hatte sich der König noch das sogenannte droit de convenance beigelegt, wornach er zu Gunsten des Staatsschatzes das Gehalt dieser Subalternen alljährlich einer Revision, d. h. wenn möglich einer Reduction unterziehen ließ, so daß diese Armen denn wirklich übel daran und so gut wie vogelfrei waren. Mit den französischen Projectenmachern und Glücksrittern überschwemmte auch französische Libertinage das Land, und war, wie bekannt, bei dem König wohlgelitten. Es gehört zu den specifischen Charakterzügen Hamann's ein glühender Haß gegen das französische Wesen, dem er in den stärksten Worten Ausdruck zu geben keinen Anstand nimmt. Vergebens versuchte er in Eingaben und Druckschriften („Au Salomon de Prusse" — „Lettre perdue d'un Sauvage du Nord" etc.) seinen eigenen und den allgemeinen Nothstand vor die Augen des Königs zu bringen. Auch Bitten um Erhöhung seines Gehaltes, die er bei seinen Vorgesetzten einbrachte, blieben erfolglos, vielmehr mußte er sich eine Kürzung seines Gehaltes gefallen lassen und er sah sich genöthigt, den Verkauf seiner Bibliothek in Aussicht zu nehmen. Endlich gelang es ihm 1777 die Stelle eines Packhofverwalters zu erhalten, mit der zwar kein größeres Einkommen, doch Emolumente und freie Wohnung, vor allem aber reichere Muße verbunden war. 1778 starb sein Bruder, und befreite ihn von der Bürde seiner hoffnungslosen und halbthierischen Existenz.

Hier können wir den Faden seiner litterarischen Geschichte wieder aufnehmen. Die Herder'sche preisgekrönte Schrift über den Ursprung der Sprache veranlaßte ihn 1772, abgesehen von zwei Recensionen, zu „Des Ritters von Rosenkreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache", sowie den „Philologischen Einfällen und Zweifeln über eine akademische Preisschrift". Das Herder'sche confuse und flüchtige Wesen, sowie sein declamatorischer Stil wird hier auf angenehme und freundschaftliche Art persiflirt. H. konnte keineswegs mit der angeblichen Lösung zufrieden sein, die jenes große Problem bei Herder gefunden. Ihm mußte alles aus der eigensten Tiefe der Sachen hervorgehen und bis auf das Letzte durchdringen. Merkwürdigerweise hat selbst Schelling in seiner über dieses Problem handelnden Rede erklärt, über die eigene Ansicht Hamann's aus dessen Andeutungen nicht klug werden zu können. Dieselbe ergibt sich aber sehr einfach. Nach der Bibel ist

Gottes Sprechen — sein Schaffen, sein Schaffen ein Sprechen, und der Mensch ist Gottes Ebenbild. Ist die Welt die Sprache Gottes, so ist sie eine Ansprache Gottes an den Menschen, und dasselbe Sprechen Gottes ferner, das sich dort in den lebendigen Worten der Creaturen realisirt, eben dasselbe ist auch im Menschen, in den geheimsten Tiefen und Abgründen seines Gemüths. Auf Grund desselben schreitet nun auch der Mensch seinerseits zum Schaffen fort, er führt dieses Ansprechen und Einsprechen Gottes menschlich aus, als Ebenbild Gottes bringt er die Sprache als seine, die menschliche Welt, das ideelle Nach- und Abbild der realen Welt hervor — nicht mittelst Berechnung oder äußerem Nachbilden, sondern durch einen unmittelbaren Naturact, dessen substantieller Antrieb Gott oder Gottes Sprechen, dessen ausführendes Mittel der Mensch vermöge seiner menschlichen Ebenbildlichkeit mit Gott ist. Einige erklären den Ursprung der Sprache aus einem Mechanismus der Angewöhnung; aber wie aus der Blindheit und Brutalität dieses Mechanismus gerade die allherrschende Klarheit des Denkens resultiren konnte, das bleibt unerklärlich. Dann soll die Sprache ein Product der Erfindung, also der Reflexion sein; ein Nachbilden, wie Einige annehmen, ist, da es ja doch zweckmäßig sein muß, nicht ohne Reflexion denkbar. Aber die Sprache bedingt ja erst die Reflexion, als Verstandesdenken; ohne Sprechen kein Denken, das ist eine Thatsache der einfachsten Selbsterfahrung — Denken ist nur ein stilles Monologisiren. Und hier ist der Punkt, wo die Sprache H. ein so wichtiges Moment in seinem Streit mit dem Rationalismus wurde. „Ihr macht", sagt er, „den Verstand zum obersten Richter nicht nur in den Angelegenheiten des gemeinen Lebens, sondern in den höchsten Fragen und Interessen des menschlichen Geistes, und doch habt ihr es an der Sprache vor Augen, daß der Verstand nur etwas Abgeleitetes und Secundäres ist. Haltet euch an das Urbare; ein sichtbares Bild desselben habt ihr in der Sprache." Ihr Wesen ist ein subjectiv-objectives, ein ideales und reales zugleich, Sinnlichkeit und Verständigkeit sind in ihr zur Concretheit verknüpft, wie er nachher gegen Kant bemerkt, und sie weist auf ein Organ im Menschen, das gegenüber dem Formalismus und der Excentricität des Verstandes die Nieren der Sachen berührt und sondirt. Wir reproduciren hier natürlich nach dem Sinn. Nun eröffnet H. seinen Feldzug gegen die Seichtigkeit und Heuchelei der Aufklärung und des Rationalismus. Dies geschieht zunächst in der „Beilage zu den Denkwürdigkeiten des sel. Sokrates", 1773, welche gegen Eberhard's Apologie des Sokrates gerichtet war. Zum Nachtheil des specifischen höheren Inhalts des Christenthums suchte diese letztere dem Sokrates ohne Weiteres den completen Heiligenschein aufzusetzen. H. bemerkt mit Recht, es handle sich dort eigentlich nicht um die Seligkeit der Heiden, sondern um diejenige der Freidenker, welches denn weder ein Wunder noch ein Großes sei? Denn „sind sie nicht Engel des Lichts und besitzen die genaueste, richtigste, deutlichste und lebendigste Einsicht von den Elementen und Momenten, guten Handlungen? . . Sind sie nicht von ihrer Werkheiligkeit bis in die innersten Tiefen ihres empfindseligen Herzens überzeugt und durchdrungen? Sind sie nicht Schriftsteller vom ersten Rang, von denen die Nationen Deutschlands ihre beste Bildung erwarten?" Trefflich bemerkt er auch über die sogenannte „Toleranz", dieselbe habe mehrentheils eine geheime Personalität zur Wurzel. Der „Beilage" folgt in demselben Jahre die „Neue Apologie des Buchstabens H" gegen den grammatischen Purismus eines gewissen C. T. Damm gerichtet. Wie H. überhaupt das Talent oder Genie hatte, das Kleine mit dem Großen, das Besondere mit dem Allgemeinen zu verbinden, und dieses in jenem wahrzunehmen, so sieht er auch in diesem seichten und hirnlosen Sprachpurismus den Purismus der Vernunft gegenüber der positiven Religion, dem übrigens auch der genannte Damm von ganzer Seele ergeben war, sich wiederspiegeln. Hier eifert er gegen den

Götzendienst der Vernunft, die ja doch nur künstliche Abstraction sei, und deren gesammter Apparat sich unschwer aus historischen Bedingungen ableiten lasse. Durchaus ein Geschöpf der Tradition, geberdet sie sich doch souverän. Sehr gut bemerkt er, daß wie ein Mensch nicht aus seinen äußerlichen Werken, so auch Gott in seiner Eigenart nicht aus der Natur erkannt werden könne; erst die Offenbarung, d. h. die geschichtlichen Handlungen Gottes zeigen, was Gott an sich, persönlich sei. 1774 erschien, durch Herder's „Aelteste Urkunde" angeregt, „Christiani Zacchaei Telonarchae Prolegomena über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts", — im folgenden Jahre, Hartknoch und seiner neuverehlichten Gattin gewidmet, der „Versuch einer Sibylle über die Ehe". Letztere Schrift wandte sich gegen die heuchlerische Pruderie seiner Zeit, und sollte dieser ein Aergerniß geben. Die durch den Gebrauch eines Gleichnisses nur schlecht verhüllte Nacktheit ihrer Redeweise läßt sich besser vor dem Tribunal der Moral, als vor dem des Geschmacks rechtfertigen. Ebenfalls 1775 folgte: „Vettii Epagathi Regiomonticolae hierophantische Briefe". Der Oberhofprediger Starck hatte den Nachweis führen wollen, daß sich aus dem Heidenthum beträchtliche Fermente und Bestandtheile in das Christenthum eingeschlichen hätten, wobei er ausschließlich auf den Katholicismus Bezug nahm, und das Werk der Reformation gänzlich ignorirte. Da es nun hier schließlich auf ein sogenanntes reines Christenthum nach dem Sinn und Geschmack des Deismus abgesehen war, so nahm H. das Christenthum und speciell auch das Lutherthum dagegen in Schutz. Mit einer kühnen Ironie fragt er, ob nicht das Christenthum doch älter sei als Heidenthum und Judenthum (nach den Worten: Ehe denn Abraham war, bin ich —) und ob ferner nicht ebenso das Papstthum älter sei als die Päpste, nämlich in der Frage der Kinder Zebedäi seinen Samen anzeige: wer der erste Minister im Himmelreich sein würde? Allein um den Geist des Christenthums zu beurtheilen, sei eine specielle Sympathie erforderlich, diese aber eine Gabe und Gnade Gottes. Das Christenthum bestände nicht in Dogmen und Gebräuchen, sondern es sei ein verborgenes Leben in Gott, und könne daher nicht nach dialektischem oder ethischem Augenschein geschätzt werden. Auch fragt er, ob nicht der Unglaube des Deismus und der Aberglaube des Papstthums im Grunde einerlei Meinung und Absicht und Erfolg haben, sich aus blos entgegengesetzt scheinenden, in der That aber correlaten Trieben dem Glauben der Christen widersetzen. Gegen desselben Starck „Apologie der Freimaurer", die auf die hellenischen Mysterien recurrirte, ist auch eine andere Schrift Hamann's gerichtet, die 1779 erschien: „Fragmente einer apokryphischen Sibylle über apokalyptische Mysterien". Entschieden am bedeutendsten durch positiven Gedankengehalt sind die „Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht der allgemeinen deutschen Bibliothek", 1776, eine Antwort auf die in dieser Zeitschrift erschienene Recension seiner letzten Publicationen. Gesunde Vernunft und Orthodoxie sind gleich nichtig; „unser aller Seligkeit" hängt sowenig von den Stufen der Vernunftmäßigkeit wie der Orthodoxie ab, als Genie von Fleiß, Glück von Verdienst. Der Glaube gehört zu den Grundtrieben unserer Seele, und zu den natürlichen Bedingungen unserer Erkenntniß. Es ist nothwendig und von der Natur geboten, zuerst sich auf eine innere unmittelbare Weise mit den Sachen in Einheit und Concretheit zu setzen, so daß alle unsere vernünftigen Auslegungen nur Folgerungen dieser persönlichen Voraussetzungen sind. Alle Abstractionen sind daher willkürlich, und das Bild, das man sich, ohne der sachlichen Voraussetzungen mächtig zu sein, von dem Christenthum macht, beruht nur auf dem äußeren Ansehen und dem Schein, den dieses durch seine Spiegelung in den subjectiven Neigungen annimmt. „Daher kommt es, daß sie eine wirkliche, in jedem Verstand allgemeine, der geheimen Geschichte

und Natur des menschlichen Geschlechts völlig entsprechende Religion verwerfen, deren Geist und Wahrheit jene mannigfaltige Weisheit in sich schließt, welche von ihnen gesucht wird, ohne erkannt zu werden, und daß sie ein aus dem Schul- und Moderstaube ihres Wintertages neugebackenes Götzenbild aufzurichten suchen, das keine einzige Eigenschaft ihrer abergläubischen und schwärmerischen Einbildungskraft an sich hat — daß sie eine Bundesreligion, die aus einer der Rippen ihres eigenen Ideales und nach dem Ebenbilde desselben ausdrücklich scheint gemodelt zu sein, gegen antisokratische Galanterieschreine vertauschen, welche einen Schemen der Vernunft zwar auswendig, aber inwendig den Fluch ihrer Verwesung darstellen". H. kommt dann auf den Ursprung und das Element oder Vehikel der Religion und sagt, daß den verschiedenen Religionen Eine selbständige Wahrheit zu Grunde liegen müsse, die gleich unserer Existenz älter als die Vernunft und durch eine innere Offenbarung erkannt worden sei. Während die Vernunft ihre Begriffe nur aus dem äußeren Ansehen der Dinge schöpfe, so läge der Grund der Religion in unserer Existenz und außerhalb der Sphäre unserer Erkenntnißkräfte. Daher auch jene mythische und poetische Ader aller Religionen, ihre Thorheit und ärgerliche Gestalt in den Augen einer heterogenen, incompetenten, eiskalten und hundemageren Philosophie. Von allen Offenbarungen aber habe keine eine so lebendige und fruchtbare Beziehung auf alle Bedürfnisse, Fähigkeiten und Leidenschaften unserer Natur — keine erkläre das Mysterion der Gottheit so angemessen der Natur wie der Gesellschaft, der Vernunft wie der Erfahrung, als eben das Christenthum. „Aller philosophische Widerspruch und das ganze historische Räthsel unserer Existenz, die undurchdringliche Nacht des Terminus a quo und des Terminus ad quem sind durch die Urkunde des Fleisch gewordenen Wortes aufgelöst." Schließlich macht H. darauf aufmerksam, wie die „Freigeisterei" bald mit derselben Frechheit, mit der sie die Religion schon meine aufgelöst zu haben, auch die Regierungsart der Fürsten zu zergliedern und zu verleumden anfangen werde; denn Gottesdienst und weltliches Regiment sind Ordnungen Eines und desselben höchsten Willens. „Der Gehorsam gesunder Vernunft, den man aufzurichten sucht, ist eine Predigt offenbarer Rebellion, wodurch das Band aller Subordination aufgelöst wird, welche ohne Verleugnung und Unterwerfung der Vernunft unmöglich ist." Wie man auch sonst darüber denken mag, man wird H. hier den weltgeschichtlichen prophetischen Blick nicht absprechen können. Durch die Vernunft, sagt H. anderswo, kommt nichts als die Erkenntniß unserer Unwissenheit. Die Vernunft oder, wie wir sagen würden, der Verstand ist nämlich als blos formales Vermögen für sich ganz impotent und unproductiv; er spielt, die Sache auf eigne Hand versuchend, nur mit Einbildungen und vor allem mit Bildwörtern, d. h. mit ihm in der Sprache gegebenen, überlieferten Elementen, denen er eine künstliche Selbständigkeit andichtet, wie das mit der „Substanz" Spinoza's z. B. der Fall sei. Dagegen müsse alles Erkennen und Handeln aus der Concretheit der Sachen und aus unsrer persönlichen Concretheit mit den Sachen (= Glauben) hervorgehen. Ebendahin will es auch, wenn H. sich den Grundsatz: nil in intellectu quod non antea in sensu aneignet, und auf die Natur und die Offenbarung (Geschichte, Tradition) als die wahren Quellen aller Wissenschaft hinweist. Diese Axiome konnte H. in Anwendung bringen, als er 1781 sich mit der „Kritik der reinen Vernunft" beschäftigte. Begreiflicher Weise war ihm das Ganze derselben heterogen, und was er davon zu verstehen im Stande war, mußte ihn zum Widerspruch reizen. Keine größeren Antipoden als H. und Kant! H. schrieb in diesem Anlaß nun zunächst eine „Recension en gros", dann die „Metakritik über den Purismus der Vernunft"; beide aber blieben liegen aus persönlicher Rücksicht gegen Kant

und cursirten nur in Freundeskreisen, so daß sich Herder des Plagiats an der letztgenannten Schrift verdächtig machen konnte. In Bezug auf die Trennung von Sinnlichkeit und Verstand, auf der das Kant'sche System basirt, recurrirt H. auf die Sprache als die ursprüngliche Concretheit beider. Er klagt, daß die Philosophen schieden, was Gott vereinigt habe. Der abstracte Verstand, dem inneren Wesen und Leben der Sachen fremd, und nur von außen sie berührend, kann eben deshalb nur scheiden, auflösen, analysiren; er setzt Gegensätze und Widersprüche, wo im Innern der Sache Einheit und nothwendige Beziehung ist. In dieser Hinsicht und dagegen ist es ein Leibaxiom Hamann's, die coincidentia oppositorum des Giord. Bruno (oder vielmehr des Nic. v. Cusa).

1782 waren die sogenannten Fooigelder, Nebeneinkünfte der Zollbeamten, für den Fiscus eingezogen worden, in demselben Jahre war den subalternen Zollbeamten eine königl. Cabinetsordre zur Unterzeichnung vorgelegt worden, in der sie als Schelme und Betrüger bezeichnet wurden, die sämmtlich verdienten, in die Karre gespannt zu werden. Mußte aber nicht Mancher versucht werden, gegen seine Neigung zum Schelm zu werden, wenn er sich mit den Seinen den größten Entbehrungen, der Gefahr des Verkommens ausgesetzt sah, indeß fremde Eindringlinge sich am Fett des Landes mästeten? Zu gleicher Zeit endlich erschien Moses Mendelssohn's „Jerusalem“, dessen versteckter Judaismus und Antichristenthum durch den der Regierung des großen Friedrichs und ihrer Toleranz gespendeten Lobpreis gekrönt wurde. In der That sah es mit dieser gerühmten Toleranz nicht so glänzend aus, sie war eben ziemlich einseitig, wenn wir Lessing, dessen Unparteilichkeit nicht bezweifelt werden kann, in seinem Schreiben an Nicolai vom J. 1769 glauben dürfen. Doch das beiseite, so fühlte sich H. durch alle diese Ereignisse zu einer Kundgebung veranlaßt, seiner letzten bei seinem Leben veröffentlichten Schrift „Golgatha und Scheblemini“, 1784, welche, wie er selbst anmerkt, „aus lauter locis communibus, Argumentationen, Speculationen, Kamelhaaren, Haderlumpen und Fetzen des Mendelssohn'schen Buchs mit abergläubischer Einfalt, pedantischer Schwärmerei zusammengeflickt ist“. Er bemerkt gegen Mendelssohn, die Seele, das Wesentlichste im Alten Bunde sei das Prophetische; „das Geheimniß der christlichen Gottseligkeit bestehe in Verheißungen, Erfüllungen und Aufopferungen, die Gott zum Besten der Menschen geleistet“; die Mosaische Gesetzgebung sei nur „das sinnliche Vehikel, ein bloßer Schleier und Vorhang der alten Bundesreligion“. Von seinem rücksichtslosen Freimuth mag folgende Stelle Zeugniß geben: „Ein Herr, der zu Lügen Lust hat, deß Diener sind alle gottlos. Alle seine Ansprüche auf ein königliches Monopol der Ungerechtigkeit, alle seine Versuche und Einfälle, die Eingriffe der Nachahmung, seine Unterthanen durch Galgen und Schmachedicte zu verzäumen und zu versalzen, haben keine andere Wirkung als die Sophisterei seiner Herrschaft in den Augen der Nachwelt desto verächtlicher und lächerlicher zu machen“. Das Letzte, was H. für die Oeffentlichkeit schrieb, war ein Resumé seiner Autorschaft, — der „fliegende Brief an Niemand der Kundbaren“. Er fand nicht mehr Zeit, diese Schrift selbst zu ediren. Wie er überall seine Schriften keineswegs flüchtig hinwarf, sondern auf das sorgfältigste bis in scheinbare Kleinigkeiten eines Wortes herab redigirte, so hat er auch von diesem letzten Thema mehrere Entwürfe und Ausarbeitungen gemacht, ohne sich ganz genügen zu können. Während dessen lebte er in regem ungezwungenem Verkehr mit Kant, Hippel, seinem Universitätsfreund J. G. Lindner, in lebhaftem Briefwechsel mit Herder, seinem Verleger Hartknoch, Reichardt, Lavater, Häfeli, Claudius, Kleucker u. A., seit August 1782 auch mit F. H. Jacobi. Während die Sorgen namentlich für die Zukunft seiner heranwachsenden Kinder ihm immer mehr zu schaffen machten, überraschte ihn 1784 ein Brief von Franz Kaspar Buchholtz, Herrn von Wellbergen, in

Münster, der durch seine Schriften von der größten Verehrung für ihn erfüllt, dieser in der kindlichsten Weise Ausdruck gab, und bald darauf von demselben, dem Worte die That folgen lassend, die großmüthige Schenkung von je 1000 Thalern oder mehr für jedes seiner vier Kinder. Durch diesen begeisterten Jünger wurde auch die Fürstin Gallitzin auf seine Schriften aufmerksam und in dieselben eingeführt. Schon mehrfach hatte er seiner geschwächten Gesundheit wegen um Urlaub für eine Reise nachgesucht, doch immer vergebens. Endlich ward ihm statt eines Urlaubs die Entlassung 1787 mit einer anfangs geringen, dann durch die eifrige Bemühung seiner alten und neuen Freunde nicht unbeträchtlich erhöhten Pension. Den 21. Juni 1787 konnte er in Begleitung seines Sohnes die Reise antreten, und langte den 15. Juli in Münster an. Nach abwechselndem Aufenthalt in Münster, Pempelfort, Angelmödde (Gut der Fürstin Gallitzin) und Wellbergen, starb er nach kurzem Krankenlager zu Wellbergen heiter und schmerzlos den 21. Juni 1788. Die edle Fürstin Gallitzin ließ seine Leiche in ihrem Garten bestatten, und gab dem Stein die Worte 1. Kor. 1, 23—25 zur Inschrift. Er war — sei es seinem Biographen gestattet zu sagen — Einer „der Zeugen, deren die Welt nicht werth war".

H. war Christ und wollte es sein, im positivsten Sinne des Worts, aber weder orthodox noch Pietist. Selbst die empfindsamen Seelen, von denen Goethe in dem Fräulein v. Klettenberg eine typische Gestalt uns vorführt, konnten sich mit ihm nicht befreunden; er nahm ihnen sich zu viele Freiheiten und Rücksichtslosigkeiten heraus. Er lebte nämlich in der Sache, hatte sich diese nicht anempfunden, angedacht, animaginirt, und durfte sich deshalb mit der Ungezwungenheit eines Virtuosen bewegen. Er hatte seine innige Lust an Lessing's „Nathan", versagte der „Kritik der reinen Vernunft" doch nicht seine Hochachtung, und fand in Goethe's „Götz" die Morgenröthe einer neuen höheren Dramatik. In Pempelfort las er Herder's „Gott"; „das ist ein Schuhu", sagte er, „der mag sich verkriechen". Dagegen Goethe's „Vögel" behagten ihm ausnehmend. „Das ist ein Blitzkerl", sagte er zu Jacobi, „das ist ein Tausendkünstler. Es ist als wenn mir aus dem Leibe tausend Funken sprängen". Je mehr er das welsche Wesen haßte, um so mehr war er glühender Patriot. Daher konnte er sich mit der Schrift „Sur la literature allemande" durchaus nicht befreunden; er fand darin ein „wahres Original französischer Ignoranz und Unverschämtheit". Ob er wol Mendelssohn und seinen Freunden die derbsten Sachen sagte, blieb er doch mit ihnen in freundlichem persönlichen Verkehr und sie selbst versagten ihm nicht ihre Achtung. Welche rücksichtslose Dinge sagte er nicht selbst seinen intimen Freunden, wie Herder und Jacobi. Ein geordnetes Gespräch, eine methodische Disputation war nicht seine Stärke; überhaupt alles Methodische und Schematische widerstand ihm; seine Reden gefielen sich in Gedankensprüngen, in Genieblitzen, die oft von treffender Wirkung waren. In seinen Schriften arbeitete er aus dem ungetheilten Ganzen der Empfindung, ohne seine inneren Gesichte der verdeutlichenden Objectivation und Analyse des Verstandes zu unterziehen. Daher erklärt sich die Eigenthümlichkeit seines Stils, in dem die Gedanken gleichsam in einander eingewickelt sind, andererseits auch alle sichtbaren Uebergänge und Verbindungen fehlen. Er hatte unendlich viel gelesen, er möchte, wenn man von der mangelnden Methodik absehen dürfte, für ein Wunder von Gelehrsamkeit angesehen werden können; in einem vorzüglichen Gedächtniß bewahrte er sowohl die wesentlichsten Momente der Lectüre wie eine Unmenge gelehrter Kleinigkeiten, und seine geniale Phantasie fand überall Gelegenheit, Beziehungen anzuknüpfen. Daraus entsprang sein Witz, der ein ebenso wuchtiger wirkungskräftiger, wie auch durchaus tiefsinnig und gedankenreich war. Seine allgemeine Bedeutung für seine Zeit, wie vielleicht für alle Zeiten kann aus den

im Verlauf dieser Blätter gegebenen Anführungen und Analysen leicht entnommen werden. Er hat mit Pindar etwas durchaus Verwandtes; wie sehr dieser alte Dichter die Abhängigkeit aller Meisterschaft vom göttlichen Anhauch betont, ist bekannt. So ist auch H. ein Prophet, insofern, als seine ganze Tendenz und Thätigkeit darin zusammengefaßt werden kann, daß er suchte, das Göttliche in den Dingen und im Menschen zur Geltung zu bringen und zu enthüllen. Mit Einem Worte, er war ein Mann, der sowol nach Naturanlagen, wie nach Charakter, Denkart und Kenntnissen mit Recht außerordentlich genannt werden darf, und seine Werke werden noch lange die Fundgrube nicht nur wichtiger Einsichten, sondern ganzer Tendenzen bleiben, oder doch bleiben oder sein können.

C. H. Gildemeister, J. G. Hamann's des Magus in Norden Leben und Schriften, Gotha 1857 fg., Bd. I—III. Delff.

Hamann: Johann Michael H., Sohn des berühmten Magus aus Norden, hochverdient als Schulmann, geboren 1769 zu Königsberg, gestorben den 12. December 1813 ebendaselbst. Nach kaum beendigten Universitätsstudien 1793 als Hilfslehrer an der Domschule seiner Vaterstadt angestellt, wurde er noch in demselben Jahre von Hippel, dem Geistesverwandten seines Vaters, als Conrector an die Schule der Altstadt gebracht, die damals in tiefen Verfall gerathen war. Er hat seitdem zwanzig Jahre mit seltener Hingebung und unvergleichlicher Arbeitskraft dieser Anstalt gedient und sie zu großer Blüthe gebracht, ja ihr eine ganz neue Organisation gegeben. Noch als Conrector entwarf er für sie einen neuen Unterrichtsplan, zu dessen Ausführung er selbst 28 Stunden wöchentlich übernahm. Als er dann zu Anfang des J. 1796 Rector geworden war, setzte er, unterstützt von jüngeren Lehrern, bei sehr kärglichem Einkommen, seine ersprießliche Thätigkeit unverdrossen fort (er corrigirte mehrere Jahre wöchentlich 220 deutsche, lateinische und französische Aufsätze), benutzte eine 1805 durch das Wegstreben seiner tüchtigsten Mitarbeiter entstandene Krisis zu wesentlicher Verbesserung der Lehrergehalte und hatte bis zu jenem Jahre bereits erreicht, daß die Anstalt 343 Schüler zählte. Der unglückliche Krieg verhinderte weitere Reformen; aber 1811 wurde, unter Mitwirkung der Staatsregierung, die Anstalt aus einer lateinischen Pfarrschule ein städtisches Gymnasium, dem eine gedeihliche Entwickelung durch das festere Fundament gesichert war, obwol in den letzten Jahren unter den Nachwehen des Kriegs die Frequenz sich stark vermindert hatte. H. sollte der neuen Entwickelung sich nicht erfreuen; er starb, erst 43 Jahre alt, in Folge der Anstrengungen, denen er sich unterzogen hatte. Er ist der erste Schulmann Preußens, dessen Ruhestätte von dankbaren Schülern mit einem Denkmal geschmückt worden ist. — An größere wissenschaftliche Arbeiten hat er nicht denken können. Was er in einer Reihe von Schulprogrammen dargeboten hat, das legitimirte ihn als denkenden Schulmann und gelehrten Philologen, ist aber in weitere Kreise kaum gelangt. Die rasch hingeworfenen, aber sehr anregenden Bemerkungen, die seine späteren Schulschriften enthielten, sind in einer Sammlung vereinigt worden.

J. E. Müller, Gesch. des altstädt. Gymnasiums zu Königsb. (1847), S. 26 ff., wozu die Fortsetzung (1849), S. 12 f. H. Kaemmel.

Hamberg: Theodor H., Missionar der evangelischen Missionsgesellschaft von Basel in China, wurde am 25. März 1819 in Stockholm geboren, starb am 13. Mai 1854 in Hongkong. Schon in der St. Maria-Schule zeigte er eine reiche Begabung, so daß Professor Fryrell ihn zu bestimmen suchte, in das Gymnasium zu treten. Aber da sein Vater bereits 1830 gestorben war und die Mutter die Mittel nicht besaß, ihn studiren zu lassen, so mußte er einen Beruf wählen, der ihn bald versorgte. Er durchlief die Handelsschule und fand alsdann bei einem der größten Exportgeschäfte Stockholms eine günstige An=

stellung. Von seiner Kindheit an hatte er, wie er selber erzählt, eine ernste Richtung von seiner frommen Mutter genährt, die ihn frühe beten lehrte. Beim herannahenden Jünglingsalter aber gerieth er durch Gesellschaften nicht blos in Zweifel an den göttlichen Wahrheiten, sondern auch in ein leichtes Leben, daneben trieb er jedoch allerlei Studien, namentlich in Sprachen, wozu er besondere Lust fühlte. Als er die Schrift des Engländers Addison „Evidences“ las, überzeugte er sich von der Echtheit der Bibel; auch die Predigten des englischen Geistlichen Scott machten einen tiefen Eindruck auf sein Herz, und namentlich ein junger Theologe Rosenius, mit dem er bekannt wurde, gewann einen nachhaltigen Einfluß auf den empfänglichen jungen Kaufmann. „Hier hörte ich das Evangelium rein und einfach“, erzählt er, „voll Unruhe und Betrübniß kam ich zum Frieden mit Gott durch unsern Erlöser.“ Von dieser Zeit an war und blieb er entschiedener Christ. Der Gedanke, Verkündiger des Evangeliums unter den Heiden zu werden, wurde schon frühe in ihm geweckt durch die Broschüre: „Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel im J. 1842“. Zwei Freunde, die er kennen lernte, Pastor Fjellstedt und Keyser, vermittelten seine Aufnahme in das Missionshaus. Ein begabter Jüngling von schönem Aeußeren, mit vielen Kenntnissen ausgestattet, namentlich außer seiner Muttersprache im Deutschen, Französischen und Englischen daheim, war er für das Missionshaus ein willkommener Zögling. Zudem hatte er sich im Lateinischen, Griechischen und sogar im Portugiesischen umgesehen. Schon nach zwei Jahren, von 1844—46, konnte er als innerlich und geistig tüchtig zum Berufe eines Missionars entlassen werden. Man hatte für ihn das große Missionsgebiet von China gewählt. Es war ihm alsbald ausgemacht, daß, wenn er auf die Chinesen gesegnet einwirken wolle, er sich ihrer Sprache bemächtigen müsse. Man hatte ihm dies als ein Ding der Unmöglichkeit vorgestellt. Er ergriff das Studium dieser schwierigen Sprache mit Eifer und nachdem er den grammatischen Grund gelegt hatte, wandte er sich sofort der Umgangssprache zu. Er legte sich ein Wörterbuch des Hacka-Dialectes an und vervollständigte es. Für die Hacka-Mission ist diese seine Arbeit ein wahrer Schatz. Ein Kenner sagt von ihm: „Es war eine Lust, ihn chinesisch predigen und reden zu hören. Seine Rede floß so lieblich, so leicht, so rein dahin!“ H. äußerte einmal zu einem seiner Mitarbeiter: „Das Christenthum ist mir Leben, und ich gehe darauf aus, Leben zu wecken.“ Und das gelang ihm. Es entstand eine Gemeinde von 150 Seelen im Innern des Landes, wie überhaupt die Hacka-Mission hauptsächlich sein Werk ist. Er ging freilich durch manche Noth. Als er in Pukak arbeitete, machte er einst mit seiner Frau schwere Tage und Nächte durch. Eine Räuberbande hatte im Sinne, in sein Haus einzubrechen, aber ihr Plan wurde vereitelt. Beim Kriege zwischen Pukak nnd den benachbarten Dörfern dröhnten die Kanonen in der Nähe seines Hauses und Kugeln fielen in dasselbe. Er kam mit dem Schrecken davon. Als der Krieg zwischen dem Insurgentenkaiser Hung Siu thsen und der chinesischen Regierung ausbrach, faßte er den Vorsatz, sich auf den Weg zu machen und den Insurgentenführer, der manche christliche Ideen in sich aufgenommen hatte, für das wahre Christenthum zu gewinnen. Er legte seine Gedanken dem Comité von Basel vor und dieses ging darauf ein, freilich mit der entschiedenen Ermahnung, auch den leisesten Schein der Einmischung in die Politik zu vermeiden. Während man nun in Basel darüber berieth, war der ausgezeichnete Missionar von dem Herrn in die Hütten aufgenommen, wo es keinen Krieg, sondern nur Friede gibt. Er hatte noch nach den Angaben eines bekehrten Verwandten des Insurgentenkaisers Namens Fung interessante Mittheilungen über diesen Führer im Missionsmagazin, 1854, S. 146, und 1861, S. 283, gemacht, die sehr lesenswerth sind. Seine Ge-

sundheit war schon im Jahre vorher durch seine schweren Erlebnisse erschüttert, es war ein Herzleiden. Im Jahre nachher erkrankte er bedenklich an der Ruhr. Aerztliche Hülfe fehlte nicht auf der Insel Hongkong, auf der er jetzt lebte. Beschäftigte er sich mit dem Zustande der Seele nach dem Tode überhaupt, als einem Lieblingsgegenstande seines Nachdenkens, so war dies besonders jetzt in der Sterbensnoth der Fall. Ein Mal äußerte er: „Man sagt, das Sterben sei ein Gehen, um den Heiland zu sehen, aber man möchte so gerne wissen, ob man ihn auch gleich sehen darf, denn dann möchte man lieber heute noch sterben." Unter dem herzlichen Gebete des englischen Bischofs für den Sterbenden gab er am 13. Mai 1854 seinen Geist auf. Mit H. ging viel für die chinesische Mission verloren.

Näheres über ihn im evang. Heidenboten vom J. 1854 Nr. 10.

Ledderhose.

Hamberger: Georg Erhard H., Arzt, ist den 21. December 1697 in Jena geboren. Sein Vater, Geo. Albert H., welcher an der dortigen Universität den Lehrstuhl der Professur für Mathematik und Physik bekleidete, war frühzeitig bemüht, das Interesse des geistig begabten Knaben für diese wissenschaftlichen Zweige wachzurufen, und mit solchem Erfolge, daß derselbe, wie es heißt, schon in sehr jugendlichem Alter seine weit älteren Mitschüler in der Mathematik zu unterrichten vermochte und den Vater durch die Gewandtheit, welche er dabei entwickelte, in das höchste Erstaunen versetzte. — Bereits im J. 1714 war H. so weit vorgebildet, um die Universität beziehen zu können, wo er sich auf ausdrücklichen Wunsch seines Vaters dem Studium der Mathematik und Physik widmete. So lebhaft ihn diese Wissenschaften auch interessirten, so zog ihn seine Neigung doch vorzugsweise zum Studium der Medicin hin; daher besuchte er heimlich die anatomischen Vorlesungen von Slevogt, machte sich mit Hülfe des Universitätsgärtners mit den Anfangsgründen der Botanik bekannt und wandte sich nach dem Tode des Vaters der Medicin zu. — Am meisten fesselte ihn das Studium der Anatomie und er erlangte in diesem Gegenstande bald eine solche Gewandtheit, daß Slevogt ihm die Anfertigung der für Demonstrationen bestimmten Präparate übertrug; im Studium der praktischen Heilkunde schloß er sich namentlich an Wedel an, dessen Tochter er später heirathete. — Im J. 1717 wurde H. zum Magister philosophiae und 1721 zum Doctor der Medicin creirt. — Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und praktischen Tüchtigkeit verschaffte ihm 1724 die Ernennung zum Landphysicus des Kreises Weimar und 1726 die Wahl zum Prof. extraord. der Mathematik und Physik in Jena. Im J. 1729 wurde ihm die Verwaltung des Landphysicates des Jenaischen Kreises übertragen und, nachdem er mehrere an ihn ergangene Berufungen, als Lehrer der Mathematik an das Gymnasium in Stettin, als Professor der Mathematik und Physik nach Altdorf und als Professor der Medicin und der mathematischen Wissenschaften nach Göttingen, ausgeschlagen hatte, wurde er zum Hofrath und Prof. ord. der Physik in Jena ernannt. Im J. 1742 wurde ihm die Ehre zu Theil, zu der durch den Tod Hoffmann's erledigten Professur der Medicin nach Halle berufen zu werden, aber auch diesen Ruf lehnte er ab, und in Folge dessen wurde er 1744 Prof. ord. der Botanik, Anatomie und Chirurgie und 1748, nach dem Tode seines Schwiegervaters Wedel, Rector der Universität und Professor der Chemie und der praktischen Medicin; in dieser Stellung ist er bis zu seinem am 22. Juli 1755 erfolgten Tode verblieben. — H. zählt zu denjenigen Männern der Wissenschaft, deren Ruhm in den Schwächen ihrer Zeit wurzelt. Die intensive Beschäftigung mit den mathematischen Wissenschaften hatte ihm offenbar den Weg vorgezeichnet, den er in der Medicin eingeschlagen, und auf dem er sich in vollkommener Uebereinstimmung mit der eben damals

vorherrschenden Richtung der Jatro-Phsiker befunden hat; wenige unter den Anhängern dieser Schule aber lassen in ihren Forschungen eine solche Befangenheit in theoretischen Voraussetzungen, eine so weit gehende Verleugnung aller gegen die Theorie sprechenden Thatsachen und gleichzeitig eine solche Hartnäckigkeit in dem Beharren auf ihren Trugschlüssen — selbst gegen die bessere Ueberzeugung — erkennen, als H.; mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten hat er sich zwar auf allen Gebieten der Medicin bewegt (ein Verzeichniß seiner überaus zahlreichen litterarischen Producte findet sich in Commentarii l. c. und bei Blasche), seine Hauptthätigkeit aber hat er der Physiologie zugewendet und gerade durch diese Leistungen hat er seinen ephemeren Ruf begründet. — Von der Ansicht ausgehend, daß sämmtliche Lebensvorgänge sich auf einfache physikalische Gesetze zurückführen lassen und mathematisch analysirt werden können, hat er ein mechanisches System der Biologie entwickelt, das durch die vortreffliche Disposition des Stoffes, Klarheit und Kürze des Ausdruckes und durch die Sicherheit der Argumentation zu bestechen und zu fesseln vermochte, das jedoch, als eine vollständig aprioristische Construction, nicht einen neuen und richtig begründeten und ausgeführten Gedanken bietet und in dem krassen Widerspruche, in welchem sich H. mit seinen Theorien zu den bedeutendsten Physiologen seiner Zeit, wie namentlich Haller, befand, den Stempel der Irrthümer und Täuschungen an der Stirne trägt. Es konnte nicht ausbleiben, daß seine Lehre vielfache Angriffe erfuhr, am lebhaftesten in Bezug auf diejenigen Punkte, in welchen sie im Widerspruche mit den Arbeiten Haller's stand, und so entwickelte sich eine Polemik, an welcher Haller selbst sich betheiligte, die, bei der Heftigkeit, mit welcher H. seine Ansichten vertheidigte, zu einem europäischen Skandal ausartete und die schließlich damit endete, daß H. auf seinem Todtenbette erklärte, er müsse Haller Recht geben, nur aus Furcht, den eignen Ruhm zu schmälern, habe er diese seine bessere Ueberzeugung bis dahin verleugnet -- ein Umstand, der wenig dazu geeignet ist, die Verherrlichung zu rechtfertigen, welche seine, übrigens sehr unbedeutenden Anhänger ihm auch noch über das Grab haben angedeihen lassen; mit Hamberger's Tode ist auch sein Stern erloschen.

Ueber sein Leben vergl. Hadelich in Act. Acad. Moguntinae, 1757, I. p. 26, und Blasche, Leben des Herrn Hofrath G. E. H. 2c., Jena 1758. Ein kurzer Auszug aus dieser Biographie findet sich in Commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis, 1758, VII. p. 553.

Aug. Hirsch.

Hamberger: Georg Christoph H., Litterarhistoriker, geboren den 28. März 1726, † den 8. Februar 1773. Er war der Sohn eines sehr würdigen lutherischen Geistlichen zu Feuchtwang in Franken, machte seine Gymnasialstudien in Ansbach und bezog 1746 die Universität Göttingen, wo er Mitglied des philologischen Seminars und gleich im Jahre darauf Custos der Universitätsbibliothek, 1755 außerordentlicher und 1763 ordentlicher Professor der Philosophie und der Litterärgeschichte, wie auch zweiter Bibliothekar wurde. Seine akademischen Vorträge hatten die Geschichte der Wissenschaften überhaupt, dann die Geschichte einzelner Wissenschaften, ferner die Gelehrtengeschichte, auch die Anleitung zur Kenntniß der Bücher, insonderheit der seltenen Bücher zum Gegenstande. Der berühmte Philolog Johann Matthias Gesner rühmt seine ausgebreiteten, nicht auf eine oder die andere Facultät eingeschränkten Kenntnisse, die er sich bei seinem außerordentlichen Gedächtniß und bei seinem rastlosen Fleiß erworben habe, wobei ihm auch die vieljährige Bemühung mit dem reichen Göttinger Bücherschatz zu Hülfe gekommen sei. Hiemit verband er aber auch, wie Gesner noch beifügt, die äußerste Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit bei allen seinen Forschungen, wie er sich denn unter andern niemals erlaubte,

irgend eine Stelle aus einem andern Werk anzuführen, ohne dieselbe zu der Zeit, da er sie anführte, selbst nachgesehen und den Zusammenhang, in welchem sie vorkommen mochte, wohl erwogen zu haben. Alle diese Eigenschaften haben nun den wissenschaftlichen Arbeiten Hamberger's, wenn dieselben auch nicht gerade als geistreich bezeichnet werden können, sondern vielmehr den bloßen Polyhistor verrathen, einen sehr bedeutenden Werth verliehen. Seine „Zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfange der Welt bis 1500", vier Theile, Lemgo 1756—64, findet man bis zum heutigen Tage noch auf den Arbeitstischen der Bibliothekare. Ein anderes immer noch viel gebrauchtes Werk ist das von ihm begründete und später von Meusel fortgesetzte „Gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller", Lemgo 1767. 1768, mit einem Nachtrag vom J. 1770, und 1772 in neuer durchgehends vermehrter und verbesserter Auflage erschienen. Von seinen sonstigen Schriften wollen wir hier nur noch zwei kleinere namhaft machen: die „Dissertatio inauguralis de ritibus, quos Romana ecclesia a majoribus suis gentilibus in sua sacra transtulit", mit welcher Abhandlung er sich 1751 die philosophische Doctorwürde erwarb, und die „Disputatio de pretiis rerum apud veteres Romanos", Goett. 1754. Wegen der übrigen verweisen wir auf Meusel's Lexikon und auf Baader's Lexikon baierischer Schriftsteller. H. muß es wol verstanden haben, die Zeit auszunützen, da er eine so große Menge zum Theil sehr umfangreicher gelehrter Arbeiten lieferte und doch schon im 47. Lebensjahre mit Tode abging.

J. Hamberger.

Hamberger: Laurent. Andr. H., geb. 1690 zu Ansbach (Onolzbach), ging 1710 nach Wittenberg, 1711 zur Kaiserwahl nach Frankfurt a. M., 1712 nach Jena, wo er Dr. jur. und Privatdocent wurde, 1716 Prozeßrath in Ansbach, starb 1718. Er schrieb: „Diss. II de incendiis", Jenae 1712; „De edicto perpetuo", Jenae 1714, gab „Strauchii de personis incertis", 1714, sowie „De Oppignorationibus rerum imperii", 1715; auch 1719 „Vita Strauchii" heraus. Seine „Opuscula ad elegantiorem jurisprudentiam pert. cura J. G. Estoris" erschienen Jena 1740 und 1749; „Dissertt. juris", 1745.

Struve-Buder, Bibl. selecta (7) 1743 p. 16, 20, 49, 267, 411. — Nettelbladt, Initia hist. litt. 1764, p. 119. 474. — Vocke, Geburts- und Todtenalmanach Ansbachischer Schriftsteller, Augsb. 1796. I. 58. — Stepf, Gall. aller jurid. Autoren, Lpz. IV. (1825) 31. — Henke, Handb. d. Criminalrechts III (1830) 102.

Teichmann.

Hambuch: August Karl H., tüchtiger Tenorist und Violinist, geb. 1797 zu Berlin, starb am 25. August 1834 zu Stuttgart. In früher Jugend wegen seiner schönen Stimme als Chorschüler verwendet, wurde H. von Hummrich auf der Violine, für die er viele Anlage mitbrachte, unterrichtet, 1817 (1813?) betrat er in Aachen, von Bewunderern seiner Stimme ermuntert die Bühne, sang nun in Köln, Düsseldorf, Wien u. a. O. und wurde 1819 als königl. Hofopernsänger mit lebenslänglichem Contract für das Hoftheater in Stuttgart als erster Tenor engagirt, mit der Bedingung als Violinist ins Orchester zu steigen, falls seine Sängerlaufbahn vorzeitig enden sollte. Von Stuttgart aus gastirte er noch häufig an andern Bühnen, überall den Zoll reichster Anerkennung findend, den seine gleichmäßig schöne weiche und fein durchgebildete Stimme so sehr verdiente. Als Florestan, Othello, Masaniello, Gußmann, besonders aber als Blondel in Grétry's „Richard Löwenherz", in welcher Rolle er das Flötensolo selbst ausführte, gefiel er mit Recht ungemein. Sein Gedächtniß war so bedeutend, daß er die größte Rolle innerhalb acht Tagen lernte und auch die schwierigsten Passagen sang er tadellos vom Blatt. Kränklichkeit zwang ihn leider schon 1833 der Bühne zu entsagen und führte rasch sein frühes Ende herbei.

Joseph Kürschner.

Hameaux: Wilhelm H., Jurist, geb. am 29. April 1807 zu Grünberg in Oberhessen, studirte in Gießen, bestand das Examen für den Acceß und ward gleichzeitig zum Dr. juris promovirt am 18. Januar 1830, erhielt aber das Diplom erst, nachdem er von der Verpflichtung zur Disputation dispensirt war am 18. Decbr. 1832. Nachdem er seine Schrift „Die usucapio und longi temporis praescriptio“ (Gießen 1835. 8. 230 S.) publizirt und, wie er in der Vorrede sagt, bereits fast 6 Jahre lang „juristischen Unterricht“ in Gießen ertheilt hatte, bewarb er sich um Zulassung als Privatdocent. Die Facultät sprach sich günstig über den Bewerber aus, meinte aber, daß bei nur 59 Studenten neben schon vorhandenen 2 Privatdocenten kein Bedürfniß für einen dritten bestehe. Der Senat empfahl das Gesuch, das Ministerium aber lehnte es ab, weil H. sich der zweiten Staatsprüfung nicht unterzogen habe. Auf erneuertes Ansuchen willfahrte endlich das Ministerium am 24. Septbr. 1836 dem Wunsche des Petenten. H. hat indeß die ihm ertheilte Venia legendi nicht mehr benutzen können. Schon am 9. Febr. 1837 ist er gestorben, ohne, wie es scheint, Vorlesungen angekündigt oder gehalten zu haben. Die einzige von ihm publicirte Schrift hat ihm, wie auch die Facultät hervorhebt, eine gewisse Geltung erworben. Er vertritt darin die damals mit Beifall aufgenommene seitdem aber wieder verlassene Ansicht, daß nach der Justinianischen Gesetzgebung die usucapio ausschließend für Mobilien, die longi temporis praescriptio dagegen nur bei Immobilien Anwendung leide und führt dieselbe in ihren Consequenzen durch.

Nach Mittheilungen des Hrn. Prof. Gareis aus den Gießener Facultätsacten. Stintzing.

Hamel: Adam H., aus Bahn in Pommern gebürtig, wo sein Vater Prediger war, wurde um das J. 1570 Professor der Poesie und Prediger zu St. Nicolai in Greifswalde, ging im J. 1582 als Praepositus nach Cöslin und starb hier 1592. Von ihm befinden sich mehrere Lieder im Greifswalder Gesangbuch vom J. 1587 und in dem vom J. 1592. Die ursprünglich hochdeutsch gedichteten Lieder sind hernach theilweise ins Plattdeutsche übertragen.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f. 3. Aufl. Band II, S. 298. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Band V, S. 117. Jöcher II, Sp. 1339. l. u.

Hamel: Karl von H., württembergischer Generalmajor und Stallmeister des Königs, der Erfinder des mechanischen Pferdes, wurde am 17. April 1789 in Anhalt-Köthen geboren. Sein Vater, Stallmeister des Herzogs von Braunschweig, erzog den Sohn von Jugend auf für seinen eigenen Beruf. Nach Aufrichtung des Königreichs Westfalen trat der letztere als maréchal des logis in das Garde-Chevauxlegers-Regiment, wurde bald Offizier, kam in die Suite des Königs und ward von diesem mit rascher Beförderung und Auszeichnungen bedacht, so erhob ihn der König am 26. August 1813 in den Adelstand 1. Classe. In Jerôme's Memoiren, im 7. Band (Paris 1865) heißt es auf S. 23 von ihm: „Le colonel H. était un modèle de dévouement et de fidélite. Il fut blessé à côté du Roi à Waterloo“. Aus sieben Feldzügen brachte er ehrenvolle Narben heim. Durch die Verhältnisse gezwungen in württembergische Dienste zu treten, in welchen er 1816 als Stabsrittmeister und als Stallmeister des Königs Aufnahme fand, blieb er in diesen bis zu seinem am 18. October 1871 erfolgten Tode, der ihn, wie er es gewünscht hatte, hoch zu Roß, im Sattel traf. — Den Traum seines Lebens, ein Mittel zu schaffen, welches die Möglichkeit biete, dem Schüler der Reitkunst zwei für seinen Zweck wesentliche Eigenschaften, Geschmeidigkeit des Körpers und Geistesgegenwart, auf leichtere, raschere, gefahrlosere und weniger kostspielige Weise zu gewähren, wie diese Erfordernisse durch Hülfe des lebendigen

Pferdes zu erlangen sind, suchte er durch die Herstellung des mechanischen Pferdes zu verwirklichen. Es war dies eine dem Vollblutaraber in allen seinen äußeren Theilen mit großem Scharfsinne und vieler Erfindungsgabe nachgebildete Maschinerie, welche auf einer Säule stehend, durch einen unterhalb angebrachten Mechanismus, eine große Zahl derjenigen Bewegungen nachahmt, welche das Pferd, ohne sich von der Stelle zu bewegen, machen kann: das mechanische Pferd schlägt aus, bäumt sich, bockt, stürzt, überschlägt sich, macht kehrt, weicht den Hand- und Schenkelhülfen u. dgl. m. Trotz mancher guten Dienste, welche es zu leisten im Stande ist, hat es sich nicht eingebürgert, hauptsächlich wol, weil seine Leistungen nur einen Theil der reiterlichen Ausbildung, das Festsitzen, fördern, da es fortschreitende Bewegungen nicht ausführen kann und da dem Schüler nur wenig Gelegenheit geboten ist, sein Gefühl zu bilden. Das mechanische Pferd ist in zwölf Exemplaren vorhanden, von welchen das Original sich im königlichen Akademiegebäude in Stuttgart befindet. Eine kritische Beschreibung desselben aus berufener Feder, deren an die Erfindung geknüpfte Hoffnungen allerdings nicht in Erfüllung gegangen sind, findet sich in Streffleur's Oesterreichischer militärischer Zeitschrift, 2. Band des Jahrganges 1862.

Nach Familiennachrichten. Poten.

Hamelmann: Hermann H., 1525—1595, ein eifriger Vorkämpfer der lutherischen Reformation in Nordwestdeutschland, insbesondere in Westfalen, Geschichtsschreiber der Reformation und des Humanismus in Westfalen und am Niederrhein. Er war geboren 1525 in Osnabrück, wo sein Vater, Eberhard H., Canonicus war. Nach seiner eigenen Aussage war sein Vater ursprünglich Notar und lebte in legitimer Ehe. Die erste Schulbildung erhielt H. in seiner Vaterstadt, 1538—40 besuchte er das humanistische Gymnasium zu Münster, dann das ähnliche, damals unter Matth. Bredenbach blühende zu Emmerich, und etwa von 1544—46, vielleicht auch etwas später, die unter Johann Lambach (Skeuastes), einem Schüler des Petrus Ramus, 1543 gestiftete und rasch zur Blüthe gelangende akademieartige Humanistenschule zu Dortmund. Ueber seinen weiteren Studiengang ist nur bekannt, daß er im Mai 1549 in die Kölner Universitätsmatrikel eingetragen wurde. Er war damals noch Gegner der Reformation, wurde um 1550 zum Priester geweiht und bei der Servatiuskirche in Münster angestellt. 1552 war er Pfarrer zu Camen in der Grafschaft Mark und hier fand nach seinem eigenen Bericht am Trinitatissonntag des genannten Jahres in Folge einer plötzlichen göttlichen Erleuchtung sein Uebergang zu reformatorischen Ueberzeugungen statt. In Folge dessen verlor er diese Stelle und führte nun bis 1554 ein Wanderleben im Suchen nach voller Wahrheit, das ihn nach Ostfriesland, Braunschweig, Wittenberg und zurück in seine Vaterstadt Osnabrück führte. Im August 1554 wurde er Pfarrer in Bielefeld; jedoch wegen seines entschieden reformatorischen Wirkens schon 1555 von der an der erasmischen Reform festhaltenden jülich-clevischen Regierung dieser Stelle wieder entsetzt, wurde er nun Pfarrer zu Lemgo im Lippischen. Ein zeitweiliges, ihm durch Veranlassung der clevischen Regierung bereitetes Exil 1558 benutzte er, um sich in Rostock unter Chyträus den theologischen Licentiatengrad zu erwerben; jedoch bald nach Lemgo zurückberufen, wirkte er nunmehr hier bis 1568. Während dieser Zeit wurde er nach Waldeck und Brabant in reformatorischen Angelegenheiten berufen. 1568 zog ihn Herzog Julius von Braunschweig zur Durchführung der Reformation in dessen Lande heran. Er wurde Generalsuperintendent zu Gandersheim und blieb hier bis 1573. In diesem Jahre erhielt er zu gleichem Zwecke und in der gleichen Stellung eine Berufung nach Oldenburg und bekleidete dieselbe bis zu seinem Tode 1595. Während eines vielfach ruhelosen und bis zu Ende überaus thätigen Lebens

fand er Muße zu den mannigfaltigsten Studien und zu einer außerordentlich vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit. Die Richtung seiner Studien ist eine vorwiegend historische; dies zeigt sogar seine theologische Polemik, in der er mit Vorliebe die Kirchenväter heranzieht. Er war genauer Kenner in der Geschichte der westfälischen Territorien und Dynastengeschlechter, sowie in der der religiösen und humanistischen Bewegungen namentlich in Westfalen im 15. und 16. Jahrhundert. Seine Schriften sind fast alle lateinisch geschrieben, sie sind theils theologische, theils historische. Erstere sind zum geringeren Theile erbaulichen Inhalts, zum größeren Theile Streitschriften gegen Katholiken, Reformirte und Wiedertäufer. Von den historischen Schriften blieb der größte Theil lange ungedruckt; einige sind es noch. Manches scheint verloren zu sein. Ein erheblicher Theil derselben wurde 1611 von Wasserbach unter dem Titel: „Hermanni Hamelmanni opera genealogico-historica de Westphalia et Saxonia inferiori“, Lemgoviae MDCCXI, circa 1500 Seiten in 4. herausgegeben. Die Handschriften oder doch ein Theil derselben befanden sich damals und befinden sich noch gegenwärtig auf der Wolfenbütteler Bibliothek (eine Notiz über eine neuere Einsichtnahme durch Bouterwek s. bei Krafft, Mittheilungen aus der niederrheinischen Reformationsgeschichte I., Zeitschr. des Berg. Geschichtsvereins VI. S. 195 f.). Die Benutzung wurde Wasserbach erst nach mehrjähriger Weigerung durch Leibnitz' Vermittelung gestattet. Vor dieser Ausgabe befindet sich ein Verzeichniß der von H. verfaßten und zum Theil schon früher herausgekommenen Schriften, das 40 theologische und 29 historische Werke aufzählt. Die späteren Biographen haben dieses Verzeichniß vervollständigt: nach Krafft a. a. O. hat H. außer den von Wasserbach wieder abgedruckten Schriften über hundert kleinere oder größere Schriften selbst herausgegeben. Die Wasserbach'sche Ausgabe enthält im Ganzen 19 theils schon früher gedruckte, theils bis dahin ungedruckte Werke. Außer localgeschichtlichen und genealogischen Arbeiten enthält diese Sammlung vornehmlich die für die Geschichte des Humanismus und seines Schulwesens und die für die niederrheinisch-westfälische Reformationsgeschichte wichtigen Werke. Ersterem Gegenstande sind die Nummern 4—8, deren Titel ich übergehe, ausschließlich gewidmet, er sucht in denselben mit patriotischem Eifer und unter Beibringung eines enormen Details von Namen und Daten, das er wol großentheils mündlicher Ueberlieferung verdankte, den hervorragenden Antheil Westfalens an der humanistischen Bewegung darzuthun. Die Nummern 15 und 16, zusammen über 600 Seiten in 4., enthalten die ebenfalls durch erstaunliche Detailfülle ausgezeichnete „Historia ecclesiastica renati Evangelii per Westphaliam“ in 6 Büchern, von denen nur die beiden ersten bereits von H. selbst herausgegeben waren. Die Bedeutung Hamelmann's als Schriftsteller liegt nicht in der Form, sondern im Inhalt. Seine massenhaften historischen Detailnotizen füllen in der Geschichte des Humanismus und der Reformation in Westfalen eine ungeheuere Lücke aus und sind vielfach ausschließliche Quelle. Daß dieselben zuweilen ungenau und hinsichtlich der religiösen Bewegungen durch den trübenden Einfluß eines streng lutherischen Parteifanatismus entstellt sind, ist ohne Weiteres zuzugeben. Doch wird trotzdem jeder Kenner bestätigen, daß wenige zeitgenössische Arbeiten eine gleiche Fülle sonst unbekannt gebliebenen werthvollen culturgeschichtlichen Materials enthalten, wie der von Wasserbach herausgegebene Band, und daß auch die leider fast unauffindbar gewordenen theologischen Streitschriften für die Reformationsgeschichte jener Gegenden von der größten Bedeutung sind.

Biographien oder biographische Beiträge enthalten vornehmlich folgende Schriften: 1) Ein kurzer Lebensabriß vor der Wasserbach'schen Ausgabe. 2) Joh. Ge. Leuckfeld, Historia Hermanni Hamelmann oder historische Nachricht von dem Leben, Bedienungen und Schriften Hermann Hamelmann's

Quedlinburg und Aschersleben 1720. 3) Harenberg, Historia eccles. Gandershem. diplom., 1734. 4) A. E. Rauschenbusch, Hermann Hamelmann's Leben, ein Beitrag zur Westfälischen Reformationsgeschichte, Schwelm 1830. 5) Tibus, Weihbischöfe von Münster S. 61 ff. und nach demselben H. Kampschulte, Geschichte der Einführung des Protestantismus im Bereiche der jetzigen Provinz Westfalen, Paderborn 1866, S. 203 ff. 6) Meine Schrift: Johann Lambach und das Gymnasium zu Dortmund von 1543—82, Berlin 1875, besonders 64 f., 103 f. Döring.

Hames: Nicolaus de H. auch Hammes, der uneheliche Sohn eines französischen Priesters oder eines Befehlshabers der Festung Ham in der Picardie; seine Mutter Agnes van Schoore, war eine Flamänderin, mit der er schon in zartem Kindesalter in die Niederlande kam. Seine Studien machte er in Löwen, im J. 1551 erhielt er von Karl V. das niederländische Bürgerrecht und von nun an sehen wir ihn ununterbrochen bis zu seinem Tode im Dienste des Staates. Philipp II. ernannte ihn 1559 zum Edelmann, d. h. zum Unterbefehlshaber der Artillerie und 1561 zum Wappenkönig des goldnen Vliesordens. Daß er für einen der besten Artillerieoffiziere seiner Zeit galt, geht aus der Thatsache hervor, daß der deutsche Kaiser Maximilian II. sich an die Statthalterin Margaretha von Parma mit dem Ansuchen wandte, daß sie H. die Erlaubniß geben möchte, in kaiserliche Dienste zu treten, um in dem Kriege gegen die Türken die Artillerie zu leiten, eine Bitte, welche der kaiserliche Oberbefehlshaber Lazarus v. Schwendy sehr nachdrücklich unterstützte, der aber Margarethe nur sehr ungern willfahrte. H. sollte aber nicht in die Lage kommen, die ihm zugedachte Rolle zu spielen, denn er hatte indessen zu der in den Niederlanden um diese Zeit mehr und mehr an Boden gewinnenden Reformation eine Stellung eingenommen, welche ihn in den Augen der Statthalterin und des Kaisers im höchsten Grade verdächtig machen mußten. Denn nicht nur war er einer der ersten Unterzeichner des Bundes der Edlen gewesen, sondern er bekannte sich ganz offen als einen eifrigen Anhänger der neuen Lehre. Im J. 1566 wurde er von dem Prinzen von Oranien mit Johann von Marnix nach Antwerpen geschickt, um die Reformirten daselbst zu bewegen, daß sie sich vorderhand mit der Erlaubniß, in der Neustadt Predigten halten und besuchen zu dürfen, begnügen sollten. Mit aller Energie trat er der Statthalterin gegenüber für die Rechte der Reformirten ein und er scheute sich nicht, mit den reformirten Bürgern in Brüssel unter den Augen Margarethens die Predigten zu besuchen. Die letztere weigerte sich deshalb ihn an den kaiserlichen Hof abreisen zu lassen, hielt es aber vorderhand noch für gerathen, keine directe Verfolgung gegen ihn einzuleiten, sondern begnügte sich damit, ihm den Befehl zukommen zu lassen, sich aus den Niederlanden zu entfernen. H. begab sich aber dennoch an den kaiserlichen Hof, konnte aber beim Heere, da man dem Calvinisten überall mißtraute, keine ersprießlichen Dienste leisten und bat deshalb freiwillig um seine Entlassung, die ihm auch bereitwilligst gewährt wurde. Seinem Aufenthalt in Wien wurde durch einen Ausweisungsbefehl des Kaisers ein Ende gemacht. Seine Lage wäre in der Folge vielleicht eine sehr gefährliche geworden, wenn sich nicht Graf Günther von Schwarzburg, der Schwager des Prinzen von Oranien, seiner angenommen hätte. Dieser sandte ihn mit einem Theile des Heeres, das zur Belagerung Gotha's bestimmt war, nach Sachsen und gab ihm in demselben trotz der Vorstellungen des Kaisers eine bedeutendere Stelle. Sein Aufenthaltsort während der Belagerung von Gotha ist nicht bekannt, jedenfalls scheint er während dieser Zeit Schritte gethan zu haben, um sich die Rückkehr in die Niederlande wieder zu ermöglichen, aber die von ihm an die Statthalterin gerichteten Briefe blieben unbeantwortet und im J. 1567 ließ der Herzog Alba seine Güter einziehen. Der Plan des Grafen Günther von Schwarzburg, um den auch H. gewußt haben wird, die unter

seinem Befehle stehenden Truppen nach der Beendigung der Belagerung von Gotha dem Prinzen von Oranien zu Hülfe zu schicken, der unterdessen offen gegen Spanien aufgetreten war, mißlang zwar, dagegen berief dieser H. zu sich und übertrug ihm den Oberbefehl über seine Artillerie. Er sollte aber nicht in die Lage kommen, seine Fähigkeiten zu bethätigen, denn bei einer Meuterei, die im Heere des Prinzen wegen Mangels an Lebensmitteln ausgebrochen war, wurde er getödtet, als er eben beschäftigt war, einen Kampf zwischen deutschen und wallonischen Soldaten zu schlichten. Im J. 1570 hob Philipp II. die gegen ihn verhängte Güterconfiscation zu Gunsten seiner Schwester auf.

Groen van Prinsterer, Archives de Maison d'Orange-Nassau T. II, p. 34 u. ff., T. III, p. 202, 262, 292; Bor, Ned. Oorl. Band II. p. 62; Wagenaar, Vaderl. Hist. VI. Th. p. 123 und 287; Kroniek van het Historisch Genootschap te Utrecht VII. Th. p. 330. Wenzelburger.

Hamilton: Johann Georg H., Thier- und Stilllebenmaler, geboren zu Brüssel als Sohn des Malers Jacob H. im J. 1672, gest. zu Wien am 3. Jan 1737. Alle Angaben der Geburt in andern Werken, als 1666, 1669 rc., ebenso die Sterbedaten wie 1733, 1740, 1746 sind falsch; H. lernte bei seinem Vater, der ein sehr tüchtiger Stilllebenmaler war; er kam frühzeitig an den Wiener Hof und wurde gegen 1712 vom Kaiser zum kaiserlichen Hof- und Kammermaler ernannt; seine erste Frau Eleonore starb 1720. Danach vermählte er sich 1722 mit Maria Katharina Widenhanerin. H. machte Reisen nach Deutschland und England, kehrte aber immer wieder nach Wien zurück. — Seine Thierstücke sind von brillanter Zeichnung und Technik; er ist Naturalist, verfügt über eine sehr reiche Palette und versteht es seinen Bildern ungemeine Leuchtkraft zu geben. In seinen Werken läßt sich die Wandlung verfolgen, welche seine Kunst durchmacht; anfänglich malt er in kleineren Dimensionen zart und fein, später jedoch wählt er mit Vorliebe Lebensgröße und dadurch wird seine Technik derber, sein Pinsel ungemein breit, aber sicherer, auch gewinnt sein Colorit dadurch sehr. Von seinen zahlreichen Bildern seien erwähnt die vier prächtigen Pferdestücke in der Dresdner Gallerie; drei ebenfalls ausgezeichnete gleichstoffliche Bilder im Belvedere zu Wien, die „kaiserliche Reitschule Carls VI" in der Gallerie des Fürsten Liechtenstein zu Wien, Thierstücke im Belvedere, in den kaiserl. Lustschlössern, dann im Schlosse Feldsberg rc. rc. Kábdebo.

Hamle: Herr Kristan von H., Minnesänger. Nach den unter seinem Namen überlieferten Gedichten gehört er nach Mitteldeutschland nnd in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts. Die durch ansprechende Gedanken gefälligen Lieder bewahren den Charakter des edeln Minnesanges.

von der Hagen, Minnesänger 4, 118. Bartsch, Liederdichter S. XLI. W.

Hamm: Gerhard Ernst von H., Professor der Rechte und Stadtsyndicus in Köln, geb. am 6. August 1692 auf dem Rittergute Deisternau in der Grafschaft Hachenburg, gest. am 1. Septbr. 1776 in Köln. Seine humanistische Bildung erhielt er bei den Jesuiten zu Bonn, Düren und Köln, seine juristische an der Kölner Universität. Im J. 1722 begann er in Köln seine öffentlichen Vorlesungen über die Institutionen und das Staatsrecht und 1723 über die Pandekten. Weil der Rath erkannte, daß durch diese Vorlesungen viele junge Juristen nach Köln gezogen wurden, bewilligte er dem Docenten eine Remuneration von 150 kölnischen Thalern. Im Jahre 1734 warf er ihm ein festes Gehalt von 800 Thalern aus, zugleich ordnete er ihn dem Syndicus als Gehülfen bei. Nach dem Tode des Professors de Monte, 1739, wurde die von demselben bis dahin bekleidete ordentliche Professur an der juristischen Fa-

cultät dem Docenten H. übertragen. Mit Freuden constatirte der Rath, daß durch Hamm's Vorlesungen die juristische Faculttät einen blühenden Aufschwung genommen hatte. Im J. 1740 erhielt H. neben seiner Professur auch die Stelle eines Fiscalrichters. Zwei Jahre später wurde er nach dem Tode des Syndicus Ernst von der Ketten zum städtischen Syndicus gewählt; dabei legte ihm der Rath aber die Verpflichtung auf, seine Vorlesungen über das Staatsrecht fortzusetzen, nur die Professur des gemeinen bürgerlichen Rechtes legte er nieder. — Von Hamm's Schriften sind zu nennen: „Compendium institutionum", zwei Auflagen; — „Hugo Grotius de jure belli et pacis, seu prodromus jurisprudentiae quadripartitae etc. — systema juris gentium cum legibus hospitalitatis collatum", 1742; — „Dissertatio hist. Conradi ab Hochstaden arch. Col.", 1741; — „Dissert. hist. Engelbert II a Falkenburg", 1741; — „Respublica Ubio-Agripp.", 1747; — „Burggraviatus", 1750; — „Scabinatus", 1751; — „Concordia Ubio-Agripp.", 1751; — „Synchronographia", 1766; — „Moneta Ubio-Agripp.", 1770; — „Advocatia Ubio-Agripp.", 1771; — „Stapula Ubio-Agripp.", 1771.

v. Bianco, Geschich. der alten Universität Köln, I. Theil. — Ennen, Zeitbilder. — Köln. Litterar. Wochenblatt, 1778. — Handschriftliches von Forst. L. Ennen.

Hamma: Matthias G., ist geboren zu Friedingen im oberen Donauthal den 17. Dec. 1845, besuchte die Gymnasien zu Rottweil und Ehingen, studirte 1866—70 in dem für Ausbildung der katholischen Theologen bestimmten Wilhelmsstift zu Tübingen Philosophie und Theologie, erwarb, nachdem er zweimal die von der philosophischen Facultät gestellte Preisaufgabe mit großer Anerkennung gelöst, das philosophische Doctorat, trat hierauf in das Priesterseminar zu Rottenburg und wurde 1871 nach seiner Priesterweihe zunächst als Vicar in Ravensburg für die Seelsorge verwendet, bis er am 23. Juni 1872 als Repetent an das Wilhelmsstift zu Tübingen gerufen wurde, wo ihm nun die Leitung der philosophischen Studien der Zöglinge des Instituts übertragen wurde. Zugleich machte er von der dem Repetenten als solchen eingeräumten venia legendi Gebrauch und hielt Vorlesungen über die Grundprobleme der Metaphysik und die Anthropologie des h. Augustinus. Jedoch wurde er aus dieser vielversprechenden Thätigkeit durch einen frühen Tod abgerufen; er starb zu Tübingen den 11. Novbr. 1874 und wurde in seiner Vaterstadt Friedingen begraben. Litterarisch hatte er sich durch einige kleinere Arbeiten in der Tübinger Theologischen Quartalschrift und im Bonner Theol. Litteraturblatt bekannt gemacht; nach seinem Tode wurde von Freundeshand herausgegeben „Geschichte und Grundfragen der Metaphysik", 1876. Was H. einen Platz in der Gelehrtenwelt verschaffte, das war sein Ringen nach geistiger Selbstständigkeit und das Bestreben, philosophische Forschung und theologischen Glauben in Harmonie zu bringen, ohne die Rechte des Denkens und der voraussetzungslosen Forschung preiszugeben. Die Lehre, daß die Philosophie die Magd der Theologie sein müsse, nahm er nur in bestimmter Beschränkung an, forderte vielmehr im Anschlusse an Joh. Kuhn für die Philosophie eine Selbständigkeit und Voraussetzungslosigkeit in ihrem eigensten Gebiete, weil sie nur so der Theologie wahrhaft die Dienste leisten könne, welche diese von ihr erwartet. „Geradeso wie das Dienen das Leben oder ein Vertrag die Existenz, resp. Leistungsfähigkeit des Contrahenten, so setzt die speculative christliche Theologie die Selbstständigkeit sowol der christlichen Lehre als der Philosophie voraus." Wird verlangt, daß die Philosophie sich am Dogma orientiren müsse, so ist nach H. diese Orientirung eine den wissenschaftlichen Forschungen nachfolgende, niemals vorausgehende, eine negative nicht positive; nur so läßt sich eine Harmonie der echten Philosophie mit der christlichen Lehre herstellen. In rein philosophischen Fragen

geht H. von Kant aus nach der Richtung Herbart's hin; ganz besonders aber lag ihm an, die in den katholischen Schulen neuestens wieder mit Vorzug gelehrte aristotelisch-scholastische Psychologie als unzulänglich zu erweisen und aus der platonisch-augustinischen Speculation neue Fermente für Weiterbildung der Seelenlehre zu gewinnen. Die Anläufe, welche H. nach verschiedenen Seiten genommen, sind durchaus bemerkenswerth, und so früh auch vor der Zeit der Reife sein Schaffen endete, so hat er doch Schüler an sich gezogen, in denen seine Ideen fortleben. Linsenmann.

Hammann: Johann H. (Hammana, genannt Herzog), Buchdrucker im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Sein äußeres Leben ist wie das so vieler Drucker jener Zeit und besonders solcher, die, zwar in Deutschland geboren, ihre Kunst jedoch im Auslande übten, völlig unbekannt, doch wissen wir, daß sein Geburtsort Landau in der baierischen Pfalz war (daher auch „Johannes de Landoja), von wo seine Eltern nach Speyer zogen, weshalb er sich auch in den Endschriften seiner Drucke „Spirensis“ nannte. Aus welchem Grunde er sich aber in solchen zuweilen „Herzog“ oder „dictus Herzog“ bezeichnete, ist noch nicht aufgeklärt, wie auch die Archivurkunden beider Städte aus jener Zeit über seine Persönlichkeit keinerlei Auskunft geben. Von Landau ging H., wie schon einige Jahre früher sein Landsmann Johann von Speyer und eben so Johann von Köln (vergl. die beiden Art.) nach Venedig, wo er in Verbindung mit dem gleichfalls aus Köln gebürtigen Hermann Lichtenstein 1482 des Thomas de Aquino continuum in 4 Evangel. druckte. Im J. 1487 ließ er in Gesellschaft eines anderen deutschen Druckers, Johann Emerich von Udenheim (jetzt Philippsburg in Baden) das Missale secundum usum eccles. Parisiensis erscheinen, ein in den Kirchen zu Paris damals eingeführtes Werk. Für sich allein druckte er 1493 („prid. Cal. Nov.“) die „Tabulae astronomicae Alfonsi regis“. Auch als Buchdrucker für andere war seine Presse thätig. So druckte er 1493 für Nicolaus von Frankfurt und Octavian Scotus ein Missale rom. eccles., 1496 für Kaspar Groß und Stephan Römer des Joh. de Monteregio Epitome in Almagestum Ptolomaei, 1497 für Peter Lichtenstein, einen Sohn oder Verwandten des oben genannten Hermann Lichtenstein — alle diese Buchdrucker zu Venedig — das Catholicon des Joh. de Janua, 1498 für Joh. Petri zu Padua ein Benedictionale eccles. Patav. und für andere noch andere Werke. Mit dem Jahre 1499 verliert sich sein Name aus der Buchdruckergeschichte.

Lasser, Typograph. jubilans S. 96. Neuer litter. Anzeiger 1806, 405 bis 406. Panzer, Ann. typogr. III, 247. Dunkel, Nachr. von verstorb. Gelehrten III, 330 und daselbst weitere Quellen. J. Franck.

Hamme: Hermann von H. (Hama), † 1439 oder 1440, einer der ältesten Professoren der Universität Rostock, unmittelbar bei der Gründung 1419 gegenwärtig, und zweites Mitglied der Artistenfacultät, der einzige Prager Magister in deren ältestem Bestande; stammt aus Hamburg oder Lübeck. 1402 wurde er in Prag bacc. jur., 1404 mag. art., 1405 dominus magister in jure. 1406—1409 war er Rathssecretär in Hamburg und erhielt dort 1416 die Vicarie unter der Kluft oder Krypta. Er war der zweite Decan der Artistenfacultät im Sommer 1420, Rector der Universität war er im Winter 1421—22 und im Sommer 1425; 1430 aber kommt er als Kirchherr zu St. Petri und Domvicar in Hamburg vor, wo er auf Fürsprache seines Freundes Heinrich von Gheismar am 14. Octbr. 1430 die zweite Domlectur erhielt; dieser nannte ihn einen Mann löblichen Wandels und ehrbaren Umgangs. Sein Bruder Volrad v. H., 1422 in Rostock immatriculirt, kommt später als Dominus magister in Hamburg vor und war vielleicht Arzt; ebenda 1459 ein Hermann H. als Custos St. Petri.

Vgl. Ed. Meyer, Gesch. des Hamb. Unterrichtswesens im Mittelalter. Rostocker Schulprogramm 1875. S. 20. Krause.

Hamme: Meinrich oder Meinhart v. H., der Verfasser des Landsknechtsliedes bei v. Liliencron IV, S. 44 ff., eines der wenigen, deren Dichter historisch nachweisbar ist. Er sang seinen eigenen Preis mit dem seines Soldherrn, des wilden Balthasar von Esens und Harlingerland. Als Balthasar 1531 die dem Grafen Enno geleistete Huldigung brach und sich von Herzog Karl von Geldern zunächst den Bernhard von Hackfurt senden ließ, dann mit 14 Landsknechtfähnlein der Geldrischen selbst mordend und brennend in Ostfriesland einfiel, war H. einer der bedeutenderen Führer, der als Christian II. die Landsknechte beider zum Zuge gegen Dänemark anwarb, von Medemblik den Zug nach Norwegen 1531 mitmachte. Daß er die Olufsburg in Wiken (Katzborch) mitstürmte und über das Eis nach Nylöse zog, gibt er selbst an. Nach Christians Gefangennahme ist er wieder in Balthasar's Dienst gegen Graf Enno von Ostfriesland. Ob er 1533 die Schlacht bei Jemgum im Rheiderland mit gewann, steht nicht fest, aber Anfang 1534 lag er als Hauptführer vor der „Grete", der gräflichen Burg Grethsiel, welche nach dreiwöchentlicher Belagerung sich am 21. Januar ergeben mußte. Hieron. Grestius' Reimchronik V. 876—77 sagt von ihm:

„Meinhart van Hamme hatte ock Regiment,
Keyser und Könige hebben en wol gekennt."

Sein Lied hat noch dadurch litterarische Bedeutung, daß das in nur einem Exemplar erhaltene Flugblatt noch ein Dietrichslied (Dietrichs Tod) enthält.

Krause.

Hammer: Alexander H., Dr. jur. utr. und ordentlicher Professor der Rechte in Bamberg, bekannt durch die Dissertation „De jure principis catholici circa sacra", Bamberg 1741 (auch in Schmidt, Thesaurus III, 676).

v. Schulte.

Hammer: Christian Friedrich H., wurde den 10. Decbr. 1769 zu Neunstetten, einem ehemaligen freiherrlich von Berlichingischen Dorfe im Kanton Ottenwald, jetzt im Großherzogthum Baden geboren, wo sein Vater als Amtsvogt wohnte. Seine Mutter war eine geborene Götz. Seinen ersten Unterricht erhielt der Knabe bei dem Dorfschullehrer, einem Mann von nicht gewöhnlichen Kenntnissen, welcher dessen Neigung zum Zeichnen und zur Geometrie, sowie zur Geographie, nicht allein zu wecken, sondern auch zu nähren wußte. Bald hatte der junge H. seine Schulkameraden überflügelt, so daß der Vater ihn mit seinen Brüdern einem Hauslehrer übergab. Mit dem 14. Jahre konnte er, wohlausgerüstet mit Schul- und Sprachkenntnissen, sogar des Hebräischen, 1774 in die Amtsstube seines Oheims, des fürstlichen Kammeraths und Rentmeisters Götz zu Wertheim als Incipient eintreten, woneben er sich in seinen freien Stunden weiter bildete. Im J. 1780 wurde er unter vortheilhaften Bedingungen von dem Oberkammerrath Lips nach Breitenlohe berufen, was er um so freudiger annahm, als er hoffte, dadurch die Möglichkeit zum Besuch einer Universität zu gewinnen. Als aber im J. 1783 die Herrschaft Breitenlohe an Castell verkauft und mit dem Amte Burghaslach vereinigt wurde, kam H. zu dem Rath und Amtmann Fyselin; 1791 erhielt er von dem Geheimerath von Zwanziger den Antrag, nach Püttlingen in Lothringen zu gehen und daselbst die Administration der dem Fürsten von Löwenstein in dieser Grafschaft gebliebenen Domänen und Einkünfte als Rentmeister zu besorgen. Er erwarb sich hier so sehr das Vertrauen seines Fürsten, daß ihn derselbe 1793 zu Entschädigungsunterhandlungen nach Paris sandte, wo er Augenzeuge der Hinrichtung Ludwigs XVI. wurde. Inzwischen wurden vermöge des mit Deutschland ausgebrochenen Krieges alle Unterhandlungen abgebrochen und H. fand bei seiner Rückkehr nach Püttlingen alle fürstlichen Güter mit Beschlag belegt. Er wußte es aber durchzu-

setzen, daß er selbst als Sequestrationsbeamter der Republik angestellt wurde, allein seine Thätigkeit wurde dennoch hier durch den Befehl, daß alle Fremde ohne Unterschied bis zum Frieden eingesperrt werden sollten, sehr bald wieder aufgehoben. H. entzog sich aber durch die Flucht am 25. October 1793 der Gefangennahme. Der Fürst übertrug ihm nun das Lieferungsgeschäft zur Provisionirung der fränkischen Truppen in Mainz und später die Stellung eines Jägerkorps in holländischem Sold. H. führte als Oberlieutenant und Quartiermeister im J. 1794 den ersten Transport nach Mastricht. Dann begab er sich nach dem Haag, um hier von den Generalstaaten das nöthige Geld ꝛc. zu besorgen, welches Geschäft ihm auch Gelegenheit gab, noch andere Städte Hollands zu besuchen und kennen zu lernen. Als nun zu Anfang des Winters 1794 die Franzosen über das Eis der Waal gingen und die holländischen Truppen sich zurückziehen mußten, gelang es H. mit den empfangenen Geldern nach Holland zu kommen, wo der Fürst von Löwenstein schon seiner wartete. Unter verschiedenen Verwendungen im fränkischen Kreise, zuletzt als Kreiscassirer, erhielt er 1795 Hauptmanns- und 1804 Majorscharakter. Als im J. 1806 mit der deutschen Reichs- auch die Kreisverfassung ihr Ende erreichte, wurde H. in den Pensionsstand versetzt und im J. 1808 zum königl. baierischen Major à la suite ernannt. Er hatte sich 1801 mit Helene Jakobine von Löffelholz aus einem alten angesehenen Nürnberger Patriziergeschlechte vermählt, aus welcher Ehe ihm fünf Kinder geboren wurden, von denen ihn drei überlebten. Er starb zu Nürnberg am 7. September 1838 und Nürnberg verdankt ihm unter Andern die Begründung des damals berühmten Zeitungsunternehmens: „Der Korrespondent von und für Deutschland". Seinen Hauptruf aber hat er sich durch die Anfertigung und Herausgabe zahlreicher Landkarten und Pläne erworben, Arbeiten, welche als tüchtig und zuverlässig noch heute geschätzt werden.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 1838. II. Theil. S. 799 ff. Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon Bd. VI. 22 ꝛc. Kelchner.

Hammer: Friedrich Julius H., Dichter, geb. am 7. Juni 1810 in Dresden, † am 23. August 1862 in Pillnitz. Obgleich J. L. Hoffmann in seiner unten anzuführenden Gedächtnißrede (S. 218 Anm.) mittheilt, daß H. selbst, der gewöhnlichen Angabe entgegen, den 7. Juni 1811 als den Tag seiner Geburt bezeichnet habe, so ist doch an dem bestrittenen Geburtsjahre festzuhalten, weil für dieses außer der Thatsache, daß sich ein gedrucktes Spruchband erhalten hat, mit welchem Hammer's Mutter im Namen des Kindes dem Großvater „zum neuen Jahr 1811" Glück wünscht, auch die eigenen Worte des Dichters: „An einem Thor-Tag ward ich geboren" (Auf stillen Wegen, Lpz. 1859, S. 106) ein Zeugniß sind; denn der 7. Juni fiel 1810 auf einen Donnerstag, 1811 aber auf einen Freitag. Sein Vater, Friedrich August H. (geb. 1785, † 1855), zuerst Quartiermeister bei dem kurfürstlich sächsischen Garde-du-Corps-Regiment, zuletzt Rechnungssecretär bei dem königlichen Ministerium des Innern, soll durch den Rath seines Vorgesetzten, des Ministers Bernhard von Lindenau, der sich für die Entwickelung des talentvollen jungen Mannes interessirte, veranlaßt worden sein ihn für das Fach der Jurisprudenz zu bestimmen, und wirklich wählte er das Studium der Rechte, als er 1831 nach seinem Abgange von der Dresdner Kreuzschule die Universität Leipzig bezog; aber dieses Studium vermochte ihn nicht von seinem wahren Berufe abzulenken. Schon während seiner Universitätsjahre war seine Neigung auf philosophische, historische und ästhetische Studien gerichtet, schon in dem Osterprogramme der Kreuzschule vom Jahre 1831 war er mit Gedichten vertreten gewesen, und als er 1834 nach Dresden zurückgekehrt war, führte er sich bereits in den dortigen litterarischen Kreisen durch ein kleines Lustspiel „Das seltsame Frühstück" (abge-

druckt im Album des litterarischen Vereins in Nürnberg für 1862 S. 311 bis 331) als Dichter ein. Eine litterarische Thätigkeit übte er dann auch während eines nachfolgenden mehrjährigen Aufenthaltes in Leipzig aus, indem er für die „Zeitung für die elegante Welt“ arbeitete, kurze Zeit im Verein mit R. Mettler eine Wochenschrift „Das Nordlicht“ herausgab und erzählende Schriften verfaßte („Adlig und bürgerlich“, Novelle, 1838; „Leben und Traum“, Novellen, 1839); in Dresden, wo er 1845 aufs neue seinen Wohnsitz nahm, redigirte er in den Jahren 1851—59 das Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung“. Seine 1851 erfolgte Verheirathung trug dazu bei, ihn gegenüber den Anforderungen des Lebens unabhängig zu machen. Als er starb, wenige Monate, nachdem er aus Nürnberg zurückgekehrt war, wo er während eines längeren Zeitraums sich aufgehalten, hatte er in Pillnitz sich niedergelassen und hier sich ein kleines Besitzthum gründen können. Diejenigen Werke, denen er seinen litterarischen Ruhm verdankte, waren seine feinsinnigen lyrisch-didaktischen Gedichte. Seine unter dem Titel „Schau um dich und schau in dich“ erschienenen Dichtungen (zuerst Leipzig 1851) wurden 1876 zum 23. Mal aufgelegt; ähnliche Dichtungen von ihm, welche gleichfalls günstige Aufnahme fanden, waren: „Zu allen guten Stunden“, „Fester Grund“ u. a. m. Mit seiner poetischen Begabung zugleich bewährte er in Arbeiten dieser und ähnlicher Art selbständigen und eigenthümlichen Sinn für die Probleme der sittlichen Welt, aber auch reiche Kenntniß der deutschen und fremdländischen Litteratur. Aus jener Sinnesart ging sein Plan hervor, einer Betrachtung der „Sendung des Familienlebens“ ein Buch zu widmen; dieser Plan blieb jedoch unausgeführt, nur eine Probe der beabsichtigten Schrift liegt vor in dem in Druck erschienenen Vortrage: „Die Familie und ihr Einfluß auf die Gesellschaft“ (Dresden 1851). Seine Litteraturkenntniß andererseits bezeugen die unter dem Titel: „Leben und Heimath in Gott“ veröffentlichte Sammlung von „Liedern zu frommer Erbauung und sittlicher Veredelung“ (1861), das „osmanische Liederbuch“, „Unter dem Halbmond“ (1860), die Psalmen der Heiligen Schrift“ (1861) und sein „Lerne, liebe, lebe“ (2. Aufl. 1866), worin das „Buch des Kabus“ und Marc Aurel benutzt ist. Mit dem Schauspiel „Die Brüder“ (Dresden 1855) und dem Roman „Einkehr und Umkehr“ (1856) betrat er auch noch in seinem reiferen Lebensalter Gebiete schriftstellerischen Schaffens, welche außerhalb der Grenzen seiner besonderen Begabung lagen. Daß er zur Gründung der berühmt gewordenen Schillerstiftung die Anregung gab, daß er sich als Vorleser von Dramen auszeichnete und daß ferner der als vorzüglicher Thiermaler bekannte Guido H. sein Bruder war, erscheint einer Erwähnung nicht unwerth.

Constitutionelle Zeitung, Dresden 1862. Nr. 197 f. 27. und 28. Aug. R. W. (Robert Waldmüller-Duboc) in der Illustrirten Zeitung, 1862. Nr. 1003. 20. Septbr. Leipzig. S. 212—214. Unsere Zeit. Bd. 6. Lpz. 1862. S. 588 f. J. L. Hoffmann, Gedächtnißrede auf J. H. in dem Album des Liter. Vereins in Nürnberg für 1863. Nbg. 1863. S. 217 ff. Bartsch ebenda S. 277 ff. Ch. G. Ernst am Ende, J. H. als Mensch und als Dichter. Ein Vortrag, Nürnberg 1872. Schnorr von Carolsfeld.

Hammer-Purgstall: Joseph Freiherr v. H.-P., unbedingt der hervorragendste Pionier, Pfadfinder und Bahnbrecher auf dem Gebiete der vorderasiatischen Sprachwissenschaft und der Kenntniß des mohamedanischen Orients überhaupt. H.-P. ward, als Sohn eines k. k. Gubernialrathes, im J. 1774 (9. Juni) zu Graz geboren, von wo er noch als Knabe nach Wien übersiedelte und hier zuerst im Barbarastifte und dann in der k. k. orientalischen Akademie seine weitere Ausbildung empfing. Im Frühjahr 1799 trat er als Beamter der k. k. Internuntiatur in Constantinopel in den öffentlichen Dienst. Nach einem etwa zwei-

jährigen Aufenthalte theils in der türkischen Hauptstadt selbst, theils in Syrien und Aegypten, wohin er den englischen Seehelden Sidney Smith während dessen Expedition gegen die Franzosen begleitete, über England in die Heimath zurückgekehrt, ging H.-P. im Herbste 1802 in der Eigenschaft eines Legationssecretärs abermals nach Constantinopel, wurde im J. 1806 zum kaiserlichen Agenten in Jassy befördert, schon im folgenden Jahre aber, auf eigenes Verlangen, der damaligen geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei in Wien zugetheilt, wo er im J. 1811 zum Staatskanzleirathe und fünf Jahre darauf zum Hofrathe avancirte, mit welchem Posten und den Functionen eines k. k. Hofdolmetschers er seine amtliche Laufbahn abschloß. Diese bietet somit wenig besonderes Interesse, obgleich die ersprießlichen Dienste, welche er als Begleiter des genannten englischen Admirals bei den Conferenzen mit dem Großvezir zu Jaffa, bei den Verhandlungen mit den Mamelukenchefs in Alexandrien, sowie später, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, freilich mehr als Privatmann, dadurch leistete, daß er mehrere hundert kostbare orientalische Manuscripte der k. k. Hofbibliothek, welche sich die beutelustigen Sieger bereits angeeignet hatten, denselben durch geschickte Ausbeutung seiner mit französischen Gelehrten angeknüpften freundschaftlichen Verbindungen wieder entriß, hinlänglich beweisen, daß er jedenfalls im Stande gewesen wäre, auch im diplomatischen Fache Tüchtiges zu vollbringen. Auch kommen die vielfachen Ehren, Auszeichnungen und theilweise auch materiellen Vortheile, welche ihm während seines langen Lebens zu Theil wurden, nicht sowol dem Beamten, sondern vielmehr dem Gelehrten H.-P. zugute. So seine zahlreichen Decorationen, seine Erhebung in den Freiherrnstand, das Präsidium der Wiener Akademie der Wissenschaften, das Prädicat Purgstall sammt dem Gute Hainfeld in Steiermark, welches ihm von der letzten Gräfin Purgstall in Anerkennung seiner litterarischen Verdienste testamentarisch zugewendet wurde. Was Hammer-Purgstall's wissenschaftliche Leistungen selbst anbelangt, so sind dieselben so vielseitiger Art, daß es, namentlich bei beschränktem Raume, schwer fällt, sie unter bestimmte allgemeine Schlagworte einzureihen. Doch sind Poesie, Geschichte, Archäologie, Topographie, Litteraturhistorie, orientalische Bibliographie und Philologie diejenigen Titel, unter welchen wenigstens die meisten und wichtigsten seiner Schöpfungen untergebracht werden können. Wie alle phantasiereichen Naturen war auch H.-P., wenn auch ohne specielles Talent in dieser Richtung, der Dichtkunst mit Vorliebe ergeben. Zwei Oden, die eine „Asia", die andere „Weidling" überschrieben, in welcher ersteren er das Morgenland überhaupt und in welcher letzteren er das stille Thal bei Klosterneuburg, wo er seine akademischen Ferien zubrachte und auch begraben liegt, in schwungvoller Weise feierte, waren die ersten Früchte seiner jugendlichen Einbildungskraft, das arabische „hohe Lied der Liebe" (eine Uebersetzung der Taija von Ibn 'ol Faridh) die letzte dichterische Blüthe seines hohen Greisenalters. Inzwischen fallen als seine umfangreichsten und ihrem Inhalte nach interessantesten metrischen Uebertragungen: Die Diwane der drei größten Dichter des vorderasiatischen Orients, nämlich des Persers Hafyz, des Arabers Motanabbi und des Osmanen Baki, „Wamik und Azra", das älteste romantische Gedicht der Perser, das romantische Gedicht „Rose und Nachtigall" aus dem Türkischen von Fazli, das mystische persische Gedicht „Rosenflor des Geheimnisses" von Mahmud Schebisteri 2c. Auch „Der tausend und einen Nacht noch nicht übersetzte Märchen" (Stuttgart 1823 und 1824) dürften hier um so mehr Erwähnung finden, als dieselben häufige und längere Gedichte enthalten und überdies auch deren Auffindung in Constantinopel oder Kairo den Bemühungen Hammer-Purgstall's verdankt wird. Unter Hammer-Purgstall's historischen Werken ist unbedingt seine „Geschichte des osmanischen Reiches" dasjenige, welches vermöge der Großartigkeit seiner Anlage und der

Fülle seines zum größten Theile ganz neu erschlossenen Quellenmaterials den ersten Platz einnimmt. Wiederholt ins Französische übersetzt, ward es recht eigentlich ein Gemeingut aller Gebildeten und verschaffte seinem Verfasser zuerst jenen Weltruf, dessen er mit Recht genießt. Die „Geschichte der Assassinen“ (ebenfalls ins Französische übersetzt), jene der „goldenen Horde in Kiptschak, d. i. der Mongolen in Rußland“, „der Ilchane, d. i. der Mongolen in Persien“ und jene „der Chane der Krim“, die „Geschichte der Nachkommen Dschengis Chan's“ von Wassaf (persischer Text und Uebersetzung) und der „Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslemischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hedschra“, sämmtlich in ihrer Art höchst schätzbare und zum Theile sehr umfangreiche Monographien, gruppiren sich gewissermaßen als Planeten um jenes Centralgestirn orientalischer Historiographie. Von Hammer-Purgstall's speciellen Beiträgen zur Culturgeschichte des Morgenlandes verdienen seine „Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reiches“ und die von der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift „Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate“ als selbständige größere Arbeiten an erster Stelle erwähnt zu werden. Ueberaus zahlreiche andere Abhandlungen, welche auf das Culturleben der Orientalen Bezug nehmen, finden sich zerstreut in den „Fundgruben des Orients“, den Denkschriften und Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften und vielen anderen gelehrten Zeitschriften. Hierher gehören auch seine beiden Anklageschriften gegen den Templerorden „Mysterium Baphometis relevatum“ 2c. und „Die Schuld der Templer“, welche schon der Polemik halber, zu welcher sie Veranlassung gaben, bedeutendes Aufsehen erregten. Aber nicht blos morgenländischen, sondern auch Geschichtsstoffen des Occidents war Hammer-Purgstall's umfassende Thätigkeit zugewendet, wie „Khlesl's, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaiser Mathias', Leben“, „Die Porträtgallerie des steiermärkischen Adels“ u. a. m. beweisen. Hierher endlich sind auch seine Biographien und Nekrologe zu rechnen, mit welchen er zumeist das Andenken hingeschiedener Fachgenossen feierte. Von Hammer-Purgstall's specifisch archäologischen Arbeiten sind leider nur zwei Abhandlungen, nämlich: Mithriaca ou les Mithriaques (Caen et Paris, 1833), welche den Mithra-Sonnendienst behandelt und Seitens der Pariser Akademie eine ehrenvolle Erwähnung erhielt, und das „Mémoire sur deux coffrets gnostiques de M. le duc de Blacas“ (Paris 1835, Dondey-Dupré) im Buchhandel erschienen. Von Hammer-Purgstall's Reisebeschreibungen und Topographien haben der „Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa“ (Pest 1818, Hartleben) und „Constantinopolis und der Bosporus“ (ebendaselbst 1822), trotz der seither verflossenen langen Frist nichts an Werth verloren und werden, der ebenso wissenschaftlich eingehenden als schwungvollen Schilderungen der dortigen Oertlichkeiten halber noch heutzutage von Touristen mit Nutzen und Genuß gelesen. Von Hammer-Purgstall's litterarhistorischen Werken sind namentlich, was die poetische Litteratur der drei vorderasiatischen mohamedanischen Völker anbelangt, seine „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“ (Wien 1818, Volke), seine „Geschichte der osmanischen Dichtkunst“ (Pest 1836—38, Hartleben) und seine „Litteraturgeschichte der Araber“ (Wien 1850—56, Staatsdruckerei), deren Fortsetzung nur durch des Verfassers Tod unterbrochen wurde, wahre Muster biographischen und anthologischen Sammelfleißes. Auch Eichhorn's fünfter Band der Litteraturgeschichte (Litteratur der Osmanen) ist ein Produkt derselben unermüdlichen Schaffensfreudigkeit. In bibliographischer Beziehung wurden seine „Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients“ (Leipzig 1804, Breitkopf & Härtel; auch ins Französische übersetzt), seine Recension der orientalischen Handschriften der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien, sein kritischer Katalog der von ihm selbst erworbenen arabi-

schen, persischen und türkischen Manuscripte und seine in verschiedenen gelehrten Zeitschriften zerstreuten ausführlichen Anzeigen und Besprechungen der theils im Orient selbst, theils in Europa erschienenen orientalischen oder auf den Orient bezüglichen Druckschriften, sowie seine Verzeichnisse der in den Bibliotheken Italiens befindlichen morgenländischen Handschriften zu einer reichen Quelle der Erkenntniß und Belehrung für die jüngere Generation orientalischer Sprachforscher. Außer diesen in die oben erwähnten Fächer einschlagenden größeren Werken schrieb H.-P. zahlreiche theils selbständige, theils orientalischen Mustern nachgebildete Gedichte, ferner mehrere Dramen und Romane, Anzeigen, Kritiken, Monographien und andere Abhandlungen über wissenschaftliche Fragen aller Art und endlich auch Polemiken, unter welchen letzteren jene hervorgehoben zu werden verdient, in welcher H.-P. den Namen seiner Vaterstadt mit Graz (statt des bis dahin gebräuchlichen Grätz) documentarisch feststellte, weil er durch dieselbe auch thatsächlich die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten bekehrte, da seither die Bezeichnung „Graz“ wirklich sowol in der officiellen Sprache als auch im Volksmunde allgemein Geltung erhalten hat. Ueberdies leitete H.-P. während neun Jahren die Redaction der „Fundgruben des Orients“, welches erste Organ deutsch-morgenländischer Wissenschaft in Oesterreich und Deutschland er unter Mitwirkung und auf Kosten des edlen Mäcens der orientalischen Sprachstudien Grafen Wenzeslaus Rzewuski gründete (1809) und verwaltete, correspondirte mit sieben gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war, und betheiligte sich nicht minder lebhaft an den Arbeiten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, einer Schöpfung, die ihrerseits ebenfalls großentheils Hammer-Purgstall's zwölfjährigen Bitten, Rathschlägen und Bemühungen zu verdanken ist, was auch sowol von den neuen Akademikern, welche ihn zu ihrem ersten Präsidenten wählten, als auch Seitens des kaiserlichen Stifters, welcher diese Wahl genehmigte, gebührend anerkannt wurde. Bei dieser so außerordentlichen Vielseitigkeit und umfassenden Großartigkeit seiner litterarischen Thätigkeit kann es nicht auffallen, daß manche von Hammer-Purgstall's Leistungen im Detail nicht so gefeilt erscheint als dies vielleicht zu wünschen gewesen wäre, und daß sich wol im Einzelnen auch manche Irrungen und Verstöße einschlichen, die bei sorgfältigerer Ausarbeitung hätten vermieden werden können. H.-P. war eben vor Allem und zuvörderst das, als was er am Eingange dieser Zeilen bezeichnet wurde, ein Bahnbrecher und Entdecker. Wie die Squatters in die amerikanischen Wildnisse, drang er mehr als irgend einer seiner Fachgenossen in die fernsten, bis dahin kaum von einem Europäer betretenen Verstecke der morgenländischen Litteraturwelt ein, mit kühnen Meisterhieben das mystische Dunkel lichtend und den nachfolgenden Pflanzern unmeßbar weite Räume für eingehendere Culturarbeiten öffnend. „Nicht das Einleben in einzelne Werke“ heißt es in dem Nachrufe, welchen die Wiener Akademie der Wissenschaften durch den Mund ihres Generalsecretärs Wolf ihrem verstorbenen Vorstande widmete — „nicht das kritische Untersuchen eines begrenzteren Stoffes, nicht das Durchforschen einer besonderen Periode oder das Ergründen einer Specialität konnte ihn fesseln, lange und anhaltend beschäftigen und befriedigen; in der Umfassung ganzer Litteraturen, in der Darstellung von Reichs- und Völkergeschichten, in dem Schematisiren eines wissenschaftlichen Gesammtgebietes fand sein Geist sein wahres Element, seine wahre Befriedigung. Darum war auch seine Wirkung eine weitgreifende, anregende, großartige ꝛc.“ Und Fallmerayer, welchem doch allzugroße Nachsicht und Herzensweichheit in seiner Kritik im Allgemeinen nicht vorgeworfen werden kann, bricht vor dem frischen Grabe des großen Todten in die enthusiastischen Worte aus: „Was sonst im Laufe vieler Generationen und nur mit der geistigen Gesammtkraft ganzer Nationen verrichtet wird, hat H.-P. innerhalb der engen Schranken eines Menschen-

lebens für sich allein zu Stande gebracht. Könnten sich die Sitten so weit verfeinern, daß für die Größe der Menschen die geistige That und die sittliche Kraft, nicht die Summe des vergossenen Blutes und der aufgehäuften Ruinen den Maßstab geben, so würde der Hingeschiedene in den Augen der spätesten Nachwelt ein Heros, einer der größten Eroberer und Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes sein rc." Weniger emphatisch endlich, aber nicht minder treffend schloß Mohl, der Uebersetzer des Firdussi und Secretär der Société asiatique in Paris, seine öffentliche Gedächtnißrede zur Ehre Hammer-Purgstall's, indem er sagt: „Man kann sich heutzutage nicht mit irgend einem Theile der Geschichte der Araber, der Perser und der Türken beschäftigen, ohne zugleich genöthigt zu sein, auf seine (Hammer-Purgstall's) Werke zurückzugehen: man kann die Genauigkeit seiner Uebersetzungen untersuchen müssen, man kann seine Methode kritisiren oder die Form seiner Schriften zu orientalisch finden, aber Niemand kann über dieselben hinweggehen, ohne sie benutzt zu haben." Gegenüber diesem übereinstimmenden Lobe und Preise litterarischer Celebritäten ersten Ranges verschwinden die, wenn auch im Einzelnen gewiß häufig berechtigten Angriffe, welche Dietz und Andere gegen den lebenden und Schlottmann gegen den todten Titanen richteten. H.-P. war eben ein Koloß und keine ciselirte Gemme, ein Catarakt und kein Canal. Pyramiden, Sphinxe und Obeliske wollen aber im Großen beurtheilt werden, und daß ihre Ausführung manches zu wünschen übrig läßt, thut ihrer Größe keinen Eintrag. Was Sir W. Jones für England, was Silvestre de Sacy für Frankreich gewesen, war H.-P. für Oesterreich und Deutschland: der tapfere Befreier und erste Ritter und Vorkämpfer der bis dahin zur bloßen Dienstmagd der Bibel-Exegese erniedrigten stolzen Dame und souveränen Fürstin: „Orientalische Sprachforschung", zu deren edlem Dienste sich seither eine so stattliche Schaar wackerer Paladine drängte. — Hammer-Purgstall's Privatleben bietet im Allgemeinen nicht mehr Interesse als jenes der meisten Fachgelehrten. Doch unterschied er sich von der Mehrzahl dieser Letzteren vortheilhaft dadurch, daß er über der Studierstube der Außenwelt nicht gänzlich vergaß, sondern die angestrengteste wissenschaftliche Thätigkeit bis an sein spätes Lebensende mit den gefälligen Formen eines Weltmannes und einem lebhaften Sinne für heitere Geselligkeit zu vereinbaren verstand. Im J. 1816 verheirathete er sich mit der geistreichen Tochter des Banquiers Ritter v. Henikstein, aus welcher Ehe ihm vier Kinder erblühten, von welchen ihm drei bereits in die Gruft nachgefolgt sind. Durch ein angenehmes Familienleben verschönert, wurde im Winter sein Haus in Wien, im Sommer seine Villa in Döbling oder sein Gut Hainfeld in Steiermark ein willkommener Sammelplatz für Meister und Jünger der Wissenschaft aus aller Herren Ländern, welche sich an der immer gleich liebenswürdigen Gastfreundschaft, an der jederzeitigen Bereitheit zu werkthätiger scientifischer Aufmunterung und Unterstützung, und an den belehrenden Gesprächen des berühmten Hausherrn erfreuten. H.-P. starb zu Wien am 23. November 1856 an einer Herzverknöcherung im hohen Alter von 83 Jahren. Wie die Natur seinen Körper nicht zu beugen vermochte — er war noch ganz kurz vor seinem Tode kaum ergraut, bewahrte Gesicht und Gehör fast unverändert und bewegte sich mit jugendlicher Frische —, so blieben auch seine geistige Kraft und sein Schaffenstrieb ungestört und ungeschwächt bis zu den äußersten Marken seines Daseins. Noch am Tage vor seinem Hinscheiden dictirte er, und selbst während der seltenen Momente, wo der körperliche Schmerz sein Bewußtsein umflorte, warf er mit dem Bleistifte Sätze auf das Papier, unleserliche und unverständliche und doch so beredte Zeugen seines unermüdlichen und unerschöpflichen Thätigkeitstriebes. Ueber die häufig bis zur gänzlichen Selbstversenkung ausartende Hingebung, mit welcher H.-P. seinen Studien nachhing, waren seinerzeit in Wien die absonderlichsten Anekdoten in Umlauf. So soll er in der

Zerstreuung den für seine Trauung anberaumten Tag vergessen und, während die Hochzeitsgäste ihn bereits in der Kirche erwarteten, sich im Prater spazierend mit der Interpretation eines Lieblingsautors beschäftigt, zuweilen auch seine eigenen Kinder, wenn er ihnen auf der Promenade begegnete, nicht erkannt, sondern mit fremden verwechselt, gelegentlich auch im eigenen Hause um sich selbst nachgefragt und, als man ihm sagte, der Baron sei ausgegangen, auch selbst wieder das Haus verlassen und seinen Spaziergang fortgesetzt, ja im J. 1848 über dem Nachgrübeln nach einer Biographie des arabischen Dichters Abul Maani das Bombardement von Wien durch den Fürsten Windischgrätz total ignorirt und nur, als eine Bombe in der Nähe seines Arbeitszimmers platzte, insoweit von dem Ereignisse Notiz genommen haben, daß er — ein moderner Archimedes — den hereinstürzenden Kammerdiener beauftragte: den ihn störenden Lärm möglichst ferne zu halten. Alles dieses ist selbstverständlich im hohen Grade übertrieben, doch immerhin bezeichnend für den tiefen Ernst und die weihevolle Sammlung, mit welchen H.-P. seine selbstgestellten wissenschaftlichen Aufgaben erfaßte. Wie die Potentaten und Großwürdenträger des Morgenlandes, in dessen innerstes Wesen er sich wie kaum je ein anderer Orientalist eingelebt hatte, war H.-P., noch verhältnißmäßig jung an Jahren, bedacht gewesen, sich eine würdige Grabwohnung einzurichten, die er — wie ebenfalls die Orientalen zu thun pflegen — zeitweilig besuchte, bei welchem Anlasse es dem Schreiber dieser Zeilen wiederholt vergönnt war, die weise Unerschrockenheit zu bewundern, mit welcher der damals schon hochbetagte Gelehrte seiner baldigen Auflösung entgegensah. In dem lieblichen Thale von Weidling, der Stätte seiner Knabenspiele und seines ersten Jugendfleißes, auf dem ländlichen Friedhofe, wo auch Lenau ruht, erhebt sich das im morgenländischen Stile ausgeführte Monument, unter welchem der nimmermüde Forscher dauernd rastet. Auf demselben prangt in den grauen Marmor gehauen eine zehnzüngige Lilie, mit welcher morgenländischen Blume einst ein persischer Botschafter den Verstorbenen unter Anspielung auf die zehn Sprachen, in welchen er las und schrieb, verglichen hatte, und um dieselbe schlingen sich ebenfalls in zehn verschiedenen Idiomen passende Epitaphe, unter welchen das von ihm selbst gelegentlich aus dem Arabischen übertragene

„Aller Menschen harrt die Stunde,
Alle Reiche geh'n zu Grunde;
Ihn allein, den Allebend'gen,
Kann die Zeit, der Tod nicht bänd'gen."

den hervorragendsten Platz einnimmt und im verkleinerten Maßstabe wol auch auf ihn selbst Anwendung findet. Kann doch auch er auf die stolze Selbstkritik „Non omnis moriar" so berechtigten Anspruch erheben wie andere Auserwählte.

Dr. Constant. Wurzbach's Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich, Wien 1861, 7. Theil, wo sich auch Hammer-Purgstall's sämmtliche Werke, sowol nach Materien als chronologisch geordnet, sowie auch die auf H.-P. bezüglichen anderen Biographien, Kritiken 2c. verzeichnet finden.

O. S. W.

Hämmerlein: s. Hemmerlin.

Hammermeister: Heinrich H., einer der besten deutschen Baritonisten, geb. 1799 zu Stettin, starb 1860 in New-York. Nach der Theilnahme an dem Feldzug von 1815 als Beamter angestellt, war H. zum Theater gegangen und hatte als Jacob in „Jacob und seine Söhne" am 31. October 1823 in Rostock debutirt. Schon im nächsten Jahr kam er an's Braunschweiger Hoftheater, von hier nach fünf Jahren an das damals begründete Hoftheater zu Leipzig, dem er bis 1832 angehörte. 1832—34 Mitglied des Hoftheaters in Berlin, wo er zum ersten Mal im März und zwar ebenso wie in Leipzig als Templer in

„Templer und Jüdin" auftrat, eine Rolle, die Marschner für den Künstler geschrieben hat, trat er eine Kunstreise an, die ihn nach Mainz, Braunschweig, dann zurück nach Berlin und von hier wieder nach Wien, Graz, München, Nürnberg, Köln, Karlsruhe, Hamburg, ja bis nach Paris und London führte, wo er überall die glänzendste Aufnahme fand. 1836 nahm H. Engagement am Hamburger Stadttheater, an dem er bis 1840 thätig war. Dann aber verscholl er, wanderte nach Amerika aus, sank zuletzt bis zum Bänkelsänger herab, bis ihn der Tod von seinem Elend erlöste. Meisterhaft als dramatischer Sänger, hatte er eine Stimme von seltener Kraft und seltenem Umfang. Sein Templer gilt als einzig. Joseph Kürschner.

Hammerschmidt: Andreas H., aus Brüx in Böhmen, war um 1611 geboren und erlernte auf handwerksmäßige Weise beim Cantor Stephan Otto in Schandau (Sachsen) die Musik. Jedoch der trefflichen Begabung des Jünglings that dies keinen Abbruch und aus dem Handwerksgesellen entwickelte sich ein Künstler, der mit den Koryphäen der Musik im 17. Jahrhundert um die Palme rang. Wie beliebt Hammerschmidt's Compositionen einst waren, erhellt am deutlichsten aus den aus dieser Zeit uns erhaltenen handschriftlichen Musik-Sammelbänden, in denen H. öfter als irgend ein anderer zu finden ist. Im J. 1635 erhielt H. den Organistenposten an der St. Peterskirche in Freiberg (Sachsen) und am 26. April 1639 denjenigen an St. Johann in Zittau, woselbst er am 29. October 1675, 64 Jahr alt, starb. Einzelne drastische Züge aus seinem Leben, welche Dr. A. Tobias mittheilt (s. u.), zeigen uns den urdeutschen Charakter, der seiner biederen Derbheit und Hartköpfigkeit sogar auf offener Straße den gehörigen Nachdruck verleiht. H. war nicht der armselige „deutsche Schlucker", sondern der wohlhabende und behaglich, sogar künstlerisch eingerichtete Bürger. Das erst im J. 1851 niedergerissene Gartenhaus vor dem Bautzener Thore in Zittau trug über der hinteren Thüre die Inschrift: Anno 1660 baute dieses Haus und Garten von Grund aus neu Andreas Hammerschmidt. Außerdem besaß er in der Stadt selbst noch ein „Bierhofgrundstück". H. war ein äußerst fruchtbarer Componist. Bildet doch der vierte Theil seiner musikalischen Andachten, geistlicher Motetten und Concerten mit 5, 6, 7, 8, 9, 10, 12 und mehr Stimmen (Freiberg 1669) einen Partiturband von gegen 800 Folioseiten (im Besitze der Bibliothek des Joachimthal'schen Gymnasiums zu Berlin, Abtheilung Prinzessin Amalien-Bibliothek Nr. 453) und dies ist etwa der zwanzigste Theil dessen, was wir heute noch von ihm besitzen. Die wenigsten seiner Werke sind bisher einer Untersuchung unterzogen, doch genügt das, was durch v. Winterfeld und Andere veröffentlicht worden ist, um die hohe Begabung Hammerschmidt's zu erkennen und ihm seine Stellung in der Musikgeschichte anzuweisen. Seine Hauptthätigkeit weihte er der Kirche, Weniges nur dem weltlichen Gesange und der Instrumentalmusik. Von ersteren besitzen wir die Fest-, Buß- und Dank-Lieder, die musikalischen Andachten, die Dialogi oder Gespräche zwischen Gott und einer gläubigen Seele, musikalische Gespräche über die Evangelia und einen Band Messen. Schon in vorgerücktem Alter schrieb er noch eine Sammlung sechsstimmiger Fest- und Zeit-Andachten „für das Chor". Die Herausgabe obiger Werke (in Stimmbüchern gedruckt) fällt in die J. 1639—71. H. hat sich von der damaligen aus Italien kommenden Mode, Cantaten für eine Stimme mit beziffertem Basse zu schreiben, nicht beeinflussen lassen, seine Vorbilder waren die älteren Meister und der um etwa 26 Jahre ältere Heinrich Schütz. Mit einer lebhaften Phantasie begabt, war er stets schlagfertig den richtigen Ausdruck zu finden, und durch eine weise Vertheilung der Mittel zwischen Chor- und Sologesang, unterbrochen durch kurze Instrumentalsätze, erhalten seine Compositionen etwas ungemein Fesselndes und Anregendes. Anderer-

seits verletzt er nie die kirchliche Würde und durch das geschickte Einflechten alter Kirchenmelodien beweist er zugleich seine Gewandtheit als Contrapunktist. Bei der Wahl der Texte fand er an dem in Zittau lebenden Schulrector Christian Klimann einen vortrefflichen Rathgeber, der ihm auch stets mit seinen eigenen Dichtungen aushalf. Hammerschmidt's Ruf drang bis zum fernen Hamburg und Joh. Rist gewann ihn, einen Theil seiner geistlichen Lieder mit Melodien zu versehen, doch haben sich dieselben keine dauernde Beachtung erworben.

A. Hammerschm., v. Dr. A. Tobias, Jahrg. IX, Heft 7 u. 8 der Mittheilungen d. Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen. — v. Winterfeld, Evangel. Kirchengesg. Bd. II S. 249 ꝛc. Rob. Eitner.

Hammerstein: Otto Graf v. H., war der Sohn des Grafen Heribert von der Wetterau († um 997) und gehörte dem konradinischen Hause an; Brüder seines Vaters waren der Herzog Konrad von Alemannien und der 982 in der Schlacht gegen die Saracenen gefallene Udo. Der junge Otto begegnet uns zuerst im J. 1002, wo er von Heinrich II. unter dem Herzog von Kärnthen gegen Arduin nach Italien gesandt wurde, ein Zug, der Anfangs 1003 mit der Niederlage in der Ebene von Fabrica endete. Später vermählte er sich mit der Irmgard, der Tochter eines Fürsten Gottfried (vielleicht aus dem Hause der Ardennergrafen); es ist nicht unmöglich, daß er erst durch diese Ehe in den Besitz der Burg Hammerstein (gegenüber Andernach am rechten Rheinufer), nach der er genannt wird, gelangt ist. Irmgard war mütterlicherseits und zwar noch innerhalb der verbotenen Grade seine Verwandte; es ist bekannt, wie sehr Kaiser Heinrich II. dergleichen kirchlich unzulässige Verbindungen mißbilligte; H. verlor dadurch seine Gunst. Nachdem wiederholte Ladungen vor das geistliche oder kaiserliche Gericht unbeachtet geblieben waren, wurde auf dem Nymweger Tage von 1018 die Excommunication über das Paar ausgesprochen. In Folge dessen stellte sich noch in demselben Jahr, als Heinrich nach Pfingsten zu Bürgel bei Offenbach Hof hielt, H. daselbst und unterwarf sich dem Kaiser; in Gegenwart des Erzbischofs Erkanbald von Mainz und auf den Eid von drei Zeugen wurde die Ehe für nichtig erklärt. Indessen die Liebe Otto's zu seiner Gemahlin war mächtiger als seine Scheu vor des Kaisers Ungnade und der Kirche Zorn; ungeachtet seiner Unterwerfung zu Bürgel vereinigte er sich bald wieder mit Irmgard. Erzbischof Erkanbald konnte diesen hartnäckigen Ungehorsam nicht ungestraft lassen; von neuem richtete er Ermahnungen und Drohungen an H., erzielte aber damit nur die Wirkung, daß der Graf von glühendem Haß gegen den Priester erfüllt wurde, der seinem Glück in den Weg trat. Er befehdete den Erzbischof und verwüstete das mainzische Gebiet; dann unternahm er sogar einen Handstreich gegen die Person des Erzbischofs, dem er auf einer Rheinfahrt auflauerte. Das Fahrzeug, das Erkanbald trug, entkam zwar, aber seine Begleiter, die auf anderen Nachen folgten, geriethen in Gefangenschaft und wurden auf Burg H. schmählich mißhandelt. Der Kaiser durfte diesen schnöden Friedensbruch natürlich nicht ruhig ertragen. Auf den Rath der Großen forderte er H. durch Boten, durch seine Freunde, durch ein Schreiben zur Unterwerfung auf; als H. hartnäckig blieb, verfiel er wiederum in Kirchenbann und Reichsacht. Im September 1020 zog Heinrich selbst mit Heeresmacht gegen seine Burg. Drei Monate hielt sich die uneinnehmbare Veste; erst als die Lebensmittel zu Ende gingen, übergab H. am 26. December die Burg; ihm selbst und seiner Gemahlin scheint freier Abzug gestattet worden zu sein; aber Kirchenbann und Reichsacht wurden nicht gelöst; unstät und flüchtig schweifte das Paar umher. Indessen auch so konnte ihre Verbindung nicht geduldet werden; auf einem Concil zu Mainz (Juni 1023) vor Aribo, Erkanbald's Nachfolger, wurden sie abermals zur Verantwortung gezogen. Wie einst zu Bürgel, so beugte sich auch diesmal

H. dem Zorn des Kaisers und den Ermahnungen der Bischöfe; er entsagte von Neuem seiner Gattin. Irmgard aber blieb trotzigeren Sinnes; sie pilgerte nach Rom, um bei dem Papst Berufung gegen das Urtheil der Mainzer Synode einzulegen: daß sie bei Benedict VIII. günstige Aufnahme fand, war die Veranlassung eines schweren Conflictes zwischen dem Papst und dem Erzbischof von Mainz. Günstiger gestaltete sich das Geschick des Paares erst unter Konrad II., der ja selbst mit seiner Ehe den Satzungen der Kirche trotzte. Vielleicht auf Grund einer päpstlichen Dispensation lebten sie unangefochten mit einander; den einzigen Versuch, den Aribo auf dem Frankfurter Concil von 1027 machte, das Verfahren gegen sie zu erneuern, verhinderte der Kaiser. H. begegnet mehrfach in der Umgebung Konrads, von dem er ein Lehen aus Hersfelder Kirchengut empfing und als Gaugraf der Wetterau; Irmgard stand sogar, wie es scheint, in näheren Beziehungen zum Kaiser. H. starb wahrscheinlich 1036; sein, wie es scheint, einziger Sohn Udo war ihm schon 1034 im Tode vorangegangen. Irmgard muß ihn überlebt haben und wird erst kurz vor dem Januar 1043 gestorben sein.

Hirsch, Jahrb. des d. Reichs unter Heinrich II., Bd. III, hgr. v. Breßlau; Breßlau, Jahrb. des d. Reichs unter Konrad II. · Breßlau.

Hammerstein: Friedrich Christoph Freiherr v. H., aus alter Familie stammend, welche ihren Stammbaum auf einen um das J. 1395 gestorbenen Arnold v. H. zurückführt, lange Zeit im Besitz der Burg H. bei Sonborn, bergischen Amts Solingen, war und gegenwärtig in drei Linien, der zu Equord (zwischen Hildesheim und Peine), der zu Gesmold (zwischen Osnabrück und Melle) und der zu Loxten (zwischen Osnabrück und Quakenbrück) blüht, wurde am 15. Sept. 1608 zu Schloß Bökelheim in der Pfalz geboren, wo sein Vater kurfürstlicher Amtmann war. Früh verwaist und ohne Vermögen in die Welt hinausgestoßen, trat er, nachdem er an dem Zuge Mansfeld's zu Bethlen Gabor Theil genommen, als Pikenier in das vom Oberst Sperreuter in Holland geworbene schwedische Regiment, kam mit demselben 1629 nach Stockholm und 1630 nach Deutschland, wo er von nun an am 30jährigen Kriege bis zu dessen Ende Theil nahm und sich durch Tapferkeit und Geschick zum Generalmajor der Cavallerie aufschwang. In der Kriegsgeschichte damaliger Zeiten wird er viel genannt. Pufendorf, das Theatrum europaeum, welches im sechsten Bande S. 310 sein Bildniß bringt, erwähnen seiner; die hervorragendsten seiner Leistungen waren die Vertheidigung von Olmütz in den J. 1642 und 1643, wo Torstenson ihn entsetzte, und die kühne Wegnahme der Brücke bei Donauwörth im J. 1646. Daneben wurde er zu wichtigen militärisch-diplomatischen Geschäften gebraucht und stand in solchem Ansehen, daß gegen Ende des Krieges die Krone Spaniens ihn in ihre Dienste herüberzuziehen suchte. Er blieb indeß zunächst den schwedischen Farben treu, fungirte 1650 bei der Krönung der Königin Christine unter den Berühmtheiten des deutschen Krieges, welche den Thronhimmel trugen, und erhielt 1653 „bei der Hinausreise aus Schweden“ eine Donation von 2000 Thalern. 1657 übernahm er den Oberbefehl der Truppen des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg, 1659 die Stelle eines „General-Wachtmeisters der Cavallerie für die Truppen der Allianz“, d. h. Frankreichs, Schwedens, verschiedener Kurfürsten, der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg &c., zog sich aber „wegen seiner Leibesschwachheit“ 1663 von allem Dienste zurück und starb am 12. October 1685 auf dem vom Grafen zur Lippe ihm verpfändeten Gute Oelentrup unter dem Sternberge. Leibnitz verfaßte die Inschrift seines in der Kirche zu Heiligenkirchen bei Detmold befindlichen Grabdenkmals. Poten.

Hammerstein: Hans Detlef Freiherr v. H., geb. am 18. März 1768 zu Castorf im Lauenburgischen, trat zunächst in den hannoverschen Justizdienst, wurde dann Reichskammergerichts-Assessor zu Wetzlar und, nachdem er diese

Stellung aufgegeben und eine Zeit lang in dänischen Diensten gestanden hatte, Minister des Herzogs von Oldenburg. Als solcher wohnte er dem Congreß zu Erfurt bei, wurde dann Präsident der Regierung zu Eutin und schied 1812 aus dem oldenburgischen Dienste, theils durch Mißhelligkeiten mit dem Herzoge, theils durch die Verhältnisse veranlaßt, welche in Folge der französischen Occupation im Lande herrschten. Er begab sich nach England und erhielt, mit dem Range eines Oberst-Lieutenants bekleidet, durch Vermittelung des Grafen Münster eine Sendung zum Kronprinzen von Schweden (die ihm ertheilte Instruction ist abgedruckt in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege, I, 2, Jena 1841), welchen er 1813 nach Deutschland begleitete. Sein Auftrag war, diesen zu energischer Kriegführung anzutreiben und außerdem die Sonderinteressen Hannovers zu vertreten, indem er veranlaßte, daß die gemachten Eroberungen an dieses übergingen. Ueber die Gewandtheit, mit welcher er diese Aufgabe erfüllte und über seinen staatsmännischen Blick überhaupt legen die Berichte und officiösen Schreiben, welche er an Münster sandte (aufbewahrt im Archive zu Hannover), ein redendes Zeugniß ab. Er trat dann in hannoversche Dienste und nahm zunächst als geheimer Kriegsrath an der Neugestaltung der Militärverhältnisse wesentlichen Antheil. Darauf zum geheimen Rath ernannt, als welcher er namentlich bei der Organisation der Verwaltung thätig war, entfaltete er in der allgemeinen Ständeversammlung eine hervorragende Wirksamkeit und strebte in Uebereinstimmung mit Münster an beiden Stellen für eine, den veränderten Verhältnissen der Neuzeit entsprechende Entwickelung des hannoverschen Staatswesens. Seine glänzende Rednergabe war es vornehmlich, welche durchsetzte, daß die Exemtionen der bevorzugten Stände gegen mäßige Entschädigung aufgehoben wurden und daß die Quotisirung der Steuern nach Provinzen nicht zu Stande kam, wodurch die Verschmelzung der letzteren zu einem Ganzen wesentlich erleichtert ward. Der Widerspruch indessen, in welchen er durch die Verfolgung seiner Grundsätze mit den Ministern in Hannover gerieth und zugleich die Rücksicht auf seine mißliche finanzielle Lage ließen ihm eine andere Verwendung seiner Person wünschenswerth erscheinen. Statt eine solche jedoch, wie er wünschte, als einfacher Verwaltungsbeamter zu finden, ward er 1822 zum Bundestags-Gesandten in Frankfurt ernannt. Mit Hingebung und Geschick vertrat er hier die ihm anvertrauten Interessen, meist im Gegensatz zu dem maßgebenden Einflusse des österreichischen Präsidialgesandten Münch-Bellinghausen; seine durch seine Unordnung in Geldsachen und namentlich durch seinen Hang zum Spiel zerrütteten Vermögensverhältnisse aber vermochten ihn am 29. Juli 1826 bei Rüdesheim den Tod im Rhein zu suchen. Von Hammerstein's „Mittheilungen aus dem litterarischen Nachlasse“ ꝛc. ist 1832 bei Wahlstab in Lüneburg die erste Lieferung (Reden enthaltend) erschienen, die Fortsetzung passirte die Censur nicht. Poten.

Hammerstein: Hans Georg Freiherr v. H., aus dem Hause Equord, westfälischer General-Lieutenant, am 17. September 1771 geboren, bezog 1790 die Universität Göttingen, wurde aber hier, wie anderwärts, relegirt und führte ein unstetes, durch Liebeshändel und Zweikämpfe gewürztes Leben, welches ihn — den Lutheraner — u. a. für längere Zeit als spanischen Mönch verkleidet, in das Kloster Iburg brachte, während eine von ihm entführte verheirathete Dame im unfern gelegenen Kloster Gertrudenberg bei Osnabrück sich aufhielt. Im J. 1799 trat er in das k. k. Szekler Husarenregiment, machte die Feldzüge in Deutschland bis zum Frieden von Luneville mit, nahm dann seinen Abschied und setzte den früher von ihm geführten Lebenswandel fort, nur ab und zu ernsteren Studien sich widmend. Monate lang durchwanderte er, unbekannt, als fahrender Sänger, mit der Mandoline im Arme, Italien, durch den Zauber

seiner Erscheinung sich überall gastliche Aufnahme verschaffend. Der Eintritt in die Dienste des Königs Jerome von Westfalen, welcher sein Landesherr geworden war, machte diesem Abschnitte seines Lebens ein Ende. Am 29. Februar 1808 wurde er zum Eskadronschef im ersten Chevauxlegers-Regimente ernannt und führte dieses im Herbst desselben Jahres als Oberst nach Spanien. Napoleon wollte das Regiment anfänglich, weil es zu schwach eintraf, zurückschicken; H. wußte aber bei ihm durchzusetzen, daß er bleiben durfte. Er rechtfertigte diese Vergünstigung bald, namentlich durch ein glänzendes Gefecht am 21. April 1809, in dem er eine weit überlegene Abtheilung feindlicher Infanterie, welche auf einem mit Mauerwerk umgebenen Felde stand, niederritt. Mit seinem Regimente meist in der Avantgarde, nahm er an den ferneren Ereignissen des Feldzuges dieses Jahres Theil und wurde dann zu Jerome berufen, welcher ihn zu den verschiedensten Geschäften verwendete und durch die höchsten Beweise seines Vertrauens und seiner Zuneigung auszeichnete. 1812 in Rußland führte er, jetzt General, die Avantgarde des westfälischen Armeecorps, focht tapfer, wo dieses auf dem Schlachtfelde erschien und bildete, als die Katastrophe eintrat, meist aus Officieren und Unterofficieren der westfälischen Reiterregimenter, eine geschlossene Truppe, welche er, selbst vielfach Beweise der glänzendsten Tapferkeit ablegend, wenn auch sehr zusammengeschmolzen glücklich über die Grenze brachte. Er führte dann die Trümmern des westfälischen Armeecorps in die Heimath zurück und erhielt im Frühjahr 1813 das Commando der nach Sachsen gesandten Truppen. Als aber sein Bruder William (s. d.) nach Oesterreich übertrat, wurde er, damals nicht bei der Armee anwesend, weil man den Verband der westfälischen Regimenter, ihnen mißtrauend, auseinander gerissen hatte, verhaftet und erst durch die Ereignisse des J. 1814 aus den französischen Gefängnissen befreit. Sein Wunsch, im Feldzuge von 1815 für die deutsche Sache zu fechten, wie er der fremden gedient hatte, blieb unerfüllt. Er ging nun nach Equord, in der Nähe von Hildesheim, seinen zumeist durch sein eigenes Verschulden heruntergekommenen Grundbesitz zu bewirthschaften, gerieth aber in Concurs und starb in beschränkten Verhältnissen und fast vollständig gelähmt am 9. December 1841 zu Hildesheim. Außer „Beiträge zur Geschichte der Grafen und Freiherren von Hammerstein“, Göttingen 1806, schrieb er verschiedene Abhandlungen über Alterthum und Geschichte, welche zumeist im hannoverschen vaterländischen Archiv abgedruckt sind; die Aufzeichnungen, welche er über sein wechselvolles Leben hinterlassen hat, sind nicht veröffentlicht. Varnhagen von Ense sagt in seinen Denkwürdigkeiten, Bd. VI. S. 121, von ihm: „Seine großen Geistes- und Gemüthsgaben, seine Gesinnung und seine Willenskraft waren ein besseres Loos werth, von dem nur einigermaßen begünstigt er unfehlbar unter den ausgezeichnetesten Helden der deutschen Sache geglänzt haben würde“.

Poten.

Hammerstein: Rudolf Georg Wilhelm Freiherr v. H., aus dem Hause Loxten, kurhannoverscher General-Lieutenant, am 30. September 1735 zu Loxten im Osnabrückschen geboren, begann seine militärische Laufbahn als Fähnrich im hannoverschen Infanterieregiment Garde, machte den siebenjährigen Krieg mit und ging im Frühjahr 1793, durch Studien, Reisen und Erfahrung vielfach gebildet, als General-Major und Brigadier mit einem in englischem Solde stehenden „Auxiliarcorps“ nach den Niederlanden. Seine „Vertheidigung der Stadt Menin und Selbstbefreiung der Garnison“, unter welchem Titel der nachmals so berühmte Scharnhorst diese glänzende Waffenthat beschrieben hat, sichert ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Kriegsgeschichte. Menin am linken Ufer der Lys, ehedem eine nicht unbedeutende Festung, war in der Weise demolirt, daß nur der Hauptwall stehen geblieben war; das einzige Hinderniß-

mittel gegen das Ersteigen desselben bildete eine Künette in der Mitte des Grabens, welche hie und da palissadirt war. Diesen Ort wurde H. Ende April 1794 mit 2148 Mann Infanterie, 177 Artilleristen und 62 Reitern zu vertheidigen angewiesen. Alle Verhältnisse waren für diese Aufgabe in dem Grade ungünstig, daß Scharnhorst schreibt: „Hätte H. nicht die Ingenieure gezwungen, einen anderen Befestigungsplan zu befolgen, hätte er nicht die Reservemunition gewissermaßen mit Gewalt kommen lassen und nicht die nach Ypern bestimmten Mehlwagen zurückgehalten, so würde der Platz am 27. April offen, ohne alle Lebens- und Kriegsbedürfnisse und also gar nicht zu vertheidigen gewesen sein." An diesem Tage wurde Menin durch 20000 Mann von allen Seiten eingeschlossen. Am Nachmittage begann der Angriff und wurde an den beiden folgenden Tagen mit Heftigkeit fortgesetzt. Um 10 Uhr Vormittags am 29. schwieg plötzlich das Feuer. Moreau, der feindliche Befehlshaber, schickte an H. schriftlich die Aufforderung, den Platz zu übergeben, welche dieser zurücksandte, nachdem er darunter geschrieben hatte: „Nous sommes habitués à faire notre devoir, on ne se rendra pas". Der Kampf begann unverzüglich von neuem. Die Stadt länger zu halten, war unmöglich; H. trat daher der Ausführung des von ihm schon länger gehegten Gedankens, sich durchzuschlagen, näher und beauftragte Scharnhorst, dazu die „Arrangements" zu treffen. Auf seinen Entschluß wirkte der Umstand ein, daß unter der sonst fast ganz aus Hannoveranern bestehenden Garnison sich 400 Emigranten, meist frühere Officiere, befanden, und daß er besorgte, man möchte diesen eine etwaige Kapitulation nicht halten. In der Nacht vom 29. zum 30. geschah der Ausmarsch und Dank den getroffenen Anordnungen, der Bravour der Truppen und der Energie der Führer, glückte er vollständig; wenn auch unter schweren Verlusten, in grausigem Nachtgefechte die dichten Reihen der Gegner durchbrechend, gelangte die kleine Schaar ins Freie und zu den Ihrigen. „Man findet kein Beispiel in der Geschichte, wo eine sehr unbedeutende Garnison von Infanterie aus einem Orte, der von einem acht bis zehn Mal stärkeren Feinde eingeschlossen und belagert wurde, sich durchgeschlagen hätte", heißt es in der Scharnhorst'schen Schrift. Eine kleine Abtheilung, welche in Menin zurückgelassen war, um den Gegner zu täuschen und weil in der Nacht möglicherweise noch Entsatz kommen könnte, kapitulirte am folgenden Morgen unter ehrenvollen Bedingungen. — H. nahm dann ferner am Kriege mit Auszeichnung Theil, führte nach der Schlacht bei Tourcoing und bei dem immer weiter fortgesetzten Rückzuge, welcher in den ersten Monaten des J. 1795 die Räumung Hollands und die Rückkehr auf heimisches Gebiet zur Folge hatte, unter sehr schwierigen Verhältnissen die Nachhut und übernahm zuletzt den Oberbefehl über die hannoverschen Truppen (L. v. Sichart, Gesch. d. hannov. Armee, 4 Bde., Hannover 1871). Während der Ereignisse des J. 1803, welche zur Auflösung der Armee und zur Besitznahme des Kurstaates durch die Franzosen führten, commandirte er eine Division und lebte dann zu Hannover, bemüht, die materielle Lage seiner entlassenen Kameraden zu bessern. Er starb am 4. October 1811 zu Schenkenhorst bei Erxleben in der Altmark. Anspruchslose Biederkeit und eine an Eigensinn grenzende Festigkeit waren Grundzüge seines Charakters; die erstere bekundet die unumwundene Anerkennung der von Scharnhorst ihm geleisteten Dienste, die letztere half ihn die großen Schwierigkeiten überwinden, welche ihm während des Krieges in den Niederlanden und namentlich in Menin entgegentraten. Poten.

Hammerstein: William Friedrich Freiherr v. H., k. k. österreichischer General der Kavallerie, des Hans v. H. Bruder, am 3. März 1785 zu Hildesheim geboren, trat, nachdem die hannoversche Armee, in welcher er als Fähnrich im Infanterieregiment Garde diente, in Folge der Kapitulation vom J. 1803 auf-

gelöst war, in die preußische Kavallerie und machte bei Wobeser Dragonern die Schlacht von Jena mit, wo eine von ihm auf französische Dragoner ausgeführte Attacke, bei welcher er den feindlichen Oberst vom Pferde hieb, ihn Blücher bemerklich machte. Durch die Kapitulation von Prenzlau wurde er kriegsgefangen, und, nachdem seine Heimath an das neugeschaffene Königreich Westfalen abgetreten war, als Premierlieutenant im dortigen ersten Chevauxlegers-Regimente angestellt. Er wurde rasch befördert, begleitete den Kriegsminister Grafen Morio als Adjutant auf einer Sendung nach Neapel, focht im Feldzuge 1808—9 in Spanien, wo die Armeebefehle seiner wiederholt anerkennend erwähnen und wo er von Napoleon den Orden der Ehrenlegion erhielt, begleitete 1812 den König Jerôme als Ehrenstallmeister nach Rußland und kehrte, als dieser die Armee verließ, mit ihm nach Cassel zurück. Zum Commandeur des ersten Kürassierregiments ernannt, ging er nochmals nach Rußland, traf die Reste des Regiments in Wilna und führte dieselben in die Heimath. Binnen kurzer Zeit formirte er hier ein Husarenregiment, ging mit demselben zur Armee nach Sachsen und verdiente sich, Mortiers Avantgarde zugetheilt, bei Moritzburg, Hoyerswerda, Luckau u. a. O. dessen höchstes Lob. Nach Ablauf des Waffenstillstandes erhielt H. in Görlitz den Befehl, nach Reichenberg zu marschiren. Er benutzte diese Gelegenheit, sich der Erhebung Deutschlands anzuschließen und mit seinem Husarenregimente, dem ersten, und dem zweiten des Major v. Penz in der Nacht vom 22. zum 23. August von Reichenberg aus zu den Oesterreichern überzugehen, welche ihn in Liebenau mit großem Enthusiasmus empfingen; zwei Schwadronen, welche detachirt waren, ließen sich am 18. September zu Freiberg in Sachsen durch den österreichischen Oberst v. Scheither, vielleicht nicht unabsichtlich, überfallen und gefangen nehmen. Die näheren Umstände dieses Uebertrittes sind noch nicht veröffentlicht. H. wurde mit der Brigade der österreichisch-deutschen Legion des General-Major Fürst Bentheim überwiesen, dann aber durch die Schweiz nach dem mittleren Frankreich dirigirt. Er fand hier mehrfach, namentlich bei dem Angriff auf Lyon, wo am 20. März 1814 ein verzweifelter Ausfall französischer Kürassiere den Angreifern verhängnißvoll zu werden drohte, Gelegenheit, sich hervorzuthun. Als nach Friedensschluß die Legion zu bestehen aufhörte, wurde er zum Regiments-Commandanten von Merveld-Ulanen ernannt, welche er 1815 nochmals nach Frankreich führte. 1833 trat er als Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär von Großwardein für eine Zeit lang, während welcher er große Reisen machte, in den Ruhestand, wurde 1837 als Divisionär in Lemberg wieder angestellt und erhielt im Winter 1841—42 das Commando des zweiten Armeecorps in Padua. Die Ernennung zum commandirenden General in Galizien brachte H. in schwierige Verhältnisse. Die Zustände in Polen im J. 1846, in welchem die Ernennung erfolgte, machten diese Nation von neuem das Haupt erheben und, kaum niedergeworfen, versuchte sie die Wirren und Strömungen von 1848 für ihre Wünsche auszunutzen. H. trat ihren Umsturzbestrebungen mit Entschiedenheit und Energie entgegen; im November 1848 mußte er sogar dazu schreiten, durch ein Bombardement Lemberg zum Gehorsam zurückzuführen. Der Dank des Kaisers und der übrigen Bevölkerung waren sein Lohn. Als aber die Ruhe überall hergestellt war, verließ er den Dienst, lebte in Wien oder auf seiner Herrschaft Albrechtsberg unweit Möll an der Donau und starb zu Brünn am 13. Februar 1861.

Geschichte der Frhrlch. v. Hammerstein'schen Familie. Als Manuscript gedruckt. Hannover 1861. Poten.

Hampel: Anton Joseph H. Einer der berühmtesten Hornisten des 18. Jahrhunderts. Man kennt weder seinen Geburtsort, noch Geburtstag, doch wurde er im J. 1737 an der königl. sächsischen Capelle in Dresden als Wald-

hornist unter Hasse's Direction angestellt, zusammen mit seinem Bruder Johann Adam H., welcher erster Bratschist war, die Balletmusik zu den Opern Hasse's componirte und am 14. September 1784, 50 Jahre alt, starb, wie Fürstenau in seiner Geschichte der sächsischen Capelle, 1861, Bd. II., S. 227 sagt, doch wäre er dann 1734 geboren und im Alter von drei Jahren schon Bratschist gewesen. Ebendort ist ein Verzeichniß seiner im Druck erschienenen Werke, 1756 bis 1761, zu finden. — Anton Joseph H. zeichnete sich neben seiner Virtuosität als Hornist, auch als vortrefflicher Lehrer aus. Unter seinen Schülern wird besonders J. W. Stich, gen. Punto, erwähnt. Ferner machte er sich um die Verbesserung des Waldhornes verdient und ließ nach seiner Angabe bei dem Instrumentenmacher Johann Werner in Dresden eine verbesserte Art Inventionshörner anfertigen, die sich bald die allgemeinste Anerkennung erwarben und um 1753 in die sächsische Capelle, um 1767 in die Capelle der großen Oper in Paris eingeführt wurden. — Die Inventionshörner unterschieden sich vom Waldhorn durch zwei Krumbogen, die in den Cirkel des Hornes eingefügt wurden und durch beliebigen Gebrauch die Stimmung des Hornes veränderten, sie waren also die Vorfahren des heutigen Ventilhornes. — H. starb im J. 1794.

Rob. Eitner.

Han: Ulrich H. (Haan, Gallus), einer der ältesten deutschen Buchdrucker, der jedoch, wie auch andere seiner Landsleute, seine Kunst nicht im Vaterlande selbst, sondern im Auslande betrieb. Sein Geburts- und Todesjahr sind unbekannt, doch fällt das letztere wahrscheinlich in das J. 1476 oder schon in das Ende von 1475. Man nahm früher und bis in die neuere Zeit an, daß H., von Geburt ein Wiener, daselbst seine Thätigkeit als Drucker bereits 1462 begonnen habe. Durch ein auf den Wiener Bürgermeister Holzer gedrucktes Pasquill nämlich, das H. am 20. August 1462 an den Kirchenthüren angeheftet, sei er in böse Händel verwickelt worden, in Folge deren ihm der Pöbel seine Pressen und alles Werkzeug zerschlagen und er selbst sich in den Schutz Friedrichs IV. begeben habe; diesem sei er nach Korneuburg und später nach Wiener-Neustadt gefolgt, von wo ihn ein Antrag des päpstlichen Nuntius, Kardinals Torquemada, im Frühjahre 1464 nach Rom gerufen habe. Diese Angaben über Han's älteste Thätigkeit zu Wien sind jedoch irrig und alle bis jetzt bekannten verbürgten Nachrichten über sein äußeres Leben beschränken sich darauf, daß derselbe, nicht aus Wien, sondern aus Ingolstadt in Baiern gebürtig, etwa um 1450 in Wien das Bürgerrecht sich erworben und als Udalricus Gallus oder H. in Rom 1467—75 theils allein, theils gemeinschaftlich mit Simon Nicolaus de Lucca gedruckt habe. Im J. 1476 erscheint bereits Lupus (Wolfgang) Gallus, Frater Udalrici Galli de Vienna (Wien) als Nachfolger Han's. Dieser mag daher vor 1455 wol als Briefmaler oder in ähnlicher Wirksamkeit in Wien gelebt haben, als Buchdrucker aber ist dies zu keiner Zeit möglich, indem auch nicht der geringste Beleg für seine Wienersche Thätigkeit als Buchdrucker überhaupt oder vor dem J. 1467 urkundlich aus den Acten der Stadt oder aus irgend einer gleichzeitigen Geschichtsquelle hiefür erbracht werden kann. H. befand sich ohne Zweifel unter den Auswanderern, die nach der Ueberrumpelung der Stadt Mainz durch Adolf von Nassau die Guttenberg'sche Officin verließen und ihren Weg nach Rom nahmen. H. selbst wurde allerdings — in welchem Jahre jedoch, ist ungewiß — von dem Cardinal Torquemada (Turrecremata) nach Rom berufen, zum Drucker von dessen Meditationen, die am 31. December 1467 vollendet und mit Holzschnitten verziert, die Presse verlassen haben. Dieses Werk gehört zu den bibliographischen Seltenheiten ersten Ranges, indem bis jetzt nicht mehr als drei Exemplare dieser Ausgabe entdeckt wurden, zu Wien, Nürnberg (Stadtbibl.) und Paris. Zugleich ist es das erste Buch, das in Italien

mit Holzschnitten versehen herauskam. Ein späteres Druckwerk waren die Commentarien jenes seines Wohlthäters über die Psalmen von 1470. Der gelehrte Bischof von Teramo, Jos. Anton Campanus, war der Corrector mehrerer Werke, die H. bis 1471 druckte (Bayle, Diction. „Campanus“), ein Beweis, wie hoch damals der typographische Beruf geehrt wurde, zugleich aber auch, wie H. für die Gelehrten Roms und Italiens ein erwünschter Mittler war, um die werthvollen Schriften der Alten, die im Moder liegend und vernachlässigt Gefahr liefen, zu Grunde zu gehen, diesem Schicksale zu entreißen. Eines der letzten Werke, die H. noch allein im Druck besorgte, ist (Goedeke, Gr. I. 140) die „Margarita poetica des Albrecht v. Eyb“, das vom 20. November 1475 datirt ist. In der Folge schloß H. mit seinem Schüler und Gehülfen Simon Nicolaus de Lucca einen Gesellschaftsvertrag und Beide druckten nun zuerst in dem Hause des Taliacoris, später in dem des Giovanni Filippo de Lignamine aus Messina, eines der gelehrtesten Einwohner Roms, noch eine Menge guter Werke, welche letzterer durchsah und corrigirte, bis dieser endlich selbst eine eigene Druckerei errichtete. Ein vollständiges Verzeichniß aller durch H. allein gedruckten (10) Werke gibt Maittaire in seinen Annalen, darunter auch mehrere Schriften Cicero's. Weil sich H. auch zuweilen „Gallus“ schrieb, so glaubten die Franzosen, ihn für sich beanspruchen und einen „Le Coq“ aus ihm machen zu dürfen, allein in den Schlußschriften der von ihm gedruckten Werke unterschrieb er sich (vergl. Justiniani Institutiones 1475) ausdrücklich: „Udalricus Gallus Alamanus alias Han ex Ingelstat Civis Wienensis“, auch blos Ulr. H. oder Haan (so in den Meditationes). Uebrigens wetteiferte H. in Bezug auf äußere und innere Vollendung seiner Drucke mit seinen Zeitgenossen auf das rühmlichste, wie er denn auch mit Johann von Speyer (vergl. d. Art.) und besonders Janson die sogen. Antiqua, die seine deutschen Landsleute Konrad Sweynheym und Arnold Pannarz in Rom aufgebracht hatten, vervollkommnete, wozu ihnen wahrscheinlich die besseren Manuscripte, die sie in Italien gefunden, zum Vorbilde gedient hatten. — Ein sonst völlig unbekannter Venediger Buchdrucker, Wilhelm Gallus, der nur einmal (Litterar. Anzeiger 1806, 385—386) unter dem Jahre 1477 als Drucker des Simonis Dalmatae opusc. de baptismo vorkommt, scheint ein Anverwandter oder Abkömmling des Ulrich H. gewesen zu sein; eben so wirkte ein Drucker Simon Haan um das J. 1632 zu Straubing (Serapeum 1864, 256) und bekannt ist der Frankfurter Buchhändler Weygandt Han um 1560, der u. a. auch eine Bearbeitung des Brant'schen Narrenschiffes (Zarncke, N. S. XCIII) erscheinen ließ (s. u.).

G. Ad. Schimmer, Ueber den Buchdrucker Ulr. Han, Wien 1862. Litterar. Museum II. 551—58. Serapeum 1862, 139; 253—54. Murr, Memorabil. I. 261—62. Maittaire, Ann. I. 52; IV. 15. Schelhorn, Ergötzl. II. 551. 554. J. Franck.

Han: Weigand H., Buchdrucker in Frankfurt a. M., war der Sohn des Buchbinders Georg H. Seine Mutter hieß Margarethe und war in erster Ehe mit dem Buchdrucker Niclas Hueter aus Annaberg verheirathet, dann mit dem Buchbinder Georg Han und seit 5. Juli 1540 mit dem Buchbinder Hermann Gülfferich. Dieser Letztere leistete den 14. August 1540 den Bürgereid, wurde später Buchdrucker in dem Hause „zum Krug in der Schnurgasse“, wie er selbst seine Firma auf den von ihm gedruckten Büchern bezeichnet. Das Haus seiner Thätigkeit lag eigentlich in der Sonnenbergergasse, welche jetzt Kruggasse heißt, doch nannte er die wahrscheinlich bekanntere Schnurgasse für die schmale, namentlich nach auswärts, unbekannte Sonnenbergergasse. Er war der Drucker vieler Volksbücher. Sein Todesjahr ist nicht mit voller Bestimmtheit festzustellen, doch dürfte es wol das J. 1556 gewesen sein. Sein Buchdruckerzeichen von Hans

Brosamer, welcher überhaupt sehr viel für ihn arbeitete, geschnitten, stellt einen halben, nackten, bärtigen Mann vor, welcher eine Fackel schwingt. In welchem Jahre Weigand H. geboren ist, läßt sich nicht feststellen; am 8. Juli 1549 heirathete er eine Weingärtnerstochter aus Sachsenhausen (Vorstadt von Frankfurt a. M.). Zehn Jahre später (12. Juni 1559) vermählte sich seine Schwägerin, die Schwester seiner Frau, mit dem Buchdrucker Simon Hueter, jedenfalls ein Verwandter des oben erwähnten Niclas Hueter, des ersten Mannes der Mutter Han's und schwört dieser am 24. Juli 1549 den hiesigen Bürgereid. Gleichwie bei seinem Stiefvater Hermann Gülfferich, sind die Haupterzeugnisse seiner Presse Volksbücher, und da seine Druckerei sich auch im Hause „zum Krug“ befand, so kann angenommen werden, daß er das Geschäft seines Stiefvaters für eigene Rechnung benützte. Sein Tod fällt Ende des J. 1562 oder Anfang des J. 1563. Ein Buchdruckerzeichen scheint er während seines Lebens nicht geführt zu haben. Nach seinem Tode verbinden sich seine Erben: seine Wittwe Katharina mit fünf unmündigen Kindern, seine Mutter Margarethe, Gülfferich's Wittwe, mit dem Buchdrucker Georg Rab, welcher am 14. April 1562 das Haus zum Krug gekauft hatte, zu einer Handelsgesellschaft, welcher sich auch im darauffolgenden Jahre Sigmund Feyerabend anschließt. (Dieser hatte schon im J. 1560 mit H. die erste Ausgabe des Heldenbuches verlegt.) Diese sogenannte „Compania“ dauerte bis zum J. 1568, nachdem vorher im J. 1566 die Wittwe Han's den aus Jena geflüchteten Thomas Rebart geheirathet hatte und aus der Compagnie ausgeschieden war. (Sie starb am 19. April 1568.) Das Buchdruckerzeichen dieser Handelsgesellschaft war: die Fama (Feyerabends) und der Hahn und der Rabe als sprechende Symbole. Seinen ältesten Sohn Kilian († 1571) finden wir bald selbständig, bald in Verbindung mit Thomas Rebart als Buchdrucker.

Vgl. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt, S. 53 u. 54. Nachtrag S. 28. Lersner, Chronik von Frankfurt I. 1. S. 572 u. II. 2. S. 15. Münden, Historischer Bericht, Frankfurt 1741, S. 191 u. 197. Geßner, Buchdruckerkunst III. 273. St. Seibt, Notizen zur Culturgeschichte d. zweiten Hälfte des 16. Jahrh. mit bes. Beziehung auf Frankfurt, 1874. H. Pellmann's handschriftliche Collectaneen zur Geschichte des Frankfurter Buchhandels im 16. Jahrh. (Frankfurter Stadtarchiv). Kelchner.

Hanau: Johann H., als Buchdrucker in Frankfurt a. O. nachweisbar von 1509—28. Anfangs verlegte er vorzugsweise die Schriften der damals an der neu begründeten Universität versammelten Humanisten, eines Joh. Rhegius, Aesticampianus, Publius Axungia (Schmerlin), Herm. Trebellius u. A. Auch veranstalteten die beiden zuletzt Genannten 1510 in seiner Officin den Druck von Huttens Querelae, an deren Schluß H. sich Hutten's Landsmann (conterraneus) nennt, so daß der Name H. weniger die Familie, als den Ort der Herkunft zu bezeichnen scheint. Später, als die humanistische Richtung an der Universität an Boden verlor, druckte H. auch theologische Werke, wie das „Viaticum Lubucense“ (2 voll. 8. 1513) und mehrere antireformatorische Werke Redorfers und Wimpina's. Schwarze.

Hanau: Johann Reinhard Graf von H., 1599—1625, ist der Gründer des protestantischen Gymnasiums von Buchsweiler, d. h. der kleinen Haupt- und Residenzstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, im Unterelsaß. Schon einige seiner Vorfahren hatten im Laufe des 16. Jahrhunderts der Reformation Vorschub geleistet, so Philipp IV., der sich am Abschluß des Religionsfriedens (1555) betheiligte, und im J. 1573 eine Verfügung erließ, die bis zur französischen Revolution maßgebend für sämmtliche Consistorien der kleinen Herrschaft blieb. — † am 19. Febr. 1590. Sein Sohn, Philipp V., zu Tübingen erzogen, zeigte ebenso großen Eifer für den neuen Glauben. Joh. Reinhard H. aber setzte den Werken seiner

Vorgänger die Krone auf. Das Buchsweiler Gymnasium hielt sich bis 1792 aufrecht, und wurde eine bedeutende Gelehrtenschule für Geistliche und Laien. Mehrere Notabilitäten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verdankten dieser Schule ihre Bildung; der Einfluß zog sich in das laufende Jahrhundert herüber (v. Schoell). — Unter Wolfgang Philipp, Sohn des Joh. Reinhard, wurde das Elsaß zum Schauplatz der Verwüstung; der Graf von Hanau-Lichtenberg, nachdem er sich an der Spitze eines Partisanencorps zu bewähren gesucht, zog sich zuerst a. 1636 nach Straßburg zurück, und starb, gebrochenen Herzens, zu Buchsweiler a. 1641. — Dasselbe Unwetter war auch über die hanauischen Ländereien auf dem rechten Rheinufer und in der Wetterau, wo die reformirten Hanau-Müntzenberger ansässig waren, losgebrochen. — Das Residenzstädtchen Hanau hatte eine Bevölkerung von geflüchteten protestantischen Franzosen aufgenommen; es blühte auf durch seine Industrie, wurde mit einem Gymnasium, nach dem Muster des elsassischen Buchsweiler bedacht. Es hatte von beiden Parteien, den Schweden und den kaiserlichen Truppen viel zu leiden. Im J. 1641 – 42 trat die Eventualität ein, wogegen durch einen im J. 1610 bereits zwischen Wolfg. Philipp von Hanau-Lichtenberg, und Philipp Ludwig von Hanau-Müntzenberg, abgeschlossenen Vertrag vorgebeugt werden sollte; beide Ländereien wurden, der Zersplitterung zuvorzukommen, in eine Hand vereinigt. Dieser Act wurde durch Friedrich Casimir von Müntzenberg vollzogen (s. Müntzenberg, Friedrich Casimir). Ein launenhafter, verschwenderischer, mit Gründungsplänen am Orinoko umgehender Herr! Er war auf dem Punkte, die Hanau-Lichtenbergische Grafschaft dem Herzog von Lothringen zu verpfänden; da erhob sich seine Schwägerin, die Wittwe des letztverstorbenen Grafen von Lichtenberg, und bethätigte sich als Vertheidigerin ihrer beiden Söhne, der Neffen Friedrich Casimirs. Sie versammelte, auf Schloß Lasteritz, die Delegirten der Grafschaft, und brachte es zu einem Vertrag mit dem Oheim. Nach des letzteren Tode (1685) theilten sich die Neffen in die Gesammterbschaft; Philipp Reinhard erhielt Müntzenberg, Joh. Reinhard II. Lichtenberg. Nach dem Tode seines Bruders Philipp Reinhard (1712) vereinigte letzterer die gesammten Ländereien der doppelten Grafschaft. Aber auch seine Ehe mit einer brandenburgischen Prinzessin war ohne männliche Erben. Unliebsame Streitigkeiten mit Hessen-Cassel wegen „Müntzenberg" standen bevor. Während dem 30jährigen Krieg hatte Maria Elisabeth, Schwester des Grafen von Müntzenberg, den Landgrafen Ludwig Wilhelm von Hessen-Cassel, geheirathet, und sich durch einen Pakt von 1643 für geleistete Dienste verpflichtet. Joh. Reinhard (II.) sah sich nach einem anderen Beschützer um; er vergab 1717 die Hand seiner einzigen Tochter Charlotte Christine an den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt (nachmals Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt). Als er, den 28. März 1736, mit Tode abging — zehn Jahre nach dem schon 1726 erfolgten Abscheiden der Tochter — trat der hessen-darmstädische Prinz unbehindert in die Rechte seines Schwiegervaters auf Lichtenberg ein. Bereits seit 1730 war die Stadt Hanau von hessischen Truppen besetzt.

Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg von Lehmann, 2 Bde. mit Stammtafeln, in 8°, Mannheim 1862—63. L. Spach, Le château et le Comté de Hanau-Lichtenberg. Oeuvres choisies Tom. III. p. 339 u. ff. und im Bulletin de la société historique d'Alsace. Volume III. p. 1 u. ff. Geographische Beschreibung der Grafschaft Hanau-Müntzenberg und Geschichte der ehemals regierenden Herren und Grafen zu Hanau überhaupt, mit den daher entstandenen müntzenbergischen und lichtenbergischen Linien, nebst einer neuen Landkarte und Geschlechtstafel. Hanau 1782. 1 Bd. in 8°. Spach.

Hanau: Salomon Jehuda Leib Cohen H., aus Hanau gebürtig, starb nach vielen Reisen durch Deutschland und Italien am 1. Septbr. 1746 in

Hannover, ungefähr 60 Jahre alt. Er verfaßte sieben Werke über die Grammatik der hebräischen Sprache, welche mehrmals aufgelegt wurden. Sein erstes Werk „Binjan Schlomo“ verfaßte er in seinem 20. Lebensjahr, es wurde 1708 in Frankfurt a. M. mit Approbation vieler Rabbiner gedruckt. Wolf (Bibl. hebr. I. 1053) sagt von diesem Werke: „Digna quoque quae Christianis evolvatur“. Wenn nun auch in unserer Zeit diesem Lobe nicht allseitig zugestimmt wird, so sind doch Hanau's grammatische Erklärungen zu fast allen zerstreuten sprachlichen Bemerkungen im Talmud und Midrasch nicht zu unterschätzen. Nach Wolf a. a. O. hätte das Frankfurter Rabbinat gedroht, diese Schrift zu verbrennen, wenn H. nicht die verletzenden und geringschätzenden Ausdrücke, die er sich in seinen Kritiken gegen die alten Exegeten und Grammatiker erlaubt habe, widerrufe. Luzzatto bemerkt hiergegen (Prolegomeni 61), daß von einem Widerruf sich nirgends etwas fände und H. auch in seinen späteren Schriften seine kritische Sprache nicht gemäßigt habe. In der That aber liegt uns auf einem Octavblättchen der verlangte Widerruf, in Frankfurt gedruckt, vor Augen. In einer Schrift „Schaare Tefillah“ hat H. die täglichen jüdischen Gebete sprachlich verbessert; ein Verfahren, das viele Streitschriften hervorrief. Der streitsüchtige Jacob Emden beschuldigte ihn sogar (Vorwort zu Luach Eres) die rabbinischen Approbationen gefälscht zu haben. Raphael Kirchheim.

Hand: Ferdinand Gotthelf H., Philolog und Aesthetiker, geboren zu Plauen im Voigtlande am 15. Februar 1786, † am 14. März 1851 zu Jena. Auf dem Gymnasium zu Sorau, wo sein Vater, Johann Christian H., seit 1798 die Stelle eines Superintendenten bekleidete, zu akademischen Studien tüchtig vorbereitet, bezog H. 1803 die Universität Leipzig, wo er sich philologischen und philosophischen Studien mit größtem Eifer widmete. Seine Hauptlehrer waren Gottfried Hermann und der früh verstorbene Philosoph Friedrich August Carus, dem er später durch die Herausgabe seines litterarischen Nachlasses und eine vorangeschickte Biographie (Leipzig 1808—10, 7 Bde.) ein dankbares Denkmal gesetzt hat. Als Schüler Hermann's wurde er auch Mitglied seiner griechischen Gesellschaft, die damals sehr strebsame jüngere Männer, die später berühmte Gelehrte geworden sind, Passow, Seidler, Fr. Thiersch, Weiske u. A. zu ihren Genossen zählte. Nachdem H. 1807 die philosophische Doctorwürde zu Jena erworben hatte, habilitirte er sich 1809 durch Vertheidigung der Abhandlung „Observationes in Catulli carmina“ an der Universität zu Leipzig und begann in philologischen und philosophischen Vorträgen eine gedeihliche akademische Thätigkeit, die er nur ungern, durch äußere Verhältnisse gedrängt, wieder unterbrach. Als nämlich Franz Passow, der seit 1807 Professor am Gymnasium in Weimar war, einem Rufe als Director des Conradinums in Jenkau bei Danzig im J. 1810 folgte, wurde H. auf Passow's Vorschlag eingeladen, in die erledigte Stelle einzutreten. Als Gymnasiallehrer erwarb er sich mit seinem eng befreundeten Collegen Johannes Schulze viele Verdienste um die Hebung der Anstalt und bildete manchen dankbaren Schüler heran. Sein Lieblingswunsch, wieder zur akademischen Lehrthätigkeit zurückzukehren, wurde endlich 1817 erfüllt, wo er zum außerordentlichen Professor der Philosophie und griechischen Literatur in Jena ernannt und bald darauf zum ordentlichen Professor und Mitdirector des philologischen Seminars befördert wurde. Als Mann von seiner allgemeiner Bildung erhielt er 1818 den ehrenvollen Auftrag, den Unterricht der Prinzessinnen von Sachsen-Weimar, Auguste (der späteren Kaiserin) und Marie (später Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen) zu übernehmen, zu welchem Behufe er wöchentlich zwei Tage in Weimar zubrachte. Auch in dieser Stellung fand er sich auf seinem Platze, so daß er die Prinzessinnen 1824 auf einer Reise nach Petersburg begleiten durfte. Eine Frucht dieser Reise, die sich auf ein Jahr

ausdehnte, war sein Werk: „Kunst und Alterthum in Petersburg“ (Weimar 1837), von dem aber nur ein erster Band erschienen ist. — Für Jena erwarb sich H. nicht blos als gründlicher und vielseitiger akademischer Lehrer, sondern auch als Förderer so mancher gemeinnützigen Institute viele Verdienste. Ihm verdankte man auch die Stiftung eines Gesangvereins; denn er war auch ein begeisterter Freund und gründlicher Kenner der Musik, wie seine viele geistreiche Ideen enthaltende „Aesthetik der Tonkunst“ (1837—41, 2 Bde.) beweist. Das Werk ist zwar jetzt veraltet, hatte aber insofern eine große Bedeutung, als H. eigentlich der erste gewesen ist, der eine musikalische Aesthetik eingeführt hat. Seine übrige literarische Thätigkeit war nicht gerade eine ausgedehnte. Als Vorläufer einer großen kritisch-exegetischen Ausgabe des Dichters Papinius Statius gab er eine vermehrte und mit zahlreichen Anmerkungen ausgestattete Ausgabe von J. Fr. Gronovii Diatribe in Statii Silvas heraus (Leipzig 1812 in 2 Bden.); von der versprochenen Ausgabe des Dichters selbst erschien nur ein erster Band (Statii carmina, Lips. 1817), der trotz seines beträchtlichen Umfangs nur die drei ersten Gedichte des ersten Buchs der Silvae enthält. Daß jedoch H. seinem Dichter nicht völlig untreu geworden ist, beweisen zwei spätere Programme von ihm: „Statii Hercules Epitrapezios cum commentariis“, 1850 und „I. Gruteri suspiciones in Statii Thebaidis librum I cum animadversionibus“, 1851. Sein in zweiter Auflage 1839 in Jena erschienenes „Lehrbuch des lateinischen Styls“, dem sich ein praktisches „Handbuch für Uebungen im lateinischen Styl“ anschloß, enthält viele feine Bemerkungen, ist aber zu philosophisch angelegt, als daß es für den praktischen Bedarf einen nachhaltigen Erfolg hätte erzielen können. An zu feinen philosophischen Distinctionen leidet auch das übrigens sehr verdienstliche Hauptwerk Hand's: „Tursellinus seu de particulis latinis commentarii“ (Vol. I—IV. 1829—45), das leider ein Torso geblieben ist.

Heinrich Döring im Neuen Nekrolog der Deutschen, 29. Jahrg., I. S. 226—240. Halm.

Händel: Georg Friedrich H., s. am Schluß des Bandes.

Händel: Gottfried H., Theologe und Liederdichter, wurde am 17. Nov. 1644 zu Bayreuth (nach anderer Angabe im J. 1635) geboren, ward zuerst Pfarrer in Thüsbronn und Hetzelsdorf, dann (1666?) in Frauen-Aurach, kam im J. 1670 als Prediger und Professor nach Heilsbronn und wurde von hier im December 1674 als Consistorialrath, Hof- und Stiftsprediger nach Ansbach berufen, wo er nicht lange hernach auch Generalsuperintendent wurde. Im Jahre 1677 wurde er in Wittenberg zum Doctor der Theologie gemacht. Nachdem er im Jahre 1695 seine hohen Kirchenämter niedergelegt, übernahm er die Stelle eines Stadtpredigers in Ansbach und starb am 14. September 1698. Er hat mehrere Erbauungsschriften herausgegeben, in welchen sich auch geistliche Lieder von ihm befinden, von welchen dann einige z. B. ins Ansbacher Gesangbuch vom J. 1700 aufgenommen sind. Ein Lied von ihm: „Du fährst gen Himmel, Jesu Christ, die Stätt mir zu bereiten“, findet sich auch im zweiten Theil des Freylinghausen'schen Gesangbuches. (Jöcher II. Sp. 1309. Wetzel, Hymnopoeographia I. S. 367. Ersch und Gruber, 2. Sect. 2. Thl. S. 80.)

H. ist nicht zu verwechseln mit seinem Sohn und Nachfolger in der Ansbacher Generalsuperintendentur, Christoph Christian H.; dieser Sohn war es, der wegen seines heftigen und ungeschickten, wenn auch nicht grundlosen Auftretens gegen den Markgrafen Wilhelm Friedrich von Ansbach zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt ward und im Gefängniß im J. 1734 starb. Ueber ihn vergl. Adelung II. Sp. 1711 f., wo auch seine Schriften aufgeführt sind.

l. u.

Handl: Jacob, s.: Gallus, Jacob, Bd. VIII S. 346.

Handtke: Friedrich H., Kartograph, geb. am 7. December 1815 zu Pförten (Niederlausitz), † am 25. Januar 1879 zu Glogau. H. begann seine Laufbahn als Feldmesser und erhielt die erste Gelegenheit zur Entfaltung seiner geographischen und kartographischen Talente in der preußischen Armee, aus der er nach Ableistung seiner Dienstpflicht 1838 in das Buchhändlergeschäft von Flemming in Glogau übertrat. Treffliche mathematische Bildung, Fertigkeit in den Netzconstructionen und der Terrainzeichnung, sehr ausgedehnte Sprachkenntnisse (er hatte außer den Culturspracben noch polnisch, russisch und türkisch bewältigt), befähigten ihn den kartographischen Theil der Unternehmungen dieser Buchhandlung mit Erfolg zu leiten. Theils von ihm selbst gezeichnet, theils unter seiner Leitung wurde von derselben eine große Menge von Karten herausgegeben, von denen ein zu seiner Zeit mustergültiger Schulatlas, dann der Sohr-Berghaus'sche Atlas in 100 Blättern, eine Anzahl Schulwandkarten und eine Karte der europäischen Türkei in 20 Blättern (1 : 600,000), vor Allem aber die berühmte Reymann'sche Karte (1806 begründet) zu nennen sind. Diese letztere einzige Karte von Mitteleuropa in großem Maßstabe (1 : 200,000) ging 1844 aus der Erbschaft des damaligen Directors des trigonometrischen Büreau's, Oberst v. Oesfeld, in den Besitz der Flemming'schen Buchhandlung und in die Leitung Handtke's über. Bis zum Uebergang dieses großartigen Unternehmens in den Besitz des königl. preußischen großen Generalstabs (1874) wurde dasselbe um 260 Karten bereichert, von denen H. allein nicht weniger als 168 gezeichnet hat. Auch nach dieser Besitzänderung blieb H. Dirigent des großen Kartenwerkes, das die deutschen Armeen auf ihren Kriegs- und Siegeszügen der letzten Jahrzehnte begleitet hatte. Der durch Genauigkeit und eine Anzahl von praktischen Vorzügen ausgezeichneten Reymann-Handtke'schen Karte gebührt ein nicht geringer Theil des Verdienstes, den an den Erfolgen unserer Armeen die Ausrüstung derselben mit guten und vielen Karten hatte. Wenn es H. nicht beschieden war, neue Bahnen in der Kartographie zu eröffnen, so war es dafür ein nicht kleiner Lohn seiner treuen und tüchtigen Arbeit, daß dieselbe zu einem Werke von anerkannter nationaler Bedeutung und Nützlichkeit geführt hat.

Privatmitth. von C. Flemming in Glogau. Ratzel.

Hane: Philipp Friedrich H., Dr. und Professor der Theologie in Kiel, geb. am 2. Febr. 1696 zu Belitz in Mecklenburg, eines Predigers Sohn. Er besuchte das Gymnasium in Hamburg und studirte dann Theologie in Rostock und Jena, wo er 1718 die Magisterwürde erlangte. 1723 habilitirte er sich an der Kieler Universität, ward daselbst 1724 Universitäts-Bibliothekar, 1725 prof. ord. der Kirchen- und Civilgeschichte, 1730 zugleich extraord. der Theologie und Dr. theol., 1733 Oberconsistorial- und Kirchenrath, 1758 ordin. der Theologie. Er hat bis 1758, da er in den Ruhestand trat, fleißig gelesen. Die Kirchengeschichte war sein Hauptfach. Von ihm erschien: „Das Leben und die Thaten Ignatii Lojolä", 1721; „Historia critica Aug. Conf.", 1732; „Gedenkmal der holsteinischen Jubelfreude wegen der vor 200 Jahren übergebenen A. C.", 1731. Aufsehen erregte seiner Zeit sein Hauptwerk: „Entwurf der Kirchengeschichte N. T., sowie solche in den erfüllten und aufgeklärten Weissagungen der göttlichen Offenbarung St. Johannis enthalten sind", 1768—72, 3 Theile. In dieser Schrift wird der Text der Apocalypse zergliedert, der Wortverstand weitläufig explicirt und die Erfüllung aus der Kirchengeschichte nachgewiesen, so daß der Titel besser hieße: „Erläuterung der Offenbarung Johannis aus der Kirchengeschichte." S. B. Fehre schrieb dagegen: „Bescheidene Anmerkungen", 1768, 1770, 2 Bde., um Bengel's bekannte Ansichten gegen die Hane's zu vertheidigen, worauf der

Verfasser nach einer Aeußerung in der Vorrede zum zweiten Theile zu antworten nicht für nöthig fand, da die Anmerkungen nur Bekanntes vorbrachten. Auch verfaßte er eine Schrift, die den Titel führt: „Die zehnjährige Glückseligkeit der cimbrischen Musen, bei der geführten allerhöchsten Vormundschaft Ihrer Kaiserl. russischen Majestät“ 1773, in Veranlassung des Austausches des Großfürstlichen Antheils von Schleswig-Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. H. starb in Kiel am 27. September 1774. Carstens.

Haneberg: Daniel Bonifacius v. H., Bischof von Speyer, geb. zur Tanne, einem Weiler der Pfarrei Lenzfried in Schwaben, am 17. Juni 1816, besuchte das eine Stunde entfernte Gymnasium in Kempten, ohne das väterliche Haus zu verlassen, indem er den Weg hin und zurück sieben Jahre (1827—34) auch nicht einen Tag unterließ. Vom fünften Jahre seiner Studien an trat er in hebräisch geführten Briefwechsel mit einem rabbinisch gebildeten jüdischen Lehrer, las das Buch Jezira (sepher jezirah, d. i. das Buch der Schöpfung) und den Sohar, und machte sich mit dem Syrischen, Arabischen und Persischen so weit vertraut, als es die Hilfsmittel der Kemptener Stiftsbibliothek ermöglichten. Um sich hierin zu vervollkommnen brachte er das letzte Jahr seiner Gymnasialstudien in München zu (1834/35). An der Universität verkehrte er viel mit Griechen, durch die er des Neugriechischen vollkommen Meister wurde, war thätiges Mitglied eines Dichterkränzchens (Iduna), hörte Chinesisch und Sanskrit neben den obligaten philosophischen Fächern mit einer Anstrengung und Hast, daß seine Gesundheit zu erliegen schien und, wie er selbst meinte, nur durch ein Wunder erhalten wurde. Als Candidat der Theologie übersetzte H. Wiseman's 1836 erschienenen „Vorträge über die vornehmsten Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche“ (mit einem Vorworte von Döllinger, 1837; 3. Aufl. 1867), veröffentlichte in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes (Götting. 1837. I, 2) eine Studie: „Die sinesischen, indischen und tibetanischen Gesandtschaften am Hofe Nuschirwan's nach Alwardi“ (Text, Uebersetz., geschichtliche Notizen), lieferte zu Döllinger's akademischer Abhandlung: Muhammed's Religion (1838) Excerpte aus arabischen Handschriften, und vieles Andere nebst Gedichten in die theologische Zeitschrift Sion, auch in Verbindung mit Weinhart eine Uebersetzung von Wiseman's „Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Offenbarung“ (3. Aufl. 1856). Am 29. August 1839 wurde H. Priester, noch in demselben Jahre Privatdocent, im darauf folgenden außerordentlicher und 1844 ordentlicher Professor der alttestamentlichen Exegese, wozu 1845 die Function eines Universitätspredigers kam. 1841 veröffentlichte die Akademie seine Abhandlung über die in einer Münchener Handschrift aufbehaltene arabische Psalmenübersetzung des R. Saadia Gaon (4. 49 S. und 8 S. arab. Text), und Allioli die beiden ersten Abtheilungen seines „Handbuches der biblischen Alterthumskunde“, zu dem H. die religiösen Alterthümer geliefert hatte, deren zweite Auflage (1869) als ganz selbständiges Werk zu betrachten ist. An dem von den Professoren der theologischen Facultät herausgegebenen Archiv für theologische Litteratur (Regensb., Manz) betheiligte er sich mit Abhandlungen, Recensionen und kurzen Anzeigen, in gleicher Weise am Herder'schen Kirchenlexikon (1847—56). Leider ging das Archiv schon mit Schluß des zweiten Jahrganges (1843) wieder ein. Die Last der Arbeit lag vorzugsweise auf den Schultern Stadlbaurs, der die Redaction übernommen hatte, und Haneberg's, der sich mit Ueberanstrengung seiner Kräfte diesem undankbaren Unternehmen hingegeben hatte. Aus dem Jahre seiner Ernennung zum ordentlichen Professor (1844) stammt die „Einleitung ins alte Testament“. In gänzlicher Umarbeitung zugleich mit Einschluß des neuen Testamentes erschien das mit Beifall aufgenommene Werk 1849 unter dem Titel „Versuch einer Geschichte der biblischen Offenbarung“, zweite

und dritte Auflage (1854, 1863) unter dem Titel: „Geschichte der biblischen Offenbarung"; die Veröffentlichung der vierten, von Weinhart herausgegebenen Auflage (1876) hat H. nicht mehr erlebt. Vor Vollendung des letzten Druckbogens starb er. Die 1845 gegründete deutsche morgenländische Gesellschaft veröffentlichte außer kurzen brieflichen Nachrichten drei von ihm eingereichte Abhandlungen: „Die Verehrung der zwölf Imame bei den Schiiten" (arab. Text, Uebersetz., Erläuterungen 1848); „Drei nestorianische Kirchenlieder" (syr. Text, Uebersetz., Anmerkungen); „Ali Abulhasan Schadeli" (zur Geschichte der nordafrikanischen Fatimiden und Sufis, 1852). Die königliche Akademie zu München, deren Mitglied er 1848 wurde, enthält in ihren Denkschriften seine Festrede „Ueber das Schul- und Lehrwesen der Muhammedaner im Mittelalter" (1850); „Erörterungen über Pseudo-Wakidi's Geschichte der Eroberung Syriens" (1860, 4); „Ueber das Alter der sogenannten Theologia Aristotelis nach dem Ichwân uç-çafâ (Sitzungsber. 1861) und über das neuplatonische Werk „Theologie des Aristoteles" (Sitzungsber. 1862, S. 1—12); „Die neuplatonische Schrift von den Ursachen" (liber de causis, angekündigt 1863, mitgetheilt im Sitzungsber. 1863, S. 361—88); „Zur Erkenntnißlehre des Ibn Sina (Avicena) und Albertus Magnus" (angekündigt im Sitzungsber. 1865, veröffentlicht in den Abhandlungen 1866, S. 191—268, 18 Seiten arabischer Text); „Ueber das Verhältniß des Ibn Gabirol zur Encyclopädie (resâil) ichwân uç-çafa (d. i. Abhandlungen der aufrichtigen oder lautern Brüder, Sitz. v. 7. Juli 1866, S. 73 bis 102); „Das muslimische Kriegsrecht" (1871, 5 Seiten arabischer Text). Am Bonner Litteraturblatt (1866—70) betheiligte er sich mit 17 Anzeigen und Recensionen; das Schriftchen gegen Renan (1864) verfaßte er im Auftrage der katholischen Gelehrtenversamlung in München (28. Sept. bis 1. Oct. 1863); eine Frucht seiner Afrikareise waren drei Vorträge im Odeon und zwei Vorträge in der Akademie, welche letztere gedruckt wurden: „Anzeige neuerer Arbeiten über punische Alterthümer" (mit einer Tafel: Die Umgebung von Tunis, Sitzungsb. 1863 S. 18—46); „Punische Inschriften" (mit zwei Inschrifttafeln, Sitzungsb. 1864 S. 299—304). Eine andere Frucht seines (dritten) Aufenthaltes in Rom war die Schrift: „Canones S. Hippolyti arabice e codicibus romanis cum versione latina et prolegomenis" (1870, sumptibus academiae reg. Boicae), der ein Vortrag in der Akademie voranging: „Ueber arabische Canones des heiligen Hippolytus" (1869 S. 31—48). Ein freier Vortrag lag in der Natur Haneberg's. Im unmittelbaren Ergusse dessen, was er erforscht und meditirt hatte, wurzelte die immer neue Anziehungskraft, welche sein Wort über die Zuhörer trotz des spröden Stoffes alttestamentlicher Exegese ausübte. Ihm selbst war es nicht zum Vortheil, weil er nie dahin kam, den Stoff der Vorlesung genau zu fixiren. Er fing mit jedem Jahre von neuem an, auch bei Collegien, die jährlich gelesen wurden, und häufte so eine Masse handschriftlichen Materiales in Fragmenten auf, aus dem, wie einem Thohuwabohu, nur er eine lebendige Welt hätte schaffen können. Zu seiner akademischen Wirksamkeit kam noch eine viel weiter reichende, Beichte zu hören, Kranke zu besuchen, Sterbenden beizustehen wurde er nicht müde. Das unbegrenzte Vertrauen, welches ihm der Religion entfremdete Gemüther, wie reine, edle, erleuchtete Seelen bis in die allerhöchsten Gesellschaftskreise hinauf entgegenbrachten, rührte nicht daher, daß man ihn zu den sogenannten „guten Herrn", die's nicht genau nehmen, zählte, sondern weil seine ganze Persönlichkeit, die unwillkürlich an den heiligen Franz von Sales erinnerte, und gleichsam die ihn umgebende Atmosphäre eine wohlthätig beruhigende Wirkung auf schwer Geprüfte, Leidende, mit Glaubenszweifeln Ringende ausübte. Den größten Einfluß außerhalb des akademischen Hörsaales übte H. durch seine Predigten. Es war nicht der Reiz der Sprache Massillon's, nicht die

Kunst Bourdaloue's, nicht die Kraft Bossuet's. Der Zauber seiner Rede lag im Geheimnisse seiner Persönlichkeit. Jede Predigt offenbarte sich als überzeugungsvollstes Eigenthum; sein Inneres quoll über von lebendigem Wasser, das Leben gebend in die Herzen der Zuhörer überströmte. Seine Predigten und Anreden bei den verschiedensten Anlässen, besonders bei Leichenbegängnissen, Vermählungen und außerordentlichen religiösen Feierlichkeiten sowol öffentlicher als privater Natur beliefen sich in die Tausende. Dies und die sonstigen mannigfachsten Ansprüche, die von allen Seiten an ihn gemacht wurden, preßten ihm oft die wehmuthsvollsten Klagen aus. „Mein Geist ist erschöpft. Verflossene Woche predigte ich viermal; doch nicht von daher allein kommt meine Niedergeschlagenheit. Die vielen Arbeiten reiben mich auf; Monate vergehen. Die Mühen nehmen zu, nichts eines tüchtigen Mannes Würdige bringe ich zu Stande." Der Eintritt in das neuerrichtete Benedictiner Stift St. Bonifacius (1851) brachte nicht jene Lossagung von der Welt mit sich, um, wie H. meinte, am Abende seines Lebens mit dem ehrwürdigen Beda sagen zu können: Unter Beobachtung der klösterlichen Lebensordnung und neben dem täglichen Chorgesange in der Kirche war es immer ein süßer Genuß für mich, zu lernen, zu lehren und zu schreiben. Im Gegentheile wurde die Arbeitslast drückender, da zu dem ungehemmten Andrange von außen unter Beibehaltung des akademischen Lehramtes die Ordensübungen und bald auch (1854) die abtliche Führung eines im Werden begriffenen Klosters mit zwei getrennten Erziehungsinstituten hinzukamen, auch die briefliche Correspondenz stetig wuchs, so daß die eingetragenen Briefe in vierthalb Jahren die Zahl von 3000 Nummern um ein Beträchtliches überstiegen. In Missionsangelegenheiten liegen lateinische, französische, italienische und viele arabische Briefe vor, die regelmäßig in derselben Sprache beantwortet wurden. Die Bewältigung all dieser, oft sorgenvollen Geschäfte erklärt sich nur aus einer Geistesgewandtheit und Arbeitskraft, die fast ohne Beispiel ist, aber voraussichtlich doch erliegen mußte, da er in strenger Ascese viel zu wenig aß und trank. H. arbeitete von morgens 4 Uhr bis nachts 9 oder 10 Uhr ohne andere Erholung, als die ihm von der Natur abgezwungen wurde, wenn er auf hölzernem Stuhle sitzend in einen kurzen, keineswegs erquickenden Schlaf fiel oder einen kurzen Spaziergang im Conventsgarten machte. Naheten die Ferien und drangen Hausgenossen und Freunde in ihn, sich auf einige Wochen ein Asyl auszuwählen, oder hatte er selbst im Gefühle äußerster Ermattung solche Gedanken gefaßt: wie es zur Ausführung kommen sollte, hielt ihn die Besorgniß, ein böses Beispiel zu geben, davon ab. Meine Brüder, waren dann seine Worte, haben auch keine Ferien; oder: Gebt mir Zeit zum Studium, dies ist meine Erholung. Im J. 1861 (29. Januar bis 9. April) machte H., in der Absicht eine Mission zu gründen, eine Reise nach Algier und Tunis. Furchtbare Stürme brachten ihn mehr als einmal in die größte Lebensgefahr. Die Missionsstätte zu Porto Farina, nahe am alten Karthago, die er endlich mit Mühe und großen Kosten erhielt, mußte nach einigen Jahren wieder aufgegeben werden. In Rom drückte Papst Pius die Absicht aus, H. an der Vaticana zu beschäftigen. Die bereits eingeleiteten Unterhandlungen wurden auf Wunsch des Königs Max II. abgebrochen. Drei Jahre später reiste er über Constantinopel nach Jerusalem und kehrte über Aegypten und Italien zurück (vom 8. Febr. bis 26. Mai 1864). Kaum angekommen verbreitete sich die Kunde seiner Wahl zum Bischofe von Trier; aus Rücksicht auf das Kloster lehnte er sie ab. Das schmerzlich betroffene Kapitel wandte sich nach Rom, aber Pius IX. wollte gegenüber den Bemühungen des baierischen Hofes dem Abte keinen Befehl geben. Auch in Köln stand er auf der Candidatenliste. Das Domkapitel gelangte indeß diesmal nicht zur Ausübung seines Wahlrechtes, indem der Papst nach langen Verhand=

lungen im Einvernehmen mit der preußischen Regierung am 8. Januar 1866 den Bischof von Osnabrück (Paulus Melchers) zum Erzbischofe von Köln präconisirte. Auf das dritte Bisthum, Eichstätt, wofür die königliche Ernennung schon ausgefertigt war, verzichtete er aus Gehorsam gegen den Wunsch des Papstes (am 11. Juli 1866). Es waren dies für H. sehr traurige Tage. Ich will, heißt es im Tagebuch, gegen Bitterkeit und Unruhe ankämpfen; unveränderlich bleibt der Werth des Glaubens, des Gebetes und der Liebe in Gesinnung und That. Am 10. October 1866 erhielt H. von König Ludwig II. das Ritterkreuz des Verdienstordens der baierischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist. Zwei Jahre darauf wurde er zur Theilnahme an den vorbereitenden Arbeiten für das vatikanische Concil nach Rom berufen und der Commission für die orientalischen Kirchenangelegenheiten zugetheilt (Commissione relativa alle chiese e missioni Orientali). Dieser dritte Aufenthalt dauerte vier Monate. Die vierte Concilssitzung enthielt die Entscheidung über das unfehlbare Lehramt des Papstes. H. unterwarf sich; sein ganzes religiöses Leben wurzelte so tief in der Liebe zu Kirche, daß eine Trennung von ihr undenkbar war. In jenen stürmischen Tagen schrieb er (3. Sept. 1870) an einen Freund: Ich mache mich bereit, mit der Unterwerfung auch das Gesuch um Entlassung von der Universität zu verbinden und mit wenigen, dem Ordensleben ganz ergebenen Brüdern eine neue Heimath zu suchen. Soweit sollte es indeß nicht kommen; am 19. März 1872 machte ihm der damalige Minister des Aeußeren, Graf Hegnenberg-Dux, die Mittheilung, daß er zum Bischofe von Speyer in Aussicht genommen sei. H. verschwieg nicht, daß seiner Ernennung ernstliche Bedenken von Seite Roms im Wege stehen könnten und machte jeden weiteren Schritt von zuvoreingeholter ausdrücklicher Zustimmung des Papstes abhängig, die auch bald in einem Breve voll väterlicher Ermunterung zur Uebernahme des bischöflichen Amtes eintraf. Als die hohe, würdevolle Gestalt Haneberg's am Tage seiner Consecration zum Bischofe (25. Aug. 1872), begleitet von seinen Mitbischöfen, segnend durch die weiten Räume der herrlichen Basilika schritt, prägte sich auf dem Gesichte der tausend und tausende ein Schmerz ab und herrschte eine bange Stille, die nur Weinen und Schluchzen unterbrach, wie bei einem unersetzlichen Verluste; um so größer, ja beispiellos war der Triumph am Tage seines Einzuges im Kaiserdome von Speyer. Bei seinem normalen und starken Körperbaue hätte H. trotz des Gefühls der Kräfteabnahme ein hohes Alter erreichen können, wenn er das Wort Schonung gekannt hätte; aber wo er nur meinte, daß eine Pflicht ihn rufen könnte, unterzog er sich, taub gegen jede Bitte, den unerhörtesten Anstrengungen. Auf den Firmungsreisen stand er spätestens um 4 Uhr morgens auf und bereitete sich zur Predigt vor; die kirchliche Feierlichkeit dauerte von 7 Uhr bis 1 Uhr, mehrere Male bis 2 und 3 Uhr nach Mittag. In 15 Tagen hielt er 39 Ansprachen und Predigten; wo es möglich war, ging er zu Fuß und betete laut mit dem ihn begleitenden Volke. Voll Bangens sahen seine Freunde der Katastrophe entgegen, da seine Lebenskräfte zusammenbrechen müßten. Sie traf nur zu bald ein. Am 22. Mai 1876 ergriff ihn in der Nacht ein Schüttelfrost mit starkem Fieber, am 31. Mai starb er, nachdem er in lautem Gebete das Opfer seines Lebens Gott dargebracht hatte. Das Volk schmückt und ehrt sein Grab wie das eines Heiligen. In den üblichen Hirtenbriefen der Bischöfe auf die jährliche Fastenzeit behandelte H. Gegenstände, welche im vollsten Sinne des Wortes zeitgemäß waren: „Ueber das harmonische Zusammenwirken der Kirche, des Staates und der Familie bei der Erziehung" (1873); „Ueber die Standeswahl" (1874); „Ueber den Abfall vom christlichen Glauben" (1875); „Ueber die Vorurtheile gegen die katholische Kirche." Sie wurden in vielen tausend Exemplaren über ganz Deutschland und

jenseits des Oceans verbreitet. Von seinen Predigten erschienen, außer den Leichenreden, 13 im Drucke. Aus dem schriftlichen Nachlasse Haneberg's veröffentlichte der Unterzeichnete die Erklärung des Johannesevangeliums (1878 u. 1880), mit einem Lebensumrisse, von dem ein besonderer Abdruck gemacht wurde: „Erinnerungen an Dr. D. B. von Haneberg." Das Manuscript enthielt leider so viele Lücken, daß vom Herausgeber mehr als die Hälfte ergänzt werden mußte. Schegg.

Hanecop: Cornelis H., reformirter Prediger, ein Beispiel der traurigen Erfahrung, daß in Zeiten des Religionshaders Milde gegen Andersgläubige schon für ein Verbrechen gilt, indem sie der Mitschuld an der Heterodoxie verdächtig macht. Um 1580 geboren, war er seit 1607 Prediger zu Brandwijk und Molenaarsgraaf, Sprang und Breda und ward von dieser seiner letzten Gemeinde so sehr geliebt, daß sie seine Entlassung verweigerte, als ihm 1619 eine Predigerstelle zu Rotterdam angeboten ward. Gleichwol lebte er zu Breda seit 1618 in einem jahrelangen theologischen Streit mit seinem Collegen Boxhorn, dessen Ansichten über die Geburt Christi einen etwas docetischen Charakter trugen und sich dem Arminianismus zuneigten. Der Ruf seiner Rechtgläubigkeit verschaffte ihm, als er, nach Breda's Uebergang an die Spanier, 1625 um sein Amt gekommen war, noch im selben Jahre eine Predigerstelle zu Amsterdam, wo der große Beifall, den er fand, bald die Eifersucht seiner Collegen erweckte. Als er im folgenden Jahre die Gewaltthätigkeiten, durch welche man die remonstrantische Predigt zu unterdrücken suchte, öffentlich mißbilligte und die absolute Verbindlichkeit der fünf bekannten Lehrsätze wider die Remonstranten leugnete, indem er sie nicht als absolute Heilslehre, sondern nur als Ausdruck des reformirten Glaubensbekenntnisses betrachtet wisse, verursachte diese versöhnliche Gesinnung bei der von seinen Collegen Smout und Trigland aufgestachelten Gemeinde einen so lebhaften und feindseligen Widerspruch, daß er nicht nur die erbetene Entlassung erhielt, sondern auch excommunicirt wurde. Im folgenden Jahre (1627) klagten seine Gegner ihn auf der Provinzial-Synode zu Harlem der Heterodoxie an. Seine Verurtheilung bewirkten sie nun zwar; doch beschloß die Synode, ihn unter Zulassung zum Abendmahl auch ferner als Gemeindeglied zu betrachten und ihn nach halbjähriger Prüfung für wahlfähig zu erklären, ausgenommen in Amsterdam, wenn er seine Beistimmung zum reformirten Glaubensbekenntnisse unbedingt aussprechen wollte. Ohne Bedenken that er dies, da er ja nie die Wahrheit der fünf Artikel, sondern nur ihre absolute Wichtigkeit für die Heilslehre angefochten hatte. Wie wenig die Prädestinationslehre ihm das Cor ecclesiae war, erhellt aus seinem freilich vergeblichen Versuch, sich ohne Preisgabe dieses Glaubens eine Predigerstelle bei den Remonstranten zu erwerben. Ob er sich der hierin liegenden Inconsequenz ganz bewußt war, läßt sich nicht sagen: aber es kann allerdings nicht verwundern, daß er nach diesem mißlungenen Versuche auch in der reformirten Kirche keine Stelle mehr erhielt. Ob er wirklich der Verfasser des unter seinem Namen herausgegebenen Büchleins „Schriftmatge Weg-wyzer tot het eeuwige leven", sei, dessen Herausgabe die Classe von Zütphen 1664 zu hindern versuchte, ist zweifelhaft. Schon im Juli 1655 ist er, ohne wieder ein Amt zu bekleiden, zu Amsterdam gestorben.

Van der Aa, Biogr. Woordenb. und Glasius, Godgel. Nederl.

van Slee.

Hanenze: Jacob H., wahrscheinlich ein niederländischer Componist. Er lebte am Anfange des 16. Jahrhunderts und ist durch Jacob Moderne in Löwen in dem vierten Buche seiner Motettensammlung von 1539 durch eine Motette über den Text: „Domine si tu es", 4 voc. bekannt geworden.

Eitner.

Haner: Mag. Georg H., Kirchenhistoriker, geb. in Schäßburg im Sachsenland Siebenbürgens am 28. April 1672, besuchte nach vorzüglicher Vorbereitung durch den Rector des Schäßburger Gymnasiums und darauf Bodendorfer Pfarrer M. Mart. Kelp im J. 1691 die Universität Wittenberg, wo er unter Anderen Deutschmann, Schurtzfleisch, Walther, Dasov, Löscher hörte und Magister der Philosophie wurde. Hier schrieb er im vierten Jahr seiner Studien voll strebsamen Sinnes und getrieben von dem Gefühl, was er dem Vaterland und der Wissenschaft schulde, für welche die Vorfahren zu wenig gethan hätten, seine siebenbürgische Kirchengeschichte, die 1694 unter dem Titel erschien: „Historia ecclesiarum Transsilvanicarum, inde a primis populorum originibus ad haec usque tempora ex variis iisque antiquissimis et probatissimis auctoribus, abditis archivis et fide dignissimis, manuscriptis IV libris delineata auctore M. Georgio Haner.“ Francofurti & Lipsiae apud Joh. Christoph. Fölginer. Anno 1694. Nach der Weise jener Zeit weit ausholend und mit Vorliebe in den dunkeln Fragen über den Ursprung der Völker Siebenbürgens sich ergehend, tritt das Werk erst im dritten Buch seinem Gegenstand näher, um im vierten sofort zur Kirchenverbesserung überzugehen. Auch hier nicht selten ungenau, so daß schon G. J. Haner, des Verfassers Sohn, eine Anzahl von Unrichtigkeiten verbesserte, ist das Buch doch sehr werthvoll als erster Versuch einer umfassenderen Reformationsgeschichte Siebenbürgens, für die es in mehr als einem Theile aus gleichzeitigen Urkunden und anderen öffentlichen Actenstücken, Synodalartikeln &c. schöpft, und in Folge hievon jener Mängel ungeachtet bis zur Gegenwart herab überaus häufig als Quellenwerk benützt worden. Eine sehr vermehrte Umarbeitung des Werkes: „Delineatio historiae ecclesiarum Transsilvanicarum“ mit viel zahlreicherer urkundlicher Quellenbeigabe, bis 1595 reichend, ist nie gedruckt worden und liegt in der Handschrift Haner's selbst (796 S. kl. 8°) in der Bibliothek der evangelischen Landeskirche in Hermannstadt. Die wissenschaftliche Thätigkeit Haner's in Wittenberg, wo er in der letzten Zeit auch Vorlesungen hielt, war die Ursache, daß ihm dort eine Feldpredigerstelle bei einem kursächsischen Regiment mit der Anwartschaft auf eine Superintendentenstelle nach dreijährigem Dienst angeboten wurde; doch er folgte dem Ruf seiner Vaterstadt, die ihm im Spätjahr 1694 das Rectorat ihres Gymnasiums übertrug. Er übernahm dasselbe im Januar des folgenden Jahres und verwaltete es unter schönem Aufschwung der Anstalt bis 1698, in welchem Jahr er Prediger wurde. Schon 1701 in die Pfarre von Trapold berufen, wo er die Schrecken des Rakoczischen Aufstandes (des „Kruzzenkrieges") über sich und seine Gemeinde ergehen lassen mußte, später Pfarrer in Keisd (1706), in Groß-Schenk (1708), in Mediasch (1713), wurde er 1736 zum Pfarrer von Birthälm und Superintendenten der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen gewählt. Als solcher ist er am 14. Decbr. 1740 gestorben. Neben den oben angeführten Werken ist seine bedeutendste wissenschaftliche Arbeit die überaus reichhaltige, meist handschriftliche Sammlung von Urkunden, Synodalverhandlungen, Kapitularstatuten, Visitationsartikeln und anderen, wesentlich kirchenrechtlichen und kirchengeschichtlichen Arten, die unter dem Titel: „Notabene majus pastoris Saxo-Transsilvani et Augustanae confessioni invariatae ore et corde addicti in tres partes divisum“ drei starke Quartbände füllend der späteren Forschung auf diesen Gebieten oft hülfreiche Hand geboten.

G. J. Haner, De scriptoribus rerum Hungaricarum et Transsilvanicarum adversaria. Tom. II. Cibinii 1798. J. Seivert, Nachrichten von siebenb. Gelehrten, Preßburg 1785. Jos. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen. Zweiter Band. Kronstadt 1870. G. D. Teutsch.

Haner: Georg Jeremias H., M. Georg Haner's Sohn, ist am 17. April 1707 in Keisd geboren, wo der Vater damals Pfarrer war; den Schulunterricht genoß er am Gymnasium in Mediasch, wo Georg H. von 1713—36 als Stadtpfarrer wirkte. Im J. 1720 in die Oberklassen des Gymnasiums eingetreten, hier zuletzt nach der damaligen Schulordnung als „Orator“ mit an der Spitze des Schülercoetus, bezog er mit einem Paß des kaiserlichen Generals Joseph Wenzel, Fürsten zu Lichtenstein (d. d. Mediasch 16. Aug.) 1726 wahrscheinlich die Hochschule Wittenberg und beschloß seine Universitätsstudien (immatriculirt am 8. October 1729) in Jena, wo damals der in Kronstadt geborene Professor Martin Schmeizel eine, namentlich auf seine Landsleute besonders auf dem Felde der Geschichte überaus anregend wirkende und fördernde Lehrerthätigkeit entwickelte. Von der Hochschule zurückgekehrt diente er von 1730 an als Lehrer am Gymnasium in Mediasch, wurde anfangs 1732 Rector der Anstalt, von der ihn jedoch schon am 21. Februar 1735 die Berufung ins Archidiaconat der Mediascher Pfarrkirche trennte; am 11. März erhielt er von seinem Großvater, dem Superintendenten Lukas Grassius, gerührten Herzens, wie er selbst schreibt, die Ordination zum geistlichen Amte. Wenige Wochen später (24. Aug.) berief ihn die evangelisch-sächsische Gemeinde von Klein-Schelken zu ihrem Pfarrer; von hier ging er durch die Wahl der Stadtgemeinde Mediasch im August 1740 als zweiter Nachfolger in die Stelle seines Vaters, um diesem in derselben Weise nach des Superintendenten Jakob Schunn Tod (10. Juli 1759) als Superintendent und Pfarrer in Birthälm zu folgen. Am 7. Aug. 1759 wählte ihn die geistliche Synode dazu, die seinen Werth um so mehr hatte kennen lernen, da er seit 1750 als Syndicus, d. i. Schriftführer, derselben in schwierigsten Angelegenheiten erfolgreich thätig an seines Vorgängers Seite gestanden. Als Superintendent starb H. am 9. März 1777. Die Manneskraft und volle Wirksamkeit Haner's an der Spitze der evangelischen Kirche Siebenbürgens fällt in jene Jahre, da der moderne Staatsgedanke mit seinem Anspruch auf Allgewalt, gefördert durch die edle Persönlichkeit und die milderen Formen Maria Theresia's, in der österreichischen Monarchie zuerst bedeutsamere Geltung errang. In diesem Uebergang zu neuen Lebensgestaltungen war aber kaum ein Glied des Staates so vielfachen zerstörungslustigen Angriffen ausgesetzt, als die sächsische Nation und ihre evangelische Kirche. Ihr fehlte im Lande der adeligen Vorrechte der mit diesen begabte einflußreiche Stand, — sie umschloß wesentlich ein rein bürgerliches Volk; dem mit erneuerter Siegeszuversicht gern über die gewöhnliche Gesetzesachtung sich hinübersetzenden Romanismus galt sie als abtrünniger, mit allen Waffen zu bekämpfender Gegner; daß sie endlich nach Sprache, Sitte, Wissenschaft und jeder Lebensordnung ein Zweig vom Baum des deutschen Stammes, entfremdete ihr Herzen selbst in jenen Kreisen, die sonst nach dem Gesetz der Interessengemeinschaft volle Theilnahme für ihr Recht gehabt haben würden. Nur an der Kaiserin hatte dieses den immer starken Schutz, wenn es ihm gelang sich den ungetrübten Durchgang bis zum Thron, bis vor ihr hellblickendes Auge, vor ihre, bei aller Hingebung an die eigene Kirche doch immer wache Gewissenhaftigkeit vor jedem Recht zu erkämpfen. So ist Haner's Amtswaltung ein ununterbrochenes Streiten für seine Kirche, seines Volkes gutes altes Recht fast nach allen Richtungen. Dazu war er allerdings in vorzüglicher Weise ausgerüstet mit den Waffen der Wissenschaft, hierin ebenbürtig seinem großen Mitkämpfer und Volksgenossen S. v. Brukenthal (s. d. Biogr. III, 395). Doch bewiesen sich diese gegen ein Ziel der damaligen Staatswaltung nahezu machtlos. Diese identificirte sich mit der römisch-katholischen Kirche, setzte Macht und Ehrenstellen als Preis des Uebertrittes in ihre Mitte und verfolgte gegen das unzweifelhafte Landesgesetz nach dem Hofdecret vom 19. August 1751 und

1. August 1768 den „Abfall“ von ihr mit den Strafen des Meineides, Gefängniß, Aemterverlust. Als (8. October 1751) der Befehl vom Hof erging, daß alle Rathsstellen und bedeutendern Aemter in den sächsischen Städten, wiewol sie durch Wahl bestellt wurden, zur Hälfte mit Gliedern der dort erst vor Kurzem mit Hülfe der commandirenden Generale wieder ins Leben gerufenen römisch-katholischen Kirche besetzt werden müßten, mußte H. bekümmert sehen, wie mehr als ein Sohn altevangelischer Häuser — wenn auch im Ganzen doch nur wenige und wenig würdige — der starken Versuchung erlag, ja selbst einzelne „Convertiten“ aus dem geistlichen Amt seiner Kirche auf diesem Wege rasch — allerdings wie die Folge lehrte, für ihre Familien nie auf die Dauer — zu Wohlstand und Machtübung kamen. Dem deutschen Bürgerthum des Landes aber hat dieser Versuch einer Gegenreformation in seiner zersetzenden Wirkung überaus tiefe Wunden geschlagen. Ein Mittel hiegegen erkannte H. mit ernstem Blick in der geistig-sittlichen Belebung und innerlichen Kräftigung der Kirche und ihrer Schule. Darum rief er die Kirchenvisitationen wieder ins Leben, die, wiewol in der „Kirchenordnung allen Deutschen in Siebenbürgen“ so ernst anbefohlen, seit fast einem Jahrhundert durch die Ungunst der Zeit unterblieben waren. Nun wurden sie von 1761 an wieder gehalten; die alten, ursprünglich aus dem J. 1577 stammenden Visitationsartikel arbeitete H. dem Bedürfniß der Zeit entsprechend um. Diesem Streben kam fördernd die Anordnung der Kaiserin entgegen, die unter dem 5. Juni 1762 eine allgemeine, von den betreffenden Kirchen zu vollziehende Visitation aller Schulen im Lande und Berichterstattung darüber verfügte; H. nahm sie selbst im Burzenländer und Bistritzer Kapitel vor. Die Folgen waren jedoch zunächst ungeahnte. Mit Rescript vom 24. Aug. 1764 an das Oberconsistorium der evangelischen (und reformirten) Kirche in Siebenbürgen verbot Maria Theresia den Studirenden dieser für die Zukunft den Besuch ausländischer Hochschulen, da sie aus dem Bericht über den Stand der heimischen Schulen und den Plänen zu ihrer Hebung ersehen habe, daß man sich auch im Vaterland entsprechend bilden könne, und andere Staaten ihren Ländern gegenüber gleichfalls dasselbe verfügt hätten. Gleichzeitig sprach die Kaiserin ihre Neigung aus, für die „akatholische Jugend“ Ungarns und Siebenbürgens eine Universität in Siebenbürgen zu errichten und trug dem königlichen Gubernium auf, daß es „nach seiner Weisheit und Autorität“ „die Helvetischen und Augsburgischen Confessions-Verwandten“ zur Beschaffung der erforderlichen Mittel hiezu bestimme. Doch die mit erschütterndem Ernst sprechende Vorstellung der beiden Kirchen vom 11. October 1764 gegen das Verbot, das ebenso ungesetzlich sei, als es der protestantischen Kirche im Lande die Wurzeln ihres Bestandes unterbinde, bestimmte den Hof (Gub.-Decret vom 14. März 1771), denjenigen auch weiter den Besuch der ausländischen Hochschulen zu gestatten, die sich für kirchliche Aemter vorbereiteten, während nach drei Jahren Niemandem ein Civilamt übertragen werden dürfe, der seine Studien nicht in „den Erbländern“ gemacht. Die Errichtung einer „akatholischen“ Universität in Siebenbürgen aber scheiterte namentlich auch an dem heftigen Widerwillen des römisch-katholischen Bischofs Bajtay, der in seinem (1766) an die Kaiserin erstatteten Gutachten schon „vom Namen allein entsetzet“ darin „den größten und vielleicht gefährlichsten Stoß der wahren Religion“ sah. Zu den schwersten Sorgen Haner's gehörten die immer wiederkehrenden, nie müden Angriffe des königlichen Fiscus auf den Zehntbezug der evangelischen Pfarrgeistlichkeit in den berüchtigten „Fiscalprocessen“ (A. D. Biogr. II, 389); er ist in erster Reihe für das gute Recht seiner Kirche und seiner Nation mit den Waffen der Wissenschaft eingestanden. Als 1747 das Burzenländer, Bistritzer und Mediascher Capitel in ihrem Zehntbezug zuerst ernst angegriffen wurden, klärte seine Abhandlung:

„Fundamenta juris, quo clerus Saxonicus ex fundo Saxonico decimas percipiendas habuit“ die Synode über das große Recht auf, dessen Erhaltung eine Lebensbedingung der Kirche war. Wie darauf 1751 der Fiscaldirector im Brooser Capitel den Zehnten, den die griechisch-orientalischen Walachen den sächsischen Pfarrern nach dem Gesetz zu entrichten hatten, in Anspruch nahm, wandte H. durch seine „Fundamenta juris pastorum in Transsilvania Saxonicorum in decimas incolarum fundi regii Valachicorum“ die dem Eigenthumsrecht der ganzen Kirche in jenem Versuch drohende Gefahr ab. Als 1752 das Urtheil des Productionalforums vom 26. September dem Burzenländer Capitel drei Zehntquarten ab- und dem Fiscus zusprach, schrieb H. seine „Assertiones quaedam de privilegio Saxonum Transsilvanorum nationali deque decimis eorundem“ und fügte dazu, als er die Behauptungen des Fiscus aus den Transmissionalien hatte kennen lernen, seine „Observationes ad defendendam causam capituli Barcensis decimalem necessarias“, woraus Sam. v. Brukenthal, damals in Wien, die Vorstellung schrieb, die die Kaiserin Maria Theresia bestimmte, den Proceß zu neuer Untersuchung herabzusenden. Der Raum gestattet hier nicht, alle weiteren, oft sehr umfangreichen rechtsgeschichtlichen Arbeiten Haner's — es sind nicht weniger als 18 — aufzuführen, die die immer erneuerten Angriffe des Fiscus zurückweisen sollten; sie zeugen alle von eben so großem Ernst der Studien als unwandelbarer Treue für das Recht; im J. 1772/3 war er wegen des Processes um „den kleinen Zehnten“ persönlich in Wien und vor den Stufen des Thrones; sein umsichtiges Auftreten hatte zur Folge, daß die Allerhöchste Entscheidung vom 16. Juni 1773 dem Fiscus den angesprochenen Bezug nicht zuerkannte, sondern gleichfalls neue Untersuchung verfügte. Auch im Proceß um „den großen Zehnten“ geschah durch die Entscheidung vom 16. December 1777 dasselbe; das Endurtheil fiel erst 12 Jahre später (29. October 1789) im Wesentlichen zu Gunsten der evangelischen Kirche. Auch andere Angriffe auf ihr altes, in Gesetzen und Staatsverträgen verbrieftes Recht blieben dieser in der absolutistisch-jesuitischen Strömung jener Zeit nicht erspart; zu besonders schwerem, doch fruchtlosem Kampf sah sich H. und mit ihm zum Theil auch die Oberbehörde der Kirche gezwungen, als das Hofdecret vom 4. Mai 1764 das Recht der Dispensation zur Eheschließung in verbotenen Graden den „akatholischen Religionen“ absprach und gegen das Gesetz sowie jahrhundertalte Uebung für die Krone in Anspruch nahm. Daß gleichzeitig Herrnhuterische Sectenbildung in einzelnen Gemeinden ihr Haupt erhob', vermehrte des Superintendenten Sorge und Arbeit; in seinen „christlichen Gedanken von den Herrnhutern“ und im „chronologischen Verzeichniß derer für und wider die Zinzendorfianer herausgekommenen Schriften“ hat er die Sache „den Wächtern der reineren Lehre“ ans Herz gelegt. Bei solcher Lage der Dinge litt die evangelische Kirche schwer an dem Mangel einer einheitlichen Oberbehörde; denn die höchste Gewalt in kirchlichen Angelegenheiten lag nach dem damaligen Recht zum Theil in der „weltlichen Universität“, den gewählten politischen Vertretern der sächsischen Nation, zum Theil in der „geistlichen Universität“, der Synode, die in wichtigeren Fällen sich durch Zuschriften oder Botschaften einigten, nicht selten durch kleine Eifersucht der beiden Stände böse getrennt. Nun aber bedurfte man gegen die immer ungescheuter auftretende römische Propaganda der Kraft geeinigten Widerstandes. Seit in den Räthen der Städte und Stühle das kirchliche Renegatenthum vorzugsweise Beförderung erhielt und das politische Amt zugleich als gesetzlichen Titel der Einflußnahme in evangelische Kirchen- und Schulangelegenheiten gebrauchen wollte, mußte man ernst an die Schaffung eines neuen rein kirchlichen Organes denken, das nicht in politischen Rathssitzungen über kirchliche Dinge beschloß. So entwarf H. noch als Syndicus 1752 einen „unmaßgeblichen Vorschlag, wie ein

evangelisches Consistorium eingerichtet werden könne"; auf dem Grund, den er gezeichnet, tritt es, die evangelischen Gubernialräthe und Oberbeamten der sächsischen Nation einerseits, andererseits den Superintendenten mit den Dechanten und Vertretern der bedeutenderen Capitel umfassend, am 3. April 1753 in Hermannstadt zuerst zusammen, gibt sich 1754 eine, 1766 revidirte Verfassung und ist seitdem unter Haner's fortwährender fördernder Mitwirkung in überaus ersprießlicher Thätigkeit. Diese vielseitige Wirksamkeit Haner's ging Hand in Hand mit unermüdeter wissenschaftlicher Arbeit, wie jene denn wesentlich in dem Boden dieser wurzelte. Mit dem Sammlerfleiß seines Vaters und begünstigt durch seine amtliche Stellung hat er in mehr als 20 schön geschriebenen Quartanten eine erstaunlich große Zahl von werthvollsten Urkunden und Acten — manche derselben sind heute noch schwer zugänglich oder verloren — zusammengetragen und seltene alte Handschriften und Drucke gerettet. Ein besonderes Verdienst liegt in der Sammlung der siebenbürgischen Landtagsbeschlüsse — articuli diaetales von 1540 an — die er, in zwei mächtigen Folianten meist seiner eigenen klaren Handschrift, zum großen Theil aus den Originalien für den Gebrauch der geistlichen Universität besorgte. Von seinen zahlreichen Arbeiten sind gedruckt: „De scriptoribus rerum Hungaricarum & Transsilvanicarum, scriptisque eorundem ordine chronologico digestis adversaria", Bd. I, Viennae 1774, Bd. II, Cibinii 1798, ein Werk, zu dem die Forschung heute noch zurückgreift; dann: „Das königliche Siebenbürgen", Erlangen 1763, in einfacher klarer Anordnung die Geschichte dieses Landes von Stephan I. bis 1540 enthaltend, allerdings nach dem Stand der Wissenschaft jener Zeit viel von Krieg, wenig aus der inneren Entwickelung, hierbei aber die sächsische Nation berücksichtigend, mit Anfängen von Verwerthung ihres Urkundenschatzes und im Ganzen nicht ohne Quellenkritik. Die reichen Sammlungen Haner's bilden gegenwärtig einen Bestandtheil der Bibliothek der evangelischen Landeskirche A. B. in Hermannstadt.

Biographisches und Litterarhistorisches über Haner in Seivert, Nachrichten von Sieb. Gelehrten, Preßb. 1785; Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenb. Deutschen, 2. Bd., Kronst. 1870 — hier ergänzt aus Haner's Schriften und zeitgenössischen Acten. G. D. Teutsch.

Haner: Johannes H., Theologe der Reformationszeit. Ueber sein Leben ist nicht viel bekannt. Er war aus Nürnberg gebürtig, Magister der Theologie und in Würzburg als Prediger thätig. In einem Briefe, den er im October 1526 von Frankfurt aus an Oecolampadius schrieb, sagt er: er habe dem Bischof von Würzburg, weil derselbe ein Feind des Evangeliums sei, den Dienst aufgekündigt; der Einladung des Landgrafen von Hessen, in seine Dienste zu treten, sei er nicht gesonnen zu folgen, so lange der Streit über die Abendmahlslehre zwischen den deutschen und den schweizerischen Reformatoren nicht ausgeglichen sei; er beabsichtige, zunächst nach Nürnberg zu gehen und dort vorläufig ohne Amt zu leben. Am 18. Dec. 1526 schrieb er bereits von Nürnberg aus an Zwingli, mit dem er auch im J. 1527 über die Abendmahlslehre correspondirte (Auszüge aus seinen Briefen bei Hottinger, Hist. Eccl. Saec. XVI, P. II, p. 529—548). In den folgenden Jahren ging, wie es scheint, allmählich, eine entschiedene Umwandlung in seinen religiösen Ueberzeugungen vor sich. Anfangs 1534 hatte er sich der alten Kirche wieder zugewendet und trat nun in Briefwechsel mit Georg Wizel. (Von den in der zu Leipzig 1537 erschienenen Sammlung enthaltenen Briefen Wizel's sind die mit M. I. H. bezeichneten an H. gerichtet.) Es scheint hauptsächlich die Entwicklung der lutherischen Rechtfertigungslehre gewesen zu sein, die ihn den reformatorischen Bestrebungen entfremdete. Ein Brief von ihm an Wizel voll scharfer Aeußerungen über „die gottlosen Unternehmungen unserer Neuerer und die Früchte ihres Pseudevange=

geliums“ wurde im J. 1534 ohne sein Vorwissen von Wizel veröffentlicht („Epistolae duae J. Haneri et G. Wicelii de causa Lutherana“). In demselben Jahre veröffentlichte H. zu Leipzig, mit einem vom 16. Juni 1533 datirten Widmungsschreiben an Herzog Georg von Sachsen, die Schrift: „Prophetia vetus ac nova, h. e. vera scripturae interpretatio. De syncera cognitione Christi deque recta in illum fide“. Diese Schrift enthält, in 600 Axiomata, „eine Entwicklung der katholischen Lehre von der Rechtfertigung und der damit zusammenhangenden Lehrpunkte ganz auf biblischer Grundlage; sie ist mit leidenschaftsloser Ruhe und wissenschaftlicher Haltung geschrieben und gehört zu den besten derartigen Schriften jener Periode“ (Döllinger). Haner's Landsmann Thomas Venatorius veröffentlichte dagegen noch in demselben Jahre die „Epistola apologetica de sola fide justificante nos in oculis Dei ad J. Hanerum“ (vgl. Schwarz, Th. Venatorius, in den Studien und Kritiken, 1850, S. 111 ff.). — In Folge dieser Veröffentlichungen wurde H. anfangs 1535 aus Nürnberg ausgewiesen. Er beabsichtigte um diese Zeit, wie sich aus einem Briefe Wizel's an ihn ergibt, nicht weiter als Schriftsteller oder Prediger thätig zu sein. Im Januar 1536 war er in Bamberg; dort arbeitete er an einem Commentar über den Galaterbrief, der aber nicht veröffentlicht wurde. In einem nach Bamberg gerichteten Briefe vom 12. August 1536 redet ihm Wizel zu, sich wieder dem Predigtamte zu widmen. Er wurde dann auch Domprediger in Bamberg und war dieses noch Ende 1544. Im J. 1539 erschienen noch von ihm zu Leipzig (95) „Theses de poenitentia adversus recens aeditas Wittenbergae“.

Will, Nürnb. Gel.-Lex., IV. 419; VI. 23. Döllinger, Die Reformation, I. 126. Raeß, Die Convertiten, I. 185.

Reusch.

Hanfstängl: Franz H., geboren am 1. März 1804 in Baiernrain bei Tölz, gestorben in München am 18. April 1877, einer der ausgezeichnetsten Lithographen und später Photographen unserer Zeit. Mittellos kam er schon mit zwölf Jahren, um sich in der Kunst auszubilden, nach München zu Prof. Schöpf an der dortigen polytechnischen Schule, und dann bald zu Prof. Mitterer, dem Miterfinder der Lithographie. Bei ihm erlernte er, nachdem er an der Akademie ein gewandter Zeichner geworden, rasch das Lithographiren, und zeichnete sich besonders durch eine große Zahl oft vorzüglicher Porträts aus, deren freie und malerische Behandlung ihm bald einen großen Ruf erwarb. Er errichtete nun selber ein großes lithographisches Institut in München, in dem er außer seinen Porträts berühmter Zeitgenossen viele sonstige Bilder, besonders aus der Pinakothek und Leuchtenbergischen Galerie, publicirte. Im J. 1835 unternahm er dann die lithographische Herausgabe der Dresdener Gallerie und verlegte zu diesem Zwecke einen Theil seines Instituts nach Dresden, wo er etwa 200 der berühmtesten Bilder lithographirte. Unter denselben gelangen ihm die Niederländer am besten und sind nicht ohne das Verdienst einer malerischen und gewandteren Behandlung, als sie damals in Deutschland üblich war, obgleich sie die besseren Arbeiten der Franzosen nicht erreichen. Nach München um die Mitte der vierziger Jahre zurückgekehrt, wandte er sich jetzt der eben aufkommenden Photographie zu, in der er es bald, unterstützt von seinem künstlerischen Geschmack zu bedeutenden Resultaten brachte, so daß in den fünfziger Jahren seine Porträts wol die besten sein werden, die in Deutschland gemacht wurden. Später verlegte er sich bei immer größerer Ausdehnung seines Geschäfts besonders auf die Reproduction fast aller hervorragender Oelbilder der Münchener Schule und verschaffte dadurch seiner Anstalt so großen Ruf, daß sie bei seinem Tode als eine der ersten betrachtet werden konnte, die überhaupt existiren.

F. Pecht.

Hanhart: Rudolf H., geboren 1780 zu Diessenhofen im Canton Thurgau. Der talentvolle und strebsame Mann verdankt seine höhere Ausbildung den beiden großen Lehrern der Alterthumswissenschaft in Deutschland, Heyne und F. A. Wolf, denen er Zeit seines Lebens die tiefste Anhänglichkeit bewahrte. Des Ersteren Lebensschicksale hat er zum Thema einer Schulrede genommen, dem Letzteren hat er besondere „Erinnerungen" gewidmet (1825). Seinen praktischen Lebenslauf begann er als Lehrer an der Cantonsschule zu Aarau 1803 und als zweiter Pfarrer in Diessenhofen. Als im J. 1817 eine allgemeine Reorganisation des gesammten Schulwesens in Basel eintrat, wurde er als Rector des Gymnasiums dahin berufen, und wirkte in dieser Stellung mit seltener Umsicht, Thatkraft und Selbständigkeit bis 1831. An der Universität lehrte er zu gleicher Zeit Pädagogik und erhielt von derselben 1823 die philosophische Doctorwürde. Er war einer der thätigsten Mitarbeiter an der 1824 bis 1827 erschienenen Wissenschaftlichen Zeitschrift, herausgegeben von Lehrern der Baseler Hochschule, und verfaßte für den Unterricht am Gymnasium ein lateinisches und ein deutsches Lesebuch in stufenweiser Entwickelung. 1831 legte er sein Amt nieder und zog sich in seinen Heimathcanton nach Gachnang zurück, um dort in ruhiger Wirksamkeit zu leben. Allein schon 1839 wurde er vom Schlage gerührt, der ihm eine theilweise Lähmung zuzog, ohne doch seine Geistesklarheit zu trüben. Seiner Arbeit war aber damit ein Ziel gesetzt. Er starb daselbst am 13. Febr. 1856. Seine hauptsächlichsten Schriften sind folgende: „Blätter zur Belehrung und Erbauung für Jünglinge edler Erziehung", 1824; „Reden und Abhandlungen pädagogischen Inhalts", 1824; „Lehrbuch der Volksschulkunde", 1827; „Zeitschrift für Volksschullehrer", Basel 1829—30, 2 Bde.; „Erzählungen aus der Schweizergeschichte aus den Chroniken", 1829, 3 Bde.; „Abriß der Schweizerhistorie zum Schulgebrauch", 1830, 2c. Von einzelnen Abhandlungen und Aufsätzen, die in der Zeitschrift der Basler Hochschule erschienen sind, nennen wir: „Was in der Stadt und Republik Freiburg im Uechtland zerstört worden" (die Aufhebung der Girard'schen Schule 1823, deren Verdienste in einer Schulrede erörtert sind); über die Blindenanstalt für höhere Stände in Hofwyl; über einen von der üblichen Methode abweichenden Unterricht im Zeichnen; über den Unterricht und die Erziehung der Taubstummen; über die Verbindung des Unterrichts und der Handarbeit in öffentlichen Anstalten; Andeutungen über den abgestuften Wiederholungsunterricht und die Anwendung desselben in Elementar- und Mittelschulen 2c. Daneben eine Menge von Reden 2c. Kelchner.

Hancke: Gottfried Benjamin H. (Dichter), geboren in Schwiednitz gegen Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts, besuchte ein Gymnasium ad oram Viadri (Weltl. Ged. I. 387), also wol zu Breslau. Von der Gelehrten Zeitung wird er bei der Herausgabe seiner Gedichte 1723 advocatus Suidnicensis genannt und stand damals in näherer Verbindung mit dem Reichsgrafen Sporck auf Kukus bei Königinhof in Böhmen. Diesem sind seine Gedichte gewidmet, dessen Kukusbad wird weitläufig beschrieben, und im Auftrage desselben Grafen befindet er sich wegen einer Rechtssache 1725 in Dresden. Hier besingt er anonym in einem längeren Gedichte den Carneval; ein Andrer eignet sich dessen Ehren an; gleichwol scheint ihm dasselbe eine Stelle am kurfürstlichen Hofe als königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Accise-Secretär eingetragen zu haben, denn als solcher erscheint er schon 1727 auf dem Titel seiner Gedichte. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist nachweisbar bis 1735, sein Tod unbekannt. H. ist ein Vertreter der zweiten schlesischen Schule in der Form ihrer größten Nüchternheit, wie sie hauptsächlich durch Benjamin Neukirch in dessen früheren Jahren dargestellt wird. Letzterer ist Hancke's hochgefeiertes Vorbild; Neukirchische Dichtungen, von welchen Graf Sporck eine Abschrift erworben hatte,

nehmen in Hancke's geistlichen Gedichten (1723) einen großen Raum ein; ebenso erschienen die Neukirchischen Satiren zuerst in Hancke's „Weltlichen Gedichten" (1727). Eine neue Auflage der letzteren, vermehrt durch einen zweiten Theil, folgte 1731, dieser jedoch ohne Zuthaten von Neukirch, der seine Originale inzwischen zurückverlangt hatte. Nach Goedeke erschien 1732 ein dritter und 1735 ein vierter Theil. Die Mehrzahl der geistlichen Dichtungen führt den Namen Elegien; es sind nach Neukirchischen Mustern gebildete langathmige Reden biblischer Personen, z. B. des im Bauche des Walfisches seufzenden Jonas; andre sind Umdichtungen von Psalmen, Lieder, Texte zu Cantaten und Uebersetzungen lateinischer Dichtungen Biedermanns. In den weltlichen Gedichten bilden Satiren die Hauptmasse, darunter auch Uebersetzungen aus Boileau und scherzhafte Gedichte aus dem Lateinischen, Französischen und Italienischen; die erste Auflage enthält u. a. auch die Uebersetzung der italienischen Oper „Orlando furioso" von Antonio Bioni. Die Gegenstände seiner eigenen geist- und witzlosen Satiren sind sehr allgemeiner Art, böse Juristen, alte Jungfern, schlimme Eheweiber ꝛc. Aus der geringen Zahl lyrischer Lieder ist ein einziges volksmäßiges noch jetzt bekannt: „Auf, auf, zum fröhlichen Jagen!" Hancke's geschmacklose Dichtungen wurden Gegenstand einer litterarischen Fehde, die ein Vorspiel bildet zu dem Streite Gottsched's mit den Schweizern. In der Vorrede zum 7. Theile der auserlesenen Gedichte des Herrn v. Hoffmannswaldau hatte ein Leipziger Student, Wilhelm Juncker, nicht ohne Einfluß des Dresdner Hofpoeten König, die Hancke'schen Gedichte einer heftigen Kritik unterzogen. Darauf antwortete H. in einer besonderen Schrift: „Der poetische Staarstecher", 1730, worin schon heftige Ausfälle auf die Schweizer begegnen, die sein Urtheil über Neukirch's Bedeutung nicht hatten gelten lassen. Weitere Folgen scheint der Streit nicht gehabt zu haben.

(Vgl. Hancke's eignen Werke.) Palm.

Hanke: Henriette H. geb. Arndt, Romanschriftstellerin, geboren den 24. Juni 1784 zu Jauer, genoß eine sorgfältige Erziehung und heirathete 1814 den Prediger Hanke zu Dyhernfurth, durch dessen Verkehr mit der Ministerin Hoym sie in die höheren Gesellschaftskreise eingeführt und mit dem Leben in der Welt bekannt wurde. Durch den Tod ihres Gatten (1819) in die Nothwendigkeit versetzt, dessen fünf Kinder aus früheren Ehen erhalten zu müssen, wurde sie zur Romanschriftstellerei gedrängt, die sie seit 1821 bis gegen ihr am 5. Juni 1862 in ihrer Vaterstadt Jauer erfolgtes Lebensende fortsetzte. Sie verfaßte eine bedeutende Anzahl von Erzählungen und Romanen, welche in der Ausgabe letzter Hand (1841—57) 126 Bände umfassen und im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts eine beliebte Damenlectüre bildeten, bald aber in völlige Vergessenheit geriethen. Sie verdankten die große Verbreitung nicht sowol reicher und geistvoller Erfindung, als vielmehr der reinen und gefühlsweichen Darstellung einfacher Familienverhältnisse, die sie zur Befriedigung des Lesebedürfnisses deutscher Jungfrauen besonders geeignet machte. Die Familie bildet den Hintergrund, Entsagung oder Verlust theurer Güter und Ersatz durch inneren eigenen Werth ein Hauptthema ihrer Gemälde, unter denen „Claudie", „Die Schwiegermutter", „Die Schwester", „Die Perlen", „Die Witwen", „Ehen werden im Himmel geschlossen" die bekanntesten sind.

Goedeke III. 707. Palm.

Hanke: Martin H., einer der großen Schulrectoren der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und sehr verdient um die Erforschung der schlesischen Geschichte, geboren zu Borna in Schlesien den 15. Februar 1633, gestorben zu Breslau den 20. April 1709. Der Sohn eines evangelischen Pfarrers und früh den Studien bestimmt, gewann er am Elisabetanum in Breslau für wissen-

schaftliche Leistungen die rechte Grundlage, weshalb er dann auch an der Universität Jena (etwa seit 1652), wo mancherlei äußerliche Unterstützung ihm zu Theil wurde, so rasche Fortschritte machte, daß er bald als Magister Vorlesungen halten und disputiren konnte, auch den Titel eines kaiserlichen Poeta laureatus sich verdiente. Als Hofmeister eines Herrn v. Wangenheim in das Haus des berühmten Mathematikers Erhard Weigel gekommen, erlangte er durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit solches Ansehen, daß ihn Herzog Ernst der Fromme nach Gotha berief, um als Lehrer in der Selecta des dortigen Gymnasiums zu wirken. Aber bereits 1661 wurde er als Lehrer der Moral, Geschichte und Beredsamkeit an die Anstalt versetzt, welcher er seine erste Bildung zu danken hatte. Er wurde dann 1670 Prorector, 1688 endlich Rector des Elisabetanums und Inspector des gesammten Schulwesens der Stadt. Seine pädagogische Wirksamkeit war eine reich gesegnete; oft hatte er 200 Schüler in seiner Prima. Ein Zeugniß für seine Unterrichtsweise sind seine von Schönborn 1853 herausgegebenen „Bemerkungen von dem Lateinreden der studirenden Jugend zu Breslau“. Bedeutend wirkte er auch als Schriftsteller. Abgesehen von seinen poetischen Arbeiten, zu denen auch Schuldramen gehörten, verfaßte der belesene Mann zuerst die Schrift „De rerum Romanarum Scriptoribus“ (1669 u. 75, 4.), welcher eine zweite „De Byzantinarum rerum Scriptoribus“ 1679 folgte (Fabricius Bibl. Gr. VI. 767 f.); besondere Anerkennung aber brachten ihm seine Arbeiten zur Geschichte Schlesiens, die meist erst in den letzten Jahren seines Lebens erschienen: „De Silesiorum majoribus antiquitates“ (1702), „De Silesiae rebus 550—1170 exercitationes“ (1705), „De Silesiae indigenis eruditis“ (1707), „De Silesiae alienigenis eruditis“ (1707), zu denen später noch durch seinen Sohn „Monumenta pie defunctis erecta“ (1718) und noch später „Vratislavienses eruditionis propagatores“ (1767) gekommen sind. Sein in manchen Schriften hervortretendes Bemühen, den Nachweis zu liefern, daß Schlesien ursprünglich ganz deutsch gewesen, muß freilich als mißlungen gelten. Sein Ruhm war frühzeitig ein sehr weitreichender. In Holland, England, Frankreich nannte man ihn mit Ehren; Kaiser Leopold I. beschied ihn schon 1679 an seinen Hof und ließ ihm die Stelle eines kaiserlichen Bibliothekars antragen, und als er diese, weil er nicht katholisch werden wollte, abgelehnt hatte, wurde er doch in Gnaden und mit reichen Geschenken entlassen. Bei einfacher Lebensweise erreichte der körperlich gar nicht kräftige Mann das hohe Alter von 76 Jahren.

J. Brucker, Ehrentempel (Augsburg 1747), S. 202 ff., wo auch sein Bild. H. Kaemmel.

Haenke: Thaddäus H., Reisender, Naturforscher und speciell Botaniker, geboren den 5. October 1761 zu Kreibitz in Böhmen, † 1817 zu Buxacarey in Bolivien. H. absolvirte seine Studien in Prag und wurde 1782 zum Doctor der Philosophie promovirt. 1786 durchforschte er mit mehreren Mitgliedern der k. böhmischen Gesellschaft d. W. das Riesengebirge botanisch, kam im Herbste dieses Jahres nach Wien, bereiste in den beiden folgenden Jahren die Alpenländer Oesterreichs und wurde 1789 auf Nicolaus v. Jacquin's Empfehlung der von Spanien ausgesendeten Expedition Malaspina's als Botaniker beigegeben. Erst im April 1790 konnte sich H. mit Malaspina zu Santiago in Chile vereinigen und mit ihm längs der Westküste Amerikas nach Norden bis zur Behringsstraße vordringen. 1792 besuchte H. die Philippinen, kehrte über die Gesellschaftsinseln nach Chile zurück (1794), machte im Auftrage der spanischen Regierung noch mehrere Reisen in das Innere Südamerikas und ließ sich endlich in Bolivien nieder, wo er auch starb. Ueber die Resultate seiner botanischen Forschungen in den Sudeten berichtete H. in Jirasek's Beobachtungen

aus dem Riesengebirge; während seines Aufenthaltes in Wien gab er die Editio VIII der „Genera plantarum“ Linné's heraus und beschrieb im zweiten Bande von Jacquin's „Collectaneen“ neue und seltene Pflanzenarten aus Oesterreich. Von den ungemein reichen botanischen Sammlungen, welche H. auf seinen Reisen gemacht hatte, gelangte leider nur ein kleiner Theil nach Europa; derselbe wurde von C. B. Presl in den „Reliquiis Haenkeanis“ beschrieben (1830—35, 2 Bde., 4., mit 72 Tafeln).

Kaspar Graf Sternberg, Einleitung zu den Reliquiis Haenkeanis, S. VI bis XV. — Verhandl. d. zool.-botan. Verein. in Wien, V. (1855) S. 33. — Wurzbach, Biograph. Lexik., VII. S. 178. Reichardt.

Hankel: Hermann H., Mathematiker, geboren am 14. Februar 1839 in Halle, † am 29. August 1873 in Schramberg im Schwarzwalde. Der Vater Wilhelm Gottlieb H. war Lehrer an der Realschule in Halle, als Hermann geboren wurde. Im 11. Lebensjahre des Knaben, 1849, wurde der Vater als ordentlicher Professor der Physik an die Universität Leipzig berufen, wo er gegenwärtig noch immer seine der Wissenschaft ersprießliche Thätigkeit ausübt. Hermann H. besuchte nun in der neuen Heimath das Nicolaigymnasium und bezog Ostern 1857 die Universität daselbst. Ostern 1860 ging er zu weiteren Studien nach Göttingen, im Herbst 1861 nach Berlin, nachdem er vorher in Leipzig doctorirt hatte. Die Habilitation in Leipzig als Privatdocent der Mathematik erfolgte am Anfange des J. 1863; zu Ostern 1867 wurde er ebenda zum außerordentlichen Professor ernannt; im Herbste desselben Jahres folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor nach Erlangen, wo er durch Vermählung mit Maria Dippe aus Schwerin, der Tochter einer mit der Hankel'schen längst freundschaftlich verbundenen Familie, einen Hausstand sich gründete. Eine weitere Berufung führte ihn Ostern 1869 nach Tübingen. Auf einer Ferienreise im Schwarzwalde ereilte ihn der Tod in Folge eines Schlaganfalles. Dieses kurze Leben von wenig mehr als 34½ Jahren war, wie unsere Skizze aufweist, reich an äußeren Erfolgen in einem Grade und mit einer Schnelligkeit, wie dem Mathematiker solche nicht eben häufig beschieden sind. Es waren wohlverdiente Erfolge, wie ein Ueberblick über den inneren Bildungsgang und die Leistungen Hankel's nun zeigen soll. Bereits auf der Schule hatte H. bei durchaus genügenden philologischen Fortschritten eine ungewöhnliche mathematische Befähigung an den Tag gelegt, welche die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog. So kam es, daß er für die Privatlectüre in griechischer Sprache, welche den Schulvorschriften nach stattfinden mußte, griechische Mathematiker wählen durfte, und von dieser Zeit her schreibt sich schon seine Kenntniß, z. B. des Diophant, schreibt sich auch seine Neigung zu historisch-mathematischen Studien. Auf den drei verschiedenen Universitäten, an welchen er immatrikulirt war, nannte er die bedeutendsten Forscher seine besonderen Lehrer: in Leipzig Drobisch, Möbius, Scheibner; in Göttingen Riemann; in Berlin Weierstraß und Kronecker. Will man H. den Schüler eines dieser Männer in hervorragender Weise nennen, so mag Riemann's Einfluß als maßgebender zu bezeichnen sein, wiewol auch die Einwirkung von Anderen und nicht am wenigsten die der Schriften von Herrmann Graßmann in Hankel's Arbeiten unverkennbar ist. H. verfolgte eine doppelte Richtung, eine historisch-mathematische, wie schon oben bemerkt wurde, und eine philosophisch-mathematische. Beide kamen allerdings erst allmählich zum Durchbruche und seine ersten Veröffentlichungen, eine von der philosophischen Facultät in Göttingen am 4. Juni 1861 gekrönte Preisschrift „Zur allgemeinen Theorie der Bewegung der Flüssigkeiten“, die Doctordissertation „Ueber eine besondere Classe der symmetrischen Determinanten“ berechtigten zwar, wie ein wohlbefugter Kritiker (Schloemilch) sich ausdrückte, zu der Hoffnung, daß

H. sich als Mathematiker einen eben so gut begründeten Ruf erwerben werde, wie ihn sein Vater als Physiker längst besitze, aber eine besondere Eigenartigkeit ist doch wol nicht darin aufzufinden. Höchstens möchte man hier schon einen gewissen Tact in Auffindung geeigneter Namensbezeichnungen rühmen, der sich geltend macht. Im Februar 1863 folgte die Habilitationsschrift „Die euler'schen Integrale bei unbeschränkter Variabilität des Argumentes", welche auch im Auszuge in der Zeitschr. Math. Phys. Bd. IX erschien. In ebenderselben Zeitschrift hatte im unmittelbar vorhergehenden Bande Hankel's Studiengenosse Gustav Roch die dem großen mathematischen Publicum fast noch unbekannten Lehren Riemann's in gewissem Sinne zu popularisiren begonnen. H. fand daher bereits verständnißvollere, aufmerksamere Leser für seinen selbst angefertigten Auszug, dem freilich eine Glanzseite der ursprünglichen Abhandlung fehlt: die Fülle litterarischer Nachweise, in welchen er eine Kenntniß insbesondere von Euler's Werken an den Tag legte, welche von einem 24jährigen Gelehrten geradezu erstaunlich war. Dagegen bot der Auszug gleichmäßig mit dem Originale das jetzt bald allgemeine Geltung gewinnende, wenn man so sagen soll, Riemann'sche Bestreben, die Function complexer Größen auf Grundlage geometrischer Auffassung und Darstellung in den Vordergrund der gesammten Analysis zu schieben. H. beabsichtigte dem entsprechend eine vollständige Theorie der Functionen complexer Größen zu schreiben, deren erste Abtheilung unter dem besonderen Titel „Theorie der complexen Zahlensysteme, insbesondere der gemeinen imaginären Zahlen und der Hamilton'schen Quaternionen nebst ihrer geometrischen Darstellung" 1867 erschien und dem Verfasser zunächst die Beförderung in Leipzig, dann die Berufung nach Erlangen verschaffte. Der Gegenstand an sich war nicht neu. Eine Theorie der Functionen complexer Größen hatte schon Durège 1864, Vorlesungen über Riemann's Theorie der Abel'schen Integrale hatte C. Neumann 1865 herausgegeben. Das Hankel'sche Buch brachte zudem noch nicht die höheren Lehren der Functionentheorie, sondern der Hauptsache nach historische Mittheilungen über das allmähliche Werden der elementaren modernen Auffassung complexer Größen seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts bis in die neueste Zeit. Allein H. wußte das Fremde, das Zusammenhangslose in sich zur Einheit zu verarbeiten, als welches es dem Leser gegenübertritt, und Künftiges anzudeuten, und so ist Vieles thatsächlich alt und einfach, dagegen in der Form und, was für die wissenschaftliche Tragweite hochwichtig ist, in der Wirkung auf die Zeitgenossen durchaus neu und folgenreich. So hat z. B. kein Verfasser eines irgendwie auf Strenge Ansprüche erhebenden Elementarwerkes seit der Mitte der zwanziger Jahre übersehen, daß die Rechnungsoperationen Anlaß zur Einführung eines stets erweiterten Zahlenbegriffes geben, und daß an diesen Zahlen alsdann geprüft werden muß, ob die bisherige Begriffsbestimmung der Rechnungsverfahren noch ausreicht oder wie sie abgeändert werden soll; und doch hat sich H. ein unzweifelhaftes Verdienst erworben, indem er den gleichen Gedanken als Princip der Permanenz formaler Gesetze zu neuer Geltung brachte. Er hat eben im Gegensatze zu den früheren Schriftstellern, welchen die strenge Herleitung von mathematischen Wahrheiten Zweck war, die Begründung einer mathematischen Methode ins Auge gefaßt. Das war der philosophisch-mathematischen Geistesrichtung Hankel's entsprechend, welche wir als für ihn mit kennzeichnend erwähnt haben. Solchen Principien forschte H. ganz besonders in zwei als zusammmengehörig zu betrachtenden Abhandlungen von 1870 nach, deren eine als Artikel „Grenze" in Ersch und Gruber's Encyklopädie (I. Section, Bd. 90, S. 185—211), die andere als Tübinger Einladungsprogramm zum Geburtsfeste des Königs mit der Ueberschrift: „Untersuchungen über die unendlich oft oscillirenden und unstetigen

Functionen" erschien. Sie bilden einen etwaigen Ersatz für die nie ausgeführte Fortsetzung der Theorie der Functionen complexer Größen. Von den in ihnen erörterten Gegenständen kann hier nur das Princip der Condensation der Singularitäten genannt werden, welches die Möglichkeit gewährt, von gewissen Functionen, welche über ihren ganzen Verlauf hin unendlich viele Unstetigkeiten aufweisen, zu anderen überzugehen, deren Unstetigkeiten nur auf einem endlich beschränkten Zwischenraume stattfinden. Es kann nicht die Absicht dieser Biographie sein, sämmtliche größere und kleinere Arbeiten Hankel's, deren Gesammtheit im Bulletino Boncompagni für 1876 (Bd. IX. S. 297—308) verglichen werden kann, ihrem Inhalte und Werthe nach zu besprechen. Wir übergehen eine Gratulationsschrift zur Feier von Moebius' 50jährigem Doctorjubiläum (1864), eine Tübinger Antrittsrede (1869), Aufsätze in Ersch und Gruber's Encyklopädie, in den Mathematischen Annalen, in der Zeitschrift für Mathematik und Physik 2c. Wir sprechen nur noch von zwei umfassenderen Veröffentlichungen, welche nach dem Tode des vor der Zeit Entschlafenen herausgegeben worden sind. 1874 erschien „Zur Geschichte der Mathematik im Alterthum und Mittelalter". H. wollte eine Geschichte der Mathematik schreiben. Er war auch neben Prof. Nesselmann in Königsberg und neben dem Verfasser dieses Artikels der einzige deutsche Universitätslehrer, welcher Vorlesungen über diesen Gegenstand zu halten pflegte. Als H. starb, waren nur einzelne Capitel des beabsichtigten Werkes einigermaßen druckreif, und diese bilden den erwähnten Band. Es wäre unbillig zu verhehlen, daß nicht gerade wenige Einzelheiten unrichtig sind und deshalb zu einer gewissen Vorsicht bei der Benutzung des Werkes zu rathen ist; unbilliger aber wäre es, dem verstorbenen Schriftsteller anrechnen zu wollen, was er, wenn er selbst die Veröffentlichung hätte durchführen können, mit höchster Wahrscheinlichkeit noch vielfach abgeändert und von Irrthümern gereinigt hätte. Nur die großen leitenden Gedanken, den umfangreichen allgemeinen historischen Hintergrund, von welchem H. die Entwicklung der Mathematik sich abheben läßt, können wir in vollem Maße als bleibendes Eigenthum des Verfassers anerkennen, an welchem eine wesentliche Abänderung jedenfalls nicht zu erwarten stand, und welche, wie wir gleich nach dem Erscheinen des Werkes in einer eingehenden Kritik desselben (Zeitschr. Math. Phys. Bd. XX) uns ausgesprochen haben, einen weiten, umfassenden historischen Blick neben dem in das Einzelne, Feinste sich vertiefenden mathematischen Geiste erkennen lassen. Ein Jahr später (1875) gab Axel Harnack „Die Elemente der projectivischen Geometrie" aus Hankel's Nachlasse heraus. H. wollte in diesen Vorlesungen seinen Schülern die umfassenden Gedanken der großen Geometer nahe bringen und einen klaren Ueberblick über die verschiedenen von ihnen benutzten Methoden gewähren. Mit bewußter Absichtlichkeit ist deshalb nicht etwa ein System der neueren Geometrie auf einheitlicher Grundlage hergestellt, sondern es werden die Lehren eines Steiner, eines Poncelet, eines Chasles, eines v. Staudt nach einander zum Vortrage gebracht, nur so weit einheitlich verschlungen, als die Durcharbeitung in dem Kopfe eines so philosophischen Berichterstatters, wie H. es nöthig machte. Wir können in dieser Beziehung die Elemente der projectivischen Geometrie ein Seitenstück zur Theorie der complexen Zahlensysteme von 1867 nennen. Hankel's Geist trug sich mit noch weitergehenden schriftstellerischen Plänen, aber der Körper war nicht im Stande, die Arbeit dieses Geistes auszuhalten. Eine erste Erkrankung traf ihn schon 1857 beim Beginne seiner Studien. Eine heftige Hirnhautentzündung, die Folge zu großer Anstrengung, brachte ihn im Sommer 1872 an den Rand des Grabes, und wenn er auch einigermaßen sich wieder erholte, ganz gesund wurde er nicht wieder. Geistige und körperliche Erholung und Kräftigung suchte er auch auf

jenem Ausfluge in die nahe Gebirgswelt des Schwarzwaldes, während dessen der Tod ihn ereilte. Hankel's Persönlichkeit wurde von Allen, die ihm näher traten, von Freunden und Schülern, stets als höchst liebenswürdig geschildert. Entfernter Stehende mochte eine gewisse Herbe und Schroffheit des schriftlichen Ausdruckes, welche wol theils dem Gesundheitszustande, theils der Jugend Hankel's entsprachen, weniger angenehm berühren. Wäre es H. beschieden gewesen, in neu gewonnener Kraft höhere Lebensjahre zu erreichen, so hätte sich diese Schärfe um so wahrscheinlicher abgestumpft, als er durch und durch religiös gesinnt war. Für diese Charakterseite bietet es Interesse, daß die zweite der Thesen, welche Hankel's Habilitationsschrift von 1863 beigefügt sind, folgendermaßen lautet: „Die philosophische Ethik bedarf zu ihrer Vollendung der theologischen Ethik". Unter Theologie verstand aber H. ein durchaus strenggläubiges positives Christenthum, wie er auch während seines Aufenthaltes in Erlangen vorwiegend mit geistlichen Vertretern dieser Richtung, vor allem mit Prof. v. Zezschwitz, zu verkehren liebte.

Vgl. Einige Worte zum Andenken an Hermann Hankel von W. v. Zahn in den Mathematischen Annalen, Bd. VII. S. 583—590, Leipzig 1874, wovon auch eine Uebersetzung in dem Bulletino Boncompagni für 1876.

Cantor.

Hanker: Garlieb H., Rechtsgelehrter und Dichter, geboren zu Hamburg den 10. September 1758, aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, des Senators Christian H. Sohn. Er studirte seit 1779 die Rechtswissenschaft, anfangs in Göttingen, dann in Gießen, woselbst er im Mai 1783 den Licentiatengrad erlangte. In seine Vaterstadt heimgekehrt gehörte er hier dem Advocatenstande an, vermuthlich ohne eine große Praxis zu suchen, jedenfalls ohne eine Anstellung zu begehren oder ein Ehrenamt zu wünschen, seine Muße den Musen widmend. Schon als Jüngling offenbarte er mehr Neigung zur sogen. schönen Litteratur als zur Jurisprudenz, denn schon als Gymnasiast und später als Student veröffentlichte er eine Reihe Dichtungen, zum Theil Erzählungen, größtentheils aber Dramen, jedoch entweder anonym, oder unter dem Namen F. L. Epheu. Nachmals gingen wol noch manche kleinere Dichtungen aus seinem poetischen Stilleben und in geachtete Zeitschriften über, größere Werke aber, wenn er solche geschaffen, hielt er im verschwiegenen Schreibtisch zurück, da er, der sich stets innerhalb der bescheidenen Grenzen eines bloßen Dilettanten bewegte, deren Herausgabe für unpassend erachtet zu haben scheint. Von seinen in den J. 1779—85 erschienenen 19 dramatischen und anderen poetischen Schriften erlebte einzig das Trauerspiel „Sophonisbe", zuerst gedruckt 1782, die Ehre einer 2. Auflage im J. 1794. — Er starb den 5. März 1807, 5 Jahre nach seiner Verheirathung. — Das Verborgenbleiben hinter einem Schriftstellernamen mag viel beigetragen haben zu dem schnellen Versinken seiner Dichtungen in Nacht der Vergessenheit; hinter dem Epheu suchte in Hamburg Niemand den H., selbst Thieß in seiner Hamburger Gelehrten-Geschichte kennt und nennt ihn nicht, und nur wenige der späteren Handbücher der deutschen Litteratur dürften seiner erwähnen, über dessen jugendliches Dichten und Trachten auch Wehl in „Hamburgs Litteraturleben im 18. Jahrhundert" schweigend hinweg geht. Wir glaubten sein Andenken hier bewahren zu sollen.

Hamb. Schriftsteller-Lexikon Bd. 3 S. 88, und Meusel Bd. 2 S. 73 u. Bd. 11 S. 316.

Beneke.

Hänlein: Heinrich Karl Alexander H., evangelischer Theologe, geboren am 11. Juli 1762 zu Ansbach, † am 15. Mai 1829. Er war der Sohn eines höheren Brandenburg-Ansbachischen Verwaltungsbeamten, erhielt den ersten Unterricht im elterlichen Hause und besuchte von 1772 an das Gymna-

sium zu Ansbach. Seine Studien begann er 1782 auf der Universität Erlangen in der Theologie, Philosophie und Philologie, setzte sie 1784 in Göttingen fort und wurde hier 1786 theologischer Repetent, auch 1788 Doctor der Philosophie. Eine außerordentliche Professur der Theologie, verbunden mit dem akademischen Predigtamte, wurde ihm 1789 in Erlangen zu Theil, dazu 1795 die theologische Doctorwürde und 1801 der Charakter eines Consistorialraths. Aus Gesundheitsrücksichten zog er es indessen 1803 vor, diese Stellung aufzugeben und eine Ernennung zum ordentlichen Mitgliede des Consistoriums und Stiftsprediger in Ansbach anzunehmen. Als das Fürstenthum Ansbach 1806 an Baiern gekommen war, blieb H. unter der neuen Regierung zunächst in seiner bisherigen Stellung, folgte 1808 aber einer Berufung nach München als erster ordentlicher Oberkirchenrath in dem damals neuerrichteten protestantischen Oberconsistorium, zu dessen Director er 1818 befördert wurde. In dieser Stellung entfaltete er eine rastlose kirchenpolitische Thätigkeit; er machte sich namentlich um die Organisation der protestantischen Gemeinden in Baiern, des Predigtamtes und des Gottesdienstes hoch verdient und trug viel zur Weckung und Förderung kirchlichen Sinnes bei. Im J. 1828 machten sich körperliche Leiden stark fühlbar; zu seiner Erholung begab er sich im Mai des nächsten Jahres zu seinem Sohne nach Eßlingen, woselbst er jedoch, kaum angelangt, an einem Nervenschlage starb. H. war ebensowol als Kanzelredner, wie als akademischer Lehrer ausgezeichnet, als Schriftsteller jedoch, namentlich in der späteren durch seine praktische Thätigkeit ganz in Anspruch genommenen Lebenszeit, weniger fruchtbar. Seine vorzüglicheren Werke sind: „Handbuch der Einleitung in die Schriften des neuen Testaments", 3 Thle., 1794, 2. Aufl. 1801—9. „Lehrbuch der Einleitung in die Schriften des neuen Testaments für Akademien und Gymnasien", 1802. „Epistola Judae graece, commentario critico et annotatione perpetua illustrata", 1799. Ed. nova. 1804. Außerdem Dissertationen, Programme und Predigten. Auch redigirte er mit Ammon und Paulus das „Neue theologische Journal" (die Fortsetzung von J. Chr. Döderlein's „Theologischem Journal") 1793 ff.

Vgl. Neuer Nekrolog, 1829, I. 427. Fikenscher, Gelehrtengeschichte von Erlangen, I. 160. Redslob.

Hann: Friedrich H., als der Sohn eines evangelischen Predigers in Marktschelken (Siebenbürgen) am 8. Juni 1817 geboren, widmete sich nach Vollendung der Rechtsstudien und Erlangung des Advocatenstallums der politischen Laufbahn. Kaum 26 Jahre alt, vom sächsischen Stuhle Leschkirch als Abgeordneter zu dem siebenbürgischen Landtag 1841—3 nach Klausenburg gewählt, übernahm er 1844 eine Professur an der neugegründeten Rechtsakademie in Hermannstadt, die er bis zum J. 1848 bekleidete. Während dieser Zeit veröffentlichte er manche schätzenswerthe wissenschaftliche Arbeit, wirkte in den Ausschüssen des Vereines für siebenbürgische Landeskunde und des sächsischen Landwirthschaftsvereines, vorzüglich aber durch die 1845 übernommene Redaction der „Transsilvania" (litterär-politisches Beiblatt des Siebenbürger Boten) bis zum Sommer 1848, und vertrat den Leschkircher Wahlkreis vier Mal in der sächsischen Nationsuniversität, sowie — ein zweites Mal — als Landtagsabgeordneter 1846—7. Als im J. 1849 Hermannstadt von den ungarischen Insurgenten eingenommen wurde, zog er sich in die Walachei zurück und verfügte sich von da nach Wien, wo er bald im Handelsministerium als Concipist angestellt wurde und zuerst im Bureau für administrative Statistik, später in der Redaction der Austria, des volkswirthschaftlichen Organs des Handelsministeriums, Vieles und Gediegenes leistete. Bald aber endete er, eben, als sich ihm Aussichten auf eine neue, glänzende Wirksamkeit und Dienstelaufbahn

eröffneten, in einem Anfall von Schwermuth am 6. December 1852 durch Selbstmord. — Sein vielseitiges, in drückenden Verhältnissen aus eigener Kraft, durch eigenen Fleiß erworbenes Wissen, seine umfassende Sprachkenntniß, sein stilles, nur zu bescheidenes Wesen, sein gerader deutscher Sinn gewann ihm die Herzen und gab ihm einen, die unbedeutenden, in seinem kurzen Lebenslauf erreichten persönlichen Erfolge weit überragenden Einfluß auch in weiteren Kreisen. H. war ein treuer, ehrlicher Sachse, ein aufrichtiger Liberaler, der sich durch langen und intimen Umgang mit einem hochgebildeten, wenn auch später überchauvinistischen ungarischen Magnaten mit ungarischer Litteratur und Volksthum — mehr als sonst wol vorkommt — befreundete, ohne jedoch seinem Volke und dessen Rechten je untreu geworden zu sein, die er im Gegentheil hoch hielt, aufrecht zu erhalten, in freisinniger Weise zu entwickeln und zu festigen strebte. Als er im J. 1848 wahrnahm, daß sein Volk in der damaligen Zeiterregung die erwähnten Sympathien mit Mißtrauen betrachtete, trat er, um keine Spaltung in der allgemeinen Ueberzeugung betreffs der Union Siebenbürgens mit Ungarn zu verursachen, von der Redaction der „Transsilvania“, die er bis dahin mit viel Eifer, Geschick und Erfolg geführt hatte, zurück und enthielt sich, lediglich auf seine Studien zurückgezogen, jeder politischen Thätigkeit. — Seine, meist handelsgeschichtlichen, statistischen und volkswirthschaftlichen Aufsätze sind zerstreut im Archive des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, in der „Transsilvania“ und in der „Austria“, und enthalten viel Verdienstliches und heute noch Werthvolles.

Joseph Trausch, Siebenbürgisch-deutsches Schriftsteller-Lexikon, II. Bd. S. 69. 70. E. v. Friedenfels, Joseph Bedeus v. Scharberg, Wien 1877, II. Theil S. 451—54. Friedenfels.

Hanneken: Meno H., lutherischer Theologe, am 1. März 1595 zu Blexen im Oldenburgischen (als Sohn des dortigen Pastors) geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Bremen und Stade und zog 1617 zum Beginne des Studiums der Theologie nach Gießen. Im J. 1619 folgte er dem Rufe des Grafen Anton Günther auf die Stellung eines Conrectors zu Oldenburg. Indessen genügte ihm diese Stelle nicht. Im Frühjahr 1622 legte er daher sein Amt nieder und bezog zur Fortsetzung seiner theologischen Studien die Universität Wittenberg, wo er sich namentlich an den gelehrten lutherischen Streittheologen Nicolaus Hunnius anschloß. Nach Beendigung seiner Studien machte er von Wittenberg aus eine wissenschaftliche Reise nach Leipzig, Altorf, Tübingen, Basel und Straßburg. An dem letztgenannten Orte (wo er sich länger aufhielt und eine seiner hauptsächlichsten Streitschriften gegen den Katholicismus „Scutum veritatis catholicae“ 1625 herausgab) hätte man ihn gern als Prediger und Professor der orientalischen Sprachen festgehalten; doch lehnte er den ehrenvollen Antrag ab, weil es ihn in die Heimath zog. In Marburg dagegen, wohin er auf der Weiterreise kam, ließ er sich 1626 bereit finden, die ihm von dem Landgrafen Ludwig zu Darmstadt dargebotene Professur der philosophischen Moral zu übernehmen. Im folgenden Jahre vertauschte er dieselbe gegen eine Professur der Theologie und der hebräischen Sprache, wurde auch Ephorus der Stipendiatenanstalt, siedelte aber 1646 nach Lübeck über, wo er als Superintendent die Leitung des Kirchen- und Schulwesens der Stadt übernahm. Die Wahrung der ausschließlichen und ungeschwächten Herrschaft des Lutherthums der Concordienformel in Lübeck war hierbei das oberste Interesse, welches ihn in seiner Amtsverwaltung leitete. Als daher unter der Leitung eines gewissen Thomas Tanto in Lübeck ein Conventikel entstand, in welchem, um das Lutherthum unbekümmert, die Bibel gelesen und erklärt ward, ruhte H. nicht eher, als bis dieser Conventikel verboten und geschlossen war. Ebenso er-

klärte er sich gegen die Duldung reformirten Privatgottesdienstes in der Stadt mit demselben Eifer wie gegen die Zulassung von Socinianern. — Er starb am 17. Februar 1671. Unter seinen Schriften (meistens polemischen Inhalts) sind sein „Examen manualis catholici Mart. Becani“ von 1637 und seine „Grammatica ebraea“ von 1640 hervorzuheben. Die übrigen sind kleinere Broschüren, Disputationen, Leichenreden rc.

Vgl. Strieder, Hess. Gelehrtenlexikon, Bd. V. S. 242—254.

Heppe.

Hannl: Max H., Porträtmaler, angeblich zu Prag 1696 geboren und zu Wien 1758 gestorben. Der Name des Künstlers wird Handel, Hendl, Hennel, Händel, auch Höndel geschrieben; er selbst unterzeichnet sich aber wie oben. — Hannl's künstlerische Thätigkeit muß in seiner Zeit sehr bedeutend gewesen sein; leider haben sich sehr wenige seiner Werke erhalten, so in der Wiener Belvedere-Gallerie Bildnisse eines alten und eines jungen Mannes. — Seine Technik ist breit und kräftig; sein Vortrag pastos; er soll ein Schüler Kupetzky's gewesen sein.

S. Monogramme, Namensfertigen österr. Künstler von Dr. Ilg und Dr. Kábdebo, I. Heft, wo seine Unterschrift und sein Siegel.

Kábdebo.

Hanneman: Adriaen H., ein seiner Zeit hochangesehener Porträt- und Historienmaler, ward geboren im Haag 1601 oder 1611 und starb daselbst 1668 oder 1669. (So nach dem Manuscript von Terwesten, entgegen der gewöhnlichen Angabe: 1610—80.) Er war Lehrling von Daniel Mytens sen. und danach von A. van Dyck, für dessen Werke seine Porträts oft ausgegeben worden sind. Walpole gibt an, daß er 16 Jahre in England zugebracht habe. In seiner Vaterstadt war er 1656 einer der Gründer und erster Decan der neuen Malergilde Pictura; in ihr als Künstler und für sein zehnjähriges erfolgreiches Wirken als Vorstand hochgeehrt. Sein Ansehen mag auch der Bericht darthun, daß die Jungfrau, welche ihm für das allegorische Bild des Friedens im Sitzungssaale der Staaten von Holland Modell saß, von diesen 1000 Gulden empfangen habe. Später ist H. kunsthistorisch wenig beachtet worden.

Siehe Kramm, Gesch. d. bild. Künste der Niederlande zu Immerzeel.

C. Lemcke.

Hannenberg: Gottfried H., Jesuit, ließ von 1721—30 in den Druckereien der Collegien seines Ordens zu Posen, Braunsberg und Kalisch eine Reihe von polemischen Schriften gegen die Protestanten in lateinischer, deutscher und polnischer Sprache drucken, u. a. einen polnischen Controvers-Katechismus 1722, „Theologia controversa“ 1723, „Demonstratio septicollis, quod dissidentes verbi ministri non sint presbyteri“ 1723 (1724 auch deutsch und 1727 polnisch; über dasselbe Thema „Conclusio theologica“ 1728), „Antwort nicht rc. Spr. Sal. 26, 4. 5“ (gegen den „Kemnitschen Predicanten“ Hercules Wendt), „Siles silebis oder Antwort auf Georg Frankens Siles“, „Wer machts besser, der Prädicant oder der katholische Beichtvater?“ (diese drei Schriften 1724), „Revantsch Teuffel heraus, heraus!“ 1725, „Titel ohne Mittel“ (daß den lutherischen Geistlichen nicht der Titel „Hochwürden“ zukomme) 1728, „Defensio B. V. Mariae contra nostrae tempestatis haereses“ 1728, „Miphiboseth spiritualis“ (gegen die Ansicht, daß jeder Christ, wenn er rechtschaffen lebe, „in seiner Secte“ selig werden könne) 1730.

de Backer, Bibliothèque, III. 349. Reusch.

Hannewalt: Andreas H., Staatsmann am Hof Kaiser Rudolfs II., geboren um 1560. Von seinen äußeren Lebensumständen ist wenig bekannt. Gleich Strahlendorf, Klesl und so vielen andern Vertretern der katholischen Re-

action unter Rudolf II. scheint er ursprünglich Protestant gewesen zu sein. Als apostata et persecutor sui ordinis wird er in einer Reichstagsrelation der churbrandenburgischen Gesandten (15. September 1613) bezeichnet. Beim Reichstag von 1594 finde ich ihn zum ersten Mal in der Umgebung Rudolfs II. Vielleicht gehörte er damals schon dem Reichshofrath an, in welchem er einige Zeit später als Secretär erscheint. Als die Politik des Kaisers mehr und mehr zu den entscheidenden Conflicten mit den protestantischen Parteien, sowol im Reich wie in den österreichischen Landen, hintrieb, und man furchtlose Vertreter der katholischen Ansprüche und der kaiserlichen Machtvollkommenheit gebrauchte, wurde H. — Ende 1606 — in den kaiserlichen geheimen Rath aufgenommen. Mit dem gleichzeitig zur Würde des Reichsvicekanzlers erhobenen Leopold v. Strahlendorf übte er fortan den maßgebenden Einfluß in den Reichsangelegenheiten aus, und mit ihm zusammen erwarb er sich durch seine Haltung in den großen Streitfragen über Donauwörth, Jülich und den Reichstag von 1608 den vornehmsten Haß der protestantischen Reichsstände. Nicht minder groß war sein Einfluß auf die den österreichischen Verhältnissen zugewandte Politik des Kaisers, welche seit 1606 zu den verhängnißvollen Conflicten desselben mit seinem Bruder Matthias führte. Während man von kaiserlicher Seite die Hauptschuld dieser Streitigkeiten dem Bischof Klesl zuschob, wollte Klesl den Ursprung derselben in den Rathschlägen Hannewalt's erkennen. Der Prager Vertrag vom Juni 1608 sollte das Verhältniß der beiden Brüder und der österreichischen Lande in Ordnung bringen. Als aber bald darauf neue Anschläge zur Erniedrigung des Königs Matthias und zur Erhebung des Erzherzogs Leopold am Hof des Kaisers begannen, um mit dem Sturz der Herrschaft Rudolfs zu enden, war H. denselben abermals nicht fremd. Es zog ihm dies, als Matthias im März 1611 in Prag einzog, eine kurze Verhaftung und Untersuchung zu. Noch vor Ablauf des J. 1611 erscheint er indeß wieder unter den Mitgliedern der kaiserlichen Gesandtschaft am Nürnberger Kurfürstentag: allerdings um sich gleich darauf von den Geschäften zurückzuziehen. Am 9. December 1611 siedelte er nach Regensburg über. Am 24. December schreibt er von dort aus: Klesl suche ihn in die Dienste des Königs Matthias zu ziehen, mit der Drohung, daß andernfalls seine Sicherheit gefährdet sei. „Ich habe", sagt er, „albereit das 52. Jahr meines Alters erreicht, bin müde und wol abgearbeitet; bitte Gott um zeitliche und ewige Ruhe." Völlige Ruhe scheint ihm jedoch nicht gewährt zu sein. Nach Angabe der churbrandenburgischen Reichstagsgesandten ist die Proposition des Reichstags von 1613 von ihm verfaßt, worauf er denn bald nachher (vor September 1613) gestorben sei.

Notizen über ihn bei Gindely, Rudolf II., und Stieve, Der Kampf um Donauwörth, S. 51. Ritter.

Hanow: August v. H., einer unbedeutenden hinterpommer'schen Adelsfamilie entstammend und als sächsischer Oberst zu Roß und kaiserlicher Generalfeldwachtmeister einer der Unterführer im dreißigjährigen Kriege, war am 10. August 1591 zu Greifenberg in Pommern geboren, wo sein Vater Dionysius H., den er früh verlor, Bürgermeister war. Die Stadtgeschichte kennt um diese Zeit nur einen Bürgermeister Faustinus H. (1567—1601). Hanow's Mutter war Katharina v. Loppenow aus einem bei Greifenberg ansässigen Adelsgeschlechte. Wie H. seine Jugend als Page an verschiedenen Höfen in Holstein, Pommern und Dänemark verbracht hatte, so führte er auch später ein bewegtes Leben und wechselte in den Kämpfen des 17. Jahrhunderts mehrmals seinen Herrn. 1616 nahm er braunschweigische, bald darauf sächsische und badische Dienste, stand 1625 unter dem Grafen Wolf von Mansfeld im spanischen Heer und war bei der Einnahme von Mantua gegenwärtig. 1632 kämpfte er wieder

auf sächsischer Seite unter Arnim, focht siegreich gegen die Kaiserlichen in Schlesien, wurde 1635 Oberst und eroberte in der Schlacht bei Wittstock, in der er ein Reiterregiment unter Marazini commandirte, die Fahne vom schwedischen Regiment des Herzogs von Lauenburg, erlitt aber auch an diesem Tage eine gefährliche Verwundung. 1641 wurde er nach der Wiederbesetzung von Görlitz Generalwachtmeister über die Cavallerie, hatte aber im folgenden Jahre das Unglück, in Schlesien in schwedische Gefangenschaft zu gerathen, aus der ihn erst der Waffenstillstand des J. 1645 befreite. Nunmehr wurde er von seinem Kriegsherrn, dem Kurfürsten von Sachsen, mit drei Regimentern dem Kaiser überlassen, der ihm ein selbständiges Commando erst in der Pfalz, dann in Schlesien unter Montecuculi anvertraute, in welchem er aber nur zwei Jahre lang blieb, denn schon 1647 wurde er vom Kurfürsten zurückberufen und als Oberhauptmann in Thüringen, speciell über die Aemter Salza, Thamsbrück und Weissensee angestellt. Sein Vaterland scheint er nicht wiedergesehen zu haben. Zu den dort ererbten Gütern Schmelzdorf und Lasbeck erwarb er noch Gamig bei Pirna, wo er am 24. August 1661 starb. Die vom Hofprediger Weller ihm gehaltene Leichenrede ist 1662 in Dresden, 4°, gedruckt worden. Am 16. Januar 1642 hatte er sich in Görlitz mit Maria Brand v. Lindau a. d. H. Wiesenburg vermählt und einen Sohn und drei Töchter gezeugt, von denen nur die jüngste, Johanna Magdalena, ihn überlebte.

Vanselow, Heldenregister. v. Bülow.

Hanov: Michael Christoph H., geboren am 18. December 1695 in Zamborst bei Neustettin, † in Danzig am 21. September 1773, Sohn eines Predigers, besuchte seit 1709 die Unterrichtsanstalt in Landsberg an der Warthe und hierauf 1714 das akademische Gymnasium (Athenäum) zu Danzig, wo er die philosophischen, philologischen und juristischen, hauptsächlich aber die theologischen Vorträge hörte. Nachdem er in Folge einer schweren Krankheit, durch welche er das Gedächtniß verlor, ein Jahr hindurch zur Unthätigkeit genöthigt war, bezog er 1718 die Universität Leipzig, an welcher er abermals Theologie, Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften und Jurisprudenz betrieb und nach Erlangung der Magisterwürde (1720) Vorlesungen über Philosophie und über Rhetorik hielt (seine Habilitations-Dissertation „Examen dubiorum etc." war eine Entgegnung der anonymen Schrift Hombergk's „Dubia iuris naturae"). Bald darauf aber übernahm er eine Hofmeisterstelle bei v. Bose in der Nähe Dresdens und 1724 folgte er einer Einladung des Danziger Professors Weickhmann, die Erziehung seiner Söhne zu leiten. Als im October 1727 am Athenäum zu Danzig die Professur der Philosophie in Erledigung kam, wurde dieselbe an H. übertragen, welcher sie mit regstem Eifer vertrat und damit auch das Amt eines Bibliothekars verband (einen Ruf nach Halle schlug er aus, 1763). Seit 1771 begann er zu kränkeln und erlag schließlich einem Schlaganfalle. Der Anstalt, an welcher er wirkte, hatte er durch Testament sein nicht unbeträchtliches Vermögen und seine große Bibliothek überwiesen. — Er war ein polyhistorisches Talent, und sowie er zur Kenntniß der classischen Litteratur auch das Französische, Italienische, Englische, Polnische und die orientalischen Sprachen hinzufügte, war er andererseits in den mathematischen Disciplinen wohl bewandert und im Gebiete der Naturwissenschaften sammelte er alle möglichen Notizen und Merkwürdigkeiten, welche er fleißigst dem Publicum wieder zum Besten gab. Stets eingeschlossen in die Räume der Bibliothek, auf persönlichen Umgang, ja selbst auf Spaziergänge verzichtend, schrieb er unablässig bald in dieser, bald in jener Form. Abgesehen von einem reichlichen handschriftlichen Nachlasse hatte er gegen 60 kleinere lateinische Dissertationen über philosophische, theologische, juristische, geometrische, meteorologische, historische Materien ver-

öffentlicht (ein Theil derselben wieder abgedruckt in seinen „Opuscula“, welche sein Schwestersohn Daniel Tietz 1762 herausgab); desgleichen 57 kleinere deutsche Schriften gemeinnützigen Inhaltes über alles Erdenkliche, dazu 20 Quartbände „Danziger Erfahrungen“ (1739—59, hauptsächlich Naturwissenschaft betreffend) und „Erläuterte Merkwürdigkeiten der Natur“ (1734), desgleichen „Seltenheiten der Natur und Oekonomie“ (1753 ff.), daneben „Das vollständige Culmische Recht“ (1745) und „Preußische Sammlung ungedruckter Urkunden“ (4 Bände, 1747—70). Seine Hauptwerke aber bestehen in einer Fortführung und Ergänzung der Wolff'schen Philosophie, nämlich: „Oeconomia Wolffiana“ (1755) und „Philosophia civilis sive Politica, tanquam continuatio systematis philosoph. Christiani Wolff“ (4 Quartbände, 1756—59), sowie „Philosophia naturalis sive Physica dogmatica tanquam contin. syst. philos. Chr. Wolff“ (4 Quartbände, 1762—68), in welchen Schriften er sich als strenger Anhänger Wolff's und als ein mit vielseitiger Gelehrsamkeit ausgerüsteter Erklärer und Förderer dieser damals weit verbreiteten Philosophie zeigt.

Laudatio Michaelis Christophori Hanovii cum vita illius Gottl. Wernsdorfio auctore edita a Joanne Daniele Titio. Wittebergae. 1776. 4 (woselbst auch sämmtliche Schriften Hanov's einzeln angeführt sind).

Prantl.

Hans: Bruder H., Dichter, nach 1391, da er die in diesem Jahre canonisirte Brigitta, deren Revelationen er benutzte, als Heilige anführt. Er war ein Laienbruder in einem niederrheinischen Kloster, der der Mutter Gottes zu Liebe seine Frau verließ und in den geistlichen Stand trat. Wie seine stark ans Niederländische streifende Sprache ergibt, war er in der Gegend von Cleve heimisch; er selbst bezeichnet sich als Niederländer im Gegensatz zu dem rheinischen Oberland, welcher Gegensatz in jenen Gegenden noch heute festgehalten wird. Wir besitzen von H. sieben deutsche der Jungfrau Maria gewidmete Gedichte. Das Einleitungsgedicht ist in vier Sprachen, nämlich abwechselnd in deutschen, französischen, lateinischen und englischen Versen verfaßt; jede Strophe beginnt mit einem Worte des lateinischen englischen Grußes. Die fünf Hauptgedichte sind sämmtlich in der feierlichen, eines hohen Ansehens genießenden Titurelstrophe gedichtet und akrostichisch d. h. jede Strophe beginnt mit einem Buchstaben des englischen Grußes: jedes der fünf Gedichte zählt daher 100 Strophen. Das erste derselben enthält die ganze biblische Geschichte von Adam bis auf Maria und Christus; das zweite handelt von der Wunderkraft des Ave, die drei übrigen führen die Titel „Marien Gnade“, „Marien Staat“, „Marien Tanz“. Das siebente endlich, ebenfalls in Form eines Akrostichons, in einer eigenen kunstreichen sechzehnzeiligen Strophe mit nur zwei Reimen, heißt „Marien Glanz“. Mit der älteren Litteratur bekannt, erwähnt er Wolfram, Neidhart, Frauenlob, Boppe und einen sonst nicht bekannten Hans von Lothringen; aber trotz der kunstreichen Form hält er sich von der geschraubten Art der Nachahmer Wolframs fern, bleibt vielmehr einfach und schlicht, nur daß er durch die Künstlichkeit der Form veranlaßt, häufig seltene und wol auch selbstgeschaffene Worte anwendet.

Nach einer Petersburger Handschrift herausg. von R. Minzloff, Hannover 1863; vgl. dazu Bech in den Götting. Gel. Anz. 1863, St. 33. Zwei andere Hdschr. wies nach Bartsch in Pfeiffer's Germania 12, 89. 24, 251.

K. Bartsch.

Hansch: Anton H., Maler, geboren zu Wien am 24. März 1813, gestorben zu Salzburg am 8. December 1876. Von seinen Eltern, welche eine Mode- und Kunstblumenfabrik besaßen, für die künftige Führung dieses Geschäftes bestimmt, kam er an die Akademie der bildenden Künste zur Ausbildung

im Blumenzeichnen. Inmitten dieser Beschäftigung erwachte aber seine Liebe zur Kunst und der Drang sich derselben ausschließlich zu widmen, so mächtig, daß H. aller Gegenvorstellungen seiner Eltern zum Trotz bei seinem Entschlusse verharrte und mit beharrlichem Eifer die Landschaftsschule des Prof. Moeßmer besuchte und sich die Mittel zu seiner Ausbildung dadurch verschaffte, daß er für Trentschensky Landschaftsbilder colorirte. Im J. 1834 machte H. seine erste Studienreise in die Steiermark und das Salzkammergut. Von der Großartigkeit der Natur ergriffen, setzte er in den folgenden Jahren dieselbe in Begleitung seiner Kunstgenossen Moeßmer, Steinfeld jun., Ed. Swoboda und Karl Geyling fort und trat im J. 1836 mit zwei Oellandschaften „Parthie bei Hieflau in Steiermark“ und „Aus dem Neuwald unweit des Schneeberges“ in die Oeffentlichkeit, welche sogleich die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde erweckten. Die eine erwarb Erzherzog Franz Karl, die andere der Kunstverein. Als ersterer den jungen Künstler im J. 1837 in Ischl mit neuen Aufträgen beehrte, war sein Glück begründet. Er gewann Muße, neue Studien zu machen und die malerische Technik zu vervollkommnen. Bereits im J. 1838 gewann H. mit zwei Landschaften den großen Hof- und den Rosenbaum'schen Compositionspreis. Seit dieser Zeit befestigte sich der Ruf des Künstlers in immer weiteren Kreisen, seine Landschaften wurden von den Kunstfreunden gesucht und fanden Aufnahme in öffentliche und Privatgallerien. H. dehnte im Laufe der Jahre seine Studienreisen über Kärnten, Tirol, Baiern, die Schweiz und Oberitalien aus und gewann mit seinen Bildern immer größere Anerkennung. Im J. 1848 erfolgte seine Ernennung zum Mitglied der Akademie der bildenden Künste, im J. 1858 wurde seine Abendlandschaft „Unter den Linden“ mit einem Preise gekrönt und dieselbe für das Belvedere angekauft. Im J. 1863 machte er Winterstudien am Langbathsee; ein darnach gemaltes Bild wurde von der Erzherzogin Sophie ihrem Sohne Kaiser Franz Josef zum Geschenk gemacht. Im J. 1867 verlieh der Kaiser dem Künstler das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens, eine Auszeichnung, welche seine Freunde und Genossen festlich begingen. Kaiser Max von Mexiko gab H. den Guadelupe-Orden. 1869 stellte der Künstler 181 seiner alpinen Studien im Wiener Künstlerhause aus, welche unter den Kunstfreunden außerordentliches Interesse erweckt hatten. 1871 wurde H. zum akademischen Rath ernannt. H. hatte bisher in den günstigsten Verhältnissen gelebt. Durch seinen außerordentlichen Fleiß erwarb er sich ein beträchtliches Vermögen, welches er aber nach dem Eintritte der volkswirthschaftlichen Krise des J. 1873 fast vollständig verlor. Um vor Noth gesichert zu sein, mußte sich H. von seinem treugehüteten Schatze, seinen Studien, trennen. Er zog sich nach Salzburg zurück. Zu neuem Schaffen genöthigt, malte er zwölf Bilder vom Hintersee, welche im J. 1875 vom Kaiser angekauft wurden. Noch in demselben Jahre wurde er von einer Augenschwäche befallen, welche nach gebrauchter ärztlicher Cur behoben war. Noch im Sommer 1876 arbeitete H. mit unverwüstlicher Kraft bei Golling. Im darauffolgenden Winter mit der Ausarbeitung von Studien beschäftigt, wurde er plötzlich auf der Rückkehr von einem Spaziergange vom Schlage gerührt. H. zählt als Künstler zu den hervorragendsten Landschaftsmalern der Wiener Schule. Seine Bilder zeichnen sich durch eine meist gelungene Composition, eine sorgfältige Ausführung und ein warmes, harmonisches Colorit aus. Besonders glücklich ist er in der Wiedergabe der Stimmung der Landschaft, der Wirkungen von Luft und Licht. In der Darstellung von Hochgebirgslandschaften bleibt er einer der vorzüglichsten Meister seiner Zeit. Nach seinem Tode veranstaltete die Wiener Künstlergenossenschaft eine Gesammtausstellung der Werke des Künstlers (Februar und März 1877).

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon, VII. 325. — Lützow, Zeitschrift f. bildende Kunst, J. 1877. — Katalog der Ausstellung im Wiener Künstlerhause, Wien, Februar 1877. K. Weiß.

Hansch: Michael Gottlieb H., geboren 22. September 1683, † als Doctor der Theologie und kaiserlicher Rath in Wien 1749, Mathematiker und Philosoph. Sohn des Predigers Michael H., welcher, als ihm dieser Sohn geboren wurde, Pfarrer im Dorfe Müggenhall bei Danzig, seit 1693 aber Diaconus von St. Marien in Danzig war und dort am 24. November 1706 starb, widmete H. sich auf dem akademischen Gymnasium in Danzig neben der Theologie vornehmlich mathematischen und philosophischen Studien und setzte dieselben seit 1702 in Leipzig fort, wo er 1703, bald nachdem er zum Magister promovirt war, als Collegiat in das U. L. Frauen Collegium aufgenommen wurde und hier indem er mit dem damals in Leipzig lebenden Philosophen Christian Wolff in ein näheres Verhältniß trat und seit 1707 auch mit Leibnitz persönlich bekannt wurde, die mannichfachsten wissenschaftlichen Anregungen empfing. Von ganz besonderem Einfluß auf sein Leben und seine Studien war es, daß ihm schon in Danzig 22 Bände zum größten Theil noch nicht veröffentlichter Arbeiten des Astronomen Johann Kepler, welche der Danziger Astronom Johann Hevelius († 28. Januar 1687) von dem Sohne Kepler's, Ludwig, käuflich erworben hatte, von dem Schwiegersohn des Hevelius, dem Rathsherrn Otto Lange, für eine geringe Summe überlassen wurden, deren Veröffentlichung er sich zur Lebensaufgabe machte. Diese Rücksicht bestimmte ihn nicht nur überwiegend mathematische Studien, welche er auf die Gebiete der Astronomie und Chemie ausdehnte, zu betreiben, sondern nöthigte ihn auch, um die Unterstützung vornehmer Gönner zur Bestreitung der Kosten zu gewinnen, durch häufige Reisen seine Lehrthätigkeit zu unterbrechen. Ein Geschenk von 4000 Gulden, das er nebst dem Versprechen eines späteren reichlicheren Zuschusses vom kaiserlichen Hofe in Wien empfing, ermuthigte ihn 1717 in Leipzig den ersten Band der Kepler'schen Werke, der den Briefwechsel Kepler's nebst einer von H. abgefaßten ausführlichen Biographie des Astronomen enthielt, herauszugeben; er hat ihn 1718 persönlich Kaiser Karl VI. überreicht und ist dafür mit einer goldenen Gnadenkette und dem Titel eines kaiserlichen Rathes beschenkt worden. Obgleich sein Unternehmen auch in der gelehrten Welt allgemeinen Beifall fand, so sah er sich doch in seinen Hoffnungen auf weiteren materiellen Beistand völlig getäuscht. Dies schreckte ihn freilich nicht ab, seine Bemühungen fortzusetzen: er hielt sich zu diesem Zweck bald in Frankfurt a. M., bald in Göttingen und Dresden auf, unterhandelte später (1733) mit der königlichen Gesellschaft in London, ja gab selbst seine akademische Stellung in Leipzig auf, als er, zum Senior im Frauen-Collegium hinaufgerückt, die Verpflichtung zu dauernder Anwesenheit in Leipzig einzugehen sich weigerte. Dennoch erreichte er durch alle diese Opfer nur soviel, daß er 1726 für Kepler's Werk vom Gregorianischen Kalender in Regensburg einen Verleger fand. Andererseits hatte ihn schon 1721 die Noth gezwungen, 18 der Kepler'schen Manuscripte in Frankfurt a. M. für eine Schuld von 828 Gulden zu verpfänden. Da er nicht mehr in die Lage kam, das Pfand einzulösen, so blieb der Schatz an 50 Jahre verborgen, bis er, 1770 aufgefunden, dadurch, daß die Kaiserin Katharina II. 1774 ihn für die Petersburger Akademie ankaufte, zu allgemeiner Kenntniß gelangte. Trotz dieses Wanderlebens, das erst, seitdem er seit 1726 Wien zum Aufenthalt wählte, einen ruhigen Gang erhielt, fand H. Muße sowol in Vorlesungen als besonders in zahlreichen theils in Zeitschriften, namentlich den Acta Eruditorum, theils in selbständigen schriftstellerischen Werken niedergelegten Arbeiten seine philosophischen Ansichten zu verbreiten: Ansichten, welchen von competenter Seite das Verdienst zuge-

sprochen wird, theils zu den ersten Versuchen zu gehören, die Leibnitz'schen Philosopheme in Deutschland zur Anerkennung zu bringen, theils unter der Anregung Christian Wolff's doch in selbständiger Weise die Logik weiter ausgebildet zu haben.

Vgl. Kepleri Opp. omnia ed. Chr. Frisch Vol. I im Prodromus Dissertt. Cosmographicarum. Ein Verzeichniß seiner Werke bei Adelung-Jöcher Bd. II.

Th. Hirsch.

Hanschmann: Johann Gottlob H., ein verdienter Schulmann und pädagogischer Schriftsteller, wurde am 22. März 1804 zu Kleinbothen bei Grimma geboren, wo sein Vater Gemeinderichter war; von diesem erhielt er auch den ersten Unterricht. Im J. 1817 kam er auf die Landesschule in Grimma und studirte hierauf von 1823—1825 theologische, philosophische und pädagogische Wissenschaften zu Leipzig, wo er 1826 Lehrer an der Rathsfreischule, 1828 Doctor der Philosophie und 1829 Director einer eigenen Erziehungsanstalt wurde, die er jedoch wegen seiner bald nachher erfolgten Anstellung an der neuerrichteten zweiten Bürgerschule wieder aufgab. Im J. 1826 gründete er die pädagogisch-katechetische Gesellschaft, wie auch den in seiner Art ganz einzigen Schullehrerverein der Ephorie Leipzig und erwarb sich durch seine Schrift „Dinterianum" (Leipzig 1836) ein wesentliches Verdienst um die Gründung des seitdem in Grimma errichteten Schullehrer-Seminars. Später organisirte er auch in Anhalt-Köthen den Landschullehrerverein. Nicht minder war er ein sehr thätiges Mitglied des Kunst- und Gewerbevereins der polytechnischen Gesellschaft in Leipzig, deren Sonntags-Gewerbschule nach seinem Plane eingerichtet wurde. Als eifriger Beförderer des Gustav-Adolf-Denkmals zu Göritz bei Coswig erhielt er vom Könige von Schweden die Gustav-Adolf-Medaille. Im J. 1846 wurde er nach Weimar als Bürgerschuldirector und Seminarinspector berufen, in welcher sehr schwierigen Stellung er Namhaftes geleistet und namentlich durch die Einführung der analytisch-synthetischen Methode ein dauerndes Verdienst sich erworben hat. Auch als eifriger Beförderer des Weimar'schen Pestalozzivereins verdient er gerechte Würdigung. Er starb als Inhaber der genannten Aemter zu Weimar den 26. Februar 1858. — H. hat sich sowohl als praktischer Schulmann, als auch als pädagogischer Schriftsteller rühmlichst ausgezeichnet. In letzterer Beziehung sind besonders hervorzuheben: „Museum für Schule und Haus" (Leipz. 1838), die Uebersetzung von Rousseau's „Emil" (3 Bde., 1841) und „Luther als classischer Lehrmeister auf dem Felde der Katechese" (1856).

Diesterweg, Pädagog. Jahrbb., IV. 57—58. Bechstein, Deutsche Männer, II. 96. Scherr, Handbuch der Pädagogik, II. 25—26. J. Franck.

Hanselmann: Christian Ernst H., geboren den 8. Juli 1699 in Weikersheim, einer damals hohenlohischen Stadt, wo sein Vater Amtmann war. Die ersten Grundlagen seiner gelehrten Bildung erhielt er, viel versprechend, auf dem Gymnasium zu Oehringen, und besuchte dann, von 1719—22, die Universität Jena. Hier widmete er sich in erster Linie der Rechtswissenschaft, legte aber zugleich unter B. G. Struve und Schmeizel zu einer sachmäßigen Geschichtskenntniß einen soliden Grund. In die Heimath zurückgekehrt, fing er an, sich durch den Besuch der fürstlichen Kanzlei zu Oehringen praktisch auf den Staatsdienst vorzubereiten, unterbrach aber diese Beschäftigung im J. 1725 durch die Uebernahme einer Hofmeisterstelle bei dem Grafen von Rechtern in den Niederlanden. In dieser Stellung, die nicht ohne günstigen Einfluß auf seine Entwickelung geblieben zu sein scheint, hat er fünf Jahre ausgeharrt. Damals hat er sich mit dem Gedanken getragen, sich gänzlich der gelehrten Laufbahn zu widmen und sich so den Weg zu einem, seinen Kenntnissen entsprechenden Lehramte an einer Hochschule zu ebnen. Ehe er aber zur Ausführung dieses Planes

Schritte that, traf ihn (1730) der Ruf als f. hohenlohiſcher Archivar an das Hauptarchiv nach Oehringen, dem er ohne weiteres Bedenken Folge leiſtete. Offenbar ſah er ſich ſo auf einen, ſeinen Neigungen ganz und gar zuſagenden Platz verſetzt, auf welchem er, mit der kurzen Unterbrechung eines halben Jahres, mit treuer Ausdauer bis zu ſeinem im hohen Alter, am 26. Auguſt 1776, erfolgten Tode verblieben iſt. Dieſer ſeiner amtlichen Stellung in Oehringen, die ſich bald zur Ordnung und Beaufſichtigung der übrigen Sonderarchive des hohenlohiſchen Hauſes erweiterte, und der Fülle der ihm anvertrauten urkundlichen Schätze verdanken wir die wiſſenſchaftlichen Arbeiten Hanſelmann's, die ſeinen Namen der Nachwelt überliefert haben. Die urſprüngliche Abſicht, eine vollſtändige urkundliche Geſchichte des hohenlohiſchen Hauſes und Landes zu ſchreiben, hat er allerdings nicht ausgeführt, aber wenigſtens zwei Werke als Bruchtheile derſelben zu Stande gebracht, die von ſeinen Zeitgenoſſen als eine ſchätzbare Bereicherung der deutſchen geſchichtlichen Litteratur betrachtet wurden und auch heutzutage noch keineswegs entwerthet ſind. Das eine davon iſt der im J. 1751 erſchienene „Diplomatiſche Beweis von der Landeshoheit des Hauſes Hohenlohe" mit den nachfolgenden zwei Ergänzungsſchriften, die zur Widerlegung eines von Göttingen ausgegangenen Angriffes beſtimmt waren. Das andere Werk, „Beweis wie weit der Römer Macht in die nunmehrige Oſt-Fränkiſche, ſonderlich Hohenlohiſche Lande eingedrungen" ꝛc. (1. Th. 1768, 2. Th. 1773), beſchäftigt ſich in der Hauptſache mit der römiſchen Epoche der oſtfränkiſchen Provinz. Die nächſte Veranlaſſung dazu hatten ihm die Ausgrabungen römiſcher Ueberreſte gegeben, die er in der Umgebung von Oehringen mit Eifer und Sachkunde zu betreiben pflegte. Er hat durch dieſe Arbeiten der wiſſenſchaftlichen Kenntniß nicht blos der römiſchen Epoche des oſtfränkiſchen Landes, ſondern auch der nächſtfolgenden Jahrhunderte und des Gauzeitalters einen bleibenden Dienſt erwieſen. Das erſterwähnte Werk über die „Landeshoheit" mit den bez. Ergänzungen iſt allerdings nicht frei von zum Theil willkürlichen Vorausſetzungen und Behauptungen, die angeſichts der neueren Forſchung und Kritik nicht Stand halten, und Hanſelmann's Bemühungen um die ältere hohenlohiſche Genealogie haben ihn zu mancher allzukühnen und unhaltbaren Hypotheſe verleitet; umfaſſende Gelehrſamkeit und ein ungewöhnlicher Forſchungsſinn laſſen ſich ihm jedoch trotz alledem und trotz der überwiegenden Schwerfälligkeit der Darſtellung nicht abſprechen. Einen beſonderen und bleibenden Werth hat er ſeinen Ausführungen durch die ſich ihnen anſchließende Veröffentlichung zahlreicher und koſtbarer Urkunden verliehen; für die Geſchichte des hohenlohiſchen Hauſes und Landes ſind ſeine Arbeiten unzweifelhaft als grundlegend zu bezeichnen. An Anerkennung ſeiner gelehrten Verdienſte ſowol von Seiten ſeiner ihn vielfach anregenden Herrſchaft als der Zeitgenoſſen hat es H. nicht gefehlt. Die Berliner Akademie z. B. hat ihn zu ihrem Mitgliede ernannt. Er ſtand mit der Mehrzahl der gleichzeitigen Forſcher in regem brieflichen Verkehr, ſeine Correſpondenz mit ſeinem erheblich ältern Zeitgenoſſen Muratori hat er in den Beilagen zur „Landeshoheit" ſelbſt veröffentlicht. Sein reicher und für die hohenlohiſche Geſchichte ſpeciell wichtiger litterariſcher Nachlaß iſt in das f. Archiv zu Oehringen übergegangen.

G. W. Zapf, Leben, Charakter und Schriften Herrn Chriſtian Ernſt Hanſelmann's ꝛc., Augsburg 1776. Wegele.

Hanſemann: David Juſtus Ludwig H., geb. den 12. Juli 1790 in Finkenwerder bei Hamburg, erhielt ſeine erſte Erziehung von ſeinem Vater, der in jenem kleinen Orte Prediger war. Für den Kaufmannsſtand beſtimmt, wurde er in ſeinem 15. Jahre Handlungslehrling bei dem Bürgermeiſter Schwenger in Rheda. Dieſer Umſtand ſollte für ſeine Ausbildung entſcheidend

werden, denn als sein Lehrherr in den zu dem neu geschaffenen Großherzogthume Berg gehörigen Orte „Maire“ wurde, verwendete er ihn als Secretär und gab ihm so Gelegenheit, einen, wenn auch untergeordneten Kreis des Verwaltungswesens kennen zu lernen. Von 1817 ab nahm H. seinen Wohnsitz in Aachen, wo er, die reiche Entwickelung der Tuch-Industrie in den Rheinlanden voraussehend, Wollhändler wurde und sich bald zu den angesehensten Bürgern der Stadt emporschwang. Schon 1824 gründete er daselbst die Feuerversicherungsgesellschaft, und da sein organisatorischer Geist sich im städtischen Wesen überhaupt Geltung verschaffte, so wurde er in das Handelsgericht und in die Handelskammer gewählt; die Regierung verweigerte aber, wie wir später sehen werden, diesen Wahlen eine Zeit lang ihre Bestätigung. Bei dem Ausbruche der Julirevolution übersah H. sofort die Folgen, welche dieses Ereigniß auf die constitutionelle Entwickelung der europäischen Staaten und besonders Deutschlands ausüben mußte und sandte deshalb im December 1830 dem König Friedrich Wilhelm III. eine Denkschrift ein, in welcher er namentlich den damals gefürchteten Plan eines reaktionären Feldzuges gegen die französische und belgische Revolution bekämpfte. Diese erste Staatsschrift Hansemann's, welche erst 15 Jahre später für die Mitglieder des rheinischen Provinziallandtages als Manuscript und 1850 in Hansemann's Schrift: „Das preußische und deutsche Verfassungswerk“ im Auszuge gedruckt wurde, ist für die politischen Ansichten des Mannes so maßgebend, daß die Hauptpunkte aus derselben hier verzeichnet zu werden verdienen. Mit bewunderungswürdigem Scharfblicke setzt H. gleich im ersten Paragraphen, noch vor der politischen, die soziale Gefahr auseinander, welche damals bereits die Staaten bedrohte. Der Geist des Aufruhrs in den unteren Classen, sagte er, hat seinen Ursprung theils in dem Hange zu einer besseren, nicht mit dem Verdienste im Verhältniß stehenden Lebensweise, theils darin, daß durch die Fortschritte der Industrie die Theilung der Arbeit zunimmt und eben hierdurch die Industrie immer mehr Ausdehnung erhält. Uebertriebene Philanthropie ist geradezu verderblich, da die Armen dadurch in eine verhältnißmäßig bessere Lage gerathen als die handarbeitenden Classen. Man muß dahin streben, ihr Ehrgefühl zu erhalten und zu erhöhen, um ihr Emporkommen durch Fleiß und Sparsamkeit zu erleichtern. Aber auch die politische Gefahr ist für Preußen nicht ausgeschlossen. Die belgische Revolution hat mit Pöbel-Auflauf angefangen und neun Zehntel der Brüsseler Bürger, die sich bewaffneten um ihn zu stillen, dachten an nichts weniger als an eine politische Revolution. Das Regierungssystem des unbeschränkten Despotismus und des Stillstandes hindert das Aufblühen jeglicher Industrie und bringt die Staaten an den Abgrund. Das beste System ist, sich auf die Majorität zu stützen, unter Majorität ist aber niemals gerade diejenige nach der Kopfzahl zu verstehen, sondern die eigentliche Kraft der Nation, welche zu finden eben Aufgabe der Regierung ist. Mit Muth und Gewandtheit setzt H. in dieser Denkschrift auseinander, wie Preußen seit 1807 begriffen habe, daß die Stärke des Staates nicht mehr auf der Basis der Feudaleinrichtungen, der Militärherrschaft und des unumschränkten monarchischen Systemes beruhen könne. Die neue Zeit hat überhaupt ein neues Lebensprinzip der Staaten geschaffen: die öffentliche Meinung. Der preußische Thron hat an Kraft gewonnen, aber es droht ihm Gefahr, wenn er vereinzelt oder gar den neuen Kräften feindlich gegenübersteht. Da nun die Staatsregierung Interesse hat, die öffentliche Meinung kennen zu lernen, so muß die Censur abgeschafft und Preßfreiheit gewährt werden. Ebenso muß die Regierung diejenigen Mißbräuche aufheben, die als Ueberbleibsel der feudalen Periode zu betrachten sind: die Patrimonialgerichtsbarkeit, die Ungleichheit der Abgaben, die Lehnsformen, die Ständegliederung, die Zunftverhältnisse etc. Am schärfsten aber

ist Hansemann's Kritik gegen dasjenige Institut gerichtet, welches er „einen Bau in der Mitte zwischen Fundament und Spitze" nennt, nämlich die Provinzialstände. Er tadelt an ihnen den Mangel an Oeffentlichkeit der Verhandlungen, das Erscheinen der Landtagsabschiede erst nachdem der Landtag lange vorüber ist, den Charakter des Provinzialismus den die Berathungen haben müssen, die Zergliederung in zwei Stände, die Wahlformen nach welchen die Abgeordneten gewählt werden und endlich die gesetzlichen Bestimmungen über die Wählbarkeit und die Requisiten des Wählers. Das Staatsinteresse wird nicht allein in ein provinzielles getheilt, sondern es wird dieses zu einem nicht einmal der Provinz selbst nützlichen Zwecke noch einmal zerstückelt. Wollte man aus den Provinzialständen Reichsstände hervorgehen lassen, so würde die Mehrzahl derselben nicht die eigentliche Kraft des Volkes darstellen. Im glücklichen Falle käme es dann zu einem parlamentarischen Streite, im unglücklichen, eben so leicht möglichen Falle, zu einer Revolution. Ich wage es kühn zu sagen, heißt es dann weiter: eine völlige Unbeschränktheit der königlichen Macht ist eine Täuschung. Kein Sterblicher besitzt eine solche. Die Macht des Königs kann gar nicht anders als identisch mit der Wohlfahrt und der Macht des Staates gedacht werden, denn je größer die letztere, desto größer auch des Königs Macht. Der unbeschränkteste König ist deshalb durch seinen eigenen Willen den Staat zu Wohlfahrt und Macht zu bringen, oder darin zu erhalten, beschränkt. H. hat es in dieser bei weitem nicht genug bekannten und gewürdigten Denkschrift indessen weder bei der Aufstellung allgemeiner Grundsätze, noch bei der Beleuchtung der bloßen inneren Verhältnisse Preußens bewenden lassen: er zieht vielmehr das deutsche Gesammtwesen und Preußens Stellung zu demselben in Betracht, entwickelt die Verhältnisse zu den einzelnen Mächten, wobei er, was Rußland anbetrifft, die Sympathieen des Königs möglichst schont, und schließt mit einer Zusammenfassung seiner Ansichten, in welchen er aus Deutschland einen Föderativstaat zu machen vorschlägt, bei dem nur germanische Staaten betheiligt sein sollen. Holland wäre als ein großer Freihafen für Mitteleuropa zu betrachten, oder würde durch Handelsvertrag sich ebenfalls an die Interessen des deutschen Bundes anschließen. Es ist vielleicht kein zweites Beispiel vorhanden, daß ein einfacher Kaufmann, zu einer Zeit wo Preußen so entschieden unter österreichischem und russischem Einflusse stand, Muth und Begabung genug gehabt hätte, dem Könige unter einer so einschneidenden Kritik des Bestehenden, eine Skizze der Art als nothwendige Vorschrift der Zukunft vorzulegen. Friedrich Wilhelm III. antwortete am 8. Februar 1831, er habe die Eingabe dem Minister des Innern und der Polizei zur Beurtheilung zugefertigt und unerachtet mancher Abweichungen der gemachten Vorschläge von den Grundsätzen welche die Verwaltung in Anwendung bringt, gern die löbliche Absicht und die guten Gesinnnungen des Verfassers erkannt. H. vermuthete, daß diese bedingt günstige Antwort aus der Feder Stägemann's, eines der Letzten aus der großen Stein-Hardenberg'schen Periode stamme. Sein Verhalten wurde aber doch mißliebig, sodaß seine ein Jahr später erfolgte Wahl zum stellvertretenden Provinzial-Landtags-Abgeordneten, ebenso wie die bereits erwähnten rein städtischen, von der Regierung nicht bestätigt wurde. Er hatte, um im Landtage zunächst der Rheinprovinz materiell nützlich zu sein, das Finanzwesen derselben, wie das des Staates überhaupt gründlich studirt; als er nun das gewonnene Material im Landtage nicht benutzen konnte, verwendete er es 1833 in der Schrift: „Preußen und Frankreich". H. wies in derselben, unter der damals noch strengen Censur nach, daß „trotz der Glückseligkeit eines Beamtenthums, welches glaubte, mit dem Gefühle der Liebe zum Könige habe man ein dauerndes Fundament zu einem starken Staate", der preußische an inneren Gebrechen leide, daß die Re-

gierung eigentlich schwach sei und irgend eine starke Krisis ihr gefährlich werden könne. Weit entfernt sich durch conservative Schritte bei dem Beamtenthume annehmbar zu machen, ergänzte H. in der genannten Arbeit die Denkschrift von 1830, indem er, an dieser weiteren Kritik anknüpfend, die Nothwendigkeit der Einführung des constitutionellen Lebens in Preußen auseinandersetzte. Leider mußte er bestätigen, daß damals in der Nation selbst ein regerer Sinn für das Verfassungsleben fehle. Von diesen Mißständen unbeirrt, gründete er 1834, die oben berührten Ideen der Denkschrift theilweise anwendend, den „Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit", über dessen Wesen der Rendant desselben, Thyssen, 1845 eine umfassende Darstellung herausgegeben hat, und beschäftigte sich, mit den Verhandlungen über die Ausführung der Eisenbahn vom Rhein bis zur hannoverschen Grenze beauftragt, mit Feststellung der Grundsätze bei der Ausführung des preußischen Eisenbahnsystems überhaupt. So kam 1843 in Berlin seine Schrift: „Ueber die Ausführung des preußischen Eisenbahnsystems" heraus. H. war der Ansicht, daß der Staat die großen Eisenbahnlinien in die Hand nehmen müsse. 1838 wurde er Präsident der Aachener Handelskammer, 1844 gab er sein Handlungshaus auf und 1845 wurde er zum Mitgliede des rheinischen Landtages gewählt, in welchem er bereits die Berufung eines Zollparlaments beantragte.

Mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. hatte in Preußen eine wärmere Regung für verfassungsmäßige Zustände begonnen. H. gewann in der Rheinprovinz immer größeren Einfluß, immer entschiedenere Anerkennung und 1847 konnte er im vereinigten Landtage seine bedeutende staatsmännische Begabung zur Geltung bringen. Seine hier der Form nach nur auf Erweiterung des Zollvereins gemachten Vorschläge hatten keinen andern Zweck, als die Gründung des engeren Bundes unter der Führung Preußens, und mit Recht behauptete er später, daß, wenn außer England auch Preußen dem Fürsten Metternich entgegengetreten wäre, Guizot mit Oesterreich allein nicht die Politik befolgt haben würde, welche so wesentlich zur Februar-Revolution beigetragen hat. Jedenfalls meinte er, würde dann Preußen und die mit ihm durch ein gemeinsames öffentliches Institut verbundenen deutschen Staaten, den Erschütterungen von 1848 eher entgangen sein. Im Herbst 1847 machte er eine politische Reise nach Süddeutschland und in der Versammlung zu Heppenheim ging sein Vorschlag durch, eine Erweiterung des Zollvereins zu einer politischen Macht mit einer durch eine Delegirtenversammlung zu Stande zu bringenden Volksvertretung ins Werk zu setzen, ohne mit Oesterreich in ein näheres Verhältniß als das durch den Bund bestehende, zu treten. Ganz entgegengesetzt waren die Vorschläge, welche gleichzeitig General v. Radowitz Friedrich Wilhelm IV. unterbreitete und nach welchen die Ausdehnung des Zollvereins auf den ganzen Bund voraussichtlich eine neue Unterordnung Preußens unter Oesterreich und die Abhängigkeit des finanziellen Schicksals Deutschlands von Oesterreich zur Folge gehabt hätte. Inmitten dieser Schwankungen und Vorbereitungen traf die Nachricht von der Februar-Revolution ein. H. richtete sofort ein Schreiben an den Minister von Bodelschwingh, das für die Zeitgeschichte von wahrhaft monumentaler Bedeutung ist. Er wies die Falschheit des bis dahin befolgten Grundsatzes nach, daß die Dynastien eine höhere Bedeutung als die Völker haben, zeigte wohin diese Grundsätze führen und beantragte, der König solle wie 1813 zum Volke reden, Preßfreiheit, eine endgültige Bildung der Volksvertretung und den Antrag beim Bundestage zusagen, unverzüglich Abgeordnete in Frankfurt zu vereinigen, um in Uebereinstimmung mit den Fürsten, die Reform der Bundesverfassung zu beschließen. „Ich flehe Sie an", schrieb H., „die inhaltsschwere Wichtigkeit des Momentes zu erfassen und Sr. Majestät zu rathen, sich an die Spitze deutscher Freiheit und Unabhängigkeit zu stellen." Herr v. Bodel-

schwingh hat auf diesen Brief nicht geantwortet und am 5. März, als die Sitzungen des vereinigten Landtags geschlossen wurden, war Nichts als die vierjährige Versammlung der letzteren zugesagt. Am 18. März mußte das Ministerium Bodelschwingh sich zurückziehen. Nachdem H. am 5. der bekannten Versammlung in Heidelberg und am 24. der der Mitglieder der Gemeinderäthe der rheinischen Städte beigewohnt hatte, reiste er nach Berlin ab und als er am 26. daselbst eintraf, hatte man ihn bereits telegraphisch berufen mit Camphausen in das Ministerium zu treten. Letzterer selbst erhielt seine Berufung nur unter der ausdrücklichen, sehr charakteristischen Bedingung, daß H. nicht Präsident des Ministeriums würde. So wurde H. am 29. Finanzminister und leitete bis zu Patow's Eintritt am 17. April auch das Handelsministerium. In der Ueberzeugung, dem Staate während dieser Krisis seine Dienste nicht versagen zu dürfen, mußte er einstweilen seine Ansichten über das allgemeine Stimmrecht und über die deutsche Verfassungsfrage opfern; aber mit Bedauern sah er einerseits die Urwahlen, andererseits das Erbkaiserthum in Scene gesetzt. Das Ministerium Camphausen hatte sich die Aufgabe gestellt, die ganze Bewegung vom Throne ab- und auf sich zu lenken. Nachdem es am 20. Juni seine Entlassung gegeben hatte, beauftragte der König H. mit der Bildung eines neuen, und so übernahm Rudolf von Auerswald das Präsidium, während H. Finanzminister blieb. Als solcher war sein Zweck besonders der, die Verwaltung zu vereinfachen und Ersparnisse einzuführen, sich in jener Zeit vielfach angeregten gefährlichen Aenderungen zu widersetzen, Maßregeln zur Ueberdauerung der Finanz- und Handelskrisis zu treffen und dem Staate kräftige Wehrmittel nach Innen und Außen zu sichern. Seine reformatorische Thätigkeit zog ihm Feinde zu, von denen ein Theil erst später seinem Wirken gerechter geworden ist. H. hat in seiner bereits erwähnten Schrift: „Das preußische und deutsche Verfassungswerk", sowohl die Thätigkeit der Ministerien Camphausen und Auerswald, wie die damaligen Zustände überhaupt in breiten Strichen anschaulich beschrieben und unter andern durch Auszüge aus der Presse nachgewiesen, daß diese Ministerien bei dem hohen Wogengange der revolutionären Strömung, in ihren liberal-conservativen Bestrebungen schlecht unterstützt wurden. Nach der Bildung des Ministeriums Pfuel, reiste H. am 21. September nach Frankfurt a. M. und versuchte daselbst Heinrich von Gagern und den hervorragendsten Mitgliedern des Parlamentes das Irthümliche ihrer Ansichten in Betreff der Verfassung Deutschlands nachzuweisen, indem er ihnen ein Gegenprojekt vorlegte. An die Stelle des Erbkaiserthums setzte er einen obersten Reichsrath, der nur aus dem Kaiser von Oesterreich, dem Könige von Preußen und einem auf Lebensdauer gewählten Fürsten bestehen sollte. Er organisirte sodann einen engeren und einen weiteren Bund, aus welch' ersterem Oesterreich und Limburg ausgeschlossen blieben. Er war durchaus gegen die Souveränitätsansprüche der deutschen Nationalversammlung. In diesem Sinne ließ er im October 1848 in Frankfurt die Schrift: „Die deutsche Verfassungsfrage" erscheinen, aus welcher unter anderen die nachfolgende Stelle, die man indessen heute nur dann richtig beurtheilen kann, wenn man den großen Unterschied zwischen der damaligen und der heutigen Lage im Auge behält, höchst charakteristisch ist. H. sagte: „Untergraben wird das monarchische Princip in den Einzelstaaten, sobald über deren Monarchen ein erblicher Oberherr mit ausgedehnten Befugnissen steht, und ein solcher ist vorhanden, wenn die Centralgewalt erblich in einem Regentenhause ist. In der Wirklichkeit ist Jemand nicht mehr Monarch, sondern nur ein erblicher untergeordneter Beamter, sobald er einen solchen Oberherrn hat." Er fuhr fort, sich nicht minder eifrig mit den preußischen Verfassungswirren zu beschäftigen und angesichts der zerfahrenen Verhältnisse

im November 1848, legte er dem Könige zwei von ihm in Eile ausgearbeitete wichtige Titel der zu vereinbarenden Verfassung vor, nach welchen beide Kammern in Preußen wählbar sein sollten. Die von der Regierung am 5. December octroyirte Verfassung tadelte er, weil sie nach seiner Ansicht einerseits ultrademokratische Begriffe und Schlagwörter wie den Satz: „Der preußischen Jugend wird durch genügende öffentliche Anstalten das Recht auf allgemeine Volksbildung gewährleistet“, aufgenommen hatte, andererseits die wahren constitutionellen Grundsätze beseitige. Ebenso entschieden tadelte H. das Wahlgesetz vom 6. December, welches die Regierung selbst kurz darauf als staatsgefährlich erkannte. In die erste Kammer gewählt, beeinflußte er im Frühjahr 1849 eine Abänderung dieses Gesetzes in conservativem Sinne und trug so zu dem Wahlgesetze vom 30. Mai bei. Auch erkannte er, ohne sich mit ihm zu vermengen, die Nothwendigkeit der Unterstützung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel an, arbeitete aus den zum Theil schon angeführten Gründen und weil er sie überhaupt für revolutionär und unausführbar hielt, mit vollen Kräften gegen die Annahme der deutschen Verfassung von Seiten Preußens und schrieb im Frühjahr die zur Zeit stark verbreitete Schrift: „Die deutsche Verfassung vom 28. März 1849“. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, die in Preußen vorhandene günstige Strömung für die Kaiseridee zu unterbrechen und der politische Einfluß Hansemann's gipfelt vielleicht in den Wirkungen dieser Schrift, deren Inhalt durch seine Vorschläge in der ersten Kammer unterstützt wurde. Durch die Zustimmung hervorragender Männer ermuthigt, arbeitete er nunmehr im Mai 1849 selbst den in sechs Abschnitte und 118 Artikel zerfallenden „Entwurf einer von Preußen den mittleren und kleineren Staaten vorzuschlagenden Verfassung zur Begründung eines Bundesstaates“ aus. Dieser Entwurf ist in der bereits erwähnten Schrift: „Das preußische und deutsche Verfassungswerk“ abgedruckt, und leidet, von den bekannten Gebrechen der damaligen Idee eines engeren Bundes abgesehen, daran, daß er weder der berechtigten Rolle Preußens noch den Bestrebungen des deutschen Volkes überhaupt gerecht werden konnte. Seine Entstehungsweise erklärt sich aber vollkommen, theils aus der ganzen liberal-conservativen Richtung Hansemann's, theils aus den damals zerrütteten Zuständen, angesichts deren sich zunächst die Nothwendigkeit eines Absperrens der revolutionären Bewegung und der Beseitigung der Deutschland von Außen drohenden Gefahren darstellte. Der Briefwechsel, welchen H. hierüber mit dem damals zum Theil weit volksthümlicher gesinnten General v. Radowitz führte, ist zeitgeschichtlich merkwürdig. Am 22. Mai 1849 schrieb er letzterem unter andern: „habe ich Recht, wenn ich behaupte, daß mit dem allgemeinen Stimmrecht und einem zahlreichen Volkshause, dem verfassungsmäßig die wichtigsten Befugnisse beigelegt sind, ein Staat nicht bestehen kann? Daß selbst mit einem Wahlgesetze, wie es ursprünglich von dem Verfassungsausschusse in Frankfurt vorgelegt wurde, in einem Bundesstaate, mit jenem Volkshause der Bestand einer ordentlichen Regierung unverträglich sein dürfte, daß die Einführung der Grundrechte genügt, die staatliche Ordnung unmöglich zu machen?“ Als darauf der Verfassungsentwurf Preußens am 26. Mai erschien und von der Denkschrift vom 11. Mai erläutert wurde, unterzog H. beide Actenstücke einer einschneidenden, nach Paragraphen geordneten Kritik, die in mehrfacher Beziehung lehrreich ist. Er glaubte in ihr darzuthun, „daß der preußische Entwurf, unter der Mediatisirung der Einzelstaaten (einschließlich Preußens) einen neuen Einheitsstaat bilde“, und wies nach, „daß die Denkschrift Widersprüche enthielt, die entweder etwas sagen was in der Verfassung gar nicht steht, oder gar das Gegentheil von dem ausdrücken, was in derselben bestimmt ist.“ Mit diesen Bestrebungen und Kämpfen endete die eigentliche politische Thätigkeit Hansemann's.

zum Chef der preußischen Bank ernannt, trat er, als die Reaction übermächtig geworden war, im März 1851 auch aus dieser Stellung und gründete unter dem Namen „Discontogesellschaft“ in Berlin jenes große Bankinstitut, welches sich, späteren Schöpfungen der Art zum Vorbilde dienend, eines außerordentlichen Erfolges erfreute und unter der sicheren Leitung seines seither in den Adelsstand erhobenen Sohnes, in erweiterten Verhältnissen fortbesteht. In den fünfziger Jahren beabsichtigte H. eine ähnliche Bank in St. Petersburg zu gründen, unterhandelte dieserhalb in Paris mit bedeutenden Finanzmännern, ohne indessen das Unternehmen zu Stande zu bringen. Um die Interessen Preußens und Deutschlands machte er sich noch durch eine That verdient, die bisher nur in engeren Kreisen bekannt ist. Oesterreich hatte, kaum wiedererstarkt, Preußens Macht auch im Auslande zu untergraben gesucht und Fürst Schwarzenberg beeinflußte die französische und englische Presse, besonders in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, indem er nicht allein den von ihm abhängenden Legationen besondere Verhaltungsmaßregeln in diesem Sinne ertheilte, sondern auch durch außerordentliche Agenten, namentlich durch Herrn von Lackenbacher, Flugschriften und Zeitungsartikel gegen Preußen verbreiten ließ. Von Paris her angeregt, nahm H., schon während Freiherr v. Schleinitz das auswärtige Ministerium leitete, Veranlassung, die Ernennung eines der preußischen Gesandtschaft in Paris beizugebenden Fachmannes für die auswärtigen Preßangelegenheiten zu veranlassen, und wurde so der Urheber jenes denkwürdigen Commissoriums, durch welches die deutschen Interessen während zwanzig Jahren in der französischen Presse die nachhaltigste Vertheidigung fanden. Das willfährige Verhalten Napoleon's III. gerade in den kritischen Momenten, von der schleswig-holsteinischen Angelegenheit bis zum Frieden von Nicolsburg, wäre geradezu unmöglich gewesen, wenn die Staatsmänner und die öffentliche Meinung in Frankreich überhaupt, nicht durch zahlreiche Veröffentlichungen im Sinne der vollen Berechtigung Deutschlands, sich nach seinen naturgemäßen Verhältnissen zu gestalten, beeinflußt gewesen wären. Es war dies um so nothwendiger, als die französische Nation von den territorialen Plänen des Kaisers zu Gunsten Frankreichs schlechterdings nichts wußte. Hansemann's Gesundheit hatte in Folge angestrengter Arbeit schon seit Jahren gelitten. Er starb am 4. August 1864 in Schlangenbad. Durch eigene Kraft aus beschränkten Verhältnissen emporgestiegen, war er der Typus des vornehmen deutschen Bürgers, von schlichtem Wesen, voll scharfsinniger Beredsamkeit und aufopferungsfähig für das Wohl des Vaterlandes. Mit dem alten deutschen Patricierwesen hatte er auch Gastfreundschaft und Kunstsinn gemein. Schon in Aachen war sein Haus ein Vereinigungspunkt von Künstlern und Gelehrten. Für Schindler, den Freund Beethoven's, der seine Tochter Bertha zur vollendeten Künstlerin ausbildete, hatte er bei Friedrich Wilhelm IV., gegen die Abtretung seiner jetzt in der Berliner Bibliothek befindlichen Manuscripte und Reliquien Beethoven's, eine lebenslängliche Pension erwirkt. Außer den bereits angeführten Schriften hat man von ihm noch: „Die Eisenbahn und ihre Actionäre“, 1836; „Die Mahl- und Schlachtsteuer in Aachen und Burtscheid“: 1846 und „Die politischen Tagesfragen mit Rücksicht auf den rheinischen Landtag“, 1846. Felix Bamberg.

Hansen: Peter Andreas H., geb. zu Tondern in Schleswig am 8. Dec. 1795, † am 28. März 1874, war der Sohn erster Ehe von Nicolai H., der als Gold- und Silberarbeiter in Tondern wohnte und für einen nach damaligen Verhältnissen nicht unbemittelten Bürger galt. Der junge H. besuchte die Stadtschule seiner Vaterstadt, wo er die Anfangsgründe der lateinischen und französischen Sprache erlernte und für den mathematischen und physikalischen Unterricht in der „Rectorklasse“ besonderes Interesse zeigte. Nach seiner Confirmation

wählte er das Uhrmacherhandwerk zu seinem Berufe und kam nach Flensburg in die Lehre. Bald zeichnete er sich durch hervorragende Geschicklichkeit und erfindungsreichen Scharfsinn in der Ausführung mechanischer Constructionen aus und fuhr zugleich fort, auf eigene Hand mathematischen Studien obzuliegen. Seinem Lieblingswunsch, auf einer Universität zu studiren, stellten sich die Verhältnisse und der Wille des Vaters entgegen, so daß er nach Beendigung seiner Lehrzeit von Flensburg zu seinen Eltern zurückkehrte und im J. 1818 seine Wanderung von Tondern aus antrat. In Berlin, wo er kein volles Jahr blieb, fand er Beschäftigung bei einem Principal, welcher der dortigen französischen Colonie angehörte und durch den er sich in der französischen Sprache vervollkommnete. — Ende 1819 nach Tondern zurückgekehrt, etablirte er sich im Hause seines Vaters als Uhrmacher. Aber schon im Frühjahr 1820 brachte der Einfluß eines Arztes, des damaligen Physikus Dr. Dirks, der sich für mathematische und astronomische Gegenstände interessirte und Hansen's Begabung erkannte, eine entscheidende Wendung in dessen Lebensgange hervor. Dirks wußte Vater und Sohn zu bestimmen, letzteren nach Kopenhagen zu Schumacher, dem späteren Director der Altonaer Sternwarte, reisen zu lassen, der damals mit der Leitung der dänischen Gradmessung betraut war. Schumacher nahm H. freundlich auf, überzeugte sich von seinen mathematischen Leistungen und suchte ihm durch eine Audienz bei König Friedrich VI. eine Anstellung bei der Gradmessung zu verschaffen. Zuerst vergeblich, so daß H., der mittlerweile auf dem „runden Thurme“ (der damaligen Sternwarte Kopenhagens) sich mit praktischer Astronomie zu beschäftigen begonnen, schon den Plan entwarf, zu Gauß nach Göttingen zu gehen. Da jedoch Gauß durch die Gradmessung im Königreiche Hannover von Vorlesungen abgehalten war, entschloß sich H. auf Schumacher's Veranlassung, mit Bewilligung des Königs, im August 1820 zunächst auf eigene Kosten nach Altona zu reisen, um an den Gradmessungsarbeiten in Holstein Theil nehmen zu können. Nach beendigter Campagne kehrte er nochmals nach Tondern zurück, doch schon im Januar 1821 reiste er auf Schumacher's Aufforderung wieder nach Kopenhagen und wurde nunmehr als ständiger Mitarbeiter für die Gradmessung beschäftigt. — Im Sommer 1822 sandte ihn Schumacher nach Helgoland, um dort astronomische Beobachtungen zum Behufe einer in Gemeinschaft mit englischen Gelehrten auszuführenden geographischen Ortsbestimmung anzustellen. Ueberhaupt knüpfte sich das enge, erst durch den Tod gelöste Freundschaftsband beider Astronomen immer fester, und binnen Kurzem zogen die außergewöhnlichen Leistungen Hansen's, der an der Sternwarte zu Altona unter Schumacher's Leitung thätig blieb, die Aufmerksamkeit der astronomischen Welt auf sich.

Als Encke 1825 Astronom der Berliner Sternwarte wurde, erging an H. der Ruf zur Leitung der Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha, einer Stiftung des Herzogs Ernst II., welche unter Männern wie v. Zach, v. Lindenau, Nicolai und Encke zu einer der berühmtesten Stätten astronomischer Wissenschaft empor geblüht war. H. wirkte auf derselben bis 1874; seine von dort ausgegangenen Arbeiten umfassen fast alle Theile der praktischen Astronomie, und wenn keine regelmäßigen umfangreicheren Beobachtungsreihen unter Hansen's Leitung ausgeführt worden sind, so liegt die Ursache davon in der Beschränktheit der pekuniären Mittel, welche weder die Anstellung von Assistenten, noch die Beschaffung größerer Instrumente gestattet haben. Konnte Gotha in dieser Beziehung nicht mit anderen größeren Sternwarten rivalisiren, so besaß es dafür einen Astronomen, den ein eminentes mechanisches Talent befähigte, der Beobachtungskunst durch geniale Verbesserungen in der Einrichtung und dem Gebrauche der instrumentalen Hülfsmittel die wesentlichsten Dienste zu leisten. Die Apparate und Methoden, welche er zur Untersuchung der Theilungsfehler, zur Beseitigung

der Biegung, zur parallaktischen Bewegung horizontal aufgestellter Fernröhre ꝛc. ersonnen, sowie eine Menge origineller Einrichtungen, die namentlich bei dem Baue der jetzigen Sternwarte zur Anwendung kamen, haben sich des allgemeinen Beifalls der Fachgenossen erfreut. Seine Arbeiten über den Gebrauch des Fraunhofer'schen Heliometers, des Passageninstruments und des Aequatoreals sind in der sphärischen Astronomie klassisch geworden.

Vor Allem aber war es die seltene mathematische Befähigung Hansen's, welche ihn zu Epoche machenden Arbeiten auf dem Gebiete der physischen Astronomie, der sogenannten Störungstheorie, führte. Bereits in den ersten Jahren seines Aufenthaltes auf dem Seeberge veröffentlichte er in den Astronomischen Nachrichten die Grundzüge seiner neuen Störungstheorie, die er im Laufe der Jahre auf die genaue Untersuchung und Berechnung der Bewegung des Mondes, der Sonne, der großen und kleinen Planeten, sowie der Kometen anwandte. Unterstützt durch eine ganz ungemein große Fertigkeit im numerischen Rechnen — für vierstellige Logarithmen brauchte er, weil er dieselben auswendig wußte, kaum die Tafeln zu Hülfe zu nehmen — vollendete er mit pekuniärer Beihülfe von dänischer Seite, im Auftrage der Societät der Wissenschaften in Kopenhagen, seine in Gemeinschaft mit Olussen 1853 herausgegebenen Sonnentafeln; ferner die von der britischen Admiralität zum Drucke beförderten Mondtafeln, für welche das englische Parlament dem Verfasser eine Belohnung von 1000 Pfund votirte. Die Theorie der Mondbewegung publicirte er 1838 in einem besonderen Werke: „Fundamenta nova investigationis orbitae verae quam Luna perlustrat"; die Darlegung der theoretischen Berechnung der in den Mondtafeln angewandten Störungen 1862—64 in zwei umfangreichen, in den Schriften der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig erschienenen Abhandlungen. Ein Anhang betrifft die Verification chronologischer Finsternisse.

Der Theorie der absoluten Störungen der kleinen Planeten widmete er in denselben Schriften in den J. 1853—59 eine Reihe von Abhandlungen, an welche sich 1867 die Tafeln der Egeria anschlossen. Die Kometenstörungen bearbeitete er in zwei besonderen Werken: „Ermittelung der absoluten Störungen in Ellipsen von beliebiger Excentricität und Neigung", 1843 (ins Französische übersetzt von Mauvais) und in einer von der Pariser Akademie 1850 gekrönten Preisschrift: „Mémoire sur le calcul des perturbations qu'éprouvent les Comètes", in welcher er als Beispiel die Störungen berechnet, welche der Encke'sche Komet durch die Erde und Saturn erfährt.

Seine „Untersuchung über die gegenseitigen Störungen des Jupiter und Saturn" hatte bereits 1830 den von der Berliner Akademie ausgesetzten Preis davon getragen und eine nachgelassene Schrift: „Ueber die Störungen der großen Planeten, insbesonders des Jupiter" wurde 1875 publicirt. Andere Arbeiten in denselben Schriften sind „Die Theorie des Aequatoreals" (1855), die „Theorie der Sonnenfinsternisse und verwandter Erscheinungen" (1858), die „Bestimmung der Sonnenparallaxe durch Venusvorübergänge vor der Sonnenscheibe" (1870) mit Bezug auf den Durchgang des J. 1874, zwei Abhandlungen über dioptrische Untersuchungen (1871 und 1874), endlich eine längere Reihe von Abhandlungen aus dem Gebiete der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der höheren Geodäsie (1865—69), zu denen er durch seine Theilnahme an den Arbeiten der europäischen Gradmessung veranlaßt wurde. Eine seiner letzten Abhandlungen betrifft die Bestimmung der Theilungsfehler eines geradlinigen Maßstabes (1874) und wurde im Hinblick auf die zu erwartenden photographischen Aufnahmen des Venusdurchganges verfaßt.

Aus den „Memoirs of the Royal Astronomical Society" erwähnen wir zwei berühmte Abhandlungen über Ungleichheiten langer Perioden in der Mond=

bewegung (1847), und über die Figur des Mondes (1854). In der ersteren wird der Einfluß der Venus auf die mittlere Länge des Mondes untersucht, in der zweiten Arbeit weist der Verfasser nach, daß beim Monde der Mittelpunkt seiner Figur nicht mit dem Schwerpunkte zusammenfällt, sondern daß der letztere etwa 59 Kilometer weiter von uns entfernt ist als jener.

Bei der Redaction der 1823 von Schumacher begründeten Astronomischen Nachrichten betheiligte sich H. eine Zeitlang nach dem Ableben Schumacher's, zum Theil in Gemeinschaft mit Petersen in Altona. Von den zahlreichen Beiträgen, welche er im Laufe der Jahre für diese Zeitschrift lieferte, mögen hier nur angeführt werden aus früherer Zeit die Aufsätze über das Passageninstrument und den Meridiankreis, über Finsternisse und Sternbedeckungen, über die Strahlenbrechung, über die Bestimmung der Polhöhe, über Wahrscheinlichkeitsrechnung und die Methode der kleinsten Quadrate, über verschiedene geodätische Aufgaben, über die Störungen (des Encke'schen Kometen) durch ein widerstehendes Mittel, über osculirende Elemente rc., aus späterer Zeit besonders die Arbeiten über die Berechnung der speciellen Störungen durch mechanische Quadratur und die Reduction der Oerter auf die gleichzeitige Ecliptik. Eine überaus große Anzahl von Aufsätzen mannichfachen Inhalts ist in den „Berichten über die Verhandlungen der mathematisch-physischen Klasse der Königl. Sächs. Gesellschaft d. Wissensch." erschienen. Wir heben hier nur hervor die Arbeiten über die Auflösung eines Systems linearer Gleichungen; über Kugelfunktionen; über ideale Coordinaten; über das Kepler'sche Problem; die ecliptischen Tafeln, nebst Analyse derselben; über die Einrichtung der neuen Herzogl. Sternwarte zu Gotha; über die Aufgabe der theorischen Astronomie: Bestimmung der Bahn eines Himmelskörpers aus drei Beobachtungen; über die Säcularänderung der mittleren Länge des Mondes und die Veränderlichkeit der Tageslänge durch allmähliche Abnahme der Rotationsgeschwindigkeit der Erde (April 1863); über die Eingriffe gezahnter Räder; über die Ausgleichung eines Dreiecksnetzes; über den Schwerpunkt sphärischer Dreiecke; über ein neues Fernrohrstativ; über die Reduction der Winkel eines sphäroidischen Dreiecks; über die Anwendung von Lichtbildern zur Beobachtung der Venusvorübergänge rc.

Auch in anderen Schriften finden sich Aufsätze von H. veröffentlicht, wie z. B. in den Comptes rendus der Pariser Akademie, den Monatsberichten der Berliner Akademie, den Monthly Notices der Londoner Astronomischen Gesellschaft, den von Gauß und Weber herausgegebenen „Resultaten des magnetischen Vereins", in Schumacher's astronomischem Jahrbuch, den mathematischen Werken von Jacobi, dem mathematischen Journal von Gussew in Wilna (über das Repsold'sche Aequatoreal), den Denkschriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, welche dem Verfasser für seine Abhandlung „Theorie der Pendelbewegung mit Rücksicht auf die Gestalt und Umdrehung der Erde" 1853 den ausgesetzten Preis zuerkannte rc. Eine andere Arbeit, die Detailmessung des Gotha'schen Landes, hat er nahe 40 Jahre hindurch mit unermüdlichem Eifer und Sorgfalt geleitet und hatte die Genugthuung, sie vor seinem Ableben zu Ende zu führen. Der Anweisung und Prüfung der ausführenden Geometer, der regelmäßigen Beaufsichtigung der Messungen, sowie der praktischen und rechnerischen Controle ihrer Resultate unterzog er sich mit stets gleicher Gewissenhaftigkeit. Die Meßkunde zog von dieser Thätigkeit Hansen's ihrerseits Vortheil: die Verbesserungen, welche er an dem für Arealberechnungen in kurzer Zeit unentbehrlich gewordenen Planimeter einführte, haben seinen Namen mit diesem sinnreichen Instrumente in dauernde Verbindung gebracht. Eine Reihe von Jahren hindurch hat sich H. in hervorragender Weise und mit aufopferndem Eifer an den Arbeiten der europäischen Gradmessung betheiligt. Von der Herzogl. Landesregierung zu ihrem

Commissar ernannt, hat er lange das Präsidium der „Permanenten Commission“ geführt, bis ihn seine Gesundheit zum Ausscheiden veranlaßte. Ebenso ist er bei den umfangreichen Vorarbeiten zur Beobachtung des Venusdurchgangs, dessen Eintritt er nicht mehr erleben sollte, als Vorsitzender der vom Deutschen Reiche dafür berufenen Commission thätig gewesen. Beide wissenschaftliche Unternehmungen gaben ihm, wie bereits erwähnt, Anlaß zur Ausarbeitung ebenso ausgedehnter wie werthvoller theoretischer Untersuchungen.

Die Sternwarte auf dem Seeberge bewohnte er von 1825—39. Da dieselbe jedoch in Einrichtung und Ausstattung den Forderungen der Wissenschaft nicht mehr völlig entsprach und gegen die zerstörende Kraft der Witterung schutzlos dastehend, trotz der angewandten Kosten auf längere Dauer nicht rechnen konnte, so verlegte H. mit herzoglicher Genehmigung seine Wohnung nach der Stadt Gotha und baute sich in der südlichen Vorstadt ein eigenes Haus mit kleiner Privatsternwarte, auf welcher der Meridiankreis aufgestellt wurde. Diese bildete von 1842—57 den Schauplatz seiner Arbeiten, bis es gelang, den Bau der neuen herzoglichen Sternwarte ins Werk zu setzen und zu vollenden, welche, obschon in mäßigem Umfange, nach Hansen's Angaben auf das Zweckmäßigste eingerichtet worden ist und mehrfach selbst größeren Anstalten als Muster gedient hat. Zu den früher auf dem Seeberge befindlichen Instrumenten, wie dem Ertel'schen Meridiankreis, dem Ramsden'schen Passageninstrument, dem Fraunhofer'schen Heliometer, dem Reichenbach'schen Theodoliten rc. kam jetzt ein von Repsold gebautes sechsfüßiges Aequatoreal, mit Steinheil'schem Objective und einer von H. angegebenen Aequilibrirung der Declinations- und Stundenaxe versehen, sowie der wesentlich nach Hansen's Vorschriften von Ausfeld ausgeführte galvanische Registrirapparat.

Obwol in Gotha keine Hochschule ist, hat doch eine große Anzahl Astronomen Hansen's mündliche Unterweisung genossen und unter seiner Leitung gearbeitet; er scheute kein Opfer an Zeit und Mühe und übte die liebenswürdigste Geduld, um würdige Schüler für seine Wissenschaft zu bilden. — Bei seiner Berufung nach Gotha 1825 wurde er zum Professor ernannt und im J. 1828 verheirathete er sich mit der ältesten Tochter des Herzoglich Gotha'schen Oberforstmeisters Braun. Seine anfängliche Besoldung von kaum 600 Thalern nöthigte ihn eine Reihe von Jahren Rechnungen von Ephemeriden rc. für dänische und englische Rechnung zu übernehmen, doch mit der Zeit besserten sich seine äußerlichen Verhältnisse, wozu verschiedene Rufe nach außerhalb beitrugen. Solche hatte er im J. 1839, wo er zum Nachfolger Struve's in Dorpat, 1847, wo er zum Nachfolger Bessel's in Königsberg designirt war, 1857 wünschte man ihn für Kopenhagen zu gewinnen und noch im J. 1866 wurde ihm Seitens der Berliner Akademie die Stelle ihres Astronomen angetragen. An Anerkennung fehlte es ihm in seiner gelehrten Laufbahn nicht, die Universität Jena verlieh ihm 1844 die Würden eines Doctor der Philosophie honoris causa, 1847 erhielt er den Hofrathstitel, später den Ernestinischen Hausorden, 1860 wurde er zum Geheimen Regierungsrath und vortragenden Rath für Landesvermessung im Herzogl. Staatsministerium ernannt. Die Mehrzahl der gelehrten Körperschaften in Deutschland und dem Auslande haben ihn zu ihrem Mitgliede erwählt. Der Berliner Akademie gehörte er seit 1832 als correspondirendes, seit 1865 als auswärtiges Mitglied an, der im J. 1846 in Leipzig gegründeten Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, in deren Schriften er einen großen Theil seiner Arbeiten veröffentlicht hat, seit ihrem Bestehen. Er war ferner Mitglied der Akademieen von Petersburg, Kopenhagen, London (Royal Society und Royal Astronomical Society), Paris, Göttingen, Upsala, Rom, München, Stockholm, Brüssel, Helsingfors rc. Von London empfing er 1842 die Newton Medal,

1850 die Copley Medal, 1860 wiederum die Newton Medal. — Ebenso wurden ihm vom Inlande und Auslande, wie von Dänemark, Belgien, Rußland, Schweden etc. zahlreiche hohe Orden verliehen; den Rittern des Königl. Preuß. Ordens pour le mérite gehörte er seit 1867 an.

Unverbrüchliche Wahrheitsliebe war der Grundzug seines Charakters; was er als wahr erkannt, dafür trat er mit der Energie wissenschaftlicher Ueberzeugung ein, unbekümmert darum, ob diese Ueberzeugung von Anderen getheilt werde oder nicht, und es war ihm zuweilen schwer verständlich, wie eine andere ehrliche Meinung der seinigen entgegengesetzt sein konnte. Nicht leicht war es überhaupt ihn für das Eingehen auf Vorstellungen zu gewinnen, die von den seinigen abweichend waren. Dadurch kam es theilweise, daß in literarischen Fehden, die ihm nicht erspart blieben, Mißverständnisse entstanden, welche mit einer gewissen Bitterkeit ausgesprochen zu persönlichen Angriffen führten, wodurch freundschaftliche Verhältnisse gelockert wurden.

Da H. weder Gymnasium noch Universität besucht und überhaupt die systematische Bildung einer höheren Lehranstalt hatte entbehren müssen, so verdankte er alle die vielseitigen Kenntnisse, die er erworben, seinem unermüdeten Fleiße und heißen Wissensdrang. Die unvollkommenen Kenntnisse in den Sprachen, die ihm der Schulbesuch vor der Confirmation gewährt, wußte er später mit erfolgreicher Energie zu ergänzen, wie seine lateinisch und französisch geschriebenen Schriften bekunden. Horaz und Homer pflegte er noch im späteren Alter aus dem Gedächtniß zu citiren; die englische Sprache war ihm nicht fremd und selbst vor den Anfangsgründen der russischen schreckte er nicht zurück. Der Autodidakt wurzelt um so fester in dem Boden, den er sich selbst gegraben und pflegt äußeren Einflüssen um so weniger zugänglich zu sein. So besaß auch Hansen's schriftliche Ausdrucksweise gewisse charaktervolle Eigenthümlichkeiten, und zwar nicht blos, wenn er sich fremder Sprachen bediente, sondern auch im Deutschen, das ihm zugleich mit dem Dänischen Muttersprache war. Daher ist zu erklären, daß für die Anwendung gewisser conventioneller Nüancirungen, die der Sprachgebrauch der neueren Zeit angenommen hat, er des vollen Verständnisses entbehrte, und daß zuweilen Andere sich durch Wendungen in seinen Schriften glaubten verletzt fühlen zu dürfen, denen eine verletzende Absicht fern gelegen war.

Das Gepräge der Originalität, welches allen Schriften Hansen's anhaftet, hat namentlich in früheren Jahren das Studium derselben für Solche, welche mit der Handhabung der höheren Mathematik nicht hinlänglich vertraut waren, einigermaßen erschwert; in seinen späteren Schriften hat sich ihr Verfasser sichtlich bemüht, durch größere Ausführlichkeit in der Darstellung auch dem Mindergeübten das Verständniß zu erleichtern. Allenthalben aber erkennt man die Unabhängigkeit seines Gedankenganges; er war erfindungsreich genug, um auch in schon von Anderen betretenen Gebieten seinen eigenen Weg sich zu bahnen, und sah sich namentlich in späteren Jahren durch Mangel an Zeit und durch den Zustand seiner Augen in der vollständigen Verfolgung der fremden wissenschaftlichen Literatur einigermaßen beschränkt.

Hansen's äußere Erscheinung besaß etwas in hohem Grade Imponirendes; die stattliche Gestalt mit dem vollen, frühzeitig gebleichten Hauptthaar verfehlte nicht eines ehrfurchtgebietenden Eindruckes. Haltung und Gesichtsbildung bekundeten seine geistige Bedeutung, auch in der gewöhnlichen Unterhaltung erkannte man leicht, daß sein Urtheil auf gereifter Ueberlegung beruhte. Seinen gewöhnlichen Freunden war er in unveränderlicher Treue und Anhänglichkeit zugethan; seine dankbare Verehrung Schumacher's reichte bis über dessen Tod hinaus, in umfangreicher Correspondenz machte er denselben rückhaltlos zum Vertrauten seiner wissenschaftlichen Conceptionen und Arbeiten, und schätzte den

Rath des bewährten Freundes auch in den Angelegenheiten des Lebens hoch. — Für Musik bewahrte er bis in die letzten Tage seines Lebens warmes Interesse und erfreute sich, wie früher am Clavierspiele, so später an einem trefflichen Harmonium; Erholung fand er auch zuweilen am Schachspiele. Für Naturschönheiten besaß er keine ausgebildete Empfänglichkeit, wenigstens wurde ihm der Genuß derselben durch Kurzsichtigkeit und die Eigenthümlichkeit seiner Augen, Roth und Grün nicht unterscheiden zu können, sehr geschmälert. Der Aufenthalt in den romantischen Berggegenden des nahen Thüringer Waldes schien den am flachen Meeresstrande Aufgewachsenen eher zu bedrücken als anzuziehen. In seiner Familie war er der sorgsamste Gatte und Vater, hochbetagt wußte er mit seinen Enkeln und Enkelinnen in der liebevollsten Weise zu verkehren. Die Vorliebe zur Beschäftigung mit mechanischen Arbeiten und Constructionen, in denen er wohlthuende Abwechselung und Zerstreuung nach anhaltender wissenschaftlicher Thätigkeit suchte und fand, hat ihn bis in seine letzten Lebensjahre begleitet.

Bewunderungswürdig war bei H. die Rüstigkeit des Körpers und Geistes bis in das hohe Greisenalter und geradezu unübertroffen die bis in seine letzten Lebenstage ungeschwächte schriftstellerische Produktivität. Regelmäßige körperliche Bewegung bedurfte und suchte er nicht, Reisen unternahm er namentlich in späteren Jahren nur ungern. England hat er zweimal besucht, hauptsächlich um die Herausgabe seiner Mondtafeln zu fördern, bei der 25jährigen Jubelfeier der russischen Nicolai-Hauptsternwarte in Pulkowa 1864 erfüllte er durch seine Gegenwart einen innig gehegten Wunsch der hochverdienten Dirigenten jener großartigen Anstalt und besuchte zugleich seine in Pulkowa verheirathete Tochter.

Seine letzten Lebensjahre wurden durch ein Augenleiden getrübt, welches ihn zu seiner größten Betrübniß zum Lesen unfähig machte und ihm selbst das Schreiben erschwerte. In den letzten Monaten trat ein Leberleiden hinzu, dessen raschen Fortschritten der Körper im 79. Lebensjahre erliegen sollte. Nachdem noch Anfang März der Schluß des Manuscriptes über die Theilungsfehler eines gradlinigen Maßstabes niedergeschrieben und zum Druck befördert, fand am 28. März 1874 eine Gelehrtenlaufbahn ihr Ziel. Ihn überlebte nach 46jähriger glücklicher Ehe die Gattin und von den vier Söhnen und drei Töchtern zwei Söhne, welche beide dem Maschinenfache sich gewidmet haben, zwei Töchter und drei Schwiegersöhne, der 1878 verstorbene amerikanische Gesandte Bayard Taylor, der Vicedirector der Pulkowaer Sternwarte Wagner und der Chef der berühmten mechanischen Anstalt Joh. Repsold in Hamburg.

Vergl. Nekrolog von Scheibner: Peter Andreas Hansen, Vierteljahrschrift der astron. Gesellschaft, X. Jahrgang, Leipzig 1875. Bruhns.

Hansiz: Marcus H., geb. am 25. April 1683 bei Völkermarkt in Kärnthen, gest. zu Wien am 5. Septbr. 1766, trat schon in seinem fünfzehnten Lebensjahre in den Jesuitenorden. Er lehrte drei Jahre Philosophie in Graz, und weiter, ausschließlich mit Geschichte sich beschäftigend, in Wien, Neustadt, Klagenfurt, Rom. Sein Aufenthalt in Italien brachte ihn mit Muratori, Maffei und anderen wissenschaftlich hervorragenden Männern in Berührung, und trug nicht wenig zur Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises, sowie zur Belebung seines litterarischen Unternehmungsgeistes bei. Auf den Rath des gelehrten Bernard Gentilotti faßte er den Plan zu einer deutschen Kirchengeschichte, welche für Deutschland das werden sollte, was in Ughelli's Italia sacra für die kirchliche Geschichte Italiens, in St. Marthe's Gallia christiana für jene Frankreichs schon geleistet vorlag. Er begann sein Unternehmen nach vorausgegangener sorgfältiger Sammlung zahlreicher Materialien mit einer Geschichte der Kirchen von Lorch und Passau (Metropolis Laureacensis cum Episcopatu Pataviensi chronologice proposita". Augsburg 1727, Fol.), worauf als zweiter Band die Ge-

schichte des Erzbisthums Salzburg folgte („Archiepiscopatus Salisburgensis chronologice propositus“, Augsburg 1729, Fol.). H. setzte in diesem Werke die Ankunft des heiligen Rupertus in Baiern um ein Jahrhundert später an, als die bis dahin bestandene Salzburger Tradition festhielt, und rief hiedurch mehrere Gegenschriften hervor, welche er seinerseits zu widerlegen bemüht war (Aufzählung der hieher gehörigen Controversschriften bei Backer II, S. 284). Während der Jahre 1731—1754 sammelte er Materialien für die Geschichte der Bisthümer Wien, Neustadt, Seckau, Gurk und Lavant, und arbeitete zugleich an einer Geschichte des Bisthums Regensburg, ohne jedoch zur Veröffentlichung dieser Arbeiten zu kommen, mit Ausnahme eines Prodromus zur Geschichte des Regensburger Bisthums, welcher den beiden vorausgegangenen Publicationen sich als dritter Band seiner Germania sacra anschloß („De episcopatu Ratisbonensi prodromus, seu informatio summaria de sede antiqua Ratisbonensi, innovans omnia, nec non Salisburgensem et Frisingensem plenius illustrans“, Wien 1754. Ueber den litterarischen Streit, in welchen er durch diese Publication mit den Stiftsherren von St. Emmeran verwickelt wurde siehe Backer II, S. 285). Der größere Theil seiner Collectaneen kam zur Zeit der Josephinischen Klosteraufhebung in den Besitz der kaiserl. Wiener Hofbibliothek. Die Urschrift der Historia Episcopatus Neostadiensis lieferte er in Folge einer mit dem Fürstabt Gerbert von St. Blasien angeknüpften Freundschaftsverbindung in dieses berühmte Kloster ab, in welchem, wie er ahnte, sein Unternehmen neu aufleben und weiter geführt werden sollte (siehe s. v. Ambr. Eichhorn, Trudb. Neugart, Ussermann). Seine Forschungen blieben auch für die Profangeschichte nicht ohne Gewinn; nach seinem Tode erschienen, aber noch durch ihn selber zum Drucke befördert „Analecta seu collectanea pro historia Carinthiae concinnanda“ (Klagenfurt 1782 in 8⁰; neugedruckt mit einer Fortsetzung aus des Verfassers handschriftlichen Collectaneen, Nürnberg 1793), welche brauchbare Materialien für die ältere Geschichte Kärnthens bis zu Anfang des neunten Jahrhunderts enthielten. Hansizens Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Kirchengeschichte haben ihm einen unvergänglichen Namen gesichert; er half die ersten Unterlagen einer quellenmäßigen kritischen Erforschung derselben schaffen, und legte die Grundsteine zu einem Unternehmen, welches, wenn auch unvollendet geblieben, für immer eine mächtige Anregung zur Erneuerung, Weiterführung, Vervollkommnung und Vervollständigung des von ihm Begonnenen geworden ist. Den von ihm veröffentlichten Theilen seines Unternehmens gebührt das Lob ausgebreiteter Gelehrsamkeit und solider Sachkunde in Verbindung mit kritischem Sinne und unbefangenem Wahrheitssinne; nebstdem stand ihm auch die Gabe einer ansprechenden Darstellung zu Gebote, welche, wenn auch den sachlichen Werth seiner Leistungen nicht erhöhend, doch von der sicheren Beherrschung des Stoffes Zeugniß gibt und ihn zu einem wirklichen Historiker befähigt erscheinen läßt.

Vgl. Walch, Bibl. theol. III, 314; Meusel, Lex.; Adelung zu Jöcher; Hall. Enclycl.; J. Pletz in der Wiener theol. Zeitschr. 1834. I. S. 13 ff.; Rettberg, Kirchengesch. Deutschl. I, S. 2 ff. Werner.

Hanslick: Jos. Adolf H., geb. 1785 zu Lischan bei Rakonitz in Böhmen, gest. zu Prag am 2. Februar 1859. Nachdem er sich in seinen Jugendjahren vorwiegend mit belletristischen und ästhetischen Studien beschäftigt hatte, erhielt er 1822 die Stelle eines Scriptors an der Prager Universitätsbibliothek, welche Stellung er jedoch im Jahre 1836 wegen andauernder Kränklichkeit aufgeben mußte. Seit dieser Zeit beschäftigte er sich vorwiegend mit bibliographischen Arbeiten und sicherte sich durch seine „Geschichte und Beschreibung der Universitätsbibliothek“, ein Werk seltenen Fleißes und großer Gründlichkeit, welche H. im J. 1852 mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der

Wissenschaften herausgab, ein bleibendes Andenken. Von seinen Söhnen hat Eduard als Professor für Geschichte der Musik an der Universität in Wien und als Musikschriftsteller sich einen bedeutenden Ruf erworben.

Wurzbach, Biogr. Lexikon VII. Bd. K. W.

Hansonn: Christian Heinrich H., Historienmaler, geb. 1791 zu Altona, stammte von sehr armen Eltern, welche er schon frühe verlor; lernte, im Waisenhause erzogen, erst die Weberei, wurde dann Anstreicher und Malergeselle, versuchte sich im Porträt und das mit Glück; ging nach Stralsund, wo er sich durch Bildnisse bekannt machte. Von da trieb ihn eine unstete Wanderlust unter vielen Abenteuern nach Celle, wo er kurze Zeit die Stelle eines Zeichnungslehrers bekleidete, aber alsbald mit der eines Clown im Circus Wolff vertauschte. Nach allerlei Wandelungen entschied er sich wieder für die Malerei, ging nach Wien und zog von da mit dem dänischen Maler Bravo nach Rom, wo er bittere Noth litt, bis er für englische Stipendiaten Bilder zu malen begann, welche diese unter ihrem Namen nach Hause sendeten. Sieben Jahre blieb H. in Rom, wo er sich im Verkehr mit Reinhardt, Koch und Cornelius förderte, dann kehrte er in die Heimath zurück, wo er durch seine Bilder die Gönnerschaft des Etatsraths Donner erwarb und in den Stand gesetzt wurde, wieder nach Italien zu gehen; sechs Jahre weilte er in Rom, besuchte Neapel und wanderte schließlich über Mailand nach München, wo er von 1830—45 ziemlich festen Fuß faßte. Hier entstanden mehrere historische Bilder, darunter die Erweckung des Jüngling zu Naim, eine Magdalena, in tiefer, feinfühliger Färbung (aus dem Hofrath von Bayer'schen Nachlaß nun im Besitz des Baron von Lurtz in Berchtesgaden), insbesondere aber sein damals großes Aufsehen machender „Fischer“ (nach Goethe), welcher von Hanfstängl lithographirt (1823) und von F. Engleheart in London (falsch bezeichnet mit „Hansen“) gestochen wurde. Das Bild (die Originalskizze dazu im Besitz des Malers Spitzweg in München) wäre allein im Stande den Namen des Künstlers in ehrenvollster Weise für alle Zeiten zu sichern. Außerdem entstanden noch mehrere religiöse (Madonna und Christus am Oelberg für Negrioli) und Genrebilder (Badende Mädchen) und zahlreiche Porträts, z. B. des Kunstsammlers A. Freiherrn von Aretin (gestochen von Heinrich Meyer), des Malers Morgenstern in Frankfurt a. M. 2c. In Hohenschwangau malte H. das Bad und mit Neher und Glink die Scenen aus dem Leben der Burgfrauen (nach der Geschichte von Agnes, des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach Gemahlin). Mehrere große Cartons mit mythologischen Stoffen, auch eine Urania, Iris und Aehnliches blieben leider unausgeführt. Im J. 1845 ging H. nach Oesterreich, um in einem Kloster (St. Florian?) vier große Kirchenbilder zu malen, von da wendete er sich nochmals nach Italien und kehrte von da um 1850, mit einem bedenklichen Augenleiden kämpfend, in seine Heimath zurück, wo der Künstler erblindete und unter mißlichen Verhältnissen am 1. Mai 1863 an der Wassersucht starb. Er war einer der schönsten Männer seiner Zeit und noch in den letzten Jahren seines vielbewegten Lebens, welches von einem österreichischen Dichter schon novellistisch behandelt wurde, von imposanter Erscheinung; sein Porträt gezeichnet von Jos. Petzl, im Handzeichnungs- und Kupferstich-Cabinet zu München.

Vgl. Kunstblatt, 1835, S. 58. Nagler V, 556. Raczynski, Geschichte der neueren Kunst, 1840, II, 244 ff. Venanz Müller, Handbuch für München, 1845, S. 135, und Weilbach, Dansk Konstnerlexikon. 1878. p. 248. H. Holland.

Hanstein: Gottfried August Ludwig H. ist den 7. Septbr. 1761 als der Sohn des Criminalrath H. in Magdeburg geboren. Durch den einfachen frommen Sinn der Mutter, einer geborenen Couderk, welche der französischen

Colonie entstammte, sowie durch die Predigten, welche der Knabe und Jüngling in Magdeburg hörte, hatte H. sich schon von frühester Jugend auf zum geistlichen Stande entschlossen. Für seinen späteren Beruf mag es von nicht geringer Förderung gewesen sein, daß er sich mit seinem Freunde Petri zum Gesetz machte, jeden Sonntag womöglich je zwei Prediger zu hören, die Dispositionen der Predigten sich zu merken und dieselben hernach sich gegenseitig mitzutheilen. Nachdem er die Domschule in Magdeburg besucht, welche damals unter G. B. Funk (Bd. VIII, S. 201) in hoher Blüthe stand, bezog er 1779 die Universität Halle. Hier hörte H. außer den eigentlichen theologischen Collegien bei Knapp, Nösselt, Niemeyer auch Mathematik und Physik bei Karsten, Philosophie bei Eberhard. 1782 kehrte er nach Magdeburg ins Elternhaus zurück. Sein früherer Rector Funk stellte ihn als Lehrer an der Domschule an. Außer dem Unterricht im Lateinischen (Horaz in der Prima) und Hebräischen, wurde ihm auch derselbe in der Mathematik, seinem Lieblingsstudium übertragen. Um das Elementarschulwesen der Provinz machte sich H. dadurch verdient, daß er Funk bewog, aus den Chorschülern ein Seminar für Stadt- und Landschullehrer zu bilden. Ihm selbst fiel bei diesem Institut der Unterricht in der Pädagogik zu; auch hatte er die katechetischen Uebungen der Präparanden zu leiten. Zur selben Zeit hatte er auch den Unterricht an der von seiner Tante Couderk geleiteten Töchterschule übernommen. So vollauf im Schulfach wirksam, sah H. dasselbe doch nur als ernste Vorbereitung für seinen späteren geistlichen Beruf an. 1787 folgte H. einem Ruf des Magistrats von Tangermünde in die dortige dritte Predigerstelle. Die Antrittspredigt, welche er am 14. Oct. 1787 gehalten, hat er zu Gunsten eines milden Zweckes zum Drucke befördert. Nach zwei Seiten hin verstand er es bald seine Wirksamkeit auszudehnen. Es gelang ihm, sämmtliche Candidaten des Predigtamtes, welche in der Nachbarschaft wohnten, zweimal im Monat um sich zu sammeln. Unter seiner Leitung übten sich hier die jungen Männer im homiletischen Gebrauch der Bibel; im Disponiren, Halten und Kritisiren von Predigten; im Katechisiren. Mehr nach außen bemerkbar war die andere Wirksamkeit Hanstein's. Er entschloß sich zur Herausgabe eines der homiletischen Litteratur ausschließlich gewidmeten Journals: „Homiletisch-kritische Blätter“. Das erste Stück dieses aus Recensionen, Abhandlungen, historischen Nachrichten bestehenden Journals erschien 1791. In der Vorrede, nachdem zunächst beklagt wird, daß kein Amt unvorbereiteter angetreten und im Ganzen mit weniger Rücksicht auf wahre Anlage und würdige Anschickung verliehen werde als das der christlichen Religionslehre, wird als Zweck dieser Sammlung homiletisch-kritischer Aufsätze „mehr Geschmack am Predigtwesen und richtigere Grundsätze darüber auf der Einen, mehr thätigen Uebungsgeist und Erleichterungen dafür auf der anderen Seite unter den Candidaten des Predigtamts auszubreiten“, angegeben. Das Unternehmen hatte den besten Erfolg. Es gelang H. eine Reihe trefflicher Mitarbeiter zu gewinnen, wie Schuderoff, Klefecker in Hamburg, Pischon (damals in Halle), Nebe, Gen.-Sup. in Eisenach und v. A. Es konnten daher in den Jahren 1791—99 9 zum Theil starke Hefte herausgegeben werden, denen dann in Quartalsheften bis Mitte 1811 26 Bände folgten. Der Versuch diese homiletisch-kritischen Blätter 1813 als kritisches Jahrbuch für Homiletik und Ascetik wieder aufleben zu lassen, scheiterte an den kriegerischen Zeitverhältnissen. Unter den Aufsätzen, welche H. für diese Blätter geschrieben, dürften die Artikel: Kritik der äußerlichen Beredsamkeit hervorgehoben werden. Welche Bedeutung, welchen Einfluß für die Entwicklung der damaligen Predigtweise den homiletisch-kritischen Blättern Hanstein's zuerkannt werden muß, dafür gibt kein Geringerer als Schleiermacher selbst beredtes Zeugniß. In einem besonderen Aufsatz hat Schleiermacher die Verdienste Hanstein's um die Förderung

der Kunst des kirchlichen Vortrages hervorgehoben. (Zum Ehrengedächtniß G. A. L. Hanstein's. Einige Worte über homiletische Kritik. Sämmtliche Werke von Friedrich Schleiermacher, Band V, S. 463—76. Berlin, G. Reimer 1846.) Gleich charakteristisch für Schleiermacher und H. heben wir aus diesem Aufsatz folgendes hervor: „Soll aber ein kritisches Institut dieses so erfreuliche Geschäft (das Anpreisen des Ausgezeichneten und Musterhaften) rein und vollständig ausüben, so muß es vorzüglich mit großer Unparteilichkeit geleitet werden, so daß auch, wenn die religiöse Denkungsart und Auffassungsweise eines Redners so sehr, als innerhalb des Christenthums nur möglich ist, von der seines Beurtheilers abweicht, dies dennoch dem gerechten Urtheil über die Darstellung keinen Eintrag thut". Diese Eigenschaft, die sich am schönsten zeigen kann, wenn recht viele verschiedene Ansichten in der Kirche neben einander bestehen, ist in den homiletisch-kritischen Blättern unverkennbar. Welchem System ein Redner auch zugethan sei, hat er Meisterhaftes geleistet, so wird es anerkannt und übertriebene Einseitigkeiten der Glaubensweise finden wir nur deshalb scharf herausgehoben, weil sie allemal der Mittheilung selbst gefährlich werden. Theils durch die Herausgabe der homiletisch-kritischen Blätter, theils durch Veröffentlichung von 3 Predigten: „Ueber die Beherrschung der Leidenschaften", hatte sich H. allgemeiner bekannt gemacht. Auch Propst Teller in Berlin war auf ihn aufmerksam geworden. Teller forderte H. auf, an dem von ihm herausgegebenen Neuen Magazin für Prediger mitzuarbeiten. Dieser Aufforderung kam H. bereitwillig nach. Auf einer 1799 unternommenen Reise machte H. nun auch die persönliche Bekanntschaft mit dem ihm bereits litterarisch engverbündeten Kreis Berliner Prediger, welche in Teller ihren geistigen Mittelpunkt gefunden hatten. Diese Freunde, mit welchen H. durch die zweite Ehe, die er mit Emilie Willmsen einging, noch enger verbunden wurde, unternahmen nun auch für H. zu sorgen. So kam es, daß das Domcapitel in Brandenburg auf Vorschlag Tellers den Diaconus H. 1803 zum Oberdomprediger wählte. Seitens der kirchlichen Behörden wurde H. die geistliche Inspection der unter dem Patronat des Domcapitels stehenden Diöcese übertragen. H. trat diese Stelle mit einer Predigt über 2. Cor. 4. am 8. April 1803 an. Außer seinem geistlichen Amt konnte er in Brandenburg auch seiner Liebe zur Schule wieder nachgehen. Als Ephorus der Ritterakademie besuchte H. diese Anstalt gern; den jüngeren Lehrern, meist Candidaten der Theologie, stand er mit Rath und That bei. Mit dem Rector Arnold war er in inniger Freundschaft verbunden. Auch der armen verlassenen Kinder des Dombezirks nahm er sich liebevoll an. Er verschmähte es nicht, in der von der Frau Rector Arnold freiwillig geleiteten kleinen Erwerbschule einige Stunden selbst zu übernehmen; so durch sein Beispiel auch andere Kräfte für die Anstalt gewinnend. Einer litterarischen Gesellschaft aus Geistlichen, Juristen und einem Mediciner bestehend, präsidirte H. in Brandenburg. Dieselbe hatte sich die „Erforschung der wirksamsten Mittel Religiosität und Sittlichkeit unter den Menschen zu befördern" — zur Aufgabe gestellt. H. selbst lieferte für die Gesellschaft mehrere Aufsätze, darunter: „Ueber das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung", „Ueber die zweckmäßigste Bildung der Candidaten zum Predigtamte". — Doch nicht lange sollte H. in Brandenburg bleiben. König Friedrich Wilhelm III. berief ihn im November 1804 zum Adjuncten und einstigen Nachfolger (in allen seinen Aemtern) des Propstes Teller an der St. Petrikirche in Berlin. Noch am 4. December bewillkommnete Teller den gleichgesinnten Freund brieflich: Niemand freue sich sehnlicher auf Hanstein's Kommen, als er. Doch bereits 4 Tage später starb Teller unerwartet schnell. So kam es, daß H. alsbald in alle Aemter seines Vorgängers berufen wurde, als Propst von St. Petri, als Superintendent der Diöcese Berlin (Stadt und Land), als Mit-

glied des 1808 aufgelösten Oberconsistoriums. Am 31. März 1805 führt Oberconsistorialrath Hecker H. als Propst von St. Petri ein. Schon durch sein starkes und angenehm tönendes Organ machte die Antrittspredigt (2. Cor. 5, 20) den günstigsten Eindruck auf die Gemeinde. Was Hanstein's Predigten vor den seiner Zeitgenossen auszeichnete, war die reine, zum Theil edle Sprache seiner Rede. Im Gegensatz zu allerhand Geschmacklosigkeiten, in denen sich damals noch so manche Prediger gefielen, Citate aller Art und Sprache auf die Kanzel zu bringen, suchte H. sich einer reinen deutschen Sprache zu befleißigen. Seine Predigten, welche regelmäßig auf das Sorgfältigste ausgearbeitet waren, galten bei den Zeitgenossen für Musterpredigten. Er gab sie meist bald zum Druck. Viele veröffentlichte er in Journalen, die meisten in Ribbeck's Magazin neuer Fest= und Casualpredigten. In den Jahrgängen 1816—20 finden sich ihrer hier allein über 60. Andere gab er einzeln heraus; zumal in den Kriegsjahren. Inhaltlich erheben sich diese Predigten kaum über das Niveau der Zeit. Als Nachfolger Teller's, des eigentlichen Repräsentanten des Berliner Rationalismus — schloß sich H., wenn auch in milder und gemäßigter Weise, der damals alle Kanzeln beherrschenden Richtung eines supranaturalistischen Rationalismus an. In formaler Beziehung, freilich in dieser allein, in der sogenannten körperlichen Beredsamkeit wird sich sein Name in der Geschichte der evangelischen Homiletik behaupten. — H. hatte die nun folgenden Jahre schwerster Erniedrigung Preußens, die Occupation Berlins durch die Franzosen in seiner hervorragenden Stellung durchzumachen. Er selbst kam mit den französischen Machthabern in Conflict. Bei der Einführung des Superintendenten Sadewasser in Havelberg war Hanstein's Predigt behorcht worden! Er wurde beschuldigt, das Volk der französischen Regierung abwendig zu machen, und es zum Ungehorsam und zur Untreue gegen dieselbe zu reizen. H. schickte seine sämmtlichen Predigten, darunter die Havelberger Introductionsrede dem französischen Gouvernement zu seiner Vertheidigung ein. Bei einer Audienz, welche er in dieser Angelegenheit bei dem französischen Gouverneur von Berlin Marschall Davout hatte, mußte sich der des Französischen unkundige Mann von Schleiermacher, der geläufig französisch sprach, vertheidigen lassen. Davout entließ die beiden evangelischen Prediger nicht ohne ihnen zuvor eine Anweisung zu ertheilen, was und wie sie predigen sollten! Mitten in dieser unglücklichen Zeit gelang es H. und einigen seiner Freunde eine Anstalt zu gründen, in welcher Knaben, die in Gefahr standen zu verwildern, erzogen werden sollten. Nachdem der Magistrat der Gesellschaft die Propstei auf dem Nicolaikirchhof für die Anstalt überlassen, wurde die Königin Louise angegangen, das Protectorat zu übernehmen. Gleichzeitig sollte die Anstalt den Namen: Louisenstiftung erhalten. In einem am 31. August 1807 datirten Schreiben an H. nahm die Königin das Protectorat mit Dank an. Dem höchst merkwürdigen Brief entnehmen wir zwei Stellen: „Neigung zum Wohlthun war von jeher ein hervorstechender Zug in dem Charakter der Berliner, nie aber hat sich diese schöner entwickelt, als in dem eben beendigten unglücklichen Kriege durch die von Ihnen, würdiger Herr Propst, angezeigte Stiftung . . . . . Der Krieg, der soviel unvermeidliches Uebel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht und für so vieles Gute den Samen ausgestreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen, den Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen". . . . . So konnte H. diese Anstalt durch eine Rede, die er auf dem geräumigen Hofe unter einem alten Nußbaum vor einer zahlreichen Versammlung hielt, am 9. September desselben Jahres einweihen! Noch ein persönlich schweres Unheil traf H. und seine Petrigemeinde in der sonst schon so schweren Zeit. In der Nacht vom 19. bis

20. Septbr. 1809 brannte die schöne Petrikirche völlig nieder. Die Petrigemeinde mußte sich weit über die Lebensjahre Hanstein's hinaus mit einem fremden Gotteshause begnügen. König Friedrich Wilhelm III. gestattete der lutherischen Petrigemeinde die Mitbenutzung der reformirten Domkirche. Die Tage der Erhebung, der Befreiungskriege, des Friedens und der Rückkehr des Königs in seine Hauptstadt klingen in den patriotisch gehaltenen Predigten Hanstein's aus jener Zeit überall durch. Nach der Rückkehr des Königs begann für den bei Auflösung des Oberconsistorii (1808) in das Ministerum für Cultus berufenen Oberconsistorialrath eine Zeit angestrengtester Thätigkeit. In fast allen Commissionen, welche der König zur Reform des Kirchenwesens berufen hatte, hatte H. das Protocoll zu führen. Besondere Aufgaben brachte für ihn das J. 1817. Der König wollte das Jubeljahr der Reformation zum Jahr der Union der lutherischen und reformirten Kirche in Preußen machen. H. ging mit Begeisterung auf die Absichten des Königs ein. Auf Hanstein's Betrieb vereinigten sich 46 Berliner Prediger am 1. October zu dem Beschluß, die Jubelfeier durch eine gemeinsame Feier des heiligen Abendmahls in der Nicolaikirche zu begehen. Auch bei der unmittelbar darauf berufenen Berliner Synode hatte H. als scriba zu fungiren. Auf 19 Bogen stellte er das Resultat der Berathungen dieser ersten, auf 26 Bogen die Beschlüsse der zweiten, im folgenden Jahr gehaltenen Kreissynode zusammen. 1819 erhielt er den schwierigen Auftrag, die Resultate aller Kreissynoden der Provinz Brandenburg aus den Protocollen zu sammeln, um sie der Provinzialsynode vorlegen zu können. Zu gleicher Zeit gehörte er der Commission an, welche ein neues Gesangbuch für die Berliner Gemeinden ausarbeiten sollte. Ein Mitglied dieser Commission berichtet, daß H. sein poetisches Talent dabei sehr von Nutzen gewesen sei! Es ist bekannt, daß sich Goethe vom poetischen Standpunkt aus gegen die Verwässerungen der evangelischen Kernlieder in sehr drastischen Worten ausgesprochen hat! Für Berlins kirchliche Vereinsgeschichte ist es von Wichtigkeit, daß H. auch Mitglied des Curatoriums der preußischen Hauptbibelgesellschaft und Mitgründer des nach englischem Vorbilde geschaffenen Vereins für Erbauungsschriften gewesen ist, an dessen Jahresfest 1818 er die Festpredigt hielt. Aus diesem großen Wirkungskreise wurde H., der rastlos arbeitend, die Gebrechen seines nicht gerade starken Körpers nicht geachtet hatte, am 23. Febr. 1821 durch den Tod abberufen. Schleiermacher hat ihm die Grabrede gehalten und wohl mag Goethe's Wort von ihm gelten: Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Denkmal der Liebe geweiht dem verewigten Propst Dr. Gottfried Aug. Ludwig Hanstein, von Freunden und Verehrern, Berlin bei Dieterici und Mittler, 1821 (Verfasser ist der Schwager Hanstein's, Prediger Willmsen). Zur Kirchengeschichte Berlins, von Dr. Gustav Lisco, Berlin 1857. Die Schicksale der St. Petrikirche in Berlin von ihrer Gründung bis auf die neueste Zeit. Berlin 1845.

O. v. Ranke.

Hanthaler: Chrysostomus H., geb. am 14. Jan. 1690 zu Maribach bei Ried in Ober-Oesterr., gest. zu Lilienfeld am 2. Septbr. 1754. Unter den Klostergeistlichen, welche in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dem Aufschwunge quellenmäßiger Geschichtsforschung im Lande Oesterreich ihre beste Kraft widmeten und auch auf dem Boden der historischen Hilfswissenschaften, namentlich der Münzkunde Verdienstliches schufen, steht H. nicht in letzter Linie. Ein Sohn armer Landleute, brachte der Knabe an seinen Studienort Salzburg nur sein Talent und die eiserne Beharrlichkeit mit, welche die drückendsten Lebensverhältnisse überwinden lernt. Der Versuch, im St. Peterskloster allda den Eintritt zu finden, mißlang; so wandte sich der Jüngling der juridischen Laufbahn zu und kämpfte

als Corrector in einer Druckerei so wie als Instructor mit der Noth des Daseins. Sein innerster Drang, als Geistlicher Muße und Mittel zur Arbeit als Gelehrter auf historischem Felde zu erlangen, fand endlich Befriedigung, da sich ihm als Theologen der Wiener Universität das Kloster Lilienfeld im Wiener Walde, eine Schöpfung des vorletzten Babenbergers vom J. 1202, erschloß (1716) und der rastlos thätige Cisterzienser nun bald als Bibliothekar des Stiftes Gelegenheit fand, seine Lieblingsneigungen in umfassendster Weise zu bethätigen. Es war die Zeit, in welcher die Melker Conventualen, Bernhard und Hieronymus Petz, den Ruhm der Benedictiner Oesterreichs im Bereiche der Geschichtswissenschaft zu begründen beflissen waren; ihre Lorbeeren ließen H. nicht ruhen, bis auch er Gelegenheit fand, mit einem großen Quellenwerke hervorzutreten, und den bereits früher durch den Abt Linck zu Zwettl begründeten Ruf wissenschaftlichen Strebens der österreichischen Cisterzienser auf dem Felde geschichtlicher Heimathkunde zu erhöhen. Mit unsäglichem Fleiße trug H., nebenbei auch als Numismatiker produktiv, den weitschichtigen Stoff zu einer Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf sein Kloster, zusammen, welche auf 4 Folianten berechnet, schon in den Jahren 1730—45 vollendet war. Im Drucke erschien jedoch der I. Band erst 1747, der II. im Todesjahre des Verfassers. Das Werk führt den Titel Fasti Campililienses (Jahrbücher von Lilienfeld). Der erste Band reicht bis 1300, der zweite bis 1500. Die ungemein durchsichtige Gliederung ist nach Jahrhunderten, Decaden und Jahren. Reichhaltige Summarien, Tafeln der geistlichen Würdenträger, der weltlichen Fürsten, Adelsgeschlechter, Uebersichten denkwürdiger Orte, benützter Geschichtschreiber, Betrachtungen aller Art, vor Allem aber umfangreiche Urkundenanhänge lassen Hanthaler's Werk noch immer als eine wichtige Fundgrube des Geschichtlichen erscheinen. Die beiden letzten handschriftlichen Bände der Fasti Campililienses blieben zufolge des Todes Hanthaler's liegen und wanderten bei der Aufhebung des Klosters (1789) in die Wiener Hofbibliothek, während die bereits vorhandenen Kupferplatten zu den diplomatisch treuen Abbildungen alter Grabmäler, Siegel, Bullen, Monogramme etc. das leidige Geschick hatten, dem Küchengeräthe des Klosters auf den Trödelmarkt das Geleite zu geben. Der glückliche Zufall wollte es, daß volle 22 Jahre später der damalige Abt des wiederhergestellten Stiftes, der würdige Ladislaus Pyrker, das verschwundene werthvolle Vermächtniß seines hingeschiedenen Ordensbruders dem unwürdigen Verstecke entreißen konnte und nun 1818 den Nachlaß Hanthaler's unter dem Titel „Fastorum Campil. Chrysostomi Hanthaler continuatio, seu recensus genealog. diplomaticus archivi Campililiensis“ zu Wien herausgab. Zum Ehrengedächtniß der Stifter und Wohlthäter seines Klosters hatte H. 1744—1745 zu Linz das dreibändige Werk: „Grata pro gratiis memoria eorum, quorum pietate vallis de campo liliorum et surrexit et crevit“ und als Numismatiker 1735—1753 eine Reihe von „Exercitationes faciles de numis veterum pro tyronibus . . .“ herausgegeben. Bedeutend war der litterarische Nachlaß des Verstorbenen; denn im Ganzen hatte er 49 Werke unter die Feder genommen. Wir müssen aber noch einer anderen Seite geschichtswissenschaftlicher Thätigkeit Hanthaler's gedenken, welche wie bedauerlich auch für seinen Ruf als Gelehrter, denn doch andererseits für seine gründliche Belesenheit in den mittelalterlichen Geschichtschreibern Zeugniß ablegt und nur im falschen Ehrgeiz ihre Erklärung findet. Die Rivalität mit den Gebrüdern Petz verleitete ihn, vier Chronisten der babenbergischen Epoche der gelehrten Welt vorzuführen, die nunmehr von der Wissenschaft als unterschoben oder gefälscht gebrandmarkt werden. Im J. 1742 veröffentlichte H. die „Notulae anecdotae“ aus der Chronik des angeblichen Aloldus von Pechlarn für die Zeit von 1034—1056 und führte diesen Gewährsmann als „Kaplan des Markgrafen

Adalbert" (1018—1055) ein, aber gleich in Gesellschaft eines zweiten Chronisten, des Ortilo, „eines der ersten Mönche von Lilienfeld", den er im Kloster Klein-Mariazell entdeckt zu haben vorgab. Dieser zweite Findling Hanthaler's, Genosse des ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts, erklärt, jene Auszüge aus der Alold'schen Chronica illustr. stirpis Babenbergicae in Osterrichia dominantis als Grundlage der eigenen Chronographie gemacht und verwerthet zu haben; die Chronik Alold's selbst sei bei einem Brande des Klosters Heiligenkreuz, welchem Ortilo mit anderen Mönchen vor der Uebersiedelung nach Lilienfeld angehört habe, zu Grunde gegangen. Während die Chronik des Aloldus für die Zeit von 908—1060 als Basis Ortilo's ausgegeben wird, setzt sich das weitere aus dessen angeblichen Excerpten verschiedener Quellen für die Jahre 1065—1198 und aus der eigenen Chronik für die Zeit von 1198—1230 (meist Klostergeschichte) zusammen. Während nun H. die beiden ersteren Theile besonders herausgab, erklärte er den dritten für seine Fasti Campililienses vorbehalten zu wollen. Gleiches that er auch mit einem weiteren seiner „entdeckten" Chronisten, dem angeblichen Ricardus, Kanoniker von Kloster Neuburg, Zeitgenossen Markgraf Leopolds d. H., welchen er aus den Excerpten eines gewissen Leupoldus de Newnburga, Cisterciensers von Lilienfeld um 1330 kennen gelernt habe. Diesem „Ternio scriptorum veterum austriacorum" (Fasti Campil. I, 2, 1308) fügte H. noch einen vierten „babenbergischen Chronisten", den angeblichen Pernoldus, Beichtvater Margarethens, der Schwester des letzten Babenbergers, einen Dominicaner bei, und zwar als Geschichtschreiber der Jahre 1230—1267 (F. Camp. I. 789 vgl. 1312). Schon zu Zeiten Hanthaler's wurde man durch Widersprüche zunächst gegen seinen Ortilo mißtrauisch; ein Kritiker nannte ihn spöttisch Ortilo von „Lugenfeld". H. mußte sich mit einem Dialogus zur Vertheidigung seines Gewährsmannes abmühen. Andere hielten den Aloldus und Ortilo kurzweg für eine Fälschung, Andere für eine Fiction des 15. und 16. Jahrhunderts. Sehr mißtrauisch, wenngleich schonend, benahm sich unter Andern der scharfsinnige Calles in seinen Annales Austriae (I. praef.). Die Vertheidigung des Ortilo durch Khautz in dessen Untersuchungen des österr. Wappenschildes wog nicht schwer. Unserem Jahrhunderte war es vorbehalten, durch die Bemerkungen Blumberger's, Chmel's, insbesondere aber durch die Kritik Palacky's, Wattenbach's u. A. die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß alle vier Chronisten Hanthaler's ein System von Fälschungen seien, wobei man nur die dafür aufgewendete Mühe eines sonst so verdienstvollen und bienenfleißigen Historikers und mehr noch die Schädigung seines guten Namens bedauern müsse.

Ueber Hanthaler's Leben und Wirken: Hormayr's Arch. VII. 1816. IX. 1818. X. 1819. Oesterr. Nat.-Encycl. II, 500. Ersch-Gruber's Encycl. II, 2. Bergmann, Pflege der Numismatik in Oesterr. XVIII. Jahrh. (Wien 1856) und Sitzungsb. d. Wiener Akademie h.-ph. Cl. (XIX. S. 31) Wurzbach, Biogr. Lex. 7. Bd. — Ueber s. „Chronisten" s. Spec. bibl. austr. II. 251 f. Calles, ann. Austr. I. praef. Blumberger in den Wiener Jahrb. 1839, 87. Bd. Bl. 21. Chmel, Handschr. d. Wiener Hofbibl. II, 656. Palacky, Abhandl. d. böhm. Gesellschaft d. Wissenschaften, 5. Folge, 2. Bd. 1841, S. 29. Wattenbach, d. oe. Freiheitsbriefe, Arch. f. K. oe. G. 8. Bd. 105—107. Vgl. s. deut. Geschichtsquellen d. MA. 4. Aufl. 2. Bd. S. 401—402. Krones.

Hantschl: Joseph H., Mathematiker, geb. 1769 zu Zwickau in Böhmen, gest. am 2. Juni 1826 zu Wien. In Prag genoß er im Kleinseitner Gymnasium den ersten mathematischen Unterricht, kam bald als Erzieher nach Wien, wo er selbst erst die Rechte studirte, bald aber (seit 1792) dem mathematischen Lehrfache sich widmete, zuerst als Gehilfe, dann als provisorischer, endlich als

ordentlicher Lehrer der Rechenkunst an der Realschule. An dem 1815 eröffneten polytechnischen Institute erhielt er die Professur der höheren Mathematik und stand derselben bis zu seinem Tode vor, von seinen Schülern und Collegen geliebt und geehrt. Eigentlich wissenschaftliche Verdienste sind von H. nicht zu nennen, es sei denn daß man als solches gelten lassen will, daß er das sog. kaufmännische Rechnen auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit brachte.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1826, S. 912. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 7, S. 338.

Cantor.

Hansch: Andreas H., Buchdrucker in Hildesheim, ein Sohn von Georg H. (s. u.), hatte von 1587—99 in Mühlhausen eine Druckerei besessen, druckte zuerst 1601 in Hildesheim. In demselben Jahre verordnete der Magistrat unterm 23. März Inspectoren über die Druckschriften, behielt sich aber die General-Inspection vor. Den 10. Mai 1603 wurde vor dem Rathsstuhle ein von den kurfürstlichen Räthen bei dem Reichs-Kammergericht zu Speier erwirktes Mandat wider die Stadt-Buchdruckerei verlesen, von Seiten des Magistrats aber beschlossen, das Mandat nicht anzuerkennen. Der daraus erwachsene Streit wurde bis zum J. 1614 mit großer Bitterkeit von beiden Seiten fortgeführt, bis er mit diesem Jahre einschlief. Es kann nicht mit vollkommener Sicherheit angenommen werden, daß H. bis zu jenem Jahre in Hildesheim druckte. Das letzte mit seinem Namen bezeichnete Buch ist aus dem J. 1609.

Vgl. Grotefend, Geschichte der Buchdruckereien in Hannover und Braunschweig. Geßner, Buchdruckerkunst, Bd. IV. 166. Gräße, Lehrbuch III. 1. S. 193.

Kelchner.

Hansch: Georg H., Buchdrucker, Vater des Vorigen, druckte von 1552 bis 1565 zu Leipzig, begab sich von hier nach Weißenfels und zog 1571 nach Mühlhausen. Ueber sein Leben ist Nichts zu erfahren, doch sind eine Anzahl Drucke von ihm bekannt.

Vgl. Geßner, Buchdruckerkunst, IV. 166. Gräße, Lehrbuch, III. Bd. Erste Abtheilung, S. 171.

Kelchner.

Hänsichel: Johann Gottfried H., geb. am 8. October 1707 zu Seifhennersdorf bei Zittau, wo sein Vater Prediger war, studirte seit 1726 zu Wittenberg und Leipzig, wurde Katechet und hernach Prediger in Zittau und starb wenig über 40 Jahre alt am 5. Februar 1748. Er hat sich bekannt gemacht durch seine Polemik gegen das sogen. Marche'sche Gesangbuch, d. h. gegen die dritte Auflage der „Sammlung geistlicher und lieblicher Lieder“, welche mit einer Vorrede Zinzendorf's Christian Gottfried Marche im J. 1731 zu Herrnhut und Görlitz herausgab. H. zeigte in seiner im J. 1734 erschienenen Schrift: „Nöthige Anmerkungen über die in dem herrnhutischen Gesangbuch befindlichen Irrthümer, Veränderungen und Redensarten“, unter anderen, daß in diesen Liedern allerlei mißverständliche und in mehrfacher Hinsicht bedenkliche Ausdrücke sich fänden, und wies damit schon auf jene unberechtigte und gefährliche Subjectivität hin, welche sich später bei Zinzendorf und seinen Anhängern theilweise noch weiter ausgebildet hat und zu allerlei geschmacklosen Spielereien in der geistlichen Liederdichtung führte. Für diese Ausstellungen, die H. machte, war es bedeutungslos, daß Zinzendorf sagen konnte, das Marche'sche Gesangbuch sei nicht für die Gemeinde zu Herrnhut bestimmt, sondern „für die zerstreuten Kinder Gottes hie und da“, d. h. für einen weitern Kreis pietistisch angeregter Gemeinden, mit denen er in Beziehung getreten war. — H. soll selbst einige, auch in Gemeindegesangbücher aufgenommene geistliche Lieder gedichtet haben, von denen aber wohl keines eine weitere Verbreitung gefunden hat.

Adelung II. Sp. 1717. Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evang.-luth. Kirche V. S. 721—29. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f. 3. Aufl. V. S. 278 f. l. u.

Happel: Eberhard Werner (Guerner) H., einer der fruchtbarsten Romanschreiber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wurde 12. August 1647 zu Kirchhayn in Hessen geboren, wo sein Vater damals Vicarius, später aber Pfarrer in Holzhausen und Halbdorf gewesen war. Nachdem er zu Marburg seit 1663 Mathematik und Medicin, später auch die Rechte studirt hatte, beschäftigte er sich zuerst mit Privatinstructionen in seiner Heimath, dann seit 1668 in Magdeburg, Harburg und zuletzt in Hamburg, wo er drei Jahre lebte, sich verheirathete und durch Nahrungssorgen gezwungen, anfing, sich durch Schriftstellerei zu ernähren („fami non famae scribens"). Im J. 1673 zog er nach Kiel und hielt hier juristische und mathematische Lehrstunden, erhielt 1674 bis 79 eine Anstellung in Holstein, worauf er wieder nach Hamburg ging, woselbst er, fortwährend mit Romanschreiben beschäftigt, am 15. Mai 1690, 42 Jahre alt, starb. Die vorstehenden Nachrichten sind Happel's Roman „Teutscher Karl" (Ulm 1689, 90) entnommen, in welchem er unter dem Namen „Kirchberg" seinen eigenen Lebenslauf, wie in seinem „Akademischer Roman" (Ulm 1690) speciell sein Universitätsleben beschrieb. — Happel's Thätigkeit als Romanschriftsteller war eine äußerst fruchtbare, so daß er in einem Zeitraume von etwa 17 Jahren 20 sogenannter politisch-galanter Romane fabricirte, fast alle 4—5 Bände stark, welche meistens in Hamburg oder Ulm erschienen und unter denen wir nur „Der asiatische Onogambo" (Hamb. 1673), „Der insularische Mandorell" (Frankf. 1682), „Der italienische Spinelli" (Ulm 1685) und „Der spanische Quintana" (ebendas. 1686), erwähnen wollen. In diesen Romanen, die eben so abenteuerlich-phantastisch als unnatürlich-geschmacklos sind und deren Manier noch bis in die ersten Decennien des 18. Jahrhunderts Bohse (Talander) und dessen Schüler Hunold (Menantes) beibehielten, werden seltsame Begebenheiten mit Heldenthaten und belehrend sein sollenden Liebes- und Staatsintrignen phantastisch verflochten, die Scene aber, um der Erfindung einen lebhafteren Reiz für die Einbildungskraft zu geben, in fremde Länder, nach Italien, Spanien, Frankreich und nach Asien und Afrika verlegt. Dabei kam es bei H. sowol als den Producten seiner gleichzeitigen Nachahmer vor allem darauf an, die Tugenden und Laster ihrer Helden colossal erscheinen zu lassen und besonders neben der gewöhnlichen Moral viel Politik niederzulegen. Den Stil vernachlässigte man entweder ganz oder man suchte sich über die gewöhnliche Prosa durch eine gravitätische und prunkende Sprache, die man für erhaben hielt, emporzuschwingen. Dem ungeachtet aber oder gerade deshalb fanden Happel's Romane, von denen auch nicht ein einziger vor der Kritik bestehen kann, zu ihrer Zeit außerordentlichen Beifall, weil sie sich nebenbei vor anderen ihrer Art nicht nur durch Wechsel und Reichthum der Erfindung, sowie durch Fülle des Stoffes auszeichneten, sondern der Verfasser auch die Spiele seiner ausschweifenden Phantasie durch den bedeutenden Vorrath ausgebreiteter Belesenheit zu unterstützen und zu würzen verstand. Seine Darstellung dagegen ist eben so matt und breit, als seine eingestreuten Reflexionen alltäglich und schaal sind und da es ihm an wahrer geistiger Gediegenheit und poetischer Tiefe fehlte, da er ferner eben durch seine Vielschreiberei seine Kräfte nicht zu concentriren verstand, so erlosch bald nach seinem Tode sein Ruhm eben so schnell wieder, als derselbe sich rasch während seines Lebens gebildet hatte. Ein anderweitiges wirkliches Verdienst hat er sich jedoch durch die von ihm zum ersten Male versuchte lesbare Uebersetzung des Valerius Maximus (Hamb. 1676; Degen II. 524) erworben, das um so größer ist, als bis zu seiner Zeit nur jene des Heinrich von

Mügeln, die im J. 1369 in freier paraphrastischer Uebertragung (Freytag, Anal. lit. 1021—22) verfaßt und 1489 zu Augsburg gedruckt wurde, vorhanden war.
J. Franck.

Viel länger als seine Romane haben sich seine historischen Werke in der Achtung der Historiker erhalten, z. B. seine „Straf- und Unglücks-Chronica", sein „Histor. Kern der Weltgeschichte" und besonders seine „Relationes curiosae", ein in „Wochenlieferungen erscheinendes die größten Denkwürdigkeiten dieser Welt" beschreibendes fünfbändiges Werk, später von Anderen fortgesetzt, welches noch immer ein gangbarer Antiquariatartikel ist. Uebrigens flüsterten seine Hamburger Zeitgenossen sich in die Ohren, daß der allezeit schreib- und schlagfertige Happelius vom Senate vielfach zur Abfassung energischer Staatsschriften gebraucht werde, welche dann als „unpartheiische" oder „abgenöthigte" Berichte oder Gegenberichte zur Vertheidigung der Rechte der freien Reichsstadt gegen nachbarliche Anfechtungen publicirt wurden. Beneke.

Strieder, Hessische Gelehrten-Gesch. V. 273; XII. 354. Moller, Cimbria II. 293—95 (mit Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften). Witte, Diar. biograph. ad ann. 1690. Chr. Thomasius, Freimüthige Gedanken, 1689, 687—806. Koch, Compendium II. 261—63 und daraus bei Goedeke, Gr. II. 509. Vilmar, Litteraturgesch., S. 371. Weller, Annal. II. 396. Hamb. Schriftsteller-Lex., Bd. III. S. 97 ff.

Happel: Friedrich H., Thiermaler, geb. am 23. Mai 1825 zu Arnsberg in Westfalen, † am 5. Juli 1854 zu Düsseldorf. Er war ein Bruder des Landschaftsmalers Peter Fr. H. und bildete sich gleich diesem auf der Düsseldorfer Akademie, die er von 1838—41 besuchte, zum Künstler aus. Nachdem er dann längere Zeit auf dem Lande gelebt, um Studien nach der Natur zu machen, kehrte er nach Düsseldorf zurück und widmete sich ausschließlich der Darstellung von Jagdthieren, deren Lebensweise und Treiben er als eifriger Jäger gründlich erforscht hatte. Seine Bilder sind mit großer Feinheit und scharfer Charakterisirung aufgefaßt. Besonders gelangen ihm die Schilderungen des Fuchses, sei es nun, daß er ihn auf der Lauer oder im Spiel mit den Jungen, beim Jagen oder in der Ruhe wiedergab: immer lieferte er Neues und Anerkennenswerthes. Aber auch Hirsche und Rehe in den mannigfachsten Gestaltungen, Geier und Falken, die um Hasen oder anderes Gethier kämpfen, sowie todtes Wild und sogar hübsche Jagdgenrebilder hat er mit bestem Erfolg gemalt und in allen bewiesen, daß er den Haushalt des deutschen Wildes mit Aufmerksamkeit beobachtet. Von seinen vielen Gemälden ist „Eine Fuchsfamilie" (1851), von Alphons Martinet als Schwarzkunstblatt vervielfältigt worden.

Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf (1856). Wolfg. Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (1854). M. Blanckarts.

Happel: Peter Friedrich H., Landschaftsmaler, geb. am 26. März 1813 zu Arnsberg in Westfalen, † am 23. Mai 1854 in Düsseldorf. Er bezog 1829 die Düsseldorfer Akademie, wo er sich unter J. W. Schirmer's Leitung ausbildete. 1842 richtete er sich sein eigenes Atelier ein und nur ein kurzer Aufenthalt in München und verschiedene Studienreisen entfernten ihn zeitweise von der rheinischen Kunststadt, deren Künstlerschaft er sich dadurch zu dauerndem Danke verpflichtete, daß er zur Gründung und ersten Verwaltung des „Vereines Düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe" in thatkräftigster Weise beigetragen und längere Zeit als dessen Schriftführer gewirkt hat. Happel's Landschaften entstammen einer poetischen Naturempfindung und bekunden stets eine gemüthvolle Auffassung. Erst nach langen eingehenden und unermüdlichen

Studien gelang es ihm, sein Talent zum eigenthümlichen Durchbruch zu bringen. Seine früheren Bilder waren meist melancholisch und düster, die späteren aber zeigen heitere Anmuth und harmonischen Liebreiz. Wälder und Fluren, Burgruinen und Dörfer, Bäche und Seen, Felsen und Hügel hat H. mit Erfolg dargestellt, ohne jemals zu ausländischen Motiven zu schweifen, und besonders verstand er es, die schwellende Sommerpracht vom hellen Sonnenlicht bis zur nebligen heißen Abdämpfung künstlerisch wiederzugeben, so daß Wolfgang Müller ihn nicht mit Unrecht den „Maler des deutschen Sommers" nennt. Von seinen Gemälden sind hervorzuheben: „Sauerländische Gegend" (1837). — „Gebirgslandschaft bei Regen" (1839). — „Parthie aus dem Isarthal" (1840). — „Moorgegend" (1848). — Ein Erntebild mit Schnittern und ein anderes mit einer durchziehenden Procession. — „Der Weg zum Dorf mit Bauern, die aus der Kirche kommen." — Parthien aus der Eifel und aus dem Odenwald u. A., von denen mehrere von dem rheinisch-westfälischen Kunstverein angekauft und verlost wurden.

Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf (1856). Wolfg. Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (1854). M. Blanckarts.

Haquenay: Nicasius H. († 1518) und Georg H. († 1523), Brüder, von denen ersterer kaiserlicher Rechenmeister, letzterer kaiserlicher Hofmeister war. Sie gehören einer begüterten Kölner Familie an, welche aus dem Burgundischen stammt. Ihr Vater, ein unternehmender Finanzmann und Juwelenhändler, wurde im J. 1483 in seinem Hause Lobeth in der Budengasse von habgierigen Räubern ermordet. Seine Leiche wurde in St. Lorenz beigesetzt, wo bis zum Abbruch der Kirche sein Grabstein noch zu sehen war. Die beiden Söhne des Ermordeten, Nicasius und Georg, hatten sich für die diplomatische Laufbahn ausgebildet und traten in kaiserliche Dienste. Für sich und ihre Familie wurden sie 1498 vom Kaiser in den Reichsritterstand erhoben; das dem Haquenay'schen Geschlechte zugetheilte Wappen zeigt in rothem Felde ein weißes Pferd, welches auch aus der Krone auf dem goldenen Helme hervorwächst. Vier Jahre später wurden sie zu Pfalzgrafen, sacri lateranique palatii aulaeque Caesareae et imperialis consistorii comites, ernannt. Den älteren der Brüder, Nicasius, finden wir in demselben Jahre, in welchem der Mord an seinem Vater verübt wurde, als „Meister in den sieben freien Künsten". König Max wird mit Rücksicht auf die Summen, welche er noch als Erzherzog beim Vater Nicasius' aufgenommen hatte, die Söhne bereitwillig unter seine Hofbeamten aufgenommen haben. Zuerst treffen wir den Nicasius im J. 1493 in königlichen Diensten; am 13. August dieses Jahres bescheinigte ihm der Rath der Stadt Köln, „es sei ihm wissig und kundig, daß Nicasius Haggenay des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten unsers allergnädigsten Herrn, des römischen Königs Diener und Controleur recht ehelicher Sohn gewesen des Nicasius Haggenay, kölnischen Bürgers, den Gott gnade." Meist erscheint er als Rechenmeister und Rath des Königs, als des Königs und des Reiches Rath, Diener und lieber Getreuer, als Controleur und Hofmeister, einmal als argentier, wiederholt als Silberkämmerer. Seine Thätigkeit war nicht auf die Führung von Geldgeschäften, sondern auf die Erhebung der königlichen Einkünfte am Niederrhein, auf die Einziehung der von den Reichstagen ausgeschriebenen Türkengelder und Reichssteuern und auf die Verrichtung anderweitiger Aufträge hingewiesen, und Nicasius übersandte die für den König erhobenen Gelder an das Welser'sche Comptoir nach Augsburg, und von hier werden dieselben an ihre Bestimmung besorgt. Zu seinen übrigen königlichen Bedienstungen erhielt er im Anfang des 16. Jahrhunderts noch das Amt als Pfleger zu Wildenstein. Durch sein dienstliches Verhältniß zum König

war er genöthigt, sich den größten Theil des Jahres außerhalb der Stadt Köln aufzuhalten. Mit wie mannigfachen Sendungen er von seinem königlichen Herrn betraut wurde, sehen wir aus einzelnen königlichen Creditschreiben. „Wir haben unsern Rath, Rechenmeister, Pfleger in Wildenstein, Diener und des Reichs lieben Getreuen, Casius Hayckenay und Heinrich Straußen von Unsertwegen mit Euch zu reden und zu handeln befohlen, antreffend einige Kleinodien Unserer lieben Gemahlin, der römischen Königinn so dieselbe zu Köln gelassen hat.“ „Wir haben“, heißt es in einem anderen Schreiben, „unserm lieben getreuen Paulsen von Lichtenstein, Marschall unsers Regiments zu Innsbruck Casien Haykhenay, unsern Rechenmeister, unsern Rathen, und Blasien Holtzl, unsern Secretär, etwas unserer Meinung mit Euch zu reden und zu handeln befohlen, berührend etliche Fußknechte, Spiese, Hakenbüchsen und andere Dinge wie Ihr von Ihnen vernehmen werdet.“ Im April des J. 1517 finden wir ihn an der Seite des Königs in Mecheln; in einem Schreiben, welches er von hier aus an seine Vaterstadt richtete, unterzeichnete er sich als „Kämmerer und Hofmeister“. Bei der Entscheidung einer Menge der am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts auftauchenden wichtigen politischen und kirchlichen Fragen verstanden die beiden Räthe H. ihren Einfluß zu maßgebender Geltung zu bringen. In einem in Folge dieser Streitigkeiten an den Rath gerichteten Schreiben klagt Nicasius über „die Pfaffen in Rom, die morgen zu widerrufen pflegten, was sie heute gegeben hätten“. Die guten Dienste, welche er in dieser Angelegenheit der Stadt Köln beim Könige leistete, belohnte der Rath im J. 1504 mit einer jährlichen Leibrente von hundert Goldgulden. Bei den vielen und lang dauernden Streitigkeiten zwischen der Stadt Köln und dem Erzbischof vertrat er mit aller Entschiedenheit beim Könige die Interessen seiner Vaterstadt. Georg ließ sich es besonders angelegen sein, den König, der dem Rathe die blutigen Ausschreitungen bei der Revolution des J. 1513 nicht verzeihen wollte, versöhnlich zu stimmen. Der Rath, dem vieles daran lag, die zwischen ihm und dem Erzbischof bestehende Spannung bezüglich des Eintritts und Titels des Erzbischofs zu beseitigen, ließ dem Hofmeister Georg H. ein Geschenk von tausend Goldgulden für seine Bemühungen im Interesse solchen Ausgleichs überreichen. Nicasius starb im Jahre 1518; in seinem am 12. Juni aufgenommenen Testamente setzte er seinen jüngeren Bruder Georg, der mit Sibilla v. Merle verheirathet war, zum Erben seines beträchtlichen Vermögens ein. Mit dieser Erbschaft ging auf Georg der Pfandbesitz der Herrschaften Kerpen und Lommersam über. Der Graf Wilhelm von Nassau war es gewesen, welcher dem königlichen Rechenmeister diese Herrschaften verpfändet hatte. Erst im J. 1543 wurde die dargeliehene Summe zur Einlösung des Pfandes an die Erben Georgs zurückbezahlt. Zum besonderen Zeichen kaiserlicher Gnade verlieh Karl V. am 14. Novbr. 1522 seinem Hofmeister Georg H. die Fährerstelle zu Köln, „welche ihm als gekrönten Römischen Könige zu verleihen zustand.“ Georg starb im J. 1523 und wurde in der Stiftskirche St. Maria in cap. beerdigt. Kurz vor seinem Tode hatte er in Mecheln die prächtige marmorne Orgelbühne, welche früher als Lettner und Grabdenkmal Chor und Schiff der genannten Kirche trennte, anfertigen lassen. König Maximilian, der ein hohes Interesse daran hatte, in der bedeutendsten Stadt am Rhein ein mit allen Bequemlichkeiten versehenes und mit aller königlichen Pracht ausgestattetes eigenes Absteigequartier zu besitzen, gab dem Rechenmeister Nicasius H. den Auftrag, für die Errichtung eines prächtigen königlichen Palastes in Köln Sorge zu tragen. Zwischen dem König und seinem Rechenmeister wurde das Abkommen getroffen, daß dieser mit königlichem Gelde einen stolzen Bau aufführen solle, der zwar sein Eigenthum bleiben, aber stets auf jedesmalige Aufforderung dem Könige zur Verfügung gestellt

werden müsse. Der Plan zu diesem Palast wurde am Hofe des Königs angefertigt. Am 20. November 1504 schrieb letzterer in dieser Beziehung an den Kölner Rath: „Wir haben unserm Rath, Rechenmeister und Pfleger zu Wildenstein, Casius H., ernstlich befohlen, uns einen Bau in unserer Stadt Köln mit ausgeladenen Fenstern, Erkern und Körben zu machen, nach Inhalt eines Musters und einer Conterfeiung, wie wir demselben Casio darum überantwortet und zugeschickt haben, und wir begehren darauf von Euch mit ernstlichem Fleiß, Ihr wollet demselben unserm Rath zu solchem unserm Bau von unseretwegen räthlich und behülflich sein und Niemanden gestatten, ihn darum zu irren oder zu verhindern.“ Es scheint, daß Maximilian nicht die Freude hatte, diesen auf der Nordseite des Neumarktes gelegenen königlichen Hof fertig gestellt zu sehen und darin seine Einkehr halten zu können. Erst im J. 1530 machte Karl V. von seinem Rechte an das Haquenay'sche Haus Gebrauch und ließ dasselbe vor seinem Einzug in Köln räumen. Mit Unrecht ist dieses Gebäude mit der bekannten Sage von der Wiedererstehung der Richmodis von der Aducht in Verbindung gebracht worden.

Handschriftliches im Kölner Stadtarchiv. Ennen.

Hardegg: Ferdinand Graf zu H. (Hardeck), (geb. 1549, † 16. Juni 1595). Dieser Abkömmling der niederösterreichischen Adelsfamilie Brüschenk (Prueschenk, Prüschink), welche seit 1495 Güter und Namen der alten Hardegger, Burggrafen v. Maidburg (d. i. Magdeburg), als kaiserliche Schenkung erhielt (s. A. d. Biogr. 3. Bd. S. 455 Art. Brüschenk), war der jüngste Sohn des Grafen Julius I. und der Gräfin Gertraud von Eberstein; Besitzer bedeutender Herrschaften und seit jungen Jahren Kriegsmann in der kaiserlichen Armee, unter anderm Oberst in Szatmár, 1592 k. k. Hofkriegsrath, kaiserlicher Feldoberster, General und Commandant der Festung Raab, des wichtigsten Waffenplatzes Westungarns. Er und David v. Ungnad werden zum J. 1594 von dem Magnaten und Chronisten Illésházy als Ohr und Auge des kaiserlichen Oberfeldherrn im damaligen Türkenkriege, Erzherzogs Mathias — und zwar nicht zum Vortheile der Sache bezeichnet. Mochte nun auch in diesem Urtheile magyarischer Antagonismus das Wort führen, so bewies doch bald der Hardegger durch die vorschnelle Uebergabe Raabs an die Türken unter Sinan-Pascha nach fünftägiger Belagerung (29. September 1594), daß er kein echter und rechter Soldat an solchem Platze sei. Denn der allerdings freie Abzug der Besatzung: 1000 welsche, 5000 deutsche Söldner und 140 Husaren —, wog die übergroßen Nachtheile der Uebergabe Raabs nicht auf; überdies war die starke Festung mit Lebensmitteln und Kriegszeug gut versehen. Man verfuhr denn auch gegen den Pflichtvergessenen mit der ganzen Schwere des Kriegsgesetzes und verurtheilte ihn zum Tode mit dem Schwerte, verschärft durch Abhauung der rechten Hand. Das Urtheil wurde am 16. Juni zu Wien auf dem „Hof“ vollzogen. Gleiche Strafe erlitt der Kriegsbaumeister Nic. Perlin. Güter und Vermögen Hardegg's, welcher außer seiner Gattin, A. S. Gräfin von Thurn, nur zwei verehelichte Töchter hinterließ, verfielen der Confiscation.

D. Genealog. b. Wißgrill, Schaupl. des landf. nied.-öst. Adels, 4. Bd., 1800, S. 134, u. Wurzbach, Biogr. Lex., 7. Bd. Ueber s. Militärleben u. Ende das Chronistische b. Isthvánffi, XXVIII., Illésházy z. J. 1594; vgl. die Exz. b. Katona XXVI. Bd. z. J. 1594. Besonders wichtig die Geständnisse der Raaber Hauptleute in dem b. Hatvani (Mich. Horváth), Brüszeli okmánytar h. m. d. ung. Akad. (Monum. hist. hung.) III. 68 f. abgedr. Actenstücke. Fessler, neu bearb. von Klein, 4. Bd. S. 23.

Krones.

Hardegg: Heinrich, Burggraf von Dewin und Graf von H., Repräsentant der zweiten Linie der Grafen von H., stammte nicht, wie früher angenommen zu werden pflegte, von den Herren von Duino in Istrien, auch nicht aus Böhmen, aus dem Geschlechte der Marquatice; sein Name hängt auch nicht mit dem der Burg Theben in Ungarn zusammen, sondern er gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach der Familie der Burggrafen von Dewin in Meißen an. Er ist vermuthlich der Sohn des Burggrafen Albert von Dewin, erscheint urkundlich 1253, 1256 und 1264 als „Burgravius junior de Dewin“, begegnet 1260 zum ersten Male am Hofe des Böhmenkönigs Ottokar im Lager von Laa, und heirathete, da eben damals die beiden letzten Grafen von Hardegg-Plaien Otto und Konrad im Kampfe gegen die Ungarn (bei Staatz) fielen, die Witwe des ersteren, Wilbirgis, eine geborene Gräfin von Helfenstein. Durch sie gelangte er in den Besitz der Grafschaft Hardeck und in die Reihe des österreichischen Adels. Ueberdies verlieh ihm Ottokar (1265) das Amt eines Landrichters in Niederösterreich, das er bis zu seinem Tode bekleidete. 1269 stiftete er gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin und mit Heinrich v. Kuenring und dessen Gattin das später nach St. Bernhard bei Horn übersetzte Cistercienserinnen-Kloster Mailan (Alt-Melon). Er starb am 23. April 1270 kinderlos.

Firnhaber, Fr. Heinrich Graf von Hardeck, Burggraf von Duino (Archiv f. Kunde österr. Gesch., 1849, II. Heft). W. Kopal, Hardegg, eine historische Studie (Blätter d. Vereins f. Landeskunde von Niederösterreich, XI. Jahrg.) u. J. Wendrinsky, Heinrich, Burggraf von Dewin u. Graf von H. (ebenda XI. Jahrg.). v. Zeißberg.

Hardegg: Ignaz Graf H. auf Glatz und im Machlande, österreichischer General der Cavallerie. Geboren den 30. Juli 1772 zu Wien und ebendaselbst gestorben am 17. Februar 1848. H. machte schon als 16jähriger Jüngling seinen ersten Feldzug und zwar unter Laudon gegen die Türken mit, und in den darauffolgenden französischen Kriegen fand er mehrfache Gelegenheit sich auszuzeichnen. So that er sich als Rittmeister besonders bei der Erstürmung der Weissenburger Linien, in den Gefechten von Uttenhofen und Neuburg derart hervor daß ihn Wurmser in den Relationen nannte und im Gefechte bei Handschuchsheim 1795 erwarb er sich das Theresienkreuz. 1796 diente er ununterbrochen bei der Armee in Deutschland, ebenso 1800, in welchem Jahre er die aus Breisach hervorbrechenden Ausfallstruppen mit so viel Glück zurück schlug, daß er vom Erzherzog Karl im Generalsbefehl belobt und auf Kray's Vorschlag zum Major befördert wurde. An dem Feldzuge von 1805 konnte H., der Oberst und Commandant des Regimentes Schwarzenberg geworden, Krankheit wegen nicht Antheil nehmen, dagegen zeichnete er sich 1809 in dem Cavalleriegefechte bei Eßlingen am Vorabende des Schlachttages von Aspern und in dieser Schlacht selbst aus. Mittlerweile zum Generalmajor vorgerückt, vertheidigte er heldenmüthig Baumersdorf im Kampfe bei Wagram und erhielt hiefür das Commandeurkreuz des Theresienordens. Während des Feldzuges von 1813 focht H. bei Dresden und leistete namentlich auf dem Rückzuge nach Böhmen Vorzügliches, so daß er zum Feldmarschall-Lieutenant erhoben ward. Bei Leipzig führte er die Avantgarde des linken Flügels, wurde aber bei Dölitz am Kopfe derart gefährlich verwundet, daß er sich von der Armee trennen mußte. Das Jahr darauf stand er jedoch schon wieder an der Spitze seiner Division; er erstürmte die von General Montbrun hartnäckig vertheidigte Stadt Moret und nahm an anderen Gefechten bei der Südarmee gegen Augereau Antheil. Während der Congresse zu Wien, Troppau, Verona und Laibach befand sich H. bei der Person des Czaren. 1829 wurde er Militärcommandant von Linz, 1830 Commandirender

von Siebenbürgen und endlich 1831 als General der Cavallerie Hofkriegsrathspräsident, welche Würde er bis zu seinem Tode bekleidete.

Oesterr. Milit. Zeitschrift, Jahrg. 1848. v. Janko.

Hardegg: Julius Friedrich Moritz Karl (v.) H., Militärschriftsteller, geb. 11. April 1810 zu Ludwigsburg, † 16. Sept. 1875 in Stuttgart, Sohn eines k. württembergischen Leibarztes, durchlief die Kriegsschule zu Ludwigsburg mit so viel Auszeichnung, daß er im J. 1828 als Lieutenant gleich dem Generalstabe zugetheilt wurde. Im J. 1833 gab ihn König Wilhelm, dessen Vertrauen er stets in ganz besonderem Maße genoß, seinem Kronprinzen, dem jetzt regierenden König Karl, als Militärgouverneur bei. Diese von 1833—43 dauernde Aufgabe führte ihn auf längere Zeit nach Berlin, wo er mit Vorliebe die Vorlesungen von Ranke hörte und davon eine bleibende Neigung zu geschichtlichen Studien gewann. Als Major im Generalstabe gab er in den Jahren 1843—49 den Zöglingen der Kriegsschule und Offizieren der Garnison Ludwigsburg Unterricht in der Kriegsgeschichte und Generalstabswissenschaft. Litterarische Früchte dieser Thätigkeit waren die „Grundzüge einer Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte, zum Zwecke des Unterrichtes im k. württembergischen Generalquartiermeisterstab“ (1851) und die „Skizze eines Vortrages über Generalstabswissenschaft“ (1854 und zuletzt in 3. Aufl. 1865; in französischer Uebersetzung von D. Dekeuwer, Paris 1856). Hatte H. mit diesen kleineren Schriften schon über die Armee seines Heimathlandes hinaus anregend gewirkt, so wurde sein großes Werk „Vorlesungen über Kriegsgeschichte“, dessen erster Theil 1852 erschien, für die Offiziersbildung der ganzen deutschen Armee und selbst für die des Auslandes von ungewöhnlicher Bedeutung. Er gab darin nicht blos eine Geschichte der Kriege, sondern auch eine Darstellung des ganzen Kriegswesens in einer für das Studium überaus bequemen, streng schematischen Anordnung des Stoffes, von dessen geistvoller Beherrschung ebenso auch die klare Erzählung, die verständliche Beschreibung, das schneidige Urtheil des Verfassers im Einzelnen Zeugniß gibt. Der zweite Band erschien im J. 1856. Aber H., welcher inzwischen zum Generaladjutanten des Königs und 1859 zum Commandanten der württembergischen Infanteriedivision und Gouverneur von Stuttgart aufgerückt war, ermangelte über seinen Berufsgeschäften der Zeit zur Fortsetzung des Werkes. Der dritte Band wurde deshalb mit seiner Zustimmung von dem württembergischen Hauptmann Max Biffart bearbeitet und im J. 1862 ausgegeben. Nach dem Thronwechsel von 1864 wurde H. gegen seinen Willen zum Bevollmächtigten bei der Militärcommission des Bundestages zu Frankfurt a. M. ernannt, ließ sich aber schon im J. 1865 zur Ruhe setzen. Aus tiefer gemüthlicher Verstimmung raffte er sich wieder zu rüstiger Thätigkeit auf, als durch die erhöhte Werthschätzung militärwissenschaftlicher Studien nach dem Feldzuge von 1866 eine neue Auflage seines größeren Werkes nöthig wurde. Unter dem Titel: „Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte“ gab er den 1. und 2. Band (1868) neubearbeitet heraus, mußte aber, von einem schweren Nervenleiden überwältigt, die Fortführung des schon angefangenen dritten Bandes im J. 1871 fremder Hand überlassen. Es ehrte ihn und sein Werk, daß unter Zustimmung des Grafen von Moltke der preußische Generallieutenant Theodor Freiherr v. Troschke diese Aufgabe übernahm. Als aber auch dieser am 11. Februar 1876 starb, führte der großh. hessische Hauptmann Zernin dasselbe zu Ende. Noch ist als eine kleinere Studie von H. zu nennen: „Die Belagerung von Sebastopol im J. 1854—55, übersichtlich dargestellt nach dem großen Werke: „Journal des opérations du génie etc. etc.“ des französischen Geniegenerals Niel“, Stuttg. 1859. J. v. H. wird zuweilen verwechselt mit seinem jüngeren Bruder Oskar, welcher als württembergischer Generallieutenant und

Kriegsminister a. D. zu Stuttgart im J. 1877 starb. Dieser hat im Feldzuge von 1866 am 24. Juli die Württemberger in dem Treffen bei Tauberbischofsheim commandirt, während J. v. H. nie Gelegenheit fand, seine Wissenschaft vor dem Feinde zu erproben.

Vgl. Allgem. Militärzeitung, 1875. Jahresberichte über die Veränderungen im Militärwesen von v. Löbell, 1875. Poten, Handwörterbuch d. ges. Milit. Wissenschaften, Bd. 4. A. Wintterlin.

Hardegger: der H. Spruchdichter, ein Anhänger des Kaisers Friedrich II. im Kampfe gegen die kirchliche Partei. Ein Gedicht bezieht sich auf die Absetzung Heinrichs VII. (1235) und die Wahl Konrads IV. Die meisten seiner Sprüche (Klagen über die Welt, religiöse Gedichte) gehen nach der sogenannten Almentweise, die von mehreren Dichtern angewandt, aber auch verschieden gesungen wurde (Hagen, Minnesinger, 3, 736 a; 4, 707 Anm. 4); in einem Gedicht folgt er einer Weise Walthers von der Vogelweide, der den Charakter dieser Poesie ausgeprägt hat. Daß der Dichter mit dem in der Schweiz nachgewiesenen ritterlichen Dienstmannengeschlecht der v. Hardegge etwas zu thun habe, läßt sich nicht erweisen.

Hagen, Minnesinger, 4, 445. Bartsch, Liederdichter, S. XLVII.

Wilmanns.

Hardenberg: Albert Rizaeus aus Hardenberg in der holländischen Provinz Overyssel, gewöhnlich H. genannt, während sein Familienname Rizaeus zurücktritt; geboren im J. 1510, in der Schule des Brüderhauses zu Groningen ganz im Geiste der Brüder des gemeinsamen Lebens erzogen. Er setzte seine Studien seit dem J. 1527 im Kloster Aduard bei Groningen unter Leitung seines Verwandten, des gelehrten Abtes Joh. Reekamp, fort, die den Classikern, Kirchenvätern und vor Allem der heiligen Schrift gewidmet waren. Im J. 1530 bezog H. die Universität Löwen, die gegen Luther und die Reformation, ja auch gegen Erasmus sehr feindselig auftrat, aber gerade dadurch H. zur eifrigen Beschäftigung mit ihren Schriften antrieb und für sie geneigt stimmte. Als Baccalaureus verließ H. die Universität Löwen und ging nach Mainz, wo er wahrscheinlich zum Doctor der Theologie promovirt wurde (1537?). Hier schloß er Freundschaft mit Joh. a Lasko. H. kehrte dann mit diesem nach Löwen zurück, wo H. mit großem Freimuth die paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben vortrug. Trotz des Beifalls, den er bei den Studenten und Bürgern fand, mußte er in Folge von Anklagen seiner Gegner mit a Lasko Löwen verlassen. Dieser wandte sich nach Emden, H. fand zu Aduard einen Zufluchtsort, wo er drei Jahre, bis zum J. 1542, eine Lehrerstelle bekleidete. Während dieser Zeit machte er auf Veranlassung des evangelisch gesinnten Bischofs von Münster, Franz von Waldeck, eine Reise nach Bonn zu dem Kölner Erzbischof, Hermann von Wied, und knüpfte die Beziehungen an, die später seinen Eintritt in die Dienste dieses geistlichen Fürsten herbeigeführt haben. H. trat damals auch in Verbindung mit Melanchthon, auf dessen Wunsch er sich nach Wittenberg wandte und sich von der römischen Kirche nun offen lossagte. Im J. 1543 ist H. in Wittenberg inscribirt worden. H. hat gewiß Luther dort kennen gelernt, ohne daß er bei der Verschiedenheit der Naturen in ein näheres Verhältniß zu ihm getreten ist. Mit Melanchthon aber knüpfte H. ein engeres Freundschaftsband an, das, wie der fortgesetzte Briefwechsel beweist, bis zum Tode Jenes fortbestanden hat. Im J. 1544 begab sich H., von Melanchthon empfohlen, zu dem Erzbischof Hermann von Köln, der zur Durchführung der eben begonnenen Reformation und zur Vertheidigung derselben eines tüchtigen Theologen bedurfte. Auf mehreren Reichstagen, zu Speyer 1544 und zu Worms 1545, stand H. ihm hülfreich zur Seite und

leistete ihm wesentliche Dienste. Zur Durchführung der Reformation in Kurköln ernannte Hermann seinen treuen Gehülfen H. zum Pastor von Kempen. Diese Stelle legte H. erst nieder (im J. 1547), als nach der Amtsniederlegung Hermanns die Erzdiöcese zum Katholicismus zurückkehren mußte. — H. trat dann 1547 als Feldprediger in die Dienste des Grafen Christoph von Oldenburg, früheren Canonicus zu Köln, der mit Albrecht von Mansfeld das von Magdeburg, Braunschweig und Hamburg zur Befreiung Bremens aufgebotene Heer befehligte. In der Schlacht bei Drakenborg (Mai 1547), in der Bremen befreit wurde, zeichnete sich H. aus und als Verwundeter zog er mit dem siegreichen Heere in Bremen ein. Auf den Vorschlag des Bremer Domcapitels, das lange der Reformation widerstanden, damals aber schon fast ganz lutherisch war, wurde er zum Domprediger ernannt. Als solcher stand er nicht unter der städtischen Obrigkeit, dem Rath; hatte auch keine eigene Gemeinde und brauchte keine Amtshandlungen zu verrichten; außer zwei Predigten sollte er theologische Vorlesungen halten, daher er den Titel „Professor“ führte. — H. stand anfangs mit den Bremer Pfarrern, unter denen Jakob Probst und Johann Timann die angesehensten waren und sich für die Einführung der Reformation große Verdienste erworben hatten, im besten Einvernehmen. Dies wurde noch befestigt durch den Kampf gegen das Interim, in dem H., trotz seiner Freundschaft mit Melanchthon, fest zu seinen Bremer Collegen stand. Das Bewußtsein ihrer Einigkeit war damals so lebendig, daß H. mehrfach im Auftrag der Bremer Pfarrer theologische Gutachten verfaßte. Erst durch den nach Luther's Tode erneuerten Abendmahlsstreit, den Joh. Westphal, Pfarrer zu Hamburg, seit 1552 durch Angriffe gegen Calvin u. A., unter denen Melanchthon mitgemeint war, anstiftete, änderte sich Hardenberg's Stellung zu den Bremer Predigern. Man legte auch in Bremen der lutherischen Abendmahlslehre immer größeres Gewicht bei und Joh. Timann übernahm es, sie gegen ihre Widersacher zu vertreten. Er verfaßte eine Schrift „Farrago etc.“, in welcher die von Luther's Lehre abweichende Ansicht seines Collegen H., der mit seinem Freunde Melanchthon übereinstimmte, bekämpft wurde. H. und seine Freunde nahmen an der Timann'schen Schrift besonders Anstoß, weil die Ubiquität des verklärten Leibes Christi darin vertheidigt wurde, und diese Lehre, nicht die Lehre vom Abendmahl selbst, bezeichneten sie als den eigentlichen Gegenstand des Streits. Als Timann forderte, daß alle Bremer Pfarrer, um ihre Einigkeit in der Lehre zu bezeugen, die „Farrago“ unterschreiben sollten, weigerte sich H. mit zwei anderen Pfarrern und es brach nun der Bremer Abendmahlsstreit offen aus (1556). Vergebens suchte der Rath den Streit durch ein Colloquium zu schlichten. Er wandte sich, da die Bürger an der Sache immer lebhafteren Antheil nahmen, nach Wittenberg um ein Gutachten (vom Januar 1557), das der Ansicht Hardenberg's vom Abendmahl nicht entgegen war. Die Gutachten der Ministerien anderer Städte dagegen, wie Braunschweig, Magdeburg, Hamburg und Lübeck, die man von Bremen eingefordert hatte, lauteten anders. Sie warnten den Bremer Rath vor aller Gemeinschaft mit den Sacramentirern und die Mehrzahl des Rathes neigte sich zu der Ansicht, daß H. entfernt werden müsse, um den kirchlichen Frieden wieder herzustellen. Die Einzelnheiten des weiteren Verlaufes des Streites, in dem sich beide Partheien immer mehr gegen einander verbitterten, brauchen hier nicht angeführt zu werden. — Endlich faßte der sächsische Kreistag den Beschluß (8. Februar 1561), daß das Bremer Domcapitel H. innerhalb 14 Tagen seines Amtes entlassen und aus dem niedersächsischen Kreise ausweisen sollte. H. verließ in Folge dieses Beschlusses (18. Februar) Bremen. Nach seinem Fortgange trat bald ein Umschwung ein. Als man dem Bürgermeister, Daniel v. Büren, dem Freunde Hardenberg's, im

Rathe der Stadt den ihm von rechtswegen gebührenden Vorsitz streitig machen wollte, erzwang er sich denselben mit 4000 Bürgern (19. Januar 1562) und eine größere Anzahl Pfarrer, mit dem Superintendenten Musäus an der Spitze, mußten die Stadt verlassen und ihre Stellen wurden mit Männern von Hardenberg's Richtung wieder besetzt. So wurde Bremen für die Melanchthonische Sache damals gewonnen und bald ganz reformirt gesinnt. H. selbst kehrte nicht wieder nach Bremen zurück. Er brachte die Zeit bis zum J. 1565 im Kloster Rastede bei Oldenburg zu, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Im J. 1565 folgte er einem Rufe des Grafen von Knyphausen als Pfarrer nach Sangwarden und zog dann zwei Jahre später (1567) als Pfarrer nach Emden, wohin er früher wiederholt berufen war. Unter Hardenberg's Einfluß hat die Emdener Kirche, die sich schon früher der reformirten Richtung hingeneigt, in dieser sich immer bewußter befestigt. Nach segensreicher Wirksamkeit starb H. daselbst am 18. Mai 1574. In der großen Kirche wurde ihm ein Epitaphium gesetzt. Seine Bücher befinden sich noch auf der dortigen Bibliothek. —

Die Schriften Hardenberg's im Bremer Streit hat D. Gerdes in seiner Geschichte desselben, Bremen 1756, 4°, genau aufgeführt. Vgl. auch H. W. Rotermund, Lexikon aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben, 1. Theil, Bremen 1818 (Verzeichniß aller bekannten Schriften Hardenberg's). Neuerdings Bernhard Spiegel, Dr. Alb. Rizaeus Hardenberg, Bremen 1869, eine Monographie von großem Werthe, da neue handschriftliche Quellen benutzt worden sind. W. Krafft.

Hardenberg: Friedrich August v. H., am 30. October 1700 zu Ober-Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geboren, zeichnete sich als hervorragender Verwaltungsbeamter und Minister dreier kleinstaatlicher Fürstenhöfe aus. Nachdem er seine erste Bildung auf dem Francke'schen Pädagogium zu Halle empfangen, bezog er 1719 die Universität Leipzig, um Jura und Cameralia zu studiren. Im Herbst 1722 bereiste er, nach der Weise damaliger junger deutscher Edelleute, die Niederlande, Frankreich und England, berührte auch Stuttgart, wo er Gefallen an einem Fräulein Maria Anna Elisabeth von Gemmingen fand, welche nachmals (28. März 1728) seine Gemahlin wurde. Sein Vater, der in braunschweigischen Diensten gestanden hatte, vermochte dem jüngeren Sohn kein bedeutendes Vermögen zu hinterlassen; indessen beerbte derselbe bald einen Oheim mütterlicherseits aus dem rheinischen Geschlecht der Eltz, woher sich das Gut Schlöben im Hardenberg'schen Familienbesitze schreibt, dessen Bewirthschaftung H. stets ein Gegenstand sorglichster Mühe und zugleich Freude war, wenn er sich unbefriedigt aus dem Staatsdienst, zeitweise gänzlich, zurückzog. Als Kammerjunker hatte er denselben 1725 am Hofe Ludwig Eberhard's von Württemberg ernstlich begonnen, in zwei Jahren war er Regierungsrath, in wiederum zwei Jahren Kammerpräsident. Das Regiment der berüchtigten Grävenitz hatte in jenen Tagen nicht mehr so offenes Spiel; größere Schwierigkeiten für die Stellung Hardenberg's erhoben sich unter dem 1733 zur Regierung gelangenden, zum Katholicismus übergetretenen Herzog Karl Alexander. Es war die Zeit des polnischen Erbfolgekrieges, im Lager des Prinzen Eugen von Savoyen befindet sich der zum Wirklichen Geheimen Rath und Obermarschall avancirte 34jährige Finanzmann noch in der vollsten Gunst seines Herrn. Im Winter desselben Jahres 1734 erhielt er seinen (durch den Juden Sueß veranlaßten?) Abschied in ungnädigster Form. Eine glänzende Genugthuung hierfür ward ihm nach einer Muße von vollen 7 Jahren zu Theil, indem er 1741 zum zweiten Mal in württembergische Dienste und in den Obervormundschaftsrath für die Söhne desselben Herzogs, welcher ihn vertrieben hatte, nach Beseitigung des ganzen unreinen Gelichters am Stuttgarter Hofe, berufen wurde. Jetzt richtete

er sein Hauptaugenmerk darauf, den jungen Herzog Karl Eugen in preußische Kriegsdienste zu bringen und mit einer evangelischen Gemahlin zu verheirathen, um denselben dem Protestantismus und damit dem kräftig aufblühenden deutschen Norden mehr zu nähern. Beides gelang bekanntlich, aber ohne Nachhalt. Der durch Verwendung Friedrichs des Großen schon 1744, als 16jähriger, für mündig erklärte Fürst verband sich zwar mit der Prinzessin von Baireuth, aber seine Soldatenspielerei und andere Luxusneigungen machten seinem ernsten und sparsamen Minister den Stand oft recht schwer. Während Karl Eugen für sein Schloß Ludwigsburg 88,000 Reichsthaler von den Landständen zu erzwingen gedachte, schoß der landfremde H. aus seiner Privatkasse armen Gemeinden unverzinsliche Darlehen vor. Während der schlesischen Kriege war es seine Maxime gewesen, die vorderen Reichskreise bei einer Neutralität zu erhalten, die den Leiden des Krieges doch einigermaßen einen Damm entgegensetzte. Der Hinweis auf ein Zusammengehen mit Preußen findet sich wiederholt und trug auch im Aachener Frieden seine Früchte. Aber nachdem das katholische Gefühl des Herzogs auf einer Romfahrt 1753, wo ihn sein Minister begleitete, nicht gerade erheblich gestärkt war, fanden sich andere Gründe, mehr oder minder offen mit dem geschäftskundigen, peinlich vornehmen und auch wol etwas pietistischen Mentor zu brechen. Klar ist dieser Punkt nicht. Auch fand das Verhältniß zu Württemberg erst im Juni 1755 seine definitive Lösung. In die Dienste des Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel als Wirklicher Geheimer Rath und Minister im Steuer- und Finanzfach folgenden Jahres übertretend, fand er dort fast ebenso verwickelte Familienverhältnisse vor. Der Erbprinz Friedrich war zum Katholicismus übergetreten, von seiner Gemahlin, einer englischen Prinzessin, getrennt, unter deren Vormundschaft seine Söhne gestellt wurden. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges erforderte eine bestimmte Stellung zwischen den feindlichen Gegensätzen, welche H. mit seinem ganzen Jahrhundert in dem confessionellen Unterschied der großen Mächte sah. Eine bewaffnete Neutralität, ein Subsidienvertrag mit England und eine evangelische Union, wie sie von Friedrich II. vorgeschlagen, mit Münchhausen in Hannover durchberathen, zuletzt aber dort eine kalte Aufnahme fand, — war Hardenberg's Programm für Hessen. In der That aber war sein größtes Verdienst um das bald von den Franzosen besetzte Land, daß er nach der Convention von Kloster-Zeven die hessischen Hülfsvölker, mißtrauisch auf die Abmachungen des Herzogs von Cumberland und des Duc de Richelieu, nicht in ihre Heimath zurückkehren ließ, indem sie dort unzweifelhaft gefangen genommen worden wären. Der alte Landgraf weilte während seiner wiederholten Vertreibungen 1757 und 1758 in Stade und Bremen. Inzwischen wurden Millionen von Steuern, Rationen ꝛc. von den französischen Marschällen in Kassel erpreßt, worüber Frau v. H. in überaus verständiger Weise mit ihrem Gemahl correspondirte, welcher im November letztgenannten Jahres nach England zu gehen bestimmt war, um Hessen die Stellung einer gleichberechtigten partie contractante und zugleich Erhöhung der Subsidiengelder zu erwirken. Ein Vertrag hierüber kam am 31. Jan. 1759 zu Stande, der auch vom Erbprinzen mitunterzeichnet wurde, welchen man als zweiten Commandanten von Magdeburg an das preußisch-englische Lager zu fesseln gesucht hatte. Nach dem Tode des Landgrafen Wilhelm am 1. Februar 1760 schien sich anfangs das gute Verhältniß Hardenberg's zu seinem neuen Herrn fortsetzen zu wollen. Er folgte dem Landgrafen Friedrich wie seinem Vater ins Exil, nach Celle und Lüneburg, als Marschall Broglio Kassel abermals überfiel. Dann im Frühjahr des folgenden Jahres, nach Abwickelung mancher verdrießlichen finanziellen Geschäfte, verlangte der launische Gebieter, daß sich Hardenberg in die Residenz zurückbegebe; zu

oft erprobte Sicherheitsbefürchtungen für seine Person ließen dies nicht zu und darüber kam es zum Bruch. Am 8. Juli 1761 waren auch die hessischen Dienste Hardenberg's abgeschlossen. Eine Gratification seitens Englands hatte er ausdrücklich abgelehnt, seitdem er sah, daß der Landgraf in der bisher eingeschlagenen politischen Richtung schwerlich verharren würde. Nach zwei Jahren der Ruhe trat der kinderlose Mann noch einmal wieder an das so undankbare Steuerruder eines kleinen Staates, diesmal Kurbraunschweigs, als Vorsitzender der Kriegskanzlei in Hannover mit Ministerrang, nach langen vorausgegangenen Verhandlungen. Die Seele des im Wesentlichen von England aus regierten Landes blieb aber hier nach wie vor Münchhausen. In stiller aufbessernder Thätigkeit der durch den Krieg geschlagenen Wunden, andererseits in angenehmer, erheiternder Geselligkeit verbrachte H. den Rest seines Lebens an der Seite seiner hochgeschätzten Frau. Nachdem ihm letztere im Mai 1767 im Tode vorausgegangen war, beschloß auch er seine Laufbahn ein Jahr darauf, am 15. September 1768, nach Stiftung eines Seniorats, das seinem jüngsten Brudersssohn an erster Stelle zufiel, dessen nächster männlicher Nachkomme später der Dichter Novalis wurde.

Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts. Leben und Wirken Friedrich August's, Freiherrn v. Hardenberg, hrsg. von einem Mitglied der Familie, Leipzig 1877. — Vgl. hierzu Sybel's histor. Zeitschr. Bd. XXXVI, S. 183. Goecke.

Hardenberg: Friedrich Leopold v. H., genannt Novalis, war am 2. Mai 1772 auf dem Familiengute Oberwiederstedt im Wipperthale im Mansfeldischen geboren als Sohn des Freiherrn Heinrich Ulrich Erasmus v. H. und der Frau Bernhardine geb. v. Bölzig, mit welcher jener, nachdem er am 22. Mai 1769 seine erste Frau, eine geb. v. Oldershausen, während einer Blatternepidemie verloren, am 1. Juli 1770 sich vermählt hatte. H., von 11 Kindern das zweitälteste, entwickelte sich in seinen ersten Lebensjahren sehr langsam, sodaß er nicht nur von seiner älteren Schwester Caroline, sondern auch von seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder Erasmus überholt wurde. Erst nach einer schweren Krankheit, von welcher er im neunten Jahre befallen wurde, schien der Bann gebrochen zu sein, welcher auf seinem Geiste gelegen hatte, und von nun an lernte er mit ebensoviel Leichtigkeit und Erfolg als Eifer. Zugleich fand in der freien ländlichen und alterthümlichen Umgebung des Vaterhauses, welches neben einem, allerdings jetzt als Scheune benutzten, alten Klostergebäude stand, sein reges Phantasieleben die förderlichste Anregung. Ganz besonders liebte er Märchen, die er nicht allein gerne las und sich erzählen ließ, sondern auch im Spiele mit seinen Geschwistern selbst mit vielem Geschick zu erfinden und zu erzählen wußte. Für die ernsteren Aufgaben des Unterrichts hatte er an einem jungen Theologen, Christian Schmid, der ihm später in Jena als Professor und Kirchenrath wieder begegnete, einen treuen, liebevollen und kundigen Führer, welcher des „aufgeweckten, selbstthätigen, originellen, geistvollen Knaben“ sich freute. Obwol der Vater seine Familie von jedem zerstreuenden geselligen Verkehr mit grundsätzlicher Strenge fernhielt, so fehlte es doch auch nicht an Gelegenheiten, bei welchen dem aufgeweckten Knaben ein Ausblick auf das große Welttheater sich eröffnete. So geschah es namentlich, wenn ein Oheim von mütterlicher Seite, der als preußischer Officier den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, oder der ältere Bruder des Vaters, der Landcomthur zu Lucklum im Braunschweigischen, Friedrich Wilhelm v. Hardenberg, zum Besuche kam, welcher Letztere, bedeutend älter als Erasmus, auch diesem mit fast väterlicher Autorität gegenüber stand. Leider wollte sich nur zwischen dem biderben, aber strengen, ja rauhen Wesen des Vaters und der hingebenden Sanftmuth der

Mutter die rechte harmonische Ausgleichung noch nicht finden. Jener hatte allerdings seit dem Tode seiner ersten Frau einer ernsten religiösen Richtung sich hingegeben, durch welche er auch zu der Brüdergemeinde in eine nähere Beziehung gebracht worden war, zunächst aber bethätigte sie sich noch nicht in evangelischer Milde, sondern vorzugsweise in gesetzlicher Strenge; und während die Schwester Caroline in die Weise des Vaters sich zu finden wußte, schlossen die Brüder lieber an die sanfte Mutter sich an. Auch H. konnte in einem späteren Briefe aus eigenster Erfahrung bestätigen, was so manche bedeutende Männer erlebt haben: „Wem danken alle Männer beinah, die etwas Großes für die Menschheit wagten, ihre Kräfte? Keinem als ihren Müttern! Du trugst beinah alles zur Entwickelung meiner Kräfte bei, und alles, was ich einst Gutes thue und wage, ist dein Werk und der schönste Dank, den ich dir bringen kann.“ Insbesondere scheint es, als ob die von dem Vater werth gehaltene und auch von der Mutter gepflegte eigenthümliche Form christlicher Frömmigkeit auf den lebhaften und selbständigen Geist des im Grunde seines Herzens frommen Knaben mehr abstoßend als gewinnend gewirkt habe. Man darf es daher wol als ein Glück für ihn ansehen, daß der Plan, ihn zur Vollendung seines Religionsunterrichtes dem Prediger der Brüdergemeinde zu Neudietendorf zu übergeben, nicht zur Ausführung kam, sondern daß sein Oheim ihn einlud, auf längere Zeit zu ihm nach Lucklum zu kommen. Hier fand sein Geist namentlich auch in einer reichen und ausgewählten Bibliothek reiche Nahrung, in einem lebendigen und auf vornehmem Fuße sich bewegenden geselligen Verkehr die mannigfaltigste Anregung. Indeß hielt es der Oheim, damit des Guten nicht zuviel geschehe, doch für gerathen, ihn nach Jahresfrist in die einfacheren Verhältnisse des väterlichen Hauses zu Wiederstedt zurückkehren zu lassen, und er schrieb bald darauf an seinen Bruder: „Es ist mir lieb, daß sich H. wieder findet und ins Gleis kömmt, aus welchem ich ihn gewiß nicht wieder herausnehmen will. Mein Haus ist für seinen jungen Kopf zu hoch gespannt, er wird zu sehr verwöhnt, und ich sehe zu viel fremde Leute und kann nicht verhindern, daß an meinem Tische viel gesprochen wird, was ihm nicht dienlich und heilsam ist.“ Um dieselbe Zeit trat der Vater in kursächsische Dienste als Director der Salinen Artern, Kösen und Dürrenberg und kaufte 1787 in Weißenfels Haus und Garten, um von hier aus seine Berufsgeschäfte wie die Verwaltung seiner beiden Güter bequemer besorgen zu können. Nachdem H. noch ein Jahr lang unter der Leitung des trefflichen Directors Jani das Gymnasium zu Eisleben besucht hatte, bezog er im Herbste 1790 die Universität Jena. Mit lebhaftem Interesse und regem Eifer folgte er den Vorträgen Reinhold's, welche ihn in die kritische Philosophie einführten, vor Allem aber machte der vor zwei Jahren als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Jena berufene Schiller durch sein Wort wie durch sein ganzes Wesen auf das reine, empfängliche und dem Idealen zugewandte Gemüth des Jünglings einen tiefen Eindruck, von welchem zwei uns erhaltene Briefe Hardenberg's an den Dichter (vom 11. September und vom 7. October 1791) uns ein schönes Zeugniß geben. Am 11. September, kurz vor seinem Abgange von Jena, schreibt er: „Offenherzig war Ihre persönliche Bekanntschaft und Ihr freundschaftlicher Umgang auch das Einzige, was ich höchst ungern in Jena verlasse und was ich in Leipzig nicht aufhören werde zu vermissen. Ein Wort von Ihnen wirkte mehr auf mich als die wiederholte Ermahnung und Belehrung Anderer. — — Und selbst dies abgerechnet, so wäre Ihr freundschaftliches Herz, Ihre ganze Individualität, der ich so nah mich wußte, genug gewesen, um Jena mir angenehm und unvergeßlich zu machen. Und doch werde ich Alles leichter ertragen, wenn mich nur das Bewußtsein begleitet, daß ich Ihnen ein Bischen lieb bleibe, und daß ich, wenn ich Sie wiedersehe, noch immer die alte Stelle

in Ihrem Herzen finde. — — Ihnen größtentheils werde ich es zuschreiben, wenn diesen Winter mein eifrigster Wille meine Kräfte unterstützt, um die gefährlichste Klippe eines jungen, lebendigen Kopfes, die sauern anhaltenden Vorarbeiten zu einem künftigen bestimmten Beruf, glücklich zu übersteigen; denn Sie machten mich auf den mehr als alltägigen Zweck aufmerksam, den ein gesunder Kopf sich hier wählen könne und müsse, und gaben mir damit den letzten entscheidenden Stoß, der wenigstens meinen Willen sogleich fest bestimmte und meiner herumirrenden Thätigkeit eine zu allen meinen Verhältnissen leicht bezogene und passende Richtung gab. Ich kann Ihnen zwar nicht verhehlen, daß ich stets glaube, daß meine Neigung zu den süßen Künsten der Musen nie erlöschen und meine liebe, freundliche Begleiterin durchs Leben sein wird, — — aber dem ungeachtet hoffe ich, — — der Vernunft, meinem gefaßten Vorsatz und dem mir am fernen Ziel winkenden Genius der höheren Pflicht treu zu bleiben und dem Rufe des Schicksals gehorsam zu sein, das aus meinen Verhältnissen unverkennbar deutlich zu mir spricht. Aber zuseufzen werde ich Ihnen doch noch zuweilen: ora pro nobis." Es ergibt sich hieraus, daß Schiller die Bitte erfüllt hatte, welche Professor Schmid am 1. Juli 1791 im Auftrage des Vaters an ihn gerichtet hatte, er möge „das unbedingte Zutrauen, das dieser junge Mensch einem so würdigen Manne gewidmet habe, durch eine gelegentliche und gleichsam ungefähre Unterredung, die ihm sein Rechtsstudium und die ernste Vorbereitung zum künftigen Geschäftsleben wichtig und interessant machte, zu seinem eigenen Besten und zur Beförderung des Wohls seiner Familie, die in ihm eine Stütze erwarte, nach seiner besten Ueberzeugung benutzen." Und Schiller war ja ganz der Mann, um aus eigner Erfahrung zu bestätigen, von wie großem Werth es sei, bei aller Begeisterung für Philosophie und Kunst den festen Boden eines bestimmten praktischen Lebensberufes unter den Füßen zu haben. Im Herbst 1791 bezog H. mit seinem Bruder Erasmus, welcher damals von Schulpforta abgegangen war, die Universität Leipzig und wurde hier am 24. October inscribirt. In der That ließ er sich jetzt das Studium seiner juristischen Fachwissenschaft und das der Mathematik besonders angelegen sein. Daß sein Interesse für die Philosophie damals auch durch den Verkehr mit Fichte und Schelling lebendig erhalten worden sei, ist ein Irrthum, welcher Just's biographischer Skizze von vielen nachgeschrieben worden ist. Fichte hatte Leipzig bereits im April 1791 verlassen, Schelling kam erst um Ostern 1796 dorthin. Wohl aber that ihm jenen Dienst in ausgiebigster Weise Friedrich Schlegel, welcher am 19. Mai 1791 in Leipzig inscribirt worden war, und mit welchem H. in ein Freundschaftsbündniß eintrat, welches erst sein Tod löste. Ostern 1793 begab er sich zur Vollendung seiner akademischen Studien nach Wittenberg. Während seines ganzen Universitätslebens war er weder ein Schwärmer, noch ein Grübler, sondern ein für die Wissenschaft begeisterter und dabei fleißiger Student, der auch an den geselligen Freuden des akademischen Lebens mit jugendlicher Frische theilnahm. In Leipzig war durch eine leidenschaftliche, aber unerwidert gebliebene Neigung zu einem jungen Mädchen sein Fleiß eine Zeit lang unterbrochen und er zu dem Entschluß, die militärische Laufbahn zu ergreifen, getrieben worden, welchen er seinem Vater mit höchst weisen Gründen, aber glücklicherweise ohne Erfolg zu empfehlen suchte. Von Wittenberg aus hatte er sich zu rechtfertigen, weil er mehr Geld als nothwendig ausgegeben zu haben schien. Gleichzeitig aber gab er seinem Bruder Erasmus, der hypochondrischer Natur, allerdings aber auch tiefer krank war, als Eltern und Geschwister glauben wollten, sehr verständige, ja fast altväterliche Ermahnungen, die er aus der Kant-Fichte'schen Moralphilosophie geschöpft hatte und in den Satz zusammenfaßte: „Reine Willenskraft, ohne alles Gewicht von raffinirten Gefühlen, ist das, wodurch wir

einzig leben und handeln können. Sie ist das Element des Mannes, der ohne sie kein Mann ist. Sie ist es, durch die wir gesund sind und werden." Nachdem er im Sommer 1794 in Wittenberg sein Examen mit Ehren bestanden hatte, zeigte sich der damalige preußische Minister und nachherige Staatskanzler Hardenberg bereit, ihm im preußischen Staatsdienste eine Anstellung zu verschaffen. Allein dem ernsten und sittenstrengen Vater schien das Haus des leichtlebigeren Vetters für einen jungen Mann doch eine zu gefährliche Atmosphäre zu enthalten, und er zog es daher vor, ihn dem ehrenfesten Kreisamtmann Just in Tennstädt bei Langensalza zu übergeben, damit er dort in der juristischen und administrativen Praxis sich versuche. Just berichtet von ihm: „Ich sollte sein Lehrer und Führer werden; aber er ward mein Lehrer. Nicht nur, daß ich selbst in denjenigen Fächern, wo ich vielleicht durch Erfahrung und Uebung ihn an Kenntnissen übertraf, alle meine Kraft aufbieten mußte, um seinem Forschungsgeiste, der sich mit dem Gemeinen, Bekannten, Alltäglichen nicht begnügte, sondern das Feine, das Tiefe, das Verborgene überall aufsuchte, einige Genüge zu leisten; sondern auch hauptsächlich, daß er mich mit sich fortriß, mich von den Fesseln der Einseitigkeit und Pedanterie, in die ein vieljähriger Geschäftsmann so leicht eingeschmiedet wird, befreite, mich zu vielseitiger Ansicht desselben Gegenstandes durch sein Sprechen und Schreiben nöthigte, mich zu den Idealen, die seinem Geiste immer vorschwebten, soweit es meine Schwerfälligkeit erlaubte, erhob, und den fast entschlummerten ästhetischen Sinn in mir erweckte. Wer würde es aber vermuthet haben, daß dieser junge Mann, um sich zu einem Geschäftsmann zu bilden, die Mühe nicht scheute, dieselbe Arbeit zwei-, dreimal ganz umzuschaffen, bis sie so erschien, als sie, nach meiner Meinung, sein sollte? Daß er sich ganze Seiten von gleichbedeutenden oder abweichenden Wörtern auszeichnete, um die Abwechselung und Präcision des Ausdrucks bei Geschäftsaufsätzen in seine Gewalt zu bekommen? Daß er die gemeinsten Geschäfte des Praktikers mit eben dem Fleiß bearbeitete als diejenigen, die ganz eigens für seinen Geist berechnet waren? Aber er wollte das, was er sein wollte, nicht halb, sondern ganz sein. Nichts trieb er oberflächlich, sondern alles gründlich." Man sieht, es war ihm mit seinem praktischen Lebensberufe ernst, und wenn er auch nicht unterließ, mit der Philosophie und der schönen Litteratur sich in lebendiger Fühlung zu erhalten, so deutete doch nichts darauf hin, daß er selbst als Dichter einmal mit Ehren werde genannt werden. Denn auch an den poetischen Kleinigkeiten, wie er sie bis dahin gelegentlich verfaßt hatte, ist etwa nur die anspruchslose Leichtigkeit des Gedankenflusses und die diesem wie von selbst sich anschmiegende anmuthige Form bemerkenswerth. Erst durch eine tiefe Herzensneigung, und zwar nicht durch das Glück, sondern durch das bitterste Leid der Liebe, wurde der in ihm verborgene Quell der Dichtung erschlossen.

Am 17. Novbr. 1794 kam H. mit Just auf einer Geschäftsreise nach Grüningen, einem kaum mehr als eine Meile von Tennstedt entfernten Gut, auf welchem ein Herr v. Roggenthin im glücklichsten Familienleben wohnte, dessen Frau man nur „die Mutter mit den schönen Kindern" nannte. Eine Tochter aus ihrer früheren Ehe, Sophie v. Kühn, war am 17. März 1783 geboren, stand also erst am Schlusse ihres zwölften Jahres; aber aus dem Kinde blühte bereits die Jungfrau so anmuthig hervor, daß H. bei dieser ersten Begegnung einen für sein Leben entscheidenden Eindruck empfing. Wie über sein eignes Wesen, so hat sich auch über das Sophiens vielfach eine unrichtige Vorstellung festgesetzt. Zu nicht geringem Theile hat dies Tieck, welcher sie übrigens selbst niemals gesehen hat, dadurch verschuldet, daß er sie mit jenen Kindergestalten zusammengestellt hat, „bei deren verklärten und fast durchsichtigen Angesichtern uns die Furcht befällt, daß sie zu zart und feingewebt für dieses Leben sind, daß es der Tod oder die

Unsterblichkeit ist, die uns so bedeutend aus den glänzenden Augen anschaut, und deren schnelles Hinwelken nur zu oft unsere ahnende Furcht zur Wahrheit macht." Aus Briefen des Vaters und aus Aufzeichnungen von H. selbst gewinnen wir ein anderes Bild. Darnach war in Sophien mit der ahnungsvollen Tiefe des reichen Herzens eine unbefangene Frische, ja neckische Heiterkeit und zugleich eine seltene Entschiedenheit und Energie des Willens zur anmuthigsten Gesammterscheinung harmonisch verbunden. Darin aber hat Tieck recht, daß für H. unter häufig wiederholten Besuchen zu Grüningen im Frühling und Sommer 1795 die Blüthezeit seines Lebens aufgegangen ist. Am 15. März 1796 verlobte er sich unter Zustimmung seines Vaters mit der Geliebten, nachdem er bereits im Februar desselben Jahres nach Weißenfels übergesiedelt war, um hier bei der Salinendirection zu prakticiren und sich so die Möglichkeit zur Gründung eines eigenen Hausstandes zu verschaffen. Aber schon im darauffolgenden Sommer wurde er durch die Kunde erschreckt, daß Sophie sich in Jena befinde, um sich einer in Folge eines Leberleidens nöthig gewordenen Operation zu unterziehen. Von der liebevollsten Pflege ihrer Angehörigen unterstützt, zu welcher auch die herzliche Theilnahme Goethe's sich gesellte, überstand sie dieselbe mit bewunderungswürdigem Muthe und rührender Geduld. Als aber noch eine zweite Operation nöthig geworden war, reichten ihre Kräfte zur Erholung und Wiedergenesung nicht mehr aus. Nach ihrer Rückkehr in das elterliche Haus wurde sie schwächer und schwächer und verschied am 19. März 1797 zwei Tage nach ihrem 14. Geburtstage. Der Tod der Geliebten brachte in Hardenberg's Wesen eine ungeheure Umwandlung hervor, gegen welche selbst der Eindruck des vier Wochen später erfolgten Todes seines geliebten Bruders Erasmus zurücktrat. Er bedient sich in seinen Aufzeichnungen von nun an einer neuen Zeitrechnung, welche von Sophiens Todestag an datirt. Im Vertrauen auf Fichte's Lehre von der alles vermögenden Kraft eines seiner selbst sich bewußten energischen Willens glaubte er sich zwingen zu können, der Geliebten nachzusterben. Sein junges Leben widersteht diesem selbstmörderischen Versuche, aber aus seinem tief verwundeten Herzen quellen nun Dichtungen hervor von einer von ihm selbst bis dahin nicht geahnten Tiefe des Inhaltes und von vollendetster Form. Die sechs „Hymnen an die Nacht", welche im J. 1800 in dem von den Brüdern Schlegel herausgegebenen Athenäum veröffentlicht wurden, sind recht eigentlich Passionsblumen, auf dem Grabe der Geliebten entsprossen. Sie zeigen wie der Schwerpunkt seines Lebens aus der Gegenwart in die Vergangenheit und Zukunft, aus dem Diesseits in das Jenseits, aus der Zeit in die Ewigkeit hinüber gerückt ist. Aber wie die Form dieser Dichtungen gegen Ende hin allmählich aus der ungebundenen Rede in die gebundene übergeht, so vollzieht sich auch in ihrem Inhalte der Uebergang von dem allgemeinen „Ich habe Lust nun abzuscheiden" zu dem bestimmten „Und bei Christo zu sein" und damit zugleich der Uebergang zu den „Geistlichen Liedern". Diese preisen den Erlöser, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat, als den wahren Quell des Trostes für alle trostbedürftigen Gemüther, und zwar in einer Weise, welche sich weder aus dem theoretischen und ästhetischen Interesse der romantischen Freunde Hardenberg's an Religion, Christenthum und Kirche, noch etwa aus einer von Schleiermacher's Reden über die Religion ausgegangenen Anregung, sondern nur daraus erklärt, daß die Eindrücke einer frommen Kindheit durch schmerzliche äußere und erhebende innere persönliche Lebenserfahrung dem Dichter wieder lebendig geworden sind. H. selbst hat nur sieben geistliche Lieder dem Druck übergeben, und es sind diese erst nach seinem Tode in A. W. Schlegel's und Tieck's Musenalmanach von 1802 erschienen. In der in demselben Jahre von Tieck und F. Schlegel herausgegebenen Sammlung von Novalis' Schriften

sind sie auf 15 vermehrt, indem mit ihnen ungeschickter Weise solche Lieder verbunden sind, welche in dem Roman „Heinrich von Ofterdingen" eine Stelle finden sollten und nicht als ein Ausdruck der eignen Gesinnung des Dichters benutzt werden dürfen, um diesem etwa eine romanisirende Tendenz beizulegen. Wiewol der stete Gedanke an die verklärte Geliebte es ihm nahe legt, unter den Gestalten der seligen Ewigkeit vor anderen die heilige Jungfrau hervortreten zu lassen, so ist doch unter den seinem Herzen unmittelbar entquollenen Liedern nur in der fünften Hymne ihrer ausführlicher gedacht; im zehnten geistlichen Liede wird nur in einem ganz flüchtigen Zuge an sie erinnert. Dagegen liegt die wahrhaft epochemachende Bedeutung der geistlichen Lieder Hardenberg's gerade darin, daß er, wie es nachher Schleiermacher in seiner Theologie gethan hat, die Person des Erlösers, die Thatsachen seiner Geburt, seines Todes und seiner Auferstehung als den eigentlichen Mittelpunkt des Glaubens darstellt und zwar in einer so innigen und zugleich so schlichten Weise, daß, abgesehen von der mystischen Ueberschwänglichkeit des Pfingstliedes und des darauf folgenden, welches das Geheimniß des Abendmahles feiern soll, ein einfacher evangelischer Sinn ihre Gedanken ungestört sich aneignen kann. Allerdings stand H. in dieser Zeit mit den Häuptern und Führern der sogenannten romantischen Schule im lebhaftesten litterarischen und persönlichen Verkehr. Im J. 1796 hatte sich A. W. Schlegel und bald nach ihm sein Bruder Friedrich in Jena niedergelassen; 1798 wurde der 23jährige Schelling als Professor dahin berufen, und 1799 siedelte auch Tieck sich dort an. Wenn neben Fichte Schelling als Philosoph der Schule gelten konnte und sie in den beiden Schlegeln ihre Kritiker besaß, so waren Tieck und H. ihre hervorragendsten Dichter, und zwar der letztere nach Tiefe der Anlage und Ernst der Gesinnung ohne Frage der bedeutendste. An der einseitigen Verherrlichung der mittelalterlichen Kirche, in welcher die Romantiker im Gegensatze gegen die herrschende Ansicht von der absoluten Finsterniß des Mittelalters und von der Vortrefflichkeit der aufgeklärten Neuzeit sich gefielen, hat auch H. in seinem 1799 geschriebenen Aufsatze „Die Christenheit oder Europa" sich betheiligt. Aber eben weil es ihm nicht recht von Herzen ging, hat er sich in Uebertreibungen verstiegen, um derenwillen selbst seine Freunde dieser Schrift das Imprimatur verweigern zu müssen glaubten. Erst in der 4. Auflage von Novalis' Schriften (I, S. 187—208) ist sie ohne Tieck's Vorwissen von F. Schlegel veröffentlicht und dadurch der Verdacht genährt worden, als sei H., wie sein Bruder Karl, „ein begeisterter junger Mann, dem aber das Genie wie die gemäßigte Kraft des gestorbenen Bruders nicht zu Theil geworden", zur römischen Kirche übergetreten, ein Verdacht, welcher durch Tieck's Vorrede zur 5. Auflage und namentlich durch die oben angeführte, von einem Mitgliede der Familie verfaßte anonyme Biographie (S. 199—212) eine gründliche Widerlegung gefunden hat. Immerhin ist jene Abhandlung als ein Zeichen ihrer Zeit interessant, und es ist darum zu bedauern, daß sie Tieck in die 5. Auflage nicht wieder aufgenommen hat. Ein erfreulicheres Erzeugniß der von den romantischen Freunden empfangenen Anregung ist der Roman „Heinrich von Ofterdingen", welcher leider Fragment geblieben ist, wol auch um der allzu weitschichtigen Anlage willen Fragment bleiben mußte. Nach dem Vorbilde von Goethe's Wilhelm Meister und im glücklichen Wetteifer mit des Meisters anmuthiger und durchsichtiger Prosa sollte dieser Roman seinen Helden durch die gesammte kleine und große Welt hindurch führen und endlich jeder Gegensatz verklärt und alles einzelne zur allgemeinen Weihe geführt werden durch die mit Kunst und Poesie verbündete Religion, personificirt in der verklärten Gestalt Sophiens.

Nehmen wir nach diesen Bemerkungen über Hardenberg's schriftstellerische Thätigkeit den Faden seines äußeren Lebens wieder auf, so finden wir

den Trost- und Erholungsbedürftigen nach Sophiens Tode zuerst wieder zu Tennstädt bei Freund Just, dann während des folgenden Sommers und Herbstes abwechselnd im elterlichen Hause, auf den Salinen und bei seinen Freunden. Im Winter begab er sich nach Freiberg, um unter der Leitung des berühmten Geologen und Geognosten Werner das Bergfach weiter zu studieren. Auch den Ertrag dieser Studien für das Verständniß des geheimnißvollen Naturlebens und seinen Zusammenhang mit dem Leben des Geistes hat er in einem Roman, „Die Lehrlinge von Sais", niederzulegen unternommen, der gleichfalls unvollendet geblieben ist. Zugleich eröffnete sich ihm in Freiberg, namentlich in dem Hause des Berghauptmanns von Charpentier, ein anregender und wohlthuender geselliger Verkehr, und obwol „Sophie ewig die Priesterin seines Herzens blieb", so faßte er doch zu der Tochter dieses Hauses eine ernste Neigung, ähnlich wie einst Dante's ideale Liebe zu Beatrice Portinari seine Ehe mit Gemma dei Donati nicht gehindert oder gestört hatte. Aber schon im Sommer 1798 mußte er seiner geschwächten Gesundheit wegen die Heilquellen von Teplitz aufsuchen. Im Winter 1799 auf 1800 konnte er auf der Saline zu Artern praktisch arbeiten und des Umganges mit zwei Männern von edler Gesinnung und umfassender Bildung, dem Major v. Funk und dem Rittmeister Thilemann, sich erfreuen. Nachdem er im Frühling 1800 sich mit Julie v. Charpentier verlobt hatte, eröffnete sich ihm die erfreuliche Aussicht, als Amtshauptmann in Thüringen angestellt zu werden und dann einen eigenen Haushalt gründen zu können. Um diese Angelegenheit persönlich zu betreiben, begab er sich nach Dresden, hatte auch bereits die Ausfertigung seines Anstellungsdecretes erlangt, als ein heftiger Bluthusten ihn nöthigte, vorerst in Dresden seine Genesung abzuwarten. Auf die erschütternde Nachricht aber, daß am 28. October 1800 ein 14jähriger Bruder von ihm in der Saale bei Weißenfels ertrunken sei, überfiel ihn ein Blutsturz, und erst am 26. Januar des folgenden Jahres konnte ihn der Vater von Dresden nach Weißenfels zurück geleiten, in einem Zustande, welcher nur dem Kranken selbst die Hoffnung auf seine Wiedergenesung nicht benahm. Aber nicht diese unsichere Hoffnung allein gab ihm den Frieden der Seele, welcher ihm die Lust am Arbeiten, auch an ernster Berufsarbeit bewahrte. Im Februar schrieb er an seinen Freund Just: „Mein Vater holte mich von Dresden ab. Ich bedurfte der Ruhe und Julie auch, die mit hierher reiste und bei mir bleibt. Ich habe in Dresden viel lehrreiche Erfahrungen gemacht. Mit dem Schreiben gehts noch schlecht, aber Lesen, Denken und Theilnehmen kann ich wieder etwas. Die Religion ist der große Lichtpunkt in uns, der selten getrübt wird; ohne sie wäre ich unglücklich!" Es war ein merkwürdiges Verhältniß, daß er mit seinem eigenen Vater, welchem doch auch dieser Lichtpunkt aufgegangen war, darüber sich nicht unterhalten konnte. Kurz nach dem Tode seines Sohnes hörte der Vater in Herrnhut das Lied singen: „Was wär' ich ohne dich gewesen", und auf seine Frage, von wem dieses wunderschöne Lied sei, erfuhr er jetzt erst zu seiner tiefen Erschütterung, daß sein eigener Sohn es verfaßt habe! Am 21. März 1801 empfing H. zu seiner großen Freude den Besuch von Fr. Schlegel und sagte noch am 24. zu ihm: „Vieles habe ich erst jetzt im rechten Lichte gesehen, und wenn ich erst wieder gesund bin, dann will ich erst recht schaffen!" Am folgenden Tage waren Schlegel und sein Bruder Karl bei ihm, und während dieser ihm auf seinen Wunsch etwas auf dem Clavier vorspielte, schlummerte er sanft in das ersehnte Jenseits hinüber, am 2. Mai würde er sein 29. Jahr vollendet haben. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages ist ihm 1872 auf dem Kirchhofe zu Weißenfels ein Denkmal gesetzt worden.

Es ist nicht zu verwundern, daß ein Schriftsteller, welchem nur ein so kurzes Leben gegönnt war und dessen schriftstellerische Thätigkeit etwa nur 4 Jahre umfaßte,

das meiste in fragmentarischer Gestalt hinterlassen hat. Wunderbarer ist, daß er in so kurzer Zeit doch Vieles großartig entworfen und gar Manches zu hoher Vollendung gebracht hat. Außer seinen bereits erwähnten Schriften sind noch die poetischen Kleinigkeiten, welche er unter dem Titel „Blumen“ zum Preise des jungen preußischen Königspaares in den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelm III.“ veröffentlicht hat, und die ebenda unter dem Titel „Glauben und Liebe“ erschienenen aphoristischen Gedanken zu erwähnen (Jahrgang 1798, 2. Band, S. 184 und 185 und S. 269—86), welchen sich die unter dem Titel „Blüthenstaub“ im Athenäum von A. W. und Fr. Schlegel (1. Band, Braunschweig 1798, S. 70—106) veröffentlichten Fragmente an die Seite stellen. Diese Fragmente, welche jetzt mit anderen, aus seinem Nachlasse entlehnten, in den gesammelten Schriften in großer Zahl und ziemlich bunter Ordnung beieinander stehen, sind von seinen Freunden als Orakelsprüche einer höheren Weisheit gepriesen, von Anderen als Träumereien eines kranken Gehirns verurtheilt worden. Sie stellen allerdings das innere Leben eines reichen Geistes noch in seinem durch einen frühen Tod unterbrochenen Gährungsprocesse dar. Aber in neuester Zeit haben gründliche und besonnene Philosophen, wie Dilthey und Haym, es für der Mühe werth gehalten, sie in ihrem wahren Werthe und inneren Zusammenhang darzustellen. So dienen sie zur Bestätigung der Ueberzeugung, daß Novalis der ernsteste, gründlichste, ehrlichste und auch gesundeste Vertreter der romantischen Schule ist. Denn die flüchtige Bemerkung Heine's: „der Rosenschein in den Dichtungen des Novalis ist nicht die Farbe der Gesundheit, sondern der Schwindsucht“ enthält nicht einmal eine halbe Wahrheit, sondern beruht auf einer oberflächlichen Verkennung der ernsten Gedankenarbeit und der bestimmten Zielen entgegen arbeitenden energischen Willenskraft, welche den früh verstorbenen Dichter nicht weniger als die ahnungs- und sehnsuchtsvolle Tiefe des Gemüthes auszeichneten. — Schließlich ist eine Bemerkung über den Schriftstellernamen nöthig, unter welchem zuerst von ihm selbst, dann von seinem Freunde seine Dichtungen und philosophischen Fragmente veröffentlicht worden sind. Daß dieser Name „Novālis“ und nicht „Nóvalis“ auszusprechen ist, geht unzweifelhaft aus dem Gedichte hervor, welches Fr. Schlegel unter der Aufschrift „Herkules Musagetes“ zuerst in den Charakteristiken und Kritiken (Königsberg 1801, I, S. 276) veröffentlicht hat. Da bilden die Worte „früher Novalis, auch dich“ den Schluß eines Pentameters, kommt also das o deutlich in kurzer, das a in langer Silbe vor. In der späteren Redaction des Gedichtes, welche in Fr. Schlegel's sämmtliche Werke aufgenommen ist, ist an die Stelle der Namen von Novalis und Anderen eine poetische Umschreibung getreten. Ueber die Herkunft des Namens ist allerlei vermuthet worden. Am meisten empfahl sich die Vermuthung Haym's, daß der Name nichts sei als eine Uebersetzung des Namens Hardenberg, sofern novalis einen Neubruch, ein zum Acker umgepflügtes Waldland (Hard, Hart = Wald) bezeichnet, bis Gosche im Archiv für Litteraturgeschichte I, 325 ff. aus Wolf's Geschichte des Geschlechtes v. Hardenberg nachwies, „daß im 13. Jahrhundert sich einige dieses Geschlechtes in lateinischen Urkunden nach ihrem Sitze (Großen-) Rode de Novali geschrieben.“ Vgl. Haym a. a. O. S. 325 und S. 909, auch die Biographie des anonymen Familienmitgliedes S. 159. —

Litteratur: Novalis' Schriften, hrsg. v. Friedrich Schlegel u. Ludwig Tieck, 2 Thle., Berlin 1802, in der Buchhandlung der Realschule; Dieselben, herausgegeben von Ludwig Tieck und Fr. Schlegel, 2. Aufl., 2 Thle., Berlin 1805, in der Realschulbuchhandlung; 3. Aufl., Berlin 1815, in der Realschulbuchhandlung, 4. vermehrte Aufl., Berlin 1826, gedruckt und verlegt bei G. Reimer; 5. Aufl., Berlin, Verlag von G. Reimer 1837; dazu: Novalis Schriften, herausgegeben

von Ludwig Tieck und Ed. v. Bülow, 3. Theil. Mit Novalis' Bildniß, Berlin, Verlag von G. Reimer, 1846. — Gedichte von Novalis, Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 1857. — Novalis' Gedichte, herausgegeben von Willibald Beyschlag, 2. Aufl., Leipzig, Böhme & Drescher, 1877. — Vier bisher ungedruckte Jugendgedichte von Novalis hat Hoffmann v. Fallersleben veröffentlicht in: Findlinge, Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung, 2. Heft, Leipzig 1859, S. 139 u. 140.

Just, Ueber das Leben Friedrichs v. Hardenberg (aus Schlichtegroll's Nekrolog wieder abgedruckt in Novalis' Schriften, 3. Theil, S. 3—44). — Tieck in der Vorrede zur zweiten Auflage der Schriften. — Gebauer in der Allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber, 2. Section, 2. Theil, Leipzig 1828, S. 385—88. — Dilthey in den Preußischen Jahrbüchern XV, 1865, S. 590 ff. — Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 4. Aufl., 3. Bd., Leipzig 1866, S. 2202—5. — Haym, Die romantische Schule, Berlin 1870, S. 325—90. — Beyschlag, a. a. O. S. 5 bis 36. — Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausgegeben von einem Mitglied der Familie, Gotha 1873. — G. Baur, Novalis als religiöser Dichter, Leipzig 1877 (an diesen Aufsatz schließt die nachstehende Biographie sich großentheils an). — Die beiden Biographien von Just und Tieck, welche den nachfolgenden zur Grundlage dienten, lassen in Bezug auf die Genauigkeit in einzelnen Daten leider viel zu wünschen übrig und sind nach Novalis' eignen Angaben zu berichtigen und zu ergänzen, wie diese in seinen in den Schriften veröffentlichten Tagebuchblättern und Briefen enthalten sind. Zu den letzteren kommen noch ein Brief, welchen Peters, General Dietrich v. Miltitz, Meißen 1863, S. 30 mittheilt, vier, welche in Holtei's „Briefe an Ludwig Tieck", Breslau 1864, I, S. 304—12, und mehrere, welche in der Nachlese aus dem Familienarchiv enthalten sind.

G. Baur.

Hardenberg: Georg Ludwig v. H., Hymnologe, geb. am 8. Juni 1720 zu Wolfenbüttel, † am 28. Mai 1786 zu Halberstadt. Die äußeren Lebensumstände dieses einzigen Sohnes des Domherrn Philipp Adam v. H. in Magdeburg waren ziemlich unglückliche. Da sein Vater auf einem zu hohen Fuße lebte, auch der Druck des siebenjährigen Krieges schwer auf den ansehnlichen Gütern der Familie lastete, so kamen seine Vermögensverhältnisse ganz in Unordnung und er selbst vermochte bei seinem unpraktischen Wesen den Concurs der Gläubiger nicht zu verhüten. So ging ein Gut nach dem anderen verloren, zuletzt auch Frohburg, wo er noch im J. 1774 angesessen war. Dazu kam seine sehr unglückliche Ehe mit einer leichtsinnigen Dame, einer geb. v. Kornberg. Solches Mißgeschick war für ihn der Anlaß, daß er bei einem siechen Körper von einer krankhaften Abneigung gegen seine Familie und Standesgenossen erfüllt wurde. Von diesen natürlichen Banden losgelöst, fand sein für Freundschaft und Glauben empfängliches Herz und sein Schaffenstrieb in Halberstadt eine reiche Befriedigung und eine Stätte unermüdlicher Thätigkeit. Schon im J. 1742 trat er eine Minorpräbende in Halberstadt an, 1751 war er der sechszehnte unter den Majorpräbendaten, 1779 Subsenior. Als aber am 22. Mai 1785 der Freiherr Ernst Ludwig v. Spiegel gestorben war, wurde er am 22. Juni d. J. als dessen Nachfolger zum Domdechanten erwählt, welche Würde ihm freilich noch nicht ein volles Jahr zu versehen beschieden war. Besonders in der kurzen Zeit seines Decanats gab er sich sowol einer unermüdlichen Amtsthätigkeit als einem eifrigen freundschaftlich-geselligen Verkehre hin. Die litterarische Gesellschaft erwählte ihn zu einem ihrer Directoren und auf seine Veranlassung und Aufforderung hin gab dieselbe die „Halberstädter Gemeinnützigen Blätter zum Besten

der Armen“ heraus, die von 1785—91 erschienen und wozu H. selbst mehrere poetische Beiträge lieferte. Den Pflichten seiner Amtsthätigkeit, besonders für Kirche und Schule, lag er mit dem größten Eifer ob und sie beschäftigten ihn noch in seinen letzten Fieberträumen. Aber die Arbeit, bei welcher sich seine überaus große Beharrlichkeit und rastlose Thätigkeit mit seiner warmen Liebe zum Christenthum und heiliger Wissenschaft vereinigte, und die ihm auch ein dauerndes Gedächtniß sichert, ist sein großes hymnologisches Registerwerk. Seit den zwanziger Jahren des Jahrhunderts hatte Graf Christian Ernst zu Stolberg in Wernigerode eine Gesangbuchs- und geistliche Liedersammlung begründet, die an Reichthum schon zu Hardenberg's Zeit ihres Gleichen suchte. Des Grafen Sohn und Enkel, Heinrich Ernst und Christian Friedrich traten als Domherren zu Halberstadt mit ihm in sehr nahe freundschaftliche Beziehung und so konnte denn H. aus den Schätzen der wernigerödischen Bibliothek seinem großen Plane gemäß ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher erreichbaren evangelischen geistlichen und Kirchenlieder zusammenstellen. Dabei wurde er aufs kräftigste unterstützt durch den ausgedehnten Briefwechsel, den die Grafen Christian Ernst und Heinrich Ernst zu Stolberg um die Mitte des 18. Jahrhunderts behufs Feststellung der Liederverfasser mit Geistlichen und Hymnologen, wie Hofprediger Wetzel in Römhild, S. H. Grischow, v. Bogatzky, Allendorf, Professor Francke in Halle, F. Burg in Breslau, Justizrath Gebauer in Göttingen, Sigm. Basch in Sorau u. A. führten. So entstand ein Werk, das wegen des darauf verwandten unermüdlichen Bienenfleißes und seines Umfangs unsere Bewunderung erregt und auf diesem Felde unübertroffen dasteht. Es sind von seiner sehr lesbaren, niedlichen Hand geschrieben insgesammt 22 Quartbände davon erhalten, 14 in der Bibliothek des Domgymnasiums zu Halberstadt, 8 in der gräflichen Bibliothek zu Wernigerode. Zu Halberstadt befindet sich in zwei Exemplaren, wovon das eine als Reinschrift des anderen zu betrachten ist, die vollständigste Gestalt dieses Liederlexikons, nämlich zu je fünf Bänden. Die Gesammtzahl der darin niedergelegten besonderen Liederanfänge beträgt 72,732. Dazu kommen zwei Bände, die Dichter alphabetisch mit den Anfängen ihrer Lieder verzeichnend, ein Band mit kurzen biographischen Nachrichten über die Dichter, endlich ein Band mit eigenen Gedichten. Die acht zu Wernigerode befindlichen Bände enthalten das Liederverzeichniß in drei Redactionen von verschiedener Vollständigkeit zu zweimal drei und einmal zwei Bänden. Die Quellenwerke für die verschiedenen Angaben sind immer am Schluß des Verzeichnisses numerirt zusammengestellt. Die zweibändige Redaction muß schon zu Hardenberg's Lebzeiten nach Wern. geschenkt sein, da sie das Bibliothekzeichen des im J. 1778 verstorbenen Grafen Heinrich Ernst enthält. Die beiden anderen überweist er nach eigenhändiger Einschreibung (nach seinem Gott gebe seligen Tode) an die Reichsgräflich Stolberg'sche Bibliothek zu Wernigerode. Die vollständigste unter diesen drei Handschriften enthält nur 32,955 Liederanfänge. Hardenberg's Liederlexikon enthält zwar manche Unrichtigkeiten und ist von der späteren hymnologischen Forschung längst überboten, aber für die Geschichte der Hymnologie ist dieses umfassende Werk von keinem geringen Interesse. Von seinen eigenen Liedern, deren er 118 in seinem Verzeichnisse anführt, dachte er sehr bescheiden: „Altmodisch ist mein Lied, verstimmet meine Leyer“ sagt er von dem Eröffnungsgedicht der Halberstädter gemeinnützigen Blätter; er nennt es ein bereimtes Blatt, das keine Schönheit schmücke und nur Empfindung habe. Doch fehlt es auch seinen weltlichen Gedichten nicht an Witz und einzelne bessere Lieder wurden in Sammlungen gedruckt, so vier bei G. E. Waldau, Geistl. noch ungedr. Lieder, Nürnberg 1781, darunter das Auferstehungslied: „Deine Todten werden leben.“ In dem seit 1767 aufgelegten neuen Lüneburger Gesangbuche steht sein Lied

„Von dem hohen Werthe der Religion in der wahren Kirche: Du heiligstes von allen Dingen.“

Außer den Nachrichten bei Heerwagen, A. J. Rambach (Anthol. 3, S. 5) u. a. m. seine Handschriften zu Wernigerode und Halberstadt, Halberstädt. gemeinnützige Nachrichten Jahrg. 1 u. 2. Im achten Stück des letzteren, das auch besonders abgedruckte Hardenberg's Denkmal, 16 S. Königl. Staats-Archiv zu Magdeburg und Familiennachrichten mitgeth. von Fräul. Sophie v. H. in Berlin. Die Angaben bei Wolf, Gesch. des Geschl. v. H. 2, 240 vgl. 244 sind ungenau. Jacobs.

Hardenberg: Karl August Fürst v. H., war aus einem alten freiherrlichen Geschlechte entstammt und am 31. Mai 1750 zu Essenrode im Lüneburgischen geboren. Schon mit 16 Jahren bezog er die Universität, studirte in Göttingen, Leipzig, und wieder in Göttingen, hörte mit Fleiß und Eifer Gellert und Pütter, verkehrte mit dem Mineralogen Heinitz und trat 1770 in den hannoverschen Staatsdienst als Auditor bei der Justizkanzlei und dann bei der Kammer in Hannover. Als seine Beförderung sich hinauszog, folgte er dem Rathe König Georgs III., einige Jahre zu reisen, sah eine große Anzahl deutscher Höfe, nahm an Ort und Stelle Kenntniß vom Reichskammergerichte und vom Reichstage, und machte dann einen längeren Aufenthalt in England, wo er die persönliche Gunst des alten Königs gewann. Er zeigte Talent und Regsamkeit, hatte mannigfache wenn auch nicht stets gründliche Kenntnisse, eine rasche jedoch nicht eben tiefe Beobachtungsgabe, war in religiöser Beziehung der damaligen Aufklärung zugewandt, überhaupt zugänglich für alle Geistesströmungen der vorwärtsdrängenden und reformlustigen Zeit, im persönlichen Verkehre geistreich und liebenswürdig, im sittlichen Wandel aller guten Vorsätze voll, aber locker und haltungslos. In die Heimath zurückgekehrt, verheirathete er sich nach dem Willen des Vaters mit einer Gräfin Reventlow; er hatte unmittelbar vorher den Eltern seine unbeschreibliche Neigung zu einer Schwester des späteren Ministers v. Stein bekannt, auf den Widerspruch des Vaters aber sich ohne Weiteres gefügt und sich sofort mit gleicher Wärme in die ihm bestimmte Braut verliebt. Er wurde dann Kammerrath und bald Geheimer Kammerrath, fand bei der hannover'schen Verwaltung an hundert Stellen Bedürfniß und Möglichkeit zu gründlichen Verbesserungen, gerieth aber mit dem leitenden Minister Gemmingen in Differenz, als er bei dem baierischen Erbfolgestreit eifrig sich für die Unterstützung Preußens aussprach, und faßte dann, auf die königliche Gnade, die eigne Fähigkeit und das Ansehen seiner Familie bauend, den kecken Gedanken, sich die Stelle des beim Könige in London residirenden hannoverschen Ministers zu erwerben. Er ging zu diesem Zwecke mit seiner Gemahlin nach England hinüber, mußte hier aber erleben, daß der ausschweifende Prinz von Wales mit der leichtsinnigen Frau v. Hardenberg ein Liebesverhältniß anknüpfte, welches zu einem großen Zeitungsscandal führte. H. trat in Folge dessen aus dem hannoverschen in den braunschweigischen Staatsdienst über, wo er im Mai 1782 als Präsident des Klosterraths und Mitglied des Geh. Raths-Collegiums eine ministerielle Stellung erhielt. Der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand schätzte ihn hoch und ließ sich wesentlich durch ihn 1785 zu einer kräftigen Mitwirkung bei der Entstehung des deutschen Fürstenbundes bestimmen. Aus Hardenberg's Thätigkeit in der inneren Verwaltung ist der von Campe angeregte Plan einer Reform des Unterrichtswesens zu erwähnen, nach welchem die Schulen, bisher unter der Aufsicht des Consistoriums und der Landstände, von beiden emancipirt und ausschließlich einem landesherrlichen Directorium unterstellt werden sollten. Die Meinung ging dahin, daß dann die ausdrückliche Opposition gegen die orthodoxe Kirche überall nach Pestalozzi-Campe'schen Gesichtspunkten zu leiten wäre. Der Plan scheiterte an dem

nachdrücklichen Widerspruch der Stände. Hier wie überall zeigte sich H. erfüllt von den Tendenzen der damaligen Aufklärung, den feudalen Ordnungen abgekehrt, kritisch gegen das überlieferte Kirchenthum, um so mehr begeistert für die Idee des gemeinnützigen, ordnenden, fürsorgenden Staats; nach seinen persönlichen Verhältnissen ergab sich ihm daraus kein demokratisch-revolutionäres Streben, wol aber die lebhafte Unterstützung der landesfürstlichen Gewalt sowol gegen die versumpfende Hierarchie des heiligen römischen Reiches als gegen die eigensüchtigen und jedem Fortschritt unzugänglichen landständischen Corporationen. Man erkennt leicht, für welchen der damaligen deutschen Staaten er bei dieser Stimmung gleichsam prädestinirt war, und ohne sein Wollen führten ihn seine Sterne in den angemessenen Wirkungskreis. Seine Stellung in Braunschweig wurde durch ähnliche Gründe wie einst in Hannover unmöglich: die Aufführung seiner Frau war so übel, daß es zu einer Ehescheidung kam, und noch übler war, daß H. gleich darauf eine andere Dame heirathete, die, wie es scheint, seinetwegen von ihrem bisherigen Gemahle sich geschieden hatte. Das Aergerniß war groß, auch der Herzog nahm es nicht leicht, und H. empfand den Wunsch nach Ortsveränderung. Da traf es sich günstig, daß Markgraf Alexander von Ansbach-Baireuth, kinderlos und der Regierungssorgen überdrüssig, seine Lande schon bei Lebzeiten dem Stammesvetter und demnächstigen Erben, dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu cediren wünschte; in Berlin hatte man Sorge, daß sich daraus einige im Augenblick unliebsame Weiterungen mit Oesterreich entwickeln könnten und schob deshalb die förmliche Besitzergreifung des Landes noch hinaus. Um so mehr begehrte der Herzog, daß wenigstens an die Spitze seiner Verwaltung ein preußischer Beamter gestellt würde, und da auch dies dem Berliner Hofe noch nicht unbedenklich erschien, empfahl der Minister Hertzberg die Anstellung des zufällig in Berlin anwesenden H. Dieser schlug mit Freuden ein, errang sich bald nachher die Ernennung zum preußischen Cabinetsminister und übernahm, da der Markgraf 1792 das Land verließ, in großer Selbstständigkeit die Regierung der beiden Fürstenthümer. Auch hier, wie in Braunschweig, fand er Antrieb in Fülle, unter den feudalen Ueberlieferungen aufzuräumen und seinen Anschauungen von einem arrondirten, souveränen Staate, der für Cultur, Wohlstand und Machtentwicklung ungehindert walten könnte, Raum zu schaffen. Er hatte mit Trägheit und Unredlichkeit der Beamten, mit allen faulen Gewohnheiten einer eingerosteten, halb fürstlichen, halb ständischen Administration zu thun; dabei war das Territorium zersplittert und vielfach mit fremden Besitzungen im Gemenge; überall griffen die Ansprüche der fränkischen Kreisverfassung und der benachbarten Bischöfe störend in die Landesverwaltung ein. H. aber ließ sich nicht beirren. Mit Gewandtheit, Sachkenntniß und Rührigkeit setzte er seine Einrichtungen durch, brachte dem Staate Vermehrung von Steuern und Rekruten und der Bevölkerung Verbesserungen aller Art in Justiz und Unterricht, in Berg- und Straßenbau, so daß er sich dort auf mehrere Menschenalter hinaus ein dankbares Andenken geschaffen hat.

Bald wurde es ihm vergönnt, an größeren Aufgaben mitzuwirken. Die französische Revolution war ausgebrochen, der Krieg auf der ganzen deutschen und belgischen Grenze entflammt, Ende 1793 die Heeresmacht der Franzosen in drohender Stärke aufgetreten. Diesseits war zwischen Preußen und Oesterreich ein starkes gegenseitiges Mißtrauen lebendig und durch die zweite Theilung Polens das innerste Interesse der beiden Höfe stark nach Osten abgelenkt: gegen Preußens Interessen auf jener Seite hatte sich Oesterreich so feindselig gestellt, daß König Friedrich Wilhelm mit dem Abmarsch seiner Truppen vom Rheine drohte, und als unerläßliche Bedingung ihres Verbleibens das Begehren ihrer Verpflegung durch das deutsche Reich aufstellte. Kaiser Franz wollte davon

nichts wissen; damit wurde eine günstige Entscheidung beim Reichstage in Regensburg höchst zweifelhaft, und so erhielt H. am 31. Januar 1794 den Auftrag, die vorderen Reichskreise zu besuchen und wenigstens bei diesen die Gewährung materieller Beihülfe für das preußische Heer am Mittelrhein durchzusetzen. H. folgte der Berufung mit großem Eifer, gewann aber trotz vieler schöner Reden keinen Erfolg, und die Armee hätte den Kriegsschauplatz verlassen, wenn nicht im April der Minister Haugwitz den Haager Vertrag zu Stande gebracht hätte, durch welchen die Seemächte dem Könige starke Subsidien verhießen (vgl. den Artikel „Haugwitz“). Als sich dann über die Frage, ob das Heer am Rheine bleiben oder nach Belgien abrücken sollte, ein scharfer Streit mit den Engländern entspann, suchte H. vergeblich zwischen dem englischen Gesandten Malmesbury und dem preußischen General Möllendorf zu vermitteln. Trotz des englischen Widerspruchs blieb Möllendorf am Rheine, that aber bei dem stets wachsenden Zerwürfniß mit Oesterreich nichts Rechtes gegen die Franzosen und drängte den König zu möglichst raschem Friedensschluß. H., welcher damals sich längere Zeit in Frankfurt aufhielt, stimmte soweit mit dem General überein, als auch er der Meinung war, es könne bei dem Benehmen Oesterreichs für Preußen aus der Fortsetzung des Krieges nichts Gutes entspringen; auch er also wünschte den Frieden mit der Republik. Aber er dachte nicht an einen preußischen Separatvertrag, sondern an einen allgemeinen, oder mindestens doch an einen deutschen Reichsfrieden; er hatte die hiernach richtige Vorstellung, daß man zur Erreichung dieses Zieles mit den Seemächten fest zusammenhalten und vor allen Dingen dem Gegner mit aller Energie zu Leibe gehen müsse. So war er geradezu entrüstet über Möllendorf's widerhaarige Unthätigkeit, die er als „beinahe verrätherisch“ bezeichnete. Wir müssen schlagen, sagte er, damit den Franzosen der Friede mit uns wünschenswerth wird. Einstweilen that er hiernach, was er konnte, um Malmesbury für Preußen wieder günstig zu stimmen, mußte aber bald erfahren, daß England die Subsidien kündigte und damit das letzte Band zwischen Preußen und der Coalition zerriß. H., um so mehr von Friedenssehnsucht erfüllt, bestimmte einige der vorderen Kreise, die Vermittlung des Königs zwischen ihnen und Frankreich anzurufen. Es dauerte aber nicht lange, so entschloß sich Friedrich Wilhelm selbst zur Anknüpfung einer directen Friedensunterhandlung in Basel, mit deren Führung er den früheren Gesandten in Paris, Grafen Goltz, beauftragte. Indessen starb dieser bald nach den ersten Gesprächen mit dem französischen Bevollmächtigten Barthelemy, und jetzt wurde am 28. Februar 1795 H. mit der weiteren Verhandlung betraut. Die beiden Mächte, des Friedens gleich sehr bedürftig, waren in den meisten Punkten sich rasch entgegengekommen; nur eine Hauptfrage trennte sie noch, das französische Begehren auf Abtretung des linken Rheinufers. H. war entschieden der Ansicht, die Neutralität Preußens sei für Frankreich so wichtig, daß der Wohlfahrtsausschuß endlich auch ohne rheinische Erwerbungen abschließen würde, wenn Preußen fest bleibe und nöthigenfalls mit Abbruch der Verhandlung und energischer Offensive drohe. Aber in Berlin wollte man diese Gefahr nicht laufen (vgl. den Artikel „Haugwitz“), sondern sich mit einem Artikel begnügen, welcher die Frage des linken Rheinufers auf den Reichsfrieden vertagte und für den Fall der Abtretung Preußen eine Entschädigung versprach. H. erprobte die Richtigkeit seiner allgemeinen Auffassung, indem er dem Ausschuß trotz dessen kriegerischem Gepolter eine ganze Anzahl untergeordneter Concessionen entriß: leider wagte er in der Hauptsache nicht, im Widerspruch mit seinen Instructionen das gleiche Verfahren inne zu halten, das ohne Zweifel zu gleich günstigem Ergebnisse und zur Anerkennung der deutschen Reichsintegrität geführt hätte. Er zeichnete am 9. April auf Haugwitz's Artikel und charakteristisch war es jetzt wieder für seine

leichtlebige, wenig ernste Weise, wie er sich trotz der Vereitelung seines Hauptwunsches seiner kleinen Errungenschaften erfreute, und mit Wohlgefallen die Trefflichkeit seines schönen Friedenswerkes erläuterte. Er blieb dann noch längere Zeit in Basel, um bei dem Wohlfahrtsausschuß die Annahme der preußischen Vermittlung zwischen Frankreich und den deutschen Reichsständen durchzusetzen, mußte schließlich aber unverrichteter Sache nach Franken zurückkehren. Das J. 1796 eröffnete ihm dort die Aussicht, die beiden Markgrafiate in erwünschter Weise zu einer vergrößerten und geschlossenen Provinz zu erweitern. Er erhielt die Vollmacht, alle alten Rechtsansprüche der Hohenzollern auf fränkische Gebiete zu ermitteln und dann ohne Weiteres zu verfahren. Hiernach nöthigte er eine erhebliche Anzahl kleiner Territorien und Ortschaften zur Anerkennung der preußischen Landeshoheit, und als im Sommer Jourdan's Armee in Franken einfiel, die preußischen Gebiete schonte und alle anderen verwüstete und brandschatzte, ließ sich auf des Ministers eifriges Betreiben sogar die bedeutende Reichsstadt Nürnberg herbei, preußische Besatzung aufzunehmen und um Vereinigung mit dem preußischen Staate selbst zu bitten. H. jubelte. Aber die Freude hatte kurzen Bestand. Wenige Wochen später trieb Erzherzog Carl die Franzosen wieder aus Süddeutschland hinaus, und den siegenden Oesterreichern gegenüber entschloß sich der Berliner Hof, Nürnbergs Gesuch abzulehnen. Kein besseres Glück hatte H., als er bei der endlichen Regulirung der großen deutschen Entschädigungssache nach dem Luneviller Frieden seinen Hof bestimmte, Anspruch auf die beiden Bisthümer Würzburg und Bamberg zu erheben, deren Vereinigung mit Ansbach und Baireuth dem Könige allerdings in Süddeutschland eine ebenso einflußreiche Stellung gegeben hätte, wie Preußen sie im deutschen Norden unbestritten besaß. Bonaparte, welcher damals als erster Consul die Geschicke Frankreichs und Europas lenkte, war nicht gesonnen, Preußen eine solche Ausdehnung zu gestatten, und nach seiner Verfügung gelangten zu Hardenberg's großem Kummer die beiden Bisthümer in baierischen Besitz.

Schon seit 1793 hatte H. eine nahe Freundschaft mit dem Grafen Haugwitz, dem damals einflußreichsten Minister des Auswärtigen, geknüpft. In Folge dieses Verhältnisses berief ihn dieser, August bis October 1803, zu seiner Stellvertretung während eines sechswöchentlichen Urlaubs. Kurz zuvor hatte Bonaparte nach Wiederbeginn des englischen Krieges Hannover besetzt; Haugwitz hatte ihm zuvorkommen, dann in Gemeinschaft mit dem gleichgesinnten Rußland rüsten und die Räumung des Landes fordern wollen, fort und fort sehr nachdrücklich den Abschluß eines Bundesvertrags mit Alexander beantragt: daß der König auf Betreiben des Cabinetraths Lombard Alles zurückwies, rief bei Haugwitz den Wunsch hervor, das Ministerium aufzugeben und sein Ausscheiden zunächst durch einen längeren Urlaub vorzubereiten. H. beruhigte sich während seiner Geschäftsführung bei den königlichen Intentionen; neue Aufforderungen Rußlands wurden ablehnend beantwortet. Als Haugwitz Ende October zurückkam, als Bonaparte jede Milderung seines Vorgehens weigerte und als Bedingung irgend welcher Einräumung den Abschluß einer französisch-preußischen Allianz aufstellte: da brachte Haugwitz den König zu einem festeren Entschlusse, zu der Frage an Kaiser Alexander, 21. Februar 1804, ob Rußland bei einer Bedrohung Preußens durch Bonaparte helfend eintreten würde, worauf Alexander am 15. März mit einem bestimmten Ja erwiederte. Daraus ergab sich ein geheimer Vertrag zwischen beiden Staaten (durch Declarationen vom 3. und 24. Mai), worin ein Angriff Bonaparte's auf Preußen oder weitere Ausdehnung der Franzosen in Norddeutschland als Kriegsfall bezeichnet war. Inzwischen war Haugwitz, stets über die Cabinetsräthe zürnend, auf's Neue ausgeschieden und H. am 14. April wieder sein Vertreter geworden; vier Monate später wurde seine Stellung definitiv

durch die förmliche Entlassung des Grafen. Unter den schwierigsten Verhältnissen war die Leitung der preußischen Politik in seine Hand gelegt.

In seinen Memoiren, die an diesem Punkte beginnen, führt er weitläufig aus, wie er die Schwäche und Haltlosigkeit des bisherigen Systems, das Hin- und Herschwanken von einer Seite zur anderen, die unthätige Mattherzigkeit verurtheilt und stets auf feste Gesichtspunkte und muthige Thatkraft gedrungen habe, wie aber leider an der absoluten Friedensliebe des Königs und der Nichtsnutzigkeit der im Cabinete einwirkenden Männer alle seine Bemühungen gescheitert seien. In Wahrheit war das Gegentheil der Fall. Er war noch ganz der talentvolle, leichtgesinnte Staatsmann, wie wir ihn zehn Jahre früher am Rheine kennen gelernt haben, auch sein Gesichtskreis und seine Zwecke und Mittel hatten sich nicht erweitert. Von der unermeßlichen Gefahr, welche jetzt die kolossale Anhäufung aller Streitkräfte Frankreichs, Spaniens, Italiens, der Schweiz und der Niederlande in der einen gewaltigen Hand des genialsten Feldherrn, des gewissenlosesten Diplomaten, des unersättlichsten Eroberers über alle Staaten Europas heraufführte, scheint er damals keine Ahnung gehabt zu haben. So ganz überwältigend, sagte er einmal, ist Frankreichs Macht doch noch nicht. Im Frühjahr 1805 stellte er dem König sein Programm: „auf geschickter Benützung der Gelegenheiten, wo Erwerbungen gemacht oder dem Staate besser abgerundete Grenzen gegeben werden können, beruht, so viel ich sehe, das Ziel der preußischen Politik.“ Es war ganz und gar die von Hertzberg inaugurirte Kunst, ohne Kampf noch Anstrengung durch schlaue Combinationen und wechselnde Stellungen Profit zu suchen, eine Kunst, die auch Haugwitz mehrere Jahre hindurch geübt, seit 1799 aber, seit der Entwicklung der erdrückenden französischen Uebermacht, auf das Entschiedenste hatte verlassen wollen, um im Bunde mit Oesterreich und Rußland für die Unabhängigkeit Europa's kräftig mitzuwirken. Mit Hardenberg's Eintritt aber fiel Preußen sofort wieder in das System der kriegsscheuen Annexionspolitik zurück. Er versichert zwar hundert Mal, sein Grundsatz sei gewesen, man müsse die unentschlossene Neutralität verlassen und nach einer Seite hin thatkräftig Partei nehmen: da er aber die Frage, auf welche Seite Preußen zu treten habe, völlig offen und von augenblicklichen Umständen abhängig ließ, so ergab sich auch für ihn ein unaufhörliches Hin- und Herschwanken, dessen Resultat bei der Friedensliebe des Königs nothwendig die Fortsetzung der neutralen Unthätigkeit sein mußte.

Unter den etwa erreichbaren Annexionen dünkte ihm die Erwerbung Hannovers bei Weitem die wünschenswertheste und zugleich erreichbarste zu sein. Da nun Hannover das angestammte Erbe des englischen Königs, des Gegners der Franzosen war, so ergab sich für H., in geradem Gegensatze zu der einzig großen und wahren Politik, im Widerspruch mit dem eben geschlossenen russischen Vertrag eine halb unbewußte Hinneigung zu Frankreich. Seine Hauptsorge war zunächst, den im russischen Vertrage vorgesehenen Kriegsfall zu verhüten. Er gewann Bonaparte's Zusage, keine Uebergriffe in Norddeutschland zu machen, durch das Versprechen, seinerseits die Franzosen in Hannover gegen jeden feindlichen Angriff zu schützen. Als die Franzosen dann fortdauernd kleine Gewaltstreiche gegen die Hansestädte unternahmen, erhob er wol Reklamationen, freute sich, wenn sie Erfolg hatten, blieb aber ruhig, wenn es nicht geschah. Als jedoch Schweden in Vorpommern Truppen zum Vorstoß gegen Hannover aufstellte, drohte er den Schweden in der That mit Waffengewalt, ließ aber freilich die Arme auf der Stelle sinken, als Rußland hiegegen seinerseits den Kriegsfall stellte. Seit Anfang 1805 forderten Rußland und Oesterreich gemeinsam zu festen Abreden über den Frankreich zu leistenden Widerstand auf; H. blieb dabei, man dürfe sich von jenen nicht unbedingt abhängig machen und ließ nicht einmal Haugwitz's Gedanken eines Versprechens zu, ohne Vorwissen derselben

kein anderes Bündniß (mit Napoleon) einzugehen. Er begnügte sich, am 12. März in Petersburg erklären zu lassen, es sei nothwendig, übereinstimmend zu denken und zu handeln; man müsse die Absicht hegen, daß keine Macht ohne Wissen der anderen Verträge eingehe. Indessen wuchs die Spannung zwischen Frankreich und den Ostmächten; der Ausbruch des Krieges wurde immer wahrscheinlicher, man hatte Grund zu fürchten, daß Rußland seine Heere durch preußisches Gebiet vorschieben, oder doch zur See nach Pommern und Hannover bringen werde, was dann für Preußen die Fortdauer der Neutralität unmöglich gemacht hätte. H. hielt den Augenblick günstig und warf dem französischen Gesandten den Vorschlag hin, Napoleon möge Hannover dem preußischen Hofe zum Depot oder Besitz überlassen. Es erfolgte sogleich die Antwort Napoleons, daß er Preußen das volle Eigenthum Hannovers garantiren wolle, wenn Preußen ihm durch einen Bundesvertrag seine damaligen Besitzungen in Italien decke. H. malte sich aus, daß damit die Franzosen aus Norddeutschland entfernt und ein Hauptgrund zum Kriege beseitigt würde; wenn dann noch Napoleon die Unabhängigkeit Italiens, Hollands, der Schweiz respectire, werde sich der Friede erhalten lassen. Er gewann den Herzog von Braunschweig für die französische Allianz; Graf Haugwitz aber, welchen der König befragte, stimmte entschieden dagegen und rieth dringend zu rüsten, um in jedem Falle die eigenen Lande gegen das Kriegswetter schützen zu können. Der König entschloß sich, als jetzt Rußland gebieterisch den Durchmarsch für seine Truppen durch Preußen begehrte, zur Deckung der Ostgrenzen zuerst 80,000 Mann und dann die ganze Armee zu mobilisiren; um so eifriger setzte H. im September die Unterhandlung mit Napoleon über die Einräumung Hannovers fort; er redete jetzt nicht von Allianz, da die Hoffnung, durch eine solche die Ostmächte vom Kriege abzuhalten, bereits verschwunden war; er begehrte jetzt Hannover als Preis für Preußens Neutralität, während Haugwitz nach Wien gesandt wurde, um auch hier die Thür zu etwaiger Anknüpfung offen zu halten. Napoleon, eben im Zuge gegen die Oesterreicher in Ulm, war dicht daran, Hardenberg's Vorschläge rundweg anzunehmen und damit hoffentlich Preußen doch noch auf seine Seite gegen die Coalition herüberzuziehen.

Da trat die Wendung ein. Drei französische Corps zogen rücksichtslos durch das preußische Gebiet in Ansbach. Der König, der stets erklärt hatte, er werde Frieden halten, so lange kein feindlicher Soldat sein Land beträte, der soeben erst zur Rüstung geschritten war, um eine ähnliche Verletzung durch Rußland zu hindern, der König war empört und ohne Zaudern zum Schlagen entschlossen. Auf der Stelle wollte er den diplomatischen Verkehr mit Frankreich abbrechen, was mit der Kriegserklärung gleichbedeutend gewesen wäre: H. aber fiel ihm in den Arm, jetzt müsse Preußen als bewaffneter Vermittler auftreten und als Genugthuung für die Verletzung Ansbachs endlich die Einräumung Hannovers durchsetzen. Der König hielt den Krieg für gewiß und schrieb in diesem Sinne an die Kaiser Franz und Alexander; Haugwitz, eben aus Wien zurückgekehrt, setzte im Rathe des Königs die Eröffnung einer Verhandlung mit England auf Erlangung von Subsidien durch. Immer hielt H. unter der steten Erklärung, man müsse auch den Ostmächten gegenüber seine Selbstständigkeit wahren, die Rolle des Vermittlers auch jetzt aufrecht; der König, nicht energisch genug, dies zu hindern, war doch mit Hardenberg's Lauheit unzufrieden und berief Haugwitz gemeinsam mit jenem in das Ministerium des Auswärtigen, zu Hardenberg's schwerem Verdrusse. Darüber kam Kaiser Alexander nach Berlin und am 3. November wurde in Potsdam mit ihm der Vertrag über die Bedingungen unterzeichnet, welche Preußen dem Kaiser Napoleon vorlegen würde, unter der Erklärung des Kriegsfalls, falls sie bis zum 13. December (dem Termin, welchen das preußische Heer zur letzten Fertigstellung noch bedurfte),

nicht angenommen wären. Charakteristisch für H. war es, daß er auch in diesen Vertrag, im Begriffe, von England Subsidien zu erlangen, einen Wunsch für die Erwerbung Hannovers einschob und von der Erfüllung desselben sogar den Verzicht Preußens auf einen Separatfrieden mit Frankreich abhängig machte. Haugwitz reiste am 13. Nov. ab, um Napoleon diese Forderungen zu überbringen, die im Wesentlichen auf die Innehaltung des Vertrags von Luneville hinauskamen; daß nicht unter fröhlichem Kriegseifer die Reise angetreten wurde, zeigt der Schlußsatz der von ihm selbst entworfenen, von H. genehmigten Instruction, er werde, falls während seiner Unterhandlung Oesterreich einen Separatfrieden schließe oder zu schließen Anstalt mache, Alles aufbieten, um Napoleons Zorn über Preußens Rüstung zu beschwichtigen. Leider trat dieser Fall ein, Oesterreich schickte am 22. November zwei Gesandte nach Wien, um mit Napoleon direkt zu unterhandeln und zwar unter Gewährung nachgiebigerer Bedingungen als man sie zu Potsdam veranlaßt hatte. Dazu kam der ungeheure Fehler der Russen, anstatt bis Mitte December, dem Zeitpunkt für den Eintritt des preußischen Heeres und zugleich der österreichischen Verstärkungen, in vorsichtiger Defensive zu bleiben, statt dessen plötzlich zum Angriff überzugehen und sich die furchtbare Niederlage von Austerlitz zu holen. Durch Beides auf das Tiefste betroffen, zeichnete Haugwitz unter Napoleons herrischer Drohung sofortigen Krieges am 15. December den Vertrag von Schönbrunn, durch den Preußen von der Coalition hinweg in Frankreichs Bund trat, Hannover empfing, dafür aber Ansbach, Neufchatel und Cleve dem Kaiser Napoleon überließ. Auch H. hatte seinerseits auf die erste Nachricht von Austerlitz und dem darauf gefolgten Waffenstillstand dem russischen Gesandten erklärt, hiermit sei der Vertrag vom 3. November hinfällig geworden; er dachte wieder nur an die alte Neutralität und die Erwerbung von Hannover und hatte schon am 12. December dem Grafen Haugwitz unbeschränkte Vollmacht nachgesandt, nach seinem erleuchteten Eifer und Patriotismus zu verfahren. Als der Graf dann am 25. sein schlimmes Werk in Berlin vorlegte, als der stets unerschrockene Stein darauf die Erklärung gab, man habe noch 17 Millionen Thaler und mit den Bundesgenossen ein Heer von 250,000 Mann (die Schätzung war noch zu niedrig), und könne also eine unabhängige und ehrenvolle Rolle aufrecht erhalten, als es aller Welt und H. selbst deutlich war, daß man nur die Wahl zwischen Krieg und Annahme des Vertrages habe: da genehmigte H. das Allerunglücklichste, einen Mittelweg, Ratification des Vertrags unter interpretirenden Abänderungen, 4. Januar 1806, und sandte damit Haugwitz auf's Neue zu Napoleon. Während dieser reiste, kam am 23. Januar ein Brief Talleyrand's nach Berlin, worin derselbe die Hoffnung aussprach, Haugwitz werde sich mit dem Kaiser leicht verständigen. Auf Befragen des Königs gab H. das Votum ab, hiermit sei die Angelegenheit für erledigt zu erachten, Hannover also zu besetzen und die fremden Truppen (Russen und Engländer, die bisherigen Bundesgenossen) dort wegzuweisen. Der König trug hiernach kein Bedenken, die Abrüstung der Armee zu befehlen, also im Angesicht des großen französischen, in Süddeutschland verfügbaren Heeres die Entwaffnung zu beginnen. Wozu Rüstungsgelder zahlen, wenn der Minister des Auswärtigen das französische Bündniß für abgeschlossen erklärte? H. befestigte sich täglich mehr in der Meinung, mit dem französischen Bündniß den Besitz Hannovers gewonnen zu haben; er dachte oder träumte schon von weiteren Erwerbungen, von einer stärkeren Stellung Preußens im deutschen Reiche, von einer ringsum glänzenden Zukunft. Die Täuschung zerrann nur zu bald. Am 8. Februar meldete Haugwitz, daß Napoleon die preußischen Aenderungen verwerfe und seinerseits neue lästige Bedingungen stelle. Bereits hatte der König die Abrüstung theilweise wieder sistirt; H. aber begehrte keine weiteren mili=

tärischen Maßregeln. Als dann am 25. der von Haugwitz gezeichnete neue Vertrag ankam, war er allerdings entrüstet über die Ungeschicklichkeit und Schwäche, wenn nicht Böswilligkeit des Gesandten, aber bei der letzten Berathung über die Ratification hatte er kein anderes Wort, als daß die Annahme des Vertrags die Unterwerfung unter Frankreich sei, daß auf der anderen Seite Frankreichs Heere gesammelt, die preußischen Truppen zerstreut seien, daß vor dem Entschluß zum Kriege die Aussichten des Gelingens wohl erwogen werden müßten, und schließlich, daß in einer solchen Krisis der König allein aus der eignen Brust die Entscheidung schöpfen müsse. Da alle Generale sich für die Unmöglichkeit des Widerstandes aussprachen, entschied sich der König für die Unterwerfung.

Die erste Folge davon war die Entlassung Hardenberg's, nachdem Napoleon im Moniteur vom 26. März den Minister, den er für den Haupturheber des Potsdamer Vertrages hielt, als den entehrtesten Menschen in Europa, als einen Meineidigen und Verräther bezeichnet hatte. Am 24. April 1806 trat der Minister aus dem activen Dienste, durch Napoleons Schmähungen allen Patrioten als tapferer Vorkämpfer gegen die allgemeine Unterdrückung bezeichnet, während Haugwitz fortan als das servile Werkzeug des französischen Welteroberers galt. Denn freilich, alle Welt wußte, daß H. der leitende Minister zur Zeit des stolzen Potsdamer Vertrags gegen Napoleon gewesen und daß Haugwitz die Feder bei den kläglichen Verträgen von Schönbrunn und Paris mit Napoleon geführt hatte. Wie oft aber jener in den letzten Jahren dem französischen Bündniß zugestrebt, wie standhaft dieser bis zu dem Unglückstage von Schönbrunn zum Kriege gegen Frankreich gerathen hatte, das blieb zwei Menschenalter hindurch Geheimniß der Archive. Man darf annehmen, daß die letzte Katastrophe H. bis in den tiefsten Kern seines Wesens getroffen, daß Zorn und Schmerz ihn zum weiteren Kampfe gegen Napoleon von Innen heraus gereizt und gewappnet haben. Die Aechtung, welche Napoleon zwei Jahre später über Stein verhängte, hat diesen der Welt als ebenbürtigen Gegner des Imperators bekannt gemacht; mit Hardenberg's Beschimpfung, durch die er Preußens Knechtung vor Europa signalisirte, hat er sich einen kaum weniger gefährlichen Widersacher selbst erst geschaffen. Seit diesen Tagen erscheint, wo es Frankreich ankommt, der preußische Staatsmann verwandelt. Es ist keine Rede mehr von den sogenannten Erinnerungen der fridericianischen Zeit, von der angeblichen Gleichheit der französischen und preußischen Interessen; weggeschoben sind die schwankenden Künste einer finassirenden Politik, einer gewinnsüchtigen Schlauigkeit ohne Kraft und ohne Opfermuth: sein Wesen geht jetzt auf in dem einen Gedanken des Kampfes gegen den Bezwinger Europas; er will keinen anderen Gewinn, als der sich aus der Lösung dieser weltbefreienden Aufgabe auch für Preußen von selbst ergeben muß. Sonst bleibt er was er gewesen, liebenswürdig, leichtsinnig und sittenlos, im Arbeiten selten gründlich, im Urtheil vielfach dilettantisch: aber aus dem großen Mittelpunkte, in welchem sein Leben und Weben seitdem aufgeht, entspringt ihm Kühnheit, Zähigkeit, Rastlosigkeit, und in den beispiellosen Stürmen, welchen er und der Staat entgegen ging, mußte selbst sein Leichtsinn dienen, ihm zu geben, was Stein aus der Wucht seines sittlichen Ernstes schöpfte, die unverwüstliche Sicherheit des endlichen Sieges.

Obgleich amtlich von den Geschäften entfernt, blieb er fortdauernd in vertrautem Verkehr mit dem Könige. Friedrich Wilhelm hatte den Pariser Vertrag keinen Augenblick in einem anderen Lichte gesehen als in dem eines aufgezwungenen Joches, und während Haugwitz die officielle Politik mit Napoleon zu verhandeln hatte, nahm H. im Stillen an der eifrig gepflegten geheimen Unterhandlung mit Rußland über die künftige Befreiung Theil. Nach wenigen Monaten kam die Katastrophe: im August 1806 mußte Haugwitz selbst die Rüstung zum

Kriege gegen Frankreich bewirken, im October folgte Jena und Auerstädt, dann die Vernichtung der Armee, der Fall der Festungen, das Vordringen Napoleons bis zur Weichsel. H. war mit den Anderen nach Ostpreußen geflüchtet und als Kaiser Alexander endlich mit einem russischen Hülfsheere erschien, wurde H. in das Hauptquartier beschieden und bald nachher vom Könige zum leitenden Minister für alle Angelegenheiten ernannt, 10. April 1807. Trotz der verzweifelten Bedrängniß hatte er sich schon mehrere Wochen früher auf das Kräftigste gegen den von Napoleon angebotenen Separatfrieden ausgesprochen; jetzt entwickelte er den beiden Herrschern in großen Zügen die anzustrebenden Ziele, Sicherung von Europa gegen die napoleonische Ehrsucht, Befreiung Italiens, Neugestaltung Deutschlands, Wiedereroberung des linken Rheinufers; die beiden Souveräne schlossen in der That am 26. April nach diesen Gesichtspunkten einen Vertrag zu Bartenstein, dem freilich ein langes Dasein nicht bestimmt war. H. ging inmitten dieser Stürme sein drittes Ehebündniß ein, am 19. Juni 1807, wunderlicher Weise wieder mit einer geschiedenen Frau, Charlotte Langenthal, geb. Schönemann. Bald nachher kam der Tag von Friedland, der Tilsiter Friede, der beispiellose Sinneswechsel Alexanders. H. wurde durch das Unheil seines Staates persönlich mitbetroffen: Napoleon wollte mit ihm nicht unterhandeln und verfügte, daß er auf eine Entfernung von 40 Stunden vom Hofe weg gewiesen werden müsse. H. schlug dem Könige den Freiherrn v. Stein als seinen einzig geeigneten Nachfolger vor, empfahl bis zu dessen Ankunft die Geschäfte durch seine bisherigen Räthe in der Form einer Immediatcommission führen zu lassen und ging über die russische Grenze nach Riga.

In den Monaten, die er hier zubrachte, schrieb er, unterstützt durch die Geh. Räthe Altenstein und Niebuhr, auf den Wunsch des Königs eine große Denkschrift über die Reorganisation des niedergeschlagenen Staates. Wie bei jenen diplomatischen Entwürfen in Bartenstein bewährte er auch hier die Frische und Elasticität seines Geistes; er arbeitete, wie unbekümmert um die Nöthe und Hindernisse der Gegenwart, einen umfassenden Zukunftsplan aus, in dessen Bildern weit mehr seine persönlichen Ideale als die Bedürfnisse und Mittel des Augenblicks sich reflectirten. Lange Zeit vor der Julirevolution redete er hier von einer Monarchie mit demokratischen Institutionen, von einer irgend wie zu wählenden National-Repräsentation, der er freilich keine entscheidende Stimme bei Gesetzgebung und Budget, sondern Theilnahme an den Verwaltungsgeschäften, in der Gemeinde, dem Kreise, dem Ministerium zudachte, von der Aufstellung einer Landwehr, die jedoch nicht aus den ausgedienten Liniensoldaten, sondern nothdürftig geübten Milizen bestehen und durch Freiwilligen-Corps unter gewählten Officieren verstärkt werden sollte. Er begehrte ferner Aufhebung der Steuerexemtionen und Adelsprivilegien, Erklärung der Gewerbefreiheit, Pflege der Kunst und Wissenschaft, Religionsfreiheit und Toleranz. Genug, er war erfüllt von dem hohen Grundgedanken, daß die Herstellung und Befreiung nur durch die thätige Theilnahme der ganzen Nation erreicht werden könne: er gab Anregungen dieses Sinnes in Fülle. Allerdings von seinen Sätzen war es noch ein weiter Weg zu praktisch verwendbaren Gesetzentwürfen und jedenfalls war es gut für den König und den Staat, daß der wirkliche Angriff der Reform damals in die gediegenere Hand des Freiherrn v. Stein gelegt war.

Im Frühling 1808 kam H. zurück nach Tilsit, wo er die Memoiren über seine Geschäftsführung in den letzten fünf Jahren niederschrieb, eine Apologie seiner ministeriellen Thätigkeit, ohne allen Zweifel mit voller Wahrheitsliebe entworfen, dennoch aber fast an allen entscheidenden Stellen unzuverlässig, weil sich dem Verfasser in einer psychologisch ganz merkwürdigen Weise die damalige Gesinnung und Anschauung der früheren entgegengesetzten unterschob. H. kam dann 1808 nach Preußen zurück

und lebte zuerst in Tilsit, dann in Marienwerder oder auf seinen Gütern bei Tempelberg und Grohnde in völliger Zurückgezogenheit, bis im J. 1810 die Noth des Vaterlandes ihm den Schauplatz umfassender Wirksamkeit auf's Neue eröffnete.

Damals trug Preußen noch an der Last der ihm in dem Tilsiter Frieden auferlegten Kriegscontribution, welche nach Stein's Ausscheiden der verarmte Staat unter der schwachen Leitung des Ministeriums Dohna = Altenstein nicht aufzubringen vermochte und sich deshalb von dem unerbittlichen Gläubiger fortdauernd mit Vernichtung bedroht sah, so daß die unglücklichen Minister endlich den Vorschlag an den König brachten, zur Tilgung der Schuld die Provinz Schlesien dem Kaiser Napoleon anzubieten. In diesem über Tod und Leben entscheidenden Momente wurde der König durch den Oberkammerherrn Fürsten Wittgenstein an H. erinnert, und Napoleon, der aus Rücksicht auf Rußland nicht wol Preußen geradezu zertrümmern konnte und in Folge seines spanischen Krieges selbst in schwerem Geldbedürfniß war, gab seine Einwilligung zu der Wiederanstellung eines Ministers, der allein, wie man ihm versicherte, das Talent besäße, die geschuldeten Contributionsgelder aufzubringen. So wurde 1810 H., jetzt als Staatskanzler, zum zweiten Male mit der Leitung aller Staatsgeschäfte betraut. Der Finanzplan, mit dem er zuerst hervortrat, war etwas windiger Natur, so daß die fähigsten Mitarbeiter, auf die er gehofft hatte, Schön und Niebuhr, sich erschreckt zurückzogen und auch Stein bei gelinderem Gesammturtheil doch im Einzelnen starke Einwendungen erhob. Indessen brachte H. zu seiner schwierigen Aufgabe eine Hauptsache, und zwar die größte, mit, den unvertilgbaren Haß gegen die Unterdrücker und die nicht zu beugende Frische und Festigkeit der allgemeinen Haltung. So wurde der Finanzplan allmählich umgearbeitet und verbessert und endlich doch eine ausreichende Einnahme geschafft, die Contributionszahlungen in Gang gebracht, für die Staatsbedürfnisse, vor Allem für die Heereseinrichtungen wenigstens nothdürftig vorgesorgt. An den politischen Reformplänen des Programms von 1808 hielt der Kanzler fest; die Aufhebung der ständischen Steuerprivilegien, des städtischen Zunftmonopols, der Zwangs- und Bannrechte, die volle Freiheit des Gewerbes wurde verkündet, den Erbpächtern gegen Zurückgabe eines Drittels oder der Hälfte ihrer Grundstücke an die Gutsherrschaft das volle Eigenthum an dem Reste verliehen. Die letzte Maßregel war an sich gewaltsam und schädlich, die anderen erschienen dem Volke im Augenblick nur zum Zwecke allseitiger Steuererhöhung ergriffen, so daß die nächste Wirkung eine grimmige Unzufriedenheit auf allen Seiten war. H., welcher am Schlusse des Finanzgesetzes eine Nationalrepräsentation in Aussicht gestellt hatte, berief im Februar 1811 eine Versammlung von 60 Notabeln, meist Rittergutsbesitzern, und erlebte hier eine so stürmische Opposition, daß er nach dem Schlusse der Sitzungen zwei Führer der Feudalpartei fünf Wochen lang einsperren ließ, dann aber nach Wiedereröffnung der Versammlung mehrere sehr erhebliche Concessionen machte. Dies Verfahren konnte nicht zur Erhöhung seines persönlichen Ansehens dienen; die Klage war berechtigt, daß er weder stetig noch gründlich in der Durcharbeitung seiner Ansichten sei — wenn er z. B. 1808 die Hauptaufgabe der Volksvertreter in die Theilnahme an den Verwaltungsgeschäften gesetzt hatte, so schrieb er jetzt an Stein, daß sie grundsätzlich nicht das Geringste mit der Verwaltung zu schaffen haben dürften — und noch übler war seine, theils aus Selbstgefühl, theils aus Bequemlichkeit entspringende Abneigung gegen kräftige und bedeutende Mitarbeiter, die sich im Zusammenhange mit seinem stets sittenlosen Privatleben fast zur Vorliebe für anrüchige und zweideutige Menschen steigerte. Der einzige starke und große Einfluß, den er neben sich duldete, war jener Scharnhorst's; hier hielt ihn der patriotische Zorn gegen Napoleon auf der seiner Stellung würdigen Höhe. Daß er in der da-

maligen Lage des Staates der Volksvertretung weder entscheidende Stimme noch Oeffentlichkeit der Verhandlungen einräumte, daß er als Staatskanzler alle anderen Minister seiner bestimmten Oberaufsicht unterstellte, darüber wird ihm kein verständiger Beurtheiler einen Vorwurf machen. Die Dictatur lag hier in der Natur der Dinge.

Nur zu bald aber traten die Einzelnheiten dieser inneren Fragen gegen den pressenden Drang der auswärtigen Sorgen zurück. An Napoleons Wunsch, den letzten selbständigen Continentalstaat, das russische Reich, seinem Herrscherwillen zu unterwerfen, war seit dem Wiener Frieden von 1809 für keinen sachkundigen Beobachter ein Zweifel; mit dem Ausgange des J. 1810 wurde Napoleons Kriegsdrang gegen Norden für alle Welt offenkundig. Bis dahin hatte, wie man in Berlin sehr gut wußte, nur die Rücksicht auf den russischen Bundesgenossen Napoleon von der Vernichtung des preußischen Staates abgehalten: was würde jetzt das Schicksal des Letzteren sein, wenn Napoleon mit dem Petersburger Hofe bräche? Welche Schritte hätte man zu thun, um das Uebelwollen des Welteroberers zu beschwichtigen? Oder auf der anderen Seite, wenn es zwischen den beiden gewaltigen Mächten zum Kriege käme, wäre dann nicht der Augenblick vorhanden, im Bunde mit Rußland die erdrückenden Ketten der fremden Unterjochung zu brechen? Es war wieder eine Frage über Tod und Leben. Wie damals die Dinge standen, konnte Preußen im Kriegsfall höchstens 70,000 Mann für den ersten Moment des Kampfes aufstellen. Dagegen hatte Napoleon eine gleiche, täglich anwachsende Truppenmacht an der unteren Elbe, starke Garnisonen in den Oderfestungen und Danzig, das sächsische Heer in der Lausitz, das polnische an der Weichsel: auf einen Wink konnte er alle Provinzen des verstümmelten Staates mit seinen Massen gleichzeitig überschwemmen. Die Erwägungen oder, nach Droysen's Ausdruck, die Agonien setzten sich in Berlin durch das ganze Jahr 1811 hindurch fort. Es ist hier nicht der Ort, ihren einzelnen Wechselfällen zu folgen; was H. betrifft, so wird man sagen müssen, daß diese Zeit der schwersten Prüfung für ihn die Zeit der höchsten Bewährung geworden ist. Man schritt vorwärts wie auf schmaler Felsenkante, rechts und links den Abgrund zur Seite. Ob im einzelnen Augenblick etwas mehr, etwas weniger auf den Rath der Vorsicht oder der Kühnheit zu hören sei, war weniger Erwägungs- als Gewissenssache. Anfangs war H. einig mit dem Könige gegen Scharnhorst und Gneisenau, daß man auf möglichst leidliche Bedingungen mit Frankreich eine Abkunft suchen müsse; dann im Juni 1811 durch Napoleon's Forderungen und Drohungen zum Muthe der Verzweiflung gepreßt, stimmte er mit den beiden Generalen für ein Bündniß mit Rußland und den Beginn des Kampfes um siegende Befreiung oder ehrenvollen Untergang; es wurden dann die erforderlichen Schritte in Petersburg, Wien und London gethan, bis zum Ende des Jahres aber festgestellt, daß auf keiner Seite rasche und wirksame Unterstützung zu hoffen wäre. Der König war fortan entschlossen, die französische Allianz als das einzige Rettungsmittel vor sofortigem Verderben auf sich zu nehmen, während H. und die beiden Generale der Meinung blieben, auf jede Gefahr den Kampf zu beginnen. Der Erfolg hat dieses Mal der bedächtigen Klugheit gegen die Forderungen des begeisterten Todesmuthes Recht gegeben; doch wird man hinzusetzen dürfen, daß ohne die unablässig vorwärts drängende Gesinnung der Drei der König niemals die Früchte des Erfolges geerntet haben würde. Der Bundesvertrag, welcher ganz Preußen dem Machtgebote Napoleons bedingungslos unterwarf, wurde am 24. Februar 1812 unterzeichnet, und General York rückte mit der großen Armee gegen Rußland in das Feld; im September stand das preußische Corps vor Riga und Napoleon hielt seinen triumphirenden Einzug in Moskau. H. ließ die Hoffnung nicht sinken. Er meinte, daß bei den kolossalen Entfernungen und dem Herannahen des Winters

große Diversionen in Napoleons Rücken möglich seien, wenn Oesterreich und Preußen kräftig zusammenwirkten und ließ Aufforderungen dieses Inhalts nach Wien ergehen. Graf Metternich aber nahm die Mittheilung völlig kühl auf, erklärte, daß Oesterreich mit Napoleon nicht brechen werde, fand es allerdings begreiflich, wenn Preußen anders handle und begnügte sich, in London seine Vermittlung für einen allgemeinen Frieden anzubieten. Der König wünschte sehr, nicht ohne Oesterreich vorzugehen, ließ aber zu, daß H. den General York über die Lage instruire und gab dessen Adjutanten die Vollmacht mit, daß der General nach den Umständen verfahren möge. Ende December, als die Vernichtung der französischen Armee bekannt und Napoleon nach Paris zurückgeeilt war, erklärte H. dem Könige, daß die Zeit zum Handeln, mit oder ohne Oesterreich, gekommen; die größte Eile sei nöthig, um Napoleon keine Frist zu neuen Rüstungen zu lassen; doch müsse man einstweilen noch scheinbar an der Allianz festhalten, um unter deren Deckmantel die nöthigen Vorbereitungen sicher treffen zu können. York's kühne That, das preußische Corps von dem französischen Heere zu trennen und einstweilen neutral zu stellen, wurde zwar von dem Könige officiell getadelt, beschleunigte aber im Cabinet die zum Befreiungskampfe drängenden Entschlüsse. Wieder ist es nicht möglich, an dieser Stelle jeden Schritt der Entwicklung zu verzeichnen; es muß uns ausreichen, Hardenberg's Haltung genau zu charakterisiren. Der König nahm damals neben H. Rath hauptsächlich von Ancillon und Knesebeck; unter diesen war Ancillon ein Mann schöner Worte, kleiner Ziele, schwächlicher Mittel; Knesebeck spannte seine Forderungen etwas höher, begehrte den Bruch mit Napoleon, verwickelte sich aber bei jedem Schritte in untergeordnete Bedenklichkeiten; schließlich waren Beide mittelmäßige Geister und halbe Charaktere; H. allein vertrat damals die große Sache mit dem Schwunge der Seele und der Weite des Blickes eines ächten Staatsmannes. In dem Wesen Friedrich Wilhelm's gab es Berührungspunkte für jeden dieser Berather: bei seiner bedächtigen Pflichttreue lastete das Gefühl der ungeheuren Verantwortung schwer auf ihm und machte ihn selbst für Ancillon's schwachmüthige Einwendungen zugänglich; im innersten Herzen freilich theilte er Hardenberg's Auffassung der gewaltigen Aufgabe und gab beim letzten Wort nach peinlichen Zweifeln stets die rechte Entscheidung. Ganz schlagend traten diese Stimmungen an das Licht, als der König Ende Januar mit H. nach Breslau übersiedelte, dort die ersten Maßregeln zur nationalen Rüstung ergriff und den eben von einer Mission nach Wien zurückgekehrten Knesebeck in das russische Hauptquartier zur Unterhandlung der Allianz mit Kaiser Alexander absandte. Knesebeck hatte zu Wien in dem Grafen Metternich einen ihm überlegenen, aber wahlverwandten Geist gefunden; während Stein's ganzes Wesen damals in dem Satze aufging, daß in der hohen Krisis die größte Kühnheit auch die größte Klugheit sei, herrschte in Wien die umgekehrte Ansicht, die höchste Staatsweisheit bestehe eben in der Vermeidung jeder Kühnheit. Vor Allem weise erschien es, nach Napoleons Niederlage sich vor einer künftigen russischen Uebermacht zu fürchten und sich deshalb lieber nicht mit Alexander gegen Frankreich zu verbünden, sondern als Vermittler zwischen beiden Mächten einen allseitig gesicherten Zustand zu erlangen, also demnächst dem französischen Kaiser möglichst annehmbare Bedingungen vorzuschlagen, vor Allem aber keine Vergrößerung Rußlands auf polnischem Boden zu dulden. Als Knesebeck darauf nach Kalisch abging, erhielt er die einfache Instruction, ein Waffenbündniß zu Schutz und Trutz anzubieten, auf die Bedingung, daß Alexander nicht eher Frieden schließe, bis Preußen wieder einen Machtumfang wie vor 1806 zurückgewonnen habe. Er aber, auf seinen persönlichen Einfluß beim Könige bauend, schrieb sich unter die Instruction auf eigne Hand den Zusatz, daß er die Zurückgabe Warschau's an

Preußen zu begehren hätte. Weder der König noch H. hatten einen solchen Gedanken gehabt; sie wünschten lieber deutsche als polnische Länder zu gewinnen und begriffen, daß Alexander nimmermehr auf die Erwerbung Polens und damit auf jede Vergrößerung verzichten würde. So erfuhr denn auch Knesebeck den kategorischen Widerspruch der Russen und die ganze Unterhandlung wäre ohne Stein's Dazwischenkunft gescheitert. Dieser bestimmte den Kaiser, ihn selbst und den Staatsrath Anstett ohne Knesebeck's Vorwissen nach Breslau zu senden: und auf Rußlands Erbieten, die heutige Provinz Posen an Preußen zu überlassen und auf die allgemeine Zusage der Herstellung der preußischen Macht, wurde dort in 24 Stunden von H. und Anstett abgeschlossen. Ganz in gleichem Sinne, das vielleicht Angenehme aber Untergeordnete hinter das unbedingt Nothwendige zurückzustellen, begann H. jetzt auch die Bundesverhandlung mit England, indem er ohne Vorbehalt die Herstellung Hannovers genehmigte und nur eine große Erweiterung des welfischen Gebietes ablehnte; und nicht anders sandte er zur Werbung weiterer Genossen nach München und bot Baiern für seinen Eintritt in die Allianz den Verzicht Preußens auf Ansbach und Baireuth. Sein Gedanke ging auf die Erwerbung Sachsens, welche Alexander bereits genehmigt hatte als treffliche Entschädigung für das verlorene Hannover, sowie auf Erweiterung des altpreußischen Besitzes in Westdeutschland durch ehemals geistliches und rheinbündnerisches Gebiet, anstatt der früheren Besitzungen in dem stets unzuverlässigen Polen und dem zu weit südwärts entlegenen Franken. Dabei ging die Meinung sowol der preußischen wie der russischen Regierung auf eine Gestalt der deutschen Verfassung, nach welcher der Norden unter Preußens, der Süden unter Oesterreichs Hegemonie kommen sollte. Daß H. dies Alles nicht in specieller Redaction zu Kalisch und Breslau in die Verträge brachte, lag in der Natur der Dinge: eben aus tiefster Ohnmacht auf die Schwelle eines immer noch gigantischen Kampfes tretend, wie hätte man damals schon mit genauen Schnitten das Fell des Bären vertheilen sollen? H. verließ sich, trotz der Tilsiter Erfahrungen, dieses Mal auf die begeisterte Gesinnung des russischen Kaisers, und die Folge hat gezeigt, daß sein Urtheil richtiger war als Metternich's Angst über die drohende Weltherrschaft der Kosaken.

So begannen Preußen und Rußland den Krieg, zunächst allein, da Metternich fortdauernd Frieden und Vermittlung predigte und noch lange Monate brauchte, um in Oesterreich so viele Streiter aufzutreiben wie das viermal kleinere Preußen innerhalb weniger Wochen. In den Schlachten bei Lützen und Bautzen behielt Napoleon das Uebergewicht, trat aber, um seine letzten Rüstungen zu vollenden, in einen Waffenstillstand, zu Pleißnitz, ein, während dessen die österreichische Vermittlung ihre Thätigkeit entfalten sollte. Bis dahin hatte Metternich, um Rußland von directen Unterhandlungen mit Napoleon abzuhalten, den Verbündeten vorgeschlagen, von dem Gegner die Auflösung des Herzogthums Warschau, die Rückgabe Illyriens und Venetiens an Oesterreich, die Herstellung Preußens und die volle Unabhängigkeit Deutschlands bis zur Rheinlinie zu fordern (H. an den König, 14. Mai): jetzt aber dünkte dies seiner Friedensliebe zu viel, er versprach die Kriegserklärung gegen Frankreich, wenn Napoleon die ihm aufzuerlegenden Bedingungen nicht annehme, beschränkte diese aber auf die Forderung, daß Preußen einen Theil des Herzogthums Warschau und die Stadt Danzig bekomme, Oesterreich die illyrischen Provinzen erhalte und Napoleon auf die hanseatischen Departements sowie auf das Protektorat des Rheinbundes verzichte. Dies Programm war ein Hohn auf die erhoffte Befreiung Europa's, aber trotz des Widerspruchs der Verbündeten blieb Metternich unerschütterlich und gewährte endlich nur die Zusicherung, daß wenn Napoleon selbst diese unsäglich bescheidenen Bedingungen abwiese und Oesterreich demnach in den Kampf einträte, dann die Forderungen erweitert und die Selbständigkeit

des rechtsrheinischen Deutschlands, Hollands, Spaniens, Italiens, sowie die Herstellung Oesterreichs und Preußens zu den Machtverhältnissen von 1805 begehrt werden sollte. H. hatte auch hier wieder den richtigen Blick, bei Napoleon's Charakter die Verwerfung jeder Concession vorauszusehen und deshalb Metternich's Anträge in der Convention von Reichenbach am 27. Juni 1813 zu genehmigen. Es geschah, wie er vermuthet hatte; Napoleon blieb gegen jede Vorstellung taub und Oesterreich erklärte am 10. August den Krieg. Die Wiener Regierung brachte geringen Eifer, immer aber ansehnliche Heeresmassen zu dem weiteren Feldzug; drei Monate später war die Leipziger Völkerschlacht geschlagen und die französischen Heerestrümmer flüchteten in völliger Auflösung zum Rheine und über den Rhein. H., im Jubel des mächtigen Triumphes, sah sich bereits am Ziele. „Möchte ich Worte finden können", schrieb er am 20. October dem Könige, „um Ew. Majestät mit der Empfindung, die das Innerste meines Herzens durchdringt, zu dem glorreichen Siege Glück zu wünschen, den Sie erfochten haben. . . . Man versichert, daß der König von Sachsen sich an Ew. Majestät ergeben habe. Ich beschwöre Höchstdieselben, ihn, zwar mit aller seinem Range gebührenden Achtung, aber als einen Gefangenen zu behandeln und ihn mit seiner Familie nach Königsberg in Preußen zu schicken. Er hat dieses durch seine Treulosigkeit und durch die bis ganz zuletzt bewiesene Beharrlichkeit, die feindliche Parthey zu halten, voll verdient. In Absicht auf sein Land gilt das Eroberungsrecht, wie es nur immer geltend gemacht werden kann. Ew. Majestät kennen die Absichten des Kaisers von Rußland und wenn gleich über den Besitz jetzt noch nichts entschieden werden mag, so ist es doch höchst wichtig, ihn für Preußen möglichst zu sichern. An österreichische Insinuationen würde ich mich wegen des Königs von Sachsen gar nicht kehren. Ew. Majestät muß der Ruhm werden, mehr als irgend einer Ihrer hohen Vorfahren für die Monarchie gethan zu haben, indem Sie ihr Sachsen erwerben. Der Tag wird der glücklichste meines Lebens sein, an dem ich Ew. Majestät als König von Preußen und Sachsen und als souveränen Herzog von Schlesien und Groß-Pohlen werde begrüßen können. Die Vorsehung hat Alles dazu eingeleitet." — Bei dieser fröhlichen Siegessicherheit verschwand mit der Gefahr auch die Spannkraft, welche den hochbejahrten Staatsmann auf die Höhe der Erfolge geführt hatte. Wieder sank er in die altgewohnte Planlosigkeit und Bequemlichkeit zurück. Als er im November 1813 nach Frankfurt a. M. kam, fand er dort Metternich höchst geneigt, unter Ueberlassung der Rheinlinie mit Napoleon Frieden zu machen, und Knesebeck zeigte sich höchst entsetzt über Gneisenau's tollen Gedanken, sich der Gefahr einer Invasion in das Innere Frankreichs auszusetzen. H. ließ sich ohne langes Widerstreben zu den Anschauungen der Beiden hinüberziehen. Auch die Russophobie derselben wirkte so weit auf ihn ein, daß er für die künftige Politik Preußens sich ein enges Zusammenhalten der drei „deutschen" Großmächte, nämlich Preußens, Oesterreichs und England-Hannovers als Grundlage dachte, ohne den mindesten Argwohn gegen die grimmige Eifersucht des Wiener und des welfischen Hofes bei jedem Anwachs Preußens. So erhob er keine Einwendung gegen die Herstellung der österreichischen Herrschaft in Italien, noch auch gegen den englischen Plan, die oranische Dynastie in Holland mit Belgien und einem Theile der Rheinlande auszustatten; er bedachte nicht, wie wichtig es für Preußen gewesen wäre, die Angelegenheiten der anderen Mächte ganz so lange in der Schwebe zu erhalten, als dies von deren Seite den preußischen widerfuhr. Es machte ihn sogar nicht irre, daß, als er jetzt bindende Zusagen auch für Preußens Erwartungen in Sachsen und am Rheine begehrte, Metternich mit süßen Worten ihn lediglich auf künftige Verhandlungen aller Großmächte tröstete. Indessen hatten Alexander, Stein und Gneisenau endlich doch die Ueberschreitung

des Rheines und den Einbruch in Frankreich durchgesetzt; H. aber blieb noch lange Wochen in dem Fahrwasser der zaudernden und zurückhaltenden Kriegspolitik Metternich's und Knesebeck's. Nach dem Siege von La Rothière forderte man zwar von Napoleon anstatt der Rheinlinie die alte Grenze von 1790; als dann aber Napoleon im Februar 1814 Blücher's Heertheile mit schweren Schlägen traf, war H. mit Metternich und Castlereagh wieder bereit, auf die Rheingrenze abzuschließen. Zum Glücke wies jetzt Napoleon mit gleichem Uebermuthe wie das Jahr zuvor auch die kleinste Concession zurück; König Friedrich Wilhelm riß sich von dem Einflusse Knesebeck's los und so kam es zu dem Marsche auf Paris, dem Sturze Napoleon's und zum vorläufigen Abschlusse des Weltkampfes, zu dem ersten Pariser Frieden. Wieder versuchte H. vergeblich, bindende Bestimmungen über Preußens künftigen Besitzstand zu erlangen; wieder verwiesen ihn Oesterreich und England auf den bevorstehenden allgemeinen Congreß, und dieses Mal stimmte auch die russische Regierung zu, um ihr Votum für Preußen auf dem Congresse von Preußens Unterstützung ihrer polnischen Pläne abhängig zu machen. H. war tief verstimmt, richtete aber seinen Aerger vornehmlich gegen Rußland, da er in Alexander's Wunsch auf Herstellung eines Königreiches Polen ganz in Knesebeck's Sinn jetzt eine große Gefahr für Preußen sah und in seinen deutschen Gefühlen durch Alexander's Widerspruch gegen die Zurückforderung des Elsasses tief gekränkt war. Um so mehr setzte er sich in der Ansicht fest, Preußens Heil in festem Anschluß an England und Oesterreich zu suchen. In solchen Stimmungen zeichnete er die Friedensurkunde am 30. Mai 1814 und wurde dann von seinem Könige, zum verdienten Danke für seinen entscheidenden Antheil an dem Befreiungskampfe, am 3. Juni in den Fürstenstand erhoben.

Daß sich H. mit jener letzten Wendung seiner auswärtigen Politik auf einen verhängnißvollen Irrweg einließ, wird heute nicht leicht mehr bestritten werden. Sein Plan für die Neugestaltung Preußens richtete sich auf die Erwerbung einer polnischen Provinz zur Verbindung von Ostpreußen und Schlesien, auf die Annexion des ganzen Königreichs Sachsen sowie des früher schwedischen, jetzt dänischen Vorpommern, sodann auf die Erwerbung der Herzogthümer Westfalen und Berg, sowie der Rheinlande von Mainz bis Wesel. Mit der Zurückgewinnung der altpreußischen, 1807 abgetretenen Lande hätte das eine Gesammtbevölkerung von 10 bis 12 Millionen ergeben. Hardenberg's weiterer Gedanke war dann, Oesterreich und Baiern in ähnlicher Weise am Oberrheine als Grenzwächter gegen die Franzosen auszustatten und dann dem ganzen Deutschland eine feste Bundesverfassung unter der gemeinsamen Hegemonie Oesterreichs und Preußens zu geben. Mit alle dem war Kaiser Alexander von Herzen einverstanden. Für sich wollte er nach wie vor den größten Theil des Großherzogthums Warschau als souveränes Königreich Polen behaupten, aber wie er es in Kalisch zugesagt, dem preußischen Bundesgenossen die Provinz Posen bis zur Prosna überlassen; bedenklich für Preußen war dabei nur seine Forderung, das wichtige Thorn für sich zu behalten. Dafür versprach er auf das Bestimmteste, ganz Sachsen dem Könige zu verschaffen und die sonstigen Wünsche Preußens sowie den Plan einer deutschen Bundesverfassung kräftigst zu unterstützen. Auf der anderen Seite war Metternich in allen Punkten der Todfeind dieses ganzen Systems. Er gönnte dem Rivalen einige niederrheinische Landstriche, um ihn zu Frankreich in feindselige Stellung zu bringen; aber keine Scholle Landes sollte Preußen südlich der Mosel erhalten, damit sein Einfluß nicht bei den süddeutschen Staaten festen Fuß fasse. Er war entschlossen, Sachsen soweit wie irgend möglich vor der preußischen Habgier mit allen Mitteln zu beschützen. Statt dessen sollte Preußen im Osten über die Prosna bis zur Linie der oberen Warthe, ja bis zur Weichsel hinaus vergrößert, dadurch mit Rußland überworfen und in dieser Isolirung für jeden

Widerstand gegen Oesterreichs Pläne unfähig gemacht werden. Von einer geschlossenen Bundesverfassung Deutschlands wollte Metternich gar nicht reden hören. Schon vor der Eröffnung des Wiener Congresses waren diese Verhältnisse durchsichtig genug und hätten den Staatskanzler mit Entschiedenheit auf Rußlands Seite stellen müssen. Aber Monate lang ließ er sich durch das Schreckbild des polnischen Königreichs unter russischer Hoheit weiter ängstigen und durch Metternich und Castlereagh mit unbestimmten Verheißungen über Sachsen hinhalten, während Metternich dem Kaiser Alexander heimlich eröffnete, Oesterreich werde in der polnischen Sache nachgiebig sein, wenn Rußland die sächsischen Ansprüche Preußens nicht mehr unterstütze. Die Gefahr für Preußen, gleichzeitig mit Rußland über Polen und mit Oesterreich über Sachsen zu zerfallen, wurde immer dringender: da griff am 6. November König Friedrich Wilhelm persönlich ein, verständigte sich mit Alexander und befahl dem Kanzler, fortan von der bisherigen Opposition gegen Rußland abzulassen. H. war tief gekränkt, dachte daran, seinen Abschied zu nehmen, blieb schließlich aber doch im Amte und feilschte dann noch Wochenlang mit den Russen über Warthe und Prosna, über Thorn und Culmerland. Indessen ließen jetzt mit verdoppelter Erbitterung Oesterreich und England die bisherige Gönnermaske fallen und erhoben offenen Protest gegen die preußische Besitznahme Sachsens, näherten sich dem französischen Botschafter Talleyrand und zeigten sich dem Kaiser Alexander möglichst gefügig, um alle Kraft gegen Preußen zu concentriren. Da H. diesen Umtrieben nur durch ungeschickte, theils schwächliche, theils herausfordernde Vorschläge begegnete, so traten Oesterreich, England und Frankreich in immer näheres Verständniß und schlossen endlich am 3. Januar 1815 in tiefem Geheimniß einen Kriegsbund gegen Preußen. Aber gerade indem man so dicht an die Möglichkeit des offenen Bruches herantrat, leuchtete plötzlich die Abscheulichkeit desselben auf beiden Seiten ein. Schon am 9. Januar thaten Castlereagh und Metternich einen Schritt zur Versöhnung und H. gab seinerseits nach, daß der südliche Theil Sachsens dem Könige Friedrich August bleibe. Mit russischer Unterstützung wurde dann die Abgrenzung des heutigen Besitzstandes festgestellt, und als England die Stadt Leipzig hartnäckig dem preußischen Staate weigerte, gab Kaiser Alexander dafür Thorn zur Entschädigung. Am Rheine wurde Mainz Bundesfestung, die preußische Provinz über die Mosel hinaus wenigstens bis zur Nahe ausgedehnt. Sodann, um Vorpommern zu gewinnen, entschloß sich H. den Dänen das kleine Herzogthum Lauenburg anzubieten und, um dieses wieder von Hannover zu erlangen, dem Welfenhause Ostfriesland zu überlassen. Es war ein hartes Opfer, aber im deutschen Interesse damals unvermeidlich. In der deutschen Verfassungssache endlich mußte H. auf jede die partikulare Souveränität beschränkende Bundesgewalt verzichten und sich mit den kümmerlichen Einrichtungen des Frankfurter Bundestags begnügen. Mit großem Eifer hatte er sich bemüht, feste Gewähr für repräsentative Verfassung der Einzelnstaaten in die Bundesacte zu bringen, jedoch bei dem Widerstreben Oesterreichs und der Rheinbundskönige nur den fast inhaltlosen Artikel 13 durchgesetzt.

Unterdessen erfüllte auf's Neue der Tumult eines großen Krieges die Welt: Napoleon war von Elba zurückgekehrt und hatte noch einmal Besitz vom französischen Kaiserthrone ergriffen. H. zog wieder mit dem Könige in das Feld, mußte aber zum zweiten Male erleben, daß der Versuch, Elsaß dem deutschen Vaterlande zurückzugewinnen, gegenüber dem Uebelwollen Rußlands und Englands vergeblich blieb. Eine kleine Grenzerweiterung an der Saar war der einzige materielle Gewinn, welchen Blücher's Thaten bei Ligny und Belle-Alliance dem Staate zuführten. Der König war nicht ganz zufrieden mit der Art und Weise, in welcher H. die Verhandlung geführt hatte: es sei keine Kunst, sagte er, Minister zu sein, wenn man jedem Anspruch der Anderen nachgebe.

H. hat dann in der folgenden Friedenszeit noch sieben Jahre lang an der Spitze der inneren Verwaltung Preußens gestanden. Es war die Zeit, in welcher der tief verarmte, erschöpfte, bunt und ungünstig componirte Staat alle Gebiete der Regierungsthätigkeit durch angestrengte, einsichtige und ökonomische Arbeit neu zu organisiren hatte, die ruhm- und erfolgreichste Zeit des preußischen Beamtenthums, welches hier durch geräuschlose allseitige Thätigkeit die festen Grundlagen für die künftige Größe der deutschen Nation legte. Eine neue Einrichtung der Ministerien und Provinzialbehörden, ein neues Finanz- und Zollsystem, die definitive Ausgestaltung der Heeresverfassung, die Organisation der katholischen Bisthümer, die ersten Schritte zur Reform des Unterrichtswesens: alle diese Schöpfungen wurden nebeneinander in dem ersten Jahrzehnt nach dem Frieden durchgeführt. Der persönliche Antheil Hardenberg's an denselben war nicht erheblich. Altersschwäche, Taubheit und Arbeitsscheu wirkten zusammen; den Finanzfragen stand er völlig interesselos gegenüber. Nur wo die alten liberalen Tendenzen seiner früheren Lebensjahre zur Sprache kamen, entwickelte er eine zähe, wenn auch nicht immer kräftige Thätigkeit. Bei den Verhandlungen mit der römischen Curie hielt er fest an den Auffassungen seines Ministerialreferenten Raumer gegen Niebuhr's romantische Sympathien für den heiligen Stuhl, welche ganz bereit waren wesentliche Staatsaufsichtsrechte zu opfern und die deutschen Katholiken ohne Weiteres der Herrschaft des Vaticans zu unterwerfen. Einen noch breiteren Raum aber nahm in seinem damaligen Wirken die preußische Verfassungsfrage ein. Der Gedanke einer Volksvertretung, den er in der Zeit der napoleonischen Unterdrückung so lebhaft in das Auge gefaßt, war ihm auch im Augenblicke des Sieges und der Befreiung gegenwärtig und blieb es bis zur letzten Stunde seines bewegten Lebens. Leider hatte er auch bei diesem Lieblingsthema weder vorausschauende Besonnenheit noch entschlossene Thatkraft mehr einzusetzen und lieferte damit selbst den Gegnern die Waffen, ihn Schritt auf Schritt von der ursprünglichen Linie abzudrängen und ihn endlich völlig matt zu setzen. Gleich sein Ausgangspunkt, die berühmte Verordnung vom 22. Mai 1815, war mit einer fast leichtsinnigen Unbedachtsamkeit gewählt. Es solle, hieß es dort, eine Nationalrepräsentation eingerichtet werden; dieselbe solle aus den Provinzialständen hervorgehen und diese also, wo sie nicht mehr beständen, neu gebildet werden. Nun gab es damals adlige Landstände in allen den ehemaligen kleinen Territorien, aus welchen jetzt die Monarchie zusammengesetzt war und wo eben die Franzosen in der napoleonischen Zeit dieselben hinweggefegt hatten, suchten die Reste derselben sofort ihre Wiedereinsetzung zu bewirken. Ein unendlicher Partikularismus rührte sich mit tausendfachen Stimmen; es wäre unmöglich gewesen, aus diesem Gewirre eine einheitliche Nationalvertretung hervorgehen zu lassen und hätte es sich thunlich erwiesen, so wäre das Ergebniß ein ausschließlich aristokratisches Parlament geworden. Bald genug zeigte sich auch, daß die Feudalpartei ein solches Ziel gar nicht wollte, sondern territoriale Stände anstatt der Volksvertretung anstrebte. Es war also eine nutzlose Verschleppung der Sache, wenn auf den Antrag des Finanzministers Klewitz zunächst drei Commissare in die Provinzen geschickt wurden, um dort die überlieferten Rechte der adligen Stände zu studiren. H. ging Ende 1817 selbst an den Rhein, empfing auf Schloß Engers im Januar 1818 durch eine von Görres geführte Coblenzer Deputation eine Adresse im constitutionellen Sinne, dann eine Denkschrift des rheinischen und Eingaben des westphälischen Adels mit hochfeudalen Forderungen, gab nach allen Seiten hin freundliche und unbestimmte Antworten, mußte aber dann erfahren, daß der König über die Coblenzer Adresse und noch mehr über die Veröffentlichung derselben sehr verdrießlich und ungnädig war. In Berlin erhob sich neben der feudalen eine

bureaukratisch-absolutistische Opposition, welche von einer parlamentarischen Reichsverfassung eine verderbliche und revolutionäre Schädigung der Kronrechte besorgte, zugleich sich aber im Stillen vorbehielt, im Interesse der Staatseinheit auch die Rechte der künftigen Provinzialstände auf ein sehr bescheidenes Maaß zu beschränken. Dazu kam der Einfluß Oesterreichs, welches die einer liberalen preußischen Politik sichere Volksgunst in Deutschland scheute und deshalb durch das Schreckbild künftiger Revolutionen den König im absolutistischen Systeme festzuhalten suchte. Als nun das Wartburgfest und Kotzebue's Ermordung eintraten, als der tolle Lärm gegen die Burschenschaften und die Universitäten sich erhob, als die süddeutschen Könige in Zorn und Angst wegen der oppositionellen Haltung ihrer Kammern sich hülfeflehend an die preußische Regierung wandten und unter allen diesen Einflüssen König Friedrich Wilhelm den Vorstellungen Metternich's immer zugänglicher wurde: da hielt es H., der um keinen Preis sein persönliches Ansehen beim Könige gefährden wollte, für eine kluge Politik, wider sein besseres Wissen den Alarmisten seine Zustimmung zu geben und Metternich's Vorspiegelungen bei dem Könige zu unterstützen. Ohne Zweifel hatte er die Meinung, dadurch seine persönliche Stellung zu befestigen und mit dieser die Zukunft der Verfassungsarbeit zu retten. Im August 1819 legte er dem Könige einen Entwurf der letzteren vor und bewirkte die Ernennung eines Ausschusses zur Begutachtung desselben. Der hervorragendste Vertreter der constitutionellen Richtung in dieser Commission war der vor Kurzem in das Ministerium berufene W. v. Humboldt; leider stand dieser seit Jahren mit dem Kanzler persönlich auf gespanntem Fuße und wurde von demselben als gefährlicher Nebenbuhler betrachtet; als dann Humboldt im October sich gegen die Karlsbader Beschlüsse erhob, benutzte dies der Kanzler, den verhaßten Mann aus dem Ministerium und dem Verfassungsausschuß hinauszudrängen. Noch blieb Hardenberg's eigner Einfluß stark genug, um von dem Könige das Edict über die Staatsschulden vom 17. Januar 1820 zu erlangen, mit der Erklärung, daß in Zukunft die Aufnahme einer Anleihe nur unter Zuziehung und Mitgarantie der künftigen Reichsstände geschehen könne, zugleich wurden neue Demonstrationen der adligen Stände von Brandenburg und der Grafschaft Mark energisch zurückgewiesen und im Laufe des Frühjahrs drei Gesetzentwürfe als Grundlage der Reichsverfassung, eine Landgemeinde-, eine Städte-, eine Kreisordnung ausgearbeitet, deren Inhalt in vollem Gegensatze zu den feudalen Anforderungen stand. So weit gelangte der Kanzler mit seinem schmiegsam gewundenen Spiele; von hier an aber mußte er erfahren, daß all seine Nachgiebigkeit gegen Metternich, sein Anbequemen an die königlichen Vorstellungen, seine Umtriebe gegen Humboldt den eignen Tendenzen den Boden entzogen und die Zahl und die Macht seiner principiellen Widersacher vermehrt hatten. Er begleitete den König zu den Congressen von Troppau und Laibach, wo dann Metternich den preußischen Monarchen zu dem bestimmten Entschlusse brachte, zur Zeit von dem Erlasse einer Reichsverfassung abzusehen. Als H. April 1821 nach Berlin zurückkam, hatte der König die drei Gesetzentwürfe einer neuen Commission zur Prüfung überwiesen, deren Mitglieder, Fürst Wittgenstein, Schuckmann, Ancillon, Albrecht, ebenso wie ihr Vorsitzender Kronprinz Friedrich Wilhelm, den liberalen Wünschen Hardenberg's gründlich abgekehrt waren. Zu spät erhob sich jetzt H. zu offenem Widerstand; der König entschied am 11. Juni, daß das Weitere hinsichtlich der Reichsstände der Zeit, der Erfahrung und der landesherrlichen Fürsorge vorbehalten bleibe und beauftragte am 30. October die durch vier neue Mitglieder verstärkte Commission mit der Berathung über die Zusammensetzung und Berufung der Provinzialstände. H. sah mißmuthig und unthätig zu; er verwarf die Beschlüsse der Commission vom ersten bis zum letzten Worte, fand sich aber durch die Gegner vollständig über-

flügelt und wich jeder weiteren Polemik aus. Im October 1822 folgte er dem Könige zum Congresse von Verona und starb auf der Rückreise am 26. November.

Vgl. außer den allgemeinen Werken über die Revolutions- und Kaiserzeit: L. v. Ranke, Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg. — M. Duncker's Recension dieses Buches; Derselbe, Preuß. Jahrbücher Bd. XXXIX u. XLII. — H. v. Treitschke, ebendaselbst Bd. XXIX, XXXVI und XXXVII. — Historische Zeitschrift Bd. XXXI, XXXVII, XXXIX (Aufsätze von Lehmann und Bailleu).

H. v. Sybel.

Hardenrath: Johann H. († 1602) sen. und Johann H. († 1630) jun. Diese Brüder gehören einer aus Hameln an der Weser nach Köln übergesiedelten, auch begüterten Kaufmannsfamilie an, welche ihren Stolz darein setzte, an der Erhaltung der Stadt Köln für den katholischen Glauben kräftig mitgewirkt zu haben. Der ältere Johann trat nach Absolvirung seiner juristischen Studien in den Dienst des Herzogs von Jülich und rückte bald zum jülich'schen Kanzler auf. Er versah das Kanzleramt in einer Zeit, in welcher wegen Geistesschwäche des Herzogs Wilhelm, sowie seines Sohnes Johann Wilhelm die Geschicke des jülich'schen Landes lediglich von den herzoglichen Räthen geleitet wurden. Mit Schenkern und Ossenbroich bildete er das herrschende Triumvirat, welches sich alle Mühe gab, der Gemahlin Johann Wilhelms, Jakobe von Baden, jede Theilnahme an der Regierung des Landes zu wehren. Mit besonderer Geschäftigkeit förderte H. die Interessen der Spanier, welche damals zum Verderben der niederrheinischen Gebiete festen Fuß in einzelnen Plätzen des clevischen, jülich'schen und kölnischen Gebietes gefaßt hatten. Die Stände, welche das Land gerne von den fremden Kriegsschaaren befreit gesehen hätten, haßten den Vicekanzler wegen seiner Freundschaft mit Spanien aufs tiefste. Auf dem Landtage von 1591 verlangten sie energisch, daß er seines Amtes enthoben werde. Wirklich wurde H. von Jakobe seiner Stelle entsetzt, aber nach wenigen Monaten sah Jakobe sich gezwungen, ihre Zustimmung zur Wiedereinsetzung Hardenrath's zu ertheilen. H. glaubte sich nur dann gegen weitere Anfeindungen sicher, wenn es ihm gelang, den Kaiser zur Ernennung eines jülich'schen Statthalters zu bestimmen. Der Kaiser ging auf dieses Ansuchen nicht ein. Jakobe's Macht war mittlerweile so gestiegen, daß sie es wagen durfte, H. aufs neue seines Amtes zu entheben, 1593. Von jetzt ab hielt sich H. von den jülich'schen Angelegenheiten ferne, und er hat keinen Theil an der schrecklichen Katastrophe, welche dem Leben der Herzogin Jakobe gewaltsam ein Ende machte. Er starb im J. 1602. — Sein jüngerer Bruder Johann wurde 1583 in den Rath gewählt. Hier zeichnete er sich so aus, daß man ihn im folgenden Jahre durch den Bürgermeisterstab ehrte. Sechszehn Mal wurde er in der Wiederkehr des dreijährigen Turnus wieder gewählt. Im J. 1630 starb er. Er stand an der Spitze der Stadt in einer wildbewegten Zeit, und wol bedurfte es eines ganzen Mannes, um das städtische Gemeinwesen vor vollständigem Ruin zu retten. Während der niederländisch-spanischen Wirren richtete er sein Hauptaugenmerk darauf, der Stadt Köln die Neutralität zu wahren. Auch im jülich'schen Erbfolgestreit verstand er es, seine Vaterstadt von der unmittelbaren Betheiligung an dem Kampfe entfernt zu halten. Seinem Einflusse hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß Köln den Anschluß an die katholische Liga verweigerte. Confessionell gehörte er zu den strengen, unduldsamen Katholiken, welche alles aufboten, um dem Protestantismus die Thore der Stadt Köln zu sperren. Er war es hauptsächlich, der die strengen Maßnahmen des Rathes gegen die Kölner Protestanten und gegen die Besucher des reformirten Gottesdienstes in Mülheim veranlaßte und vertheidigte. Neben dem Pfarrer Caspar Ulmberg galt H. als der unversöhnlichste Gegner der neuen kirchlichen Grundsätze. Bis zum Zu-

sammenbruch der reichsstädtischen Verfassung galt H. als ein wahres Ideal eines ächten Kölner Bürgermeisters.

Crombach, Annales eccl. Metrop. Col. — Dr. Stieve, Geschichte der Herzogin Jakobe von Jülich. — Acten im Kölner Stadtarchiv.

Ennen.

Harder: Hans Wilhelm H., geboren am 1. Februar 1810 in Schaffhausen, Knopfmacher von Beruf, später Stadtrathsdiener und seit 1848 Director der Strafanstalt. Gestorben am 5. November 1872. Autodidakt. Fleißiger Sammler und gewissenhafter Localhistoriker. Schriften: „Chronik der Stadt Schaffhausen" (1844). „Beschreibung des Munots" (1859). „Das Wappen des Cantons Schaffhausen" (1860). „Leben und Schicksale der Juden in Schaffhausen" (1863). „Der Rheinfall und seine Umgebung" (1864). „Das Leibeigenschaftswesen des jetzigen Cantons Schaffhausen" (1866). „Die Gesellschaft zu'n Kaufleuten" (1867). „Beiträge zur Schaffhauser Geschichte" (3 Hefte, 1867—70).

Baechtold.

Harder: Johann Jacob H., Arzt und Naturforscher, am 17. September 1656 in Basel geboren, nimmt unter den deutschen Anatomen seiner Zeit einen sehr ehrenvollen Platz ein. Nach Beendigung seiner medicinischen Studien an der Universität seiner Vaterstadt unter Bauhin und Glaser, begab er sich behufs Vervollkommnung seiner Ausbildung in der Anatomie und Chirurgie nach Lyon und Paris; in seine Heimath zurückgekehrt, erlangte er im J. 1675 die Doctorwürde, schon drei Jahre später wurde er zum Professor der Rhetorik, 1686 zum Professor der Physik ernannt, im Jahre darauf auf den Lehrstuhl der Anatomie und Botanik berufen und 1703 mit der Professur der theoretischen Medicin betraut. Seine Hauptthätigkeit hat H. dem Studium der vergleichenden Anatomie zugewendet und auch die meisten seiner, wenig zahlreichen Arbeiten (ein Verzeichniß derselben findet sich in Biographie médicale V. p. 75), die übrigens sämmtlich der ersten Periode seines Lebens angehören, da eine sehr ausgebreitete ärztliche Praxis seiner wissenschaftlichen Thätigkeit später hindernd in den Weg trat, behandeln vorzugsweise diesen Gegenstand. Zu den beachtenswerthesten unter denselben gehört seine Correspondenz mit Peyer („Paeonis et Pythagorae exercitationes anatomicae et medicae familiares bis quinquaginta", 1687), vorzugsweise aber das „Apiarium observationibus medicis et experimentis refertum etc.", 1687. In beiden Schriften finden sich demnächst eine Reihe interessanter Mittheilungen aus dem Gebiete der pathologischen Anatomie, das er ebenfalls mit Vorliebe bearbeitet hat, wofür auch seine lebhafte Betheiligung an den classischen Arbeiten Wepfer's über die pathologische Anatomie des Gehirns spricht. — Die wissenschaftlichen und praktischen Verdienste Harder's fanden schon zu seinen Lebzeiten volle Anerkennung, so daß er mit Ehren und Titeln überhäuft wurde. Im J. 1681 ernannte ihn die Leopoldinische Akademie (unter dem wissenschaftlichen Namen Paeon I.) zu ihrem Mitgliede, 1683 wurde er zum Mitgliede der Academia dei Ricovrati in Padua erwählt, 1694 vom Kaiser Leopold zum Pfalzgrafen und 1707 vom Markgrafen von Baden-Durlach, bei dem er ebenso, wie beim Herzoge von Würtemberg und andern fürstlichen Personen als Leibarzt fungirte, zum Hofrathe ernannt. — Nach seinem am 28. April 1711 an einem bösartigen Fieber erfolgten Tode verewigte die dankbare Nachwelt seinen Namen in der Wissenschaft, indem sie die bei Vierfüßlern und Vögeln im inneren Augenwinkel vorkommende, von ihm (angeblich) entdeckte Drüse mit seinem Namen (als Harder'sche Drüse) belegte, dagegen erfuhr sein Verdienst dadurch eine Beeinträchtigung, daß man die von ihm (im „Apiarium") thatsächlich zuerst beschriebenen kleinen, an der inneren Fläche

des Schädels vorkommenden Bindegewebsneubildungen nach dem späteren Entdecker derselben als „Pacchionische Drüsen“ bezeichnet hat. A. Hirsch.

Harder: Konrad H., Meistersänger zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Michel Behaim, der sein jüngerer Zeitgenosse war, nennt ihn unter den Nachmeistern, d. h. den auf die alten Meister des 13. Jahrhunderts folgenden Dichtern. Die größeren von Harder's Gedichten sind dem Lobe der Jungfrau Maria gewidmet und in einem geschraubten verkünstelten Stile geschrieben, der des Dichters Vorbild, Regenbogen, weit überbietet. Wie schon diesem vorgeworfen wurde, er mische fremde Ausdrücke der lateinischen Kirchensprache in sein Deutsch, so thut es H. in noch größerem Maße. So in dem „Die goldene Krone“ genannten Mariengedichte, welches in der gewöhnlichen Form der Reimpaare abgefaßt ist. Mariengedichte sind ferner „Der goldene Schilling“ oder die „Korweise“, welche in der Kolmarer Handschrift als Leich bezeichnet wird, aber in gleichgebauten, also nur in der Melodie wechselnden Strophen gedichtet ist; ferner der „Goldene Reie“, der, ganz im Stile eines weltlichen Liebesliedes, erst in der letzten Zeile Maria nennt. Ein anderes größeres Gedicht in Reimpaaren, „Frau Minne Lehen“, ist der weltlichen Minne gewidmet. In seinen kürzeren, meist dreistrophigen Meisterliedern, die sämmtlich die Form seiner „Hofweise“ oder seines „süßen Tones“ tragen, behandelt er die verschiedensten Gegenstände, meist in einem viel einfacheren Stile; so Betrachtungen auf einem Kirchhof, über die Macht des Todes, worin er neben biblischen Personen auch Gestalten der deutschen Heldensage anführt; über vier Arten von Menschen, Frauen, Ritter, Priester und Meister; Beziehungen auf die politischen Zustände Deutschlands; eins behandelt eine Fabel ꝛc. Doch wird noch eine genauere Ausscheidung zwischen echten und ihm von jüngeren Handschriften beigelegten Sachen vorzunehmen sein.

Vgl. Meine Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, S. 88 f. 182. 192—198. 589—595. Holtzmann in Pfeiffer's Germania, 3, 312 f.

K. Bartsch.

Harder: Wolfgang H., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geboren am 30. October 1522 zu Leipzig, Sohn eines Sattlers, gebildet auf der Stadtschule und seit 1534 auf der Universität seiner Vaterstadt, 1549 Magister und Diaconus zu St. Nicolai daselbst, 1557 Licent. theol., 1567 Archidiaconus, 1573 Pastor an derselben Kirche als Nachfolger des bekannten Philippisten Pfeffinger, und zugleich Prof. theol. an der Universität, 7. Mai dieses Jahres Dr. theol., nimmt 1576 mit Selmuth Theil an dem Convent zu Lichtenberg wegen Berufung J. Andreä's und Herstellung einer Concordie, erklärt sich für einfaches Festhalten des Corpus Doctrinae Philippicum als der einmal recipirten Lehrnorm, muß sich aber doch später zur Unterschrift des Concordienbuches mit der Mehrzahl seiner Leipziger Collegen entschließen (22. Dec. 1580), erhält 1589 unter Kurfürst Christian I. in Folge des eingetretenen Systemwechsels die durch N. Selnekker's Entlassung erledigte Leipziger Superintendentur nebst Sitz im Consistorium, wirkt in dieser Stellung mit bei der 1591 verfügten Abschaffung des Tauferorcismus und anderen Maßregeln des sog. cryptocalvinistischen Krell'schen Kirchenregiments, hält am 26. October die Gedächtnißpredigt für den am 25. September 1591 unerwartet schnell verstorbenen Kurfürsten Christian I., verfällt nun aber auch mit seinen philippistischen Parteigenossen unter dem vormundschaftlichen Regiment des Herzogs Friedrich Wilhelm der Rache des plötzlich wieder zur Herrschaft gelangten Gnesioluthertthums; er wird am 18. März 1592 auf Befehl des Herzogs-Administrator als angeblicher Cryptocalvinist seines Amtes entsetzt und statt

seiner sein Vorgänger Selnekker wieder berufen, der aber vor seinem Amtsantritt starb. Der Leipziger Rath verwilligt ihm einen Gnadengehalt von 100 fl. Neun Jahre überlebte er noch die Katastrophe, zuletzt durch zunehmende Schwäche ans Bett gefesselt, und entschlief endlich am 16. Februar 1602 im achtzigsten Lebensjahr sanft und friedlich. — Von Schriften Harder's ist Nichts bekannt außer „Predigten über das Leiden Christi".

J. G. Pritius, Nützl. Geschichtskalender oder Lebensbeschreibungen der Leipzig'schen Superintendenten, Leipzig 1698, 8°, S. 57 ff. Vogel's Leipz. Annalen. Unsch. Nachr., 1706, S. 17. 369. Calinich, Kampf und Untergang des Philippismus in Kursachsen, Leipzig 1866; und die übrige Litteratur zur Geschichte des cryptocalvinistischen Streits in Kursachsen.

Wagenmann.

Harderwyk: Gerhard von H., Philosoph, † 1503 in Köln. Er war gebürtig aus Rota in Geldern, Magister artium und Licentiat der Theologie, Professor und zeitweilig Regens in der Laurentianer-Burse, 1476, 1480 und 1486 Decan der Artistenfacultät, 1500 Rector der Universität zu Köln, auch Pfarrer von St. Columba daselbst. Er gehört zu den letzten hervorragenderen Vertretern der scholastischen Philosophie vor der Reformation. Die an Thomas von Aquin sich anschließenden Scholastiker gingen damals in Köln in zwei Parteien auseinander, die sich nach den beiden großen Kölnischen Lehrern Thomisten und Albertisten nannten; jene Richtung herrschte in der Montaner-, diese in der Laurentianer-Burse. Wenn H. in der Vorrede zu dem Commentar zu den Summulae des Petrus Hispanus sagt, derselbe sei bestimmt für die scholastici der inclyta universitas Coloniensis, quae duorum famosissimorum doctorum Alberti Magni et S. Thomae irrefragabilibus doctrinis alumnos pascit, so sagt er sonst, er trage die Philosophie vor secundum viam Albertistarum oder secundum processum bursae Laurentii Coloniensis, ubi doctrinae Alberti Magni peripateticorum veracissimi interpretes, sectatores propagatoresque fidelissimi. Die „Copulata Petri Hispani" und „Copulata super omnes tractatus logicalium Petri Hispani et nonnullos modernorum" wurden drei Mal (Köln 1488, 1492, 1504) gedruckt, außerdem „Commentum libri primi hermenias Aristotelis et aliorum librorum veteris artis", 1486, „Commentarii librorum Arist. de anima", 1491, „Commentarii in IV libros novae logicae", 1494. Nach seinem Tode erschien noch zu Hagenau 1504 eine von ihm besorgte Ausgabe der Postille des Albertus Magnus zu den vier Evangelien (Quétif-Echard, Script. Ord. Praed., I. 174).

Hartzheim, Bibliotheca Colon., 1747, p. 96. 336. Prantl, Gesch. der Logik, IV. 228; vgl. III. 37. Reusch.

Hardessen: Bodo v. H., „Mester", vielleicht nur nach seiner Geburtsstadt Hardegsen genannt, Maschinentechniker in Lüneburg 1386 und 1388. Er hatte das „Werk", also das Pumpwerk und die Stollenleitung auf der „Neuen Sülze" innerhalb der Stadt gebaut und erhielt dafür von der Stadt ein Haus mit allem Zubehör, frei von aller Stadtpflicht zu besitzen und zu bewohnen; dazu noch 40 M. Pfennige und auf Lebenszeit alle Jahr zwei Kleider, wie die Rathsdiener. Für so wichtig hielt man seine Arbeit. 1388 legte er neue Pumpwerke an, um das süße Wasser von der Salzsoole zu scheiden.

Vgl. Mithoff, Mittelalterl. Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens, S. 23. Krause.

Harding: Karl Ludwig H., geboren am 29. September 1765 in Lauenburg, besuchte, nachdem er eine sorgfältige Erziehung genossen, die Universität Göttingen, studirte Theologie und wollte sich dem geistlichen Stande widmen. Er hatte aber besondere Vorliebe für Astronomie, beobachtete daher schon als Candidat der Theologie in Lauenburg 1792 eine Bedeckung des Jupiter durch den

Mond und 1793 am 5. September die Sonnenfinsterniß. Später nahm er die Stelle eines Hauslehrers bei dem Sohne des Oberamtmanns Schröter in Lilienthal bei Bremen an. Letzterer war ein eifriger Liebhaber der Astronomie, hatte sich eine größere Anzahl von vorzüglichen Instrumenten angeschafft und trieb besonders physikalische Astronomie, um welche er sich auch große Verdienste erworben hat. Hier konnte H. sich mit der Himmelskunde weiter beschäftigen, widmete sich derselben auch bald mit großem Eifer, wurde 1800 bei Schröter Observator und blieb mit dem Titel eines Inspectors auf Schröter's Sternwarte bis 1805. Er übersetzte Herschel's Untersuchungen über die Natur der Sonnenstrahlen ins Deutsche und entwarf Himmelskarten, die er, nachdem alle Sterne, welche man damals beobachtet hatte, eingetragen, mit dem Himmel verglich und vervollständigte. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er am 1. September 1804 den dritten der kleinen Planeten, die Juno. Sein Kartenwerk, der „Atlas novus coelestis", erschien zuerst im J. 1822 und von Jahn 1856 in zweiter Ausgabe. Im J. 1802 hatte H. zu der neu zu erbauenden Sternwarte in Göttingen die Meridianlinie gezogen und 1805 wurde er nach Göttingen als außerordentlicher Professor berufen. Seit 1812 war er ordentlicher Professor und vertrat die praktische Astronomie, während der eigentliche Director der Sternwarte Gauß die Wissenschaft durch seine bahnbrechenden theoretischen Arbeiten bereicherte. H. entdeckte, unabhängig von Pons, den zweiten Cometen 1813, stellte viele Beobachtungen von besonderen Erscheinungen, von verschiedenen veränderlichen Sternen an und lieferte im J. 1830 die Karte hora XV der Berliner akademischen Sternkarten. Auch gab er mit Wiesen von 1830—35 „Kleine astronomische Ephemeriden" heraus, in welchen mehrere kurze Aufsätze von ihm enthalten sind. Er erhielt in Göttingen noch den Titel eines Hofraths, verheirathete sich, hatte aber den großen Schmerz, die einzigste Tochter dieser Ehe 1833 durch den Tod zu verlieren. Er starb nach Rückkehr von einer Badereise nach Karlsbad nach kurzer Krankheit am 31. August 1834.

Vgl. J. S. Pütter, Versuch einer akad. Geschichte von der G.-A.-Universität zu Göttingen. Bruhns.

Hardkopf: Nicolaus H., lutherischer Prediger, wurde zu Osten in Kedingen am 13. November 1582 geboren, studirte auf verschiedenen Universitäten und zuletzt in Wittenberg, wo er Magister und Adjunct der philosophischen Facultät wurde, ward im J. 1609 Pastor zu Lüdingworth im Lande Hadeln und von hier aus am 29. Jan. 1615 zum Hauptpastor zu St. Nicolai in Hamburg erwählt. Er wurde von Hamburg aus zu dem Convent in Mölln deputirt, auf welchem Abgeordnete der Ministerien von Hamburg, Lübeck und Lüneburg gemeinsame Maßregeln gegen die Schwärmer und Fanatiker, welche damals in diesen Gegenden sich ausbreiteten, beriethen, den 26. bis 29. März 1633. Im J. 1639 hatte er darauf, als Hans Engelbrecht, einer der bekanntesten Schwärmer jener Tage (vgl. Band VI. S. 130), sich von Braunschweig nach Hamburg gewandt hatte, mit diesem Streitigkeiten, in Folge deren Engelbrecht auch aus Hamburg weichen mußte. Seit dem 12. September 1633 war H. Senior des Ministeriums in Hamburg. Wegen anhaltender Krankheit legte er im J. 1646 seine Aemter nieder und starb am 13. Juni 1650. Er war ein besonders ausgezeichneter Prediger, der bei aller Entschiedenheit im Bekenntniß ein milder Mann war, wie er sich denn gegen den Exorcismus bei der Taufe erklärte und hierüber mit einem Prediger Fabricius Streit bekam. — Auch sein Sohn und sein Enkel waren Pastoren in Hamburg; sein Sohn, Georg, Prediger an derselben Kirche in Hamburg, gab nach dem Tode des Vaters eine Auswahl der schon gedruckten Predigten desselben unter dem Titel „Geistlicher Brotkorb" heraus.

Moller, Cimbria literata, II. S. 295 ff. Lexikon der Hamb. Schriftsteller, III. S. 107 ff.; hier ist ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften. l. u.

Hardmann: Jacob H., Jesuit, geboren am 21. Mai 1720 zu Hartheim in Franken, † am 10. October 1760 zu Würzburg. Er trat im J. 1740 in den Jesuitenorden, unterrichtete fünf Jahre in den Collegien zu Heidelberg und Mainz, studirte dann zu Würzburg unter F. X. Widenhofer Theologie und Orientalia und promovirte am 21. August 1752. Nachdem er einige Jahre zu Heidelberg und Bamberg Philosophie docirt hatte, wurde er im Herbst 1759 ordentlicher Professor der heiligen Schrift, der Polemik und des Hebräischen zu Würzburg, starb aber schon nach einem Jahre. Gedruckt ist von ihm nur eine Dissertation, die der Jesuit Georg Wiesner unter seinem Präsidium vertheidigte: „B'reschith. Liber Genesis . . . in publica exercitatione hebraico-scripturistica analytice, historice, dogmatice, ethice ac polemice exponendus", 1760.

de Backer, Bibliothèque, V. 276. Ruland, Series et vitae Professorum Wirceb. 1835, p. 150. Reusch.

Hardorff: Gerdt H. senior, Historienmaler, geboren im Altenlande am 11. Mai 1769, gestorben zu Hamburg 1864. Den ersten Kunstunterricht erhielt er bei A. Tischbein in Hamburg und besuchte darauf Casanova's Atelier in Dresden. Bereits 1794 trat er auf der Ausstellung mit einem Gemälde in die Oeffentlichkeit, das den Brudermord Kains zum Gegenstande hatte und sehr gerühmt wurde. Zwei Jahre später malte er für die Magdalenenkirche in Hamburg, wo er sich indessen angesiedelt hatte, zwei Altarbilder, ein Abendmahl und eine Kreuzigung. Als Zeichenlehrer am Johanneum bildete er viele Kunstjünger heran, darunter seine beiden Söhne Gerdt jun. und Rudolph; letzterer wurde ein geschätzter Marinemaler. Auch mit der Radirnadel versuchte sich unser Künstler in seinen jüngeren Jahren. Im späten Alter hatte er das Unglück, zu erblinden.

Hamburg. Künstler-Lexikon. Wessely.

Hardt: Hermann v. d. H., ein seiner Zeit berühmter Theologe und Sprachkenner, stammte aus einer niederländischen, nach Deutschland eingewanderten Familie und ward als dritter Sohn seines gleichnamigen Vaters, welcher das Amt eines fürstlich Osnabrückischen Münzmeisters bekleidete, am 15. November 1660 zu Melle, einem Städtchen des ehemaligen Bisthums Osnabrück, geboren. Seinen ersten Schulunterricht erhielt er zu Osnabrück, wo er auch das dortige Gymnasium besuchte, seine weitere Vorbildung zur Universität auf den Gymnasien zu Herford, Coburg und Bielefeld. Dann bezog er die Universität Jena, wo er sich mit besonderem Eifer auf das Studium der orientalischen Sprachen, namentlich des Hebräischen, warf. Der Ausbruch der Pest im J. 1680 veranlaßte ihn, Jena auf einige Zeit zu verlassen, und seine Neigung für die morgenländischen Sprachen führte ihn nach Hamburg, wo er sich unter der Leitung des berühmten Talmudisten Esra Edzard, eines Schülers von Johann Buxtorf, ausschließlich dem Studium des Hebräischen und Chaldäischen widmete. Nach Jahresfrist in die von ihm geflohene Stadt zurückgekehrt, erlangte er die Magisterwürde und habilitirte sich 1683 in Jena, welche Universität er jedoch schon nach drei Jahren mit dem benachbarten Leipzig vertauschte. Hier schloß er sich an die Vertreter des Pietismus an, trat mit August Hermann Francke, dem bekannten Begründer des Halle'schen Waisenhauses, in nahe Beziehungen und lebte dann einige Zeit in Dresden in vertrautem Umgange mit Philipp Jacob Spener, dem anderen Haupte des deutschen Pietismus. Nachdem er, unterstützt durch ein Lübecker Stipendium, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Francke noch den Unterricht des damals als Exegeten hochberühmten Kaspar

Hermann Sandhagen zu Lüneburg genossen hatte, erhielt H. im J. 1688 einen Ruf als Geheimsecretär des Herzogs Rudolf August von Braunschweig, der ihm auch die Aufsicht und Verwaltung der von ihm in Braunschweig und Hedwigsburg bei Wolfenbüttel gesammelten Privatbibliotheken übertrug. Schon nach zwei Jahren ward er durch die Gunst dieses gelehrten Fürsten, die ihm auch bis zu dessen Tode bewahrt blieb, an der Julius-Universität zu Helmstedt als Professor der orientalischen Sprachen angestellt, ward später Propst des benachbarten Klosters Marienberg und Oberbibliothekar der verschiedenen mit der Universität vereinigten Büchersammlungen. Hier in Helmstedt hat er als weitberühmter Lehrer und überaus fruchtbarer Schriftsteller eine vielseitige Thätigkeit entfaltet und durch diese nicht wenig zu der damaligen Blüthe der Universität beigetragen, auch dann noch, als er im J. 1727 wegen vorgerückten Alters seiner eigentlich akademischen Stellung enthoben ward. Sein Tod erfolgte zu Helmstedt am 28. Februar 1746. — H. gehörte zu den vielseitigst gebildeten Männern seiner Zeit, doch trägt seine Gelehrsamkeit nur allzusehr den Charakter der Polyhistorie, und er war daher keineswegs auf alle den Gebieten, auf denen er sich als Schriftsteller versuchte, gleichmäßig zu Hause. Seine Schriften sind ungemein zahlreich — ein mir vorliegendes Verzeichniß derselben zählt, abgesehen von den durch ihn hinterlassenen Manuscripten, weit über 200 auf — und sie erstrecken sich über eine große Anzahl von Disciplinen. Seine Hauptstärke lag auf dem Gebiete der orientalischen Philologie. Die von ihm herausgegebenen Grammatiken der hebräischen und der chaldäisch-syrischen Sprachen waren für jene Zeit musterhafte sprachliche Hülfsmittel und haben eine große Anzahl von Auflagen erlebt. Eine hervorragende Kenntniß besaß er im Rabbinischen und Talmudischen, aber seine Ansichten über die Verwandtschaft der Sprachen waren völlig confus und unrichtig: sie beruhten auf der irrigen Annahme, daß sämmtliche Sprachen des semitischen Stammes in dem Griechischen wurzelten und aus dieser Sprache abzuleiten seien. Eines nicht unbedeutenden Rufes erfreuete er sich auch als Exeget, obschon es ihm auf diesem Gebiete mehr auf frappante Einfälle und glänzende Combinationen als auf eine besonnene, sachgemäße Forschung ankam. Als Kirchenhistoriker hat er sich durch die Herausgabe seines großen Werkes über das Concilium zu Kostnitz ein bleibendes Verdienst erworben. Wunderlich und phantastisch, wie in seinen Büchern, ja selbst nicht ohne einen Anflug von Charlatanismus, war er auch in seinen Lebensgewohnheiten. Von seiner Geheimnißkrämerei und seinem absonderlichen, an das Närrische streifenden Wesen hat der ehrliche Uffenbach in seinen „Merkwürdigen Reisen", in denen er übrigens der ausgebreiteten Gelehrsamkeit des Mannes die gebührende Anerkennung zollt, ein ergötzliches Bild entworfen.

v. Heinemann.

Hardt: Ignaz H., Bibliothekar und Philolog, geboren am 2. August 1749 zu Ottersing (bei Holzkirchen) in Oberbaiern, † am 16. April 1811 zu München. Nachdem er in Salzburg und Landshut seine Studien gemacht hatte, wurde er 1773 zum Priester geweiht und stand eine Zeit lang in der Seelsorge, trat aber später in die kurfürstliche Hofbibliothek ein, wo er 1786 zum Adjuncten, 1801 zum Unterbibliothekar ernannt wurde. Der Bibliothek und ihren handschriftlichen Schätzen widmete er sein Leben: nach zweimaliger vollständiger Umarbeitung erschien sein Katalog der griechischen Manuscripte, zuerst in Aretin's Beiträgen, dann separat in fünf Quartbänden, München 1806—12; als Vorläufer desselben ist die Rede zu nennen, welche H. 1803 in einer öffentlichen Sitzung der Akademie, deren Mitglied er seit 1799 war, „über den Zustand der kurfürstlichen Hofbibliothek überhaupt, und insbesondere über die griechischen Handschriften derselben" gehalten hat. Hardt's Katalog ist das

Product mühsamen Fleißes und nicht geringer Gelehrsamkeit, wenn auch die Schwerfälligkeit der Darstellung und die Weitläufigkeit der Beschreibung den Benützer bisweilen ermüden. Die Beschäftigung mit den noch wenig ausgebeuteten Codices führte H. auf das Studium der byzantinischen Chronographen, von denen er den Julios Polydeukes („Julii Pollucis historia physica seu chronicon ab origine mundi, nunc primum graece et latine editum cum lectionibus variis et notis") 1792 veröffentlichte, freilich ohne Kenntniß der Ausgabe, welche Bianconi (Bononiae 1779) aus einer weniger guten, am Anfang verstümmelten Mailänder Handschrift ohne den Namen des Autors publicirt hatte. Zwei andere, eng damit zusammenhängende Chronisten, Georgios Monachos Hamartolos und Theodosios von Melite, hat er im Manuscript druckfertig hinterlassen; die von ihm aus diesen beiden Schriftstellern zu „Leo grammaticus" mitgetheilten Varianten (Neuer litterarischer Anzeiger, 1808, Nr. 4—25) hat Imm. Bekker für seine Ausgabe des Leo (1842) nicht benützt: erst in neuerer Zeit haben Tafel (Theodosii Meliteni Chronographia, 1859, S. VII—XIII) und Ferd. Hirsch (Byzant. Studien, 1876, S. 9. 90 u. ö.) auf Hardt's Verdienste um diese abgelegene Litteratur hingewiesen.

Intelligenz-Blatt zur oberdeutschen allgem. Lit.-Zeitung, 1811, Nr. XVII (von Docen). — Kgl. Baierisches Intelligenz-Blatt, 1811, S. 357 f.

G. Laubmann.

Hardtmuth: Joseph H., Architekt und Begründer der Bleistiftfabrikation in Oesterreich, geboren zu Aspern an der Zaya in Niederösterreich am 20. Febr. 1752, gestorben am 23. Mai 1816 zu Wien. H. kam 1768 nach Wien zum Stadtbaumeister Meisl, wo er Architektur studirte, und unter dessen Leitung das Palais Liechtenstein erbaute; während des Baues starb aber Meisl und H. trat an dessen Stelle als leitender Architekt. — Er führte auch den orientalischen Thurm in Schlosse Eisgrub aus; nachdem er noch geraume Zeit in fürstlich Liechtenstein'schen Diensten als Baudirector thätig war, gründete er 1798 die bekannte Steingutfabrik und 1804 die Bleistiftfabrik, welche beide Fabriken rasch emporblühten, einen sehr bedeutenden Export nach allen Ländern hatten und noch heute zu den größten Fabriken Oesterreichs zählen.

Gräffer, National-Encyklopädie, Bd. 2. Wurzbach's Lexikon.

Kábdebo.

Hardy: Caspar Bernard H., Wachsbossirer und Emailleur, geboren zu Köln den 26. August 1726, † ebendaselbst am 17. März 1819. Schon in frühester Jugend zeigten sich bei ihm unverkennbare Zeichen eines bedeutenden Künstlertalentes. Jeden freien Augenblick benutzte er, um sich im Zeichnen und im Anfertigen von Wachsfiguren zu üben. Erst in vorgerückten Jahren, als er schon Vicar an der Margarethenkapelle war, beschäftigte er sich auch mit Oelmalerei. Copieen beseelte er immer mit dem Geiste des Meisters, und solche, welche er nach de Laer und Breughel verfertigte, wurden fast ebensosehr wie die Originale geschätzt. Mit gleichem Erfolge übte er die Emaille-Malerei. Auch in diesem Kunstzweig lieferte er Werke von besonderer Bedeutung. Sein Weltheiland nach Carlo Dolce, oval, zwei Zoll hoch, erregte die vollste Bewunderung aller Kenner. Als er aus Gesundheitsrücksichten die Emaille-Malerei aufgeben mußte, warf er sich mit der ganzen Kraft seines Talentes auf Muschelschnitzwerke in Form der antiken Cameen und auf Bossirarbeiten in weißer und farbiger Wachsmasse. Im Wachsbossiren hat er eine Stellung errungen, die noch von keinem Andern erreicht worden ist. Er lieferte Basrelief-Bildnisse hervorragender Männer, dann Charakterfiguren und idyllische Darstellungen. Nicht geringere Erfolge als in diesem Kunstzweig errang H. mit seinen Arbeiten in vergoldeter Bronce. Nächst einem äußerst fleißig gearbeiteten Kopfe Homer's

erregten besonders zwei allegorische Gruppen, die „Ars artis imago“ und die „Ars imago vitae“ die vollste Bewunderung jeden Beschauers. Ein von H. in vergoldeter Bronce vortrefflich ausgeführter, ziemlich großer Heiland am Kreuze gehört zu den Schätzen des Kölner Domes.

Nekrolog Hardy's von F. Wallraf. Handschriftl. Bemerkungen von Forst. Ennen.

Harelbeck: Siger Paul H. oder Harelbecanus aus Flandern gebürtig und Bürger zu Köln um 1590, gab in genanntem Jahre 50 Psalmen Davids, „verteutscht“ und zu fünf Stimmen componirt bei Johann Quentel's Erben (Gerwin Calenius) in Köln heraus. Das einzig bekannte Exemplar auf der königl. Bibliothek zu Berlin ist incomplet und ein Urtheil daher unmöglich. Eitner.

Haren: Franz Rütger v. H., Jurist, geboren zu Betau in Holland, gestorben am 14. October 1724 in Mainz, erscheint bereits am 2. Januar 1676 als Stiftsherr von St. Peter in Mainz, 1680 licent. jur. und am 16. August desselben Jahres ordentlicher Professor der Rechte, las über canonisches Lehn- und bürgerliches Recht, war apostolischer Protonotar, kaiserlicher Pfalzgraf und zuletzt Kanzler der Universität. Von seinen zahlreichen (23) Schriften mögen angeführt werden: „De foro competente“, 1702. „De rebus eccl. alienandis vel non et de periculo et commodis rei venditae“, 1709. „Materia promiscua ex utroque jure“, 1711.

Waldmann, Biogr. Nachr., S. 5 ff. v. Schulte.

Harenberg: Johann Christoph H., evangelischer Theologe, Orientalist und Geschichtschreiber, geboren am 28. April 1696 zu Langenholzen bei Alfeld im Hildesheimischen, † am 12. November 1774. Er war der Sohn eines unbemittelten Landmannes, der vom Feldbau, Garn- und Leinenhandel lebte. Da H. seiner schwächlichen Körperbeschaffenheit wegen sich zum Landwirth nicht eignete, wurde er zum Studiren bestimmt und, nachdem er die Schule in Alfeld durchgemacht hatte, auf das Gymnasium zu Hildesheim geschickt, wo er sich kümmerlich und auf sich selbst hauptsächlich angewiesen, durchhelfen mußte. 1715 bezog er die Universität Helmstädt und widmete sich hier dem Studium der classischen und morgenländischen Sprachen, der Theologie, Philosophie, Archäologie und Geschichte. Nachdem er noch gegen Ende des J. 1719 zu kurzem Besuche die Universitäten Jena und Halle bereist, und hernach eine Zeit lang als Hauslehrer in Halberstadt fungirt hatte, fand er seine erste Anstellung 1720 als Rector der Stiftsschule zu Gandersheim. Hier durchforschte er fleißig die Urkunden des Stiftsarchivs und bearbeitete auf Grund derselben sein hauptsächlichstes Werk, die „Gandersheimische Kirchengeschichte“ (s. u.). 1734 wurde er zum Pfarrer des Klosters Klaus und des Dorfes Dankelsheim ernannt, trat dieses Amt indessen nicht an, da ihm 1735 die Pfarre zu Bornumhausen bei Seesen übertragen wurde. Allein auch hier trat er nicht in Wirksamkeit, denn noch in demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Generalaufseher der Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel, worauf er die Pfarre aufgab und in Gandersheim wohnen blieb. Die Berliner Akademie der Wissenschaften ernannte ihn 1738 zu ihrem Mitgliede. 1745 endlich erhielt er eine Anstellung als Professor honorarius an dem damals errichteten Collegium Carolinum zu Braunschweig und zugleich als Propst des Klosters St. Lorenz bei Schöningen. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode. H. besaß gute Kenntnisse auf den mannichfachsten Gebieten des Wissens, in den classischen und morgenländischen Sprachen, in der Theologie und namentlich der Bibelforschung, in der Archäologie und Geschichte, in den Naturwissenschaften und der Politik. Doch war er ein zu wenig logischer Kopf, um diese Kenntnisse mit gesundem Urtheil und

zuverlässiger Erwägung für die Förderung der Wissenschaft verwerthen zu können. Er hat viel geschrieben, aber wenig von dauernder Bedeutung. Seine besten Leistungen liegen auf dem Gebiete der Exegese und der biblischen Philologie und Alterthumskunde, sowie auch der Geschichte, wiewohl auch diese von mannichfachen Mißgriffen nicht frei sind. Nur einige der bedeutenderen Werke seien hier angeführt: „Historia ecclesiae Gandershemensis cathedralis ac collegiatae diplomatica“, 1734. Auf die gegen dieses Werk erfolgten Anfechtungen antwortete er in der Schrift: „Vindiciae Harenbergianae“, 1739. „Otia Gandershemensia“ (zumeist die Erklärung des neuen Testaments behandelnd), 1740. „Monumenta historica adhuc inedita“, 3 Stücke, 1758—62. „Erklärung der Offenbarung Johannis“, 1759. „Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten“, 2 Thle., 1760. „Amos Propheta expositus“, 1763. „Aufklärung des Buchs Daniel“, 2 Thle., 1773.

Vgl. Rathlef, Jetztleb. Gelehrte, V. 94. Strodtmann, Beytrr. zur Historie der Gelahrth., V. 230. Sein Leben findet sich auch theilweise in seiner Hist. eccl. Gandersh. p. 1664, seine Schriften am vollständigsten bei Meusel, Lex. Redslob.

Harff: Arnold Ritter v. H., geboren um 1471 als der mittlere von dreien Söhnen des Adam (oder Damian?) v. H., entstammte einem noch jetzt blühenden Jülich'schen Adelsgeschlecht, dessen Stammburg bei Bedburg an der Erft (NW. von Köln) zu suchen ist. Eine dreijährige Reise, welche er in niederrheinischem Dialect beschrieben hat, verschaffte ihm einige Berühmtheit. Er verließ Köln am 7. November 1496 und kehrte dahin zurück am 10. October oder nach einer anderen Angabe am 10. November 1499, nachdem er ansehnliche Länderstrecken in drei Erdtheilen durchwandert. Nicht Alles freilich, was er gesehen haben will, hat er wirklich gesehen. Weder Arabien noch Indien, weder Sokotora noch Madagaskar hat sein Fuß betreten, noch weniger hat er die Mondgebirge bestiegen und den Nil von seinen Quellen bis Kairo herab verfolgt. Dieser Theil seiner Reisebeschreibung wimmelt von selbsterfundenen Ortsnamen und von verworrenen Reminiscenzen aus Marco Polo und anderen Quellen. Hier und auch sonst zuweilen ließ ihn Ruhmsucht die Grenzen der Wahrheit überschreiten. Außerdem gibt die Zeitrechnung da und dort erheblichen Zweifeln Raum. Aber abgesehen von diesen Schattenseiten erweist sich H. überall, wo es sich um wirklich von ihm besuchte Länder handelt, als ein zuverlässiger und wohlunterrichteter Gewährsmann. Mag man über den frommen Eifer, mit welchem er alle heilige Orte der Christenheit von S. Jago de Compostella und Mont-Saint-Michel bis Jerusalem und bis zum Sinai aufsucht, denken wie man will, seinem umfassenden Forschungstrieb muß man alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Im Umgang mit landeskundigen Kaufleuten und mit Deutschen des verschiedensten Berufs, welche er überall zerstreut fand, wußte sich H. eine recht achtungswerthe Kenntniß von den Zuständen des Orients zu verschaffen, so daß z. B. seine Beschreibung des Lebens und Treibens in Kairo in Hinsicht auf die Fülle des Details kaum ihres Gleichen in damaliger Zeit findet. Aber auch die Geographie der europäischen Länder gewinnt durch ihn manche schätzbare Ausbeute namentlich durch die überaus reiche Nomenclatur der auf seiner Route gelegenen Ortschaften, welche uns unter Anderem über die Richtung der Straßen, die man damals einzuschlagen pflegte, aufs Genaueste orientirt. Besondere Aufmerksamkeit widmet H. dem Verkehrsleben; auch sammelt er fleißig Vocabeln (besonders die Zahlwörter) und Redensarten von fremden Sprachen und bildet die Form ihrer Buchstaben nach. Die sonst eingestreuten Zeichnungen verdienen wenigstens, soweit sie Volkstrachten zum Gegenstand haben, einige Beachtung.

Wegen des Geschlechts v. H. vgl. Schannat, Eiflia illustrata, übers. u. mit Anm. herausg. von G. Bärsch, Bd. 2, Abth. 1, S. 147 ff. Fahne, Geschichte der Kölnischen, Jülich'schen und Bergischen Geschlechter, Thl. 1, S. 138 f., Thl. 2, S. 56. — Der Titel der Reisebeschreibung lautet in dem (bis jetzt einzigen) Druck: „Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff von Cöln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Palästina, die Türkei, Frankreich und Spanien, wie er sie in den J. 1496 bis 1499 vollendet, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert hat, herausg. von Dr. E. v. Groote, Cöln 1860. Den auf Italien bezüglichen Theil hat A. v. Reumont im Archivio Veneto 1876 p. 124 ff., 393 ff. ins Italienische übersetzt mit Anmerkungen herausgegeben. Zur Kritik des Buchs gibt ein Artikel der Augsb. Allg. Zeitung, 1861, 5. u. 6. März, Beil., wichtige Beiträge.

Heyd.

Häring: Wilhelm H., pseudonym Willibald Alexis (Romanschriftsteller), geb. am 29. Juni 1798 zu Breslau, entstammte einer Refugié-Familie Namens Harenc aus der Bretagne. In seine Jugendzeit fallen die Schrecken der Belagerung Breslau's (1806 u. 7), die er später im Taschenbuche Penelope (1837) wahrheitsgetreu geschildert hat. Nach dem Tode seines Vaters, der Kanzleidirector der Kriegs- und Domänenkammer war, siedelte die Familie nach Berlin über, und dort erhielt der Sohn auf dem Werder'schen Gymnasium unter Bernhardi und Spillecke seine wissenschaftliche Ausbildung, welche von der Tieck-Schlegel'schen Richtung seiner Lehrer nicht unbeeinflußt blieb. Im J. 1815 machte er als Freiwilliger im Regiment Kolberg die Belagerung einiger Ardennen-Festungen durch, deren Eindrücke er in seiner Novelle Iblou verwerthete. Seit 1817 studirte er in Berlin und Breslau unter Savigny und Raumer Jurisprudenz und Geschichte, wurde Kammergerichts-Referendar, gab sich aber dem schriftstellerischen Berufe bald in einem Grade hin, der den juristischen ausschloß. Vom J. 1827 ab lebte er in Berlin und führte erst mit Fr. Förster die Redaction des Berliner Conversations-Blattes, seit 1830 allein die des Freimüthigen, legte sie aber 1835 aus Widerwillen gegen die damaligen Parteikämpfe und wegen Beschränkung einer freieren Sprache nieder. Doch nur kurze Zeit entsagte er der litterarischen Thätigkeit, energischer wendete er sich ihr wieder in größeren Productionen zu, betrieb nebenbei aber allerlei praktische Geschäfte, als Häuserkäufe, buchhändlerische Unternehmungen, die Gründung des Seebades Häringsdorf, die Redaction der Vossischen Zeitung und führte so ein höchst unruhiges, bewegtes Leben, bis er im J. 1852 von Berlin nach Arnstadt übersiedelte, wo ihm seit 1860 ein ernstes Leiden das Gedächtniß raubte und sein Leben verdüsterte. Er starb am 16. December 1871. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit Kritiken in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur und im Hermes über Scott, Byron, Heine, Immermann ꝛc. Als eigenen ersten productiven Versuch ließ er ein scherzhaftes idyllisches Epos, „Die Treibjagd", 1820 erscheinen. Eine Folge seiner Studien über England und W. Scott, zugleich auch einer scherzhaften Wette war der Roman „Walladmor", frei nach dem Englischen des Walter Scott 1823, eine flüchtige Arbeit, die aber in fast alle Litteratur-Sprachen übersetzt und für ein Werk Scott's aufgenommen wurde, obschon sie nicht als Mystification beabsichtigt war. Unter gleicher Maske erschien 1827 der Roman „Schloß Avalon" auf gründlichen Studien der englischen Revolution beruhend und vom Lesepublicum ebenfalls als Scott'scher Roman angesehen. Neben diesen größeren Werken schrieb H. eine Menge Novellen in Tieck'scher Richtung (4 Bde. 1830 u. 31, und neue Novellen, 1836 2 Bde.). Von der jungdeutschen Bewegung mit fortgerissen, verfaßte er die Romane „Das Haus Düsterweg", 1835, und „Zwölf Nächte", 1838, und gab namentlich in

ersterem ein Bild der Zerrissenheit der Zeit im Sinne jener Schule. Schon vorher aber (1832) hatte er mit „Cabanis" (6 Bde.) die Reihe seiner vaterländischen Romane eröffnet, seiner besten Leistungen, in denen er seinem Vorbilde W. Scott völlig gleichkommt. Er behandelte in ihnen nach und nach die wichtigsten Abschnitte der brandenburgisch-preußischen Geschichte, zwar mit epischer Breite und eingehendster Detailschilderung, aber mit warmem Patriotismus; er belebte scheinbar höchst trockene und unergiebige geschichtliche Partien mit gleicher Virtuosität, wie die dürren Landschaften der Mark Brandenburg, und indem er den specifisch preußischen Geist einzelner Perioden künstlerisch in concreten Persönlichkeiten verkörperte, schuf er treffliche Zeit- und Sittenbilder, wie sie die deutsche Litteratur bis auf ihn noch nicht aufzuweisen hatte. Außer Cabanis sind dies: „Der Roland von Berlin", 1840, „Der falsche Waldemar", 1842, „Die Hosen des Herrn v. Bredow", 1846—48, „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder vor 50 Jahren", 1852, „Isegrim", 1854, und „Dorothea", 1856. Groß ist außerdem die Reihe seiner kleineren Erzählungen und Geschichten. Auch in zahlreichen Reiseschilderungen und biographischen Bildern („Shakespeare und seine Freunde", „Anton Reiser", „Friedrich Perthes", „Vincke") bewährte er sein ausgezeichnetes Darstellertalent. Mit Hitzig begann er im J. 1842 im „neuen Pitaval" eine Sammlung von „Verbrecher-Geschichten", die zahlreiche Bände umfaßt und weniger durch das juristische Interesse, als durch psychologische Ergründung der Verbrecher aller Länder und durch ihre belletristische Form das Publicum ansprachen. Geringen Erfolg hatten dagegen seine dramatischen Versuche: „Aennchen von Tharau", 1829, „Der Prinz von Pisa, Lustspiel", 1843 u. a. Häring's Verdienste sind wol noch nicht hinreichend gewürdigt; unter den historischen Romanschriftstellern nimmt er einen hohen Rang ein. Seine gesammelten Werke erschienen 1874 in 20 Bänden.

Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon. Goedeke, 3. Bd., S. 640 ff. Julian Schmidt, Neue Bilder a. d. geist. Leben unsrer Zeit, S. 76 ff.

Palm.

Harl: Johann Paul H., Cameralist, war geboren zu Hof im Salzburgischen im J. 1772, endete zu Nürnberg im November 1842 sein Leben durch Selbstmord. Er widmete sich nach absolvirten Gymnasialstudien der Theologie, ward Weltpriester und Lehrer der Pädagogik in Salzburg, gab aber bald seine Stellung auf und lebte einige Jahre in Berlin, philosophischen und cameralistischen Studien zugewendet. Im J. 1805 erhielt er einen Ruf als Professor der Philosophie und Cameralwissenschaft nach Erlangen. Er war ein Günstling des Ministers Montgelas, der ihm den Hofrathstitel und das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion verschaffte und auch seine wissenschaftlichen Arbeiten sehr begünstigte, wie er auch die von ihm in den J. 1805—12 herausgegebene Zeitschrift „Cameral-Correspondent mit dem Cameral-Verkündiger" durch Empfehlung und amtlichen Druck auf Behörden und Beamte sehr protegirte. Nach Montgelas' Entlassung in Ruhestand versetzt, verlebte er den Rest seines Lebens in Nürnberg, ausschließlich litterarischen Arbeiten über Gegenstände der Cameralwissenschaften zugewendet, verlor aber schon bei Lebzeiten immer mehr an Ansehen in den Wissenschaften. Seine Zeitgenossen urtheilten sehr hart über ihn; Rau nennt ihn einen „stumpfen Kopf" und Mohl sagt von seinen Hauptschriften, sie seien „von bodenloser Unbrauchbarkeit", „so schlecht als möglich". Gegenwärtig sind seine Schriften schon gänzlich verschollen. Die bedeutendste unter ihnen ist das „Vollständige Handbuch der Staats- und Cameralwissenschaft", dessen erster Theil, die Polizeiwissenschaft, 1809, der zweite Theil, die Staatswirthschaft und die Finanzwissenschaft, 1811, die 2. Auflage 1820 erschien.

N. Nekr. XX. 1842, S. 1120. — Wurzbach VII. Vollständiges Verzeichniß seiner Schriften bei Kayser, Bücherlexikon, 1752—1832.

Inama.

Harlaß: Helena H., vorzügliche Sängerin, geb. 1786 in Danzig, gest. am 21. October 1818 in München. Von einem Hofmusikus erzogen, dann nach kurzer Anwesenheit in einem Nonnenkloster vom Hofsänger Lasser in München im Gesang unterrichtet, gehörte sie von 1803—5 der Münchener Hofbühne an, die sie verließ, als sie den königl. Generalsecretär v. Geiger heirathete. Diese Ehe wurde nach drei Jahren gerichtlich geschieden und nun trat sie an dem alten Ort ihrer Wirksamkeit von 1808—10 als Signora Geiger in der italienischen Oper, von 1810 bis zu ihrem Tod als Madame H. in der deutschen Oper wieder auf. Sie fand in München, wie in anderen großen Theaterstädten, wohin sie mehrere Kunstreisen führten, den lebhaftesten Beifall, den ihre schöne Stimme vollauf verdiente.

Joseph Kürschner.

Harlem: Egbert H. (oder Herlem), wie er sich selbst, Engbert, wie ihn die Rostocker Artistenmatrikel schreibt, sonst auch Ecbert genannt, war schon 1509, als Ulrich Hutten nach Rostock kam, Rector der Regentie Porta coeli oder des Paedagogii, welche der jüngeren Studentenwelt Unterricht bot; neben ihm wirkte Jodocus Stagghe. Seine Intitulation und damit sein Vatername ist noch nicht gefunden, Krabbe's Angabe 1510 bezieht sich auf das Album der philosophischen Facultät, er stammte aus Harlem in Holland. Den von Wedege Loetz so arg mißhandelten, krank nach Rostock kommenden Hutten suchte er zuerst auf, sorgte für Speise, Trank und das nöthige Geld und nahm ihn dann als Gast in seine Junggesellenwirthschaft, wo dieser jedenfalls bis nach dem 15. Juli 1510 blieb und seine „Officina litteraria“ aufschlug, aus der die zwei Bücher der Querelae ausgingen. Wahrscheinlich wohnte er in der Regentie selbst. Augenscheinlich war H. den Humanisten zugethan, mit ihm die Männer, welche Hutten als sedecimviri Gymnasii (d. h. der Universität) Rostochiensis feiert, darunter Peter Boye (Allg. d. Biogr. III. S. 219), Nicolaus Louwe und der bekannte Gegner der Reformation, Bartoldus Moller. Rector der Universität wurde er zuerst im Herbst 1517, dann wieder 1521, 24 und 28 (nicht aber 29). Durch seine Gelehrsamkeit und sein Festhalten am alten Glauben war er so berühmt, daß Bischof Johann Kievel von Oesel sich mit ihm wegen Errichtung einer Universität (Gymn. illustre) zu Dorpat oder Alt-Pernau in Verbindung setzte, 1522 oder Anfang 1523 besuchte H. deshalb Lievland; am 16. Juli 1523 schrieb ihm noch der Bischof. Gegen Luther's Lehre, sein „Achillicum“, vom servum arbitrium trat er 1527 mit theologischen Thesen hervor, die völlig im Sinne des Erasmus von Rotterdam sich für den von Gott den Menschen verliehenen freien Willen, das liberum arbitrium, aussprachen. Diese Thesen sind jetzt aus der Sammlung kleiner Druckstücke, die sich H. in D. Dionysii Carthusiani in quatuor Evang. enarrationes einbinden ließ, verschwunden. Da seine Bücher später der Karthause Marienehe bei Rostock gehörten, so war er unzweifelhaft selbst Karthäuser. Da auch das bekannte „Moelenleeth“ (Lisch, Jahrb. 4, 161. 22, 243, Wackernagel, Bibl. des deutschen Kirchenl. Nr. 97) nur in einem seiner Bücher angebunden sich erhalten hat, ist er vielleicht als der Verfasser anzusehen. Die Rostocker Universitäts-Bibliothek hat es jetzt aus dem Bande herauslösen lassen. 1535 und im Winter 1538 auf 1539 war er noch Decan der philosophischen Facultät, am 5. Februar 1539 promovirte er Arnold Burenius (Allg. d. Biogr. III. 586). Sein Todesdatum ist nicht bekannt.

Rostocker Etwas 3. S. 601. 602. 810. 813 f.; 4. S. 10. 36. Krey, Andenken, S. 59. Lisch, Jahrb. 4, 171; daraus O. Krabbe, Univ. Rostock

268. 320. 345. 384 f. Hutteni Opera ed. Ed. Böcking I. p. 10 ss., III. p. 51. Supplem. p. 360 ss. H. Hildebrand, Die Arbeiten für das liv-, est- und kurländische Urkundenbuch. Riga 1877, S. 88. Krause.

Harles: Gottlieb Christoph H. (am Ende seines Lebens: Harleß.), Litterarhistoriker und Philolog, geb. zu Culmbach, einer ehemals zum Markgrafenthum Brandenburg-Bayreuth gehörigen Stadt, am 21. Juni 1738, bezog, weniger durch das Lyceum seiner Vaterstadt, als durch den Privatunterricht seines Bruders, des nachmaligen Conrectors daselbst, vorgebildet, 1757 die markgräfliche Universität Erlangen, um Theologie zu studiren. Doch trieb ihn seine Neigung mehr zu philologischen als theologischen Studien. 1759 ging er nach Halle, woselbst er von G. A. Francke und A. Freylinghausen unter die Candidaten, welche in der lateinischen Schule des Waisenhauses Unterricht ertheilten, aufgenommen wurde. In Jena, wohin er sich bereits 1760 begab, schloß er mit seinem Altersgenossen Chr. A. Klotz enge Freundschaft, ohne sich dadurch in dessen litterarische Fehden (mit Lessing und Burmann) verwickeln zu lassen (De vitis philologorum vol. I. auct. Harles. p. 170). Durch ihn lernte er zum ersten Mal die alten Classiker von der ästhetischen Seite betrachten und gewann die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reform des Gymnasialunterrichts, die er aussprach in seinen „Gedanken von dem Zustand der Schulen und ihren Verbesserungen“, 1761. Ein Jahr darauf wurde er Mitglied des philologischen Seminars in Göttingen, das nach M. Gesner's Tod (3. August 1761) bis zur Ankunft Heyne's (Sommer 1763) unter der Leitung des Orientalisten Michaelis stand. Noch vor Heyne's Eintreffen kehrte H. nach Erlangen zurück, um sich zu habilitiren und Mitarbeiter an der Groß'schen politischen Zeitung zu werden. Verschiedene Abhandlungen, z. B. „De fato Homeri“, „De Jove Homeri“ (s. Opuscul. I. 387 ss.), seine „Introductio in historiam linguae latinae“, 1764, die „Vitae philologorum nostra aetate clarissimorum“, Vol. I. Bremen 1764, sowie sein Eifer durch Gründung einer Privatgesellschaft die lateinische Sprache und Litteratur den Anforderungen der neueren Zeit entsprechend zu pflegen, verschafften ihm 1765 eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät, die er aber nach wenigen Monaten mit der Professur der orientalischen Sprachen und der Beredsamkeit am Gymnasium Casimirianum zu Coburg vertauschte. Während seines vierjährigen Aufenthalts in Coburg erschienen unter anderem die Abhandlungen „De pedantismo philologico“, „De galantismo aesthetico et philologico“ (Opusc. p. 1—67), Abhandlungen und Schriften über das höhere Erziehungswesen, „Vitae philologorum“, Vol. II. (1767); Vol. III. (1768; Vol. IV kam 1772 heraus); „Chrestomathia graeca poetica“ (1768), „Chr. Cellarii orthographia latina“, Voll. I et II. (1768), „Demosthenis oratio de Corona“ (1769). Im J. 1769 rief ihn Markgraf Friedrich Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth, der durch Berufung frischer Lehrkräfte seine Landesuniversität zu heben suchte und wirklich hob, als ordentlichen Professor der Poesie und Beredsamkeit mit dem Charakter eines markgräflichen Hofraths nach Erlangen zurück. Die Professur trat H. im Sommersemester 1770 an und bekleidete sie 45 Jahre lang bis an sein am 2. November 1815 erfolgtes Lebensende. Als akademischer Lehrer erwarb er sich das Hauptverdienst durch die Gründung des philologischen Seminars 1777, aus welchem unter seiner Leitung eine Anzahl tüchtiger Schulmänner der fränkischen Lande hervorging. Als Schriftsteller war er ungemein thätig; sein Schüler G. W. A. Fikenscher zählt im „Gelehrten Fürstenthum Baireut“, III. 269—291, bis zum J. 1801 277 Schriften auf; hierzu kam bis 1815 eine nicht geringe Zahl, da H. bis in sein hohes Greisenalter rastlos arbeitete. Die verdienstlichste Leistung ist die Besorgung der 4. Auflage der „Bibliotheca graeca“ des J. A. Fabricius in 12 Bänden; Vol. I. erschien Hamburg 1790, Vol. XII. 1809; den Abschluß

des Werkes verhinderte der Verleger, der sich in Folge der ungünstigen Zeitverhältnisse weigerte, den 13. und 14. Band drucken zu lassen. Zu einer derartigen Arbeit war H. mit seiner auf äußerliche Litterargeschichte und Biographie angelegten Natur wie geschaffen. Dagegen haben zahlreiche Ausgaben der Classiker: Aristophanes (Plutus und Nubes), Theokrit, Bion und Moschos, Demosthenes (De corona), Aristoteles (De Poetica), Julianus Apostata (Caesares), Ovid (Tristia et epp. ex Ponto), Valerius Flaccus, Cicero (Verrinae, de oratore, epist. selectae), Cornelius Nepos, Sallust, Quintilian, Aurelius Victor, Eutropius, heutzutage nur einen untergeordneten Werth, da hier der zur Polyhistorie und rascher Production sich gesellende Mangel an selbständiger Forschung, strenger Kritik und eindringendem Verständniß vielfach zu Tage tritt; aber für die damaligen Zeiten sind sie insofern von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung, als sie die in oft unzugänglichen Werken niedergelegten Resultate der Forschungen älterer Gelehrten in übersichtlicher Weise dem gelehrten Publicum darboten und zur Aufnahme von Classikern in den Schulen, die sie längst verbannt hatten, Veranlassung gaben. H. gehört zu den Philologen zweiten Ranges, welche im vorigen Jahrhundert den Aufschwung, den Philologie und Humanitätsstudien in unserem Jahrhundert nahmen, vorbereiten halfen.

Vgl. des Referenten Oratio in seminarii philologici Erlangensis sollemnibus saecularibus Kal. Dec. 1877 habita p. 5—10; daselbst ist auch p. 16 Anm. 2, die biographische Litteratur verzeichnet; hierzu in Ersch und Gruber's Encyklopädie s. v. Harles (von Rotermund). Jw. Müller.

Harleß: Hermann (G. A. W.) H., Philolog und Schulmann, aus einer hochverdienten Gelehrtenfamilie, geb. am 19. Februar 1801 zu Erlangen als einziger Sohn des Professors der Medicin Dr. Joh. Chr. F. H. (des späteren Geheimraths und Professors an der Universität zu Bonn), aus dessen erster Ehe mit Bettina Pfanz, verwittweten De Vezin, Tochter des Banquiers Pfanz zu Venedig, Enkel des berühmten Litterarhistorikers G. Chr. H., in dessen Hause, in dessen Bibliothek, unter dessen Leitung der Knabe manche Stunde verlebte und zuerst die Liebe zur Alterthumswissenschaft in sich aufnahm. Nach dem frühen Tode seiner hochgebildeten Mutter durch guten Privatunterricht vorbereitet, entwickelte der Knabe zeitig ein bedeutendes sprachliches und musikalisches Talent, und nachdem er mit dem 12. Jahre das Erlanger Gymnasium bezogen hatte, konnte er schon mit seinem 14. Jahre als reif entlassen werden; sein Großvater, der bald darauf (am 2. November 1815) starb, führte als Protoscholarch den Vorsitz bei der Abiturientenprüfung. Nach einjährigem Besuch des Lyceums zu Bamberg bezog er Herbst 1815 die Universität Erlangen, und als Ostern 1818 sein Vater an die neu zu errichtende Universität Bonn berufen wurde, begab er sich mit demselben dorthin. Bei Eröffnung der Universität im Herbst war er einer der ersten Studenten und machte seine Studien unter Heinrich, Näke, Welcker, Hüllmann, Arndt, Schlegel. Herbst 1820 begab er sich nach Leipzig, um G. Hermann, Spohn, Beck, Pölitz, Hauboldt, Krug, Wendt bis Michaelis 1821 zu hören. Indessen Ostern 1821 in Halle mit der Dissertation „De Epicharmo" promovirt, kehrte er von Leipzig nach Bonn zurück, um nach einigen Reisen zur Stärkung der geschwächten Gesundheit die akademische Laufbahn einzuschlagen. Von diesem Plane wurde er durch die bei einer zufälligen Anwesenheit in Herford sofort erfolgte Wahl zum Prorector oder zweiten Oberlehrer am dortigen Gymnasium abgebracht. Er trat die Stelle December 1822 an, rückte in die Stelle des Vicerectors oder ersten Oberlehrers 1826, und starb in der Nacht des 21.—22. September 1842. Körperliche Leiden, Schwäche des Gesichts und Gehörs, erschwerten ihm die Wirksamkeit bei der Mehrzahl seiner Schüler; aber strebsame Jünglinge zogen aus der Gediegenheit seines philologischen Wissens

Gewinn. Durch seine bedeutenden musikalischen Kenntnisse und Talente wurde er Mittelpunkt aller musikalischen Vereine seiner Umgebung; als Mensch war er allgemein geachtet; unablässig trotz seiner schwachen Gesundheit und vielen Berufsgeschäfte seiner wissenschaftlichen Fortbildung lebend hat er sich litterarisch auf verschiedenen Feldern einen Namen erworben. Dahin gehören viele Recensionen und kleinere Aufsätze in Zimmermann's Schulzeitung und der Alterthumszeitung (z. B. die schönen Aufsätze über dicio und condicio, στρατιά und στρατεία), in Seebode's Archiv, in den Jahrbb. f. Philol., den westf. Provinzialblättern, im Museum des rhein.-westf. Schulmänner-Vereins, in der Zeitschrift Westfalen und Rheinland, deren Mitredacteur er in den J. 1824, 1825 und 1836 war, und von einzelnen Schriften: „De Epicharmo" (Essen 1822), „Comm. de historia Graecorum et Romanorum litteraria in scholis docenda", (Herford 1826), „Lineamenta historiae Graec. et Rom. litterariae" (Lemgo 1827), „Die höhere Humanitätsbildung in ihren Hauptstufen" (1826), „Die Bildung zur deutschen Sprache und Rede und zum Ausdruck des selbständigen Denkens" (1836), „Die Bildung des Kunstsinnes als Schönheitssinnes auf den Gymnasien" (1842), „De primis Boeotiae incolis quibusdam vere graecis" (1833), „Quaestiunculae crit. in Plutarchum et Platonem" (Herford 1829), „Die Ackergesetzgebung Julius Caesar's im Zusammenhang mit den vorangegangenen Rogationen" (Herford 1841). Hölscher.

Harleß: Johann Christian Friedrich H., Arzt, ist am 11. Juni 1773 in Erlangen geboren, wo sein Vater den Lehrstuhl der Philologie bekleidete. Schon in früher Jugend wurde in dem lernbegierigen, durch das Beispiel seines Vaters angespornten Knaben der Sinn für philologische und historische Studien angeregt, und er gab sich denselben mit solchem Eifer und solchem Erfolge hin, daß er, mit classischer Bildung ausgestattet, bereits in seinem 16. Lebensjahre die Universität beziehen konnte. Seine Neigung, besonders durch den Anatomen Isenflamm gefördert, wies ihn auf das Studium der Medicin hin; 1793 erhielt er die philosophische Doctorwürde und ein Jahr darauf wurde er unter Einreichung seiner „Dissertatio historiam physiologiae sanguinis antiquissimae exhibens" (später in erweiterter Form unter dem Titel: „Versuch einer Geschichte der Physiologie des Blutes im Alterthum" in Sprengel, Beiträge zur Geschichte der Medicin, 3. Stück, S. 151, erschienen), zum Doctor der Medicin promovirt. — Bis gegen Ende dieses Jahres verweilte er behufs Vervollständigung seiner wissenschaftlichen Ausbildung in Wien und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er sich als praktischer Arzt und Docent für theoretische und praktische Medicin habilitirte. Im Jahre darauf ging er noch ein Mal nach Wien, um die Klinik Peter Frank's zu besuchen und nach seiner Rückkehr gegen Ende des Jahres wurde er zum Prof. extraord. ernannt. Bei diesen beiden Gelegenheiten veröffentlichte er „Neurologiae primordia Spec. I. II.", welche später in deutscher Bearbeitung als „Versuch einer vollständigen Geschichte der Hirn- und Nervenlehre" 1801 erschienen sind. — Trotz der sehr ausgebreiteten Praxis, welche sich ihm bald eröffnete, entwickelte H. nun eine große schriftstellerische Thätigkeit, mit welcher er sich nicht nur auf eigene Productionen in den verschiedensten Gebieten der Heilkunde beschränkte, sondern die er auch auf Uebersetzungen werthvoller fremdländischer Werke und auf die Herausgabe von Sammelschriften und Journalen ausdehnte. — Diese vielumfassende Thätigkeit hatte ihn in nahe collegialische Beziehungen zu zahlreichen der bedeutendsten Aerzte Deutschlands, zu Hufeland, der zu seinen ältesten und intimsten Freunden zählte, zu Röschlaub, Markus, Siebold Vater und Sohn, Friedreich u. A. gebracht und ebenso war er auf den Reisen, welche er in den J. 1801 und 1803 nach Italien gemacht hatte, mit vielen der dortigen Gelehrten, mit Volta, Fontana, Savi,

Scarpa, Mascagni, Cotugni, Brera u. A. genauer bekannt geworden. Die allgemeine Anerkennung seiner Gelehrsamkeit und seiner praktischen Tüchtigkeit sprach sich aber nicht nur in dem Beifall aus, den die Gelehrtenwelt ihm zollte, sondern auch in ehrenvollen Berufungen auf Lehrstühle der Medicin nach München, Wien und Heidelberg, die er jedoch aus Anhänglichkeit an seine Vaterstadt dankend ablehnte; ebenso schlug er auch 1814 einen Ruf an die Universität in Berlin aus, in Anerkennung dessen er zum Prof. ord. und zum Mitdirector der medicinischen Klinik in Erlangen ernannt wurde. — Auf einer Reise nach Karlsbad war H. mit dem daselbst weilenden preußischen Staatsminister Hardenberg bekannt geworden und diesem gelang es, ihn für die neu zu begründende rheinische Universität zu gewinnen, deren Sitz nach Bonn verlegt wurde und an welche H. sich im J. 1818 begab, um zunächst die Vorbereitungen zur Feststellung eines medicinischen Studienplanes zu treffen und die klinischen Anstalten zu organisiren; er war einer der ersten, die im Wintersemester 1818—19 die Vorlesungen begannen. — Während des ersten Jahres verwaltete er die Professur der medicinischen Poliklinik, später gab er dieselbe an Nasse ab, und beschränkte seine akademische Thätigkeit lediglich auf theoretische Vorlesungen. — Von der sehr umfangreichen ärztlichen Thätigkeit, welche H. auch in Bonn gefunden hatte, zog er sich erst in vorgerücktem Alter zurück, der Wissenschaft aber und ihrer Lehre blieb er bis zum letzten Augenblick seines Lebens getreu, dessen Ende nach kurzem Krankenlager des hochbetagten Mannes am 13. März 1853 in Folge allgemeiner Entkräftung erfolgte. — Die liebevolle Strenge, mit welcher H. in seinem elterlichen Hause erzogen, die Gottesfurcht, in welcher er groß geworden war, hatten seinem Charakter den Stempel einer hohen sittlichen Vollendung aufgedrückt; wahre Humanität, auch seinen Gegnern gegenüber, Gleichmäßigkeit und Ruhe in seiner Stimmung und ein leicht versöhnliches Gemüth gewannen ihm die Herzen seiner näheren und ferneren Umgebung, und wie er ein treuer Familienvater und Freund gewesen war, so wurde er auch als guter Bürger und warmer Patriot hochgeschätzt, seinen wissenschaftlichen Verdiensten aber wurde in Verleihungen von Decorationen, Ehrentiteln, Ernennungen zum Mitgliede zahlreicher Akademieen und wissenschaftlicher Gesellschaften des In- und Auslandes, sowie durch glänzende Feier seiner Jubelfeste die vollste Anerkennung zu Theil. — Mit seiner sehr umfangreichen litterarischen Thätigkeit (ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in der unten genannten Biographie S. 36 ff.) hat sich H. auf fast allen Gebieten der medicinischen Wissenschaft und auch über diese hinaus bewegt, wovon manche seiner akademischen Reden, seine Arbeit über „Die Litteratur der ersten hundert Jahre nach Erfindung der Typographie" und seine (1822 verfaßte, aber erst 1855 — anonym — veröffentlichte) Schrift „Die Vertreibung der Türken aus Europa, eine sittliche Nothwendigkeit", Zeugniß ablegen. — Unter seinen medicinischen Arbeiten nehmen die der Geschichte der Medicin zugewendeten die erste Stelle ein; mit besonderem Fleiße bearbeitete er die Lehre von den Heilquellen (ein großes „Lehrbuch über sämmtliche bisher in Gebrauch gekommene Heilquellen und Bäder ꝛc." ist unvollendet geblieben) und den Volkskrankheiten, namentlich des Gelbfiebers und der Cholera; eine sehr umfassende historische Arbeit über die letztgenannte Krankheit „die epidemische Cholera seit ihrem Eintritt in Europa bis auf die neueste Zeit" ist als Manuscript in seinen hinterlassenen Papieren gefunden worden. — Ein nicht geringes Verdienst endlich hat sich H. um die Wissenschaft durch seine Betheiligung an der Herausgabe und Redaction journalistischer Arbeiten erworben, so namentlich durch die Herausgabe der seit 1819 veröffentlichten „Rheinischen Jahrbücher der Medicin und Chirurgie", welche von 1828 an mit den „Heidelberger klinischen Annalen" vereinigt wurden und denen er auch in dieser neuen

Form seine Thätigkeit bis zum J. 1834 zugewendet hat. — Uebrigens huldigte H. einer zum Konservativismus hinneigenden Richtung in der Medicin, welche sich aus dem ganzen Studiengange, den er genommen, wohl erklärt; er schenkte den Fortschritten seiner Zeit volle Aufmerksamkeit, aber er vermochte dem gewaltigen Umschwunge, den die Heilkunde in den letzten Decennien seines Lebens genommen hatte, nicht zu folgen und so hat er schließlich nur noch an dem alten Ruhme gezehrt. Das lohnende Bewußtsein einer langen, nicht ganz erfolglosen Wirksamkeit erheiterte den Abend seines Lebens, sein Name aber lebt in Bonn in dem „Praemium Harlessianum“ fort, einer von seinen Collegen, Freunden und Schülern bei seinem 50jährigen Doctorjubiläum begründeten Stiftung, aus welcher alljährlich ausgezeichnete Leistungen junger, in Bonn studirender Mediciner prämirt werden.

Ueber sein Leben vgl. Christ. Friedr. Harleß. Eine biographische Skizze. Mit e. Nachworte von Albers. Berlin s. a. (1857). August Hirsch.

Harleß: Gottlieb Christoph Adolph v. H., s. S. 763.

Harms: Dr. Claus H., berühmter Prediger seiner Zeit. Er war geboren in Fahrstedt bei Marne, Süderdithmarschen, Provinz Schleswig-Holstein, den 25. Mai 1778, wo sein Vater Müller war, nachher in St. Michaelisdonn. Auch unser H. widmete sich nach der Confirmation zuerst dem Müllergeschäfte bis in sein 19. Lebensjahr. Da bezog er das Meldorfer Gymnasium und Michaelis 1799 die Universität Kiel, um Theologie zu studiren. Die Zeit war die des herrschenden Rationalismus, dem auch H. ergeben war, bis er, noch Student, durch die Lectüre von Schleiermacher's Reden über die Religion zu einer gänzlichen Umkehr kam. Er berichtet davon selbst (Lebensbeschr. S. 68), „da ward es mir nicht anders, als würden zwei Schrauben an meine Schläfe gesetzt — wie mit einem Male erkannte ich allen Rationalismus und alle Aesthetik und alles Selbstwissen und alles Selbstthun in dem Werke des Heils als ein Nichtiges und als ein Nichts und mir blitzte die Nothwendigkeit ein, daß unser Heil von anderer Herkunft sein müßte“. Es war dies die Geburtsstunde seines höheren Lebens. Er „empfing von diesem Buch den Stoß zu einer ewigen Bewegung“. Doch war's eben nur der Anstoß, den er davon bekommen. Er schreibt darüber: „Nicht lange nach diesen Reden Schleiermacher's erschienen seine Predigten; wie griff ich nach denen! allein, wie täuschte ich mich! der mich gezeugt hatte, hatte kein Brod für mich. Ich dachte, er würde das Leben, was durch ihn in mir aufgegangen war, hinüberleiten zur Verkündigung, seine Predigten würden seine popularisirten Reden sein; das waren sie aber so wenig, daß sie an allen Stellen mir als das Gegentheil vorkamen. Ich war auf mich selber gestellt“. Er ist jedoch in der That ein neuer Mensch geworden! — Michaelis 1802 bestand H. das theologische Staatsexamen in Glückstadt rühmlich und ward dann Hauslehrer bei dem Pastor in Propsteierhagen. 1806 ward er zum Diaconus oder zweiten Prediger im Flecken Lunden gewählt und begann hier also seine praktische Wirksamkeit. Hier verfaßte er seine Winterpostille, die zuerst 1808 und seine Sommerpostille, die 1811 und die zusammen 1846 in 6. Auflage erschienen, auch in's Dänische und Schwedische übersetzt worden sind. Viel Aufsehen erregte eine Einzelpredigt: „Der Krieg nach dem Kriege oder die Bekämpfung einheimischer Landesfeinde“, 1814, wieder abgedruckt als Beilage zur Lebensbeschreibung. Sie war gehalten am Sonntag Septuagesimä bei Gelegenheit des ausgeschriebenen Dankfestes wegen abgeschlossenen Friedens. Die Feinde, welche diese Predigt bekämpft, sind: die ihre Hände ausstrecken nach dem Gut des Landes, die ihre Schultern entziehen der Last des Landes, die ihre Augen vor Beidem zuthun. Die Waffen wider diese sind: das bessere Beispiel, das freie Urtheil, die gerichtliche Klage. Die Botschaften in diesen Krieg zu

gehen, sind: Stimmen der Seufzenden, der Vorwelt, der Nachwelt, vom Throne und vom Altar her. Das Oberconsistorium in Glückstadt führte eine Untersuchung dieserwegen, die für den Prediger mit Ruhm endete. 1816 ward H. zum Archidiaconus an der Sct. Nicolaikirche in Kiel erwählt. 1835 ward er daselbst zum Hauptpastor und Propst ernannt, 1841 feierte er sein 25jähriges Amtsjubiläum als Kieler Prediger, in welcher Veranlassung das stipendium Harmsianum von Freunden gestiftet ward. Ostern 1849 ward er, Augenschwäche halber, emeritirt und starb am 1. Februar 1855. Die philosophische und die theologische Facultät in Kiel haben ihn hon. causa zum Doctor creirt. Die Regierung decorirte ihn 1836 mit dem Ritter vom Danebrog, 1840 mit dem Danebrogsmann. 1841 wurde ihm der Titel Oberconsistorialrath verliehen. Bald nach seiner Ankunft in Kiel veranlaßte ihn das herannahende Jubelfest der evangelisch-lutherischen Reformation 1817 zur Herausgabe seiner Thesen: „Das sind die 95 Thesen oder Streitsätze Dr. Luther's theuren Andenkens. Zum besonderen Abdruck besorgt und mit anderen 95 Sätzen als mit einer Uebersetzung aus 1517 in 1817 begleitet“. Kiel 1817, 35 S. (wiederabgedruckt als Beilage zur Lebensbeschreibung). H. wollte darin die Gebrechen der evangelischen Kirche der Gegenwart zur Sprache bringen. Kurz und kräftig, scharf und zum Theil sarkastisch, tadelte er, was ihm nicht recht war. Besonders war es überhaupt der Rationalismus der Zeit, namentlich die Altonaer Bibel von Funk, die Union und das rationalistische Kirchenregiment, die er ins Auge faßte. Th. 9, den Papst zu unserer Zeit, unsern Antichrist, können wir nennen in Hinsicht des Glaubens die Vernunft, in Hinsicht des Handelns das Gewissen (nach ihrer beider, ihnen gegebenen Stellung gegen das Christenthum, Gog und Magog, Offenb. 20, 8), welchem letzteren man die dreifache Krone aufgesetzt hat: die Gesetzgebung, die Belobung und die Bestrafung. Th. 21. Die Vergebung der Sünden kostete doch Geld im sechszehnten Jahrhundert, im neunzehnten hat man sie umsonst, denn man bedient sich selbst damit. Th. 24. „Zwei Ort, o Mensch, hast du vor dir“, hieß es im alten Gesangbuch. In neuerer Zeit hat man den Teufel todtgeschlagen und die Hölle zugedämmt. Th. 32. Die sogenannte Vernunftreligion ist entweder von Vernunft oder von Religion oder von beiden entblößt. Th. 55. Die Bibel mit Glossen ediren, die das ursprüngliche Wort emendiren, heißt den heiligen Geist corrigiren, die Kirche spoliren, und die daran glauben, zum Teufel führen. Th. 56. In den erklärenden Noten der im Jahre 1815 zum Volks- und Schulgebrauch herausgegebenen altonaer Bibel herrscht, wie der Gelehrte sich ausdrückt, die rationalistische Ansicht, — wie das Volk dasselbe benennt, ein neuer Glaube, — nach biblischem Sprachgebrauch, welcher tiefer geht und schärfer bezeichnet — der Teufel. Ephes. 2, 2. Th. 66. Vertrauen kann das Volk nicht haben zu den Obercommissarien der Kirche, davon mehrere in dem Geschrei stehen, daß sie selber den Glauben der Kirche nicht haben. Th. 71. Die Vernunft geht rasen in der lutherischen Kirche: reißt Christum vom Altar, schmeißt Gottes Wort von der Kanzel, wirft Koth ins Taufwasser, mischt allerlei Leute beim Gevatterstand, wischt die Anschrift des Beichtstuhls weg, zischt die Priester hinaus und alles Volk ihnen nach, und hat das schon so lange gethan. Noch bindet man sie nicht? Das soll vielmehr ächt lutherisch und nicht carlstadtisch sein! Th. 75. Als eine arme Magd möchte man die lutherische Kirche jetzt durch eine Copulation reich machen. Vollziehet den Act ja nicht über Luther's Gebeine. Er wird lebendig darüber und dann — Weh euch! Th. 90. Die lutherische Kirche hat in ihrem Bau Vollständigkeit und Vollkommenheit; nur daß die oberste Leitung und letzte Entscheidung auch in eigentlich geistlichen Sachen bei Einer Person, die nichtgeistlichen Standes ist, bei dem Landesherrn steht, das ist ein in

Eil' und Unordnung gemachter Fehler, den man auf ordentlichem Wege wieder gut zu machen hat. Th. 91. Schafen setzt man einen Hirten, Seelen aber sollten sich allenthalben ihren Pastoren wählen. — Hieran knüpfte sich nun ein großer Schriftenwechsel, gegen 200 Broschüren pro et contra (F. A. Schrödter, Archiv der Harms'schen Thesen oder Charakteristik der Schriften, welche für und gegen dieselben erschienen sind 1818 und (Dr. Asmussen) Geschichte des Thesenstreits. Evangelische Kirchenzeitung 1829). Von H. selbst erschien in dieser Streitsache: „Briefe zu einer nähern Verständigung über verschiedene meine Thesen betr. Punkte. Nebst einem namhaften Briefe an Herrn Dr. Schleiermacher. 1818". Dann: „Daß es mit der Vernunftreligion Nichts ist. Eine Antwort an den Inspector und Stadtpfarrer Lehmus in Ansbach", 1819, und „Meine Erklärung auf die Schrift: des Archidiaconus H. in Kiel Delationsschrift gegen den Senator Withöft daselbst in puncto sacrilegii, nebst des letzteren Erklärung", 1820. Vor Allem war H. Prediger „in Zungen zu reden gewaltig". Er hats verstanden, Hörer heranzuziehen. Sein Vortrag war schmucklos, sein Organ nicht angenehm, sein Ton streifte stark ans Singende an. Dem Inhalt ging die Sentimentalität völlig ab. Von allem Süßlichen war er ein abgesagter Feind. Die Harfe Davids kann ich nicht spielen, sagte er, wohl aber seine Schleuder führen. Was seine Eigenart ausmacht, das ist wieder das alte: die Verbindung des ächt Menschlichen und des Christlichen in ihm. Körnige, goldne Weisheit, gegraben in dem Schacht des Gotteswortes, gewürzt in einer kräftigen tief und wahr empfindenden Menschenseele, ausgegeben in knapper ungesucht volksthümlicher Form — das ist seine Art". Nicht nur in der Kieler Gemeinde, auch in der übrigen Christenheit haben Harms' Predigten großen Einfluß geübt. Zu den obengenannten fügte er eine neue „Winter- und Sommerpostille", 1825 u. 27. Vorher erschienen: „Christologische Predigten", 1821, nachher, außer einer Menge Einzelpredigten in casueller Veranlassung: „Von der Erlösung", 9 Pr. 1830, 2. Aufl. 1836. „Von der Heiligung", 9 Pr. 1833. „Von der Schöpfung", 9 Pr. 1834. „Das Vaterunser", 11 Pr. 1838. „Die Religionshandlungen der lutherischen Kirche", 9 Pr. 1839. „Die Bergrede des Herrn", 21 Pr. 1840. „Predigten über die Bibel", 10 Pr. 1842. „Die Offenbarung Johannis", 1844. „Die Augsburger Confession", 15 Pr., 1847. „Trostpredigten", 1852. Nach seinem Tode erschienen, mit Vorrede von Dr. Wichern, „Des Christen Glauben und Leben in 28 Pr.", 1864. — Mit der Universität hatte H. amtlich keine Verbindung, er ist aber faktisch Universitätsprediger gewesen und übte großen Einfluß, namentlich auf die Theologie Studirenden, davon er einen Theil jeden Montag Abend in seinem Hause um sich versammelte. Aus dem in diesen Versammlungen Behandelten erwuchs sein classisches Buch: „Pastoraltheologie. In Reden an Theologie Studirende". In 3 Büchern: der Prediger, der Priester, der Pastor, 1830, 2. Aufl. 1837, 3. Aufl. als Jubiläumsausgabe zum hundertjährigen Geburtstag 1878. In geistreicher Weise ist hier eine Anweisung zur Führung des geistlichen Amtes gegeben. Als Privatdocent gelesen hat H. nur einmal, im Sommersemester 1835 über kirchliche Statistik. Zur praktischen Theologie sind von ihm Beiträge geliefert in manchen Journal-Aufsätzen. Namentlich: „Mit Zungen reden", in Studien und Kritiken, 1833 und Les retraites spirituelles in Pelt, Mitarbeiten 1838, beide wieder abgedruckt in „Vermischte Aufsätze", 1853. Vielfach beschäftigte ihn die Katechismusfrage. Zuerst „Das Christenthum. In einem kleinen Katechismus der Jugend vorgestellt und gepriesen", 1810, 3. Aufl. 1814. Dieses Büchlein erweckte bei seinem Erscheinen große Sensation. Einige nahmen freilich Anstoß an dem Versuch, neue 10 Gebote zu machen. 1814 folgte diesem ein größerer Katechismus, nach den drei Theilen: Natur, Versöhnung, Christus, mit dem Titel „Die Religion der

Christen". Diese Schrift hat weniger Anklang gefunden und ist nicht wieder aufgelegt. Der Verfasser (Lebensbeschreibung S. 97) meint doch in diesem Buch und in seinen christologischen Predigten am besten gearbeitet zu haben, sein Selbst am meisten hineingearbeitet zu haben und sagt ferner, „der große Katechismus ist nicht zu zweiter Auflage gelangt. Fahre wohl, Kirche, Schule, mit anderen Katechismen! Bis ihr werdet in die Spur kommen, in welcher ich gefahren habe und in dieser Spur werde geschickter gefahren werden, als ich in derselben zu fahren vermocht, kommt ihr zu guten Katechismen nimmermehr." Auch hat er mehrere Leitfäden für die Confirmandenunterweisung herausgegeben, z. B. „Diesjähriger Leitfaden", 1820, „Ein kleiner Kempis", 1822. Derselbe ausgeführt mit angehängten Leseabschnitten aus christlichen Schriften eod. a. „Zur Vorbereitung auf die Confirmation", 1846 in Lüdemann und Kähler kirchl. Vierteljahrsschrift, 1848, I. 45. Außerdem lieferte er für die Schule Vieles, sogar eine Fibel 1816. „Uebungen zum Uebersetzen aus der plattdeutschen Sprache in die hochdeutsche", 1813, 2. Aufl. 1818. H. legte großen Werth auf die plattdeutsche Sprache. In den Kielen Beiträgen 1820, I. 292, ist von ihm: „Von de plattdütske Spraak, un warüm se bether is, as de hochdütske." Claus Groth's Quikborn ward zuerst mit Vorwort von H. ausgesandt. — Er lieferte auch den Versuch eines Schullesebuchs in seinem schleswig-holsteinischen Gnomon, das in 3 Auflagen erschienen ist, zwar als zu hoch gehalten, wenig in die Schulen gekommen, doch als Volkslesebuch vielfach und verdientermaßen geschätzt. Hierhin gehört auch „Weisheit und Witz in Sprüchen und andern Redensarten", 1850, sowie „Der Scholiast. Eine Verdeutschung und Verdeutlichung fremder, fremdgewordener nicht allgemein verständlicher Worte, Namen und Sätze", 1850. Etymologisiren war für ihn eine rechte Liebhaberei. — H. war auch geistlicher Dichter (ca. 30 Lieder). Er sagt selbst, (Lebensbeschreibung Vorr. VII): „Ich schlage meine Poesie wahrlich nicht hoch an, aber als eine gewöhnliche Gesangbuchspoesie möge die meine auch wol gelten." Bekannt geworden sind namentlich sein „Königsgebet", „Nun danket alle Gott", „Mein Engel weiche nicht", sein „Goldenes ABC." ꝛc. Manche ältere Lieder hat er überarbeitet. Von ihm wurde Wehner's christosophisches Gesangbuch in 2 Auflagen herausgegeben, 1838 und „Gesänge für die gemeinschaftliche und einsame Andacht", 1828. Als Entwurf zu einem neuen S.-H. Gesangbuch. — Ferner erschien von ihm: „Christlicher Wochenbettssegen in Lehren, Sprüchen und Gebeten vor, in und nach der Noth zu gebrauchen", 1823, 2. Aufl. 1825 und „Geistlicher Rath für Hebammen aller Länder", 1824, 2. Aufl. 1855. — Bei seinem Weggang aus Dithmarschen gab er als patriotischen Nachlaß seine „Vermischte publicistische Aufsätze", 1817 heraus, die wieder abgedruckt sind in: „Vermischte Aufsätze und kleine Schriften, einige noch bisher nicht gedruckte, die Landwirthschaft, das publicistische und politische Leben, die Sprache, das Kirchen- und Schulwesen betr.", 1853, eine interessante Sammlung, die den Mann und sein Leben vielfach charakterisirt. — Nicht mit Unrecht ist H. vielfach der schleswig-holsteinische Kirchenvater genannt worden. Der Einfluß, den er auf die Studirenden seiner Zeit geübt, ist groß und dadurch zunächst der Provinz zu Gute gekommen. Hauptsächlich durch ihn ist's geschehen, daß die rationalistische Predigt von der Kanzel hier verschwand. Dadurch ist er auch überhaupt für seine Zeit von Bedeutung gewesen. Erst recht stark polemisch, war er später ruhig positiv. Als Mensch war H. hochgeachtet wegen seiner entschieden ethischen Persönlichkeit, auch von den Gegnern, in der Gesellschaft überall gern gesehen, immer sprudelnd von Humor, der selbst in seiner Predigt theilweise zum Vorschein kommt, geistreich und originell.

C. Harms gewesenen Predigers in Kiel Lebensbeschreibung verfasset von ihm selber, Kiel 1852. Dr. M. Baumgarten, Ein Denkmal für C. Harms, Braunschweig 1855. Dr. L. Pelt in Herzog's Realencyklopädie 1856, V. 576. Dr. K. Schneider, C. Harms, der evangelische Prediger, Priester und Pastor, Bielefeld 1861. Dessen Schleiermacher und Harms. Ein Vortrag. Berlin 1865. Dr. Fr. Lübker, Lebensbilder, Hamb. 1862, VII. 367. Dr. Brömel, Homilet. Charakterbilder, Berlin 1869, 178. Dr. Kaftan, C. Harms. Ein Vortrag. Basel 1875. Lübker-Schröder, schl.-h. Schriftsteller-Lexikon. Altona 1829, Nr. 449. Dr. Alberti, Forts., Kiel 1867, Nr. 741. Tholuck, Litter. Anz. 1841, Nr. 40. Oehler, Halte was du hast, 1878, 7. 303. Volbehr, Die Gedächtnißfeier für C. Harms an seinem hundertsten Geburtstag, Kiel 1878. Dr. C. Harms' Schriften, mögl. vollst. verzeichnet nebst Litteratur über ihn (in Ztschr. d. Gesellsch. f. schlesw.-holst. Gesch. Bd. IX. S. 241 ff.) vom Unterzeichneten. Carstens.

Harms: Johann Oswald H., Maler, geb. zu Hamburg 1642, gest. zu Braunschweig 1708, war ein Schüler von Ellerbrock in Hamburg. Später ging er nach Rom, wo er unter Salvator Rosa sich der Landschaftsmalerei widmete; nach seiner Rückkehr nach Deutschland hielt er sich abwechselnd in Dresden, Braunschweig, Hamburg und Kassel auf und malte Landschaften, Perspective, Ruinen, welche geschätzt werden. In Braunschweig malte er auch in Verbindung mit dem Inspector Tobias Querfurth für das vom Herzoge Anton Ulrich neuerbaute Comödienhaus treffliche Decorationen und in dem Hauptgiebel des Gebäudes al fresco das Brustbild des Herzogs in allegorischer Umrahmung. Leider wurde das schadhaft gewordene Bild im J. 1799 durch Unverstand vernichtet. In seiner im Schauspielhause befindlichen Wohnung feierte H. als des Herzogs „Maschinenmeister, Cammerdiener und Maler“ am 8. September 1691 seine Hochzeit. In den J. 1696—1701 war H., ohne seinen Wohnsitz in Braunschweig aufzugeben, als Decorationsmaler bei der Hamburger Bühne angestellt. Auch als Radirer hat er sich bekannt gemacht, namentlich gab er 1673 sieben Radirungen, römische Ruinen enthaltend, heraus: „Aclune invenzione di Rovine et Architetture dissegnate e fatte con aqua forte da G. O. H.“ mit schönen Landschaftsgründen und Figuren in Salvator Rosa's Geschmack. Ein anderes Blatt von ihm ist: „Théatre que le magistrat de Dresde fit élever devant la maison de Ville au sujet de l'hommage rendu à l'Electeur en 1681.“

Sein Sohn, August Friedrich H., war ebenfalls Maler. Von ihm befindet sich im Dome zu Braunschweig ein Altargemälde aus dem J. 1728, eine Himmelfahrt Christi, Geschenk des Herzogs August Wilhelm von Braunschweig an die Kirche. Er malte ebenfalls, wie sein Vater, Landschaften und Architekturen, steht aber demselben hierin weit nach. Ausgezeichnet und im hohen Grade naturgetreu dagegen sind seine todtes Wild darstellende Bilder, von welchen sich in den Gemäldesammlungen zu Kopenhagen und Braunschweig einige vorzügliche Exemplare finden. Der jüngere H. zog nach dem Tode des Vaters 1709 nach Kassel, woselbst er auch 1745 gestorben ist und einen großen Vorrath von Gemälden hinterlassen haben soll. In den J. 1737—43 malte auch er Decorationen für das Theater in Braunschweig. Bekannter als seine Gemälde sind seine „Tables historiques et chronologiques des plus fameux peintres anciens et modernes“, Braunschw. 1742, Fol., ein verdienstvolles Werk, dem jedoch italienisches Material zum Grunde liegt. Seine im J. 1744 geschriebenen Briefe, die Malerei betreffend, sind zum Theil in den Briefen über die Kunst von C. L. Hagedorn, 1797 (Briefe des Malers Harms zu Braunschweig, S. 170 ff.) abgedruckt. F. Spehr.

Harms: Georg Ludwig Detlev Theodor H., lutherischer Pastor und Gründer der Hermannsburger Missionsanstalt, ist geboren den 5. Mai 1808 zu Walsrode im Lüneburgischen, wo sein Vater damals Rector und Pastor sec. war, † am 14. November 1865 zu Hermannsburg unweit Celle, Provinz Hannover. Ein ächter Niedersachse und Sohn der Lüneburger Heide, aufgewachsen unter strenger elterlicher Zucht in den einfachen Verhältnissen eines kinderreichen Landpfarrhauses, ist er über seine nächste Umgebung wenig hinausgekommen, desto mehr aber mit seinem heimathlichen Boden, mit den Erinnerungen, Anschauungen, der Denk- und Redeweise des Volkes verwachsen. Das Celler Gymnasium, das er nur kurz 1825—27 besuchte, und die Universität Göttingen, wo er 1827—30 Theologie studirte, boten dem eigenartigen und in sich verschlossenen Jüngling einen mannigfaltigen Wissensstoff, aber keine tiefere religiöse oder geistige Anregung. Erst am Ende seiner Studien- oder im Anfang seiner Candidatenzeit (1830) vollzog sich ein Umschwung in dem inneren Leben des jungen Theologen: es erfolgte bei ihm und unter seinem Einfluß bald auch in seiner Umgebung eine jener „Erweckungen", wie sie damals als Uebergang aus der rationalistischen in die modern-pietistische Strömung mehrfach vorkamen. Als Hauslehrer im Lauenburgischen, im Hause eines Kammerherrn v. Linstow, wurde er bald das Haupt eines kleinen, aber zusehends sich erweiternden Kreises von „Erweckten". Angeregt vom Missionsinspector Richter in Barmen und von dem Grafen Recke-Vollmerstein gründete er 1834 in Lauenburg einen Missionsverein, der neben der Heidenmission auch Werke der sogenannten inneren Mission mit lebendigem Eifer für die Sache des Reiches Christi, aber noch mit großer confessioneller Weitherzigkeit betrieb. Seit 1839 in seine Heimath zurückgekehrt, wirkte er theils als Gehülfe seines Vaters, theils als Hauslehrer in Lüneburg eifrig und erfolgreich in Predigt und Seelsorge, besuchte arme Kranke und Gefangene, studirte auch fleißig die symbolischen Bücher, wie die altlutherischen Dogmatiker. Dennoch schien sich ihm die Pforte des lebhaft ersehnten Predigtamtes zu verschließen, da das hannoversche Consistorium dem übereifrigen Candidaten, weil er einmal statt einer vorgeschriebenen Gebetsformel ein freies Gebet auf der Kanzel gesprochen, das Predigen bis auf Weiteres verbot. Doch wurde die Maßregel bald wieder zurückgenommen und H. 1844 seinem alternden Vater als Hülfsprediger in Hermannsburg beigegeben, 1849 nach des Vaters Tod auf Wunsch der Gemeinde zum wirklichen Pastor ernannt. Jetzt erst begann seine amtliche Wirksamkeit in der ihm seit langer Zeit wohlbekannten und treu anhänglichen Gemeinde. Er arbeitete mit unermüdlichem Eifer nicht blos in den kirchlichen Gottesdiensten, die fast den ganzen Sonntag ausfüllten, sondern auch in der Seelsorge, wobei seine volksthümliche Art des Verkehrs, seine aufrichtige Freundlichkeit, seine aufopfernde Liebe ihm die Herzen gewann. Eigenthümlich waren insbesondere die Versammlungen, die er Sonntag Nachmittags in seinem Hause in ganz freier, durchaus nicht conventikelartiger Weise mit seinen Gemeindegliedern und fremden Besuchern hielt und bei denen seine populäre Unterhaltungs- und Erzählungsgabe am glänzendsten sich entfaltete. Viele seiner Erzählungen, meist in plattdeutscher Sprache, die er meisterhaft handhabte, sind später gesammelt und herausgegeben worden (Honnig. Vertellen und Utleggen in sin Modersprak von Louis Harms, 2. Aufl. 1871; „Goldene Aepfel in silbernen Schalen", 6. Aufl. 1875). Seine Hauptstärke aber lag in seinen Predigten, von denen er selbst zwei Sammlungen herausgegeben hat, die jetzt zu den verbreitetsten Predigtbüchern, wenigstens in der evangelischen Kirche Norddeutschlands, gehören: „Evangelienpredigten", 1858 ff.; 8. Aufl. 1877; und „Epistelpredigten", 1862 ff. (weitere Sammlungen sind aus seinem Nachlaß herausgegeben, jedoch von geringerem Werth). Homiletisch betrachtet, sind diese Pre-

digten keine Kunstwerke: die Exegese mangelhaft, der Gedankenkreis eng, oft sich wiederholend; ihr Vorzug aber ist einfache Hervorhebung der christlichen Grundwahrheiten, concrete Erfassung des Lebens, ein kräftiger, oft massiver Realismus, vor allem aber ihre einzigartige Volksthümlichkeit. Wie kaum ein Anderer seit Luther hat H. es verstanden, dem Volke zu predigen und speciell dem niedersächsischen Landvolk, den Bauern der Lüneburger Heide in schlichter, lebendiger, durchaus auf den Hörer berechneter, ebendarum aber auch Jedem verständlicher Weise vom Herzen zum Herzen zu reden. Die Frucht solcher Arbeit trat denn auch bald zu Tage. Es ging eine merkliche Umwandlung mit der Gemeinde vor: regelmäßiger Kirchenbesuch, Hausandacht, strenge Sonntagsfeier, häufiger Abendmahlsbesuch wurde Sitte, es entfaltete sich eine rege Liebesthätigkeit und großartige Opferwilligkeit und in weitem Umkreis übte sein Wort und Beispiel seinen Einfluß. Ganz besonders aber war es auch jetzt wieder das Werk der Heidenmission, das für H. und seine pastorale Wirksamkeit Beides zugleich war — Mittel und Zweck. Denn so hat er das Verhältniß der Mission zur Gemeinde sich gedacht: seine Gemeinde sollte eine Missionsgemeinde werden, die Mission eine gemeindliche. Erst nachdem er 1849 nach seines Vaters Tod wirklicher Pastor in Hermannsburg geworden, griff er das Werk an: nicht einer der bestehenden Missionsgesellschaften will er sich anschließen, sondern ein eigenes Missionshaus gründen; die Mission soll sich verbinden mit der Colonisation; die Missionsgemeinde soll aus der Muttergemeinde hervorwachsen, ihr Bekenntniß, wie ihren Lebensordnungen sich anschließen; die Heidenbekehrung soll ein ächt kirchliches Werk sein und bleiben, auf dem lutherischen Bekenntniß ruhen, durch die Bestätigung der landeskirchlichen Behörde ihre Weihe empfangen. Zunächst war es das südliche Afrika, das H. als Feld für seine Mission ins Auge faßte; später kamen weitere Stationen in Asien, Amerika, Australien hinzu. Um den Verkehr zwischen den transatlantischen Stationen und dem Mutterland zu vermitteln, ließ H. 1853 aus Missionsgeldern ein eigenes Missionsschiff (die „Kandace“ nach Ap.-Gesch. 8, 27) in Harburg bauen, das im J. 1854 acht Missionaire und acht Colonisten nach der Ostküste Afrika's brachte; 1856 ging eine zweite, 1858 eine dritte Sendung ab. Ueber die weiteren Schicksale und Erfolge der Hermannsburger Mission zu reden, ist nicht dieses Ortes; vgl. darüber das im Verlage des Missionshauses erscheinende Missionsblatt (25. Jahrgang, 1878). Hier mag die Bemerkung genügen, daß die beiden eigenthümlichen Ideen Harms', der Gedanke der Colonialmission, wie die Idee einer Eingliederung der Mission in die Landeskirche, sich nicht verwirklicht haben: die christliche Colonisation und Civilisation der Zulu's und Papua's blieb bis jetzt bekanntlich frommer Wunsch; die landeskirchliche Eingliederung der Hermannsburger Mission aber ist neuestens in Folge der Renitenz seines Bruders und Nachfolgers Theodor H. in das gerade Gegentheil umgeschlagen, die Separation eines Theils der Hermannsburger Gemeinde von der hannoverschen Landeskirche und die officielle Lossagung der letzteren von der Hermannsburger Mission (1878—79). — Louis H. ist bei seiner ohnedies schwächlichen Constitution dem Uebermaß von Arbeit und geistiger Anspannung, das er sich durch Pfarramt, Mission, schriftstellerische Thätigkeit, ausgedehnte Correspondenz 2c. jahrelang zumuthete, im 58. Lebensjahr erlegen. Sein Andenken bleibt bei Allen, die ihn kannten, im Segen, und auch die hannoversche Landeskirche wird des ihr von Hermannsburg aus zugeflossenen geistlichen Segens nicht vergessen, obwol es von dort aus zur Separation gekommen und obwol in dieser Spaltung das Einseitige und Ungesunde, was von Anfang an in der Hermannsburger Erweckung, wie in dem dortigen Missionsbetrieb lag, nur eben offen zu Tage getreten ist.

Siehe hierüber, wie über das Ganze die auf persönlicher Bekanntschaft und auf amtlichen Acten ruhende Darstellung von Abt Uhlhorn in der R.-Enc. f. prot. Theol. 2. Aufl. Bd. V. S. 621 ff. Nur mit Vorsicht ist zu benutzen die von dem Bruder Theodor Harms herausgegebene Lebensbeschreibung, Hermannsburg 1868; 4. Aufl. 1874; vgl. auch Zum Gedächtniß des sel. P. Harms zu Hermannsburg. Separatabdruck aus den viertelj. Nachrichten, Hannov. 1866; Zur Erinnerung an L. Harms in N.Ev.K.Ztg. 1866, Nr. 4 ff.; Allg. K.Ztg. 1865, S. 758. Eine Sammlung seiner Briefe ist im Verlag des Hermannsburger Missionshauses erschienen, wo auch seine übrigen Schriften in fortwährend neuen Auflagen zu haben sind.

Wagenmann.

Harnisch: Matthias H., Buchdrucker in Neustadt an der Haardt, circa 1582—98. Er war einer der ersten Typographen, der mit arabischen Lettern druckte und hatte als Buchdruckerzeichen: Zwei aus den Wolken zusammengeschlossene Hände, die ein Füllhorn halten, mit der Umschrift: „Vitat servata fides“. Er druckte unter Anderem: „Christoff Wirsung, neues Artzneybuch, darinnen fast alle eusserliche vnnd innerliche Glieder deß Menschlichen Leibs, sampt jren kranckheiten vnd gebrechen, von dem Haupt an biß zu den Füssen ordentlich beschrieben. Neunstadt, Matthes Harnisch. 1582, Folio“; auch 1592. Von seinem Leben ist nichts weiteres bekannt, nur geht die Sage, daß seine Frau, welche scheintodt war, durch die Habgier des Todtengräbers, welcher ihre Leiche, um die an ihr bemerkten Ringe zu stehlen, die Nacht nach der Beerdigung wieder ausgrub, wieder lebendig wurde und zu ihrem Manne zurückkehrte, mit welchem sie noch eine Zeit lang lebte. Seine beiden Söhne, Josua und Wilhelm, übernahmen circa 1597 das Geschäft des Vaters und druckten noch mehrere Auflagen von dem erwähnten Arzneibuch von Wirsung.

Vgl. Geßner, Buchdruckerkunst III. S. 279 u. 280, IV. 190 u. 237. Gräße, Lehrbuch, III. Bd. 1. Abth. S. 176. Clusius, Unius Seculi etc. Elenchus II. 191.

Kelchner.

Harnisch: Otto Siegfried H., ein guter Musiker des 16. Jahrhunderts, der eine hübsche Anzahl weltlicher und geistlicher Lieder hinterlassen hat, die aber alle noch in den alten Stimmbüchern ruhen. Sein erstes opus, ein weltliches deutsches Liederbuch, gab er noch als Student der Universität zu Helmstädt 1587 heraus, es sind dies dreistimmige Lieder mit sehr lustigen Texten, wie es einem Studenten geziemt, unter denen sich auch ein sächsisch plattdeutsches Gedicht befindet und eine etwas frivole Travestie des alten Liebesliedes: „Ich stund an einem Morgen heimlich an einem Ort“. Letztere ist aber gerade wieder musikalisch interessant, da sie das Liebeslied von einem Vorsänger allein singen läßt und der dazwischen tretende Chor das Liebespaar mit neckenden Einwürfen unterbricht. Im Februar 1588 war er bereits wohlangestellter Cantor des Domstiftes in Braunschweig und gab er hier den zweiten Theil der dreistimmigen Lieder heraus. Im J. 1591 finden wir ihn als Musikus in der Kapelle des Grafen Simon zur Lippe in Rinteln, 1604 als fürstl. braunschweigischen Kapellmeister, 1617 als dritten Lehrer am Gymnasium zu Göttingen, der zugleich den Musikunterricht und die Direction des Chores zu leiten hatte und im J. 1630 starb er als Kapellmeister in Celle. Er hinterließ außer den deutschen Liedern, von denen er auch ein Heft vier- bis achtstimmig componirte, noch zwei Passionen, ein Heft Psalmen und Motetten. Seine Stimmenführung ist außerordentlich fließend und gesangreich und man erkennt überall den gewandten und reichbegabten Künstler.

Rob. Eitner.

Harnisch: Wilhelm H., ein um Lehrerbildung und Volksschulwesen im Geiste Pestalozzi's hoch verdienter Mann, geb. den 28. August 1787 in Wils-

nack, einem Städtchen der westlichen Priegnitz, gest. den 15. August 1864 in Berlin. — Sein Vater, ein wohlhabender Ackerbürger und Schneidermeister, bestimmte den scheinbar wenig begabten Knaben doch zum Studium der Theologie und übergab ihn 1800 dem Gymnasium in Salzwedel, das damals der durch F. A. Wolf gebildete Heinzelmann leitete. Nach einer ziemlich trüben Schulzeit bezog er zu Ostern 1806 die Universität Halle, hatte aber in die neuen Verhältnisse noch kaum sich eingelebt, als das Unglück des Krieges und die Verstörung der Universität ihn zur Flucht in die Heimath nöthigten, die er unter mancherlei Gefahren mühsam erreichte. Zunächst gezwungen, sich als Hauslehrer fortzuhelfen, hielt er doch den früh gewählten Lebensplan fest, und als er 1808 in die Universität Frankfurt a. O. eingetreten war, begann er ernstlicher mit Pädagogik sich zu beschäftigen. Und schon nach einem Jahre zur Hauslehrerthätigkeit zurückgekehrt, wurde er in einer mecklenburgischen Familie mit den Grundsätzen Rousseau's bekannt, nach denen die Frau vom Hause erzogen war. Aber bereits am Anfange des J. 1810 wurde er nach Berlin berufen, um auf Kosten des Staates in der von Plamann geleiteten Anstalt Pestalozzi's Methode kennen und üben zu lernen. Da hatte er nun vielfache Gelegenheit mit hervorragenden Männern, mit Fichte, Schleiermacher, Köpke, Klöden, Zeune, Jahn in Verbindung zu kommen und an den Bestrebungen, welche auf Rettung des Vaterlandes aus tiefer Bedrängniß gerichtet waren, auch an der Einrichtung des Fechtbodens, des Turnplatzes, der Schwimmanstalt Theil zu nehmen. Er erwarb damals von der Universität Wittenberg die philosophische Doctorwürde und schrieb zugleich sein erstes Buch „Die deutsche Volksschule" (1812). Als dann in Breslau ein Schullehrerseminar nach Pestalozzi's Ideen eingerichtet wurde, erhielt er an demselben die Stelle des ersten Lehrers, in Wahrheit des Directors, in welcher er, nachdem die Theilnahme am Freiheitskriege ihm versagt gewesen, mit großem Erfolge arbeitete. Zugleich war er Leiter eines Schullehrervereins, der bald Nachahmer fand, und auch als Schriftsteller entwickelte er eine eifrige Thätigkeit. Es erschienen von ihm in jenen Jahren: „Vollständiger Unterricht in der deutschen Sprache", 4 Theile (1813—18), neben andern Schriften für diesen Zweig des Unterrichts, „Der Schulrath an der Oder" (6 Jahrgänge, 1814—20), „Das Leben des fünfzigjährigen Hauslehrers Kaskorbi" (eine Art pädagogischer Roman), 2 Theile (1817), „Das Turnen in seinen allseitigen Verhältnissen" (1819), „Handbuch für das deutsche Volksschulwesen" (1820, dritte, ganz umgearbeitete Auflage 1839), „Weltkunde" (1820), „Schlesien, ein Hilfsbuch für Lehrer und ein Lesebuch für Schüler" (1820), „Raumlehre" (1822), „Himmelsgarten, ein Weihnachtsbuch" (1822). Begonnen wurden: „Die wichtigsten neuen Land- und Seereisen für die Jugend", 16 Theile, (1821—32). Mit Wachler, Gaß, Passow, Schneider, Friedrich und Karl v. Raumer unterhielt er engen wissenschaftlichen Verkehr, auch mit katholischen Geistlichen und Lehrern stand er in freundlicher Verbindung. Aber sein Eifer für die Turnsache, die bei den Staatsbehörden allmählich Mißtrauen erweckte, gefährdete auch seine Stellung, und obwohl er mannhaft und mit der Ruhe eines guten Gewissens sich vertheidigte, so sah er doch im J. 1822 von Breslau sich entfernt. Er wurde, allerdings in ehrenden Formen, Director des Schullehrerseminars in Weißenfels, wo seine Umsicht und Kraft viel aufzuräumen und zu verbessern hatte. In rastloser Thätigkeit brachte er die Anstalt, mit welcher auch eine Präparandenanstalt und (seit 1829) ein Taubstummeninstitut sich verband, zu fröhlichem Gedeihen. Unterstützt von trefflichen Lehrern, denen er ein Freund war, übte er auf seine Zöglinge, die in ihm einen Vater verehrten, den nachhaltigsten Einfluß aus, der mehr und mehr im ganzen preußischen Sachsenlande das Volksschulwesen zu gedeihlichster Entwickelung brachte. Sein Seminar

wurde eine Musteranstalt, welcher Deutsche und Schweizer, Engländer und Franzosen, Griechen und Amerikaner ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Es läßt sich denken, daß auch die ihm vorgesetzten Behörden sein Wirken jetzt ohne Rückhalt anerkannten. Im J. 1834 erhielt er den Auftrag, die große Militär-Waisenanstalt in Annaburg neu einzurichten und in demselben Jahre erhielt er den rothen Adlerorden 4. Cl. Im J. 1838 wurde ihm die neue Ordnung der Stolberg-Stolberg'schen Schulen übertragen. Seine 1830, 1834 und 1836 unternommenen Revisionsreisen machten ihn mit den Volksschulen der Provinz in besonderer Weise vertraut. Seine fortwährend sehr rege schriftstellerische Thätigkeit hing mit seinem amtlichen Berufe innig zusammen. Er begann in Weißenfels mit der Schrift: „Ueber den jetzigen Standpunkt des Volksschulwesens, besonders der Seminarien im preußischen Staate" (1824). Dann erschienen: „Der Volksschullehrer", drei Jahrgänge (1824—28), „Das preußische Sachsenland und Lebensbilder aus dem preußischen Sachsenlande" (1827), „Die deutsche Bürgerschule" (1830), „Frisches und Firnes zu Rath und That", 2 Bdchn. (1836 f.). Besonders wichtig zur Kenntniß seines persönlichen Waltens ist die Schrift: „Das Weißenfelser Schullehrerseminar und seine Hilfsanstalten" (1838). Mit seinem religiösen Denken und Leben war er vom Standpunkte des Rationalismus immer entschiedener auf den des positiven Christenthums übergegangen, wie dies auch einige seiner Schriften erkennen lassen: „Vollständiger Unterricht im evangelischen Christenthume", 2 Theile (1830 f.), „Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über Luthers kleinen Katechismus", 2 Theile (1834 und 37), „Erbauliche Betrachtungen über die zehn Gebote" (1835). Im J. 1837 hatte er unter zahlreicher Theilnahme seiner Freunde und Schüler das Fest seiner 25jährigen Wirksamkeit im Seminarleben gefeiert. Und noch schien dem körperlich und geistig-rüstigen Manne eine lange Bewährung in der so entschieden verfolgten Richtung möglich. Aber allmählich entwickelte sich ein Nervenleiden, das in Abspannung und Schwermuth sich äußerte, zu bedenklicher Stärke. Er bedurfte der Ruhe und legte daher 1842 das Schulamt nieder, um das Pfarramt zu Elbei bei Wolmirstädt zu übernehmen. Aber sein an rastloses Schaffen gewöhnter Geist führte ihn auch jetzt über den engen Kreis des Wirkens weit hinaus. Er war ein fleißiger Arbeiter für den Gustav-Adolf-Verein; er nahm lebhaften Antheil an Prediger-Conferenzen, wie an den Berathungen für äußere und innere Mission. Und auch als Schriftsteller war er noch thätig. Es erschienen von ihm in dieser Zeit die Schriften: „Der jetzige Standpunkt des gesammten preußischen Volksschulwesens" (1844), „Luthers kleiner Katechismus als Lernbuch" (1844), „Luther's kleiner Katechismus als Lehrbuch" (1844); unter den Bewegungen des J. 1848 schrieb er: „Die künftige Stellung der Schule, vorzüglich der Volksschule, zu Kirche, Staat und Haus". Aber häusliches Leid, das ihm auch früher nicht erspart geblieben war, drückte ihn seit 1842 tief darnieder; die Gattin, die bereits in Berlin ihm die Hand gereicht und mehrere Kinder ihm gegeben hatte, starb wenige Monate nach seinem Einzuge in Elbei; auch die einzige ihm gebliebene Tochter nahm der Tod hinweg; der jüngste Sohn versank in Geisteskrankheit. Doch schloß er 1852 eine zweite Ehe, deren Frucht noch ein Söhnchen war. Erst 1861 zwang ihn zunehmende Nervenschwäche, sein Pfarramt zu verlassen; er zog sich mit Frau und Kind nach Magdeburg zurück. Allein das Leiden, das ihn beugte, entwickelte sich in der schlimmsten Art. Er mußte einer Heilanstalt in Berlin übergeben werden, wo er, fast 77 Jahre alt, gestorben ist. Von seiner Autobiographie, die auf drei Theile berechnet war, ist nur der erste „Mein Lebensmorgen" (1787—1822) vollendet und 1865 von H. E. Schmieder herausgegeben worden.

H. Kaemmel.

Harper: Adolf Friedrich H., Landschaftsmaler, geb. am 17. October 1725 in Berlin, gest. daselbst am 23. Juni 1806, war der Sohn und Schüler des im J. 1746 zu Potsdam verstorbenen preußischen Kabinetsmalers Johann H., eines geborenen Schweden aus Stockholm. Nach des Vaters Tode besuchte er Frankreich und Italien, wo er die Unterweisung Richard Wilson's genoß und reiche Studien nach der Natur sammelte. Im J. 1756 kam er in herzoglich württembergische Dienste; zuerst beim Residenzbauwesen verwendet, wurde er im J. 1759 zum Hofmaler und im J. 1761 zum Professor an der vom Herzog Karl in jenem Jahre errichteten Académie des Arts ernannt, welche später mit der hohen Karlsschule verbunden wurde. Im J. 1784 wurde er auch zum Galleriedirector bestellt. Vom J. 1798 an verlebte er, in den Ruhestand versetzt, seine letzten Lebensjahre in seiner Vaterstadt Berlin. H. gehörte zu den Künstlern, welche wie alle vom Herzog Karl verwendeten jungen Männer (vgl. d. Art. Reinh. Ferd. Heinr. Fischer und Nic. Guibal) durch die Menge der überhasteten Aufgaben in der Kunst unter dem blieben, was sie zu leisten versprochen hatten, oder von erreichten Stufen wieder zurückkamen. Er, den Goethe einen geborenen Landschafter nennt, mußte außer seinen Landschaften auch Blumen- und Früchtestücke, Surports, Theater- und andere Decorationen „schockweise“ malen und daneben den „Premier Peintre“ Guibal im Malen der Luft, Blumen ꝛc. bei seinen Plafonds unterstützen. Hiedurch bekam, wie er das selbst später fühlte und offen beklagte, seine Kunstübung etwas Mechanisch-conventionelles und namentlich seine Farbe etwas Hartes. Doch zeigen seine Landschaften, welche in den würtembergischen Schlössern noch zahlreich erhalten sind, großen Reichthum der Motive, gefällige Zusammenstellung und eine durch die Sicherheit ihrer einfachen Mittel immer noch lehrreiche Farbentechnik besonders bei der Behandlung der Luft und der Hintergründe. Man sieht, daß er in Rom noch an den Quellen der besten Tradition geschöpft hatte. Als Lehrer an den Kunstanstalten Herzog Karls nahm H. bei der Heranbildung der vielen tüchtigen Künstler, die daraus hervorgingen, neben Guibal seinen redlichen Antheil.

Vgl. außer den Künstlerlex. Wagner, Gesch. d. hohen Karlsschule 2, S. 194 u. ö.; Bertuch u. Kraus, Journal des Luxus und der Moden, Jahrg. 1793; Goethe, Schweizerreise im J. 1797. A. Wintterlin.

Harphius: Henricus H. (Hervius, Harpf, Herpf, Harff), so genannt von seinem Geburtsorte Herp (Erp) in Brabant, Theolog, † 1477 oder 1478 zu Mecheln. Er gehörte dem Orden der Minoriten an, war eine Zeitlang Provinzial der kölnischen Ordensprovinz, bei seinem Tode Guardian des Klosters zu Mecheln. Außer vielen Predigten, die nicht gedruckt zu sein scheinen, verfaßte er das „Speculum aureum de praeceptis divinae legis“, ein ausführliches Werk über die zehn Gebote in der Form von (221, wohl nicht wirklich gehaltenen) Predigten, welches zuerst zu Mainz 1474, dann noch dreimal im 15. Jahrhundert gedruckt wurde (s. Geffcken, Der Bilderkatechismus, 1855, S. 32), und eine Reihe von ascetischen Schriften, u. a. ein „Epithalamium divini amoris“ (mit einer Auslegung des Hohen Liedes), eine Anleitung zur Betrachtung in flämischer Sprache, welche von dem Kölner Karthäuser Petrus de Blomevenna (Bd. II, S. 720) unter dem Titel „Directorium aureum contemplativorum“ lateinisch herausgegeben wurde, und „Eden sive Paradisus contemplativorum“. Diese drei Schriften wurden zusammen unter dem Titel „De mystica theologia libri tres“ zu Köln 1529 und nochmals (mit einer Vorrede des Karthäusers Bruno Loher an Ignatius von Loyola) 1555 gedruckt. Man nahm an einigen Stellen des zweiten Buches Anstoß, und es wurde zu Rom 1585 eine purgirte Ausgabe mit einer „Introductio ad doctrinam libri secundi“ von dem Dominicaner Petrus Paulus Philippus veranstaltet und die früheren Aus-

gaben auf den Index gesetzt. Das Werk ist auch im 17. Jahrhundert noch wiederholt gedruckt worden, 1617 auch eine französische Uebersetzung von J. B. Machault (von dem zweiten Buche auch eine italienische Uebersetzung von dem Karthäuser Benedict Osanna) erschienen. Der Cardinal Bona, Mabillon u. A. zählen H. zu den besten Schriftstellern über mystische Theologie.

Biographie universelle (Michaud) XVIII, 486. Sweertius, Athenae Belgicae, 1628. Fabricius, Bibliotheca lat. (ed. Mansi) III, 216. Possevini, Apparatus sacer I, 728. Reusch.

Harpprecht: Christian Ferdinand H., Rechtsgelehrter, geb. am 13. Septbr. 1718 zu Tübingen, Urenkel des Ferdinand Christoph H. (s. d.). Sein Vater Johann H. war Bürgermeister von Tübingen und Beisitzer des Landesausschusses. H. begann und vollendete seine Studien in seiner Vaterstadt und legte schon frühzeitig den Grund zu jener vielseitigen Bildung, welche ihm von den Zeitgenossen nachgerühmt wird. 1741 wurde er Doctor der Philosophie, in demselben Jahre auch Hofgerichtsadvocat, 1743 begegnen wir ihm zu Rothenburg a. N. in gräflich Ulmischen Diensten; am 13. November 1747 eröffnete er in Tübingen als außerordentlicher Professor der Rechte seine Vorträge, hielt im Frühjahr 1749 als ordentlicher Professor der praktischen Philosophie seine Antrittsrede „De jure in rempublicam obsides deferentem“, wurde jedoch nach kurzer Frist — im December 1750 — als Lehrer der Institutionen und des canonischen Rechtes mit dem Titel eines herzogl. Rathes in die juristische Facultät versetzt. Am 18. April 1753 empfing er die Würde eines Doctors beider Rechte, und im nämlichen Jahre ernannte ihn die deutsche Gesellschaft zu Göttingen zu ihrem Mitgliede. Im Winter 1757 wurde H. von schwerem Lungenleiden ergriffen; seine ohnehin schwächliche Gesundheit war unter der Last der Arbeit zusammengebrochen; die im Sommer des folgenden Jahres in den Bädern von Teinach eingetretene Besserung erwies sich als trügerisch; er starb erst 41 Jahre alt am 25. Decbr. 1758. Seine am 18. Jan. 1746 mit einer Tochter des Rechtslehrers Mögling in Tübingen geschlossene Ehe ist kinderlos geblieben. Mit ausgezeichneten Anlagen versehen, denen ein nie trügendes Gedächtniß und unermüdlicher Fleiß zur Seite standen, gebot er über eine Summe des Wissens wie es namentlich in Juristenkreisen selten getroffen wird, denn seine Studien griffen weit über den gewählten Lebensberuf hinaus. Sie umschlossen nicht blos das weite Gebiet der Rechtswissenschaft, auch in Philosophie und Mathematik, in Philologie und Archäologie, selbst in der Naturkunde, in der Chemie, in den schönen Künsten war er und zwar gründlich unterrichtet. Der litterarische Nachlaß besteht aus etwa 20 gediegenen akademischen Schriften, meist privatrechtlichen Inhalts, welche in Bök's Geschichte der Universität Tübingen S. 193 und vollständig in Meusel's Lexikon V, 174 angegeben sind.

Tübing'sche Berichte von gelehrten Sachen, Jahrg. 1759 S. 106. — Neues gelehrtes Europa, Th. 15, S. 653. — Hirsching, Histor.-litter. Handb. II, S. 364. Eisenhart.

Harpprecht: Christoph Friedrich H., Rechtslehrer, geb. am 22. Sept. 1700 zu Tübingen, Sohn des Georg Friedr. und Enkel des Ferdinand Christoph H. (s. diese). Nach vollendeten Universitätsjahren benutzte er 1721 die Gelegenheit als Secretär einer würtembergischen Gesandtschaft mit Joh. Osiander nach England zu gehen; wurde hierauf Hofgerichtsadvokat in seinem Geburtsorte, unternahm 1724 eine wissenschaftliche Reise nach Wetzlar, Wien und Straßburg, erhielt am 3. April 1727 den neu errichteten Lehrstuhl für würtembergisches Privatrecht, und eröffnete seine Vorlesungen mit einer Rede über die Methode und den Nutzen des Studiums des einheimischen Rechtes. 1729 wurde er herzogl. Rath und Hofgerichtsassessor, kam im folgenden Jahre als Professor der Rechte

und Geschichte an das Collegium illustre (Fürstencollegium) in Tübingen, ließ sich im nämlichen Jahre die Doctorwürde ertheilen, und wirkte seit 1731 als ordentlicher Professor der Rechswissenschaft an der Universität, wo er neben seinen Nominalfächern, dem würtembergischen Recht und den Pandekten, welche er nach Heineccius vortrug, auch juristische Litteraturgeschichte und Kriegsrecht zu lesen begann. Er starb nach dem Eintrage im Todtenbuche am 4. Juli 1774. H. war hochbefähigt, mit ungewöhnlicher Lehrgabe und hinreißender Beredsamkeit ausgerüstet, verstand er es sowohl für die verwickeltsten Fragen als für die trockensten Materien das Interesse der Zuhörer zu wecken und rege zu erhalten. Leider stand sein Pflichteifer mit seiner Befähigung nicht auf gleicher Stufe; äußerst lässig in Abhaltung öffentlicher Vorträge sowie in Erledigung von Facultätsgeschäften wurde er im Disciplinarwege wiederholt auf einige Zeit vom Collegium der Juristenfacultät und dem Senate ausgeschlossen, und bei einem solchen Anlasse (1744) überdies mit einer Geldbuße von 1000 Reichsthalern beahndet. Dem Studium des würtembergischen Civilrechts mit Vorliebe zugethan, trug er sich in seinen jüngeren Jahren mit umfassenden Plänen zu dessen Förderung und wissenschaftlicher Durcharbeitung. In der 1727 zu Tübingen veröffentlichten „Consultatio loco programmatis“ entwickelte er den praktischen Gedanken zu einer Sammlung aller Landesgesetze sowie zu einem Lehrbuche und zu einem Commentare des würtembergischen bürgerlichen Rechtes. Allein ihm fehlten auch hier der zur Ausführung nöthige Fleiß und die erforderliche Ausdauer; so besitzen wir denn auf diesem Gebiete statt der in Aussicht gestellten Compendien von H. nur drei Dissertationen, welche jedoch immerhin als schätzbare Beiträge zum würtembergischen Particularrechte und dessen Geschichte in Betracht kommen. Diese sind: „Commentatio de fontibus juris civilis moderni Würtembergici quod in codice legum Johann-Friedericiano continetur“, 1724. 4⁰.; „Themata miscellanea ex jure civili moderno Würtemb.“, 1727. 4⁰.; „Specimen vindiciarum jur. civ. moderni Würtembergici, quod in codice Johann-Friedericiano continetur“, 1727. 4⁰. Größere Schriften hat H. nicht verfaßt, dagegen hat sich der begabte Gelehrte auch als Dichter geistlicher Lieder und Poesien versucht, von denen mehrere in der Moser'schen Sammlung „Altes und Neues aus dem Reiche Gottes“, Thl. IV, S. 85, Thl. V, S. 82 zum Abdruck gelangt sind. Eine vollständige Aufzählung seiner Arbeiten in Meusel's Lexikon V, 175.

Weidlich, Zuverläß. Nachrichten ꝛc. I, 415. — Eisenbach, Beschreibung und Gesch. von Tübingen, 280 und 81. — Klüpfel, Gesch. der Universität Tübingen, 158. — J. J. Moser's würtembergische Bibliothek, 4. von Spittler besorgte Auflage, 306, 318—20. Eisenhart.

Harpprecht: Ferdinand Christoph H., Rechtslehrer, geb. am 3. Juni 1650 zu Tübingen, Urenkel des Johann H. (s. d.) und Sohn des Hofgerichtsadvocaten Johann Christoph H., machte seine philosophischen und juristischen Studien zu Tübingen, wo es namentlich Lauterbach war, der anregend auf ihn wirkte und mit dem er häufig verkehrte. 1673 errang er die höchste akademische Würde, nahm die anwaltliche Praxis, und soll während deren fünfjähriger Ausübung nur zwei Processe verloren haben. Als Herzog Wilhelm Ludwig im Juni 1677 zu Hirsau mit Hinterlassung des minderjährigen Erbprinzen Eberhard Ludwig das Zeitliche gesegnet hatte, berief des Verlebten Bruder, Friedrich Karl, welcher gleich seinem Vetter Friedrich die Vormundschaft nebst der Landesverwaltung anstrebte, H. als Sachwalter nach Stuttgart, und reiste dieser am 4. August 1677 im Gefolge des Herzogs Friedrich Karl zur wirksamen Vertretung dessen Anliegens an den kaiserlichen Hof nach Wien. Harpprecht's gewandter Sachführung gelang es, daß seinem hohen Vollmachtgeber im November

1677 durch kaiserliche Resolution Vormundschaft und Administration übertragen wurden. Nach solch' glücklicher Erledigung des Auftrages erhielt H. am 27. December desselben Jahres den Titel eines herzoglichen Rathes und wurde auf Empfehlung des Herzogs am 28. Mai 1678 einstimmig zum Professor der Rechte in Tübingen gewählt. 1680 erledigte er als Bevollmächtigter zu Mömpelgart mehrere die herzogliche Regierung dortselbst betreffende Geschäfte, nahm im folgenden Jahre mit dem Oberhofmeister Freiherrn Johann v. Varnbüler die gesammte Grafschaft in Huldigung, und ging 1684 in dieser Angelegenheit auf herzogliche Einladung zur Berichterstattung nochmals nach Stuttgart. Am 18. Octbr. 1688 wurde er unter Beibehaltung seines Lehramtes erster Assessor am Hofgerichte, dann comes palatinus, welche Würde ihm der kaiserliche Reichsvicekanzler Graf Schönborn verlieh. Bereits 1678 war er Rath des Grafen von Wolkenstein geworden, welche Auszeichnung ihm später auch Seitens des Prinzen Ludwig von Baden, der Reichsstadt Reutlingen und des Klosters Frauenalb zu Theil wurde. Seine Vorträge zogen Schüler aus allen Kreisen des Reiches nach Tübingen, und in häufigen Fällen wurde er um Rechtsgutachten angegangen, für deren Abfassung er hohe Honorare bezog. Die Universitäten von Heidelberg, Frankfurt a. O., Helmstädt und Gießen bemühten sich den gefeierten Gelehrten für sich zu gewinnen; er blieb jedoch an der Eberhard-Karl-Schule, welche ihn zwischen 1683 und 1714 siebenmal zum Rector erwählte. H. nahm unter den Civilisten seiner Zeit eine hervorragende Stelle ein vermöge seiner umfassenden Rechtskenntnisse, seiner raschen Auffassung und seines praktischen Blickes. Er hat dem damals wieder in Aufnahme gekommenen deutschen Rechte besondere Beachtung zugewandt, eine gediegene Abhandlung über den Unterschied des gemeinen und würtembergischen Rechtes veröffentlicht, und durch seine große, 3 Theile umfassende Consiliensammlung („Consilia Tubingensia", Tub. 1695—1701 Fol.) — eine Fortsetzung der bekannten Besold'schen — unleugbaren Einfluß auf die Rechtsprechung gewonnen. Auch seine „Responsa juris civ. et crim.", 6 Vol. Tub. 1701. 2. 6—8. Fol. waren gleich den „Consultationes crimin. et civiles", T. 3. Tub. 1710—12. 4⁰. sehr gesucht und in den Händen der meisten Praktiker. Nebenbei schrieb er gegen 90 Dissertationen, welche gesammelt 1692 und 1737 als „Dissertat. academ." zu Tübingen in 4⁰. erschienen. Der geradezu massenhafte Stoff ist vorwiegend dem römischen Civilrechte unter besonderer Berücksichtigung des Erbrechtes entnommen, und zur besseren Orientirung an die Spitze jeder Abhandlung ein „Summarium" gesetzt. H. war eine gewinnende Persönlichkeit von vornehmem Aeußern und hübschen, ebenmäßigen Gesichtszügen. In der Schule von seinem Vater gleich seinem älteren Bruder für das Studium der Gottesgelahrtheit bestimmt beschäftigte er sich während seines ganzen Lebens gerne mit theologischen Schriften und hatte nach eigenhändiger Aufzeichnung in seiner Handbibel dieselbe bis zum Jahre 1703 29 mal durchgelesen, so daß er ganze Stellen des alten und neuen Testamentes auswendig wußte. Des Tages Arbeit begann er regelmäßig mit einem geistlichen Gesange; mit einem solchen beschloß er auch seine Tage. Der Auflösung nahe wollte er noch das Lied hören: „Was Gott thut, das ist wohlgethan ꝛc. ꝛc.", dann schwanden die Sinne und das Leben entwich am frühen Morgen des 9. Novbr. 1714. Seine beiden Frauen, Professorentöchter aus Tübingen, deren erste 1682 starb, schenkten ihm 15 Kinder, von welchen sich der ersteheliche Sohn Georg Friedrich als Mitglied der Tübinger Juristenfacultät auszeichnete (s. diesen). Dr. Perziger's Leichenpredigt sind das von Haid gefertigte Porträt Harpprecht's, „dessen Lebenslauff" und eine Sammlung von nicht weniger als 37 Epicedien der Freunde und Verwandten des Verblichenen beigegeben. Die 2. Auflage der Dissertationen Harpprecht's enthält einen mangel-

haften Auszug aus dem eben erwähnten „Lebenslauff". Ein Verzeichniß der wesentlichsten Arbeiten Harpprecht's bei Jöcher II, 1372.

Böck, Gesch. der Univers. Tübingen 132. — Georgii, Biogr. geneal. Bl. aus Schwaben 311. Eisenhart.

Harpprecht: Georg Friedrich H., geb. am 10. Decbr. 1676 zu Tübingen, Sohn des Ferdinand Christoph H. (s. diesen), empfing seine Bildung auf dem Gymnasium und der Hochschule seiner Vaterstadt, zeichnete sich durch gewandte Vertheidigungen aus, hielt eine beifällig aufgenommene Rede in italienischer Sprache über den Zweikampf, promovirte 1699 als Doctor beider Rechte und nahm dann Praxis als Hofgerichtsadvokat. Bald darauf begleitete er seinen Onkel Mauritius David H. (s. diesen) nach Berlin, und lernte auf dieser Reise die Einrichtungen und Gelehrten einiger mitteldeutschen Hochschulen kennen. 1704 finden wir ihn in Tübingen als Hofgerichtsassessor mit dem Titel eines würtembergischen Rathes, im Januar 1722 auf dem Lehrstuhle der ordentlichen Professur für Pandecten. Er starb am 10. Mai 1754. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des herzogl. würtembergischen Leibarztes und Professors Dr. E. R. Cammerer, gewann er nur einen Sohn, den nachmaligen Rechtslehrer Christoph Friedrich (s. diesen). H. galt als eifriger, bei seinen Zuhörern sehr beliebter Docent, zog sich aber nach 20jähriger Lehrthätigkeit (1742) von dieser ganz zurück, um in stiller Ruhe seinen wissenschaftlichen Arbeiten nachzugehen. Seine Hauptstärke lag auf dem Gebiete des Civilrechts; die von ihm ausgearbeiteten „Responsa civilia", Tub. 1737, Fol., welche den siebenten Theil der damals weit verbreiteten Tübinger Consiliensammlung ausmachen, auch seine „Decisiones et consultationes criminales", Tub. 1746, Fol., genossen hohes Ansehen, Er hinterließ viele juristische Handschriften, welche großentheils in der Tübinger Universitätsbibliothek aufbewahrt sind. Die würtembergische Landschaft hatte ihm 1717 die Consulentenstelle, der Landgraf von Hessen-Darmstadt ein Lehramt in Gießen, ja die Kanzlerwürde angetragen; der schlichte Gelehrte schlug indeß sämmtliche Anerbietungen aus.

Moser, Lexikon der jetzt lebenden Rechtsgelehrten, 80. — Tübinger Berichte von gelehrten Sachen, Jahrg. 1754, S. 267. — Meusel, Lexikon V, 177. E.

Harpprecht: Johann H., Rechtsgelehrter, geb. im Januar 1560 zu Wallenheim im Würtembergischen als Sohn schlichter Landleute, ist der Stammvater einer angesehenen noch heute in Würtemberg blühenden Juristenfamilie. Im Laufe von 250 Jahren sind aus ihr 9 bedeutende Rechtskundige (s. diese) hervorgegangen, als deren jüngster der am 10. Febr. 1859 gestorbene Obertribunalpräsident Heinrich v. H., Mitglied der würtembergischen Kammer der Standesherrn, namhaft zu machen ist. — Kaum vier Jahre alt verlor H. 1564 seine Eltern an der Pest, welche zu jener Zeit in Südwestdeutschland wüthete, und wurde zu seinem in Germersheim wohnenden Oheim, Stephan H. gebracht, um sich bei diesem für die Landwirthschaft heranzubilden. Mit vierzehn Jahren schickte ihn der Onkel zur besseren Erlernung des Deutschen nach Besigheim; allein der strebsame Knabe von mächtigem Drange nach Erweiterung seiner Kenntnisse erfüllt, besuchte dort wider den Willen seiner Vormünder die Lateinschule, und vermochte bereits im J. 1578 die Straßburger Hochschule zu beziehen. Er trieb zunächst philosophische und philologische Studien, hörte dann mehrere Jahre zu Straßburg, Tübingen und seit 1586 zu Marburg die ersten Rechtslehrer dieser Universitäten und erlangte am 22. Septbr. 1589 in Tübingen mit Auszeichnung den Grad eines Doctors beider Rechte. Markgraf Ernst verlieh ihm die Stelle eines Hofrathes und veranlaßte ihn beim kaiserlichen Kammergerichte zu Speyer in Praxis zu treten. Nach wenigen Monaten kehrte

jedoch H. nach Tübingen zurück, hielt häufig Disputationen und wurde 1592 auf einstimmigen Antrag der Facultät an Demler's Stelle berufen, welche er 40 Jahre bekleidete. Als im J. 1594 zu Tübingen die Pest ausbrach, flohen Professoren und Studenten theils nach Herrenberg theils nach Calw; ersteres wählte auch H. als Zufluchtsstätte, setzte daselbst seine Vorlesungen emsig fort und kehrte nach erloschener Seuche im Februar 1595 mit den übrigen Studiengenossen nach Tübingen zurück. Einen zweiten Auszug erlebte er im September 1610. Damals „entwichen wegen Pestilenz" die theologische Facultät nach Calw, die medicinische und juristische nach Herrenberg. Nahezu 80 Jahre alt entschlief er am 29. (nach Andern am 18.) Septbr. 1639. Sein Amtsnachfolger Thomas Lansius aus Niederösterreich schildert in einer begeisterten Gedächtnißrede das leutselige, offene Wesen, die hohe Gelehrsamkeit und den Eifer Harpprecht's, der in der langen Zeit seines Wirkens um persönlicher Angelegenheiten willen auch nicht eine Vorlesung versäumte, und seit Gründung der Hochschule nächst Heinrich Bocer die häufigsten und siegreichsten Disputationen gepflogen habe. Zweimal verheirathet schloß er den ersten Ehebund 1590 mit der Tochter des Probstes und Kanzlers Jacob Andreä, einer verwittweten Schüz; bereits Mutter von fünf Kindern schenkte sie ihm noch drei Söhne und vier Töchter und starb nach 24jähriger glücklicher Ehe. Ein minder frohsamer Hausstand erwuchs durch seine Vermählung (2. Octbr. 1625) mit der Wittwe des Hofgerichtsadvokaten Barth, einer streitsüchtigen Frau, deren täglich wiederkehrende Zänkereien der friedfertige Gelehrte 14 volle Jahre mit sokratischem Gleichmuth ertrug. Damals mag es gewesen sein, daß er eigenhändig in seine Bibel schrieb:

— — — — — — — — — —

„Wer mit Gedult und Glümpff aushelt
Der siget endlich ob aller Welt.
Still seyn, verhören helt den Platz
Glümpff u. Gedult ein edler Schatz.
Gedult ist diß das christlich Kraut
Welches nicht ein Jeder im Garten baut.
Gedult zu sehr vil Sachen dient,
Mit Gedult man all Ding überwindt.
Wer Gedult gebraucht zu allen Sachen
Der thut seine Feinde zu Schanden machen."

H. war in einer selbst für die damalige Zeit überraschenden Weise mit dem Corpus juris vertraut. So rühmt auch die ihm gewidmete Leichenrede: „daß er ein Ornamentum und rechte Zierde an der Universität gewesen; man auch in Italia, wenn man seinen Namen genannt, den Huet abgenommen habe". Harpprecht's vorzüglichstes Werk ist der „Commentarius ad IV libros institutionum imperialium theoretico-practicus", T. 1—5, Fol. 1615—27, 1658 zu Frankfurt in zweiter, 1765 zu Genf in fünfter Auflage erschienen. Ein im 17. und 18. Jahrhundert hochgeschätzter Institutionen-Commentar, welcher hauptsächlich für den Praktiker bestimmt war. Die Uebersichtlichkeit des reichhaltigen Werkes leidet durch Einflechtung manch' unnöthigen Beiwerkes; denn „wenn er irgend etwas Merkwürdiges observirte, brachte er es gleich in seinen commentarius". — Außerdem sind zu erwähnen: „Tractatus de processu judiciario in decades XXIII. distinctus", Tub. 1602 und 1611 Fol.; „Tractatus criminalis", Francof. 1603. 4°.; „auctior multis materiis et quaestionibus, Tub. 1615. 4°.; Gesammtausgaben der kleinern juristischen Schriften wurden in vier Bänden verlegt Tübingen 1628, Frankfurt 1658. H. war auch ein Freund der altclassischen Litteratur und hat nicht ohne dichterische Begabung in den Mußestunden lateinische geistliche und weltliche Gedichte verfaßt, welche unter dem Titel: „Poëmatum libri IV. 1. Epithalamorium. 2. Epicediorum. 3. Anagrammatum. 4. Mis-

cellaneorum“ 1617 in Tübingen gedruckt wurden. Seine gesammelten „Orationes“ enthalten sehr werthvolles Quellenmaterial für die würtembergische Geschichte jener Zeit. Ein vollständiges Verzeichniß der Werke bei Claudius Sincerus, vitae et scripta magnorum juris consultorum, T. II. 87—90.

Joann Harpprechtus antecessor in acad. Tubing. suprema laudatione celebratus a Th. Lansio, Tub. 1640, 4°. — Freher, Theatrum virorum clarorum p. 939 und 1090, woselbst sein Leben und Wirken von Prof. Cellius in schwungvollen Distichen besungen ist. Eisenhart.

Harpprecht: Johann Heinrich Freih. v. H., juristischer Schriftsteller und Beisitzer des Reichskammergerichtes, geb. am 9. Juli 1702 in Tübingen. Sein Vater Dr. Moritz David H. (s. diesen) wurde 1708 zur Antheilnahme an der Visitation des Reichskammergerichtes nach Wetzlar entsandt und starb dort 1712. Die Wittwe wählte mit ihren acht minderjährigen Kindern Stuttgart zum Aufenthalt. Dort besuchte H. das gut geleitete Gymnasium und bezog 1719 die Tübinger Hochschule, wo ihn sein Vetter Dr. Georg Friedrich H. (s. diesen) in das Rechtsstudium einführte. Am 24. August 1724 trat er in die Reihe der Hofgerichtsadvocaten, verweilte während der Jahre 1727—33 als hohenzollern-hechingisch-sigmaring'scher Hofrath namentlich in „freien Pürschsachen der Heching'schen Unterthanen“ sehr häufig in Wetzlar und gewann hiebei genaue Kenntniß des Verfahrens bei dem höchsten Reichsgerichte. Seit Anfang 1727 vermählt, finden wir ihn im Frühjahr 1733 als würtembergisch-neustädtischen Kanzlei-(Justiz)-Director in Neustadt, im folgenden Jahre als Mitglied des Regierungscollegiums in Stuttgart, in welchen Stellungen er als Vertrauensmann des Herzogs Carl Rudolph manch wichtiges Staatsgeschäft besorgen mußte. 1739 wurde er Directorialgesandter am schwäbischen Kreistage zu Ulm, 1740 von Würtemberg und den evangelischen Reichsstädten des schwäbischen Kreises als Assessor zum R. K. Gericht präsentirt. Nach langwierigem Streite über die Präsentationsbefugniß, der zwischen Würtemberg und Badendurlach in breiten Wechselschriften geführt wurde, erhielt H. am 5. Jan. 1745 die kammergerichtliche Vocation, worauf am 5. April die feierliche Eidesleistung stattfand. Als Collegialmitglied lieferte er nicht bloß gediegene Relationen, — deren Minimalzahl die Geschäftsordnung (das R. G. O. Concept) auf jährlich vier festgesetzt hatte, — sondern auch schriftstellerische Arbeiten, welche für das Verständniß des Reichsjustizwesens und des kammergerichtlichen Staatsrechtes als nahezu unentbehrlich bezeichnet werden können. Namentlich gilt dieß von seinem „Staatsarchive des kaiserl. und hl. römischen Reiches Kammergerichts oder Sammlung von gedruckten und ungedruckten actis publicis, Archivalurkunden, kaiserl. Rescripten ꝛc. zu einer historischen Einleitung und Erläuterung der Geschichten, Verfassung ꝛc. des kaiserl. und R.K.Ger. zusammengetragen“. Die ersten vier Theile des Werkes, wozu H. mit unverdrossenem Eifer das Material aus verschiedenen Archiven sammelte, erschienen 1757—60 anonym zu Ulm, der 5. und 6. Theil 1767 u. 69 zu Frankfurt unter dem Titel „Geschichte des kaiserl. und R.K.Gerichtes unter der Regierung Karl des Fünften ꝛc.“ Das Staatsarchiv beginnt mit einem geschichtlichen Rückblick auf das 1235 errichtete kaiserliche Hofgericht und berichtet sodann in chronologischer Folge über die in den Zeitraum von 1444—1558 fallenden Gesetze und Erlasse des Reichskammer-Gerichts, über deren Entstehung und über die wichtigeren Vorkommnisse bei diesem Gerichtshofe. Da somit den abgedruckten Urkunden und Actenstücken ein geschichtlich abgefaßter Vorbericht nebst pragmatischer Erläuterung vorangestellt ist, gewinnt die Arbeit einen exegetischen Charakter. Gesteigerte Thätigkeit erwuchs H. durch die 1762 übernommene Führung des kammergerichtlichen „Pfennigmeisteramtes“

das er unter äußerst ungünstigen Verhältnissen antrat. Die Mittel flossen unzureichend; die Auszahlung der Gehalte bot Schwierigkeiten. In den Listen war manch' zahlungssäumiger Reichsstand verzeichnet; die kurböhmischen, die burgundischen, auch die kurbaierischen Rückstände waren hoch angeschwollen. Ein neuer Assessor konnte erst dann ein Gehalt beziehen, wenn der Besoldungsrückstand gleich dem der älteren die Höhe von 6000 fl. erreicht hatte, und blieb daher meist gegen zwei Jahre ohne jeden Bezug. Harpprecht's eifriger Bemühung gelang es, wegen jener Ausstände Vergleiche zu erzielen, und eine geregelte Zahlung der Besoldungen anzubahnen. Der von ihm über „Das Unterhaltungs-Werk des kaiserl. und R.K.Gerichtes" (1765) erstattete Bericht liefert interessante Einblicke in das Reichsgerichtswesen und die politischen Zustände jener Tage. Bei der von 1768 bis zum März 1776 vorgenommenen außerordentlichen Visitation des R.K.G., welche Kaiser Joseph II. angeregt hatte, leistete H. vermöge langjähriger Erfahrungen wesentliche Dienste. Als damals auch die Revision des sogenannten K.G.O.Conceptes von 1613 beschlossen wurde, erging an H. als einen der gründlichsten Kenner der K.G.O. am 8. Januar 1768 die Aufforderung an der Ergänzung und Verbesserung des ersten Theiles dieses Conceptes — welcher „Von den Personen des K.-Gerichtes" handelt — mitzuarbeiten. Sein dem „Visitations-Conseß" am 28. August 1769 übergebenes Referat bildet eine Hauptquelle für die Kenntniß der innern Verfassung und damaligen Praxis gedachten Reichsgerichtes und wurde im Wesentlichen im ersten Bande der von J. Chr. v. Selchow 1782 zu Göttingen herausgegebenen Concepte der R.K.G.O. abgedruckt. Am 7. Januar 1764 (nicht 1745) war er auf Anregung des Kammerrichters Grafen Spaur in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden, der sich jedoch nicht forterbte, weil sein einziger Sohn in früher Jugend starb. Er selbst erreichte ein Alter von 82 Jahren. Nach kurzer Krankheit endete er am 25. October 1783 sein thätiges Leben und liegt gleich seinem Vater zu Wetzlar begraben. H. war von mittlerer Größe, untersetzt und hatte ein lebhaftes, leicht erregbares Temperament, dessen er in den Sitzungen nicht immer Meister zu werden vermochte. Dagegen erwarben ihm seine unerschütterliche Rechtlichkeit, sein Diensteifer, sein Wohlwollen aufrichtige Freunde und Verehrer, und hat er durch das von ihm testamentarisch gegründete Familienstipendium einen edlen Beweis liebevoller Fürsorge gegeben. Sein von Nilson in Augsburg 1774 gestochenes Brustbild soll der Aehnlichkeit entbehren.

Ein Verzeichniß sämmtlicher Arbeiten Harpprecht's bei Fahnenberg, Litter. des kaiserl. und R.K.Gerichts, Wetzlar 1792, S. 141. 304. 313. — Dann bei Reuß, Beitr. zur neuesten Geschichte der reichsgerichtl. Verf. und Praxis, Bd. III, Ulm 1790, S. 7—62, woselbst auch eine auf Grund eigener Notizen Harpprecht's zusammengestellte Lebensbeschreibung. — Moser, Neueste Gesch. der Stts.-R.-Lehre, S. 101. — Pütter, Litter. des d. Stts.R. II. 151. 488.

Eisenhart.

Harpprecht: Mauritius David H., Jurist, geb. am 14. Juli 1664 in Tübingen. Urenkel des Johann H. und jüngster Bruder des Ferdinand Christoph H. (siehe diese), widmete sich in seiner Vaterstadt dem Rechtsstudium, erwarb unter dem Vorsitze seines genannten Bruders im August 1689 die Doctorwürde und trat dann in die Reihen der Hofgerichtsadvocaten. Er bewies eine außergewöhnliche Befähigung und wurde deshalb von der kaiserl. Kanzlei zu verschiedenen Sendungen an die Höfe von Kurmainz, Wolfenbüttel, Eichstädt, Dillingen, Baden, Hohenzollern, Fürstenberg und Nassau verwendet, besuchte in dienstlichen Angelegenheiten Berlin und verweilte zur Vereinigung der beim kaiserl. Reichs-Hofrathe übernommenen Geschäfte ein volles Jahr in Wien. 1703 berief ihn Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg als Regierungsrath

nach Stuttgart, nachdem er schon früher fürstlich hohenzollernscher und gräflich Geyer'scher Rath geworden war und das Syndicat der fränkischen Reichsritterschaft Steigerwaldt'schen Cantons erhalten hatte. Als 1707 die von Kaiser und Reich beschlossene außerordentliche Visitation des kaiserl. und R.K.Gerichtes ausgeführt wurde, ging H. als herzogl. würtembergischer Subdelegirter nach Wetzlar. Während des Visitationsgeschäftes präsentirte ihn 1711 König August von Polen als Kurfürst von Sachsen zum Beisitzer dieses Gerichtshofes. H. hatte bereits die erforderliche Proberelation abgelegt, da starb er vor erfolgter Ernennung und beendeter Visitation am 4. September 1712 und wurde in der Wetzlarer Pfarrkirche beigesetzt. H. war ein gewiegter praktischer Jurist und gewandter diplomatischer Agent; zu litterarischer Thätigkeit gebrach es dem vielbeschäftigten Manne vor Allem an Muße. Pflichttreue und Festigkeit bilden hervorstechende Eigenschaften seines Charakters, die er unter allen Verhältnissen bewährte; so schreibt er aus Wetzlar: „ich habe diese einige Consolation, daß ich meine Meinung jedermahlen candide herausgesagt und den Mantel nimmermehr nach dem Wind gehängt habe; obgleich nicht weniges darüber leiden müssen". Er hinterließ seinen 8 Kindern nur seinen hochgeachteten Namen; von ihnen ist Johann Heinrich H. in die väterlichen Fußstapfen getreten und hat sich durch seine Schriften einen ausgebreiteten Ruf erworben (s. d.).

Reuß, Beitr. zur neuesten Gesch. der reichsgerichtl. Verfass. I. 15 u. ff. — v. Georgii, Biogr.-geneal. Blätter ꝛc. S. 311. Eisenhart.

Harpprecht: Stephan Christoph H. zu Harpprechtstein, Rechtsgelehrter, geb. den 12. (nicht 16.) Juni 1676 zu Lustnau unferne Tübingen, wo sein Vater Joh. Christ. H. als Vogt lebte; studirte in Tübingen, dann in Halle Rechtswissenschaft und erlangte an ersterer Universität die juristische Doctorwürde. 1702 erhielt er die außerordentliche Professur der Rechte in Tübingen, bald darauf wurde er ordentlicher Professor und Hohenzollern-Hechingischer Hofrath. 1709 bekleidete er die Stelle eines Regierungsrathes und Kammergerichtsprocurators in Stuttgart und schrieb einen gründlichen Bericht „Ueber das Post- und Botenwesen im Herzogthum Würtemberg", 1710, Fol., kehrte jedoch bald wieder auf seinen Lehrstuhl zurück. 1714 wurde unter Herzog Eberhard Ludwig eine allgemeine Landesvisitation angeordnet, deren angeblicher Zweck Ordnung der Verwaltung war, von welcher man indeß allgemein behauptete, daß es auf Ausbeutung der Corporationen und Stiftungen zu Gunsten der erschöpften herzoglichen Kassen abgesehen sei. Damals war jene für Würtemberg so unheilvolle Zeit angebrochen, in der Christiane Wilhelmine von Grävenitz, die Schwester eines unbemittelten mecklenburgischen Edelmanns, als maitresse en titre den Herzog und das Herzogthum beherrschte und stets neue Mittel ersann, sich und dem verschwenderischen Hofe die nöthigen Summen zu verschaffen. Beide H. waren mit der am Hofe allgewaltig herrschenden Partei der Grävenitz verfeindet und ihre Gegner benützten jene Landesvisitation, um sie stürzen. Der Vater Harpprecht's wurde mit einer Forderung von 20,000 fl., die er aus seiner Verwaltung schuldig geworden sein sollte, angegriffen; der Sohn, Stephan Christoph H., trat für des Vaters Unschuld entschieden ein; er war ohnehin, wie es scheint, das eigentliche Ziel des Angriffes und wurde jetzt mit dem Vater verfolgt. Aufgefordert sich vor die Commission der Landesvisitation zu Waldenbuch zu stellen, wo ihnen der Proceß gemacht werden sollte, kamen sie dem durch schleunige Flucht zuvor. Sie gingen von Tübingen auf österreichisches Gebiet nach Rottenburg am Neckar, fanden im dortigen Carmelitenkloster Schutz und vergebens versuchte man mit List und Gewalt sie zurückzubekommen. Es gelang vielmehr dem Sohne, Stephan Christoph H., nach Rottweil und dann nach Wien zu

fliehen. Von Rottenburg aus erließen beide H. in ihrer Sache eine geharnischte „Provocatio coram notario et testibus“ gegen die Landesvisitation. Der Herzog beantwortete dieselbe mit einem Manifeste, das die Landesvisitation in ein besseres Licht setzten sollte und verlangte in Wien ein Reichshofrathsdecret zur Unterdrückung der veröffentlichten Provocation. Allein das ganze Unternehmen des Grävenitz'schen Anhanges gegen die beiden H. war fehlgeschlagen. Dem Vater, Johann Christoph H., hatte man zwar im ersten Anlauf 6000 fl. abgepreßt, auch ließ sich derselbe sammt dem Sohne zu einer gedruckten Abbitte wegen der Provocation herbei. Aber ehe ersterer bald nach der Flucht starb verpflichtete er seinen Sohn, nicht zu ruhen, bis er seine Unschuld dargethan, habe. Herzoglicherseits gab man nach der gelungenen Flucht die Sache fast verloren und bot dem jüngeren H. Niederschlagung des gegen ihn eingeleiteten Straf- und Civilprocesses an, wenn er nur wieder kommen wolle. H. schrieb jedoch von Wien an den Senat der Universität Tübingen: er habe so viel Aerger gehabt, daß es ihm in die Galle und von der Galle in die Glieder gefahren sei; deßhalb habe er die Bäder in Baden (b. Wien) nöthig gehabt, und bitte, ihm die Entfernung als Kurferien zu rechnen. Auf eine weitere Aufforderung erklärte er ausdrücklich, daß er sich nicht sicher glaube, und daß er beim Reichshofrath sein Recht bekommen wolle. Dort wurde seine Klage angenommen, und vergebens ließ sich der Herzog Gutachten über die Zuständigkeitsfrage ausarbeiten; die Tübinger Universität wenigstens erklärte, daß nichts zu machen sei. Die würtembergische Regierung griff nun zur Beschlagnahme des Vermögens und der Einkünfte Harpprecht's, wogegen dieser in Wien die Beschlagnahme der herzoglichen Gefälle außer Landes zu seinen Gunsten betrieb. Auch Vexationen seiner Mutter, Frau und Kinder sollten ihn mürbe machen. Er ließ jedoch 1714 seine Familie nach Wien nachkommen, wo er mittlerweile lichtensteinischer Hofrath und Kammerdirector geworden war; die gegen ihn angestrengten Processe scheinen aber im Sande verlaufen zu sein. Bald darauf wurde er nebenbei auch fürstlich Mansfeld'scher Kanzler, 1722 fürstlich holsteinischer Justizrath und Professor primarius, zuletzt Prokanzler in Kiel, 1728 Rath der Reichsritterschaft am Niederrhein und Rath einiger Reichsstädte, 1730 geheimer Rath des Herzogs Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen, der ihm wegen ersprießlich geleisteter Dienste mit besonderer Huld zugethan war; endlich lichtensteinischer Geheimrath zu Wien, in welcher Eigenschaft er am 11. Januar 1735 zu Wien (nach Georgii ohne nähere Quellenangabe in Meiningen) sein reichbewegtes Leben beschloß. — Kaiser Karl VI. hat H. mit dem Beinamen „zu Harpprechtstein“ in den erblichen Adelsstand erhoben und ihm nebst einer Gnadenkette den Charakter eines kaiserlichen Rathes verliehen. Aus seiner schon 1698 eingegangenen Ehe entstammten zwei Söhne, Johann Andreas († 1771) und Johann Friedrich, welch' beide die juristische Laufbahn verfolgten. Seine Tochter, Johanna Elisabeth, verehelichte sich mit Joh. Friedrich Herwarth v. Bittenfeld, der in der Schlacht bei Kolin am 18. Juni 1757 als preußischer Oberst an der Spitze seines Regiments fiel. Als Schriftsteller machte sich H. durch die beiden Werke: „Non usus modernus speculi suevici et praesertim juris feudalis Alemaniae in terris vicariatus suev.-franc-palat.“, Kiel 1723, und „Sacri Rom. Imperii liberae et immediatae nobilitatis prae civitatibus imperialibus jus sessionis, Hamp. et Lips. 1727, sowie durch einige Deductionen bekannt, welche er zur Vertheidigung der Rechte des würtembergischen Hauses fertigte.

Tübinger Univers.-Acten. — Bök's Gesch. der Univ. Tübingen, S. 151. — v. Georgii, Biogr.-genealog. Blttr. ꝛc., S. 314. — Hirsching, Hist.-litter. Handb. II. 363. 366. Moser, würt. Bibl. 34. 158. Eisenhart.

Harrach: Alois Thomas Raimund Graf H., geboren 7. März 1669 als dritter Sohn des Grafen Ferdinand Bonaventura H. (geb. 1637, † 1706), (s. den bez. Artikel). Im September 1694 kam H. — damals schon Reichshofrath und Kämmerer des römischen Königs Josef I. — nach Dresden, wo er als kaiserlicher Gesandter am kursächsischen Hofe die Verhandlungen pflog, welche zum Abschlusse des Dresdener Recesses vom 13. April 1695 führten, demzufolge der Kurfürst das Obercommando der kaiserlichen Hauptarmee in Ungarn erhielt und dafür einen Theil der stipulirten Subsidien cedirte. Im Frühjahre 1696 aus Dresden zurückgekehrt, sollte er alsbald Gelegenheit finden, seine diplomatische Befähigung auf einem schwierigeren Posten zu erproben. Die Mutter des Königs von Spanien, Maria Anna — die Schwester Leopolds I. — war am 16. Mai 1696 gestorben. H. wurde ausersehen als außerordentlicher Botschafter, die kaiserlichen Beileidsbezeugungen an den spanischen Hof zu überbringen. Im October 1696 traf er in Madrid ein. Nicht ohne Geschick entledigte er sich des neben jenem ostensiblen gleichzeitig erhaltenen geheimen Auftrages: die maßgebenden Persönlichkeiten und die Verhältnisse am spanischen Hofe zu beobachten und sich über den Stand der Verhandlungen in der Erbfolgeangelegenheit zu unterrichten. In den letzten Tagen des Juni verließ er Madrid. Als Ueberbringer eines eigenhändigen an den Kaiser gerichteten königlichen Schreibens, dem große Wichtigkeit beigelegt wurde, beschleunigte er seine Reise, so daß er schon Ende Juli 1697 in Wien anlangte. Es war ihm gelungen, die Königin — bekanntlich eine Schwester der Kaiserin Eleonore — von seiner unbedingten Ergebenheit zu überzeugen und durch seine gefälligen Manieren sich ihr angenehm zu machen. Deshalb wählte man ihn zum definitiven Nachfolger seines Vaters. Man setzte voraus, daß er am spanischen Hofe besonders beliebt und daher ganz geeignet sei, den damals scheinbar maßgebenden Einfluß der Königin dem österreichischen Interesse zu gewinnen. Am 9. October 1698 verließ Harrach's Vater Madrid. Er selbst blieb als kaiserlicher Botschafter am spanischen Hofe zurück. Den Weisungen seines Hofes gemäß beobachtete er anfangs eine blos zuwartende Haltung. Die Königin wurde vom französischen und baierischen Intriguenspiel wechselvoll umgarnt. Ihre Beziehungen zum kaiserlichen Hofe wurden allmählich gespannter und Harrach's Einfluß bei ihr sank stetig. Ende 1699 unterlag die französische der baierischen Partei. Am 14. November erklärte Karl II. den baierischen Kurprinzen zum Thronerben. Vor H. wurde das Testament verheimlicht; die Königin läugnete geradezu dessen Existenz. H. durchschaute aber gar wohl, daß man ihn mit Schmeichelreden nur täuschen, durch Vertröstung auf bessere Zukunft nur Zeit gewinnen wolle. „Jung und lebhaft" ließ er sich zu unehrerbietigen und heftigen Vorwürfen gegen die Königin, zu Drohungen gegen ihre Vertraute, die Gräfin Berlepsch, hinreißen. Er beschwor den Kaiser die Gegenpartei der Königin zum Bundesgenossen zu werben. Man ging darauf nicht ein. Sein Versuch, sich dem französischen Botschafter Harcourt freundschaftlich zu nähern, hatte nicht den geringsten Erfolg. Den 17. Februar 1699 kam die unerwartete Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden des zum spanischen Thronfolger bestimmten baierischen Kurprinzen nach Madrid. Sie gab Harrach's diplomatischer Thätigkeit neuen Impuls. Hatten schon früher seine Vorwürfe die Königin gegen ihn aufgebracht, so entfremdete ihm nun sein Drängen wegen Abfassung eines dem Erzherzoge Karl günstigen Testamentes den König. Mit kluger Berechnung hatte Ludwig XIV. dies vorausgesehen und seinem Botschafter Harcourt größte Zurückhaltung aufgetragen. Der Sturz Oropesa's und die Erhebung Portocarrero's — im April 1699 die schwere Erkrankung des Königs — alles förderte die französischen Pläne. Aber auch H. war nicht müssig. Unter-

stützt und getrieben von Leganez hatte er in seinen Audienzen bei dem Könige Veränderungen in der Regierung das Wort geredet und die immer lauter werdenden Gerüchte über einen neuen Theilungsvertrag im Interesse des Erzherzogs Karl mit Eifer ausgebeutet. Er betheuerte den festen Entschluß des Kaisers: keinen Theilungsvorschlägen Gehör schenken, vielmehr mit ganzer Macht für die Untheilbarkeit der spanischen Monarchie eintreten zu wollen. Im Mai 1700 erhielt die spanische Regierung die officielle Mittheilung von dem Abschlusse des zweiten Theilungsvertrages. Nun schien der König unwandelbar entschlossen, sich von der deutschen Linie seiner Familie nicht zu trennen und um jeden Preis die Ausführung des Theilungsvertrages zu hindern. H. hatte sich mittlerweile auch der Königin wieder genähert. Sie und auch der Beichtvater des Königs schienen dem Erzherzoge Karl günstig gestimmt zu sein. Ende September meldete H., die Königin habe bereits ein Testament aufgesetzt, welches den Erzherzog zum Erben der spanischen Gesammtmonarchie bestimme, der König aber dessen Unterschrift versprochen. Doch schon bereitete sich der verhängnißvolle Umschwung vor, der zum gänzlichen Siege der französischen Partei führen sollte. Der Beichtvater des Königs war von ihr gewonnen worden. In der ersten Woche des October durchschwirrten bereits Gerüchte die ganze Stadt: Karl II. habe den Enkel Ludwigs XIV. zum Thronerben bestimmt. H. wurde weder beim Könige noch bei der Königin vorgelassen. Noch gab er nicht alle Hoffnung auf, doch berichtete er am 6. October seinem Hofe die Befürchtungen und Besorgnisse, welche ihn erfüllten. Am 1. November starb Karl II. Er hinterließ die Monarchie den Bourbonen. H. trat gegen das Testament Karls II. und die Thronbesteigung Philipps mit einem feierlichen Protest auf, der nachträglich vom Kaiser genehmigt und mit der kaiserlichen Bestätigung versehen, noch einmal veröffentlicht wurde. H. aber entfernte sich aus Spanien. Nach dem Tode des Grafen Otto von Abensberg-Traun wurde H. Landmarschall und Landesoberster in Niederösterreich. Im Juni 1711 schickte ihn — der mittlerweile geheimer Rath und Ritter des goldenen Vließes geworden war — die Kaiserin Marie Eleonore an den König von Polen als Kurfürsten von Sachsen, den König von Preußen als Kurfürsten von Brandenburg und an den Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg. H. sollte denselben die Trauernachricht von dem Tode des Kaisers Josef I. überbringen und zugleich die Stimmen der genannten drei Kurfürsten dem zweiten Sohne der verwittweten Kaiserin, dem Könige Karl III. von Spanien, sichern. Im J. 1728 zum Vicekönige von Neapel ernannt, bildete H. durch die Pünktlichkeit, mit welcher er in dieser Stellung die Anordnungen des Prinzen Eugen von Savoyen vollzog, einen wohlthuenden Gegensatz zu seinem Vorgänger, dem Grafen Althann. Er ließ zunächst die Befestigungswerke von Capua und Reggio ausbessern und traf alle nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung des Königreichs. Mit dem ihm zur Seite stehenden Feldmarschalle Grafen Caraffa und den übrigen kaiserlichen Generalen pflog er das beste Einvernehmen und befürwortete in Wien die Annahme des von Caraffa zur Vertheidigung des Landes ausgearbeiteten Planes. Unablässig war er bestrebt, für die erforderlichen Geldmittel zu sorgen, Kriegsbedürfnisse jeder Art beizuschaffen. Harrach's rastloser Eifer für den Dienst seines kaiserlichen Herrn, seine unermüdete Sorgfalt für das Wohl des ihm anvertrauten Königreichs, sein angemessenes bescheidenes Benehmen fand die ehrenvollste Anerkennung von Seiten des Prinzen Eugen, der ihn dem Kaiser in der Weise anrühmte, wie es seine „nicht genug zu lobende Aufführung“ verdiente. Im J. 1733 verzichtete H. auf seine Statthalterschaft in Neapel eben noch zu rechter Zeit, um die unglücklichen Ereignisse in jenem Königreiche nicht mit ansehen zu dürfen. Im Jahre

1734 Conferenz-Minister geworden, unterzeichnete H. zu Wien am 18. Novbr. 1738 den definitiven Frieden zwischen dem Kaiser und Frankreich. Mit dem Conferenz-Minister Starhemberg begünstigte er die in den letzten Monaten der Regierung Karls VI. sich anbahnende Annäherung zwischen Oesterreich und England. An der ersten Sitzung der geheimen Staatsconferenz, welche Maria Theresia nach dem Tode ihres kaiserlichen Vaters am 21. October 1740 besuchte, nahm er Theil und erschien bei der Erbhuldigung als Haupt der niederösterreichischen Stände. Im J. 1741 neigte er sich der Meinung Sinzendorf's zu, sich mit König Friedrich zu vergleichen und durch Abtretung eines Theiles von Schlesien größere Verluste von Oesterreich fern zu halten. Er starb zu Wien am 7. November 1742. Zumeist genannt und bekannt wurde Harrach's Name durch seine Sendung nach Madrid, seine Theilnahme an den Verhandlungen in der spanischen Successionsfrage. Seine Lorbeeren pflückte er aber eigentlich doch nicht auf diplomatischem Gebiete. Seine Begabung wies ihn vielmehr auf das Gebiet der inneren Staatsverwaltung, wie uns dies die Jahre seiner Statthalterschaft in Neapel beweisen. Er bot alle seine Kraft auf, scheute keine Anstrengung und rechtfertigte das bei Verleihung dieses wichtigen Postens in ihn gesetzte Vertrauen. „Er verstand es, seine Stelle gleichmäßig zur Zufriedenheit des Kaiserhofes, wie zum Wohle des ihm anvertrauten Landes auszufüllen.“ Harrach's Wittwe starb am 30. Januar 1745.

Mit Benutzung von Acten des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. Ferner: Alfred Arneth, Prinz Eugen von Savoyen (Wien 1858). — Wurzbach, Biogr. Lex. VII. Bd. S. 372 (mit Litteraturangabe). — Arneth (Alfred Ritter v.), Maria Theresia's erste Regierungsjahre (Wien 1863—65), 3 Bde. — Gaedeke, Arnold, Die Politik Oesterreichs in der spanischen Erbfolgefrage, 2 Bde. (Leipzig 1877). Felgel.

Harrach: Ferdinand Bonaventura H., Graf, geb. am 14. Juli 1637, † 1706, ein Enkel Karl's, des ersten Grafen v. H., war der einzige Sohn des Grafen Otto Friedrich v. H., des Stifters der noch blühenden jüngeren Linie des gräflichen Hauses — aus dessen Ehe mit Lavinia, geb. Gräfin v. Gonzaga-Novellara, der Wittwe des Grafen Vratislaw von Fürstenberg; Kaiser Leopold, dem er schon als Kammerherr gedient hatte, als derselbe noch Erzherzog war, ernannte ihn alsbald nach seinem Regierungsantritte zum Reichshofrathe, 1659. Als Ludwig XIV. den Kaiser gebeten hatte, Taufpathe seines zweitgebornen Sohnes zu sein, wurde H. an den französischen Hof gesandt, das kaiserliche Antwortschreiben zu überbringen und im Namen des Kaisers den Herzog von Orleans um die Stellvertretung zu ersuchen. Im Februar 1669 traf H. — damals kaiserlicher Kämmerer und Ritter des goldenen Vließes — in Paris ein und trat Ende des nächsten Monates, nachdem er am 24. März der Taufe des jüngeren Herzogs von Anjou beigewohnt hatte, wieder seine Rückreise an. Im Sommer 1673 wurde H., der auch das Obersterblandstallmeisteramt in Oesterreich ob und unter der Enns bekleidete, an die Königin von Spanien gesandt. Im J. 1676 von Madrid abberufen, ward er im folgenden Jahre geheimer Conferenzrath. Namentlich seit seiner Ernennung zum Oberststallmeister 1684 viel um die Person des Kaisers beschäftigt, hatte H. durch sein stilles, einnehmendes Wesen und dadurch, daß er ihm mit Bitten und Vorstellungen für sich oder für Andere niemals lästig fiel, sich das Herz und Vertrauen Leopold's erworben, dem er zumal auf Jagden ein willkommener Gefährte war. Oft pflegte sich der Kaiser mit H. von dem übrigen Gefolge zu entfernen, um sich in traulichem Zwiegespräche über die öffentlichen Angelegenheiten zu ergehen. Ohne außergewöhnlichen Einfluß auf die Staatsgeschäfte galt H. als wahrer Freund

des Monarchen, als erklärter Liebling seines Herzens. Es war eine Folge und ein klarer Beweis des in ihn gesetzten Vertrauens, als er im J. 1696 — als außerordentlicher Botschafter an den spanischen Hof bestimmt — sich auf den schwierigsten, wichtigsten diplomatischen Posten gesetzt sah. Kaiser Leopold trennte sich schwer von seinem Lieblinge. Bereitwilligst gestattet er ihm, eines wichtigen Familienprocesses willen, die Abreise zu verschieben. Erst am 13. März 1697 verließ H. Wien und begab sich über Florenz nach Madrid, wo er Ende Mai anlangte. Seine Hauptaufgabe war, den König Karl II. zur Einsetzung des Erzherzogs Karl zum Erben der spanischen Monarchie zu bewegen. Zu diesem Ende sollte er dem Könige und seinem Hofe zu Gemüthe führen, daß wenn Karl II. keine Leibeserben hinterlasse, die spanische Monarchie dem Kaiser und dessen männlichen Erben nach dem Rechte der Blutsverwandtschaft gebühre. Wollte man in Madrid die französischen Collateralen und den weiblichen Stamm vorziehen, dann sollte H. dagegen vorstellen, daß der römische Kaiser und Erzherzog Karl dem spanischen Könige einen Grad näher verwandt sei, daß sowol die Infantin Anna, da sie an Ludwig XIII. vermählt wurde, als auch die Infantin Maria Theresia bei ihrer Vermählung mit Ludwig XIV. ausdrücklich in ihrem und ihrer Nachkommen Namen auf die spanische Erbfolge verzichtet hätten. Auch sollte er die Nachtheile darlegen, welche für Spanien daraus erwachsen müßten, daß es im Falle der Berücksichtigung der bourbonischen Ansprüche ein Accessorium Frankreichs wurde. Gegen die bairischen Ansprüche sollte H. die feierliche Verzichtleistung der Kurfürstin Maria Antonia und die Schwäche Baierns, welches ja unvermögend wäre Spanien gegen Frankreich zu behaupten, geltend machen. Auch sollte H. den König erinnern, wie man in der spanisch-österreichischen Dynastie stets die Erhaltung und Blüthe des Hauses Oesterreichs berücksichtigt habe und den König ersuchen, von dieser Tradition nicht abzuweichen. Er sollte kaiserliche Hilfstruppen versprechen und mittheilen, daß der Kaiser geneigt sei einen seiner Prinzen nach Spanien zu senden, wenn der König es wünsche. Auch erbot sich der Kaiser in diesem Falle zur Bestreitung des erzherzoglichen Hofstaates eine ergiebige Summe zu senden. Die freundliche Aufnahme, welche H. bei König und Königin fand, ließ ihn anfangs günstigen Erfolg seiner Sendung hoffen. Der König schien für den Fall mangelnder Leibeserben der Nachfolge des Erzherzogs Karl nicht abgeneigt. Die Reise des Erzherzogs aber und wie sie zu bewerkstelligen sei, das bedurfte nach seiner Ansicht noch reiflicher Erwägung. Dringend ließ der König den Kaiser um Bewahrung des Geheimnisses bitten, denn darauf beruhe der schließliche Erfolg. Bei der Königin Maria Anna fand H. ungemeines Wohlwollen und offenes Entgegenkommen. Gleich bei seiner ersten Privataudienz am 2. Juni stellte sie ihm ihre kräftigste Unterstützung in Aussicht. Ihre Vertraute, die Gräfin Berlepsch, hatte H. durch reiche kaiserliche Geschenke ebenfalls gewonnen. Sorgfältig bewahrte H. das tiefste Geheimniß über die Erbfolge-Angelegenheit, wie es von König und Königin so dringend verlangt worden war. Durch die Umgebung der Königin aber wurden dem Hofe bald die Bestrebungen und Aussichten Harrach's offenbar. Allerdings wurden die Gegenbemühungen der anti-österreichischen Partei, die den Staatsrath beherrschte, diesmal durch den überwiegenden Einfluß der Königin vereitelt. Harrach's Versuche, sie mit einigen einflußreichen Häuptern der Opposition, namentlich mit Portocarrero, zu versöhnen und dieselben dadurch der österreichischen Sache zu gewinnen, scheiterten aber an der Heftigkeit der Königin. Doch gelang es H. im Vereine mit ihr durchzusetzen, daß der König in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser die Einsetzung des Erzherzogs Karl zum Thronerben in Aussicht stellte und den Wunsch aussprach, daß der Erzherzog

nach Spanien kommen möge. Außerdem wurde um Uebersendung kaiserlicher Hilfstruppen ersucht. Dieses ihm sehr wichtig scheinende Schreiben schickte H. Ende Juni durch seinen Sohn nach Wien. H. selbst arbeitete im Auftrage der Königin eine Denkschrift aus, welche ausführlich zu erweisen suchte, wie wünschenswerth, ja nothwendig die Reise des Erzherzogs nach Spanien sei. Sie war zur Vorlage an den Staatsrath bestimmt. Auch gelang es H. mit Hilfe der Königin die Anstrengungen Portocarrero's zu Gunsten des bairischen Kurprinzen abzuwehren. Dagegen bemühte sich H. vergebens im Staatsrath eine günstige Entscheidung wegen der kaiserlichen Hilfstruppen zu erreichen. Die Verhandlungen wurden namentlich durch den Einfluß Portocarrero's verschleppt, bis die Capitulation von Barcelona am 11. August und der darauf folgende Ryswicker Frieden eine der kaiserlichen Sache äußerst ungünstige Wendung herbeiführten. Anfangs wurden Harrach's dringendste Vorstellungen, die spanische Monarchie, namentlich Catalonien, gegen etwaige erneute französische Angriffe sicher zu stellen mit ausweichenden und beschwichtigenden Redensarten beantwortet. Im October 1697 wurde aber sogar die ohnehin kleine spanische Armee auf die Hälfte ihres Standes reducirt. In Wien fanden Harrach's Berichte über Spaniens gänzliche Wehrlosigkeit nicht den verdienten Glauben. Man kam über die Bedenken, welche sich der Uebersendung des Erzherzogs und kaiserlichen Hilfstruppen nach Spanien entgegenstellten, nicht hinweg. Die Weisungen, welche H. aus Wien erhielt, erschwerten seine Stellung stetig. Harrach's Vorschläge, welche auf Veränderungen im Regierungssysteme hinausliefen und namentlich auch die Ersetzung des Almiranten Melgar und des Beichtvaters Pater Matilla durch der österreichischen Sache ergebene Personen bezweckten, hatten nicht den gehofften Erfolg. Das Project der Rückberufung des verbannten Oropesa scheiterte an dem schroffen Widerspruche der Königin. H. bedurfte seiner ganzen Gewandtheit den völligen Bruch mit ihr zu vermeiden. Hatte H. im Laufe des J. 1697 schon wiederholt gekränkelt, so brachten ihn zu Ende dieses Jahres die Aufregungen und Anstrengungen in Erfüllung seiner Mission vollends auf das Krankenlager. Einen verhängnißvollen Schritt unternahm H., indem er im Jänner 1698 die Gräfin Berlepsch durch Drohungen und Einschüchterungen an das kaiserliche Interesse zu fesseln vermeinte. Er schuf sich dadurch nur eine intriguante und gefährliche Feindin. Im Februar erkrankte der König sehr bedenklich. Vergeblich rieth H. der geängstigten Königin, ihren Gemahl auf das Land und dadurch aus dem Bereiche seiner ränkevollen Umgebung zu bringen, vergebens ermahnte er sie vor allem den Cardinal Portocarrero nie mit dem Könige allein zu lassen und ebenso die Einflüsterungen anderer der bairischen oder französischen Partei Angehörigen von dem Könige fern zu halten. Der Königin versprach H. baldigst kaiserliche Hilfe und er beschwor sie, alles zu versuchen, um Karl II. zur Abfassung eines Testamentes zu vermögen, welches den Erzherzog Karl zum Erben, sie selbst aber zur Regentin bis zu dessen Großjährigkeit einsetze. Anfang März berichtet H. seine Freude über die trotz aller Hindernisse doch erfolgte Rückberufung Oropesa's und er ist noch voll guter Hoffnung für das endliche Obsiegen der kaiserlichen Sache. Doch schon unternahm es die geistliche Umgebung des kranken Königs denselben ganz zu umgarnen, den Einfluß der Königin lahm zu legen. Und als mit der Genesung des Königs der Einfluß seiner Gemahlin wieder stieg, da rächte sich die Gräfin Berlepsch, indem sie Harrach's Mitwirkung bei der Rückberufung Oropesa's der Königin im gehässigsten Lichte darzustellen wußte. H. büßte in der That die Unterstützung der Königin ein. Als der Kaiser dem Drängen Harrach's endlich nachgab, kamen seine Zugeständnisse zu spät. Harrach's Einfluß bei den maßgebenden Mitgliedern des Staatsrathes reichte nicht aus.

Noch eine letzte Warnung vor den schlimmen Folgen, welche ihr Abfall von der kaiserlichen Sache für sie selbst heraufbeschwören werde, ließ H. der Königin und der Gräfin Berlepsch durch eine Mittelsperson zukommen. Am 9. October konnte H. endlich die von ihm ersehnte Abreise aus Spanien antreten. Den anfänglichen Erfolgen hatte der Ausgang seiner Mission nicht entsprochen. H. selbst verhehlte sich nicht, daß er den Zweck seiner Sendung ganz verfehlt habe. „Die zaudernde und ängstliche Politik des Kaisers, verbunden mit unzeitiger Sparsamkeit, hatte neben dem Hochmuthe der Königin jeden weiteren Erfolg verhindert.“ H. fand bei dem Kaiser den herzlichsten Empfang. Gleich in der ersten Audienz nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde er zum Obersthofmeister ernannt. Kraft seines neuen Amtes übernahm er den Vorsitz in der Staatsconferenz und damit die Oberleitung der auswärtigen Politik. Nachdem er noch bei der Erbhuldigung des Kaisers Josef I. — 22. September 1705 — das Obersterblandstallmeisteramt ausgeübt hatte, starb er — des Kaisers ältester Minister — am 15. Juni 1706, die Brunnenkur in Karlsbad gebrauchend.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. VII und die daselbst 373 ff. angegebene Litteratur, namentlich Arneth (Alfred A. v.), Prinz Eugen von Savoyen (Wien 1858), 3 Bde. — Gaedeke (Arnold), Die Politik Oesterreichs in der spanischen Erbfolgefrage, 2 Bde. (Lpzg. 1877). — Akten des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien. Felgel.

Harrach: Ferdinand Bonaventura Graf H., geb. am 11. April 1708, war der jüngste Sohn des Grafen Alois Thomas Raimund H. (geb. 1669, † 1742) und dessen zweiter Gemahlin Anna Cäcilia v. Thanhausen, verwittw. Gräfin Thun. Er trat in den Staatsdienst und ward bald österreichischer Hofrath und wirklicher geheimer Rath. Im October 1744 wurde er als kaiserlicher Commissär zur Salzburger Erzbischofswahl abgeordnet. Der jeweilige Erzbischof von Salzburg genoß als Primas von Deutschland und ausschreibender Fürst des bairischen Kreises besonderes Ansehen im deutschen Reiche. Er führte das Condirectorat mit Oesterreich im Fürstenrathe auf dem Reichstage. Das Fürstenthum Salzburg grenzte an österreichische Lande. Vermöge ansehnlichen Güterbesitzes in mehreren österreichischen Provinzen war der Erzbischof ein vornehmer Landstand in denselben. Er hatte hier Suffragane und übte kirchliche Jurisdiction aus. Es war daher für den österreichischen Landesfürsten keineswegs gleichgiltig, wer den Salzburger Fürstenstuhl einnahm. Nun, da die Kaiserkrone von dem Hause Oesterreich abgekommen, dieses sogar in Fehde mit dem Reichsoberhaupte sich befand, war es von erhöhter Bedeutung, daß kein zu Baiern sich neigender, sondern ein dem österreichischen Hause ergebener Prälat das Erzbisthum erlange. Gewiß war es zum großen Theile auch dem diplomatischen Geschicke Harrach's zuzuschreiben, daß die erforderliche Stimmenzahl sich auf Jakob Ernst von Liechtenstein, den Erzbischof von Olmütz vereinigte — am 13. Jänner 1745. Als Landmarschall und Landesoberster stand H. in den J. 1745—50 amtlich an der Spitze der niederösterreichischen Stände. In den October 1746 fällt seine Sendung als bevollmächtigter Minister der Kaiserin Maria Theresia zum Bredaer Congresse. Die weitläufige Instruction, welche er bei diesem Anlasse erhielt, belehrte ihn ausführlich über die Begebenheiten und Verhandlungen der letzten Jahre in ihrem Zusammenhange. Indem sie ihm die Betrachtungen und Grundsätze, von welchen die kaiserliche Politik ausging, die Pläne und Absichten, welche Maria Theresia verfolgte, klar legte, sollte sie es ermöglichen, daß H. in unvorhergesehenen Fällen auch ohne besondere Weisung — gleichsam aus dem Stegreife — sich zu helfen wisse. Namentlich aber wurde ihm vorgezeichnet das „Gedeihlichste“ sei die Fortdauer des innigen Einverständnisses zwischen den Ver-

bündeten; das „minder nützliche" sei der wirkliche Bruch des Wormser Friedens durch Sardinien und dessen geheime Verständigung mit Frankreich; das „schädlichste" aber wäre, wenn England früher mit Spanien sich einigen würde, ehe dies von Seiten Oesterreichs geschehen. Auf französische Anträge, die etwa auf Abtretung von Limburg und Geldern an Kurpfalz und von Toscana an den Infanten Don Philipp hinausliefen, sollte H. unter keiner Bedingung eingehen. Da zu besorgen stand, daß die Minister anderer Mächte vor ihm eintreffen dürften und es nicht vortheilhaft schien, sie lange allein verhandeln zu lassen, so trat H. schleunigst seine Reise an. Ende October 1746 traf er im Haag ein. Gleich Anfangs stellten sich der Erfüllung seiner Mission Schwierigkeiten entgegen. Der Marquis von Puysieux bestand hartnäckig auf Nichtzulassung eines österreichischen Bevollmächtigten. Endlich folgte H. doch der Aufforderung des Lord Sandwich, nach Breda zu kommen und übereinstimmend mit Macanaz und la Chavanne die Vertretung aller betheiligten Mächte zu erzwingen. Er konnte keine bessere Gelegenheit erhoffen, seine persönliche Theilnahme an den Berathungen durchzusetzen. Auch war er von der Besorgniß geleitet, Spanien möchte sich einseitig mit England verständigen, wenn er etwaigen Verhandlungen der Minister dieser beiden Staaten gleichfalls ferne bleibe. Gleich nach seiner Ankunft in Breda trat H. in unmittelbaren Verkehr mit Macanaz, ward aber von dessen Art und Weise, Staatsgeschäfte zu betreiben, nicht sonderlich erbaut. Bekanntlich blieben die Friedensconferenzen von Breda fruchtlos. Aus dem Haag abberufen wurde H. im August 1747 zum Generalstatthalter der Lombardei ernannt. Im September 1747 langte er in Mailand an. Wie segensvoll Harrach's Wirksamkeit auf diesem glänzenden Posten für die von ihm regierte österreichische Provinz sich gestaltete, geht aus dem übereinstimmenden Lobe hervor, welches ihm lombardische Schriftsteller zollen. Als H. die Statthalterschaft übernahm, war das Land durch übermäßige Steuern und durch Kriegsverheerungen verarmt, durch politische Parteiungen zerklüftet. Der Fortbestand der österreichischen Herrschaft in Mailand schien sogar in Frage gestellt. H. besaß aber die nöthigen Eigenschaften, um unter so schwierigen Verhältnissen gut zu regieren. Er ordnete die Frage der Herbeischaffung der Lebensmittel und ließ sich die Förderung des Handels und der Industrie angelegen sein. Er schloß Verträge mit den benachbarten Staaten, denen zu Folge sie nicht länger als Zufluchtstätten der Räuber und Mörder dienten, welche von dort aus die Lombardei überströmten und verminderte so beträchtlich die Zahl der Verbrecher. Alle diese Maßregeln strebten dahin, den politischen und wirthschaftlichen Zustand des Landes zu verbessern. Nach dreijähriger erfolgreicher Thätigkeit legte H. die Statthalterschaft nieder. Im September 1750 übersiedelte er wieder nach Wien. Der Tod seines Bruders, den eine zahlreiche Familie betrauerte, mochte ihn wol zunächst dazu bewogen haben. Ritter des goldenen Vließes, Staatsconferenz-Minister, oberster Justizpräsident und seit Jänner 1751 Reichs-Hofrathspräsident, starb H. zu Wien am 28. Jänner 1778. — Seine erste Ehe mit Marie Elisabeth (geb. am 18. Jänner 1718, vermählt im October 1733, † am 8. Jänner 1734), einer Tochter des Vicekönigs in Neapel, Grafen Wenzel Johann von Gallas, war kinderlos geblieben. Am 9. October 1740 vermählte er sich wieder mit der 19jährigen Gräfin Rosa v. H., der ältesten Tochter seines Bruders, des Grafen Friedrich v. H., obersten Kanzlers von Böhmen. Harrach's Stiefmutter, die Gräfin Ernestine v. H. († 1745), setzte ihn zu ihrem Erben ein. Dadurch reich geworden, Freund einer heiteren Lebensweise, versammelte H. während der drei Jahre seiner italienischen Statthalterschaft sowol in Mailand als auch in seinem Landaufenthalte Cermuseo Armaria eine gewählte Gesellschaft um sich, in der

namentlich seine geistreiche Gemahlin glänzte. Jung und lebhaft, schön und elegant, verbreitete sie Fröhlichkeit im Lande. Sie führte die Sitte ein, daß auch in der Stadt die Damen zu Pferde sich sehen ließen und man zur Faschingszeit in Masken die Logen der Theater besuchte. Sie war auch wol der stärkste Magnet des glänzenden Hauses, welches H. später in Wien führte. Noch 30 Jahre später war sie eine der Damen, deren Umgang Josef II. mit Vorliebe aufsuchte. Von zwei Töchtern, welche dieser Ehe entstammten, starb eine — Marie Eleonora, geb. am 12. Juni 1757 — in zartestem Kindesalter, die andere — Marie Rosa Aloisie, geb. am 25. November 1758 — wurde am 23. April 1777 dem kaiserlichen Reichshofrathe Fürsten Joseph Kinsky vermählt. — H. ist auch der Gründer der seiner Zeit weit berühmten Leinwandfabriken, Bleichen, Eisenhämmer und Drathziehereien auf der mährischen Herrschaft Janovitz. — Hervorragende Begabung und edle Gesinnung, treuer Diensteifer für Maria Theresia, warme Liebe für sein Vaterland zeichnen ihn aus. Bedächtig und ruhig, erwarb er sich durch leidenschaftsloses Wesen, durch Freigebigkeit und Zuvorkommenheit die Hochachtung und Liebe Aller. In steter ununterbrochener Gunst bei Maria Theresia beschwor H. — stets voll Bedenklichkeiten und ein abgesagter Feind von Neuerungen — doch wiederholt den Unwillen Josefs II. auf sich. Von außergewöhnlicher Gutmüthigkeit, ohne Stolz, voll Humanität, ein Freund der Ordnung und Ruhe, so wird er von hervorragenden Zeitgenossen geschildert.

Benutzt wurde außer einschlägigen Acten des k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives in Wien namentlich: Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. VII und die betreffenden Bände von Alfred v. Arneth's Geschichte Maria Theresia's.

Felgel.

Harrach: Friedrich August Graf H., wurde am 18. Juni 1696 als dritter Sohn des Grafen Alois Thomas Raimund H. u. z. als Erstgeborner aus dessen zweiter Ehe mit Anna Cäcilia von Thanhausen geboren. Schon in jüngeren Jahren vielfach zu diplomatischen Sendungen gebraucht, wurde er Kämmerer, niederösterreichischer Regimentsrath und 1720 wirklicher Reichshofrath. Als kaiserlicher Gesandter am königlich sardinischen Hofe kam H. im April 1726 nach Turin. Der König von Sardinien hatte schon wiederholt Neigung und Geschick bekundet, die politischen Wirren und Händel der Mächte zu seinem Vortheile auszunützen. Ueberzeugt, daß der kaiserliche Gesandte die Weisung habe, sein Thun und Lassen aufmerksam zu beobachten, hütete er sich wol, denselben in sein Spiel blicken zu lassen. Mit Kälte und Mißtrauen aufgenommen, war und blieb H. ein Fremdling auf dem schlüpfrigen Boden des Turiner Hofes. Schon im August 1727 aus Gesundheitsrücksichten abberufen, weilte er von 1728 bis 1733 als kurböhmischer Gesandter bei der Reichsversammlung zu Regensburg, wurde im April 1729 vom Kaiser Karl VI. zum wirklichen geheimen Rathe erhoben, im April 1729 als kaiserlicher Commissär zur Würzburger Bischofs- und Reichsfürstenwahl und als mit dem Tode des Kurfürsten von Mainz, Herzogs Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, das Hoch- und Deutschmeisterthum erledigt worden war, im Mai 1732 als kaiserlicher Gesandter und Commissär zur Hoch- und Deutschmeisterwahl nach Mergentheim abgeordnet. In Regensburg nahmen die wichtigen Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Köln ihren Anfang, welche H. mit sehr vielem Geschicke weiter spann. Es ist ein klarer Beweis des Eifers, den er hierin entwickelt, daß er schon im Anfange des Monates August 1731 den Entwurf eines zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Köln wegen Garantie der pragmatischen Sanction zu schließenden Vertrages in Begleitung eines eigenhändigen kurfürstlichen Schreibens einhändigen konnte. Es fehlte natürlich nicht an Gegenbemühungen des Münchener Hofes, den Kurfürsten von

Köln den bairischen Plänen günstig zu stimmen. Am Schlusse des J. 1732 zum Obersthofmeister der Erzherzogin Elisabeth, Schwester des Kaisers und bevollmächtigter Statthalterin der österreichischen Niederlande ernannt, benutzte H. die Reise nach Bruchsal zu einem Aufenthalte am Hofe zu Köln. Der Kurfürst von Baiern war unermüdlich in Versuchen, seinen Bruder zu Gunsten seiner vermeintlichen Erbansprüche auf die österreichischen Länder zu stimmen und ihn der durch Garantirung der vom Kaiser Karl VI. aufgestellten österreichischen Erbfolgeordnung übernommenen Verpflichtung abwendig zu machen. Damals war Karl Albrecht zu diesem Ende nach Bonn gekommen und er wollte den Kurfürsten überreden mit ihm zu längerem Besuche nach München zu gehen. Er hoffte dort seinen ganzen Einfluß auf seinen Bruder ungestört geltend machen und denselben endlich für seine Absichten gewinnen zu können. Harrach's erste Sorge war nun, die Schritte des Kurfürsten von Baiern und seiner Minister fleißig zu beobachten. Er ließ es sich angelegen sein, die Mittel zu erkunden, deren man sich zu bedienen gedachte, den Kurfürsten von Köln dem österreichischen Interesse abwendig zu machen. H. hütete sich wol, in einen Streit über die beiderseitigen Erbansprüche einzugehen. Er erwähnte aber, daß der Kaiser völlig auf die Vertragstreue des Kurfürsten von Köln vertraue, dem er ja auch zum Hoch- und Deutschmeisterthum verholfen. Er suchte ihn wol gelegentlich von dem Ungrunde der bairischer Seits erhobenen Ansprüche zu überzeugen, ohne sich jedoch in weitschichtige Widerlegungen einzulassen. Gegen die beabsichtigte Münchener Reise des Kurfürsten machte H. geltend, daß bei der feindseligen Haltung Baierns das Vertrauen des Kaisers erschüttert und überhaupt Jedermann der Glaube beigebracht werden müßte, daß der Kaiser sich nicht auf das gegebene Wort des Kurfürsten verlassen könne. — Nachdem er hierauf durch volle vier Jahre an der Seite der Erzherzogin Elisabeth die Verwaltung der österreichischen Niederlande geleitet hatte, kam H. im Februar 1737 nach Wien. Doch schon im August desselben Jahres wurde ihm der Auftrag, sich unverzüglich auf seinen Posten zurück zu begeben, um manchem zu Tage tretenden Gebrechen in den Niederlanden abzuhelfen und nothwendig gewordene Verbesserungen anzubahnen. Nach dem Tode der Erzherzogin stand er allein als Interims-Statthalter der Regierung dieses Landes vor. Die Neubesetzung der Statthalterschaft brachte Harrach's von ihm lange ersehnte und wiederholt erbetene Rückberufung nach Wien. Als Nachfolger des Grafen Philipp Kinsky in der Würde eines obersten Kanzlers des Königreichs Böhmen und als Mitglied der geheimen Staatsconferenz hatte er nun Gelegenheit sein auf reiche Kenntnisse und erprobte Rechtsanschauungen gegründetes, wahrhaft scharfsinniges Urtheil, seine bedeutende geistige Kraft zu zeigen. Gleich ihrem Vater erhob ihn auch Maria Theresia zu ihrem wirklichen geheimen Rathe — im Jänner 1774 — und verlieh ihm das goldene Vließ. Am 20. Jänner 1745 bevollmächtigte sie ihn zum Friedensschlusse mit Frankreich. Zur Erfüllung dieses schwierigen Auftrages begab sich H., um das dringend gebotene tiefste Geheimniß zu wahren, von Wien nicht unmittelbar nach Dresden, wo die Verhandlung stattfinden sollte, sondern zunächst in das Feldlager des Prinzen von Lothringen. Die Nothwendigkeit, als oberster Kanzler von Böhmen persönlich für die Verproviantirung des Heeres während der Winterszeit vorzusorgen, erklärte Harrach's Anwesenheit im österreichischen Lager. Maria Theresia war aber bei dieser Sendung Harrach's hauptsächlich von dem Wunsche geleitet, wahrheitsgetreue Mittheilungen über die dortigen Zustände zu erhalten. Harrach's eingehende Berichte über das Verhältniß des Herzogs von Lothringen zu den Officieren und über die große Unzufriedenheit, welche unter diesen herrschte, waren nicht erfreulich und schienen zu entscheidenden Schritten zu drängen. Bei

dem Heere eben noch zu rechter Zeit angekommen, um dem Rückzuge von Schönberg nach Gabel beizuwohnen, war H. Zeuge der trostlosen Verwirrung, welche während desselben allenthalben herrschte. Noch im Lager erhielt er ein dringendes Schreiben des Grafen Brühl, das ihn nach Dresden rief. H. stimmte vorerst mit Brühl bezüglich der Nothwendigkeit eines unverzüglichen Friedensschlusses mit Frankreich überein, der es ermöglichen sollte, alle Streitkräfte gegen den König von Preußen zu vereinigen. In diesem Sinne war auch H. thätig und ermuthigte den König von Polen und den Grafen Brühl Preußen gegenüber standhaft auszuharren. Die Verhandlungen mit dem französischen Gesandten fortzuführen und abzuschließen, begab sich H. endlich nach Dresden. Dort kam er am Tage der unglücklichen Schlacht bei Kesselsdorf an. Es ist ein Beweis seiner geistigen Kraft, daß er inmitten der heillosen Verwirrung, die in Dresden herrschte, nicht seine Besonnenheit verlor. Am Abende desselben Tages noch — des 15. Decembers — eröffnete er die Verhandlungen mit Vaulgranant. Als sich ihm aber der Verdacht aufdrängte, daß es Frankreich keineswegs Ernst sei mit dem Abschlusse eines Separatfriedens mit Oesterreich, war H. alsbald darauf bedacht, dem Könige von Preußen sich zu nähern, obwol er „die Nothwendigkeit eines Friedensschlusses mit Preußen für das größte Unglück ansah, von welchem das Haus Oesterreich betroffen werden könne". Mit der zurückweichenden österreichisch-sächsischen Armee kam H. nach Pirna. Dort erwartete er die weiteren Befehle der Kaiserin, welche ihn anwies, auf Grundlage des einfachen Beitrittes zu der Convention von Hannover mit Preußen Frieden zu schließen. Eiligst verfügte sich H. wieder von Pirna nach Dresden, wo er am 22. December eintraf. Er eröffnete sogleich die Verhandlungen mit Podewils. Am 23. hatte H. Audienz beim Könige. Er wurde zuvorkommend empfangen und mit vieler Auszeichnung behandelt. Die von H. begehrte Garantie der in Deutschland gelegenen Staaten Maria Theresia's wurde bereitwillig in den Tractat aufgenommen. Am 25. December 1745 unterzeichnete H. in Dresden den Frieden. Sein Benehmen wurde von der Kaiserin vollständig gebilligt. Die Verhandlungen mit Beckers — im folgenden Jahre — wegen der kurpfälzischen Accession zum Dresdener Tractat bildeten den Schluß der diplomatischen Laufbahn Harrach's. Von nun an widmete er sich ausschließlich seinen Obliegenheiten in der dreifachen Stellung als Mitglied der Staatsconferenz, als oberster Kanzler von Böhmen und — in Stellvertretung seines damals in Mailand als Statthalter der Lombardei weilenden Bruders Ferdinand — als Landmarschall des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns. Vermöge dieser amtlichen Stellung, seiner persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, endlich seiner vielfachen und innigen Beziehungen zu den vornehmsten Familien Oesterreichs konnte er wol als Haupt- und Stimmführer des Adels dieses Landes angesehen werden. Er war daher ein sehr zu fürchtender Gegner, als er die Administrations- und Finanzprojecte des Grafen Haugwitz mit aller Hartnäckigkeit bekämpfte. Während die Vorschläge des Letzteren dahin zielten, die ständischen Rechte einzuengen, die staatlichen Befugnisse aber auszudehnen, lag es im Plane Harrach's (welcher vorschlug: sämmtliche Cameral- und indirecte Steuern, also die dem Staatsschatze unmittelbar zufließenden Abgaben, aufzuheben und die für die Verwilligung aller zur Deckung der Staatsbedürfnisse nothwendigen Summen von den Ständen zu beanspruchen), die ständische Macht in nie dagewesenem Grade zur Entfaltung zu bringen. Und auch, nachdem sein Plan im Ministerium gefallen war und der Haugwitz'sche Entwurf die Genehmigung der Kaiserin erlangt hatte, hörte H. nicht auf, die Sache der Stände zu verfechten. Mit solcher Entschiedenheit, ja sogar Heftigkeit trat er der Kaiserin gegenüber auf, daß Maria Theresia ihn seines Postens als

Landmarschall-Stellvertreter in Niederösterreich enthob. Im Mai 1748 richtete er nochmals schriftliche Vorstellungen an sie. Im selben Monate legte er die Würde eines obersten Kanzlers des Königreiches Böhmen nieder. Am 4. Juni 1749 starb er nach nur dreitägiger Krankheit. — Ohne Zweifel ließ Harrach's Begabung ihn mehr für ruhige, gewissenhafte Besorgung gewöhnlicher Geschäfte als für weit aussehende Unternehmungen geeignet erschienen. Dennoch galt er als der gewandteste Unterhändler unter den damaligen Staatsmännern Oesterreichs: er liebte die Arbeit und oblag ihr mit Eifer. Weit entfernt von Hochmuth und Selbstüberschätzung war er sich seiner geistigen Ueberlegenheit über die meisten seiner Collegen wol bewußt, hütete sich aber sorgfältig, sie ihnen fühlbar zu machen. Obwol mehr zur Sanftmuth und Versöhnlichkeit geneigt und mit sicherem Blicke das Richtige in den Anschauungen Anderer erkennend, war er doch nicht ohne Festigkeit des Charakters, die er sogar der Kaiserin gegenüber darthat. Seine äußere Erscheinung zeichnete sich durch eine gewisse Vornehmheit aus. Leichtigkeit und Geschmack im mündlichen Ausdrucke, verbindliche gefällige Umgangsformen erwarben ihm zumeist die Achtung und das Vertrauen derer, die mit ihm verkehrten. Einen großen Theil seiner freien Zeit widmete er seiner Familie, deren Glück und Glanzpunkt er bildete. Seine Gemahlin, Maria Eleonore (geb. am 31. December 1703, vermählt am 5. Februar 1719), war die jüngste Tochter des Fürsten Anton Florian von Liechtenstein, der Karl VI. nach Spanien begleitet hatte. Sie starb am 18. Juli 1757, nachdem sie ihm 16 Kinder geboren, von welchen er die Meisten überlebt hat.

Acten des kaiserl. u. königl. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien; Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. VII und die betreffenden Bände von Alfred v. Arneth's Geschichte Maria Theresia's. Felgel.

Harrach: Karl Freiherr v. H., geb. im J. 1570, war der zweite Sohn des Freiherrn Leonhard v. H. aus dessen Ehe mit Maria Jacobea Reichsgräfin von Zollern zu Hohenzollern. Im J. 1590 trug er die Fahne des Erzherzogthums Oesterreichs bei dem feierlichen Leichenbegängnisse des Erzherzogs Karl von Oesterreich-Steiermark. Kämmerer des Erzherzogs Ernst, feierte er im November 1591 in der erzherzoglichen Burg zu Graz seine Vermählung mit Maria Elisabeth, der Tochter des Landeshauptmanns in Steiermark, Freiherrn Max v. Schrattenbach. Die Erzherzogin Marie war Festgeberin, die Erzherzoge Ernst und Mathias waren eigens zu dieser Hochzeit nach Graz gereist. Vom Kaiser Rudolf II. am 11. August 1595 zum niederösterreichischen Regimentsrathe ernannt, berichtete er in der nächsten Zeit wiederholt dem in Graz residirenden Erzherzoge Ferdinand über die Vorgänge und Verhältnisse am Kaiserhofe. Im J. 1601 Hofkammerrath geworden, war er 1608 einer der vorzüglichsten Sendboten des Erzherzogs Mathias, seinen Anhang gegen König Rudolf II. zu verstärken. Nachdem er als kaiserlicher Bevollmächtigter 1618 mit dem venezianischen Gesandten Giustiniani und Contarini wegen Execution des Madrider Friedens vom 26. September 1617 hinsichtlich der Uskoken verhandelt hatte, wurde er im J. 1620 an den Kurfürsten Max von Baiern gesandt. Kaiser Ferdinand II. nahm ihn gleich bei seinem Regierungsantritte zu seinem geheimen Rathe an und zeichnete ihn durch wiederholte Gnadenbezeugungen aus. Nachdem er ihm im Jänner 1625 das Schloß Bruck an der Leitha mit allem Zugehör — nur die Urbarsteuer ausgenommen — um die Summe des darauf haftenden Pfandschillings überlassen hatte, verlieh er ihm und seiner Familie am 21. August 1625 das Münzrecht, am 3. März 1627 das Erblandstallmeisteramt in Oesterreich ob der Enns und erhob ihn endlich am 20. Juli 1627 in Berücksichtigung der „sehr ersprießlichen, in vielen wichtigen geheimen Sachen, mühsamen Commissionen,

Legationen und Verrichtungen mit sonderbarer Integrität, Dexterität und Geschicklichkeit" drei Kaisern geleisteten Dienste in den erblichen Reichsgrafenstand. In demselben Jahre verlieh ihm auf des Kaisers Verlangen König Philipp IV. von Spanien das goldene Vließ. Nachdem H. am 27. Jänner 1628 zu Prag ein Majorat gestiftet und eine neue Nachfolge-Ordnung in seiner Familie eingeführt hatte, welche am 17. Februar die Bestätigung des Kaisers Ferdinand II. erhielt, starb er am 16. Mai 1628 in Prag, wo er damals mit dem kaiserlichen Hofe weilte. Der Leichnam des ersten Grafen v. H. wurde nach Wien geführt und dort in der Harrach'schen Familiengruft in der Augustinerkirche beigesetzt. H. war der Liebling Ferdinands II., der wiederholt seinen Unternehmungsgeist, Scharfsinn und Muth betonte, namentlich aber seine Treue und Redlichkeit hervorhob. Neun Kinder hatte seine Gemahlin ihm geboren, darunter sechs Söhne: 1) Ernst Albrecht, geb. 1590, † 1667, Cardinal, Erzbischof von Prag und Fürstbischof von Trient; 2) Johann Karl und 3) Max dienten im kaiserlichen Heere und starben unvermählt; 4) Leonhard und 5) Otto Friedrich stifteten zwei noch blühende Linien; 6) Franz Albrecht bekleidete mehrere diplomatische Posten, wurde 1645 an den kurbaierischen Hof gesendet und 1665 über Mailand und Genua nach Spanien zur Infantin Margaretha Theresia, der Braut des Kaisers Leopold I., und starb — vermählt mit Anna Magdalena Freiin von Jörgen — 1666 ohne Nachkommen zu hinterlassen. — Von drei Töchtern ward die älteste — Katharina — die Gattin des Grafen Max v. Waldstein, während Elisabeth (Isabella Katharina) den berühmten Friedländer Albrecht v. Waldstein, Maximiliana aber den Grafen Adam Terzky heirathete.

Nach Acten des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien. — Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. VII S. 375—76. Felgel.

Harrach: Karl Borromäus Graf von H. zu Rohrau und Bruck wurde geboren zu Wien am 11. Mai 1761 als jüngerer Sohn des Grafen Ernst Guido von H. (aus der j. Linie dieses gräflichen Hauses, geb. am 8. Sept. 1723, gest. am 23. März 1783) aus dessen Ehe mit Maria Josefa, geborenen Gräfin von Dietrichstein (geb. am 2. Nov. 1736, gest. am 21. Dec. 1799). Von den glücklichsten Anlagen unterstützt, genoß H. eine sorgfältige Erziehung und studirte in Wien die Rechte. Unter der weisen Leitung des erfahrenen Staatsrathes Freiherrn v. Eger für den Staatsdienst ausgebildet, zog er durch seinen lebhaften Geist die Aufmerksamkeit des Kaisers Josef II. auf sich, der ihn — 1784 — zum Gubernialrathe in Prag ernannte. Als eine von ihm angestrebte Heirath an der Einsprache seiner Eltern gescheitert war, verließ er die glänzende Laufbahn, die sich ihm im Staatsdienste eröffnet hatte und trat als Ehrenritter in den Johanniterorden mit dem festen Entschlusse, fortan sein ganzes Leben der Kunst und Wissenschaft und den Werken wohlthätiger Menschenliebe zu widmen. Auf einer Reise durch Deutschland, Frankreich und England (im Sommer 1793) besuchte er die ausgezeichnetsten Männer und erwarb sich deren Achtung. Mit den meisten derselben unterhielt er in der Folge freundschaftlichen Briefwechsel und fruchtbaren Ideenaustausch, namentlich mit Goethe, Blumenbach, Hufeland, Böttiger u. A. Mit einem Schatze umfassender Kenntnisse in den Naturwissenschaften und der classischen Litteratur des Auslandes bereichert kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Auch hier war er in regem Verkehr mit den damaligen Trägern der Intelligenz — (namentlich Alxinger, Born, Denis, Eckhel, D'Elci, Hofrath Greiner, Graf Purgstall, Graf Waldstein u. A.). — In freundschaftlichem Umgange mit den ersten Aerzten der Residenz — (Johann Peter Franck, Jacquin, Adam und Wilhelm Schmidt, Staudenheim, Wiener) — bildete er sich in der Heilkunde aus. Er bestand alle Rigorosen und war mit solchem Eifer im Spitale bemüht, sich zu einem tüchtigen praktischen Arzte aus-

zubilden, daß er von einem gefährlichen Spitalfieber befallen wurde. Am 25. Juni 1803 wurde er Doctor der Medicin, am 10. August desselben Jahres Magister der Geburtshilfe. Der ganz ungewöhnliche Fall, daß der Sprosse eines der vornehmsten Geschlechter des österreichischen Kaiserstaates es für das Würdigste hielt, den Beruf eines praktischen Arztes auch wirklich auszuüben, erregte nicht geringes Aufsehen in der Wiener Gesellschaft. Sein aufopferndes Bestreben im J. 1805, — als Wien von den Franzosen besetzt und mit Noth leidenden Gefangenen, Kranken, Verwundeten und Sterbenden überfüllt war, — Allen ohne Unterschied Hilfe zu leisten, verdient rühmend hervorgehoben zu werden. Im J. 1806 trat er aus dem Johanniterorden in den deutschen Orden über, in welchem er nach bestandenem Noviziate den Ritterschlag erhielt (Mai 1806) und später Rathsgebietiger der Ballei Oesterreich und Comthur wurde. Seine eigenen Bedürfnisse an Bequemlichkeit und Wohlleben auf das Nöthigste beschränkend, kannte er keinen höheren Genuß, als seine leidenden Mitmenschen körperlich und seelisch zu heilen, zu trösten und zu stärken. Er übte seine Praxis vorzugsweise bei Armen aus und pflegte dieselben nicht nur unentgeltlich zu behandeln, sondern bezahlte ihnen überdies die Arzneien und nahm sich ihrer auch nach ihrer Genesung an, bestrebt ihnen Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Als Wien zum zweiten Male in die Gewalt der Franzosen gerieth — 1809 — gab H. neuerdings schöne Beweise der ihn begeisternden Menschen- und Vaterlandsliebe, indem er nicht nur selbst milde Gaben für die Spitäler spendete und sammelte, sondern auch oft mit eigener Lebensgefahr einer sehr großen Anzahl Verwundeter und Kranker ärztliche Hilfe angedeihen ließ. Im J. 1814 übernahm er die Stelle eines Primärarztes im Spitale der Elisabethinerinnen. Das mit dieser Stelle verbundene Honorar nahm er zwar an, schickte jedoch alljährlich den doppelten Betrag dem Kloster als Geschenk. Nach langwierigem Leiden starb H., 68 Jahre alt, am 1. October 1829. Er hatte 25 Jahre in edelster und großmüthigster Weise als ausübender Arzt gewirkt und sich außer seinem Wohlthätigkeitssinne durch staunenswerthes Gedächtniß, freisinnige Denkungsart und caustischen Witz ausgezeichnet. Wenige Monate vor seinem Tode hatte er sich vom Großmeister des deutschen Ordens die Erlaubniß ausgewirkt, mit seinem Vermögen frei ohne Rücksicht auf den Orden verfügen zu können, worauf er die Armenanstalten Wiens zu seinen Universalerben einsetzte. Seine Sammlung von mehr als 10,000 Dissertationen aus allen Fächern der Arznei- und Wundarzneikunde kam in die Wiener Hofbibliothek. — Als Ergebniß der persischen Studien, welche er 1797—99 mit seinem Freunde Hammer betrieben hatte, veröffentlichte H. Auszüge und Uebersetzungen aus dem Divan Hafis. Bereits im J. 1798 hatte er eine Uebersetzung der Preisschrift des Londoner Arztes John Masson Good „Ueber die Krankheiten der Gefängnisse und Armenhäuser“, mit trefflichen Anmerkungen begleitet, erscheinen lassen.

Acten des deutschen Ordens-Central-Archivs. — Wurzbach, Biogr. Lex., Bd. VII. S. 381—384, und die dort angegebene Litteratur.

Felgel.

Harras: Dietrich v. H., zu Lichtewalde im Meißnischen gesessen, unterm 13. Juni 1467 zum ersten Male urkundlich erwähnt, erscheint bei der Erbtheilung von 1485 wieder, 1486 als Untermarschall Herzog Albrechts und als Amtmann zu Weißensee und Sachsenburg; den 17. October 1488 wurde er mit 200 Fl. zum „Rath und Diener“ des römischen Königs Maximilian ernannt. Sein Sohn Georg wird 1501 nach des Vaters Tode erwähnt. Im J. 1499 soll Dietrich v. H. den von Theodor Körner besungenen Sprung von der Feldhöhe, die noch jetzt davon der Harrassprung heißt, in die Zschopau gethan haben. Als Quelle hat dem Dichter allem Anschein nach der Roman

„Geschichte zweier Frauen aus dem Hause Blankenau“, von der Verfasserin der Clara Walburg 2c. (Friederike Lohmann), Magdeburg 1811, gedient.

Flathe.

Harrer: Gottlob H., Cantor an der Thomasschule in Leipzig von 1750—55; letzteres Jahr ist sein Todesjahr. Seine Verdienste bestehen weniger in eigenen Schöpfungen, deren er zwar eine große Anzahl im Manuscript hinterlassen hat, als in der Pflege und Neuerweckung der classischen Gesangscompositionen des 16. Jahrhunderts. Lange Zeit in Italien lebend hatte er Gelegenheit in den italienischen Bibliotheken die Meisterwerke eines Palestrina, Anerio, Allegri, Vittoria u. a. kennen und schätzen zu lernen und sein unermüdliches Streben ging dahin, dieselben durch Aufführungen der Mitwelt bekannt zu machen. Unzählig sind die auf der königl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Copien von seiner Hand, die sich noch dadurch kennzeichnen, daß er, befangen in den Ansichten seiner Zeit, einen Bassus generalis (bezifferten Baß) hinzufügte und oft auch noch mehrere Instrumentalstimmen. Möglich, daß er dadurch das Interesse seiner Zuhörer zu steigern hoffte, denn die Erfahrungen mögen nicht allzu aufmunternd für ihn gewesen sein. Von seinen Compositionen werden mehrere Oratorien, Magnificatmessen, Psalmen genannt, ferner Sinfonien, Claviersachen und andere Instrumentalwerke.

Eitner.

Harrer: Hugo H., Maler, geboren 1836 zu Hirschberg in Schlesien, sollte Architekt werden, ging jedoch bald zur Malerei über und wurde ein tüchtiger Maler, ohne jemals eine Kunstakademie besucht oder in dem Atelier eines Meisters dauernd gearbeitet zu haben, lediglich durch eigenes Studium, sorgfältigste Beobachtung der Natur und durch Besuche in den Ateliers seiner Freunde. Seine ersten Bilder malte er in Nürnberg, dessen malerische Architektur ihn im höchsten Grade anregte. Dann zog er nach München, wo die damals neue und Epoche machende realistische Malweise C. Piloty's ihn fesselte. Im J. 1862 ging er eines Brustleidens wegen nach Rom. Seine ersten dort nach der Natur gemalten Studien erregten wegen ihrer großen Wahrheit und Treue Aufsehen. H. schloß sich in Rom bald enge an L. Passini an und arbeitete sehr fleißig, malte meist Architekturbilder mit Staffage, aber auch kleine Genrebildchen. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Düsseldorf zog er wieder nach Rom, machte von dort aus fleißige Ausflüge um Studien zu sammeln und schickte jährlich mehrere größere Gemälde zu den deutschen Kunstausstellungen. Er starb am 8. December 1876. H. war durch und durch moderner Realist, stets bemüht, die Gegenstände genau so darzustellen, wie er sie sah. Auf die Art der malerischen Darstellung legte er großes Gewicht. Als Motive für seine Bilder wählte er mit Vorliebe die malerischen Winkel in verfallenen Ruinen.

Nach mündlichen Mittheilungen des Künstlers. R. Bergau.

Harriers: Louise H.-Wippern, ausgezeichnete Opernsängerin, geboren am 28. Februar 1836 in Hildesheim, starb am 5. October 1878 zu Görbersdorf in Schlesien. Trefflich beanlagt, gebildet im Kloster zu Duderstadt, sang Louise W. mit 16 Jahren Solopartien im Dom ihrer Vaterstadt, wurde dann von Franziska Cornet in Hamburg in der Musik unterrichtet und machte am 16. Juni 1857 auf der Bühne des königl. Opernhauses zu Berlin ihren ersten theatralischen Versuch als Agathe im „Freischütz“, am 21. desselben Monats ebendaselbst ihren zweiten in der Partie der Alice in „Robert der Teufel“. Der Erfolg war der beste und hätte keine glänzendere Bestätigung finden können, als ihm in der That durch das Engagement Wippern's an der genannten Bühne zu Theil ward. Am 6. und 11. September schon debütirte sie als engagirtes Mitglied in eben den Rollen, mit denen sie ihre theatralische Laufbahn begonnen. Rasch entfalteten sich ihre schönen Talente zu höchster Blüthe,

die sie als engagirtes Mitglied einzig im Dienste der Berliner Bühne bis zu ihrer Pensionirung im J. 1871 verwandte. Die Diphtheritis, die sie während einer Gastspielreise nach Königsberg befiel, führte das frühe Ende ihrer Bühnenthätigkeit herbei und legte auch den Keim zu einem Brustleiden, dem sie in der Heilanstalt zu Görbersdorf erlag. Eine halbe Stunde von diesem Orte entfernt, in Waltersdorf, wurde sie beerdigt. Außer in Berlin und den meisten großen deutschen Theaterstädten feierte die H.-W. auch in London große Triumphe, hier wie anderwärts namentlich in lyrischen Partien. Von der Bühne zurückgetreten, sang sie noch in Concerten und gab Gesangsunterricht. 1859 hatte sich Fräulein W. mit dem Baumeister Eduard Harriers vermählt. Joseph Kürschner.

Harries: Heinrich H. war geboren am 9. September 1762 in Flensburg und stammte aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie. Er studirte Theologie und bestand das Amtsexamen 1786 mit dem ersten Charakter. Darnach hielt er sich als Candidat in seiner Vaterstadt auf und redigirte hier das Flensburger Wochenblatt bis er 1790 zum Pastor in Sieverstedt ernannt ward. 1794 ward er schon nach dem lieblichen Brügge (Amt Bordesholm) versetzt, wo er am 28. September 1802 verstorben ist. In der Theologie huldigte er dem in seiner Zeit herrschenden milderen Rationalismus. Er verfaßte ein „Weihnachtsbüchlein für die Jugend", 1791, das viel in den Schulen gebraucht worden ist, auch ein Erbauungsbuch: „Der fromme Seefahrer", 1792 (ins Dänische übersetzt von G. H. Overbeck eod. a.). Polemisch trat er auf in seiner Schrift: „Der holsteinische Apostel Joachim Heeschen. Nebst Allerlei über Christusverherrlichung ꝛc.", 1798. Insbesondere beschäftigte ihn indeß die Poesie. Er übersetzte Thomson's „Jahreszeiten" aus dem Englischen in deutsche Jamben und gab dieselben heraus mit einer Lebensbeschreibung und erklärenden Anmerkungen, 1796. Auch erschien von ihm „Collifischets oder auserlesene Silbenräthsel von St. Hilaire", 1799. Nach seinem Tode gab Pastor G. Holst in Kiel seine Gedichte heraus mit Biographie und Bildniß, Altona 1804, 2 Bde. Er ist ein begabter Lyriker, bekannt geworden ist er insbesondere als der eigentliche und ursprüngliche Verfasser des Volksliedes „Heil dir im Siegerkranz". Nämlich sein Vaterlandsgesang „Heil dir, dem liebenden Herrscher des Vaterlands, Heil, Christian, dir ꝛc." ist von B. G. Schumacher (geb. 1755) überarbeitet, als preußischer Volksgesang allgemein verbreitet. Auch als Componist versuchte sich H.: „Der May, ein Hirtengesang von Ramler, in Musik gesetzt", Altona 1793.

Vgl. außer der erwähnten Biographie: C. E. Carstens' Schleswig-Holsteins Dichter in Biernatzky's Landesberichten, 1846, S. 313. Hagen's Germania, 9, 297. L. Frege, Zur Gesch. des preuß. Volksliedes, Berlin 1850 (nicht ganz correct). K. Goedeke, Grundriß, II. S. 1107.

Carstens.

Harring: Harro Paul H. wurde am 28. August 1798 zu Ibensdorf im schleswig'schen Amte Husum als Sohn eines Hofbesitzers geboren. Zuerst im Zollwesen angestellt, ging er bald nach Kopenhagen, um sich der Schlachtenmalerei zu widmen, besuchte zu diesem Zweck 1819 auch die Kunstakademie zu Dresden. Im J. 1820 hielt er sich in Wien und Würzburg auf, von wo er nach Dänemark zurückkehrte. Doch bald trieb ihn sein zum Abenteuerlichen geneigter Sinn als Freiheitskämpfer nach Griechenland (1821), wo er im Philhellenencorps focht. Da aber der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, ging er nach Rom, wo er sich ein Jahr aufhielt, dann nach Wien, um sich wieder ganz der Kunst zu widmen, hierauf lebte er abwechselnd in der Schweiz und in München, dann wieder in Wien als Theaterdichter am Theater an der Wien, privatisirte dann in Prag und ging später nach Warschau (1828), um als Cornet in ein russisches Gardelancierregiment einzutreten. Als 1830 die

Julirevolution in Frankreich ausbrach, nahm er seinen Abschied und kehrte nach Deutschland, zunächst nach Braunschweig, zurück. Wegen demagogischer Umtriebe aus Baiern und Sachsen ausgewiesen, begab er sich nach Straßburg, wo er die Zeitung „Das constitutionelle Deutschland" herausgab, betheiligte sich am Hambacher Feste (1832), floh aber wieder nach Frankreich. Dort hielt er sich in der Gegend zwischen Dijon und Chalons und 1834 in Dijon selbst auf. Hier knüpfte er Verbindungen mit Mazzini an und nahm am Savoyerzuge Theil, was aber am 11. Mai 1836 im Bade Grenchen zu seiner Verhaftung und Einkerkerung in Solothurn führte. Doch wurde er bald wieder in Freiheit gesetzt und erhielt nicht lange darauf nebst Mazzini und Ruffini das Bürgerrecht in Grenchen. Gleichwol ward er bald aus dem Canton Basel ausgewiesen und in Bern aufs neue verhaftet. In der Folge aus der ganzen Schweiz ausgewiesen, begab er sich über Calais nach London. Im Mai 1837 wurde er in einem Pistolenduell verwundet und lebte nun auf der Insel Helgoland, aber auch hier bekam er sehr bald Streitigkeiten mit dem Gouverneur, wurde verhaftet und auf ein Kriegsschiff gebracht. 1838 im September finden wir ihn auf der Insel Jersey, im Winter 1838—39 wieder auf Helgoland, dann in Bordeaux, 1841 in Brügge in Holland, später in England, Frankreich, Brasilien; im August 1843 ging er von Rio Janeiro nach den Vereinigten Staaten, wo er dann als Maler und Schriftsteller lebte. Erst das Revolutionsjahr 1848 lockte ihn wieder nach Deutschland; er hielt sich bald in Hamburg auf, bald in Rendsburg, wo er die Zeitung „Das Volk" herausgab, wurde 1849 auch von hier verbannt, wandte sich nun nach Christiania, wo er durch revolutionäre Schriften Norwegen zum Aufstande gegen die monarchische Verfassung des Landes zu erregen suchte. In Folge dessen mußte er im Mai 1850 auch von hier wieder weichen. Er ging zuerst nach Kopenhagen, fand aber hier nicht die gewünschte Aufnahme und wandte sich dann wieder nach London, wo er als Mitglied eines europäischen demokratischen Centralcomités in sehr gedrückten Verhältnissen lebte. Als er sich im J. 1854 in Hamburg zeigte, wurde er alsbald verhaftet; nur durch die Vermittlung des amerikanischen Consuls kam er los und konnte nach Amerika gehen, wo er sich bis 1856 in Rio Janeiro aufhielt, dann nach England zurückkehrte. Von Jersey aus bat er die dänische Regierung, ihm nur ein Plätzchen auf vaterländischem Boden zu gewähren, wenn auch in einem Staatsgefängniß. Die Regierung gewährte ihm zwar seinen Wunsch, allein es gefiel ihm denn doch nicht, davon Gebrauch zu machen, sondern er lebte in den kümmerlichsten Verhältnissen abwechselnd in London und Jersey. Schließlich wurde der Unglückliche gemüthskrank und litt, worüber man sich freilich kaum noch wundern kann, an Verfolgungswahnsinn. Er ließ sich in diesem Zustande von Zeit zu Zeit Zeugnisse über gute Führung von den Behörden ausstellen, die er dann seinen vermeintlichen französischen und russischen Verfolgern zustellen ließ. Am 21. Mai 1870 fand man ihn auf dem Fußboden seines Schlafzimmers in London todtliegend, er hatte sich mit Phosphor, den er von Zündhölzern abgeschabt hatte, vergiftet. — H. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, namentlich auf dem Gebiete des Romans, des Dramas und der politischen Lyrik. Von seinen vielen Schriften seien genannt: „Blüthen der Jugendfahrt", 1821. „Cypressenlaub", Erzählungen, 1825. „Erzählungen", 1826. „Serenaden und Phantasien eines friesischen Sängers", 1828. „Rhonghar Jarr, Fahrten eines Friesen in Dänemark, Deutschland, Ungarn, Holland, Frankreich, Griechenland und der Schweiz", 1828, 4 Thle. „Der Carbonaro zu Spoleto, politisch-satirische Novelle", 1831. „Rosabianca, das hohe Lied des friesischen Sängers im Exil", 1831. „Die Schwarzen von Gießen oder der deutsche Bund", 1831, 2 Bde. „Skizzenbuch aus den Tagen vor und während der

polnischen Revolution vom J. 1830", 1832. „Faust im Gewand der Zeit, ein Schattenspiel mit Licht", 1833. „Die Passionsmöve, Psalmen eines Verbannten", 1838. „Republikanische Gedichte", Bd. I. Heft I., 1848. „Dolores, ein Charaktergemälde aus Südamerika", 1858—59, 3 Thle. „Moses zu Tanis", historisches Drama, 1859. „Die Dynastie", Trauerspiel in 5 Aufzügen, 1859 (seine letzte Dichtung) 2c.

Vgl. Lübker u. Schröder, Lexikon der Schleswig-Holsteinischen 2c. Schriftsteller von 1796—1828, Bd. I. S. 223 u. 24, 2c. Alberti, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller, 1829—66, Bd. I. S. 326—29. Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon, Bd. I. S. 320 u. 21. K.

Harsch: Ferdinand Amadä Graf von H., österreichischer Feldzeugmeister. Geboren 1664 im Elsässischen, diente H. zuerst in Frankreich, 1688 auf Morea gegen die Türken und zuletzt im kaiserlichen Heere, in welchem er sich in der Schlacht bei Luzzara (15. August 1702) derart hervorthat, daß er Generalfeldwachtmeister wurde. In der Schlacht bei Cassano befehligte er mit Auszeichnung den linken Flügel und ward verwundet. Einen besonders ehrenvollen Namen erwarb er sich 1713 bei der Vertheidigung von Freiburg, zu dessen Gouverneur er ernannt worden war. Er übergab zwar die Festung, jedoch nur auf Befehl, zog mit allen militärischen Ehren ab und ward vom Feinde mit der höchsten Achtung behandelt. Karl VI. erhob ihn für seinen Muth und seine Ausdauer in den Reichsgrafenstand, ernannte ihn zum Feldzeugmeister und Inspector des Geniewesens. Als Hofkriegsrath nach Wien berufen, bewies er hervorragende Kenntnisse und Erfahrungen bei den Berathungen für den Feldzug gegen die Türken. Nach dem Frieden von Passarowitz übernahm er wieder das Commando in dem vor Kurzem von ihm so tapfer vertheidigten Freiburg und hier beschloß er am 5. April 1722 seine ehrenvolle Laufbahn. Ueber diese, über seine Feldzüge, die Vertheidigung Freiburgs und weite, von ihm unternommene Reisen hinterließ er ein werthvolles Manuscript.

Kaltenbäck, Oesterr. Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde, Jahrg. 1837, 53—56. Die Belag. v. Freiburg. Oesterr. Milit. Zeitschrift, Jahrg. 1812. v. Janko.

Harsch: Ferdinand Philipp Graf v. H., österreichischer Feldzeugmeister. Geboren den 21. November 1704, gestorben den 1. November 1792. Ein Sohn des Vorigen legte H. seine ersten Proben von besonderer Tapferkeit im Türkenkriege von 1739 ab, in welchem er als Oberst ein Infanterieregiment commandirte. Im österreichischen Erbfolgekriege kämpfte er als Generalmajor mit Auszeichnung bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745), Piacenza (16. Juni 1746), dann bei der Unternehmung auf Genua, sowie in der Provence, avancirte auch während dieser Zeit zum Feldmarschalllieutenant. Seiner Erfahrungen und Kenntnisse wegen ward H. zu verschiedenen ausgezeichneten Stellen berufen, und ob der Geschicklichkeit, mit welcher er als kaiserlicher Commissär 1753 die seit 250 Jahren bestandenen Grenzstreitigkeiten mit der Republik Venedig schlichtete, wurde er Feldzeugmeister und Generalcommissär von Gräz und Friaul. Im siebenjährigen Kriege belagerte H. 1758 Neisse, leitete 1760 die Belagerung von Glatz (woselbst er mehrere Kopfwunden erhielt): die Erstürmung von Glatz erfolgte durch Laudon. H. wurde 1761 Geniedirector, 1772 Gouverneur von Oesterreichisch-Schlesien. Die Festung Königgrätz ist nach seinen Entwürfen gebaut.

Hirtenfeld, Oesterr. Milit.-Lexikon, Wien 1853, III. Bd. v. Janko.

Harsch: Johannes H. v. Schorendorf heißt der Verfasser eines in 25 Strophen gedichteten Liedes, welches eines der spätesten im Brennenberger oder Bremberger Ton ist: „Ein Geistlicher Bremberger, Klag, Warnung und Weissagung über die undankbare und verkehrte Welt“. Das Lied, welches auf acht Blättern 8⁰ zu Tübingen 1562 erschien, ist von Wackernagel im vierten Bande seines deutschen Kirchenliedes (S. 196 ff. Nr. 288) abgedruckt. Ueber den Verfasser scheint sonst nichts bekannt zu sein. l. u.

Harsdörfer: Georg Philipp H., manchmal auch Harsdörffer geschrieben, vielseitiger und einflußreicher Literator, wurde am 1. November 1607 zu Nürnberg geboren. Als dem Sprößling einer begüterten und angesehenen Familie eröffnete sich ihm die Aussicht, später in den Justiz- und Verwaltungsdienst des mächtigen und blühenden vaterstädtischen Gemeinwesens einzutreten. Er erhielt demgemäß eine sorgfältige Erziehung, die es ihm ermöglichte, im 17. Lebensjahre die Nürnbergische Universität Altdorf zu beziehen (1624). Die Lehr- und Wanderjahre verbrachte er an der Seite seines Freundes Christoph Fürer von Haimendorf, aus dessen Familie er sich auch später seine Gattin erkor und dem er nach seinem Tode einen Nachruf widmete, („Memoria Christoph. Fureri“, Nürnb. 1639), aus welchem wir einige Hauptdaten seiner Jugendgeschichte entnehmen können. 1626 wandten sich die Freunde, vornehmlich durch Matthias Bernegger's Ruf angezogen, von Altdorf nach Straßburg, wo H. seine juristischen Studien vollendele. An das Studium schloß sich in herkömmlicher Weise die Peregrinatio, die den Jünglingen den Kreis der Anschauungen erweitern und die weltmännische Bildung befördern sollte. Mit großer Gründlichkeit ging H. dabei zu Werke. Zuerst begab er sich nach Genf, um sich dort in der französischen Sprache zu vervollkommnen, von da nach Frankreich, den Niederlanden, England, dann wieder über Frankreich nach Italien, wo vor Allem Rom, Neapel und Venedig, das bei den Reisenden dieser Zeit fast in gleichem Range mit den beiden ersteren Städten stand, besucht wurde. Mit neuen Eindrücken reich befruchtet kehrten die Reisenden nach fünfjähriger Abwesenheit 1630 nach Hause zurück. Nach einigen Jahren (1634) gründete sich H. einen Hausstand und fand auch Gelegenheit, seine Welt- und Geschäftskenntniß im Dienste der Vaterstadt zu verwerthen. 1637 wurde er Gerichtsassessor, 1655 Mitglied des Raths, ein Amt, das er jedoch nur drei Jahre bekleidete; er starb 1658, 51 Jahre alt, mitten in der Zeit der emsigsten und erfolgreichsten Arbeit. — In den dreißiger Jahren bereits hatte er seine vielgeschäftige litterarische Thätigkeit begonnen, die vor allem darauf gerichtet war, bei den Angehörigen der höheren Stände den Sinn für litterarische Dinge zu wecken und zu kräftigen. 1634 übersetzte er aus dem Italienischen die „Dianea“ von Giovanni Francesco Loredano, der ihm in einem höflichen Schreiben seinen Dank abstattete. Doch trat in den nächsten Jahren diese Seite seiner Thätigkeit zurück; wir besitzen von ihm aus der Zeit bis 1642 nur einige lateinische Denkreden, so vor allem die oben erwähnte auf Christoph Fürer. H. muß aber während dieser Epoche eine ausgedehnte receptive Thätigkeit entwickelt haben, denn 1642 konnte er mit der Veröffentlichung des umfangreichen Werks beginnen, durch welches er am meisten Ruhm und Einfluß gewann, die „Frauenzimmer-Gesprächspiele“ (8 Bände, Nürnberg 1642—49, vom 3. Bande ab blos als „Gesprächspiele“ bezeichnet). Hier theilt H. in Form von Unterhaltungen, die drei Herren und drei Damen mit einander führen, eine Fülle von Curiositäten aus allen möglichen Wissenschaften mit, gibt Anleitung zu Räthselspielen, Charaden, mathematischen Aufgaben und Aehnlichem. Besonderen Werth legt er auf die Spielereien mit Sinnbildern und Emblemen, die bei den Zeitgenossen so sehr beliebt waren. Er ist bei dem ganzen Unternehmen bestrebt,

die Deutschen anzuleiten, in der Art der Franzosen und Italiener die Resultate der höheren Bildung auch dem geselligen Verkehr zu Gute kommen zu lassen; er will den schmutzigen Anecdoten- und Räthselsammlungen, die für den geselligen Zeitvertreib bestimmt waren, entgegenwirken und hat auch wirklich in den Gesprächspielen alles Unanständige streng vermieden. Mit welch umfassender Belesenheit er dabei die auswärtigen Litteraturen zu Rathe zog, beweisen die Verzeichnisse der Quellenschriften, die er jedem Bande angehängt hat und die uns namentlich auch die immer noch nicht hinlänglich gewürdigten spanischen und italienischen Einflüsse auf die litterarische Entwicklung der Deutschen im 17. Jahrhundert erkennen lassen. Außerdem fügte H. den Gesprächspielen auch lyrische Dichtungen bei, sowie ernstere Abhandlungen über Fragen, die ihm besonders am Herzen lagen, namentlich über die sprachlichen Reformbestrebungen. Das bunte Allerlei, das mit sauberen Kupferstichen reichlich ausgestattet ist, wurde mit freudigem Beifall aufgenommen und verbreitete weithin den Ruhm des Verfassers; auch Schupp, der doch mit weit schärferem und tieferem Blicke durchschaute, was der deutschen Bildung noth thut, begrüßte in H. einen Kampfgenossen gegen Formalismus und Pedanterei; er rühmt, „daß der sinnreiche und arbeitsame H. mit seinem Spielen mehr ausgerichtet habe, als ein ganzes Regiment Pedanten und Schulfüchse mit ihrem Arbeiten, Schlagen und Plagen". Auch äußere Zeichen der Anerkennung blieben nicht aus; noch 1642 wurde H. unter dem Namen „der Spielende" in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen; 1644 trat er unter dem Namen der „Kunstspielende" in die deutschgesinnte Genossenschaft Zesens ein, mit dem er sich jedoch später wieder verfeindete. Durch diesen Erfolg seiner Thätigkeit wurde er auch ermuthigt, im J. 1644 in seiner Vaterstadt einen Verein zu gründen, der sich von den andern Sprachakademien durch die Tendenz unterschied, die Poesie vor allem auch zur Belebung der Geselligkeit zu verwerthen und so gewissermaßen das Ideal des Gesellschaftslebens, das in den Gesprächspielen aufgestellt war, in die Wirklichkeit zu übersetzen. Die Formen des neuen Vereins, des Blumenordens an der Pegnitz, entnahm H. aus der erträumten Unschuldswelt der Schäfer, indem er ähnlich wie manche italienische Vereine dieser Art das Pseudo-Schäferliche mit dem Gelehrt-Akademischen verband. Einen eifrigen Helfer fand er bei diesen Bestrebungen in Klaj, der als Pegnitzschäfer den in der pastoralen Litteratur wohlbekannten und an seinen eigenen Namen anklingenden Namen des Schäfers Clajus in Sidney's Roman „Arcadia" annahm, wogegen H. sich den Namen des Busenfreundes von Sidney's Clajus, Strephon, beilegte. Der Verein erstarkte noch mehr, als 1648 Sigmund Betulius (von Birken) sich in Nürnberg niederließ; die Väter der Stadt sahen es gerne, wenn diese im Ausland hochangesehenen Männer ihre Erfindungsgabe zur Verherrlichung der öffentlichen Festlichkeiten verwertheten, besonders wo es galt, die Anwesenheit großer Feldherrn und Staatsmänner in Nürnberg zu feiern. Doch befaßte sich der angesehene und unabhängige H. weniger mit der eigentlichen Gelegenheitsdichtung, die ihm zu sehr mit Schmeichelei und Hascherei nach Gunstbezeugungen verbunden war; dies Gebiet überließ er gerne den Freunden, besonders dem vielgewandten Betulius. Mit Klaj gemeinsam verfaßte er das häufig erwähnte „Pegnesische Schäfergedicht" (1644), das in einer geschmacklosen pastoralen Allegorie die Entstehung seiner Freundschaft mit Klaj und die Begründung ihres Ordens erzählt. In den folgenden Jahren bewies H. als Schriftsteller eine außerordentliche Geschäftigkeit; er versorgte den Nürnberger Buchhandel, der damals vor allem die Unterhaltungslitteratur vertrieb, ähnlich wie später Erasmus Francisci mit Sammelwerken und Uebersetzungen ausländischer Bücher. So besorgte er eine Neubearbeitung der Kuefstein'schen Uebersetzung von Montemayor's „Diana"

(1646), so bearbeitete er nach Camus' Histoire sanglante den „Schauplatz jämmerlicher Mord-Geschichte(n)“ (1652); hierher gehört auch sein „Heraclitus und Democritus“, sein „großer Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte“ u. a. m. Besondere Beachtung verdient sein „Nathan, Jotham und Simson“ (1650), eine Sammlung von Fabeln und Gleichnissen. Ueber diese Dichtungsgattung hat er auch als Kunsttheoretiker viel nachgedacht; einige seiner gelungensten Fabeln findet man im 2. Hefte von Canzler's und Meißner's Quartalschrift mitgetheilt. Von seinen lyrischen Sachen ist einiges außer in den Gesprächspielen auch in den von seinen Freunden herausgegebenen poetischen Werken zerstreut; wo er sich von der bekannten Manier der Nürnberger Dichter nicht zu sehr befangen ließ, ist ihm manches Ansprechende gelungen. Eine Auswahl aus seinen lyrischen Dichtungen findet man im 9. Bande von Wilhelm Müller's Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Auch auf dem Gebiet der geistlichen Dichtung hat er sich bewegt, hier fand er bei Joh. Mich. Dilherr Anregung und Förderung. Von seinen Erbauungsschriften seien nur die „Herzbeweglichen Sonntagsandachten“ erwähnt. Um für die Handhabung der poetischen Form als eines Mittels der Zerstreuung und Erholung zu wirken, mußte er natürlich bestrebt sein, die Uebung der Dichtkunst als möglichst leicht und einfach erscheinen zu lassen und dies that er in dem sprüchwörtlich gewordenen „Poetischen Trichter“ (3 Thle. 1648—53), der zwar keine besonders neuen und tiefen Ansichten über Poesie enthält, aber doch in manchen Partien ein achtungswerthes Bestreben verräth, die bei einem solchen Werke auftauchenden Fragen bis zu ihren letzten Quellen zu verfolgen. Freilich läßt er sich auch, besonders bei Schilderung der Entstehung der dramatischen Gattungen, zu wunderlichen Constructionen verleiten. — Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hat er sich um Sprachreinigung und um wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache ernstlich und redlich bemüht; zum Beweise kann sein „Specimen philologiae germanicae“ (1646) dienen. Von besonderem Interesse ist sein Antheil an dem von der fruchtbringenden Gesellschaft geplanten deutschen Wörterbuch; die diesbezüglichen Actenstücke in dem von Krause herausgegebenen Erzschrein der fruchtbringenden Gesellschaft (Auszüge daraus in der Vorrede zu Band V des Grimm'schen Wörterbuches) lassen erkennen, daß er die Wichtigkeit und Schwierigkeit des Unternehmens im vollsten Maße zu würdigen verstand. — Auch als Mathematiker zeichnete sich H. aus (vgl. Doppelmayr's histor. Nachr. v. d. Nürnb. Mathem. u. Künstlern S. 98—100), namentlich durch seine Fortsetzung von Dan. Schwenter's „mathem. und philos. Erquickungsstunden“.

Vgl. die Leichenrede von Veit Georg Holzschuher (1659) und die Biographie von Moller (1707); die genauen Titel in Will's Nürnbergischem Gelehrtenlexicon, wo man auch ein ausführliches Verzeichniß der Harsdörfer'schen Schriften findet. — Goedeke, Grundriß; Tittmann, Nürnberger Dichterschule; Raumer, Geschichte der germanischen Philologie. Harsdörfer's Thätigkeit als Präsident des Blumenordens ist von Amarantes (Herdegen) in der Historischen Nachricht des löblichen Hirten- und Blumenordens rc., Nürnberg 1744, geschildert.

W. Creizenach.

d'Harskamps: Gräfin Maria Isabella d'H. wurde durch ihre reichen Stiftungen die Wohlthäterin der Städte Aachen und Namur. Erstere war ihre Vaterstadt, in welcher sie am 3. September 1724 als Tochter schlichter braver Eltern, der Eheleute Brünelle, geboren wurde. Von der Natur mit körperlichen und geistigen Vorzügen reich ausgestattet, wuchs sie unter sorgfältiger häuslicher Pflege zur tugendhaften Jungfrau heran. Mehrere Jahre war sie die Hausverwalterin des in österreichischen Diensten stehenden belgischen Grafen Pentian d'H., welcher abwechselnd in Aachen und auf seinem Schlosse Fenilmont bei

Namur lebte. Nach mehrjähriger Dienstzeit wurde die getreue, sittenreine und umsichtige Hausverweserin des Grafen Gattin und lebte längere Zeit in Ungarn, wo dieser seine bedeutendsten Besitzungen hatte; in Galizien kaufte sie ihrem Vater eine Grafschaft. Drei Kinder, welche sie dem Grafen gebar, starben in der Blüthe der Jahre und der Gatte folgte denselben im Mai 1792 auf seinem Schlosse Fenilmont im Tode nach. Isabella überlebte ihn noch dreizehn Jahre und starb den 8. Mai 1805 zu Aachen nach einem Leben voll Theilnahme für ihre darbenden und nothleidenden Mitmenschen. Nicht blos Mitlebenden, sondern auch den nachfolgenden Mitbürgern wurde sie eine Wohlthäterin. Durch ihr Testament vom 29. Januar 1805 blieb sie für die spätesten Geschlechter eine Mutter vieler Armen, Waisen und Verlassenen. In der Grafschaft Namur machte sie viele Legate und errichtete Stiftungen. Das Hôtel d'Harskamps in der Stadt Namur wurde ein Asyl sechszigjähriger Armen von ordentlicher, bürgerlicher, aber verarmter Familie. Vor Allem aber wurde ihre Geburtsstadt Aachen mit wohlthätigen Stiftungen bedacht. Außer Messestiftungen im Münster, einem Hochamt am 5. Mai jeden Jahres nebst Brodspenden im Werthe von 120 Franken, einer täglichen Messe in St. Jakob, der Pfarrkirche ihrer verstorbenen Eltern, nebst sonntäglichen Brodspenden im Werthe von 300 Franken bestimmte sie eine Rente von 680 Franken zu Brodaustheilungen. Durch Testament stiftete sie 1) eine jährliche Rente von 3600 Franken für Aachener Hausarmen, 2) 7200 Franken Rente zur Unterstützung verschämter Armen von tadellosem Wandel, deren Eltern oder Vorfahren im Wohlstande gelebt hatten, 3) 3600 Franken Rente zur Unterstützung von zwölf jungen Mädchen behufs ihrer Ausbildung; dieselben mußten wenigstens 14 Jahre alt sein und blieben bei guter Führung bis zu ihrer Verheirathung oder sonstiger Versorgung im Besitze der Unterstützung, 4) eine Rente von 6000 Franken zur Unterstützung von zwölf Knaben von vollendetem 12. bis zum vollendeten 21. Jahre. In Summa vermachte sie 20,000 Franken Renten. Bis zum J. 1822 wurden die für Aachen bestimmten Renten von der Hospitiumscommission in Namur bezogen, bis es in den genannten Jahren der umsichtigen Verwaltung des nachmaligen Oberbürgermeisters von Aachen, Edmund Emeudts, der durch seine Gattin ein Verwandter der Gräfin war, gelang, die betreffenden Capitalien nach Aachen zu übermitteln. Im Auslande brachten sie nur 3 % ein. Der Aachener Armencommission ist es jedoch gelungen, sie zu einem höheren Zinsenertrage anzulegen und einen Revenueüberschuß zu erzielen, welcher zur Creirung zweier ferneren Stipendien verwendet wird. Das Capitalvermögen der Harskamps'schen Stiftung bestand im J. 1868 in Aachen in 41 Titeln zu einer Gesammtsumme von 230,000 Thalern. So gestaltete sich das Dasein einer einfachen Verhältnissen entsprossenen Frau zum Segen ihrer Mitmenschen für Gegenwart und Zukunft.

Vgl. Histor. Darstellung d. Armenwesens v. Aachen vom Kammerpräs. Salm, Aachen 1870, u. Haagen, Gesch. Aachens, 2. Th. 1874. Haagen.

Harst: Karl H., geboren 1492 zu Cleve und einer achtbaren bürgerlichen Familie angehörig, zählt in dem Kreise der Humanisten, welche als Beamte und Diplomaten dem Hofe Herzogs Wilhelm III. von Cleve-Jülich-Berg (1539—92) sein eigenthümliches Relief verliehen haben, neben Heinrich Olisleger, C. Heresbach, Gogreve, H. Cruser, Andreas Masius u. A. zu den bedeutendsten und bekanntesten, mit den Hauptphasen des Lebens und der Politik ihres Herrn eng verknüpften Namen. Ein Jugendfreund des Erasmus, übersetzte er auf dessen Verlangen, während er bei diesem zu Freiburg im Breisgau weilte, die Kirchenordnung Herzogs Johann III. von Cleve vom J. 1532 aus dem Niederdeutschen ins Lateinische, damit Ersterer dieselbe besser verstehen

konnte. Nachdem der letztgedachte Herzog ihm im April 1537 die Exspectanz auf ein geistliches Beneficium und als solches bald darauf ein Canonicat beim St. Victorstifte zu Xanten verliehen, ward er zum Rathe ernannt und seitdem vorzugsweise zu diplomatischen Missionen verwendet, in welchen er sich durch Gewandtheit, Scharfblick und große Treue gegen seinen fürstlichen Herrn, wie durch gründliche juristische und philologische Vorbildung, gepaart mit natürlicher Beredtsamkeit, hervorthat. Schon von Herzog Johann III. von Cleve wegen der Wahl seines Sohnes Wilhelm zum Erbherzoge von Geldern und dessen geplanter Vermählung mit Christierna von Dänemark, der vielumworbenen herzoglichen Wittwe von Mailand, im April 1538 zum römischen Könige Ferdinand gesandt, war er bis gegen Ende 1539 in Spanien, meist zu Toledo und Madrid in denselben Angelegenheiten bei Kaiser Karl V., sodann, nach einem kurzen Intermezzo am Niederrhein und in Westfalen (wo er am 2. Februar 1540 zu Paderborn nebst Gogreve und Heresbach der Zusammenkunft seines Herzogs mit Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und anderen Häuptern des Schmalkaldischen Bundes beiwohnte) von 1540—42 aus Anlaß theils der Heirath Königs Heinrich VIII. von England mit Wilhelms zweiter Schwester Anna, theils zur Förderung der Geldrischen Sache in England thätig, stets wachsam und den Herzog vor den Absichten und Plänen Franz' I. von Frankreich nicht minder als Kaisers Karl V. warnend, welch' letzterer, wie H. klar erkannte, den unbedingten Verzicht des Herzogs auf das Geldrische Erbe unbeugsam forderte und schließlich auch mit Waffengewalt im Vertrage von Venlo (7. September 1543) erreichte. Auch behufs der von Herzog Wilhelm III. angestrebten Vermittlung zwischen Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, dem Gemahl seiner älteren Schwester Sibylla, und Kaiser Karl V., insbesondere wegen der Befreiung des gefangenen Kurfürsten, finden wir H. zwischen 1546 und 1549 bald am sächsischen und pfälzischen Hofe, bald auch beim Kaiser unausgesetzt in reger Arbeit und nach kurzer Pause vom October 1552 bis Juli 1553 wiederum als Gesandten beim Kaiser und bei der Königin-Regentin zu Brüssel, in Folge der Zeitereignisse und der auf Verschonung seiner Lande gerichteten Wünsche Wilhelms III. Anläßlich des Ablebens der Herzogin Sibylla von Sachsen († 21. Februar 1554) war H. eben mit einem Condolenzschreiben seines Fürsten an Johann Friedrich auf dem Wege, als ihn (vor Weimar) die Nachricht von dem Tode auch des Letzteren († 3. März 1554) ereilte. Zwei Mal (1547 und 1559) außerdem jülich-clevischer Gesandter beim Reichstage, war H. im Mai 1556 abermals nach England beordert worden, um in Betreff der zerrütteten ökonomischen Lage der geschiedenen Königin Anna († 1557) zu berichten. Neben den politischen Angelegenheiten beschäftigten ihn auch die vermittelnden kirchlichen Reformbestrebungen Wilhelms III., indem er z. B. zu Düsseldorf vom 6.—8. Februar 1556 an Berathungen über die Augsburgische Confession und einen neuen Reformationsentwurf des Herzogs mit dem Kanzler Vlatten, Heresbach und Dr. Hermann Schild Theil nahm. Er stand auch mit Jacob Sturm und Butzer in Briefwechsel. Seinen festen Wohnsitz hatte er am herzoglichen Hofe zu Düsseldorf, seitdem ihm durch Erlaß des Herzogs vom 8. Dezember 1552 zu seinem Rathsgehalte aus der Amtskellnerei Düsseldorf jährlich 25 Malter Roggen, 20 Malter Gerste, 50 Malter Hafer, 1 Ochse, 4 Ferkel, 1 Fuder Wein als Naturalgefälle, sowie Miethsentschädigung aus der jülich'schen Landrentmeisterei, 12 Thaler Brandgeld und 4 Wagen Heu aus der Kellnerei Angermund bewilligt waren. Nachdem er auf seine geistliche Pfründe resignirt, hatte er sich mit Katharina van der Klusen verehelicht († 16. Januar 1559), welche ihm drei Kinder, Karl (später Canonicus zu Münstereifel und seit 1551 Pfarrer zu Vier im Amt Jülich, † 1567), Konrad und Susanna gebar. Unser

H. selbst starb zu Xanten im J. 1563; sein Wahlspruch war, nach einem Gemälde vom J. 1522: Nosce te ipsum.

Staatsarchiv zu Düsseldorf. Ztschr. d. Berg. Gesch.-V. Bd. I. VI. VII. ꝛc.

Harleß.

Hartel: Sebastian H., Buchhändler, geboren zu Wien im J. 1742, gestorben zu Mödling bei Wien am 13. Juli 1805. H. ist eine in der österreichischen Litteraturgeschichte merkwürdige Erscheinung; er muß hier genannt werden, nicht wegen seiner Verdienste um die Hebung der Litteratur, sondern als Veranlasser jener Broschürenlitteratur, welche von 1780—90 den gesammten buchhändlerischen Absatz bedeutete und welche schon 1785 den Kampf der zeitgenössischen Schriftsteller herausforderte, endlich aber durch Leopold II. Preßgesetz wieder aufhörte. H. war mit dem Buchbinder und Buchhändler Grund der Hauptverleger solcher Broschüren, welche alle Ereignisse des Tages, alle Angelegenheiten des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens besprachen; in seinem Verlage mögen gegen 800 solcher Broschüren erschienen sein, welche er durch Colportage verbreitete und oft mehrere Auflagen erzielte. — Nach 1790 wandte er sich mehr dem Sortimente zu.

Kábdebo.

Härtel: s. Breitkopf und H. Bd. III S. 296 f.

Hartenkeil: Johann Jacob H., Arzt, ist am 28. Januar 1761 in Mainz geboren. Seine Eltern hatten ihn zum Studium der Theologie in dem dortigen Jesuitencollegium bestimmt, später aber, nachdem das Collegium aufgelöst war, gaben sie seinem Wunsche, sich dem Studium der Medicin zu widmen, nach, und so bezog er, nachdem er zuvor in seiner Vaterstadt einen anatomischen Cursus bei Ittner durchgemacht hatte, im J. 1779 die Universität zu Würzburg, wo er zwei Jahre studirte und sich namentlich an Siebold anschloß, der ihm mit väterlicher Liebe zugethan war. Auf dessen Rath und mit Empfehlungen an Lobstein, Spielmann u. a. versehen, ging er 1781 nach Straßburg und kehrte nach einjährigem Aufenthalte daselbst nach Würzburg zurück, wo er noch zwei Jahre seine Studien fortsetzte und im J. 1785 nach Vertheidigung seiner geschätzten Dissertation „De vesicae urinariae calculo“ die Doctorwürde erlangte. — Von dem Erzbischofe Hieronymus von Salzburg, der ihn auf Siebold's Empfehlung zu seinem Leibarzte bestimmt hatte, mit Geldmitteln unterstützt, machte H. im Frühling desselben Jahres eine wissenschaftliche Reise nach Paris, wo er bei Desault eine sehr freundliche Aufnahme und während seines fast zweijährigen Aufenthaltes daselbst in dem Hause desselben Wohnung fand, am Ende des folgenden Jahres nach London, wo John Hunter, Pitcairn, Pott u. a. sich seiner in aufmerksamer Weise annahmen. — Im August 1787 trat H. seine Stellung als Leibarzt bei dem Erzbischofe von Salzburg an und hielt hier auch gleichzeitig, auf Wunsch seines Gönners, Vorlesungen für Chirurgen und Hebammen; mit seinen Bestrebungen, eine Reform des Medicinalwesens in dem Erzbisthume herbeizuführen, scheiterte er vorläufig an den Vorurtheilen, welche ihm entgegentraten, dagegen erwarb er sich durch seinen Charakter, seine umfassende Bildung und seine praktischen Leistungen die allgemeine Achtung seiner Mitbürger. — Um einem wissenschaftlichen Bedürfnisse zu genügen, faßte H. die Idee, ein größeres kritisches Organ für Naturwissenschaften und Medicin zu begründen, und nachdem er sich die Theilnahme tüchtiger Mitarbeiter an einem solchen Journale gesichert hatte, begann er im J. 1790 die Herausgabe der „Medicinisch-chirurgischen Zeitung“, die er anfangs in Gemeinschaft mit Mezler, von dem J. 1794 an bis zu seinem Tode allein redigirt hat und welche dann im Sinne ihres Begründers, von Ehrhart weiter fortgeführt worden ist. Das Journal erfreute sich alsbald des allgemeinsten Beifalles in der Gelehrtenwelt, die hervorragendsten Aerzte und Naturforscher jener Zeit betheiligten sich durch Beiträge an demselben und der Kaiser Franz

verlieh dem Herausgeber, in Anerkennung seiner Verdienste, im J. 1793 die goldene Medaille und den Rathstitel. — Später zum Mitgliede des medicinischen Collegiums ernannt, war es H. vergönnt, die von ihm lange geplante Verbesserung des Medicinalwesens im Bisthume herbeizuführen und auf seine Veranlassung wurde im J. 1804 ein Medicinalrath und eine medicinisch-chirurgische Schule begründet, zu deren Director er selbst ernannt wurde und an welcher er die Lehrfächer der Medicinalpolizei, der gerichtlichen Arzneikunde und der Geschichte der Medicin vertrat. — Nachdem Salzburg dem österreichischen Staate einverleibt und an Stelle dieser Schule eine Chirurgenschule etablirt worden war, wurde H. zum Director derselben, zum Protomedicus des Herzogthums Salzburg und zum wirklichen Regierungsrathe ernannt und in dieser ehrenvollen Stellung ist er bis zu seinem am 7. Juni 1808 erfolgten Tode verblieben. — Mit der Herausgabe und der vortrefflichen Redaction des von ihm begründeten kritischen Journals hat sich H. ein dauerndes Denkmal in der medicinischen Gelehrtenwelt gesetzt; von seinen anderweitigen litterarischen Arbeiten ist noch die Herausgabe der Muskeltafeln aus Albin's anatomischem Atlas (1784) und die in Gemeinschaft mit Sömmering besorgte neue Auflage von „Schaarschmidt's anatomischen Tabellen. Mit Zusätzen vermehrt und mit Registern versehen“, 2 Bde., 1803, zu nennen.

Ueber sein Leben vgl. den von Ehrhart verfaßten biographischen Artikel in der Salzb. med.-chir. Zeitung, 1805, Nr. 53—55, IV. S. 7—40, und Weißenbach, Biographische Skizze von J. J. H., Salzburg 1808.

Aug. Hirsch.

Harter: Maurus Aloys H., Benedictiner und Bibliothekar. Geboren zu Aichach in Oberbaiern am 4. April 1777, studirte zu Augsburg, trat 1796 in die Abtei Scheyern und wurde 1801 Priester. Im Kloster versah er bis zur Aufhebung das Amt eines Unterbibliothekars. Als die von der kurfürstlichen Regierung beauftragten Commissäre zur Auswahl der besten Bücher für die Hof- und Staatsbibliothek auch nach Scheyern kamen, und dieselben Harter's Fähigkeiten im Fache der Bibliothekwissenschaft wahrnahmen, trugen sie ihm an, sich bei Einrichtung der Universitätsbibliothek zu Landshut verwenden zu lassen. H. zog 1803 im November nach Landshut und wurde alsbald in das für die Bibliothek bestimmte Dominikanerkloster zugelassen, wo er 42,000 den Klöstern entnommene Bände aufgeschichtet fand, bei deren Sichtung und Aufstellung er sich so auszeichnete, daß er bereits am 15. Februar 1804 zum Scriptor, und dann zum Custos der Universitätsbibliothek ernannt wurde. Vorzüglich war die nach Panzer's Annalen vorgenommene Aufstellung der Inkunabeln sein Werk. Unter Hupfauer's Nachfolger, Dr. J. Siebenkees, wurde Harter's Gehalt vermehrt, und ihm in Würdigung seiner Verdienste der philosophische Doctorgrad verliehen (1816). Zwei Jahre später machte er Geschäftsreisen, um die hauptsächlichsten Bibliotheken Deutschlands kennen zu lernen, stets unermüdet thätig und wahrhaft glühend für das Beste der ihm anvertrauten Universitätsbibliothek. 1823 wurde er mit erhöhtem Gehalte zum zweiten Universitätsbibliothekar ernannt. Bei der am 3. October 1826 vom König Ludwig ausgesprochenen Transferirung der Universität von Landshut nach München konnte Oberbibliothekar Dr. Siebenkees, der bereits 50 Jahre im Lehramte thätig war, sich nicht mehr entschließen, dahin zu übersiedeln, und trat in den Ruhestand. Von nun an war H. der Sache nach der einzige Bibliothekar der Universität, zwar erhielten sich Titel und Gerechtsame eines Oberbibliothekars fort, indem sie an Professoren übertragen wurden; allein die eigentliche Wirksamkeit dieser Oberbibliothekare für die Universitätsbibliothek war gleich Null. Eines der größten Verdienste Harter's war die Auffindung des Gronovischen Briefwechsels, der in Augsburg (wohin er 1785 von Leiden aus um 500 rheinische Gulden war ver-

kauft worden) Jahrzehnte lang verborgen lag, bis ihn H. entdeckte und um einen Spottpreis für die Bibliothek erkaufte. Noch einmal sollte, als die Universität ihre jetzigen Räume erhielt, H. die ganze Büchersammlung in ein neues Local transferiren. Auch diese abermalige Uebersiedelung wurde aufs Schnellste beendet. So kann man wahrhaft sagen, daß H. das stets ordnende Princip der Bibliothek blieb. Auf sein Ansuchen hin erhielt H. unterm 16. Mai 1849 seine ehrenvolle Entlassung. Er starb zu München am 12. August 1852. Durch die Anlegung einer Autographensammlung berühmter Zeitgenossen, die dem historischen Verein von Oberbaiern zu Theil wurde, erwarb er sich ein nicht zu unterschätzendes Verdienst. In schriftstellerischer Hinsicht war H. weniger thätig; seine Berufsgeschäfte ließen ihm hiezu keine Zeit. Man hat von ihm nur eine Schrift: „Joa. Frider. Gronovii Epistolae XXXVII ad filium suum Jacobum nondum editae cum notis“, 1835.

S. Akademische Monatsschrift, V. Heft 2, S. 64 sq.

A. Lindner.

Hartig: Ernst Friedrich H., Forstmann, geboren am 24. März 1773 zu Gladenbach (Kreis Biedenkopf), † am 17. August 1843 zu Fulda. Er entstammte als vierter Sohn des damaligen landgräflichen Oberförsters Friedrich Christian H. einer alten Forstfamilie und widmete sich — wie seine beiden älteren Brüder Georg Ludwig und Friedrich Karl (s. u.) — dem Berufe des Vaters. Durch den Rector Stausebach in Gladenbach bis zum 16. Lebensjahre unterrichtet, entwickelte sich in ihm, in Folge der ersten Eindrücke des Elternhauses und fleißigen Umganges mit Naturforschern, wie Borkhausen und Diel, schon frühzeitig ein reger Sinn für die Natur, zumal den Wald. Im Herbste 1789 trat er als erster Zögling in das neugegründete forstwissenschaftliche Institut seines Bruders Georg Ludwig zu Hungen ein; von Ostern 1792 ab studirte er auf der Universität Göttingen und seit 1793 zu Marburg, um Jung-Stilling zu hören. 1794—96 betheiligte er sich, unter Leitung seines zweiten Bruders Friedrich Karl, damals Forstmeister zu Mergentheim, in sehr thätiger Weise an den Vermessungs- und Betriebsregulirungsarbeiten der Forste des Deutschmeisterthums. Nachdem er sich durch eine ihm gestellte Probearbeit (die forstliche Einrichtung des Reviers Seibertshausen bei Gladenbach) die Qualification zur Anstellung in seinem Heimathlande erworben hatte, wurde er 1797 Adjunct seines Vaters und noch in demselben Jahre Forstcommissär bei der Forstbetriebscommission des Oberfürstenthums Hessen-Darmstadt. In dieser Stellung leistete er u. A. seinem Vater bei der diesem von der kaiserlichen Debitcommission für die Grafschaft Ysenburg-Wächtersbach übertragenen Einrichtung der Forsten so wesentliche Dienste, daß ihm nach Beendigung dieser Arbeit die Direction über diese Forste als Nebenstelle übertragen ward. Im J. 1802 folgte er einer Berufung von Seiten des Erbprinzen von Oranien (späteren Königs von Holland) als fürstlicher Landforstmeister und Mitglied des Oberforstcollegiums nach Fulda, wo er daneben bald auch zum Mitglied der Oberrechnungskammer und der Steuerrectificationscommission, sowie zum Leiter der mathematischen Prüfungscommission ernannt wurde. Als die französische Herrschaft und Gewaltthätigkeit das Land überzog, wurde er wieder auf seine forstliche Thätigkeit beschränkt und, da er sich den verheerenden Holzfällungen (coups extraordinaires), welche fremde Habgier und Unkenntniß anordneten, aus Liebe zum Walde nicht fügen konnte, durch einen aus Erfurt herbeigeholten, weniger bedenklichen Oberforstbeamten bei Seite geschoben. Unter diesen traurigen Verhältnissen suchte er mit seinem untergebenen Personal wenigstens zu retten, was zu retten war, und die nachtheiligen Folgen jener außerordentlichen Hiebe für den Wald nach Möglichkeit abzuschwächen.

Um sich in dieser trüben Zeit fremden Druckes auch in anderer Richtung

verdient zu machen, gründete er 1808 ein Forstinstitut zu Fulda, dem schon im ersten Jahre 21 inländische Eleven zuströmten. Nach der Schlacht bei Leipzig, dem Zusammenbruch der französischen Zwingherrschaft und der Auflösung des Großherzogthums Frankfurt wurde er vom österreichischen Gouvernement, in Anerkennung seiner bewährten patriotischen Gesinnungen, zum Mitglied des Landsturm-Ausschusses, Chef des Generalstabes und obersten Befehlshaber des Landsturms im Fürstenthum Fulda ernannt. Als später die Theilung dieses Ländchens zwischen Baiern, Kurhessen und Weimar erfolgte und ihm die Wahl der Staatsangehörigkeit freigestellt wurde, blieb er der hessischen Fahne treu. So trat er am 16. October 1815 in kurhessische Dienste. Kurfürst Wilhelm I. ernannte ihn 1816 zum Oberforstmeister in Fulda. Als durch das Organisationsedict vom 29. Juni 1821 die ganze Staatsverwaltung umgebildet wurde und u. a. auch eine Oberforstdirection in das Leben trat, wurde H. zum Chef derselben, bez. zum wirklichen Landforstmeister mit dem Wohnsitz in Kassel befördert. Er hatte außerdem schon 1816 die Freude erlebt, sein Forstlehrinstitut unter seiner Direction zur Staatsanstalt erhoben zu sehen. 1822 wurde ihm der Charakter als Oberlandforstmeister zu Theil. Am 1. Juli 1841 endlich trat er in den wohl verdienten Ruhestand, welchen er leider nur zwei Jahre lang genießen konnte. Hartig's Thätigkeit als Forstwirth war eine sehr umfangreiche und energische. Das fürstlich oranien'sche und besonders das kurfürstlich hessische Forstwesen verdankt ihm eine ganze Reihe segensreicher Reformen und Einrichtungen. Forstorganisation, Forsteinrichtung, Kulturwesen und forstliches Unterrichtswesen waren die Gegenstände, welchen er sein hauptsächlichstes Augenmerk zugewendet hat. Nachdem er sich von 1803 ab zunächst hauptsächlich mit Grenzfeststellungsarbeiten beschäftigt hatte, entwarf er die neuen Forstorganisationspläne für die Fürstenthümer Fulda und Korvey, desgleichen für die Grafschaft Dortmund. Im Zeitraum 1818—21 betrieb er die Vermessungen der Forste Beibolz, Haselstein, Sandberg, Thiergarten, Giesel, Kämmerzell, Bimbach, Strennrod, Fasanerie und Rommerz. Von 1821—34 hat er nicht weniger als 348,275 Kasseler Acker Staats- und Interessentenforste eingerichtet. Von da ab überließ er die Betriebsregulirungsgeschäfte, wegen vorgerückten Lebensalters, den technischen Mitgliedern des wieder creirten Oberforstcollegiums.

Weniger glücklich waren seine Maßnahmen auf waldbaulichem Gebiete. Durch seinen Bruder mit dem von diesem erfundenen sogenannten Hochwaldconservationshieb oder Georg Ludwig Hartig'schen Betrieb (s. u. A. C. Heyer's Waldbau, 2. Auflage, Leipzig 1864, § 118, S. 384) bekannt worden, suchte er diese Wirthschaftsform im Kurstaat auch da einzubürgern, wo die Verhältnisse nicht dazu nöthigten, seit 1813 zumal im kurhessischen Forstrevier Flieden (s. Hundeshagen's Beiträge zur gesammten Forstwissenschaft, 3. Band, 1. Heft). Die Spuren dieses Fehlgriffs sind hie und da noch heutzutage in vielen verlichteten Buchenbeständen und immer mehr gesunkener Bodenkraft, namentlich auf mageren, trockenen Sandsteinböden, wahrzunehmen. Sie würden noch sichtbarer sein, wenn die Praktiker, welche in richtigem Gefühl von diesem Hochwaldconservationsbetrieb möglichst wenig hielten und denselben scherzhaft den „Hochwaldconfusionshieb“ nannten, den Hartig'schen Vorschriften streng nachgelebt hätten. Zum Glück für den Wald handelten sie aber oft schnurstracks entgegen, indem sie an Stelle des im 35—50jährigen Holze angeordneten Stockschlages blos eine starke Durchforstung einlegten und erhielten hierdurch geschlossene Bestände und reiche Humusdecke, mithin die Waldbodenkraft. — Auch die von H. im Großen getriebene Manie der Ausführung gemischter Kiefern- und Lärchenvollsaaten verdient, da beide Holzarten bekanntlich Lichtfreunde sind, sich daher zu ständigen Mischungen, nach heutigen Anschauungen, in der Regel nicht eignen, nur bedingte Anerkennung.

Seine Fürsorge für die wissenschaftliche Ausbildung des Forstpersonales bekundete er nicht nur durch die bereits erwähnte Gründung einer forstlichen Unterrichtsanstalt, sondern auch durch die Errichtung von Forstlesevereinen, wodurch dem Forstpersonal die wichtigsten forstlichen Zeitschriften und bedeutenderen Werke der forstwissenschaftlichen Branche zugänglich gemacht wurden. Schon während seiner dienstlichen Stellung in oranischen Diensten hatte er einen solchen Verein, der viel Anklang fand, in das Leben gerufen (1798).

Die vorzüglichsten Reformen und Verordnungen, welche unter seiner Direction und den Auspicien des auch als Forstmann in weitesten Kreisen bekannten Staatsministers v. Witzleben in Kurhessen in das Leben traten, sind (seinem Biographen in der Allgem. Forst- und Jagdzeitung zu Folge): die Einführung zweckmäßiger Betriebsvorschläge (1822), die Forststrafordnung (1822), die Holzheuerinstruction (1824), die Einführung des Baumrodens (1825), die Regelung des Forstrechnungswesens (1825), die Verordnung von Holzversteigerungen (1834), das Streuregulativ (1839), das Regulativ über den Forstbetrieb in Gemeindewaldungen (1840) ꝛc. Es wurden durch alle diese, lauter fundamentale Fragen betreffende Institutionen, eigentlich die ersten Bausteine für das kurhessische Staatsforstwesen gelegt und ein rationeller Forstbetrieb angebahnt.

Auch als forstlicher Schriftsteller hat sich Ernst Friedrich H. einen geachteten Namen erworben. Er schrieb: „Die Forstbetriebs-Einrichtung nach staatswirthschaftlichen Grundsätzen“, mit 1 Tabelle (1826); „Anweisung zur Aufstellung und Ausführung der jährlichen Forstwirthschaftspläne nach Maßgabe einer systematischen Forstbetriebs-Einrichtung“, mit 10 Tabellen (1827); „Praktische Anleitung zum Baumroden nach den neuesten Versuchen“ (1827); „Praktische Anleitung zum Vermessen und Chartiren der Forste in Bezug auf Betriebs-Regulirung“, mit 2 Steindrucktafeln und 7 Tabellen (1828); „Lehrbuch der Teichwirthschaft und Verwaltung in Verbindung mit der Wiesen- und Ackerverbesserung, nach den Anforderungen des rationellen Landwirthes abgefaßt“, mit 1 Steintafel und 12 Tabellen (1831). — Mit Ausnahme des zuletzt genannten Buches sind sämmtliche Werke aus dem Bedürfniß der Verwaltung hervorgegangen und speciell für diese berechnet. Man muß bei ihrer Beurtheilung geradezu diesen Maßstab anlegen. H. wollte weniger doctrinäre, wissenschaftliche Erörterungen, als vielmehr positive Anhaltspunkte für den praktischen Betrieb geben. Hieraus erklärt sich die meistens in Form kategorischer Instructionsvorschriften gekleidete und dem damaligen wissenschaftlichen Standpunkt des Forstpersonales angepaßte elementare Schreibweise. Der Hauptvorzug sämmtlicher Werke liegt darin, daß sie auf eigenen Erfahrungen beruhen. H. schrieb z. B. seine Forstbetriebseinrichtung (das Massenfachwerk betreffend) erst, nachdem er nicht weniger als 65 Reviere zu forstlichem Nachhaltsbetriebe eingerichtet hatte und sich auf eine 32jährige Erfahrung berufen konnte.

Scriba, Biographisch-litterärisch. Lexikon, I. S. 131 Note 2 und II. S. 288 Note. Allgemeine Forst- und Jagdz., 1862, S. 31. v. Löffelholz-Colberg, Forstl. Chrestom., I. S. 99, II. S. 374 Bem. 305c, III. 1. S. 666 Bem. 727d, IV. S. 13 Nr. 2174, das. S. 138 Nr. 2679 und S. 274 Nr. 2973. Bernhardt, Geschichte, II. S. 335. 336 u. 386, III. S. 89. 271. 285 u. 377.

Heß.

Hartig: Franz de Paula, Graf von H. (geboren am 29. August 1758 zu Prag, † am 1. Mai 1797). Der jüngeren böhmischen Linie dieses Hauses angehörend, entsproß H. der Verbindung des Grafen Adam Franz, k. Gesandten am Münchener Hofe, später k. Ministers bei dem fränkisch-schwäbischen Reichskreise, und der Gräfin M. Th. von Kolowrat-Krakowsky, als Zweitgeborner. Schon als junger Mann von 17 Jahren verrieth er das Talent zur feinen Be-

obachtung und litterarischen Vielseitigkeit durch seine Pariser Erstlingsarbeit in französischer Sprache: „Essai sur les avantages, qui retireraient les femmes en cultivant les sciences et beaux arts; par un amateur" (1775). Von französischer Bildung durchdrungen und in Westeuropa als Reisender zu Hause, wie seine um 1778 verfaßten, aber erst 1785 zu Genf veröffentlichten „Lettres sur la France, l'Angleterre et l'Italie" beweisen, — Briefe, neben welchen Notizen über politische Verhältnisse des Auslandes einherlaufen mochten, zu denen ihn der ausdrückliche Wunsch der Kaiserin aufgefordert haben soll, — überdies in Mailand unter der Leitung des tüchtigen Statthalters Firmian für den Staatsdienst in kurzer Zeit, aber gut geschult, — verrieth H. auch als Diener des Staates den Aristokraten von Geist, Geschmack, Achtung und Liebe für Wissenschaft, Kunst und wichtige nationalökonomische Fragen. In die letztere Richtung schlagen seine „Historischen Betrachtungen über die Aufnahme und den Verfall der Feldwirthschaft bei den verschiedenen Völkern" (Prag und Wien 1786), welche nicht blos bei der deutschen Kritik günstige Aufnahme fanden, sondern auch eine französische Uebersetzung (1790) erlebten. Der Kenner und Freund des Französischen, dessen „Mélanges de Vers et de Prose" (Paris 1788) vor den Pariser Akademikern Gnade fanden, achtete aber auch deutsche Wissenschaft. H. war es, der zu Würzburg die Bekanntschaft mit dem Historiker Mich. Ign. Schmidt machte und dessen Berufung an das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien veranlaßte. Als Rath bei dem böhmischen Landrechte und in der Gubernialcommission durch einen Blutsturz zur unfreiwilligen Muße verurtheilt, die er 1787/8 zu jenen poetischen Arbeiten verwerthet hatte, betrat H. die diplomatische Laufbahn mit 29 Jahren als k. Gesandter am kursächsischen Hofe. Von Kaiser Leopold II. zum Geheimrathe und Großkreuz des Stephansordens 1792 ernannt, mußte er in Folge seines Brustleidens 1794 den Ruhestand wählen. Unabläßig litterarisch thätig, Präsident der königl. böhmischen Akademie der Wissenschaften, schied H., erst an der Schwelle des reiferen Mannesalters, mit 39 Jahren aus dem Leben. Aus seiner Ehe von 1783 mit M. E. Gräfin von Colloredo entsprossen zwei Töchter und zwei Söhne, von denen der Erstgeborne als österreichischer Staatsmann eine wichtige Rolle zu spielen berufen war.

Die Biographie des Grafen F. H. erschien zu Wien 1799. Meusel, Gel. Lex., V. 183. Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch z. G. der exacten Wiss. (Leipz. 1859). Ersch-Gruber, Encyklop., II. 3. Bd. Wurzbach, Biogr. Lex., 7. Bd. Vgl. auch Wißgrill, Schaupl. des nied.-öst. Adels, IV. Bd. (Art. Hartig). Krones.

Hartig: Franz Graf von H., Staatsmann, einer der edelsten, geistreichsten und verdientesten Männer, die seit Maria Theresia ein österreichisches Staatsamt bekleideten. Geboren den 5. Juni 1789 zu Dresden, wo sein Vater, der als Liebling der großen Kaiserin und Freund Josefs II., als Diplomat, Gelehrter, Humanist und geschmackvoller Schriftsteller rühmlich bekannte Graf Franz de Paula (s. o.) damals Gesandter war. Die Familie stammt aus Schlesien, ist seit 200 Jahren in Böhmen ansässig und reich begütert. Graf Franz erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung, nach deren Vollendung er in den Staatsdienst trat. Hier zog er durch seine seltene Begabung, seinen Eifer und sein frisches lebendiges Wesen die Aufmerksamkeit des Ministers Grafen Saurau auf sich und durchflog rasch die unteren Stufen des politischen Dienstes. Schon 1819 ist er Hofrath und Referent der Hofkanzlei und 1825 überträgt Kaiser Franz, der erfahrene Menschenkenner, dem jungen Mann das Gubernium von Steiermark. Hier wirkte er im Verein mit Erzherzog Johann erfolgreich für die materielle und geistige Hebung des bis dahin zurückgebliebenen Landes und Volkes. Als 1830 die Pariser Revolution halb Europa in Gährung versetzte, zeigten sich auch in der Lombardei bedenkliche Spuren nationaler Aufregung;

da wurde H. Gouverneur und in wenigen Monaten war das Land beruhigt. Er gab dem gelockerten Verwaltungsorganismus durch strenge Disciplin, Entfernung unverläßlicher, Anstellung erprobter Beamten festen Halt, zeigte, daß die Regierung klar wisse, was sie wolle und das dazu Nöthige auch durchzuführen verstehe, imponirte damit und zog die Bevölkerung zugleich an, indem er kleinliche nur Furcht verrathende Polizeimaßregeln abstellte, den um geringer Vergehen oder bloßen Verdachtes wegen Inhaftirten die Kerkerthüren, den aus Furcht Entflohenen die Heimath wieder öffnete und selbst viele schwer Compromittirte gegen das einfache Ehrenwort nicht mehr zu conspiriren, frei und unbehelligt ihren Kreisen wiedergab. Dabei sorgte er in jeder Weise für die materielle Entwicklung des gesegneten Landes namentlich durch großartige Institutionen im Communicationswesen, und kam dem Ehrgeiz der Bildung und dem Kunstsinn der Lombarden durch Neugründung wissenschaftlicher und Kunst-Institute, durch zahlreiche Aufträge an Künstler und Gelehrte und dergleichen entgegen. Als 1836 bei Ausbruch der Cholera in Mailand eine allgemeine Panique die Bevölkerung ergriff, gab H., obwol selbst leidend, das Beispiel der Unerschrockenheit. Er eilte selbst in das am stärksten ergriffene Versorgungshaus pio luogo de Triulzio, zwang hochstehende Curatoren der Anstalt, die sich feige zurückzogen, ihr Ehrenamt niederzulegen, sah persönlich nach den Kranken und bewirkte so durch sein Auftreten, daß die Furcht und damit die Seuche selbst in Kürze verschwand. Die Lombardei war damals nicht blos das bestverwaltete Land Italiens, sondern auch der Monarchie; ein Mann wie Cobden z. B. fand dafür nicht genug des Lobes und selbst Historiker wie Reuchlin schreiben noch heute das Verdienst darum dem Grafen H. zu, denn Oesterreich habe seit 1814 keinen Bürger in Italien gehabt, der dem Staate und dem Lande so viel genützt hätte wie dieser (Geschichte Italiens, 1860, II. Bd. 164. S.). Daher war der Jubel der Bevölkerung bei der Krönung in Mailand 1838 wahr und ungeheuchelt und es hätte vielleicht nur geringer Concessionen bedurft, um sie dauernd an Oesterreich zu knüpfen. H. wurde jedoch 1840 in den Staatsrath nach Wien berufen und, bald zum Staats- und Conferenzminister ernannt, mit der Direction der politisch finanziellen Abtheilung des Staatsrathes betraut. In dieser Stellung förderte er namentlich die großen wirthschaftlichen Reformen des Hofkammerpräsidenten Freiherrn v. Kübeck und zwar besonders die Entwicklung des Staatseisenbahnwesens, sowie eine rationelle Zollpolitik, wenn auch der Zollanschluß an Deutschland durch die Rücksichten auf Ungarn verhindert wurde. Die Emancipationsbestrebungen einiger ständischer Körperschaften fanden an H. einen entschiedenen Gegner, weil sein scharfes Auge hinter dem Mantel des Volkstribunen den feudalen Pferdefuß entdeckte und die Erfahrungen in Ungarn von der einseitigen Stärkung einzelner Landesrepräsentationen nur die bedenklichste Steigerung der Centrifugalkraft besorgen ließen. Daher warnte H. auch mit prophetischem Geiste vor der bei der Wahl des neuen Palatins beliebten Ausdehnung der Machtbefugnisse desselben. Allein die Centralregierung, welche durch die Einfügung eines neuen Gliedes: der Staatsconferenz, an Beweglichkeit nichts gewonnen hatte, sondern trotz Hartig's Bemühungen immer mehr in Bedenklichkeiten und ängstlicher Allesregiererei sich verlor, hatte nachgerade mit der Thatkraft alles Ansehen, in ihrer Manie Alles zu regieren jede wirkliche Thatkraft eingebüßt und so war sie auch gegen die bedenkliche Strömung, die namentlich im Osten der Monarchie um sich griff, widerstandslos geworden. So war die abschüssige Bahn betreten, auf welcher die veraltete Regierungsmaschine hinabrollte, um plötzlich wie von einem Bergsturz verschüttet zu werden. Staatsrath und Staatsconferenz wurden weggeschwemmt, und auch H., die ungehörte Kassandra, theilte das Loos der alten Regierung. Er zog sich ins Privatleben zurück. Nur einmal wollte sich das Ministerium Pillersdorff seiner

bedienen, um die insurgirten italienischen Provinzen zum Gehorsam zurückzuführen; allein die Dinge waren zu weit fortgeschritten und die Nachbarstaaten zu feindselig oder zweideutig, als daß eine friedliche Mission hätte Erfolg haben können. Als jedoch nach Wiedereroberung des Landes ein kaiserliches Manifest die Lombardo-Venetianer unter Zusage einer geeigneten Verfassung zu Gehorsam und Treue aufforderte, glaubte H. seinen auf genaue Landes- und Volkskenntniß gegründeten Rath nicht zurückhalten zu dürfen. Mit der Brochüre „Das kaiserliche Manifest vom 26. September 1848 oder freimüthige Bemerkungen über die österreichische Herrschaft im lombardo-venetianischen Königreich" (Prag, 1848) betrat H. das publicistische Gebiet. Mit männlichem Freimuth verwahrt er die österreichische Regierung gegen den Vorwurf, daß sie jemals beabsichtigt habe, die italienische Nationalität zu unterdrücken; wol aber gibt er zu, daß sie das Nationalgefühl mehrfach unklug verletzt habe, namentlich durch die Anstellung von Nicht-Lombarden und zwar von allzuvielen damals dort mehr als die Deutschen verhaßten Südtirolern, durch die im ganzen Reiche eingerissene Uniformirungsmanie, welche die National- und Localverhältnisse nicht berücksichtigt und damit besonders im Unterrichtswesen selbst störend in die Familienkreise und Gewohnheiten eingriff, durch das ungerechtfertigte hochmüthige Benehmen deutscher Beamten gegen die meist mindestens ebenso gebildeten Lombarden u. dgl. m. Er empfahl daher eine möglichst nationale Verwaltung, Autonomie in reinen Landesangelegenheiten durch Ausdehnung der italienischen Communalverfassung und Vertretung des Landes im Reichsrathe bei allgemeinen Reichsangelegenheiten; nur sollte den Italienern darin der Gebrauch ihrer Sprache zugestanden werden. Bekanntlich ließen es die Ereignisse lange zu keiner organisatorischen Thätigkeit kommen; Wiederherstellung der äußeren Ruhe war die Parole des Tages, und, als sie gelungen war, die Geneigtheit zu verfassungsmäßiger Organisirung überhaupt verschwunden. H. hatte aber indeß nicht gefeiert, sondern in dem rasch berühmt gewordenen Werke „Genesis der Revolution in Oesterreich" mit männlichem Freimuthe die Mängel der alten Regierung aufgedeckt und in einer sich anschließenden Schrift, „Nachtgedanken des Publicisten Gotthelf Zurecht", bereits mit banger Sorge um die Zukunft des Reiches, die Ideen zur verfassungsmäßigen Organisation desselben auf Grundlage der Einheit und Interessenvertretung dargelegt. Diese Rathschläge theilten das Schicksal der früheren und H. blieb fortan in stiller Zurückgezogenheit, bis er auf den Wunsch des ihn hochverehrenden Finanzministers Freiherrn v. Bruck an die Spitze der zur Regelung der directen Steuern eingesetzten Immediatcommission gestellt wurde. Die weit vorgeschrittenen Arbeiten derselben gingen bei Wiederherstellung der Volksvertretung an diese über. Nach der Katastrophe von 1859 wurde H. als einer der ersten in den verstärkten Reichsrath berufen, welcher die Reorganisation des erschütterten Staatswesens berathen sollte. Hier zeigte sich der Graf als Parlamentarier ersten Ranges; keine wichtige Frage wurde verhandelt, ohne daß er mit dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und seines vielseitigen Wissens Klarheit in dieselbe gebracht hätte. Vor allem war es aber die künftige politische Organisation des Reiches, über die er sich mit einem Freimuthe aussprach, welche einen der ersten Feudalen verleitete, seine Loyalität in Frage zu stellen, ein Angriff, den H., der sonst so ruhige Redner, mit jugendlichem Feuer und dem heiligen Zorne eines seiner hundertfältig erprobten Treue vollbewußten Patrioten zurückwies. Bekanntlich sonderte sich die Versammlung, die wie alle solche Körperschaften in stürmisch bewegten Tagen nur scharfe Parteistellung zuließ, in eine Majorität, welche auf föderalistische, und in eine Minorität, welche auf centralistische Reichsorganisation hinstürmte. Der erfahrene H., welcher einerseits die mehr als hundertjährige Unificationsarbeit der bedeutendsten österreichischen Regenten und Staatsmänner

nicht Preis geben wollte und anderseits die historische Berechtigung der Länder und daher die Unanwendbarkeit centralistischer Schablonen nicht verkennen konnte, schloß sich keiner dieser Parteien an, sondern bezeichnete, von dem Standpunkte der Reichseinheit ausgehend, Reichsgesetzgebung und Reichsbürgerthum, Reichscentralorgan und Interessenvertretung als die unumgängliche Vorbedingung jeder einige Dauer verheißenden Staatsorganisation. Das Octoberdiplom mit seinen unklaren reichsräthlichen Competenzbestimmungen wurde weder diesen Anforderungen gerecht, noch befriedigte es irgend eine Partei; die einen bekamen nicht, was sie wollten, die andern wußten nicht, was sie eigentlich bekamen. Erst die Februarpatente, indem sie wenigstens für Cisleithanien ein auf Interessenvertretung beruhendes Parlament ins Leben riefen und den Ungarn den Eintritt in eine weitere Reichsvertretung offen hielten, eröffneten einen Boden, auf dem sich weiter bauen ließ. H., zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt, nahm davon sofort Besitz und sagte dem Ministerium seine Unterstützung zu, weil es „aus den Octobernebeln herausgeführt“ habe. Er wurde so recht Herold und Bannerträger der Gesammtstaatsidee, die seine ganze Seele erfüllte, und ermüdete nicht den Ländern zu beweisen, daß auch ihre berechtigten Sonderinteressen dauernde Berücksichtigung nur im Reichsverbande finden können. Den Ungarn goldne Brücken bauen zu helfen, war er gerne bereit; das hielt ihn aber nicht ab, ihnen bei chauvinistischen Ausschreitungen, wie der bekannten zurückgewiesenen Adresse, zuzurufen, daß sie „zur Besinnung gebracht werden“ müssen. Obwol Aristokrat und auf die Bewahrung dieser Eigenschaft als Theil seines Besitzthums sorgfältig bedacht, erwies er sich doch dem als gleichberechtigt anerkannten Abgeordnetenhause stets entgegenkommend und wo es sich nur um Details der Ausführung gemeinschaftlich festgestellter Grundsätze handelte, nachgiebig. Immer war er auf Herstellung brüderlichen Einvernehmens bedacht und es ist die Frage, welche Wendung die Dinge genommen hätten, wenn sein kluger, von Allen mit Achtung vernommener Rath dem Hause länger erhalten geblieben wäre. Allein mitten unter den Verfassungskämpfen nahm ihn am 17. Januar 1865 nach kurzem Leiden der Tod hinweg. Alle Kreise nahmen die Nachricht seines Hinscheidens mit dem Gefühle, daß in schwerster Zeit der Staat einen seiner verdientesten treuesten Diener, ja eine wahre Stütze, die Bevölkerung einen der edelsten Mitbürger, die Menschheit eine ihrer Zierden verloren habe. Der Kaiser hatte seine Brust mit dem Sterne des Leopolds- und des Eisern-Kron-Ordens geziert und ihm schließlich als Zeichen der höchsten Anerkennung auch das goldene Vließ verliehen. Den auch im Privatleben, für seine Familie, Freunde und einstigen Unterthanen unvergeßlichen Ehrenmann überlebte die geistesverwandte Gattin geb. Gräfin Grundemann, welche 56 Jahre der glücklichsten Ehe mit ihm verbracht hatte, und zwei Söhne, deren zahlreiche Nachkommenschaft den Bestand des edlen Hauses sichert.

Außer den im Texte citirten und den Schriften Hartig's insbesondere noch Ad. Schmidt, Zeitgenössische Geschichten, 1859, S. 525—547; Fh. v. Czörnig in der A. A. Z., 1865, Beil. 28. 29. 30, und in der Oesterreich. Revue, 1865, 3. Bd. — Oesterr. Ehrenhalle, III., 1865, S. 23 u. ff. Oesterr. National-Encyklopädie, 2. Bd., S. 514 u. ff. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon, 7. Bd., S. 399 u. ff. Verhandlungen des verstärkten Reichsrathes, 1860, I. u. II. Bd. Stenographische Berichte des österreichischen Herrenhauses, I., II. und III. Session u. s. w.

v. Hoffinger.

Hartig: Friedrich Karl H., Bruder von Ernst Friedrich H. (s. o.), Forstwirth, geboren den 3. November 1768 zu Gladenbach, † am 21. Juli

1835 im Landeshospital Hofheim in Folge mehrerer Schlagflüsse an allgemeiner Lähmung. Diese Angaben beruhen auf actenmäßigen Erhebungen im Landeshospital Hofheim, dürfen daher wol als zuverläßig angesehen werden, wonach die zum Theil weit abweichenden Daten aus Gwinner's Monatsschrift, bei Bernhardt und Scriba zu berichtigen sind. Das Lebensbild, welches sich uns hier entrollt, ist im Allgemeinen ein düsteres. Er erlernte das praktische Forstwesen bei seinem Vater in Gladenbach und studirte (nach Scriba) zu Marburg, Gießen und Göttingen. Ob hierunter blos wirkliche Universitäts- oder nicht auch Gymnasialstudien mit gemeint sind, ferner ob das Studium der Praxis dem der Theorie vorausgegangen oder umgekehrt, habe ich, aller Bemühungen ungeachtet, nicht ermitteln können. Am 3. April 1792 wurde er — allem Vermuthen nach in Folge der Verwendung seines Bruders Georg Ludwig — zum fürstl. Hoch- und Deutschmeister'schen Forstmeister in Mergentheim a. d. Tauber ernannt, und wirkte hier etwas über 17 Jahre. Als der genannte Ort am 1. Mai 1809 unter württembergische Oberhoheit kam, wurde er kurzer Hand entlassen und wegen beleidigender Aeußerungen gegen den König von Württemberg auch des Landes verwiesen. Seine Dienstführung in Mergentheim scheint eine Kette von Verdrießlichkeiten, Streitigkeiten und Anklagen gewesen zu sein. Er war eine periodenweise hochgradig aufgeregte, streitsüchtige, sogar jähzornige Natur und zog sich daher vielfache Verwickelungen sowol mit der Hofkammer, bez. deren Mitgliedern, als mit Untergebenen und Gemeinden zu. In Folge dessen kam es häufig zu Klagen, Beschwerden und auch Verweisen. Die Schuld an diesen Verwickelungen scheint übrigens H. nicht allein zur Last gelegt werden zu dürfen, denn in einem bei den Hofheimer Acten liegenden Gutachten aus dem J. 1822 wird ausdrücklich gesagt, daß sich H. durch seine große Rechtlichkeit und Pünktlichkeit die Feindschaft der übrigen Diener und „Derjenigen, welche mit diesen zusammenhingen" zugezogen habe. Die zahlreichen Chicanen derselben, namentlich des ihm vorgesetzten Oberforstmeisters v. Zobel, sollen die Ursache gewesen sein, daß H. in Mergentheim zuletzt nur im Dienste sein Haus verließ, förmlich menschenscheu wurde und sich von allem gesellschaftlichen Treiben zurückzog. Dem weiblichen Geschlechte war er ohnehin abhold und daher auch nicht verheirathet. Einige specielle Fälle aus Hartig's Dienstführung macht Gwinner a. a. O. in seiner Gallerie württembergischer Forstleute namhaft. Nach seiner Entlassung und Landesverweisung aus Württemberg (1809) kehrte H. in das elterliche Haus nach Gladenbach zurück, wo er sich hauptsächlich der Forstschriftstellerei widmete und sein Hauptwerk zum Abschluß brachte. 1815 schlug er, nachdem er sich einige Monate in Frankfurt a. M. aufgehalten hatte, seinen Wohnsitz in Gießen, 1820 in Lich, einem etwa drei Stunden hiervon gelegenen Landstädtchen in der Provinz Oberhessen, auf. Hier erreichte ihn sein Verhängniß. Sein aufgeregtes, menschenscheues Wesen gipfelte jetzt geradezu in geistige Störungen; er litt am sog. Verfolgungswahn und tödtete eines Tages in einem solchen Zustande den Kanzlisten Herzberger in seiner Wohnung zu Lich in der festen Meinung, seinen früheren Peiniger, den Oberforstmeister v. Zobel, vor sich zu haben. Dieser beklagenswerthe Fall hatte am 8. October 1822 seine Aufnahme in das großherzogliche hessische Landeshospital und die Irrenheilanstalt Hofheim zur Folge, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Nach dem Aufnahmeprotokoll war H. „ein großer, breitschulteriger Mann, sehr vollfleischig, mit einem ganz besonders in die Stirne gehenden, mehr abgedachten, nach hinten desto mehr herausgetriebenen Kopfe, derber Haut, dunkelblauen Augen, dunklem, jetzt weiß durchschossenem Haupthaar; er liebte vieles Essen, geistige Getränke und vielen Schlaf ꝛc.". Seine Schriften sind: „Beschreibung eines wohlfeilen Winkelmaßinstruments ꝛc." (1796); „Tabellarisch-

terminologische Naturgeschichte der Jagdthiere" (1805); „Wald-, Jagd- und Fischereiordnung", in der Diana, 3. Bd. (1805); „Jagdgesetze oder Schußordnung" (1807); „Gesetze über die Lehre eines Jägerjungen" (1807); „Ueber die beste Hauzeit des Wurzelholzes" (1808); „Die Hoch- und Niederwaldbehandlung", 4 Theile (1808—11); „Vermischte Forstschriften", 1. Bd., 4 Abhandlungen enthaltend (1812). Die umfangreichste und bedeutendste dieser Schriften ist „Die Hoch- und Niederwaldbehandlung", in welcher er sich, auf Untersuchungen gestützt, für die gleichzeitige Vereinigung dieser beiden Betriebssysteme auf derselben Fläche, d. h. für die Mittelwaldwirthschaft, erklärte. Auch dieses Werk hat indessen heutzutage nur noch einen historischen Werth. H. war in Folge seiner schriftstellerischen Thätigkeit Mitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin (seit 1805) und der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt a. d. Oder. Seinen Brüdern Ernst und Georg Ludwig stand er an Bedeutung weit nach.

Monatsschrift für das württembergische Forstwesen, VI. Bd., S. 391. Scriba, Biographisch-litterärisches Lexikon, I. S. 131 Note Nr. 1 und S. 491, II. S. 288 Note. F. v. Löffelholz-Colberg, Chrestomathie, II. S. 374 Bem. 305 c. Bernhardt, Geschichte 2c., II. S. 335. Privatmittheilung (Dr. Sehrt zu Hofheim). Heß.

Hartig: Georg Ludwig H., Sohn Friedrich Christians, also Bruder Ernst Friedrichs und Friedrich Karls, geb. am 2. Septbr. 1764 zu Gladenbach, gest. am 2. Febr. 1837 zu Berlin, einer der bedeutendsten Koryphäen der Forstwissenschaft. Er entstammte einer uralten Forstfamilie und empfing im elterlichen Hause sowohl den ersten Unterricht, als auch die Anregung zur Wahl seines Berufes. Schon als Knabe übte er sich fleißig im Schießen, studirte in seinen Mußestunden eifrig die Werke eines Döbel, Flemming, Gleditsch, Zanthier 2c. und schätzte sich — nach seinem eigenen Geständniß — überglücklich, als er am 1. Aug. 1778 (die meisten Quellen geben 1779 an) nach Harzburg zu seinem Onkel Karl Ludwig H. geschickt wurde, um die Jägerei zu erlernen. Zwei Jahre lang beschäftigte er sich hier unter der Leitung dieses erfahrenen Waidmanns fast ausschließlich mit der Jagd, wozu der dortige ausgezeichnete Wildstand reichliche Gelegenheit bot. Dann kehrte er ausgestattet mit einem Jagdlehrbrief (Allgem. Forst- und Jagdzeitung 1842, S. 32) wieder in das Elternhaus zurück, wo er seinen Vater eine Zeit lang in den Forstgeschäften unterstützte. Die blos praktische Ausbildung des Sohnes war aber dem alten Hartig nicht genügend. Selbst ohne wissenschaftliche Grundlage, wußte er deren Mangel aus Erfahrung am besten zu würdigen. Er brachte daher seinen Sohn 1781 auf die Universität Gießen. Vielleicht wirkte auch die Ahnung der künftigen Größe des jungen Mannes mit bedingend auf diesen Schritt, der seine Früchte trug. Es ist doch gewiß kein Zufall, daß die meisten bedeutenden Forstmänner Universitätsstudien absolvirt haben! Daß ein Jäger damals die Hochschule bezog, erregte in Gießen großes Aufsehen. H. hörte hier Mathematik, Geodäsie, Physik, Staatwirthschaftslehre 2c. bei den Professoren Böhm, Werner, Müller, Schlettwein u. A. und kehrte 1783 zum zweitenmale ins Vaterhaus nach Gladenbach zurück. Abermals leistete er hier seinem Vater bei der Verwaltung des Forstes und bei vielen forstlichen Commissionen, wie Forsttaxationen, Waldtheilungen, Waldwerthberechnungen u. dgl. ersprießliche Dienste, wodurch er sich schon einige Erfahrung und praktischen Blick aneignete. Dem Wunsche des Vaters nach sollte der junge H. aber auch den Geschäftsgang bei einem höheren Collegium kennen lernen. Der alte H. bewarb sich daher beim Oberforstamt zu Darmstadt um den Acceß für seinen Sohn. Am 9. Mai 1785 trat Georg Ludwig als Accessist — natürlich ohne Gehalt — in Darmstadt ein.

Hier gelang es dem jungen Manne bald, sich die Gunst des mit der Familie bereits befreundeten Staatsministers Klipstein, seines nachmaligen Schwiegervaters, zu erwerben, in dessen Haus er viel verkehrte. In Darmstadt lernte H. nebenbei auch die in großem Flor stehenden Zeug- und Parforce-Jagden der damaligen Zeit kennen. Da ihn aber sein Vater, welcher auch für die anderen Kinder zu sorgen hatte, auf die Dauer nicht in Darmstadt erhalten konnte und sich, nach Klipstein's Tod, keine Aussicht für H. zeigte, mit Gehalt in landgräflichen Diensten placirt zu werden, mußte er sich anderweit nach einer Stelle umsehen. Da trat erfreulicher Weise ein Ruf als Forstmeister in fürstlich solms-braunfels'sche Dienste nach Hungen (in der Wetterau) an ihn heran. Er folgte demselben gegen Ende des J. 1786 und begründete sich um Jacobi 1787, einem schon lange gefühlten Herzensbedürfniß folgend, durch Verheirathung mit Theodore Klipstein einen häuslichen Heerd. — Von dem Drange zum Lehren und Lernen erfüllt, begann er nach einiger Zeit (1789), junge Leute, welche sich dem Forstfache widmen wollten, in die Lehre zu nehmen. Sein erster Eleve war sein Bruder Ernst Friedrich (der nachmalige kurfürstlich hessische Oberlandforstmeister), der zweite sein Schwager Philipp Engel Klipstein (der spätere großherzoglich hessische Oberforstpräsident). Bald aber wuchs die Zahl so, daß sich seit 1791 eine förmliche „Meisterschule“ um ihn bildete. Diese Schulen waren die ersten Stätten, von denen aus sich der forstliche Unterricht Bahn brach. Allen Unterricht ertheilte H. allein. Seine vielfachen Amtsgeschäfte im Forste, wohin ihn seine Eleven begleiteten, gaben ihm Gelegenheit zu praktischen Demonstrationen. Noch jetzt zeigen die dortigen Wälder Spuren von Hartig's Thätigkeit; so baute er u. a. dort das erste Nadelholz an.

Ein neuer Abschnitt seines an Arbeit, aber auch an Erfolgen, so reichen Lebens wird durch seine Uebersiedelung nach Dillenburg in die Dienste des Fürsten von Nassau-Oranien eingeleitet. 1797 trat er hier, nach dem Ausscheiden von Witzeleben's, als Landforstmeister und zugleich Mitglied der Berg- und Hüttencommission ein. Es eröffnete sich ihm nun ein weiterer Wirkungskreis. Sein inzwischen sehr angewachsenes Forstinstitut führte er — unter Hinzuziehung besonderer Lehrkräfte für die Grund- und Hülfswissenschaften aus der nahen Universität Herborn — auch in Dillenburg fort und brachte es zu hoher Blüthe. Aus der früheren Meisterschule hatte sich eine förmliche Privatforstlehranstalt entwickelt, welche zu Zeiten von 50 Eleven besucht wurde (darunter auch der großherzoglich badische Oberforstrath Chr. Peter Laurop). Hartig's Wirksamkeit als Lehrer, Praktiker und Schriftsteller steigerte sich immer mehr und verschaffte ihm nicht nur Anerkennung in der nächsten Umgebung, die er durch parkähnliche Anlagen zu verschönern sich bestrebte, sondern auch nach auswärts großen Ruf. Er richtete die oranischen Wälder ein und war nach allen Richtungen hin auf Verbesserungen des Forstwesens bedacht. Bei allen seinen Unternehmungen beglückte ihn überdies die Huld seines Landesherrn und die Gunst der ganzen fürstlichen Familie, welcher er sich fast unentbehrlich zu machen wußte.

Da brach eine dieses Glück mit einem Schlage zerschmetternde Katastrophe herein. Der Landesfürst, zugleich Erbstatthalter von Holland, aus welchem Lande er vor den Heerschaaren Napoleon's in seine angestammten Lande hatte flüchten müssen, starb. Der Erbprinz stand als General in preußischen Diensten. Diese willkommene Gelegenheit benutzte Napoleon, um das Ländchen Nassau-Oranien in Besitz zu nehmen und dem soeben durch Raub anderer Länder neu geschaffenen Großherzogthum Berg einzuverleiben. Man trug zwar H. die Stelle als Chef des ganzen Forstwesens in dem neu gegründeten Staate unter sehr günstigen pecuniären Bedingungen an. Als ächt deutscher Mann ver-

schmähte er es aber, dem Usurpator, welcher seinem geliebten Fürsten das Land geraubt hatte, den Eid der Treue zu leisten. Er wußte zwar nicht, wohin mit seiner starken Familie (9 Kinder waren ihm bis damals geboren) und war ohne Vermögen, aber er blieb ungeachtet allen Zuredens seiner Freunde seinem Vorsatz treu und stark im Gottvertrauen. Die Hülfe war nahe. Gleich nachdem seine Dienstlosigkeit bekannt geworden war, wurde ihm ein Ruf als Oberforstrath mit Sitz und Stimme bei der Forstdirection in Stuttgart zu Theil. Noch einmal versuchte man von französischer Seite, ihn zu halten. Der Großherzog von Berg (Murat) entbot ihn nach Düsseldorf, redete ihm persönlich zu, in seine Dienste zu gehen, und machte ihm die glänzendsten Anerbietungen. Er konnte aber nichts weiter erreichen, als daß H. einen Organisationsplan über die Forste des neuen Staates zu entwerfen versprach. Nachdem diese Arbeit vollendet war, siedelte H. noch im Herbst 1806 nach Stuttgart über. Sein Institut begleitete ihn auch dorthin und wurde 1807 neu eröffnet. Der verdiente Mann vermochte sich aber in den schwäbischen Verhältnissen nicht wohl zu befinden. Die Jagdinteressen standen hier zu sehr im Vordergrund und verursachten mancherlei dienstliche Widerwärtigkeiten. Auch seine Anstalt wollte nicht recht gedeihen, namentlich fehlte es an Gelegenheit zu forstpraktischen Uebungen, auf welche H. von jeher ein großes Gewicht gelegt hatte. Diese und andere Umstände verleideten ihm seine dortige Wirksamkeit, und gerne ergriff er daher die sich ihm 1811 bietende, in pecuniärer Beziehung höchst vortheilhafte und im Uebrigen sehr ehrenvolle Gelegenheit, in preußische Dienste einzutreten. Als Oberlandforstmeister über das ganze preußische Forstwesen und Staatsrath wurde er auf Veranlassung des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., im Mai des genannten Jahres nach Berlin berufen, und hiermit beginnt der dritte und letzte Abschnitt in dem reich bewegten Leben dieses Mannes. H. fand in Preußen höchst reformbedürftige Verhältnisse und Einrichtungen im Forstwesen vor. Wie in fast allen Zweigen der Staatsverwaltung, fehlte es auch in diesem an fester Gestaltung und Ordnung; man stand eben an der Schwelle der modernen Zeit. Der Uebergang hierzu brachte allerlei Umformungen des Bestehenden mit sich. Es fehlte vor allem an einer forstlichen Unterrichtsanstalt, denn das 1770 durch Friedrich den Großen unter Mitwirkung des Ministers von Hagen ins Leben gerufene Forstinstitut, an welchem zuerst Gleditsch gelehrt hatte, existirte seit dem Tode von Burgsdorfs nicht mehr. Das Forstpersonal war unwissend und durch ein haarsträubendes Accidentienwesen, zum Theil wenigstens, verwöhnt und corrumpirt. Es fehlte an Instructionen für Ausführung der hauptsächlichsten forstwirthschaftlichen Geschäfte u. dgl. m. Unter solchen Umständen hieß es, mit Energie eingreifen. H. war hierzu der rechte Mann. Eins seiner ersten Verdienste in der neuen verantwortlichen Stellung bestand darin, daß er den unter Hardenberg in größerem Umfang geplanten Verkauf der preußischen Staatsforsten, durch welchen sich der durch den Krieg mit Frankreich ausgesogene und creditlose Staat neue Subsidien eröffnen wollte, verhinderte, indem er anderweitige, weniger radicale Mittel zur Erhöhung der Staatseinnahmen nachwies. Dieser Plan, dem sich der Kronprinz widersetzte, war eigentlich die hauptsächlichste Veranlassung zu Hartig's Berufung gewesen. Der schlechte Ausfall der ersten forstlichen Staatsprüfungen (von 13 Examinanden mußten 11 als unbrauchbar zurückgewiesen werden) und der Mangel einer forstlichen Unterrichtsanstalt veranlaßten ihn weiter, in Berlin, neben seinen zahlreichen Amtsgeschäften noch öffentliche Vorlesungen über Forstwissenschaft zu halten, welche so zahlreich besucht wurden, daß oft 150 Zuhörer das Auditorium füllten. Später (1821) wurde, da H. nur im Wintersemester lesen konnte, und zwar auf seinen ursprünglichen Vor-

schlag, Wilhelm Leopold Pfeil, Forstmeister in fürstlich Carolath'schen Diensten, als Oberforstrath und Professor nach Berlin berufen. Leider brachen in der Folge zwischen H. und Pfeil, zwei in ihren Grundanschauungen total verschiedenen Männern, ernste Zwistigkeiten aus, welche sogar noch über Hartig's Tod fortdauerten. Der forstliche Unterricht in Preußen selbst wurde bekanntlich später (im April 1830), auf Pfeil's Veranlassung und Betreiben, nach Neustadt-Eberswalde (jetzt blos Eberswalde) verlegt. Auf Hartig's sonstige Thätigkeit wird später eingegangen werden. Im J. 1815 wurde er zum Mitdirector im Finanzministerium (mit Gehaltszulage) ernannt. Mit Ordensauszeichnungen spärlich bedacht (nur der rothe Adlerorden III. Classe schmückte, als man ihn zu Grabe trug, den Sarg) hatte er wenigstens die Ehre der Mitgliedschaft an zahlreichen gelehrten Vereinen. Hierzu gesellte sich in seinem Greisenalter noch eine ganz besondere Auszeichnung, indem ihn die philosophische Facultät der Universität Berlin 1831 zum Dr. phil. honoris causa promovirte.

In seiner langen und glücklichen Ehe wurden ihm im Ganzen 13 Kinder geboren, 9 Knaben und 4 Mädchen. 2 Knaben starben bereits in früher Kindheit, 3 Töchter erwachsen. 2 Söhne verlor er im Kampfe gegen die Franzosen. Der bedeutendste unter seinen Söhnen ist Theodor H., Dr. phil., geb. am 21. Febr. 1805 zu Dillenburg, zumal als Naturforscher (Pflanzenphysiologe) rühmlichst bekannt, lange Zeit verdienter Leiter der Forstschule am Collegium Carolinum zu Braunschweig, gegenwärtig als Oberforstrath a. D. nur noch mit wissenschaftlichen Forschungen und Schriftstellerei beschäftigt. — H. vollendete seine irdische Laufbahn wenige Tage nach dem Ableben seiner Gattin.

Das vielseitige Wirken eines so hervorragenden Mannes kann nicht mit einigen Federstrichen geschildert werden. H. war zunächst ein eminent praktischer Kopf und ein organisatorisches Talent ersten Ranges. Er wußte sich rasch in jeden Wirkungskreis einzufinden und sogleich das Richtige im Forste zu treffen. Ueberall wo er auftrat, wurde er zum Reformator der Wirthschaft, namentlich im Cultur- und Forsttaxationswesen. Dem Waldbau gab er durch seine, geradezu epochemachende „Anweisung zur Holzzucht für Förster" (1791) die erste wissenschaftliche Grundlage. Hier entwickelte er in überaus präciser, kurzer und doch allgemein verständlicher Weise seine der Natur und Erfahrung entnommenen Generalregeln über die Buchenhochwaldzucht, Saat, Pflanzung, Durchforstungen ꝛc. Für die damalige Zeit waren die in die Form von Aufgaben gekleideten Regeln ganz am Platze, ja noch heute haben viele von ihnen noch bedingte Gültigkeit, wenngleich an die Stelle des Generalisirens mehr das Individualisiren getreten ist. Selbstverständlich handelte H. auch nach diesen Regeln in den ihm anvertrauten Waldungen, deren Culturbetrieb er sehr hob. Die Idee seines „Hochwaldconservationshiebes" war zwar nicht sehr glücklich; aber er schuf diese modificirte Hochwaldform auch nur für Nothfälle, z. B. Wirthschaften, in welchen es augenblicklich an Althölzern fehlte, während gleichwohl — wegen vorhandener Berechtigungen ꝛc. — die Hochwaldform aufrecht erhalten werden muß. Es ist überdies nicht bekannt, daß er diesem der Erhaltung der Bodenkraft so höchst ungünstigen Betriebe eine irgendwie nennenswerthe Ausdehnung gegeben hätte.

Seine zweite Specialität war besonders das Forsteinrichtungswesen. H. ist der eigentliche Begründer der Fachwerksmethoden u. z. des Massenfachwerks (1795), wenn er gleich diese erst später durch Cotta in die Litteratur eingeführte Bezeichnung nicht brauchte. Er vertheilte den gegenwärtigen Vorrath und den hieran noch stattfindenden Zuwachs der ganzen Umtriebszeit möglichst gleichmäßig auf die einzelnen Perioden (Zeitfächer, Fache) derselben. Diese — später (1819) dem preußischen Forsttaxationswesen zum Grunde gelegte Methode war wegen ihres Princips der Forderung mindestens gleichgroßer periodischer Erträge

ein großer Fortschritt. Seither hatte man nämlich stets daran festgehalten, keinen Bestand vor Erreichung des angenommenen Haubarkeitsalters zum Hiebe zu bringen, während H. der zu erstrebenden Gleichstellung oder — wegen des zunehmenden Holzbedarfes — periodischen Steigerung der Nutzungen sowohl das normale Hiebsalter, als auch die Flächengleichheit der Perioden opferte. Ebenso verdankt die Zuwachslehre H. ihre ersten exacten Grundlagen.

Abgesehen von der Förderung der Forstwirthschaft (namentlich in Preußen) und der Forstwissenschaft nach diesen beiden Richtungen hin, wirkte H. auch in sonstiger Beziehung unermüdlich thätig, überall mit sichtendem Blick und mit ordnender Hand eingreifend, wo es galt, Mißbräuche abzuschaffen, das Bestehende zu verbessern — Fortschritte anzubahnen — kurz als Mann der That. Er beseitigte die übermäßigen Accidentien der Forstbeamten, regelte deren Gehalte, erließ Dienstinstructionen für die verschiedenen Grade des Forstpersonals und die Waldarbeiter, trennte das bisher in der Hand der Oberförster vereinigte Kassen- und Rechnungswesen, indem er die Kassengeschäfte besonderen Forstrendanten übertrug und bildete besondere Forsttaxatoren heran. Er entwarf ferner Instructionen und Anleitungen zur Ausführung fast aller forstlichen Geschäfte (s. später seine Schriften). Er regelte u. A. das Werthschätzungsverfahren beim An- und Verkauf von Waldgrundstücken, entwarf rationelle Local-Holztaxen, führte die Berechnung der Bau- und Nutzhölzer ein, hob die Holzhandelsinstitute des Forstfiscus auf, wodurch der Holzhandel frei wurde u. dgl. m. Eine wahre Riesenaufgabe war die ihm zur Last fallende Organisation der Forstwirthschaft in den seit 1815 neu erworbenen Landestheilen der Krone Preußen. Daß er nebenbei noch lehrte, sogar Versuche machte und eine umfangreiche Schriftstellerei entfaltete, erscheint geradezu bewunderungswürdig. Seinen Schriften nach zu urtheilen muß er ein vorzüglicher, besonders ein klarer Lehrer gewesen sein. Qui bene distinguit, bene docet! Auch sein frühzeitig entflammter Lehreifer, sowie der große Zuspruch, dessen sich sein Institut stets erfreute, berechtigen zu dieser Annahme. Er war sich beim Lehren der praktischen Ziele stets bewußt und ein Feind des pedantischen Stuben-Doctrinarismus. Seine Versuche, welche allerdings heutzutage die Kritik nicht mehr bestehen würden, für damals aber gewiß außerordentliche Leistungen waren, bezogen sich auf das Verhältniß der Brennbarkeit der meisten deutschen Holzarten (1794) und auf die Dauer der Holzarten, namentlich im Boden (1822 und 1836).

Was seine Schriftstellerei betrifft, so veröffentlichte H. 31 Werke. Er schrieb über alle möglichen Gegenstände und verstand es, den damaligen Zeitverhältnissen in seinen Schriften vortrefflich Rechnung zu tragen. Sie faßten das erprobt Gefundene in präciser Ordnung kurz und verständlich zusammen, waren — was man sagt — praktisch gehalten, erfreuten sich daher bei den Förstern großer Beliebtheit und erlebten zum Theil wenigstens viele Auflagen. Hartig's Schriften sind, in chronologischer Reihenfolge geordnet, folgende: „Anweisung zur Holzzucht für Förster“ (1791; 2. Aufl. 1796; 3. Aufl. 1800; 4. Aufl. 1804; 5. Aufl. 1805; 6. Aufl. 1808; 7. Aufl. 1817; 8. Aufl. 1818); „Physikalische Versuche über das Verhältniß der Brennbarkeit der meisten deutschen Waldbaumhölzer“ (1794; 2. Aufl. 1804; 3. Aufl. 1807); „Anweisung zur Taxation und Beschreibung der Forste &c.“ (1795; 2. Aufl. 1804 und 1805; 3. Aufl. 1814; 4. Aufl. 1819); „Beweis, daß durch die Anzucht der weißblühenden Accacie schon wirklich entstandenem Brennholzmangel nicht abgeholfen werden kann. Nebst einem Vorschlag, auf welche Art dieser große Zweck viel sicherer zu erreichen sein möchte“ (gegen Medicus und andere Autoren, welche das künftige Heil der Völker vom Anbau der Accacie erwarteten, gerichtet; erschien 1798; 2. Aufl. 1802); „Grundsätze der Forstdirection“ (1803; 2. Aufl.

1813. In dieser Schrift steht der Verfasser noch auf dem Boden der alten absoluten Forsthoheit und Polizeigewalt des Staates); „Beiträge zur höheren Forstwissenschaft“ (1807); „Forstwirthschaftliche Tabellen“ (1807); „Vier Forsttabellen, zum Behuf der Großherzoglichen Förster im Nassauischen“ (1808); „Lehrbuch für Förster ꝛc.“ (3 Bände 1808; dieses berühmte Werk erlebte zehn weitere Auflagen: 1810, 1811, 1815, 1816, 1820, 1827, 1840, 1851, 1861, 1877; die vier letzten Auflagen hat der Sohn Dr. Theodor H. besorgt); „Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache ꝛc.“ (1809; 2. Aufl. 1821); „Lehrbuch für Jäger“ (2 Bände 1810, ein Seitenstück zum Lehrbuch für Förster, erlebte 10 Auflagen, von welchen der Sohn Theodor 5 besorgt hat, in den Jahren 1811, 1817, 1828, 1832, 1845, 1852, 1859, 1865 und 1877); „Anleitung zur Berechnung des Geldwerthes eines in Betreff seines Naturalertrages schon taxirten Forstes“ (1812; ein Nachtrag zur Forsttaxation); „Instruction, wonach die Holzkultur in den Königlich Preußischen Forsten betrieben werden soll“ (1814; 2. Aufl. 1834); „Kubiktabellen für geschnittene, beschlagene und runde Hölzer, nebst Geld-Tabellen ꝛc. und Potenz-Tabellen ꝛc.“ (1815; spätere Auflagen, zum Theil vom Sohn herausgegeben, datiren aus den Jahren 1818, 1829, 1837, 1841, 1847, 1854, 1859, 1866 und 1871); „Anleitung zur Prüfung der Forstcandidaten“ (1818; 2. Aufl. 1828); „Beschreibung eines neuen Wolfs- und Fuchsfanges“ (1819); „Neue Instructionen für die Königl. Preuß. Forstgeometer und Forsttaxatoren“ (1819; 2. Aufl. 1836); „Versuche über die Dauer der Hölzer“ (1822); „Anleitung zur wohlfeilen Cultur der Waldblößen und zur Berechnung des dazu erforderlichen Zeit- und Geldaufwandes“ (1826); „Anleitung zum Unterricht junger Leute im Forst- und Jagdwesen“ (1827); „Anleitung zur Vertilgung und Verminderung der Kiefernraupen“ (1827); „Beitrag zur Lehre von Ablösung der Holz-, Streu- und Weid-Servituten“ (1829); „Abhandlungen über interessante Gegenstände beim Forst- und Jagdwesen“ (1830); „Die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange, in gedrängter Kürze“ (1831); „Entwurf einer allgemeinen Forst- und Jagdordnung, mit besonderer Rücksicht auf den preußischen Staat“ (1833); „Gutachten über die Fragen: welche Holzarten belohnen den Anbau am reichlichsten? und wie verhält sich der Geldertrag des Waldes zu dem des Ackers?“ (1833); „Forstliches und naturwissenschaftliches Conversationslexicon“ (1834, in Gemeinschaft mit Theodor H.; 2. Ausg. 1836); „Erfahrungen über die Dauer der Hölzer und über die Mittel, die Dauer des Holzes zu verlängern“ (1836); „Lexicon für Jäger und Jagdfreunde“ (1836; 1861 von Theodor H. neu aufgelegt); „Kurze Belehrung über die Behandlung und Kultur des Waldes“ (1837; 2. Aufl. 1859 vom Sohne herausgegeben). Außerdem schrieb er noch Abhandlungen in Zeitschriften (von Wildungen'sche Neujahrsgeschenke, Reichsanzeiger, Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin). Von Zeitschriften gab H. heraus: „Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen“ (3 Jahrgänge 1806—1808) und als Fortsetzung: Forst- und Jagdarchiv von und für Preußen“ (7 Jahrgänge 1816—1820, 1822 und 1826). Beide Journale zeichnen sich durch reichen Inhalt und gediegene Aufsätze aus. — Einige seiner Werke sind in fremde Sprachen übersetzt worden, so z. B. die Anweisung zur Holzzucht für Förster und die physikalischen Versuche von Baudrillart in das Französische, das Lehrbuch für Förster in das Böhmische und Polnische.

Daß ein so bahnbrechender, rastloser Geist, ein so vielseitiges organisatorisches Talent schon bei Lebzeiten eine sich sogar über Deutschlands Gauen hinaus erstreckende Anerkennung fand, kann nicht befremden. Aber selbst bis in unsere Zeit, so wesentlich sich auch unsere Theorie und Praxis inzwischen ver-

vollkommnet haben, reicht der Name dieses Mannes, dessen Leistungen im Forstwesen am passendsten mit denen Thaer's in der Landwirthschaft verglichen werden können. Seine Schläfe ziert der Lorbeerkranz eines unvergänglichen Ruhmes. Er ist mit eine der Hauptstützen, auf welche sich die moderne Forstwissenschaft aufgebaut hat. — Nach seinem Tode ist auf Veranlassung seines früheren Schülers, des Oberforstpräsidenten von Klipstein, eine Hartig-Stiftung entstanden, aus welcher dem berühmten Manne in der Fasanerie bei Darmstadt ein Denkmal in der Form eines einfachen Obelisken errichtet worden ist. Die Zinsen des verbliebenen Restes (bis 1870 war derselbe auf 4000 fl. angewachsen) werden zu Stipendien für directe männliche Nachkommen Hartig's verwendet. Auch bei Gladenbach und im Hohengehrer Revier auf dem Schurwald (in Würtemberg) sind dem verdienten Forstmann aus besonderen Beiträgen hessischer, bez. würtembergischer Forstbeamten Denkmäler errichtet worden.

Laurop und Fischer, Sylvan 1816, S. 3 (Autobiographie in Form eines Briefes an den Oberforstrath Laurop). Allgem. Forst- und Jagdzeitung 1837, S. 185 (Nekrolog); das. 1842, S. 32 (Hartig's Lehrbrief) u. das. 1860, S. 114 (enthält ein Verzeichniß seiner Schriften). Gwinner, Forstl. Mittheilungen I. Bd. 3. Heft, S. 3 (Biographie) u. S. 143 (Todesanzeige); das. 4. Heft, S. 3 (Berichtigung der Biographie, von Dr. Pfeil); das. II. Bd. 5. Heft, S. 108 (Beleuchtung dieser Berichtigung von Dr. Thdr. Hartig). Monatsschrift für das württemberg. Forstwesen VII. S. 48. Liebich, Forst- und Seidenbaujournal 1837, S. 35. G. von Wedekind, N. J. der Forstkunde 13. Heft, S. 200 (Denkmal betr.) und 14. Heft, S. 250 (desgl.) Scriba, Biograph.-litterärisches Lexicon I. S. 129 und II. S. 287. Nouvelle Biograph. gén. Tome XXIII. S. 465 (das Todesjahr ist hier unrichtig mit 1836 angegeben). v. Löffelholz-Colberg, Chrestom. II. S. 175, Bem. 164[b]; das. III. 1. S. 656, Bem. 708[b] und das. V. 1. S. 11, 49 und 67. Fraas, Gesch. der Landbau- und Forstwissenschaft 1865, S. 583. v. Schwarzer, Biograph. S. 14. Ratzeburg, Forstwiss. Schriftstellerlexicon S. 224. Bernhardt, Gesch. II. S. 249, 259, 278, 300—313, 330, 348, 363 und 365; das. III. S. 172; 180, 184, 227, 259, 286, 296 und 361. Judeich, Forstkalender 1875, II. Theil, S. 5. G. L. Hartig, Lehrbuch für Jäger, 10. Aufl., herausgegeben von Dr. Theodor Hartig 1877, S. 25—27. Heß.

Hartknoch: Christoph H., preußischer Geschichtsschreiber, geb. 1644 zu Jablonka, einem Dorfe zwei Meilen von Passenheim in Ostpreußen, gest. zu Thorn am 3. Jan. 1687. — Obwol durch andauernde Kränklichkeit, ein Brust- und Lungenleiden, welches ihm von Jugend auf anhaftete und ihn oft aufs Krankenlager warf, durch den Tod der Eltern und durch andere Unglücksfälle an der stetigen Ausbildung, die der Vater, ein Geistlicher, dem begabten Knaben gern hätte zu Theil werden lassen, gehemmt, zu häufigem Wechsel von Schule und Lehrer genöthigt, erlangte H. dennoch die Reife für die Universität so frühzeitig, daß man es lediglich seines jugendlichen Alters wegen gerathen fand ihn noch eine Weile auf der Schule zurückzubehalten. Und doch konnte er im 18. Lebensjahre, am 5. Juli 1662 auf der königsberger Albertina immatriculirt werden. Wie der Vater zum künftigen Geistlichen bestimmt, hörte er in herkömmlicher Weise zuerst humanistische und philosophische, dann die theologischen Vorlesungen, mußte aber seiner Armut wegen die Studien vor ihrer Vollendung unterbrechen und eine Hauslehrerstelle in Kowno und darauf das Rectorat der evangelischen Schule in Wilna übernehmen. Die Arbeit an dieser letzteren Stelle, mit welcher zugleich die Vertretung des einzigen deutschen Predigers am Orte verbunden war (er mußte wol fünfmal und öfter in der Woche predigen), war für ihn, zumal bei seinem schwächlichen

Zustande, so angreifend und aufreibend, daß er schon vor Ablauf von zwei Jahren (Juli 1667) sein Amt niederlegen mußte. Noch einmal, im folgenden Jahre, bot sich die Gelegenheit eine seinen bisherigen Studien entsprechende Stellung zu erlangen, indem ihm das Pfarramt in der südlittauischen Stadt Slucko angetragen wurde; schon hatte er zur Hinreise und Uebernahme alles vorbereitet, als er von einem Bluthusten befallen wurde, dessen Nachwehen so schwer und anhaltend waren, daß er schließlich verzichten zu müssen glaubte. Nach seinem Abgange von Wilna vergingen gerade 10 Jahre, ehe er wieder daran denken konnte die Mühen einer amtlichen Stellung zu übernehmen. In der ersten Hälfte dieser Zeit, in der er seinen Unterhalt als Erzieher in der Familie der Herren v. Kalnein fand und zum größten Theile in Königsberg selbst lebte, hatte er Muße genug sich einem ganz neuen Gegenstande, auf den er bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Danzig hingewiesen war, mit Erfolg zu widmen, dem Alterthum und der Geschichte seiner eigenen Heimat, des Landes Preußen. Doch vereinigte er damit nicht bloß die so nahe liegende polnische Geschichte, sondern auch Studien allgemeinen Inhalts, zumal philosophische, geschichtsphilosophische und staatsrechtliche; seine Promotion zum Magister und seine Aufnahme in die philosophische Facultät, die im April 1672 geschah, erfolgte auf Grund philosophischer Thesen; die Vorlesungen, die er während der folgenden fünf Jahre in dem Hause des Professors der Dichtkunst M. Joh. Röling lebend, an der Universität hielt, behandelten außer Geschichte auch die verschiedenen Zweige der Philosophie sowie Politik und Geographie, und ebenso mannichfaltigen Inhalts waren die Abhandlungen, welche den von ihm geleiteten Disputationen zu Grunde gelegt wurden. Am 8. Februar 1677 wurde er endlich als Professor an das Gymnasium zu Thorn berufen und am 3. Juni in sein neues Amt eingeführt. Obwol er auch hier öfter von harten Krankheiten heimgesucht wurde, hat er nicht nur den Pflichten seines Amtes obgelegen, Vorlesungen gehalten und Disputationsübungen veranstaltet, auch ein Jahr lang in Vertretung die Direction der Anstalt geführt, sondern zum Theil erst jetzt seine größeren historischen Werke ausgearbeitet. — Hartknochs erste umfangreiche Arbeit auf dem Gebiete der preußischen Geschichte war die im J. 1679 erschienene erste Ausgabe der Chronik des Deutschordenspriesters Christian von Dusburg (s. diesen Art.), welche die Geschichte der Eroberung Preußens und des Ordensstaates bis zum J. 1326 (1330) darstellt; er fügte 19 zum Theil schon früher geschriebene Dissertationen über verschiedene Gegenstände des preußischen Alterthums hinzu. Dasjenige Werk, welches die gesammte Alterthumskunde und Geschichte Preußens sowol vor als nach der Ankunft des deutschen Ordens behandelt, und welches hauptsächlich den Ruhm Hartknochs begründet hat, erschien zu Frankfurt a. M. 1684 unter dem Titel „Alt- und Neues Preußen“. Da in ihm die ersten Anfänge einer wissenschaftlichen Kritik hervortreten, so überragt es weit alle seine Vorgänger, anderthalb Jahrhunderte lang hat es die preußische Geschichtsschreibung beherrscht, aber die heutige Forschung darf es getrost bei Seite legen, um so mehr als alle Quellen, welche seinem Verfasser zu Gebote standen, noch jetzt vorhanden sind. Schon zwei Jahre später erschien ebendaselbst die „Preußische Kirchen-Historia“, welche ihren Gegenstand von der Einführung des Christenthums ab bis auf die Tage ihres Erscheinens darstellt; sie ist heutzutage wesentlich nur noch als Materialiensammlung für das 16., ganz besonders für das 17. Jahrhundert von Werth, der Standpunkt des Verfassers ist, so gern er seine Bemühungen objectiv zu bleiben hervorhebt, durchaus einseitig orthodox im Sinne seiner Zeit.

„Lebens-Lauff Hartknochs durch ihn selbst entworffen“ im Continuirten Gelehrten Preußen 1725, IV; eine noch ungedruckte Biographie von J. E. Wernicke (Prof. in Thorn) in einem Sammelbande gedruckter und ungedruckter

Nachrichten über das thorner Gymnasium in der Bibliothek der Anstalt. Dazu gef. Mittheil. des Herrn Gymnasialdir. Lehnerdt in Königsberg.
K. Lohmeyer.

Hartknoch: Johann Friedrich H., um die Förderung der deutschen Litteratur verdienter Buchhändler und Verleger, wurde am 28. Septbr. 1740 zu Goldap in preußisch Litthauen als Sohn des dortigen Thorschreibers, Organisten und Stadtmusikus geboren, studirte, während er gleichzeitig als Hauslehrer seinen Unterhalt erwarb, um das J. 1760 in Königsberg Theologie und Philosophie und trat dann in die Kantersche Buchhandlung, in welcher er mehrere Jahre lang als Gehilfe thätig war und zu Kant, wie zu seinen Altersgenossen Herder und Hippel in nähere Beziehung trat. 1763 ließ H. sich als Buchhändler in Mitau, der Hauptstadt des damaligen Herzogthums Kurland nieder, siedelte im folgenden Jahre von dort nach Riga über, wo er die erste ständige Buchhandlung begründete, zahlreiche litterarische und gemeinnützige Unternehmungen ins Leben rief, auf die Berufung Herder's zum Collaboratoramte an der Domschule entscheidenden Einfluß übte und viele Jahre lang den Mittelpunkt des durch seine Freunde Hamann, Herder, Lindner und Berens berühmt gewordenen Kreises bildete. Sowol durch seine anregende Persönlichkeit, wie durch Berufsthätigkeit und die großartige Weise, in welcher er Herder unterstützte, hat H. eine bleibende Stätte in der deutschen Litteratur- und Gelehrtengeschichte erworben. Die Wiederbelebung deutschen litterarischen und wissenschaftlichen Lebens im baltischen Norden datirt wesentlich von ihm, der das Erscheinen der Gadebusch'schen „Jahrbücher“, der „Nordischen“ und „Neuen Nordischen Miscellaneen“, der Hupel'schen „Topographischen Nachrichten“ und des Mellin'schen Kartenwerkes möglich machte. Außerdem war er der Verleger zahlreicher Schriften Kant's, Herder's, Hamann's, Klinger's, Knigge's und v. Zimmermann's. Aus seiner eigenen Feder stammt der erste Band einer „Merkwürdigkeiten der Monduanen, Kosaken und Kalmüken“ ꝛc. betitelten 1773 erschienen auszüglichen Bearbeitung des Pallas'schen Reisewerks, die 1777 von Hupel fortgesetzt wurde. H. starb am 1. April 1789 zu Riga.

Vgl. über ihn: Nord. Miscell. IV. S. 71—73, ebendas. XXVI, S. 263 bis 279, sowie die Abhandlung Johann Friedr. H. in Eckardt's Jungrussisch und Altlivländisch S. 275—309, 2. Auflage, Leipzig 1871. Eckardt.

Hartleben: Franz Joseph H., geb. zu Düsseldorf am 23. Sept. 1740; wendete sich, nachdem er zuerst sein Glück in der militärischen Laufbahn versucht hatte, auf der Universität Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft zu, promovirte 1769 zu Mainz und erhielt an der Mainzer Universität eine Professur für Civilrecht (1779). Der praktischen Rechtswissenschaft trat er näher durch seine Berufung unter die Zahl der Advokaten, durch seine Ernennung zum Syndicus der Stadt Mainz (1772) und dann durch seine Beförderung zum Hof- und Regierungsrath (bei Gelegenheit der Feier der Restauration der Universität in Mainz) und danach durch die Aufnahme unter die Mitglieder des kurfürstl. Revisionsgerichts. Unter seinen Schriften ist für die Mainzer Geschichte von ganz besonderer Bedeutung seine Arbeit über die Mainzer Gerichtsverfassung („Jurisdictio mogunt. ordinaria civilis synoptice delineata“, Mainz 1784). In weitern Kreisen hat er sich einen Namen gemacht durch seine „Meditationes ad Pandectas“, Francof. 1778—1781 und durch die Herausgabe der „Neuesten juristischen Litteratur für die Jahre 1784—1787“ mit Fortsetzungen für die Jahre 1787—1789, und für das Jahr 1791. Gleich der Mehrzahl der Mainzer Professoren gehörte H. der liberalen Richtung an; in der s. g. Lesegesellschaft, die man oft als Fortsetzung der früheren Illuminatengesellschaft und als die Propaganda revolutionärer Bewegungen bezeichnet hat, bekleidete er die Stelle eines Directors. Gleichwol schloß er sich bei dem Einzuge Cus-

tine's in Mainz dem Freiheitsclub nicht an, sondern entfernte sich aus der Stadt, was zu Ende 1792 die provisorische Regierung veranlaßte, wie an andere Beamte, so auch an ihn ein Schreiben zu richten, daß er nicht eher in seine Stellung würde wieder zugelassen werden, bis er sich wegen seiner seitherigen Abwesenheit gerechfertigt habe (Darstellung der Mainzer Revolution S. 339). Nach dem Abzuge der Franzosen soll er (nach Martin) Mitglied der Commission zur Untersuchung des Treibens der Clubisten geworden sein; obwol ich einen großen Theil der Clubacten in Händen gehabt, konnte ich von dieser Thätigkeit Nichts entdecken. Da in den Schriften jener Zeit, welche sich mit der fraglichen Untersuchung beschäftigen und harte Urtheile über die committirten Richter enthalten, sein Name nicht genannt wird, so scheint er seines Amtes mit Mäßigung gewaltet zu haben. Bei dem zweiten Einzuge der Franzosen in Mainz gab H. seine Stellung auf und siedelte demnächst nach Wien über, woselbst er im J. 1808 verstarb.

Vgl. Waldmann, Biogr. Nachrichten von den Rechtsgelehrten auf der hohen Schule zu Mainz S. 68 ff. Ueber Mainz, Briefe auf e. Rheininsel (1792) S. 43 ff. Bockenheimer.

Hartleben: Konrad Adolph H., Buchhändler in Wien, wurde am 26. August 1778 zu Mainz geboren, trat 1793 15 Jahre alt als Cadet in das kurmainzische Regiment ein und wohnte als solcher der fast ein Jahr dauernden Blokade und allen Kriegsereignissen dieses Jahres bei. Aber schon 1794 trat er aus dem Regiment und wandte sich 1795 nach Wien, wo sein Vater weilte, um sich den Studien zu widmen. Als im J. 1797 das allgemeine Aufgebot erfolgte, trat er in die Universitäts-Brigade, in welcher er durch den Marschall, Prinzen von Württemberg, zum Offizier befördert wurde, doch schon im folgenden Jahre mußte er, durch Familienverhältnisse gezwungen, die Kriegsdienste wieder verlassen, um sich mit litterarischen Unternehmungen zu befassen. Er begann im J. 1801 die Herausgabe der „Malerischen Darstellungen aus Oesterreich", ein Werk, welches sehr bald die verschiedensten Nachahmungen fand. Im darauffolgenden Jahre 1802 kaufte er die Buchhandlung des Sigmund von Ivanics in Ofen und am 13. Decbr. 1803 erhielt er die Erlaubniß eine Buchhandlung in Pesth errichten zu dürfen, welche letztere dann 1804 eröffnet wurde. H. gründete nun auch eine Verlagsbuchhandlung, welche durch die Gediegenheit der Werke, sowie durch deren Ausstattung bald einen bedeutenden Aufschwung nahm und eben so rasch eine ehrenvolle Stellung nicht nur im österreichischen, sondern auch im deutschen Buchhandel einnahm, die sie sich bis heute erhalten hat. Im J. 1844 verlegte er sein Verlagsgeschäft nach Wien, um bei der damaligen Schwerfälligkeit der Verkehrswege den Bezug seiner Werke besser zugänglich zu machen, und firmirte nun C. A. Hartleben's Verlagsexpedition in Pest, Wien und Leipzig. Seine Bemühungen und ersprießliche Thätigkeit auf diesem Gebiete wurde durch vielfache Anerkennung, selbst an höchster Stelle belohnt, so wurde ihm unter Anderen von Kaiser Ferdinand II. von Oesterreich für die Herausgabe des „Panorama der österreichischen Monarchie" die goldene Medaille de arte et merito verliehen. Auch erhielt er im J. 1861 für die zwölfte (Jubel-) Ausgabe von „Galletti's Weltkunde" die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. So lebte H. mit Rührigkeit und Eifer bis an das Ende seiner Tage, welches am 5. April 1863 erfolgte, seine Buchhandlung in dem besten Zustande seinen Erben hinterlassend. Während der ungarische Verlag im J. 1866 verkauft wurde, übernahm das noch heute blühende deutsche Verlagsgeschäft sein Großneffe Adolf H., der das Geschäft im alten gediegenen Geiste und nach den guten alten Grundsätzen weiterführt. Sein Verlag weist eine stattliche Reihe gediegener Werke nach, über die ein Verlagskatalog, die Werke von 1803—1878 aufweisend, erschienen ist.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 7. Band. S. 406 und 407. Verlagskatalog von A. Hartleben's Verlag in Wien, 1803—1878 ꝛc. Kelchner.

Hartlieb: Jacob H. (Hartliep), Verfasser einer quodlibetarischen Scherzrede zu Anfang des 16. Jahrhunderts, aus Landau in der Pfalz, daher „Landoiensis". Die einzige, bis jetzt unbenützte Quelle, welche zuverlässige und wenn auch nicht erschöpfende so doch genügende Auskunft über das äußere Leben des Mannes und seine alte Familie gewährt, ist ein Codex der königl. Staatsbibliothek zu München (Cod. germ. 4970. 1. 8 Bl. 8). Diese Nachrichten würden sich ohne Zweifel vervollständigt haben, wären nicht während der Occupation Landau's durch die Franzosen (1680—1815) durch deren Schuld alle Tauf- und Ehebücher dieser Stadt vor 1564 und ebenso die Rathsprotocolle vor März 1529 bis October 1541 sowie alle Todtenbücher vor 1685 zu Grunde gegangen. Der genannte Codex, von drei verschiedenen Händen des 16. und aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts geschrieben und mit der Ueberschrift versehen: „Hartliebischer Ankunfft von ao. 1420" berichtet, daß „Hanß Hartlieb, gebürtig von der Neustadt uf der Hart am Rhein der Churpfalz gehörig (auch wiederholt erwähnt als „Hanß Hartliep schultheiß" unter der Burgmannschaft Landau's in dem lib. feud. Reinh. episc. I, 1 [1439—1456; im Karlsr. Archiv])" sich mit „Agnes Walspornin" zu Landau verheirathet habe, weshalb alle seine Nachkommen „sich nicht allein Hartlieb nennen, sondern auch Walsporn, „weils so am Rheinstrom vil vnd gebrauch ist." „Jakob H." aber, der Enkel des Stammvaters und Verfasser der Scherzrede, „genannt Walsporn", berichtet der erwähnte Codex des weiteren, „hat sich zu Heidelberg, als er daselbst studirt, mit Elisabetha Cleinheimerrin verheirathet, deren Vatter zu Moßbach gesessen . . . nach deren absterben hat sich Jacob H. gen Heidelberg begeben. Er hat mit besagter seiner Fraw 15 Kinder, nemlich 8 Sohn und 7 Tochteren erzeugt. Dieser Jacob H. ist zu Landau Schultheiß gewest vnd allda den 8. Febr. 1504 gestorben." In der Heidelberger Matrikel ist derselbe als „Jacobus Hartliep de landow spirens. dioec." unterm 23. August 1493 eingetragen (gef. Mittheil. des Herrn Biblioth. Dr. Bender daselbst). Obgleich von Adel, weigerte sich doch unser H., so lang er lebte, sich desselben zu bedienen, weil sein Bruder Hanß „das althergebrachte Walsporn'sche Wappen verändert und sich des alten hergebrachten nicht genügt habe"; diese Aenderung hatte Hans durch einen für sich und Jacob so wie ihre beiden Erben durch Kaiser Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms 1499 neu ausgestellten Adelsbrief bestätigen lassen. In der Heidelberger Matrikel findet sich wenige Jahre später (15. Nov. 1500) auch ein „Joannes Hartlieb de landaw Spir. dioec." eingetragen. Da aber für die ersten hundert Jahre in der Genealogie des Landauer Hartlieb'schen Geschlechtes außer dem Stammvater nur zwei „Johannes" (oder Hanß) begegnen, so ist es fraglich, ob unter diesem der Bruder unseres Redners oder gar der eigene Sohn „Johannes", der jedoch erst im J. 1485 geboren wurde, zu verstehen sei. Gegenwärtig ist dieser wie auch der Name „Walsporn" in der Stadt Landau sowol als auch in Neustadt an der Haardt und deren beider Umgegend gänzlich erloschen, der erstere jedoch als bürgerlicher Name litterärisch bis in die neueren Zeiten herab fast in allen Theilen Deutschlands und Oesterreichs und als adeliger auch in Baiern vertreten. Hartlieb's Rede gehört zu jenen ergötzlichen akademischen Scherzreden oder Quaestiones fabulosae seu facetosae (vgl. d. Art. Jodocus Gallus und Barthol. Gribus,) die, bis in die neuere Zeit herab nur als pseudonyme Pamphlete betrachtet, zu ihrer Zeit öffentlich vorgetragen wurden und das Universitäts- wie Culturleben in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wie wenige andere Aeußerungen auf eine drastische und anziehende Weise zu charakterisiren

geeignet sind und gerade Hartlieb's Schrift gehört ihres culturhistorischen Inhalts wegen zu den interessantesten ihrer Art. Sie führt den Titel: „De fide meretricum in suos amatores“ und wurde unter dem Präsidium des Rectors Joh. Hilt von Rotweil zu Heidelberg und vermuthlich im J. 1500 gehalten. Daß sie nicht über 1499 zurückgesetzt werden kann, geht aus einem in sie aufgenommenen Briefe hervor, der vom Ende Februar 1499 datirt ist und den jüngsten Termin gewährt ein Brief des Crato von Udenheim (jetzt Philippsburg am Rhein), Rectors der Schule zu Schlettstadt, der am Ende des August 1501 geschrieben ist. Dieser Brief, zugleich das Vorwort der Rede, bezeichnet uns zugleich auf treffende Weise die Tendenz derselben. Wenn der eine Theil derselben (ihr geht nämlich eine ähnliche „De fide concubinarum in sacerdotes“ von Paul Olearius voran, vgl. den Art.) allerdings gegen die Hurenbuben unter den Pfaffen gerichtet ist, so war dies doch keineswegs der Hauptzweck der Herausgabe des Ganzen. Vielmehr die Warnung der studirenden Jugend vor den Lastern der Zeit, der Aufruf zu sittlicher Kräftigung ist der Hauptton, der durch die Rede Hartlieb's durchklingt, es ist zugleich die Hauptfarbe der lebensvollen Bilder dieser beiden Schriften, in denen bald die moralische Erbärmlichkeit derer, die das Salz der Erde sein sollen, dem Abscheu und der Verachtung, bald ihre geistige Hohlheit und unglaubliche Ignoranz dem Hohn und Gelächter, nicht selten in der derben Weise jener Zeit, preisgegeben wird. Unter allen uns überlieferten Scherzreden wurde gerade diejenige Hartlieb's, wozu wol auch Titel und Inhalt verlockten, am meisten wieder gedruckt, und es sind bis jetzt 21 Ausgaben, theils allein, theils in Verbindung mit der des P. Olearius, theils mit den Epist. obsc. viror. und den Generibus ebriosorum sowie anderen Schwankbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts nachweisbar. Die Editio pr. und zwei folgende erschienen o. O. u. J. (seit 1501) durch Ludwig Hohenwang in Ulm (vgl. d. Art.) mit vortrefflichen Holzschnitten, die noch weit mehr sehen als der Text hören lassen. Die späteren Nachdrücke sind vielfach durch Zuthaten erweitert und wie die Ausgabe bei Hupfuff in Straßburg 1506 auch mit Schelmenliedern versehen, wie z. B. „Pertransivit clericus. Durch einen grünen Waldt . . .“ („Im thon: Es wolt ein mentlin spatzieren gan, spatzieren vber den brunnen“). Die jüngste Ausgabe der Rede wurde durch Zarncke in dessen deutsche Universit. im Mittelalter S. 67 ff. besorgt. Eine neue Ausgabe sämmtlicher auf uns gekommener quodlibetarischer Scherzreden nach den Originaldrucken mit Commentar nebst einigen in Form und Geist denselben sich anschließenden latein. Dissertationen späterer Zeit ist durch den Unterzeichneten vorbereitet.

Ueber die Scherzreden selbst ist zu vergleichen: Panzer, Ulrich v. Hutten S. 49. Flögel, Kom. Litt. III, 144. Schelhorn, Amoen. liter. VI. 240. Dibdin. Bibl. Decam. I, 229—235. Haßler, Ulm. Buchdruckergeschichte S. 72 ff. Goedeke, Gr. I, 115. Zarncke a. a. O. S. 68—102. Weller, Repertor. 449—50. J. Franck.

Hartlieb: Johann H. (auch Harttliepp schrieb er sich), entstammte wahrscheinlich der Dienerschaft im herzoglichen Schlosse zu Neuburg an der Donau, wo noch im J. 1440 ein Heinrich H. zum „Kellner“ bestellt ward. Vor Friedberg, wol im J. 1431, entschloß sich sein Gebieter, Ludwig der Bärtige, ihn studiren zu lassen, Allem nach auf der Wiener Universität: hier wird H. am 11. Juni 1433 das Baccalaureatsexamen gemacht, sodann den Grad eines Magisters „in natürlichen Künsten“ und fernerhin den Grad eines Doctors der Arznei erlangt haben, ohne es ebendaselbst zum Magister regens der Artistenfacultät oder zum medicinischen Professor zu bringen. Schon während seiner Studienzeit machte er schriftstellerische Versuche. So vollendete er am 14. Juni 1433 ein am 14. November des Vorjahres zu Neuburg begonnenes Büchlein

von der Gedächtnißkunst für seinen Wohlthäter, den alternden Herzog Ludwig; es ist die deutsche Bearbeitung eines Compendiums der Mnemonik nach der alten Methode mit Plätzen und Bildern. Ein astrologisches Werk unter dem Titel: „Dise 58 Wonunge sind uß der drien hailgen Künig Buch zu tutsch transferirt worden", hat H. im J. 1434 zu Wien verfertigt; damals vielleicht auch die astrologisch-prognostische Abhandlung „Ueber die Erhaltung des Sieges", worin alle männlichen Namen in unser Frauen Brüder und Sanct Jorgen Brüder eingetheilt und Jedem glückliche oder unglückliche Tage bestimmt werden. Gleichzeitig fand er Zutritt an dem von romantischem Treiben belebten Hofe Herzog Albrechts VI. von Oesterreich. Für diesen neuen fürstlichen Gönner fertigte H. eine Anleitung zur Minnekunst. Er bezeichnete dieselbe zwar als Uebersetzung eines lateinischen Buches, das Meister Albertanus einem Britan Gualtherus gemacht, in Wirklichkeit aber bildeten die drei ersten Theile des „Tractatus amoris et de amoris remedio Andree capellani pape Innocencii quarti ad Gualterum" seine Vorlage, und der Name Albertanus ist nur von Hartlieb's Verhältniß zu Albrecht hergenommen. Als ihm dann ein minnegerichtlicher Spruch auch die Verfassung einer Gegenschrift, einer Warnung vor der Minne, auferlegte, übertrug H. lediglich den vierten, „de fuga amoris" handelnden Theil jenes „Tractatus" ins Deutsche unter dem Titel: „Das Buch Albertanus von der Laidigung Liebe und Mynne, auch von Unsytten der Frawen, dardurch er meint die Liebe vertilgen und laiden." In der Folge verband er beide Uebersetzungswerke durch den gleichfalls fingirten Gesammttitel: „Das Buch Ovidy von der Liebe zu erwerben auch die Liebe zu verschmehen" und eine Schlußbemerkung, wonach Ovid außerdem ein Buch vom Lobe der reinen Frauen geschrieben hätte, das ebenfalls für Herzog Albrecht von Oesterreich zu übersetzen, H. sich nicht abgeneigt zeigt. Mit Ovids Namen ist hier vollends nur Reklame getrieben, dennoch glaubten Manche, die das Buch nicht näher betrachteten, H. sei Uebersetzer der Ars amandi gewesen, und trotz der Bemerkungen Jahn's (Ovidii opera omnia I, 1828, p. 354) hat sich dieser Irrthum sogar in Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtkunst (II. Band) erhalten. Eine Schrift Hartlieb's „Ueber die Kriegskunst" (in der Wiener Hofbibliothek) fällt wol in die gleiche Lebensperiode des vielseitigen Compilators. Seit dem J. 1440 sehen wir H. als Herzog Albrechts III. von Baiern-München „Rath und Diener" und zwar nicht blos als dessen Leibarzt sondern auch mit mannigfachen Kanzleigeschäften, namentlich in geistlichen Angelegenheiten betraut. Ohne Zweifel hat er sich da für die Vertreibung der Juden ausgesprochen, denn ihm schenkten Herzog und Herzogin am 14. Septbr. 1442 das Haus an der Judengasse zu München, „darin vor Zeiten die Judenschuel gewesen". Oblag es hienach allerdings ihm, das Sühnebedürfniß, das man in solchen Fällen gewöhnlich vorgab, zu befriedigen und auf den Unterbauten der Synagoge eine Marienkirche (die jetzt abgebrochene „Gruftkirche") erstehen zu lassen, so brauchte er doch eigentlich nur den Grund abzutreten, zur Bestreitung des Baues hingegen durfte im ganzen Lande gesammelt werden. Die Gunst des herzoglichen Paares suchte sich H. auch durch seine Schriftsteller-, besser gesagt Uebersetzerthätigkeit zu erhalten. So brachte er, wohl im J. 1444, vornehmlich der Herzogin zu Gefallen, die Geschichte Alexanders des Großen aus dem Lateinischen ins Deutsche: d. h. den Alexanderroman nach jener Redaction, die bald einem Eusebius, bald einem Pseudokallisthenes zugeschrieben wird. Das Buch macht den Eindruck einer nur allzu treuen Uebersetzung; daß aus Eusebius „sant Eusebius" wird, darf man den Zeit- und Ortsverhältnissen zuschreiben. Wenn aber Aventin (Chronica, herausgegeben von Cisner, 1580, Bl. 86) meint, es sei hier Alexanders Leben nicht wohl verdeutscht, der Doctor habe des Lateins zu wenig gekonnt, habe viel darein-

gesetzt und um Kurzweil willen dazu gethan, was nur „getichte Rockenmerlein“ seien, so hat er schwerlich die lateinische Vorlage Hartlieb's verglichen, sein schiefes Urtheil beruht vielmehr auf Unvertrautheit mit der Natur solcher Sagenstoffe und ihrem Verhältnisse zu den ächten Geschichtsquellen. Vielleicht ein noch angenehmeres Geschenk war das „Buch von der Hannd“, ein aus Figuren und Text bestehender Grundriß der Chiromantie, den H. unterm 13. December 1448 der Herzogin Anna widmete. Für dieselbe hat er dann noch (spätestens im J. 1457) die Brandanslegende verdeutscht und höchst wahrscheinlich das Buch „Von allerhand verbotenen Künsten, Unglauben und Zauberey“ verfaßt, das durch sie in die Wolfenbüttler Bibliothek gekommen sein wird. Auch zu diplomatischen Sendungen eignete sich der vielgewandte Vertraute. So wurde er 1446 nach Ferrara geschickt, als Markgraf Lionell ein Mitglied seines Hauses mit einer Tochter Albrechts vermählt sehen wollte; so 1456 zu Markgraf Johann von Brandenburg-Culmbach, der vermuthlich bei seinem Schwiegersohne, dem Markgrafen Ludwig von Mantua, interzediren sollte behufs der (1463 erfolgten) Verheirathung von Albrechts Tochter Margaretha mit Ludwigs Sohne Friedrich. Nach dem Tode Herzog Albrechts III. wurde H. von dessen Sohne Sigmund zum Leibarzte ernannt (1465). Angeblich auf den Wunsch dieses jugendlichen Fürsten kompilirte er ein gynäkologisches Werk, indem er die „Secreta mulierum“, die dem Albertus Magnus untergeschoben wurden, deutsch übertrug und durch gleichfalls übersetzte Glossen von Fachschriftstellern, wie Trotula, Macrobius, Gilbertinus, Mustio erläuterte. Nebenbei besaß H. eine Apotheke sowie zwei Häuser auf dem Rindermarkt, betrieb mit Herzogin Anna und drei weiteren Genossen ein Bergwerk (1467) und soll selbst das Amt des Großzollners zu München, allerdings mehr eine einträgliche Sinekure, bekleidet haben. 1471 ist er noch am Leben, doch ein Stiftbrief für die Frauenkirche vom 18. Mai 1474 bezeichnet ihn bereits als Verstorbenen. Zweifelhaft scheint es sohin, ob H. die Verbreitung von einem seiner Werke durch die zeitgenössische Erfindung des Buchdruckes erlebt oder ob erst sein Sohn Gotthart H., der 1496—1521 herzoglicher Beamter zu Tölz war, mit der Presse angebunden hat. 1472 erschien bei Bämler in Augsburg die „Histori von dem grossen Alexander“ (mit Holzschnitten), wonach bis 1514 ebenda und in Straßburg noch 11 Auflagen folgten; das „Buch von der Hannd“ kam als Holzdruck von Jörg Scapf in Augsburg keinesfalls vor 1472 heraus; das „Buch Ovidy von der Liebe“ aber ward erst 1482 gleichfalls in Augsburg durch Hans Sorg gedruckt.

Grienwaldt im Neufortgesetzten Parnassus Boicus I, 1736, S. 42—50; B. Röse bei Ersch und Gruber II. Section, 3. Theil, 1828, S. 22; Gräße, Literärgeschichte II. Band, 2. Abth., 2. Hälfte, 1842, S. 622 und 3. Abth. 1. Hälfte, 1842, S. 454—455; ganz vereinzelte Angaben in Büchern, Handschriften von Hartlieb's Werken auf der k. Hof- und Staatsbibliothek und Schriftstücke im k. Reichsarchive zu München. v. Oefele.

Hartlib: Samuel H., war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, der von Danzig nach Elbing übersiedelte, begab sich etwa 1628 nach England, woselbst seine Familie zahlreiche Verbindungen hatte und arbeitete fortan hier mit einer uneigennützigen Begeisterung für die verschiedensten praktischen und idealen Bestrebungen. Ohne in irgend einem Fach schöpferisch zu sein, und oft in abergläubischen Vorstellungen befangen, wußte er nach allen Seiten hin anregend zu wirken und führte über ganz Europa einen gelehrten Briefwechsel. Hobbes, Boyle, Wren, Ray, Pell, Gronov, Oldenburg, Hevel, Gassendi gehörten zu dem weiten Kreise seiner Bekannten. Mit dem Schotten John Durie verband ihn der Gedanke einer Union aller Reformirten. Des Comenius Reformideen suchte er in England zu verbreiten und dem großen Pädagogen selbst 1641 hier einen

Wirkungskreis zu verschaffen. Milton widmete ihm, als seinem Freunde, 1644 sein Büchlein „Ueber die Erziehung". In der Vorgeschichte der Royal society spielt er eine wichtige Rolle. Von Sympathien für die Sache der englischen Revolution erfüllt, vom Parlament finanziell unterstützt, wurde er auch vom Protector Cromwell zur Führung und zum Empfang politischer Correspondenzen benutzt und erscheint bei dessen Leichenbegängniß sogar unter dem Titel eines „Secretärs". Er selbst blieb auch nach dem Sturze der Republik, obwol von Kränklichkeit geplagt und in Geldverlegenheiten, unermüdlich. Seine zahlreichen Schriften behandeln Gegenstände verschiedener Art: Fragen der Erziehung, des Ackerbaus, des Handels ꝛc. Nachdem er noch den Schmerz gehabt hatte, einen Theil seiner Bücher und Manuscripte durch einen Brand zu verlieren, starb er bald nach dem 9. April 1662.

Hartlib's Drucke und Manuscripte im Brit. Museum. Correspondenz zw. Hartlib und Comenius im Böhmischen Museum zu Prag (benutzt von Gindely, Sitzungsber. der Wiener Ak. phil.-hist. Kl. XV. 482—552 und von Stern, Milton und seine Zeit). Corresp. mit Boyle in Boyle's W. ed. Birch, mit Pell in Vaughan, Protectorate of O. Cromwell, 1839, mit Worthington in W. Diary and Correspondence ed. Crossley (Chetham-Society 1847, 1855). Eine ausführliche Biographie Hartlib's von Croßley ist daselbst zu erwarten. Bis dahin s. Dircks, A biographical memoir of S. H., London, J. Russell Smith 1865.

Alfred Stern.

Hartmann, Bischof von Brixen (1140—1164), wurde im Gebiete von Passau geboren. Sein Vater Poppo und seine Mutter Azewib waren nicht gerade von vornehmer Herkunft, doch werden sie unter den Wohlthätern des Klosters Neustift und der Kirche zu Seckau angeführt. In dem Musterinstitute des Regularclerus jener Zeit, dem vom Bischof Altmann gegründeten Augustinerkloster St. Nicola zu Passau ausgebildet, lenkte H. die Aufmerksamkeit des Erzbischofs Konrad auf sich, der ihn 1122 als Domdechant nach Salzburg berief. Sodann wurde er Probst von Chiemsee, wo er das canonische Leben einführte, und 1133 zu demselben Zwecke von dem Markgrafen von Oesterreich, Leopold dem Heiligen, dem Stifte Kloster-Neuburg vorgesetzt, für welches er eine eigene Lebensordnung (consuetudinem) verfaßte, die mit den Worten: sub testimonio Christi et ecclesiae anfing. Unter ihm erfolgte die Einweihung der dortigen Klosterkirche. 1140 wurde H. zum Bischof von Brixen erwählt, in welcher Eigenschaft derselbe bereits am 20. März 1141 zu Kurnol eine Kapelle weihte, am 13. Mai die Reliquien Bischof Albuin's erhob und am 13. Juli zu Friesach weilte, woraus hervorgeht, daß die hie und da (auch bei Potthast) begegnende Angabe, wonach er erst 1142 Bischof von Brixen geworden wäre, irrig ist. Das Leben nach der Regel St. Augustins verpflanzte H. auch nach seinem bischöflichen Sprengel, indem er einen begüterten Ministerialen seiner Kirche, den Burggrafen Reinbert von Säben zur Errichtung eines derartigen Stiftes veranlaßte. Es ist dies das noch gegenwärtig bestehende Chorherrenkloster Neustift bei Brixen, an einem damals noch rauhen, wilden Orte, wo sich die Straßen von Pusterthal, Wippthal und aus Italien vereinigten. Schon im Herbste des Jahres 1142 konnte das Kloster bezogen, die Kirche eingeweiht werden. Zum ersten Probste des Stiftes machte H. den bisherigen Dechant von Kloster-Neuburg, Heinrich. Im Februar 1147 treffen wir H. auf dem großen Hoftage K. Konrads zu Regensburg, auf welchem sich fast alle Anwesenden zum Kreuzzugsgelübde bewegen ließen. Doch wird H. fälschlich (s. Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge II, 313) unter den Theilnehmern des zweiten Kreuzzuges angeführt. Denn abgesehen von dem Stillschweigen seines alten Biographen, begleitete H. vielmehr den Erzbischof von Salzburg Eberhard nach Bamberg, wo am 13. Juli

1147 die Gebeine Kaiser Heinrichs II. erhoben wurden und im März des folgenden Jahres auf die Synode zu Reims. In besonderem Ansehen stand H. bei Friedrich Barbarossa. H. wird als dessen Beichtvater bezeichnet und wenn dies auch keineswegs so zu fassen ist, als habe sich unser Bischof beständig am Hofe aufgehalten, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß der Kaiser dem frommen Priester hohe Verehrung zollte und ihn wiederholt in Augenblicken ernster Entscheidung zu Rathe zog. Als Friedrich Barbarossa im Herbst 1154 die Romfahrt antrat, veranstaltete er auf die Nachricht, daß sein Heer auf dem Durchzuge durch das Gebirge sich an Kirchengut vergriffen habe, eine allgemeine Sammlung im Lager und sandte die nicht geringe Summe Geldes den Bischöfen von Trient und Brixen zur Vertheilung an die beschädigten Kirchen zu. Auf der Rückkehr aus Italien bestätigte 1155 der Kaiser die Privilegien des Stiftes Brixen. Im J. 1156 wohnte H. (1. Mai) der durch Bischof Otto von Freising vollzogenen Weihe der Kirche des Chorherrenstiftes Dietramzell und (12. Juli) jener der Klosterkirche zu Baumburg bei und besuchte den berühmten Hoftag zu Regensburg (17. September), der den Streit der beiden Heinriche, des Welfen und des Babenbergers um das Herzogthum Baiern entschied. 1157 weihte H. die Kapelle bei dem Spital ein, das er zu Brixen auf einer Insel der Eisack gegründet hatte. 1158 war er Zeuge jener Disputation, welche Bischof Eberhard mit dem Probste Gerhoch von Reichersberg über des letzteren Lehre vom Menschensohne zu Bamberg veranstaltete. Als in demselben Jahre der Kaiser sich zum zweiten Zuge nach Italien vorbereitete, berief er eine Anzahl Männer von bewährter Frömmigkeit nach Kaiserslautern, darunter vor allem H., um unter dessen Beirath sein Haus zu bestellen und sich auf das große Unternehmen, das seiner wartete, in würdiger Weise vorzubereiten. Dies innige Verhältniß des Kaisers zu H. erfuhr freilich in Folge des kirchlichen Schisma's eine Trübung, da sich H. gleich seinem Metropoliten Eberhard entschieden an Papst Alexander III. anschloß. Darum fehlte er gleich anfangs auf der Synode zu Pavia (1159), obgleich der Kaiser ihn zu deren Besuche aufgefordert hatte. Doch hat H. sich wie Eberhard das Vertrauen und die Achtung des Kaisers auch jetzt bewahrt. Daher nahm ihn Eberhard auf ausdrückliches Verlangen Friedrichs 1162 mit nach Pavia und Mailand, sowie im April des J. 1163 nach Mainz, wo beide sowol von dem Kaiser als von dem neuen Erzbischofe Konrad von Wittelsbach auf das ehrenvollste empfangen wurden. Und als im Herbst des Jahres 1163 der Kaiser zum dritten Male nach Italien zog, bat er H., mit welchem er vermuthlich in Brixen zusammentraf, ihm einen Reisealtar zu weihen und ließ es sich gefallen, als dieser erklärte, er wolle den Wunsch nur dann erfüllen, wenn er den Altar unter dem Gehorsam des Papstes Alexander weihen dürfe. Die schlimme Wendung, welche der große Kirchenstreit nach dem Tode Victors IV. und der Aufstellung eines neuen Gegenpapstes nahm, überlebte H. nicht lange. Er starb 1164 im Bade, das er sich am Tage vor dem Weinachtsabende (23. Decbr.) hatte bereiten lassen, wenige Monate nach dem Tode seines Metropoliten Eberhard († 22. Juni), neben welchem ihn sein Biograph als die zweite große Leuchte jener Zeit in der Salzburger Kirche feiert. H. wurde in der Domkirche zu Brixen vor dem Altar St. Stephan beigesetzt, 1237 aus Anlaß eines Kirchenbrandes erhoben, 1605 in ein neues mit einem schönen Denkmale geziertes Grab übertragen, endlich von Erzherzog Karl von Oesterreich, Bischof von Breslau und Brixen sammt anderen Reliquien in ein besonderes Behältniß hinterlegt. Denn H. wurde als Heiliger verehrt und galt für wunderthätig. Besonders gern führte man auf ihn die Heilkraft mancher Wasserquellen zurück, die man deshalb noch heute Hartmannsbrunnen nennt. Nach Wattenbach (D. G.-Q. 4. Aufl. Bd. II, 213) widmete der bekannte Fort=

setzer Otto's von Freisingen Ragewin das Gedicht mit der Ueberschrift „Flosculus Rahew. ad Ha. prep.“ unserm H. Dies ist um so eher möglich, da Ragewin's nähere Bekanntschaft mit H. auch aus seinem Geschichtswerke erhellt. Doch sind daneben andere Deutungen zulässig. Vgl. Riezler in Forschungen z. d. Gesch. XVIII, 540. Eine alte Federzeichnung, welche H. darstellt, wie er dem Herzoge Heinrich dem Löwen die Vogtei über das Kloster Pollingen übergibt, enthält die Hs. 467 des k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien (Chartular des Bisthums Brixen). Vgl. Pertz, Archiv III, 562.

Hauptquelle ist die erst einige Zeit nach Hartmann's Tode zu Neustift (nicht Kloster-Neuburg) verfaßte Vita (in Pez, SS. rer. Austriac. I, 495 ff. u. im Geschichtsfreund, Brixen 1867. Vgl. Zeißberg, Zur Kritik der Vita B. Hartmanni. Arch. f. K. ö. G.-Q. LVI. Bd., sowie die Urkunden bei Puell, Ph. N., Heiligmäßiger Lebenswandel des sel. Hartmanni, B. zu Brixen, Br. 1768. Sinnacher, Beiträge z. Gesch. der bischöfl. Kirche Säben und Brixen III, 231 ff. und im Urkundenbuche des Augustiner Chorherrenstiftes Neustift in Tirol (Font. rer. Austr. II. Abth. XXXIV. Bd.). Vgl. auch Riezler, Gesch. Baierns I, 682 ff. Zeißberg.

Hartmann II., Bischof von Chur, stammte aus dem gräflichen Geschlechte derer von Werdenberg-Sargans von der schwarzen Fahne. Sein Vater war H. III., Graf von Werdenberg-Sargans zu Vaduz, seine Mutter, Anna, eine Schwester des Grafen Rudolf von Montfort zu Feldkirch von der rothen Fahne; sein Geburtsjahr ist nicht bekannt. Da die Familie durch mannigfache Ursachen in ihrem Besitze sehr zurückgekommen war, trat H., obwol Erstgeborner und als solcher Nachfolger seines Vaters im Besitze von Vaduz, in den Johanniterorden ein. Im J. 1376 erhielt er die Comthurey zu Wädischweil, eine Würde, die ihn veranlaßte, mit den Eidgenossen freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und sich zu verpflichten, daß Wädischweil jeder Zeit ihr offenes Haus sein solle (Urk. 8. Septbr. 1376). Unterdessen trat er sein schwerverschuldetes Erbe pfandweise an seine Halbgeschwister, die Freiherren v. Brandis, ab, ohne je wieder zur Lösung zu gelangen. So verschwand die Linie derer von Werdenberg-Vaduz, da der eine von Hartmann's Brüdern, Rudolf, auf einer Fahrt nach Jerusalem, ohne Leibeserben zu hinterlassen, in Rhodus starb, während der jüngere Bruder, Heinrich, mit Catharina von Werdenberg, der Wittwe Dietheim's, Grafen von Toggenburg, nur Töchter erzeugte. H. war aber auch als Fürstbischof von Chur der letzte aus einem der altrhätischen Dynastengeschlechter. Seine Wahl zum Bischofe von Chur erfolgte im J. 1390. Nach dem Hinschiede von Bischof Johannes II., 1388, war eine uncanonische Wahl erfolgt, die vom Domcapitel nicht anerkannt wurde. Letzteres wählte vielmehr mit Einmuth den Comthur von Wädischweil, während Herzog Leopold von Oesterreich im Bunde mit Rom alle Anstrengungen machte, seinen Vicekanzler Anton auf den Stuhl zu Chur zu bringen. Die Behauptung der neuen Würde kostete H. daher um so größere Anstrengung, als Oesterreich seit 1363 im Besitze von Tirol nach den empfindlichen Schlägen, die es im Kampfe wider die Eidgenossen bei Sempach erlitten hatte, alles Gewicht darauf legte, durch seinen Einfluß in Churrhätien sich die Rheinlinie zu sichern und die Verbindung mit Mailand offen zu halten. Dank einem Anschlag des Grafen Albrecht von Werdenberg-Heiligenberg von der weißen Fahne wurde H. auf der Heimreise von Constanz gefangen genommen, und während zwei Jahren auf Heiligenberg gefangen gehalten, und Herzog Albrecht von Oesterreich besetzte mittlerweile das zum Bisthum gehörende Stift Münster, über dessen Schirmvogtei beständige Irrungen obwalteten. Erst 1392 erlangte der Bischof durch einen Vertrag mit Oesterreich seine Freiheit

wieder, indem er gegen Verzicht des Vicekanzlers Anton auf den Stuhl zu Chur sich für seine Person, sein Capitel und sein Hochstift verpflichtete, dem Hause Oesterreich allezeit gewärtig zu sein, und sich unter den Schutz dieses Hauses stellte. Auf diese Weise mit seinem mächtigsten Gegner im Frieden, eröffnete H. seine Stiftsregierung damit, daß er die abgekommenen Rechte seiner Kirche von den benachbarten Baronen wieder einzubringen suchte. Um das Vicedominat im Tumlesk und andere damit zusammenhängende Rechte, wie namentlich die Schirmvogtei über das Stift zu Catzis erhob sich nun eine lange, allerdings mehrfach durch Richtungsversuche unterbrochene Fehde mit den Freiherren von Rhäzüns. Sie erhielt dadurch besondere Wichtigkeit, daß Freiherr Ulrich von Rhäzüns den gesammten oberländischen Adel, insbesondere die Grafen von Sar, sowie die Abtei Disentis in seine Bundesgenossenschaft zog, und auf diese Weise die nachmalige Bildung des obern grauen Bundes vorbereitete. Unterdessen wandte sich Bischof H. auch gegen die Vögte von Mätsch, um Vinstgau und Poschiavo wieder zu des Stiftes Handen zu bringen. Diese Unternehmungen entsprangen dem allgemein beobachteten Bestreben jenes Zeitalters an der Stelle des unhaltbar gewordenen Reichsverbandes die Landeshoheit zu begründen und an die Stelle des lockern Lehenverbandes festere Ordnungen einzuführen. Aber auch in Niederrhätien machte H. sein Ansehen als Kirchenfürst und Landesherr gegen die Heiligenberger Linie seines Hauses, mit dem er allerdings mancherlei abzurechnen hatte, geltend. Es handelte sich hierbei vorzugsweise um die Vesten Wartau und Herrenberg. Noch während dieser mit wechselndem Glücke geführten Fehde entspannen sich aber neue Irrungen über die Tumlesker Angelegenheiten. Tief verschuldet ging der Bischof aus diesen Fehden hervor; er durfte kein Mittel mehr verschmähen, sich Geld zu verschaffen. Er trat daher 1399 gegen eine Jahresbesoldung von 400 Gulden als herzoglicher Rath in die Dienste Leopolds, mit dem Gelöbnisse, ihm gegen Jedermann zu dienen. Die Hoffnung des Capitels und des Landes, daß das Hochstift in seinem kriegerischen Bischof einen Halt gegen Oesterreichs Umsichgreifen erhalte, ward damit zu Schanden. Aus einem Bundesgenossen Oesterreichs war ja der Bischof ein Diener und Unterthan des Fürsten geworden. Der Gedanke der Selbsthülfe, des gegenseitigen Schutzverbandes, faßte jetzt unter den Gotthausleuten von Chur immer kräftiger Wurzel. Schon am 21. October 1396 hatten dieselben, Edel und Unedel, Frei und Eigen, Semperleute und Hofleute, Niemand ausgenommen, mit den zur Landschaft des Grafen Hans von Werdenberg zu Sargans gehörigen Herrschaften Schams, Obervaz und Ortenstein ein Verkommniß zu rechtlicher Hülfe gegen Gewalt und Ueberdrang abgeschlossen. Sie behielten dabei das Bündniß mit Oesterreich vor, aber jeder Bischof sollte bei seinem Regierungsantritt diese Verkommniß eidlich beschwören. Es war hiermit der Anfang zu landschaftlicher Selbständigkeit gemacht, die in der Folgezeit sich noch weiter entwickelte. Die Rhäzünser antworteten auf dieses Bündniß mit einem Gegenbündnisse, womit wenigstens soviel erreicht war, daß die Fehde in Oberrhätien erlosch und den erschöpften Landschaften einige Ruhe gewährt wurde. In Unterrhätien dauerten indeß die Raubzüge fort, und waren es hier hauptsächlich die Glarner und Appenzeller, die das bischöfliche Gebiet heimsuchten. Durch Vermittelung des österreichischen Landvogtes zu Sargans, Wilhelm v. Ende, wurde auch diese Fehde 1402, zu einer Zeit, da bereits die heftigen Zerwürfnisse zwischen Abt Cuno von Stoffeln zu St. Gallen und den Appenzellern ausgebrochen waren, beigelegt. Die Versuche, das Bergvolk zur Ruhe zu bringen, waren alle gescheitert, von der Vertheidigung des eigenen Landes ging es zum Angriff über, und rief in der ganzen Landschaft ob dem See ähnliche Freiheitsbestrebungen hervor. Auch die österreichischen Herrschaften waren bereits von den kühnen Ausfällen der Bergleute bedroht und ins-

besondere die den Werdenbergern in ihrer Verarmung abgenommenen Besitzungen. Unter diesen Umständen konnte Bischof H. den Augenblick gekommen erachten, wo er sich der lästigsten Verpflichtungen Oesterreich gegenüber entschlagen und namentlich zu Maßregeln zu greifen vermochte, welche seine neuerdings in Frage gestellten Rechte im Vinstgau sichern sollten. H. erschien daher persönlich im Vinstgau, um seinen Gegnern zuvorzukommen, wurde aber auf seiner Fürstenburg durch Hans v. Lupfen 1405 belagert und noch ehe seine Gotthausleute zum Entsatze herbeieilen konnten, gefangen abgeführt. Man brachte ihn nach Schaffhausen, um dort durch eine längere Gefangenhaltung den ihm schuldgegebenen Treubruch zu büßen. Daß seine Handlungsweise in diesem Sinne beurtheilt wurde, ergibt sich daraus, daß seine Freilassung erst auf Fürsprache des Capitels und Gotthauses Chur erfolgte, und sich diese letzteren, sowie anderseits die ganze Verwandtschaft des Fürstbischofs für unverbrüchliche Haltung des Bündnisses vom J. 1392, welches H. neuerdings zu beschwören verhalten wurde, verbürgen mußten, und zwar unter der Bedingung, daß ihn bei nochmaligem Treubruche die Ministerialen und die Gemeinden des Gotthauses nicht mehr als Landesherr anerkennen sollten, während die Verwandtschaft gelobte, ihm keine Hülfe mehr zu leisten, wenn der Bischof seine Urfehde nicht halte. Durch diese Verhandlung, zusammengehalten mit derjenigen von 1396, waren die Anfänge eines öffentlichen Rechtes sowol nach innen zur Sicherung des Landfriedens, als nach außen durch jene Verbürgung für die Fortdauer der Bundesgenossenschaft mit Oesterreich gegeben. Die Ministerialen und die Gemeinden des Gotthauses hatten damit landesständische Rechte ihrem Fürsten gegenüber erlangt. Nach Hartmann's Freilassung wurden die streitigen Verhältnisse im Vinstgau schiedsgerichtlich geordnet, indem Bischof Georg von Trient die Herzoge von Oesterreich zu einer Entschädigung von 3000 Fl. an die Kirche von Chur verurtheilte. Aus dem Inhalt des Schiedsspruches geht wenigstens hervor, daß Bischof H. nicht ohne zureichenden Grund nach dem Vinstgau geeilt war, um daselbst Stellung zu nehmen. Die ihm zugesprochene Entschädigung reichte indeß nicht zu, um die drückende Schuldenlast der Kirche von Chur zu ermäßigen. Durch jüdische Wucherer gedrängt, mußte H. im J. 1409 das Capitel und die Stadt Chur verpfänden, nachdem er schon 1406 das Ammanamt zu Chur für 160 Mark verkauft hatte. In so bedrängter Lage mußte der Bischof fortan darauf verzichten, mit bewaffneter Hand die Rechte seiner Kirche zu schirmen, obwol diese sowol im Vinstgau, als auch von Seite der Rhäzünser fortwährend gefährdet waren, und H. beschränkte sich daher darauf, den Herzog Friedrich mit geistlichen Censuren heimzusuchen. Aeltere Schriftsteller, namentlich Eichhorn und nach ihm selbst Kaiser in seiner Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein, nehmen an, Herzog Friedrich habe den Bischof aus Anlaß dieser neuen Irrungen im Jahre 1412 nochmals in Fürstenburg überfallen und gefangen abführen lassen. Da jedoch bei Lichnowsky aus diesem Jahre keinerlei derartige Andeutungen in den Regesten vorkommen, so scheint hier eine Verwechslung mit dem J. 1405 vorzuliegen. Auf seinem Zuge nach Mailand kam Kaiser Sigismund im August des J. 1413 nach Chur und nahm hier den Bischof und seine Kirche in des Reiches Schirm, worauf dann endlich die Hartmann's ganze Regierung trübenden Streitigkeiten mit den Freiherren von Rhäzüns durch das Schiedsrichteramt des Landes Glarus zu friedlichem Austrage kamen. Mit der Eröffnung des Concils zu Constanz im J. 1414 bot sich dem Bischofe, der vor der Kirchenversammlung die Beschwerden über die Bedrängnisse seiner Kirche vorgetragen hatte, unerwartet die Gelegenheit, sich noch einmal für die Feindseligkeiten zu entschädigen, welche ihm Herzog Friedrich von Oesterreich so oft zugefügt hatte. In Folge der Verbindung des letzteren mit Papst Johann XXIII.

wurde auch über den Herzog der Bann der Kirche und die Acht des Reiches ausgesprochen. In Verbindung mit dem Grafen Friedrich von Toggenburg zog nun Bischof H. aus, um die Reichsacht durch Besetzung der österreichischen Landschaften vollstrecken zu helfen. Feldkirch wurde belagert und eingenommen. Noch einmal aber gerieth bei diesem Anlasse der greise Bischof in die Gewalt des österreichischen Hauptmanns Hans v. Lupfen, der die starke Veste Schattenburg vertheidigte. Erst nach einer Gefangenschaft von acht Monaten durfte er wieder heimkehren, nachdem er nochmals den Erben Herzog Friedrichs das Bündniß mit Oesterreich von 1392 beschworen hatte und zwei seiner Vesten als offene Häuser für Oesterreich erklären mußte. Am 8. December 1415 kam er unter allgemeiner Freude seiner Stiftsleute nach Chur zurück, überlebte aber jenes sein letztes Mißgeschick nur noch um wenige Monate. Am 6. Septbr. 1416 starb er auf Schloß Sonnenberg bei Bludenz und wurde in der Stiftskirche zu Chur beigesetzt. Das Necrologium Curiense, welches seine Regierungszeit vom J. 1388 an rechnet und ihm demgemäß 28 Jahre zuzählt, sagt von ihm: „sub multis rixis et guerris strenue rexit ecclesiam“.

Leu, Allgemeines helvetisches Lexikon, IV. Theil sub Chur 1750. Eichhorn, P. Ambr., Episcopatus Curiensis 1797. v. Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg. V. Theil 1841. v. Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg. 1845. P. Kaiser, Geschichte des Fürstenthums Lichtenstein. 1860. v. Mohr, Geschichte von Churrhätien, I. Bd. 1870.

Kind.

Hartmann, Abt von St. Gallen, † am 21. September 925. Nachdem von zwei noch 883 neben einander genannten St. Galler Mönchen, Namens H., der ältere (von 864 an als Officiale oft genannte) gestorben war, stieg der jüngere von 910 an vom Camerarius zum Propst empor, als welcher er 920 genannt ist. Ein Schüler Notkers des Stammlers, selbst Lehrer und Dichter von Hymnen (besonders erhielt sich Jahrhunderte hindurch in St. Gallen die Litanei für die Rogationstage: Humili prece — Canis … antiqu. lect. Tom. V., p. 728—34, 753—55 — daneben Festgesänge auf den hl. Magnus) und von Empfangsgedichten (wol für Karl III.), hat H. daneben nach Ekkeharts Zeugniß ein leider verlorenes Buch über die Geschichte seiner Zeit geschrieben. Als Nachfolger Salomons III. war H. in recht schwieriger Zeit seiner Aufgabe weniger gewachsen. Gleich nach dem Tode des Abtbischofes (5. Januar 920) scheinen innere Parteiungen, welche wol schon längere Zeit vorhanden waren, stärker hervorgetreten zu sein. Ein von Salomon abgefallener früherer Günstling, Cozolt, scheint zuerst Aussichten auf die Nachfolge — 920 ist er Decan — gehabt zu haben; dann war bis in den Herbst 921 Alberich Decan, und erst 922 tritt H. als Abt urkundlich hervor. Ein trefflicher Führer der inneren Angelegenheiten St. Gallens, wurde er der äußeren Aufgaben nicht Herr; besonders begannen die Meier der Klosterhöfe in bedrohlicher Weise sich dem Gehorsam zu entziehen.

Vgl. Dümmler, in den zürcher. antiquar. Mittheil., Bd. XII. S. 256, sowie vom Verf. dessen Commentar zu Ekkeharts IV. Casus St. Galli (St. Gallische Geschichtsquellen, III. Abthl., bes. S. 5, 23 u. 24, 164—67, 176—78).

Hartmann heißt auch der sonst ganz unbekannte Mönch, welcher um das J. 1000 das Leben der 926 in der Zeit des Abtes Engilbert (Nachfolger Hartmann's, 925—33) als Blutzeugin beim Ungarneinbruch verstorbenen Wiborada zum ersten Male beschrieb. Ein anderer noch jüngerer Mönch Hepidannus (um das J. 1072), wurde dann der Ueberarbeiter dieses Heiligenlebens (beide Redactionen in den Acta Sanct. Boll. Mai, Tom. I. 284—308); dagegen wurde

der Name des Hepidannus ohne alle Berechtigung durch Goldast mit den größeren Annalen von St. Gallen in ähnlicher Art verbunden, wie der eines sogenannten (gleichfalls von Goldast aufgebrachten) Burchard mit der von fünf Verfassern successive bearbeiteten Continuatio Casuum S. Galli.

Meyer von Knonau.

Hartmann, deutscher Dichter, verfaßte ein uns nicht mehr erhaltenes Gedicht vom Antichrist, sowie die „Rede vom Glauben", diese nach der einzigen unvollständigen Handschrift von H. F. Maßmann in seinen „Deutschen Gedichten des zwölften Jahrhunderts" (Quedlinburg und Leipzig 1837) herausgegeben. Sie mag, nach den noch sehr ungenauen Reimen zu urtheilen, während allerdings der innere Bau der Verse ziemlich genau ist, während der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Mitteldeutschland entstanden sein. Jedenfalls gehört sie zu den hervorragendsten Erzeugnissen der geistlichen Poesie. Es ist eine Zusammenfassung der christlichen Glaubenslehre. Das Grundschema bildet das nicaeno-constantinopolitanische Glaubensbekenntniß, dessen Artikel ganz oder stückweise in ihrer lateinischen Fassung den einzelnen Abschnitten vorangestellt sind. Aber während das erste Hauptstück ziemlich kurz abgehandelt wird, und auch in der Erläuterung des zweiten nur ein knapper Abriß des Lebens und Leidens Christi, seiner Auferstehung und Himmelfahrt geboten ist, erscheint die Lehre vom heiligen Geist in einer solchen Ausführlichkeit und so systematisch gegliedert, daß sie beinahe ein selbständiges Werk genannt zu werden verdient. Mit wohlgelungener Steigerung wird hier dargelegt, welche Rathschläge für ihr Handeln der heilige Geist den Menschen je nach ihren verschiedenen Anlagen ertheile. Die detaillirte Ausführung dieser Vorschriften des Geistes gibt dem Dichter Gelegenheit zu einer Reihe von farbenprächtigen und psychologisch fein erfaßten Bildern aus der damaligen vornehmen Gesellschaft, und läßt uns, wenn auch nur in dunklen Umrissen, die eigene Individualität und den Stand des Mannes erkennen. Denn will man die zerstreuten Andeutungen zu einem einheitlichen Bilde seiner Persönlichkeit zusammenfügen, so verstatten sie nur die Annahme daß H. einem ritterlichen Geschlechte entstammte und in seiner Jugend alle die Genüsse und Freuden, die ihm sein Stand bot, durchkostete, bis er übersättigt und von Reue und Bußgedanken ergriffen in die Stille eines Klosters sich zurückzog. Dort eignete er sich einige geistliche Bildung an und war nunmehr mit leidenschaftlichem Eifer bemüht, auch seinen früheren Genossen eine ähnliche weltentsagende Gesinnung, wie sie ihn beseelte, einzupflanzen: dadurch wurde er zum Dichter. Das wäre ein für damalige Zeit fast typisch zu nennender Entwickelungsgang, nahezu der gleiche, wie er in der deutschen Litteratur bei Heinrich (s. daselbst), dem Laienbruder von Melk, abermals begegnet, nur mit dem wichtigen Unterschiede, daß H. nicht blos, wie Heinrich, Satiriker ist, daß er nicht allein strafen will, sondern daß er die Besserung seiner Mitmenschen aufrichtig und voll sittlichen Ernstes im Auge hat. Mehr können wir mit unseren Mitteln nicht errathen: denn es wäre vorschnell, aus dem Verzeichniß aller der Sünden, die begangen zu haben H. sich vorwirft, etwas auf sein Vorleben schließen zu wollen; aus der reichen Predigt- und Beichtlitteratur waren jedem auch nur einigermaßen geistlich gebildeten Manne alle diese festformulirten Selbstanklagen geläufig, und so begegnen sie denn auch in zum Theil nur wenig abwechselnder Gestalt in verschiedenen Dichtungen der Zeit. Es ist auch nicht zweifelhaft, daß H. mancherlei geistliche deutsche Gedichte bekannt waren.

K. Reißenberger, Ueber Hartmann's Rede vom Glauben, Hermannstadt 1871. — M. Scheins in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 16, 157 ff.

Steinmeyer.

Hartmanni (Hartmannus), gebürtig aus Eppingen, wurde Prof. philos. zu Heidelberg, später Assessor beim Reichsgericht zu Speyer, endlich am kurpfälzischen Hofe Kanzler. In den Adelstand erhoben, starb er am 3. Juli 1547. Er schrieb: „Observationes practicae", Basel 1589, Cöln 1620, von den Zeitgenossen sehr geschätzt. Gelobt wird besonders sein Eifer für die Wissenschaft und für die reine Lehre des Evangeliums.

Sein Sohn H. wurde geboren 1523, war Assessor bei der kaiserl. Kammer, Rath bei drei Kurfürsten der Pfalz, praeses des Consistorii und der Diöces zu Heidelberg praefectus. Er starb am 16. Mai 1586. Man nannte ihn wegen seiner Weisheit „Solon Palatinus". Er verfaßte „Kurtze Beschreibung welcher gestalt ein Fürst sein regiment einrichten und bestellen soll" und gab seines Vaters Observationes mit denen von Wurmser zu Heidelberg 1570 und 1579 heraus. Seine Tochter war an Nic. Cisner verheirathet.

Adami vitae, p. 74—76. 257. — Freher, Theatrum, p. 823. — Supplement zu dem baselischen allg. hist. Lexico von Beck und Buxtorff, Basel 1744, II. 117. Pütter, Litt. des St.Rts. 1, 130. 2, 350.

Teichmann.

Hartmann: Andreas H., deutscher Dramatiker. Seit 1586 im Consistorium zu Dresden angestellt, 1593 Kanzleisecretär bei der Stiftsregierung zu Merseburg; 1599 amtlos zu Dresden, 1600 zu Magdeburg, berechnete er seine Stücke zunächst auf das Publicum zu Dresden und den kursächsischen Hof; zwei derselben erschienen mit kurfürstlich sächsischem Privilegium gegen Nachdruck auf 10 Jahre. Seine Dramatisirung des „Amadis" (Dresden 1587), scheint verloren. Seine christliche Comoedia „Vom Zustande im Himmel und in der Hellen" (Magdeburg 1600), schöpft eingeständlich aus dem „Treuen Eckhart" des Bartholomäus Ringwalt, ganze Versreihen sind einfach herübergenommen, übrigens die lehrhaften und beschreibenden Partieen gekürzt, wie es die dramatische Form nothwendig machte. Eine Schilderung der Fastnacht und verschiedene Sterbescenen sind hinzugekommen; ein gewisser roher Effekt war mit den Bildern des Todes, mit den Scenen an der Himmelsthüre und den Klagen der Verdammten ohne Zweifel zu erzielen. Ein weiteres Stück, der „Martin Luther" (Magdeburg 1600; o. O. 1601; als Lutherus redivivus, Halle 1624), ein dramatisirtes Leben des Reformators von seinem Eintritt ins Kloster an, war auf mehrere Bände berechnet, wovon nur der erste, bis zur Entführung auf die Wartburg reichend, erschien. Eine wenig gelungene Arbeit; der Stoff ist nicht bezwungen, viele Erzählungen des „Ehrenhold" oder gar der betheiligten Personen an das Publicum müssen die wenigen ausgeführten Scenen ergänzen; unter den letzteren verdient die Schilderung von Tetzel's Auftreten noch am meisten Lob: „Herr Omnes" (in fünf Stimmen zerlegt), führt mancherlei Reden; Luther tritt ihm scharf entgegen; Claus Narr neckt und ein Landsknecht überlistet ihn. Alles aber rohe und ungeschickte Abschrift des Lebens.

Fürstenau, Musik und Theater zu Dresden, Bd. I. S. 60 ff.

Scherer.

Hartmann: Anton Theodor H., evangelischer Theologe und Orientalist, geb. am 25. Juni 1774 zu Düsseldorf, † am 20. April 1838. Er war der Sohn eines Kaufmanns, besuchte die Gymnasien zu Osnabrück und Dortmund und bezog 1793 zum Studium der Theologie die Universität Göttingen, wo besonders Eichhorn auf die Richtung seiner Studien bestimmend einwirkte und ihm seine Gunst in hohem Maße zuwandte. Nach Abschluß seiner Universitätsstudien ging er zunächst 1796 nach Düsseldorf zurück und wirkte hier als Privatlehrer, wurde aber schon 1797 als Conrector zu Soest, 1799 als Prorector zu Herford und 1804 als Collaborator am Gymnasium zu Oldenburg angestellt. Allein das

Schulamt sagte ihm auf die Dauer wenig zu; sein Wunsch, den Gang, welchen seine Studien bisher genommen, in einem akademischen Wirkungskreise zu gedeihlichem Abschluß zu bringen, ging, da er sich bereits durch eine Reihe gelehrter Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht hatte, 1811 in Erfüllung, als er auf Eichhorn's nachdrückliche Empfehlung zum ordentlichen Professor der Theologie zu Rostock an Ziegler's Stelle ernannt wurde. Hier wirkte er nun als akademischer Lehrer, wie als Schriftsteller in der vielseitigsten Weise, hauptsächlich jedoch machte er sich um die Auslegung und Kritik des alten Testaments und um die Kunde der morgenländischen Sprachen verdient. 1813 erwarb er die theologische Doctorwürde von der Rostocker Universität. Die Würde eines Consistorialraths wurde ihm 1815 zu Theil, 1818 auch das Directorat des akademischen Münzcabinets. Die Universität Kasan ernannte ihn 1828 zu ihrem besoldeten Ehrenmitgliede im Fache der morgenländischen Litteratur. Mit dem J. 1836 stellten sich wiederholte Schlaganfälle ein, welche ihn körperlich und geistig schwer schädigten und zuletzt sogar zu völliger Unthätigkeit verdammten. In der Auslegung und Kritik des alten Testaments verfuhr H. in freisinnigem und historisch-grammatischem Geiste, mit gewissenhafter Berücksichtigung des Sprachlichen. Zu erwähnen sind hier die Schriften: „Der Prophet Micha, neu übersetzt und erläutert“, 1800. „Linguistische Einleitung in das Studium der Bücher des alten Testaments“, 1818. „Die enge Verbindung des alten Testaments mit dem neuen“, 1831, und hauptsächlich: „Historisch-kritische Forschungen über die Bildung, das Zeitalter und den Plan der 5 Bücher Mosis“, 1831. Um die Kunde des Morgenlandes, namentlich in ihrer Anwendung auf die Auslegung des alten Testaments hat H. vielfältige Verdienste; mit Vorliebe ging er den Sitten und Gebräuchen, der Denk- und Anschauungsweise der Morgenländer und dem Geiste ihrer Litteratur nach. Die geschätzteste Frucht dieser Studien ist das Werk: „Die Hebräerin am Putztische und als Braut“ (auch unter dem Titel: „Uebersicht der wichtigsten Erfindungen im Reiche der Mode bei den Hebräerinnen“) Thl. I—III. 1809—10. An der Hand einer Biographie Tychsen's gab er eine umfassende Uebersicht über die Gegenstände der morgenländischen Wissenschaft und deren Bearbeitung in dem Werke: „Oluf Gerhard Tychsen oder Wanderungen durch die mannichfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Litteratur“, Bd. I und Bd. II. Abthl. 1—3. Nebst: „Merkwürdige Beylagen“, 1818—20. Außerdem seien genannt: „Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel oder die 7 am Tempel zu Mecca aufgehangenen arabischen Gedichte, übersetzt“, 1802. „Morgenländische Blumenlese“, 1802. „Früchte des asiatischen Geistes“, Thl. I. II. 1803. Auch mit den neueren Formen des Hebraismus hatte er sich beschäftigt und im Zusammenhange damit den Charakter des Judenthums und die staatsbürgerliche Stellung (Emancipation) der Juden in einem diesen keineswegs günstigen Sinne in mehreren Abhandlungen (u. A. in der Schrift: „Johann Andreas Eisenmenger und seine jüdischen Gegner“, 1834) erörtert, hatte aber in diesem Punkte noch in den letzten Jahren seines Lebens heftige Angriffe seitens des jüdischen Predigers Gotthold Salomon in Hamburg zu erleiden, gegen welche er sich in zwei Antwortschreiben 1835 und 36 vertheidigte. Zahlreiche Beiträge, auch außerhalb des Bereiches seiner eigentlichen Fachstudien, lieferte er für verschiedene periodische Schriften und Sammelwerke.

Vgl. Zimmermann's Allgemeine Kirchenzeitung 1839, I. 286. Neuer Nekrolog 1838, I. 446.

Redslob.

Hartmann: Christoph H., der Annalist des Klosters Einsiedeln in der Schweiz. Geboren zu Frauenfeld im Thurgau um das J. 1565, wurde er 1583 Mitglied des Stiftes Einsiedeln, nachdem er zuvor in Mailand und Bologna

seine Studien gemacht hatte, und im J. 1592 Priester. Er besaß eine gründliche Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache und eine vorzügliche Begabung und Befähigung für historische Arbeiten. Augustin Hofmann, Abt von 1600—29, der sich die Wissenschaften und Bücher sehr angelegen sein ließ, ernannte ihn zum Bibliothekar des Klosters, ein um so wichtigeres Amt, als damals die Bibliothek umgebaut wurde. H. ordnete und erklärte die Handschriften des Stiftes. Schon 1601 gab ihm der Abt auch den Auftrag, die Annalen des Stiftes zu schreiben. Er sammelte fleißig Alles, was er an Documenten zusammenbringen konnte und wurde dadurch mit dem Geschichtschreiber Guillimann (s. d.) bekannt, mit welchem er in fleißigen Briefwechsel trat. Guillimann gebührt auch ein großer Antheil an der Abfassung und Stilisirung von Hartmann's Werk, sowie die Leitung des Druckes. Es erschien in einer Auflage von 1000 Exemplaren zu Freiburg im Breisgau 1612 mit dem Titel: „Annales Heremi Deiparae Matris in Helvetia“. Das Wappen jedes Abtes ist in Kupferstich beigedruckt. Hier finden sich auch zum ersten Male viele Urkunden gedruckt, welche nicht nur für die Geschichte des Klosters, sondern auch einen großen Theil der Schweiz und die Kaisergeschichte von Bedeutung sind. Außer diesem Hauptwerke schrieb H. noch einen ungedruckten „Commentarius rerum Helveticarum“, eine topographisch-historische Beschreibung der Schweiz nach der Reihe der Cantone, mit Einschluß der zugewandten Orte. Dieses Werk ist in mehreren Handschriften vorhanden. Zur Stärkung seiner Gesundheit begab er sich 1612 in den Sauerbrunnen von Griesbach und 1614 ernannte ihn der Abt zum Propst von St. Gerold in Vorarlberg, ein „Otium cum dignitate“, das er für die Wissenschaft wenigstens noch fruchtbar zu machen wußte durch die Erwerbung von Guillimann's Bibliothek, welche namentlich an classischen und historischen Werken reich war. Ein langwieriger Rechtshandel mit der Herrschaft Blumeneck verbitterte seine letzten Jahre und beschleunigte wol auch seinen Tod, der ihn am 12. April 1637 plötzlich ereilte. Seine Annalen sind ziemlich selten geworden. Glieb. Emanuel v. Haller (Bibliothek d. Schweizergesch., Bd. III. Nr. 1204) sagt, daß dieses Werk jedem Liebhaber der Geschichte allerdings unentbehrlich ist. Gelpke (Kirchengesch. der Schweiz II. 404) gibt ihm das Zeugniß: „Der fleißige und für sein Kloster als das glorreichste und gefeiertste, hochbegeisterte Verfasser hat seine Aufgabe für jene Zeit meisterhaft gelöst, ja auch schon einen Versuch gemacht, die Klostergeschichte mit der Reichsgeschichte in eine Verbindung zu bringen, die aber noch nicht in eine organische Einheit zusammengewachsen sind“. P. Gabriel Meier.

Hartmann: Ferdinand H., Maler, geb. zu Stuttgart am 14. Juli 1774 als jüngster Sohn des Hof- und Domänenraths Joh. Georg H., von dessen älteren Söhnen, sämmtlich Karlsschülern, August H., 1764—1849, würtembergischer Geheimer Rath, als Freund und Genosse der Wangenheim, Rückert, Kerner, Schwab, Lenau, Friedrich H., 1767—1851, Oberamtsarzt in Göppingen, als Geognost, Wilhelm H., 1770—1823, Oberamtsarzt in Backnang, als Botaniker und Entomolog sich einen Namen gemacht haben. Gebildet in der Karlsschule unter Hetsch und zu Rom in der Carstenszeit, dann in Stuttgart und Dessau beschäftigt, auch 1801 durch einen Goethepreis in Weimar ausgezeichnet, lebte H. von 1803 an, mit einziger Unterbrechung durch zwei Romreisen, in Dresden, seit 1810 als Professor der Historienmalerei, bald auch als Director der Kunstakademie, bis zu seinem Tode am 6. Januar 1842. Näheres über ihn und seine Werke bei Haakh, Beiträge aus Würtemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte, S. 15 ff.

Vgl. auch Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes, 3. A. S. 114 f. J. Hartmann.

Hartmann: Gottlob David H., schwäbischer Dichter, wurde am 2. September 1752 zu Roswaag (nicht Roßwag) in Würtemberg geboren, wo sein Vater als Lehrer wirkte. Für den theologischen Beruf bestimmt, erhielt er seine Vorbildung nach landesüblicher Weise in den Klosterschulen zu Blaubeuren und Bebenhausen, sowie in dem Tübinger Stift und erlangte am 27. September 1773 die Magisterwürde. — Frühzeitig bekundete H. den Drang nach selbständiger geistiger Entwickelung; er widmete sich mit Vorliebe philosophischen und historischen Studien, insbesondere aber der Beschäftigung mit älterer und neuerer deutscher Dichtung. Den bedeutsamsten Einfluß auf ihn übten die Lectüre von Klopstock, Denis und Kretschmann, der persönliche Verkehr mit dem in Tübingen lebenden Dichter Joh. Ludw. Huber und die Beziehungen zu hervorragenden Männern der Schweiz, namentlich zu Bodmer und Lavater. Den letzteren hatte er sich bereits als Student brieflich genähert, um während eines Besuchs in Zürich (gegen Ende des J. 1773) noch inniger mit ihnen verbunden zu werden. Lavater sprach dem jungen Freunde eigenartiges und tiefdringendes Genie zu. Doch sind seine Fähigkeiten nicht zur Reife gelangt. Sein litterarisches Schaffen erscheint vorzugsweise vom historischen Standpunkt aus beachtenswerth, so besonders der Versuch, durch das Medium der Poesie auf die politischen und nationalen Gesinnungen der Zeitgenossen einzuwirken. — Die mit nordisch-mythologischem Zierat ausgestatteten Vaterlandsgesänge, welche H. als Barde Telynhard den Barden Sined und Rhingulph widmete, haben nicht minder unvolksthümlichen und gespreizten Charakter, als die meisten übrigen Erzeugnisse dieser Gattung. Ansprechender und gehaltvoller sind die aus aufrichtiger Pietät und Begeisterung hervorgegangenen Lieder, welche die würtembergischen Patrioten Gemmingen und Huber verherrlichen. Noch mehr tritt die ihm eigenthümliche Tendenz in den Dichtungen hervor, in denen er unter dem Titel „Jahresfeier" die Thaten und Geschicke der Fürsten und Völker während der J. 1771—73 behandelt. Häufig wird in diesen jugendlichen Ergüssen die Poesie durch Rhetorik ersetzt. Auch sind die politischen Urtheile oft einseitig und unklar. Doch entschädigt H. für solche Mängel durch den schwungvollen Ausdruck patriotischer Denkungsart, indem er bald an den deutschen Kaiser Worte der Verehrung und der Ermahnung richtet, bald die Mißregierung gewissenloser Despoten geißelt, bald dem eroberungssüchtigen französischen Erbfeind ein stolzes nationales Selbstgefühl entgegenstellt. Unter den prosaischen Arbeiten Hartmann's ist vor allem das jetzt sehr selten gewordene Werk: „Sophron oder die Bestimmung des Jünglings für dieses Leben" (Mitau 1773) zu nennen. Manche überlieferte Anschauungen und Einrichtungen wurden darin bekämpft — zum Theil in Wendungen, welche die Auffassungsweise und Tonart der beginnenden Sturm- und Drangperiode vergegenwärtigen. Eine besonders herbe Kritik ließ H. dem würtembergischen Unterrichtswesen zu Theil werden, wodurch er Vielen in seinem Heimathlande Aergerniß gab und namentlich die Feindschaft derer, die sich getroffen fühlten, auf sein Haupt lenkte. Um so willkommener mußte es ihm sein, daß Herzog Peter von Kurland ihn zufolge der Empfehlung Sulzers im Anfang des J. 1774 nach Mitau berief, um an dem daselbst zu begründenden akademischen Gymnasium die Professur der Philosophie zu übernehmen. Rasch gelang es ihm, sich in dieser Stellung Liebe und Anerkennung zu erwerben. Neben der Erfüllung seiner Amtspflicht setzte er seine schriftstellerische Thätigkeit fort, und mannigfache Pläne zu umfassenderen Arbeiten wurden von ihm entworfen, deren Ausführung freilich ein frühzeitiger Tod vereitelte. H. starb am 5. Novbr. 1775 in Mitau und wurde auf Kosten des Herzogs in der dortigen St. Trinitatiskirche unter großen Feierlichkeiten bestattet.

Hartmann's hinterlassene Schriften gesammelt und mit e. Nachricht von seinem Leben herausgegeben von C. J. Wagenseil. Gotha 1779.

Wohlwill.

Hartmann: Jakob Freiherr v. H., geb. den 4. Februar 1795 zu Maikammer in der Rheinpfalz, † den 23. Februar 1873 zu Würzburg, einer der 15 deutschen Generale, welche im Kriege gegen Frankreich 1870—71 Armee-Corps befehligten. In einer Militärunterrichts-Anstalt in Frankreich erzogen und dort von 1811—15 bei der Infanterie in Dienst gestanden, aus welcher Zeit er stets eine gewisse Vorliebe für französische Verhältnisse bewahrt hat, war H. 1816 als Lieutenant in das baierische Heer übergetreten und in demselben allmählich zum General vorgerückt. Das Zurückbleiben der von H. geführten Infanterie-Division aus dem Gefecht bei Kissingen 1866, dann die Theilnahme des ihm unterstellten zweiten baierischen Armee-Corps an den Tagen von Weißenburg, Wörth, Sedan und Plessis-Piquet und an der Belagerung von Paris 1870—71 haben seinem Namen weitere Verbreitung gegeben.

Allgemeine Zeitung, Augsburg 1873. Allgem. Milit.-Zeitung, Darmstadt 1873.

Landmann.

Hartmann: Joachim H., lutherischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geb. am 1. Januar 1715 zu Malchow in Mecklenburg, † am 6. November 1795 in Rostock. Sohn eines Predigers, durch Privatunterricht seines Vaters, dann auf den Schulen zu Parchim, Schwerin, Güstrow vorgebildet, studirte er 1731 ff. in Rostock, ward 1734 Hauslehrer, 1737 Adjunct seines Vaters, versucht die akademische Laufbahn in Rostock zu betreten, wird 1739 Magister, bewirbt sich vergeblich um eine Professur, wird Prinzenlehrer in Schwerin, 1748 Dr. theol. und ordentlicher Professor der Theologie in Rostock und zugleich Superintendent und Consistorialrath. Bei der Trennung dieser Aemter 1756 wählt er zunächst die Superintendentur, legt diese später nieder, wird 1768 Pastor zu St. Nicolai in Rostock und Prof. metaphysices, 1774 aufs neue ordentlicher Professor der Theologie und 1792 zugleich Director des Rostocker Ministerii. Nachdem er letzteres Amt niedergelegt, starb er am 6. November 1795. Während er in seiner Jugend eine Zeit lang eifrig mit dem Studium der Wolf'schen Philosophie sich beschäftigt, auch einige einschlägige Schriften geschrieben hatte, wurde seine spätere theologische Richtung eine streng orthodoxe oder genauer die eines streng bibelgläubigen und apologetischen Supranaturalismus, wie er sie aussprach z. B. in seinem „Vernunftmäßiger Beweis von der Nothwendigkeit eines Erlösers ꝛc.", 1747, und in zahlreichen apologetischen und polemischen Schriften und Abhandlungen, die ihm die Ehre eines Mitglieds der Gesellschaft pro fide et christianismo in Stockholm verschafften, ihn aber auch in litterarische Fehden mit Michaelis, Leß, Griesbach, Töllner, Döderlein und anderen Theologen verwickelten.

Eine Lebensbeschreibung von ihm gab sein Sohn J. D. H., Hamburg 1798; außerdem s. Koppe, Jetztlebendes gel. Mecklenburg I. 64; Strodtmann, Beiträge zur Historie der Gelehrtheit, Thl. V. S. 95; Meusel V. 189; Döring, Die gel. Theol. Deutschlands I. S. 625 ff., wo auch ein ausführliches Verzeichniß seiner Schriften.

Wagenmann.

Hartmann: Johann H., geb. 1537 zu Mehlis bei Zella Blasii am Thüringer Walde, seit 1559 als Buchbinder und Buchführer, dann auch als Buchdrucker in Frankfurt a. O. ansässig, † daselbst am 20. Mai 1607. Sein Sohn, Friedrich H., schon früher als Theilnehmer in das Geschäft eingetreten, führte dasselbe nach des Vaters Tode fort. Auf dessen Vermählung mit seiner zweiten Frau, Elisabeth Schönfelder, verfaßte Barthol. Ringwaldt 1595 das Epithalamium: „Vom Zustande eines betrübten Wittwers". Die große Zahl angesehener Männer

der Stadt und Universität, welche in jenem Gedicht als Hochzeitsgäste namentlich aufgeführt sind, läßt auf den Wohlstand und das Ansehen der Hartmann'schen Familie schließen. Unter den aus der Officin hervorgegangenen Drucken mögen die hebräischen und deutschen Bibelausgaben, die „Annales Marchiae Brandenburgicae" des Angelus, sowie eine Anzahl musikalischer Werke von Elsbeth Francus (s. d.), Barthol. Gesius (s. d.) u. A. erwähnt werden. Nach 1624 sind Hartmann'sche Drucke nicht mehr nachweisbar; Friedrich Hartmann's Söhne scheinen andere Berufszweige ergriffen zu haben (sein Sohn Joh. Christoph H. war, nach Seidel-Küster's Bilder-Sammlung S. 183, Uckermärkischer Landsyndicus in Prenzlau). Erst einer seiner Urenkel, Joh. Christoph H., findet sich von 1697—1712 wieder als Theilnehmer der Buchhandlung von Jeremias Schrey, in deren Verlag ein Frankfurter Gesangbuch: „Gottwohlgefälliges Saitenspiel", in mehreren Auflagen (später bei Hartmann's Schwiegersohn, Joh. Gottfr. Conradi) erschien.

Calebi Trygophori, orat. in funere Jo. Hartmanni, in dessen Orationes, Francof. 1614 u. 1622. Schwarze.

Hartmann: Joh. Ludwig H., am 3. Februar 1640 zu Rotenburg geboren, wurde nach Beendigung seiner theologischen Studien zu Wittenberg und Straßburg, in seiner Vaterstadt Pfarrer und Superintendent, in welcher Stellung er am 18. Juli 1684 starb. Er hat eine beträchtliche Anzahl von Schriften hinterlassen, die sämmtlich der praktischen Theologie angehören. Das Sündenleben seiner Zeit geißelt er als einen den verschiedenen Teufeln dargebrachten Dienst: „Alamode Teufel", 1675; „Tanzteufel neben einem Anhange vom Präcedenzteufel", 1677; „Spielteufel", 1678; „Saufteufel", 1679; „Schmeichel- und Fuchsschwanzteufel", 1679; „Lästerteufel", 1679; „Müssiggangsteufel", 1680 ꝛc. (Ueber andere gleichzeitige Schriften dieser Gattung vgl. Goedeke I. S. 380 f.) Daneben eifert er auch gegen den im Volke herrschenden Aberglauben, z. B. gegen die Passauer Kunst, Festmachen, Schieß- und Büchsenkunst, Feuerlöschung, Unsichtbarmachen, Nothhemd ꝛc. Seine Sprache ist rauh und derb, oft aber gewaltig packend.

Jöcher. Heppe.

Hartmann: Johann Adolph H., Geschichtsschreiber. Geboren am 10. März 1680 von katholischen Eltern zu Münster in Westfalen, besuchte er seit 1689 das unter der Leitung der Jesuiten stehende Gymnasium daselbst, betrieb in den oberen Classen mit besonderer Vorliebe philosophische Studien und wurde 1698 zu Trier als Novize in den genannten Orten aufgenommen. In den folgenden Jahren wirkte er nach abgelegtem Gelübde als Lehrer der Philosophie und Beredtsamkeit an verschiedenen Orten und erhielt endlich im Jahre 1713 die Erlaubniß, einen längst gehegten Wunsch auszuführen und als Missionar nach Ostindien zu gehen. Aber es war anders mit ihm beschlossen. Durch einen Zufall war das Schiff, das ihn nach Lissabon bringen sollte, veranlaßt worden, an der spanisch-gallizischen Küste zu landen, und als er, von da zu Lande reisend, endlich die Hauptstadt Portugals erreichte, fand er die nach Indien segelnden portugiesischen Schiffe nicht mehr vor. Während H. nun auf eine andere Fahrgelegenheit wartete, erkrankte er und hielt es der dortige Provinzial der Jesuiten unter diesen Umständen für zweckmäßiger, daß er wieder nach Deutschland zurückginge. Zurückgekehrt, wurde er im Dienste seines Ordens im Paderborn'schen und im Hildesheimischen verwendet und in dieser Zeit geschah es, daß schon seit längerer Zeit in ihm erwachte Zweifel über mehrere Glaubenssätze seines Bekenntnisses so unwiderstehlich mächtig in ihm wurden, daß er beschloß, zum Protestantismus überzutreten. Er verwirklichte diesen Entschluß im Jahre 1715 in Kassel, wohin er sich zu diesem Zwecke von Paderborn aus um

Belehrung und Schutz gewendet hatte. Er that diesen Schritt, der einem wahrhaft inneren Drange seiner Natur entsprang, zu einer Zeit, in der bekanntlich die Frage der Wiedervereinigung der Confessionen auf der Tagesordnung stand und man umgekehrt mehr gewohnt war, Abfälle vom Protestantismus zum Katholicismus zu erleben. Der Landgraf Karl von Hessen, dem er gut empfohlen war, nahm sich seiner werkthätig an und ernannte ihn schon das Jahr darauf zum „Professor der Weltweisheit und Dichtkunst“ am Collegium Carolinum. Im J. 1722, nachdem er seinen Lehrberuf hinlänglich bewährt hatte, wurde H. an Schwiecker's Stelle zum Professor der Geschichte und Beredtsamkeit an der Universität Marburg befördert. In dieser Stellung hat er noch 22 Jahre zugebracht und durch Berufstreue und Arbeitsamkeit sich allgemeine Achtung erworben. Er ist am 31. October 1744 gestorben. Hartmann's schriftstellerische Thätigkeit, namentlich in Programmen u. dgl., war in seiner Marburger Zeit eine sehr fruchtbare; sein umfangreichstes und angesehenstes Werk aber ist seine „Historia Hassiaca in auditorum usum concinnata“, deren III. Theil erst nach seinem Tode aus seinem Nachlaß herausgegeben wurde und welcher man zwar Belesenheit und Fleiß, aber einen bleibenden wissenschaftlichen Werth nicht wohl nachrühmen kann.

F. W. Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte (V. Bd. S. 289—312 und VI. Bd. S. 521), wo auch Hartmann's sämmtliche Schriften aufgeführt sind. — Zu vgl. die Vorrede zum III. Bde. seiner Historia Hassiaca. Wegele.

Hartmann: Johann Heinrich H., geb. am 11. März 1716 zu Wallrode im Schwarzburgischen, war fünf Jahre Prediger zu Rottenhütte im Wernigerodischen und kam dann um das J. 1747 (oder in demselben) als Hofprediger nach Rehweiler, wo er bis zu seinem Tode blieb. Rehweiler, ein kleiner Ort im Steigerwalde (in Unterfranken), zwischen Abtswied und Geiselwied gelegen, war durch Kauf Eigenthum des Grafen Johann Friedrich zu Castell-Rüdenhausen geworden; hernach kam Rehweiler an den 32 Jahre jüngeren Schwager dieses Grafen, den Grafen Ludwig Friedrich von der älteren Linie Castell (geb. 1707, † 1773), jüngsten Sohn des Grafen Wolfgang Dietrich (Wolfgang Theodoricus, † 1709) und seiner zweiten Gemahlin Dorothea Renata (geb. 1669), einer Tochter des Grafen Maximilian Erasmus von Zinzendorf und Pottendorf. Unter diesem Grafen Ludwig Friedrich, der Rehweiler als Allodialgut ankaufte und sich dort einen Wohnsitz erbaute, kam dieser Ort zu einem verhältnißmäßig großen Aufschwung. Mit seinem Vetter, dem bekannten Zinzendorf, war er nahe befreundet, mit dem Prälaten Oetinger stand er in lebhaftem Briefwechsel, und wie für das geistliche, sorgte er auch für das leibliche Wohl seiner Unterthanen. In dem Waisenhause, das er erbaut hatte, ließ er auch einen Gottesdienst einrichten, da der Ort noch keine Kirche besaß. Er berief unsern H. zu seinem Hofprediger, wahrscheinlich auf ihn aufmerksam gemacht durch seine fromme und in theologischen Wissenschaften gelehrte Gemahlin Ferdinande Adriane, Tochter des Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode. Unter dem Schutz und der Förderung seiner Arbeiten durch dieses edle Fürstenpaar entfaltete H. eine reich gesegnete Thätigkeit als Prediger und als Consistorialis, bis er am 31. Mai 1772, am Sonntage Exaudi, an der „herumziehenden hitzigen Krankheit“ starb, etwas über 56 Jahre alt. H. hat auch geistliche Lieder gedichtet; eines derselben: „Jehova, dir, dir will ich singen“, befindet sich unter Nr. 306 in der „Neuen Sammlung geistlicher Lieder“, die Wernigerode 1752 erschien. Seine Handschrift wird in einem v. Bose'schen Stammbuche auf der gräfl. Bibliothek zu Wernigerode aufbewahrt.

Nach handschriftlichen Berichten. Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl. Bd. IV. S. 438, Anm., nennt nur den Namen Hartmann's und dann fälschlich Rehwayer als den Ort seiner Wirksamkeit. Bertheau.

Hartmann: Johann Melchior H., als Sohn eines Tuchmachers geb. zu Nördlingen am 20. Februar 1764, besuchte von 1773 bis Ostern 1786 die lateinische Schule seiner Vaterstadt und bezog dann, wohl vorbereitet, die Universität Jena zum Studium der Theologie. Hier hörte er Ulrich, Hennings, Wiedeburg, Grießbach, Döderlein und Eichhorn. An letzteren schloß er sich besonders enge an, ward 1788 Hauslehrer seiner Kinder und folgte ihm im gleichen Jahre nach Göttingen, wo er, hauptsächlich von Heine und Planck beeinflußt. seine Studien fortsetzte. 1790 gewann er mit der (1791 gedruckten) „Commentatio de Geographia Africae Edrisiana" einen von der philosophischen Facultät ausgesetzten Preis. Zu Michaelis 1793 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie und der orientalischen Sprachen nach Marburg, wo er den 10. Februar 1794 zum Doctor der Philosophie promovirt ward und als Lehrer eine sehr erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. 1797 übernahm er die Revision (5. Ausg.) von Joh. Gottf. Röchlings Lateinischer Chrestomathie (1. Ausg. 1774). Im selben Jahre erschienen seine „Anfangsgründe der hebräischen Sprache" nebst Chrestomathie (neue Aufl. 1819). Er war ein fleißiger Mitarbeiter an Eichhorn's „Allgemeiner Bibliothek der biblischen Wissenschaften", zugleich aber auch an Büsching's Erdbeschreibung, für deren sechsten Theil er die „Erdbeschreibung und Geschichte von Afrika; das Paschalik Egypten", verfaßte (1799). Mit Justi gab er heraus „Hessische Denkwürdigkeiten", 1799—1800. Mit A. J. Arnoldi und Lorsbach begann er 1807 das „Museum für biblische und orientalische Litteratur" und veröffentlichte mit Lorsbach „Biblia d. i. die ganze hl. Schrift mit berichtigten Parallelstellen und erklärenden Wortregistern", 1808 2c. 1800 ward er Mitglied der Gesellschaft der Alterthümer in Kassel, 1817 der Marburger Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften. Die Marburger theologische Facultät verlieh ihm 1817 den Doctorhut. Er starb am 16. Februar 1827.

Vgl. Döring, Die gel. Theologen Deutschlands I. S. 630 ff. Neuer Nekrolog 1827, S. 182 ff. Strieder's Hess. Gel.= u. Schriftsteller=Geschichte Bd. XVIII. S. 202 ff. Kelchner.

Hartmann: Johann Georg August v. H., ältester Sohn des Hofdomänenraths Johann Georg H., geb. am 5. October 1764 zu Stuttgart, † am 4. April 1849 daselbst. Schon die ersten Eindrücke des elterlichen Hauses, in welchem ausgezeichnete Männer, wie Schiller's Vater, Schiller, Goethe, Lavater, der Dichter Schubart u. A. verkehrten, wirkten im hohen Grade anregend und bildend für den Knaben, welcher Gymnasialbildung empfing. Als sich der weitere Besuch des Stuttgarter Gymnasiums aus verschiedenen Gründen nicht mehr räthlich erwies, wurde er dem Rathe App in Plochingen (bei Eßlingen) übergeben, um vorerst die Schreiberei zu erlernen. Später bezog er die Universitäten Tübingen (1784) und Heidelberg (1786), um dort Jurisprudenz, hier Cameralwissenschaft zu studiren. In Heidelberg wurde er u. A. mit dem Professor Jung-Stilling eng befreundet. Nach beendigten Universitätsstudien, welche sich zuletzt auch noch auf das Hüttenfach erstreckt hatten, weil H., einem seinem Vater gemachten Anerbieten der Kaiserin Katharina II. von Rußland zu Folge, eine Zeit lang Willens war, sich als Bergmann, bez. Hüttenbeamter in russische Dienste zu begeben, bewarb er sich, jenen Plan aufgebend, beim Herzog Karl von Württemberg um eine Professur an der berühmten Karlsschule. Er erhielt sie 1788, jedoch vorerst noch ohne Gehalt. Nach einer größeren Reise durch Deutschland, Holland und die Schweiz trat er sein Lehramt an; seit 1790, nach

Stahl's Tod, übernahm er die Vorträge über das Forst- und Jagdwesen, wodurch er auch diesem Fache nahe trat. Etwa um diese Zeit wurde ihm auch eine geringe Besoldung mit der Aussicht auf Erhöhung beim 50jährigen Regierungsjubiläum des Stifters der Anstalt, Herzogs Karl, zu Theil. Da derselbe jedoch vor diesem Ziele, am 24. October 1793, starb und die Karlsschule vom Regierungsnachfolger sofort aufgelöst wurde, sah sich der 29jährige Professor plötzlich mit einem Ruhegehalt von 500 fl. seines Amtes enthoben. Man hatte aber seine hervorragenden geistigen Eigenschaften und seine Tüchtigkeit bereits zu sehr erkannt, um ihn lange in Unthätigkeit zu belassen. Im J. 1794 wurde er zum Rentkammerrath ernannt, 1796 zum wirklichen Rath (beim Herzoglichen Kirchenrath). 1806, nach Auflösung der seitherigen Landesverfassung, eine kurze Zeit abermals außer Thätigkeit, wurde er unter König Friedrich (dem ersten König Würtembergs) bald wirklicher Rath beim Oberlandesöconomie-Collegium und bei der Forstdirection, 1808 Chef der letzteren und Geheimer Oberfinanzrath, 1811 Chef der Stiftungssection, 1812 Staatsrath und 1816 Mitglied des General-Finanzcollegiums. Nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm, welcher ein volksthümliches Ministerium berief, wurde H. sogar zum wirklichen Geheimerath und ein Jahr später zum Präsidenten der Oberrechnungskammer berufen, zu welchen Auszeichnungen sich noch hohe Orden gesellten. Seinem Fürsten und Land treu ergeben und im Allgemeinen conservativen Gesinnungen huldigend, wirkte er mit großem Eifer, Fleiß und Zähigkeit, allen Stürmen, selbst denjenigen des J. 1806, welche die altwürtembergische Verfassung zum Sturze brachten, trotzend bis zum December 1818, um welche Zeit seine Entlassung erfolgte, weil er sich mit den Finanzmaßregeln des neuen Departementschefs, Präsidenten von Malchus, nicht einverstanden erklären konnte. Das Vertrauen seines Landesherrn und der Königin Katharina blieb ihm übrigens ungeschmälert erhalten, so daß er nach dem Tode der allverehrten Landesmutter (9. Jan. 1819) das Präsidium der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins und die oberste Aufsicht über sämmtliche von der Verewigten gestifteten Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten, namentlich die Leitung des Katharinenstiftes, erhielt. Seine Geschäftskenntniß und Umsicht, sein edler Patriotismus, gepaart mit wahrer Humanität und einem nach Thaten durstigen Wohlthätigkeitssinn brachten alle ihm unterstellten Anstalten und Vereine zu reichster Blüthe. — 1827 mußte er, wegen Abnahme seiner körperlichen Kräfte, die Leitung des Katharinenstiftes, 1839 die der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins, 1847 endlich auch diejenige des Wohlthätigkeitsvereins niederlegen. — Das Hartmann'sche Haus in Stuttgart bildete stets einen lebhaften Anziehungspunkt für einheimische und fremde Gelehrte, Dichter und Künstler, welchen Niemand ohne Befriedigung verließ. Hier fanden sich Männer zusammen, wie v. Wangenheim, Matthisson, Reinbeck, Justinus Kerner, Rückert, Gustav Schwab, Lenau, Jean Paul, Heinrich Voß, Grüneisen, Wilhelm Hauff u. s. f. H. schrieb: „Versuch einer geordneten Anleitung zur Hauswirthschaft“ (1792), welchen er seinen Vorlesungen auf der hohen Karlsschule zu Grunde legte, und besorgte mit Christ. Pet. Laurop die Herausgabe von zwei Bänden einer Zeitschrift für die Forstwissenschaft (1802 und 1803).

Monatschrift für das würtembergische Forstwesen V, S. 87. Bernhardt, Geschichte II, S. 172, Note 19. Heß.

Hartmann: Georg Julius v. H., oder als Ritter des Englischen Bathordens Sir Julius H., hannoverscher General, stammte aus einer Familie, die mehrere Generationen hindurch sich dem Rechtsstudium gewidmet hatte. Der Großvater, Zacharias H., eine Zeit lang Professor in Kiel, war 1736 als Hofrath an die Justizkanzlei nach Hannover berufen, sein Sohn Gustav Christian H.

Vice-Director desselben höheren Gerichtshofes. Georg Julius v. H., der dritte Sohn, geboren am 6. Mai 1774, in der Jugend kränklich und in seiner Entwickelung etwas zurückgeblieben, ward dem Militärstande bestimmt und trat 1787 als Volontärcadet bei der Artillerie ein, um zunächst den Unterricht der „Artillerie-Ekole“ zu empfangen, womit er seit 1789 den Dienst als Kanonier verband. Einer seiner Lehrer hier war Scharnhorst, der den größten Einfluß auf ihn hatte und ihm stets ein Gönner und Vorbild blieb. 1792 zum Stückjunker, 1793 zum Fähnrich ernannt, nahm er Theil an dem Feldzug in den Niederlanden, wo hannoversche Truppen in englischem Solde dienten. 1794 Secondelieutenant bei der Artillerie-Besatzung des von den Franzosen belagerten Menin, gehörte er zu denen, die bei dem glücklichen Ausfall zurückgelassen wurden und fiel so in Gefangenschaft, die er in Amiens und Bourges verlebte und von der ihn erst der Baseler Friede befreite. Als Premierlieutenant stand er 1796 bei der Abtheilung, welche sich mit den Preußen zum sogenannten Neutralitäts-Cordon vereinigt hatte, arbeitete dann 1797—99 unter Scharnhorst im Generalquartiermeisterstabe, theilte 1803 als Stabscapitän das Schicksal der hannoverschen Armee, die in Folge der Capitulation von Suhlingen zur Auflösung verurtheilt war. Aber eben das ward für H. der Anlaß zu einer weit reicheren Thätigkeit, als ihm damals die Heimath bieten konnte. Wie viele seiner Landsleute von Haß gegen die französische Occupation erfüllt, folgte er bereitwillig einer Aufforderung unter englischer Führung den Kampf gegen Frankreich fortzusetzen. Feindlichen Nachstellungen glücklich entgehend, kam er über Husum und Helgoland 1804 nach England, wo er an der Bildung der englisch-deutschen Legion wirksamen Antheil nahm: er organisirte und commandirte eine reitende Batterie, betheiligte sich mit ihr 1805 an der erfolglosen Expedition nach den Mündungen der Elbe und ging 1808 als Major mit nach Schweden, unmittelbar darauf aber nach der Pyrenäischen Halbinsel, wo er zu bedeutender Thätigkeit kam. Unter mannigfach schwierigen Verhältnissen, als Führer deutscher und später englischer Batterien, bald unmittelbar unter Wellingtons Leitung, bald bei den Abtheilungen, welche Lord Hill und Marschall Beresford befehligten, war er thätig bei der mühevollen, aber erfolgreichen Vertheidigung Portugals in den J. 1809—11, zeichnete sich aus in den Schlachten bei Talavera und Albuera. Als Wellington im J. 1812 zur Offensive in Spanien vorging, verschafften Hartmann's Leistungen in der Schlacht bei Salamanca ihm den Rang eines Oberstlieutenants der englischen Armee. Im J. 1813 commandirte er bei Vittoria die Reserve-Artillerie, die zur Entscheidung der Schlacht wesentlich beitrug, und nahm Theil an der Belagerung St. Sebastians und den Gefechten an der Nivelle und an der Nive. Bei der Belagerung Bayonnes stand die ganze Artillerie unter seinem Befehl, bis die Einnahme von Paris durch die Verbündeten und der hier geschlossene Friede dem Kampf ein Ende machte, und H. durch Ernennung zum knight commander des Bathordens die verdiente Anerkennung seiner Leistungen empfing. Er erhielt eine Zeit lang in den Niederlanden den Oberbefehl über die hier vereinigte Artillerie der deutschen Legion und die von Hannover gestellten Contingente, ward nach der Rückkehr Napoleons zu Wellington nach Wien gesandt, nahm an den großen Schlachten bei Quatrebras und Waterloo Theil und zog, inzwischen zum hannoverschen Obersten ernannt, mit dem siegreichen Heere nach Paris. Da der Friede die Auflösung der deutschen Legion zur Folge hatte, trat H., nicht ohne schmerzliche Gefühle sich von der englischen Armee und vielen Freunden trennend, in den Dienst des neuen Königreichs, anfangs, da ältere Officiere nicht übergangen werden konnten, nur als Commandeur eines Bataillons, aber zu mannigfach anderen Geschäften, namentlich der Berathung neuer organisatorischer Einrichtungen herangezogen. Da es

ihm jedoch nicht gelang hier mit seinen Vorschlägen durchzudringen und auch sonst seine dienstlichen Verhältnisse ihn wenig befriedigten, ward er auf seinen Wunsch 1831 als Generalmajor zur Disposition gestellt. Er benutzte die Muße zur Ausarbeitung der „Beiträge zur Geschichte des Krieges auf der Pyrenäischen Halbinsel", die im hannoverschen militärischen Journal 1831—35 erschienen und vielfache Beachtung in England wie in Deutschland fanden. Im J. 1833 aber, nach der eingetretenen Veränderung in den öffentlichen Verhältnissen Hannovers, zum Commandeur der jetzt zu einer Brigade erweiterten Artillerie ernannt (1836 zum Generallieutenant befördert), entwickelte er innerhalb der Schranken, die ihm durch die Mittel des kleinen Staates gezogen waren, die eingreifendste Thätigkeit für die Organisation derselben. Das Material ward unter Benutzung neuer Erfindungen verbessert, ein neues Exercierreglement eingeführt, vornehmlich aber auf die Ausbildung der Mannschaft und Unterofficiere wie der Officiere das größte Gewicht gelegt: für jene durch gründlichen Unterricht und ein eigenes Handbuch gesorgt, ein Unterofficiercorps gebildet, wie es kaum seines gleichen gehabt, von den Officieren aber wissenschaftliche Bildung, praktische Tüchtigkeit und sittliche Haltung verlangt und darauf durch seine ganze Persönlichkeit, die das Muster eines militärischen Vorgesetzten war, auf das günstigste eingewirkt. So durfte er sich eines Erfolges rühmen, der über die Dauer seiner eigenen Wirksamkeit hinaus gereicht und der hannoverschen Artillerie einen ehrenvollen Platz in dem deutschen Heerwesen gesichert hat. — Die durch die Thronbesteigung Ernst August's in Hannover herbeigeführten Veränderungen berührten H. wenig sympathisch. Kein Freund moderner Verfassungen, sah er das Staatsgrundgesetz ohne Bedauern beseitigt, von politischen Erörterungen hielt er sich grundsätzlich fern, die energische Persönlichkeit des Königs flößte ihm Achtung ein; aber die rücksichtslose Art seines Auftretens, eingreifende Veränderungen im Heerwesen, namentlich die Zurücksetzung der Artillerie berührten ihn unangenehm; früher schon mit demselben während seines Aufenthalts in England als Herzog von Cumberland in Conflict gekommen, hatte er sich seines Wohlwollens nicht zu erfreuen, wie wenig auch der König seine Dienste entbehren mochte. Im J. 1848 erhielt H. neben seinen bisherigen Functionen auch die Verwaltung des Armeematerials und dadurch bei den kriegerischen Ereignissen dieses und des folgenden Jahres Gelegenheit zu neuer ausgedehnter Thätigkeit, sah sich aber 1850 veranlaßt seinen Abschied zu fordern. Als König Georg V. die Regierung übernahm, war derselbe bemüht, durch wiederholte Gunstbeweisungen H. seine Anerkennung zu bethätigen: er übertrug ihm die Anzeige seiner Thronbesteigung in England, wo H. sich der günstigsten Aufnahme zu erfreuen hatte, ernannte ihn zum wirklichen General, verlieh ihm unerwartet den (früher abgelehnten) erblichen Adel. Aber am 27. Mai 1856 von einem Brustkrampf befallen, starb H. am 7. Juni an einem wiederholten Schlaganfall. — H. war zweimal verheirathet, zuerst mit Sophie Hausmann, aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, mit der er sich nach Beendigung des Krieges von Paris aus verlobte und auf einem Landsitz in der Nähe von Hannover glückliche Jahre verlebte, als der Tod sie ihm im J. 1824 raubte, dann mit der nahe befreundeten Marianne Meyer, verwittweten Heise, Nichte des als „Bramstedter Meyer" bekannten Schriftstellers, die ihn nach 30jähriger beglückter Ehe in hohem Alter überlebt. Eine reiche, blühende Familie (5 eigene, 3 Stiefkinder) umgab ihn; sein Haus war der Mittelpunkt eines großen Verwandten- und Freundeskreises; mit seinem Schwager Brandis in Bonn, den englischen Freunden, M. Arndt, dem jüngeren General Scharnhorst und Anderen ward auf Reisen ein reger Verkehr unterhalten. H. war eine der angesehensten und zugleich populärsten Persönlichkeiten Hannovers. Seine stattliche Erscheinung, ein kräftiges Wesen, ein selbstloses, wenig die Per-

sonen, aber immer nur die Sache im Auge habendes Handeln, entschiedenes Vertreten des als wahr und recht Erkannten nach oben wie nach unten — dem Motto „Treu und fest“ entsprechend, das ihm König Wilhelm IV. für sein Familienwappen verliehen —, bei aller Strenge und zu Zeiten Schroffheit, die ihm eigen, hohe Gerechtigkeit und wahres Wohlwollen sicherten ihm die allgemeinste Achtung und Verehrung. „Ein warmes, tief empfindendes Herz“, sagt der Sohn, „leuchtete selbst durch die heftigen Ausbrüche eines in früheren Jahren wenig gezügelten Temperaments“. Wer ihn, wie der Unterzeichnete, im späteren Leben, aber noch in voller Thätigkeit, im Kreise der mit zarter, tiefer Liebe umfaßten Familie gesehen, bewahrt das Bild einer ursprünglichen, reich begabten Natur, einer in den Wechseln des Lebens gestählten, auf eigenthümlich glücklicher Verbindung englischer und deutscher Bildung beruhenden Persönlichkeit.

v. Hartmann, Der k. hannoversche General Sir Julius v. Hartmann. Hannover 1858. — Mittheilungen über die militärische Thätigkeit und das private Leben von Mitgliedern der Familie. G. Waitz.

Hartmann: Julius v. H., Sohn des Vorigen, wurde am 2. März 1817 in Hannover geboren, wuchs dann auf in einem Landhause des Vaters nahe der Stadt, verlor im siebenten Lebensjahre seine Mutter und wurde in Folge dessen der Obhut des Pfarrers Stephan zu Bischhausen übergeben, wo er bis zum Herbst 1831 als Pensionär blieb und den ersten wissenschaftlichen Unterricht mit mehreren jungen englischen Genossen vom vielseitig gebildeten Pastor erhielt. Das Leben in der reinen Landluft, im sauberen Hause, von Garten, Wiese und Wald umgeben, sagte dem kräftigen Knaben herrlich zu. Der Lehrer, bei lebhafter praktischer Frömmigkeit nach damaliger Weise Rationalist und Moralist, war ein wirksamer und würdiger Seelsorger, sein Unterricht war weder methodisch noch vollständig, aber zu weiterem Lernen anregend und von sittlicher Wärme durchdrungen. Dem von früh an für geistige Anregungen offenen Sinn des jungen H. waren die hier empfangenen Eindrücke in solchem Maße erfreulich, daß er heranwachsend, eine entschiedene Neigung zum gelehrten und insbesondere zum theologischen Studium bekannte. Der Vater jedoch, ein liebevolles, aber strenges Haupt seines Hauses, schnitt diese Velleïtäten mit dem kurzen Worte ab: Dummes Zeug, der Junge wird Soldat. Damit war auch für den Sohn die Sache ohne Weiteres erledigt und er sollte jetzt in Hannover, in welcher Stadt der General nach Abschluß einer zweiten Ehe Wohnsitz genommen, als Cadet in die hannoversche Armee eintreten. Indessen führten die auf Grund der Verfassung von 1833 gewählten Stände starke Ersparnisse und Reductionen im dortigen Militärwesen herbei, so daß für junge Anfänger die Aussichten auf gutes Avancement in unbestimmte Ferne gerückt wurden. Dies bestimmte den General, für seinen Sohn den Eintritt in preußischen Kriegsdienst zu erbitten, worauf nach huldvoller Genehmigung des Gesuchs der Letztere, 17jährig, als Portepeefähnrich dem 10. Husarenregiment, mit der Garnison Aschersleben, zugetheilt wurde, bald nach wohlbestandenem Examen zum Lieutenant aufrückte und sich durch Fleiß und Eifer im Dienste und lebhaften kameradschaftlichen Sinn die Zuneigung und Achtung seiner Vorgesetzten und Genossen erwarb. Allerdings genügte das Leben in der kleinen Garnison, wo außerhalb des Officiercorps nur die Bälle bei den benachbarten kleinen Höfen und großen Gutsbesitzern momentanen Verkehr mit gebildeten Menschen boten, den emporstrebenden geistigen Bedürfnissen des jungen Officiers nicht lange, und wie sehr auch einzelne Kameraden den Kopf dazu schüttelten, daß ein flotter Cavallerist nicht blos nach schnellen Pferden, sondern auch nach guten Büchern trachte, so erwirkte sich H. im J. 1839 ein Commando zur Kriegsschule (der jetzigen Kriegsakademie) in Berlin. Es war das letzte Regierungsjahr Friedrich Wilhelms III.; trotz seiner

jungen Jahre sah H. mit offenem Auge die charakteristischen Züge des damaligen Zustandes, die greisenhafte Stagnation der officiellen Verhältnisse, die trübe Verfahrenheit in überlieferter Routine, den Mangel jedes schöpferischen Antriebs: und dahinter die wachsende Unzufriedenheit aller Welt, die einstweilen ohne öffentliche Aeußerung nach Innen fraß und ohne klar erkannte Ziele das Vorhandene mit ätzendem Mißmuthe kritisch auflöste. Auch was ihn zunächst anging, das Heerwesen, bot einem jugendfrischen Blicke nicht eben erhebende Wahrnehmungen, auf der Kriegsschule sehr gründlichen, aber wenig planmäßigen und noch weniger anregenden Unterricht, bei den praktischen Uebungen das Ueberwuchern eines nach russischem Muster gemodelten Paradedienstes über die ächte Schulung zum wirklichen Kriegszweck, und bei geringem Vertrauen auf eine Menge nur durch das Dienstalter emporgekommener Vorgesetzten eine fühlbare Erschlaffung des soldatischen Sinnes. Mit dem Thronwechsel 1840 begann eine neue Zeit: H. empfand wie das ganze preußische Volk die zündende Kraft der Worte, mit welchen Friedrich Wilhelm IV. seine Herrscherthätigkeit eröffnete, die unermüdliche Erregung der Geister, die Fülle der Erwartungen und bald auch die Wucht der Forderungen, welche der König wachgerufen, und innerlich gereifter als viele seiner Zeitgenossen dachte H. sehr bald mit Sorge an die Frage, in wie weit eine Befriedigung all dieser Wünsche durch Thaten möglich sein würde. Seine wissenschaftliche Tüchtigkeit wurde unterdessen von seinen Obern anerkannt; er wurde nach Absolvirung der Kriegsschule 1842 zum topographischen Bureau und bald nachher zum großen Generalstabe commandirt, und erhielt endlich im Verbande des letzteren im Juli 1848 als Premierlieutenant seine definitive Anstellung. Damals war bereits der Sturm der Märzrevolution über Berlin und Preußen hereingebrochen. H. war davon auf das Tiefste erschüttert; obgleich liberalen Anschauungen nicht unzugänglich, stieß ihn das Bild der allgemeinen Anarchie auf das Stärkste ab, so daß sein alter Vater ihn wol ermuthigend auf den Wandel der menschlichen Dinge zu verweisen hatte, der nach dem Schlechten auch das Gute wieder an die Oberfläche bringen würde. Er sah dann nicht lange unthätig zu, sondern warf sich im Sinne der constitutionellen Partei den Berliner Demokraten bei der damaligen Wahlagitation lebhaft entgegen; es war ein schwerer Kummer, aber ohne Zweifel ein großes Glück für den jungen Officier, daß er bei der Wahl zum Frankfurter Parlamente nicht zum Abgeordneten, sondern nur zum Stellvertreter desselben ernannt wurde. Für das augenblickliche Mißlingen fand er sofort den reichsten Ersatz in der Gründung eines beglückten Hausstandes, durch die Vermählung mit seiner Cousine Luise Hartmann. Kaum aber war es geschehen, als er den Befehl erhielt, zu der gegen den pfälzisch-badischen Aufstand bestimmten Armee des Prinzen von Preußen als Generalstabs-Officier der vierten Division des ersten Armeecorps (General v. Hirschfeld) abzugehen. Zum ersten Male sollte er sich jetzt auch als praktischer Kriegsmann bewähren, und wie sich bald zeigte, nicht gerade unter leichten Umständen. Der 30jährige Friedensstand hatte, sahen wir, der Armee nicht zum Vortheil gereicht; nichts griff recht in einander; Intendantur und Verpflegung der Truppen war kümmerlich; das Zusammenwirken der einzelnen Abtheilungen ließ empfindliche Lücken; bei großer persönlicher Tapferkeit der Einzelnen fehlte an vielen Stellen der rastlose Drang des Draufgehens, der nichts geleistet erachtet, bis Alles gewonnen ist. Namentlich fand sich H. frappirt durch die nach seiner Ansicht gründliche Unbrauchbarkeit der damaligen Landwehr, deren Bataillone den größeren Theil seiner Division bildeten. Er hielt sich überzeugt, daß einem ebenbürtigen Feinde gegenüber mit solchen Truppen die Armee am ersten Tage um Ehre und Reputation kommen müßte. In drastischer Weise schilderte er diese „Familienväter“, die als solche begehrlich und anspruchsvoll im Quartier aufträten, die die ge-

fangenen Gegner mißhandelten, weil sie um dieser Willen Weib und Kind hätten verlassen müssen, die zum Besten der Ihrigen vor dem Feinde sich schonen zu dürfen glaubten, und mehr als einmal unumwunden begehrten, nicht in das Feuer geführt zu werden, so lange noch junges Volk der Linie vorhanden sei. Bei H. stand seitdem die Ueberzeugung fest, daß eine umfassende Reform des Heerwesens erforderlich sei, um diese Elemente aus der mobilen Feldarmee auszuscheiden. Im Laufe des kurzen Feldzugs nahm Hauptmann v. H. Theil an den Gefechten von Kirchheim-Bolanden, Waghäusel und Kuppenheim, wirkte vielfach im dichten Kugelregen und entschied mehr als einmal ein kräftiges Vorangehen. Auch seine scharfe Auffassung und die Weite seines Gesichtskreises blieb nicht unbemerkt: im folgenden Jahre war er mit Aufträgen des auswärtigen Ministeriums vier Monate lang in Schleswig-Holstein thätig; seine Berichte über die damaligen Zustände der Herzogthümer zeichnen sich durch scharfe Beobachtung und kräftige Gesinnung aus und sind in jeder Hinsicht der Veröffentlichung werth. Verschiedene Commando's führten H. dann nach Böhmen, Sachsen und Schlesien; 1851 kam er zum Stabe des dritten Armeecorps, 1853 als Major zum großen Generalstab, trat 1856 wieder in den praktischen Dienst, wurde 1856 Commandeur des zweiten Dragonerregiments, aber bereits 1857 als Oberstlieutenant zum Chef der Abtheilung für Armeeangelegenheiten im Kriegsministerium ernannt und damit zu thätiger und einflußreicher Mitwirkung an einer Lebensfrage des preußischen Staates, die auch ihm eine Herzensfrage geworden war, der Reorganisatin der Armee, berufen. Die militärischen Erfahrungen von 1848 und 1849 hatten nicht blos auf H. einen bleibenden Eindruck gemacht. Eine große Zahl der befähigtsten Officiere war durchdrungen von der Nothwendigkeit einer gründlichen Herstellung, und vor Allem war es der Oberbefehlshaber der in Baden siegreichen Truppen, der damalige Prinz von Preußen, der mit dem doppelten Gewichte seiner persönlichen Stellung und seines sachverständigen Urtheils für diese Ansichten eintrat. Die Grundgedanken waren überall dieselben: bessere Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht, bei der bisher nur ein kleiner Theil der streitbaren Jugend zur Ausbildung gelangte und darauf bis in ein hohes Lebensalter die ehrenvolle Last allein zu tragen hatte; woraus nun wieder folgte, daß die mobile Feldarmee die Bataillone der Landwehr an keiner Stelle entbehren konnte, um für die Lösung ihrer Aufgaben stark genug zu sein. Das Heilmittel war eine um 50 Procent erhöhte Rekrutirung, folglich eine entsprechend vermehrte Zahl der Linienregimenter und Ueberweisung der jüngeren Jahrgänge der Landwehr an die Reserve der Linie zur Ausfüllung der Cadres im Kriegsfall, womit dann die Feldarmee eine solche Stärke erreichte, daß die älteren Landwehrmänner nur als Besatzungstruppen verwandt zu werden brauchten. In diesen leitenden Grundsätzen stimmte die Mehrzahl der maßgebenden Vertreter der militärischen Kreise überein; wenn es sich um die Einzelnheiten der Ausführung, zum Theil um sehr wichtige Fragen, z. B. die Dauer der Dienstzeit oder die Organisation der Cadres handelte, gingen die Ansichten vielfach auseinander, um so mehr, als die Verhandlung sich einstweilen nur auf dem theoretischen und litterarischen Gebiete bewegte. So vertrat H., der in diesen Bestrebungen lebte und webte, noch im J. 1857 gegen H. v. Griesheim, den Vorfechter für die dreijährige Dienstzeit der Infanterie, mit großer Wärme die Vortheile einer kürzeren, zweijährigen Periode, eine Ansicht, auf die er in späterer Zeit niemals wieder zurückgekommen ist. Nur als Nothbehelf, im Falle unzulänglicher Geldmittel, hat er weiterhin von einer Abkürzung der dreijährigen Dienstzeit hören wollen. Als dann der Regierungswechsel eintrat und Kaiser Wilhelm, zuerst als Prinzregent, dann als König die Herrschaft übernahm, kam die Frage der Heeresreform sofort auch praktisch

in Fluß. Bereits im Januar 1859 befahl der damalige Kriegsminister Herr v. Bonin den Beginn der für die neue Organisation erforderlichen Vorarbeiten, an welchen dann von den Beamten des Ministeriums vornämlich die Herren v. Voigts-Rhetz, v. H. und v. Beyer Antheil nahmen. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte dieser streitvollen Entwicklung im Einzelnen zu erzählen; es ist bekannt, wie im Sommer 1859 der italienische Krieg die Mobilmachung der Armee veranlaßte, wie sich damals bei der Landwehr wieder eine Menge mißlicher Erscheinungen zeigte, wie sich daraus der Entschluß ergab, auch nach der Demobilisirung das Heer in halber Kriegsbereitschaft stehen zu lassen und hieran den Uebergang in die neue Organisation zu knüpfen. Nicht minder bekannt ist es, daß sich bei der ersten Anmeldung dieser Vorsätze eine lebhafte Opposition im Landtage erhob, gegen die vermehrten Kosten des Heerwesens, gegen die dreijährige Dienstzeit der Infanterie, gegen die Ausscheidung der Landwehr aus der mobilen Feldarmee, worauf dann die Regierung sich in der Session 1859/60 mit der Bewilligung einer Summe von 750,000 Thaler begnügte, zur provisorischen Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft, indem sie ihre Absicht aussprach, bis zu einem weiteren Beschlusse des Landtags definitive Einrichtungen nicht treffen zu wollen. H., welcher bei der Ausarbeitung der neuen Organisation unermüdlich thätig gewesen, hatte dieselbe auch im Landtage als Regierungscommissar zu vertreten und entwickelte hier ein ausgesprochenes Talent als gewandter und wirksamer Redner und Debater, so daß er später einmal mit innerer Genugthuung diese Tage als die brillantesten seiner ganzen Laufbahn bezeichnet hat. Aber freilich, neben dem glänzenden Lichte fehlte auch der dunkle Schatten nicht. Wie vorher bemerkt, bei aller Einmüthigkeit über die leitenden Grundsätze der Reform gab es innerhalb ihrer Werkmeister zahlreiche Meinungsverschiedenheiten über wichtige Einzelfragen. Der höchste Kriegsherr war gerade auf diesem Felde, wo er sachverständiger Techniker war, am Wenigsten geneigt, nach constitutioneller Schablone lediglich den Punkt auf das I des verantwortlichen Ministers zu setzen, und kein Antrag des Kriegsdepartements kam zur Bestätigung, ohne vorher im königlichen Cabinet unter den kritischen Vorträgen des geistreichen Generaladjutanten v. Manteuffel die Feuerprobe bestanden zu haben. Vorgänge dieser Art führten zum Rücktritte des Ministers v. Bonin und zur Ersetzung desselben durch den General v. Roon. Für H. und seine beiden Mitarbeiter war diese Wendung folgenschwer. Dem neuen Minister lagen jetzt in den Acten zahlreiche seinen Ansichten widersprechenden Erörterungen jener Männer vor, alle mit der Wärme der vollsten Ueberzeugung geschrieben, einzelne in scharfer Polemik gegen früher eingereichte Vorschläge des jetzigen Chefs, und so wenig auf der einen Seite persönliche Empfindlichkeit sich geltend machte, oder auf der anderen die strikte Befolgung neuer Weisungen ausblieb, der Gegensatz der Auffassungen war einmal vorhanden, und man begreift, daß für Bonin's Referenten die Stellung unhaltbar wurde, trotz aller Anerkennung und Hochachtung, welche namentlich General Manteuffel dem persönlichen Verdienste Hartmann's zollte, trotz des schließlichen Erfolges, welchen eine Reihe der früheren Anträge bei dem Minister und dem Cabinet auch jetzt noch erlangte. Sehr bald traten Voigts-Rhetz und Beyer aus dem Ministerium in den praktischen Dienst zurück; für H. insbesondere wurde der Umstand entscheidend, daß im Juni 1860 die Regierung sich entschloß, trotz der Erklärungen im letzten Landtage zur definitiven Bildung der neuen Regimenter, Ernennung ihrer Officiere, Austheilung der Fahnen 2c. zu schreiten, und damit die Reorganisation unwiderruflich festzustellen. Es war einleuchtend, daß der Regierungscommissar der letzten Session nach dieser Wendung in dem bisherigen Verhältniß nicht bleiben konnte. Am 12. Juni wurde H. zum Chef des Generalstabs des sechsten Armeecorps in Breslau ernannt; bald darauf

erhielt er die Beförderung zum Obersten, dann 1863 die Führung der neunten Cavalleriebrigade und wurde 1865 Generalmajor und Commandant von Coblenz und Ehrenbreitstein. Ueber den letzten Abschnitt seines bewegten Lebenslaufes folgen wir zunächst den Angaben des im Militär-Wochenblatte vom 30. Novbr. 1878 ihm gewidmeten Nekrologs. Während des Feldzugs von 1866 führte H. die Reserve-Cavallerie-Division der zweiten Armee, ging nach der Schlacht von Königgrätz zur Verfolgung der Oesterreicher gegen die Marchlinie vor und lieferte im Verein mit der Brigade Malotki die Gefechte von Tobitschau und Kokeinitz; bei Tobitschau nahm das fünfte Kürassierregiment der Division 16 Geschütze im feindlichen Feuer, eine That, welche den besten Leistungen der Reiterei im siebenjährigen Kriege an die Seite zu stellen ist. H. erlebte dann die Genugthuung, daß König Wilhelm ihm nach dem Schlusse des Feldzugs bei einer großen Parade in Brünn seine Anerkennung des Geistes aussprach, mit dem er die ihm untergebenen Reiterschaaren erfüllt hatte. Er kehrte darauf in seine Stellung nach Coblenz zurück, wurde 1867 Generallieutenant und bald nachher als militärischer Bevollmächtigter nach München geschickt, um bei der beabsichtigten Umgestaltung des baierischen Heeres dem dortigen Kriegsministerium zur Seite zu stehen. Im April 1868 wurde er Commandeur der zweiten Division in Danzig und im Frühling 1870 mit einer, zu Paris sehr mißliebig bemerkten Inspection der badischen Cavallerie beauftragt. Bei der Mobilmachung von 1870 erhielt H. den Befehl über die aus sechs Regimentern bestehende erste Cavalleriedivision und führte sie in den Schlachten von Colombey-Nouilly und Gravelotte, sowie während der Einschließung von Metz. Vorübergehend commandirte er die Einschließungstruppen von Diedenhofen und rückte nach der Capitulation von Metz mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl gegen die mittlere Seine und Loire. Die Division nahm Theil an der Schlacht bei Beaune la Rolande, wurde bald nachher gegen Vendome gesandt und bestand ein hartnäckiges Recognoscirungsgefecht bei Coulommiers. Vom 7. Januar ab übernahm der General die selbständige Leitung einer abgesonderten Heeresabtheilung und führte die Gefechte bei Villechaux und Chateau-Renauld, am 19. besetzte er Tours, wo ihn die Nachricht vom Abschlusse des Waffenstillstandes erreichte. Nach Beendigung des Krieges wurde H. zum Gouverneur von Straßburg ernannt. Es kam damit der rechte Mann an die rechte Stelle. Denn es galt hier nicht blos die Obliegenheiten eines gewöhnlichen Festungscommando's in Friedenszeit zu erfüllen. Die Festungswerke forderten eine völlige Neugestaltung, die Garnison war aus Truppentheilen verschiedener Kriegsherrn neu formirt, in der Militärverwaltung zeigten sich noch starke Spuren der tumultuarischen oder gewaltsamen Weise der Kriegszeit. Daneben befand sich die Civilverwaltung in unfertigem Zustande; die Stadt war zur Hälfte verwüstet, die Bevölkerung hoffnungslos, verzweifelt, haßerfüllt. Den neuen Gouverneur, der mit all diesen Factoren zu rechnen hatte, erwarteten die mannichfaltigsten Aufgaben inmitten ungezählter Hindernisse. Alle Kräfte seines reichen, jedem Interesse geöffneten Geistes, die Vielseitigkeit seiner Bildung, die Festigkeit seines Charakters und die Humanität seines Herzens wurden in gleichem Maße in Anspruch genommen. Mit Erfolg trat er für die Herstellung der Kriegsschäden in der Stadt ein und erwirkte ausreichende Summen für den Wiederaufbau der zerstörten Quartiere. Garnison und Bürgerschaft wurden ihm gleich dankbar für die rasche Ausführung von Kasernen und Baracken, wodurch die in den engen Wohnungen der alten Reichsstadt doppelt empfindliche Einquartierungslast gehoben und hundert Anlässe zu Reibungen zwischen Bürgern und Soldaten beseitigt wurden. Im J. 1872 wurde dann der Grundstein zu dem ersten der neuen detachirten Forts gelegt und mit dem Plane der neuen Befestigung auch die Frage der entsprechenden Stadt-

erweiterung in Aussicht genommen. Man kennt die Weitschichtigkeit solcher Verhandlungen, wo dieses Mal neben der Ausgleichung der fiscalischen und städtischen Geldinteressen zugleich ein neuer Stadtbebauungsplan, die Bauplätze für einen neuen Bahnhof, sowie für ein neues Universitätsgebäude und die bei Straßburg sehr schwierigen Inundationsverhältnisse in Frage kamen. H., dem nach Stellung und Gesinnung die militärischen Bedürfnisse in erster Linie standen, hatte doch für alle diese Rücksichten volles Verständniß; es gelang ihm binnen drei Jahren allseitiges Einvernehmen wenigstens über die Hauptpunkte des später zum Abschlusse gelangten Werkes herbeizuführen. Er besaß eine seltene Gabe, sich Achtung und Vertrauen zu sichern; eine stattliche Erscheinung von vornehmer Haltung, hoher Stirne, klarem Blicke, wohlklingendem Organ, so war sein Aeußeres imponirend und einnehmend zugleich, und wer in seine Nähe trat, fand sich durch die Reinheit und Wärme seines Sinnes angezogen und gehoben. So gelang es ihm, die verschiedenen Truppentheile der Garnison zu einem festgekitteten deutschen Heereskörper zu verschmelzen, sein Haus zum Mittelpunkte eines anregenden Verkehrs zwischen den militärischen, bürgerlichen und gelehrten Elementen der deutschen Colonie zu machen und auch die Stimmung der Bürgerschaft wenn nicht zu gewinnen, so doch zu lindern. Sein Verdienst um die neue deutsche Gründung auf dem alten Reichsboden ist kaum hoch genug zu veranschlagen. Nachdem er 1873 zum General der Cavallerie ernannt worden, erlangte er im Mai 1875 auf sein Ansuchen die Versetzung in den Ruhestand. Er siedelte nach Freiburg im Breisgau über und widmete sich dort litterarischer Thätigkeit. Schon früher hatte er eine Biographie seines Vaters herausgegeben; jetzt schrieb er „Kritische Versuche“, kriegsgeschichtliche und völkerrechtliche Erörterungen, die zuerst in der deutschen Rundschau erschienen; mehrere biographische Artikel für das vorliegende Werk, endlich eine geistreiche und belehrende Abhandlung über die allgemeine Wehrpflicht. Bereits waren Pläne und Anfänge größerer Schriften entstanden, als ein Gehirnleiden, dessen Keim die Aerzte auf die Anstrengungen des letzten Feldzugs zurückführten, zu Anfang 1878 seiner Thätigkeit und am 30. April seinem reichen Leben ein frühes Ziel setzte. In seinem Testamente hinterließ er seinen Söhnen die Mahnung, festzuhalten an den Grundsätzen innigen Gottvertrauens und freimüthiger Ehre.

Zumeist nach den nachgelassenen Papieren des Generals v. Hartmann.

H. v. Sybel.

Hartmann: Leopold Freiherr v. H., Landwirth, geb. zu Wien 1734, wo sein Vater pfälzischer Geschäftsträger am kaiserlichen Hofe war. Er erhielt seine erste Erziehung in Wien, später zu Neuburg an der Donau, wo der Vater Director wurde und studirte dann auf der Universität Ingolstadt die Rechtswissenschaft. Im J. 1754 wurde er in Burghausen Regierungsrath, 1769 Vicepräsident der von Hoppenbichl zu Oettingen am Inn gestifteten Gesellschaft der Wissenschaften, welche 1772 auf Hartmann's Veranlassung nach Burghausen verlegt wurde und den Titel „Churbayrische landwirthschaftliche Gesellschaft“ führte, aber mit Hartmann's Tode erlosch. Er schrieb Vieles über Landwirthschaft, aber auch einiges über die Moralpolitik und Naturwissenschaft. In der Naturgeschichte hatte er paradoxe Ansichten entwickelt und wurde mit Theorien, wie z. B. daß die Jacobsmuscheln, Seebohrer und dergleichen, die in den Ortenburger Dunsthöhlen weich ausgegraben wurden und an der Luft erhärteten, keine Versteinerungen wären, sondern sich mineralisch aus Kalk als dem semine masculino, und Thon dem feminino, in dem Sande als utero erzeugten, von den Fachmännern ausgelacht. Ebenso waren seine metaphysischen Ideen in seinen philosophischen Schriften Sonderbarkeiten, er war eben nur als landwirthschaftlicher Schriftsteller von Bedeutung. Er starb den 24. Februar 1791. Unter

seinen zahlreichen Schriften wollen wir hervorheben: „Erfindung, den schädlichen Folgen des Schneedruckes abzuhelfen“, 1771, 4⁰. „Abhandlung von der Erkenntniß und Verbesserung der Erde“, 1772, 4⁰. „Abhandlung von einigen allgemeinen Krankheiten der Pferde 2c.“, 1777, 4⁰. „Gedanken von der Verminderung der Verbrechen und peinlichen Strafen durch gelindere Wege und weise Anstalten“, 1777, 4⁰. „Abhandlungen von einigen allgemeinen nützlichen Verbesserungen in der Stadt- und Landwirthschaft in Bayern“, 1785, 4⁰. „Rede von der Tugend, dem nothwendigsten Bestandtheile der Nationalstärke“, 1786, 4⁰. „Vom Nationalstolze und Vaterlandsliebe“, 1788. „Rede von den aus Tugend und Menschenliebe entspringenden glücklichen Folgen für jeden Staat“, 1790, 4⁰.

Vgl. Meusel, Lexicon V, S. 194—96. Schlichtegroll, Nekrolog 1791, Bd. I, S. 163—74. Wurzbach, Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. VIII, S. 2 u. 3. Ersch u. Gruber, Encyklopädie der Wissenschaften, II. Section, 3. Thl. S. 27. Kelchner.

Hartmann: Moritz H. Er war das Kind deutsch-jüdischer Eltern in Böhmen und wurde geboren am 15. October 1821 in dem Dorfe Duschnik bei Przibram. Wissenschaftliche Erziehung wurde ihm auf den Gymnasien zu Jungbunzlau und zu Prag, in welch letzterer Stadt er auch durch mehrere Jahre die Universität besuchte, ohne jedoch ein sogenanntes Fachstudium zu ergreifen. Nachdem er in Wien in bedeutenden Familien während einiger Jahre als Erzieher gelebt, verließ er seine österreichische Heimath und es begann nun eine Reihe von Lehr- und Wanderjahren, wie sie inhaltsvoller wol kaum einem deutschen Dichter zu Theil geworden. H. war eine jener, von der Natur überschwänglich reich ausgestatteten Persönlichkeiten, welchen es denn auch Bedürfniß wird gleichmäßig zu leben, zu wirken und zu schaffen. Von anziehendem und sympathischen Aeußern, voll Geist und Fantasie, voll Muth und Enthusiasmus, mit schneller Auffassung ein außerordentliches Gedächtniß vereinigend, die Sprache schriftlich und mündlich, in allen Formen beherrschend, krönte er alle diese Gaben durch einen Charakter von lauterster Reinheit. Den humanitären Freiheitsgedanken, welchen er von frühester Jugend an seine Seele geöffnet hatte, blieb er mit unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit treu durch ein von mannigfachen Schicksalen bewegtes Leben und so konnte es kaum anders kommen, als daß ihm Liebe in Fülle zu Theil wurde und der Haß der Gegner sich damit begnügen mußte, seine Tendenzen und seine Schöpfungen anzugreifen — dem Menschen als solchem konnten sie nichts anhaben. Seine zahlreichen schriftstellerischen Erzeugnisse verschlingen sich so eng mit den Wechselfällen seines allzu kurzen Lebens, daß sie sich gegenseitig erklären und ergänzen. — Die erste Sammlung seiner sprühenden Gedichte „Kelch und Schwert“ brachte ihm die Verbannung aus Oesterreich ein. Im J. 1848 nach Böhmen zurückgekehrt, um mitzuhelfen die dortigen Deutschen dem großen Vaterlande zu erhalten, wurde er vom Distrikte Leitmeritz in den Frankfurter Reichstag gewählt und blieb, wie Ludwig Uhland, Mitglied desselben bis zur letzten hinschwindenden Auflösung in Stuttgart. Dichterisch entsprossen ist diesen Zeiten die geistreiche „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“, während seine „Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen“, in der antiken Einfachheit ihrer Darstellung nicht allein den persönlichen Muth und die Geistesgegenwart des Dichters in's hellste Licht stellen, sondern auch dessen eminentes Talent für die historische Erzählung bekunden. Jetzt auch durch längere Jahre verhindert nach Deutschland zurückzukehren, wählte er Paris zum Wohnsitz, machte aber von dort aus zahlreiche Reisen, die wiederum die Veranlassung wurden zu mehreren seiner besten schriftstellerischen Arbeiten: so das „Tagebuch aus Languedoc und Provence“ mit seinem Anhange von Uebersetzungen provencalischer Gesänge, die „Briefe aus Dublin“ mit den irischen Märchen, die „Wanderungen durch celtisches Land“,

welchen eine, gemeinschaftlich mit seinem Freunde L. Pfau unternommene Sammlung „Bretonische Volkslieder" folgte. Auch dem französisch-englisch-russischen Kriege in den Jahren 1854—55 wohnte er theilweise als Berichterstatter bei, kehrte aber von demselben krank zurück und brauchte lange Zeit, um sich gänzlich wieder herzustellen. Wie sehr nicht allein die Völker in ihren verschiedensten patriotischen und poetischen Stimmen, sondern auch die Künste in ihren reichen Manifestationen und hervorragenden Vertretern seinen verständnißvollen Antheil erregten, beweisen seine „Biographischen Bilderskizzen" und seine „Wanderungen durch Pariser Ateliers". Eine sprudelnde Erfindungsgabe, wie die mannigfachen Erlebnisse in allen Landen und inmitten aller Schichten der Gesellschaft, mußten denn auch die novellistische Produktion des Dichters befördern. Seine Erzählungen sind unter verschiedenen Titeln in einer Reihe von Bänden enthalten und bilden in der Fülle und Frische, vielleicht auch in der Sorglosigkeit, wie sie Improvisationen eigen, einen köstlichen Theil unserer der Unterhaltungslectüre gewidmeten Litteratur. Die besten derselben sind, wie die obengenannten Schriften, in der zehnbändigen Ausgabe seiner, durch Ludwig Bamberger und Wilhelm Vollmer veranstalteten und in der Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Werke zusammengestellt. — Eine glückliche, ja beseligende Ehe, die er, in Genf verweilend, mit einem in jeder Beziehung ausgezeichneten deutschen Mädchen geschlossen, krönte das bis dahin unstäte Leben des herrlichen Menschen. Der ungeheuere Umschwung, der in den politischen Verhältnissen seines engeren und weiteren Vaterlandes eingetreten war, erlaubte ihm in Stuttgart und später sogar in Wien selbst (wohin ihn die Redaction der „Neuen freien Presse" berufen) seinen Aufenthalt zu nehmen. So manches Große, was errungen worden war, freudig anerkennend, konnte er doch wieder mit Anderem sich nicht befreunden, da es den stets festgehaltenen Idealen seiner Jugend widersprach. Blättert man in seinen Schriften, so wird man mehr als einmal den alten Spruch bestätigt finden, daß im Dichter ein Stück Prophet steckt. Leider trübte eine schmerzensvolle Krankheit die letzten Jahre seines Lebens. Hob ihn auch die Liebe des aufopfernden Weibes und seine ungemeine Seelenstärke über seine Leiden geistig empor, der Körper konnte auf die Dauer nicht widerstehen. H. verschied am 13. Mai 1873, „einer der Edelsten und Frischesten", wie ihn Karl Goedeke bezeichnet, der jüngsten Schule deutscher Dichtung. Ferd. Hiller.

Hartmann: Otto Ernst H., geb. am 30. Sept. 1822 zu Lüneburg, besuchte das Johanneum seiner Vaterstadt und bezog Ostern 1841 die Universität Göttingen, zunächst zum Studium der Philologie, das er aber bald mit dem der Rechtswissenschaft vertauschte. Nach halbjährigem Aufenthalt in Berlin während des Winters 1843/44 kehrte er nach Göttingen zurück, gewann 1844 mit seiner Schrift „De onere probandi in caussis criminum" den akademischen Preis und wurde nach abgelegtem Staatsexamen 1845 Auditor bei der Justizkanzlei in Göttingen. Zugleich habilitirte er sich als Privatdocent in der juristischen Facultät der Universität. Nach Jahresfrist gab er die gerichtliche Thätigkeit auf, um sich ganz der akademischen zu widmen. Am 24. September 1851 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Seine Vorlesungen, die sich über Geschichte und Institutionen des römischen Rechts und Theorie des Civilprocesses erstreckten, sowie sein Civilproceßpraktikum und Relatorium erfreuten sich in Folge ihrer glücklichen Verbindung gewissenhaftester Gründlichkeit mit sorgfältiger Berücksichtigung des für die Rechtsanwendung Erforderlichen, des vollen Beifalls der Studirenden. War H. demungeachtet bisher schon wenig von der Regierung gefördert worden, so zog er sich ihre ganze Ungunst zu, als er nach den Octroyirungen König Georg V. sich in einem Rechtsgutachten für die im kleinen Senat des Obergerichts Aurich zur Geltung gebrachte Ansicht seines Freundes

G. Planck aussprach, wonach es zur Zuständigkeit des Richters gehört, die Verfassungsmäßigkeit landesherrlicher Erlasse zu prüfen. Ungeachtet seiner großen Verdienste um die Universität ließ man ihn im Herbst 1859 einem Rufe als ordentlicher Professor nach Halle folgen. Ostern 1862 wurde ihm die Genugthuung zu Theil, nach Göttingen zurückberufen zu werden. Zu seinen früheren Vorlesungen übernahm er jetzt noch die Pandekten. Um in enger Verbindung mit der Praxis zu bleiben und insbesondere den neuen Proceß aus eigener Anschauung kennen zu lernen, bekleidete er zugleich eine Zeitlang die Stelle eines Mitgliedes des Göttinger Obergerichts. Nach Ablehnung eines Rufes an die Spitze des Oberappellationsgerichts zu Jena wurde er im Frühjahr 1866 zum Hofrath, 1875 zum Geheimen Justizrath ernannt. In seinem erfolgreichen akademischen Wirken wurde er im Winter 1876/77 durch ein schweres Leiden unterbrochen, das eine wiederholte lebensgefährliche Operation des Oberkiefers nöthig machte. Glücklich bestand sein kräftiger Körper die Gefahr und hoffnungsvoll nahm er die altgewohnte Thätigkeit zweimal, von der Anhänglichkeit der Studirenden trotz der immer undeutlicher werdenden Sprache begleitet, wieder auf, aber dem Leiden war kein Einhalt mehr zu thun und der Hinzutritt einer Lungenentzündung machte am 17. September 1877 seinem Leben ein Ende. — Zahl und Umfang seiner Schriften ist gering. Seine ausgedehnte akademische Wirksamkeit — widmete er doch in den letzten Jahren wiederholt 18—20 Stunden wöchentlich den Vorlesungen — hinderte ihn an der Vollendung einer großen litterarischen Arbeit auf dem Gebiete des römischen Processes, zu der er die umfassendsten und gründlichsten Vorstudien gemacht hatte. In die Oeffentlichkeit ist nicht mehr gelangt als eine Abhandlung: „Ueber das römische Contumacialverfahren" (1851) und von einem Werke unter dem Titel: „Der Ordo Judiciorum und die Judicia extraordinaria der Römer", Theil I: „Ueber die römische Gerichtsverfassung" (1859) der erste Abschnitt, der von dem Einfluß der Religion auf die Zeit der Rechtspflege handelt und den Verfasser in eine Polemik mit Th. Mommsen über den römischen Kalender verwickelte.

Nachrichten von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität aus dem J. 1877 S. 693 ff. F. Frensdorff.

Hartmann: Peter H., Canonist, geboren zu München am 8. Februar 1747, Cistercienser, Professor des Kirchenrechts im Kloster Aldersbach in Oberbaiern, nach der Säcularisation (1803) privatisirend. Schrift: „Jus ecclesiast. potissime publicum in synopsi systematica delineatum et usui Germaniae ac Bavariae adcommodatum" etc., 1783.

Felder, Gel. Lex., I. 299. v. Schulte.

Hartmann: Philipp Karl H., Arzt, ist am 20. Januar 1773 in Heiligenstadt im Eichsfelde geboren. Er hatte zuerst in Göttingen, später in Wien unter Peter Frank Medicin studirt und hier hat er 1799 die medicinische Doctorwürde erlangt. Seine praktische Laufbahn begann er als Assistent des Polizei-Bezirksarztes Barth, den er namentlich in seiner umfänglichen Armenpraxis unterstützte, worauf ihm im J. 1803 die Physikatsstelle an der Versorgungsanstalt zu Mauerbach bei Wien übertragen wurde. Durch seine geistreichen kritischen Arbeiten über den Brownianismus und die neuere naturphilosophische Schule hatte er sich in der Gelehrtenwelt schnell einen ehrenvollen Namen gemacht und so wurde er schon im J. 1806 nach Olmütz berufen, wo ihm die Professur der theoretischen und praktischen Medicin an dem dortigen Lyceum und die Stelle des Primararztes an dem Kranken- und Findelhause, im J. 1810 das Rectorat des Lyceums übertragen wurde. — Seine wissenschaftlichen und praktischen Leistungen hatten inzwischen die Aufmerksamkeit der höchsten Unterrichtsbehörden Oesterreichs auf ihn gelenkt und so erhielt er im Jahre

1811 einen Ruf als Prof. ord. der allgemeinen Pathologie und Arzneimittellehre an die Universität zu Wien. — Sein ganzes Streben war hier darauf hingerichtet, die Stelle einzunehmen, welche vor ihm van Haën und Peter Frank als Professoren der medicinischen Klinik am allgemeinen Krankenhause bekleidet hatten; dieser Wunsch wurde ihm, nachdem er ehrenvolle Berufungen 1814 nach Rußland, 1819 als Prof. ord. der medicinischen Klinik nach Bonn und 1823 als Prof. ord. der Medicin und Director des Charitékrankenhauses nach Berlin abgelehnt hatte, im J. 1829 erfüllt. Er wurde mit der angestrebten Professur provisorisch betraut, allein die Anstrengungen, welchen er sich in seiner wissenschaftlichen, praktischen und amtlichen Thätigkeit fortgesetzt und unermüdet hingegeben hatte, hatten seine Kräfte erschöpft und so erlag er am 5. März 1830 plötzlich in Folge eines Schlaganfalles. — In seinem Charakter war H. durch Einfachheit, Bescheidenheit und Leutseligkeit, aber auch durch Gründlichkeit, Freimüthigkeit und Consequenz, in seiner Geistesthätigkeit durch Schärfe und Tiefe der Auffassung, gewissenhafte Wahrheit, lichtvolle Darstellung und unermüdlichen Fleiß ausgezeichnet, und diese Eigenschaften, mit welchen er Alle, die mit ihm in Berührung kamen, fesselte, spiegeln sich in seinen zahlreichen, zum Theil bedeutenden litterarischen Arbeiten (ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich in Callisen, Med. Schriftsteller-Lexikon, Bd. XXVIII S. 396) deutlich ab. — Es hat wol wenige Männer der Wissenschaft gegeben, welche in einer litterarisch lebhaft bewegten Zeit so entschieden für eine Ansicht aufgetreten sind, so energisch die ihnen entgegenstehenden Ansichten bekämpft haben und dennoch so wenig angefeindet worden sind, sich einer so allseitigen Anerkennung selbst von Seiten ihrer Gegner erfreut haben, als dies bei H. der Fall gewesen ist. — Die ersten Arbeiten Hartmann's waren, wie bemerkt, kritischer Art und gegen den Brownianismus und die Erregungstheoretiker, sowie gegen die Schelling'sche Schule gerichtet. In einer „Analyse der neueren Heilkunde", 2 Theile, 1802, deckt er mit Schärfe die krasse Einseitigkeit und die fundamentalen Irrthümer der Erregungstheorie auf; der Hauptgedanke, der sich durch die Arbeit Hartmann's zieht, läßt sich etwa dahin zusammenfassen: Brown und Röschlaub haben über den Erscheinungen am Organismus diesen selbst, die Materie, übersehen, sie haben vergessen, daß die Function von den Organen ausgeht und daß eine Veränderung der Function nothwendig eine Veränderung der Materie voraussetzt. — In seiner Abhandlung über den „Einfluß der Philosophie in die Theorie der Heilkunde" (in Salzb. med.-chir. Zeitung, 1805, Nr. 28. 29, II. S. 19—58) tritt er als Gegner der Naturphilosophie auf; er zeigt, daß jede idealistische und aprioristische Forschung die Naturwissenschaften und die Heilkunde auf Abwege geführt hat, und daß nur in dem Kant'schen Criticismus diejenigen philosophischen Grundsätze gefunden werden, welche für eine Bearbeitung der Theorie in der Medicin heilbringend sind. Diesen Gedanken führt H. in seinen „Beiträgen zur Theorie der Heilkunde" (in Oesterr. med. Jahrbb., 1813, II. Heft 1 S. 79, Heft 2 S. 99) weiter aus; der Arzt, sagt er, der in der Heilkunde mit Glück theoretisiren will, muß ein naturforschender Philosoph sein. — Unter seinen späteren, der Wissenschaftslehre zugewendeten, größeren Arbeiten nimmt die „Theoria morbi seu pathologia generalis". 1814, 2. Aufl. 1828, deutsch 1823, die erste Stelle ein. Seit der Veröffentlichung der allgemeinen Pathologie von Gaub war auf diesem Gebiete nichts nennenswerthes erschienen, die Gaub'sche Schrift aber war vollkommen veraltet und konnte den Bedürfnissen in keiner Weise genügen; H. unterwarf, vom Standpunkte des Eklektikers, diesen überaus schwierigen Gegenstand einer zeitgemäßen Bearbeitung und er hat diese Aufgabe so glücklich gelöst, daß sein Lehrbuch für lange Zeit das geschätzteste Compendium in dieser Materie geblieben

ist. — Dieselbe Anerkennung muß man seiner genialen Bearbeitung der Psychologie („Der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben oder Grundzüge zu einer Physiologie des Denkens", 1820, 2. Aufl. 1831) zollen, in welcher er den Gegenstand wesentlich als Erfahrungswissenschaft behandelt hat. — Demnächst hat H. mehrere kleinere Arbeiten, theils praktischen, theils theoretischen Inhaltes, ferner nach seinen in Olmütz gemachten Erfahrungen zwei Schriften über den ansteckenden Typhus („Sicherungsanstalten und Verwahrungsmittel gegen ansteckende Nerven- und Faulfieber", 1810, und „Theorie des ansteckenden Typhus und seine Behandlung", 1812), und ein Lehrbuch der Arzneimittellehre („Pharmacologia dynamica", 2 Bde., 1816, 2. Aufl. 1829) veröffentlicht, sich an der Bearbeitung der österreichischen Pharmacopöe (in der Ausgabe von den J. 1812 und 1820) betheiligt und die Redaction der von dem Wiener Professoren-Collegium herausgegebenen und in 6 Bänden erschienenen „Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Heilkunde", 1819—28, und der ersten 9 Bände der „Medicinischen Jahrbücher des österreichischen Staates" geführt. — Seine Vorlesungen über allgemeine Therapie sind erst nach seinem Tode (zuerst 1835 als „Therapia generalis" von einem Anonymus, später erweitert und mit Anmerkungen versehen von Knolz unter dem Titel „Institutiones medicae therapiae generalis" 1836) veröffentlicht worden. — Hartmann's Wirken ist ein nach allen Seiten hin segensreiches gewesen und es ist gewiß nicht eines seiner kleinsten Verdienste, daß er vortreffliche Schüler gebildet hat, von welchen einzelne eine hervorragende Stellung in der Wissenschaft einnehmen.

Ueber Hartmann's Leben vgl.: Wiener Zeitung, 1830, Nr. 88 (daraus in Salzb. med.-chir. Zeitung, 1830, II. S. 317). Wawruch, Oratio funebris in sacris parentalibus P. C. Hartmanni, Vien. 1830. Holger, Hartmann aus seinem Werken geschildert, Wien 1831. Aug. Hirsch.

Hartmann: Richard H., geboren am 8. November 1809 zu Barr bei Schlettstadt im Elsaß, wo sein Vater die Weißgerberei betrieb, zeigte schon früh lebhaften Geist und Sinn. Er erlernte bei einem strengen, aber tüchtigen Meister die Zeugschmiederei und trat im J. 1828 die Wanderschaft an. Diese führte ihn im Februar 1832 nach Chemnitz, wo er bei C. G. Haubold sen., Fabrikant von Spinnmaschinen, Arbeit fand. Der Maschinenbau war ihm neu; mit Eifer widmete er sich der anfangs ungewohnten Beschäftigung, stets bemüht, tadellos seine Arbeiten zu liefern, dabei aber bestrebt, den Zweck und das Wesen der Maschinen zu erfassen und Verbesserungen zu finden, so daß er nach kurzer Zeit wegen seines Strebens zum Accordmeister für den Krempelbau befördert wurde. Zu Anfang des J. 1837 begann H. auf eigene Rechnung mit drei Arbeitern den Bau von Baumwollspinnmaschinen und verheirathete sich am 11. October 1837. Die Hartmann'schen Maschinen fanden reichlich Abnehmer und bald konnte die Zahl der Arbeiter vermehrt werden. Seit die Vorspinnvorrichtungen das frühere Lockensystem im J. 1840 verdrängt hatten, nahm das Geschäft an Umfang zu, so daß schon im Juli 1841 dessen Verlegung in weitere Räume nöthig wurde. H. war unermüdlich, die Fabrik gewann immer mehr an Ruf und Größe, insbesondere seit H. beim Baue der Streichgarnspinnmaschinen vielfache Verbesserungen angebracht hatte. Nicht minder wurden Hartmann's Dampfmaschinen, deren Bau er seit 1844 betrieb, wegen ihrer gediegenen Ausführung und vorzüglichen Construction gesucht. Schon im J. 1845 sah sich H. gezwungen, in die von ihm auf eigenem Grundstück an der Leipziger Straße aufgeführten Werkstätten mit seinen über 350 Arbeitern überzusiedeln. Der Bau von Eisenbahnen, welcher in den vierziger Jahren an Ausdehnung gewann, bestimmte H. auch für Herstellung von Locomotiven eine Werkstätte einzurichten.

Die sächsische Staatsregierung beförderte dieses Unternehmen, dessen Ausführung H. mit gewohnter Thatkraft und Umsicht beschleunigte, und schon am 7. Februar 1848 konnte die erste für die sächsische Staatsbahn gebaute Locomotive abgeliefert werden. Als im J. 1848 die politischen Wirren auch die Industrie lähmten, brachte H., um sich einen Stamm tüchtiger Arbeiter zu erhalten, das Opfer den Bau von Gewehren zu beginnen, ließ aber auch die Belebung des Kammgarn- und Baumwollspinnerei-Maschinenbaues sich angelegen sein. Vom J. 1854 an fügte H. seinen durch eine eigne Gießerei vergrößerten bisherigen Werkstätten noch solche zum Bau von Turbinen, Mühleneinrichtungen, Bergwerksmaschinen und seit 1857 auch von Werkzeugmaschinen hinzu. Allenthalben leistete unter der umsichtigen Leitung ihres Inhabers und der treuen Beihilfe tüchtiger, durch unausgesetzte Beschaffung der erforderlichen Betriebs- und Hilfsmaschinen unterstützten Ingenieure, die stetig erweiterte Fabrik Gutes und es stieg die Zahl der Arbeiter, welche 1850 ungefähr 800 betragen hatte, bis auf 1500 im J. 1857 und ca. 3000 im J. 1870. In seiner Größe als Mensch und Industrieller zeigte sich H. bei dem Wiederaufbau und der Ergänzung seiner im J. 1860 zu zwei Dritttheilen durch ein Schadenfeuer zerstörten Werkstätten und Betriebsmaschinen; mit sicherem Urtheil und seltener Ausdauer ordnete er Alles in kürzester Zeit an, so daß der Betrieb nur ganz kurz unterbrochen blieb und nach sechs Monaten voll wieder aufgenommen werden konnte. Kein einziger Arbeiter war entlassen worden! Immer rüstig schaffend und vorwärtsstrebend erhob H., unterstützt von seinen Söhnen Richard und Gustav und seinem Schwiegersohne Keller, welcher nach langjähriger Thätigkeit im Geschäft schon seit 1860 mit an dessen Spitze gestellt worden war, seine Fabrik zu einer weltbekannten und berühmten, seine Maschinen der verschiedensten Art wurden auf allen Ausstellungen als mustergiltige anerkannt und ausgezeichnet, in Dresden 1843, in Berlin 1844 und in Leipzig 1845 je durch die große goldene, in München 1854 und in Paris 1855 durch die erste Preismedaille, in London 1862 durch vier, in Paris 1867 durch die goldene und zwei silberne Medaillen, er selbst aber durch Verleihung des Comthurkreuzes des k. k. österreichischen Franz-Joseph-Ordens, der Ritterkreuze des königl. sächsischen Civil-Verdienst- und des königl. bairischen Verdienstordens vom heiligen Michael, des königl. preußischen Kronenordens III. Klasse und des fürstl. reußischen Civilehrenkreuzes I. Klasse, sowie durch die Ernennung zum Geh. Commerzienrath und zum Ehrenmitgliede vieler bedeutenden Anstalten geehrt. Das Ansehen, welches die Hartmann'sche Fabrik sich in mehr als dreißigjährigem Bestehen erworben, führte dahin, daß im J. 1870 eine Actiengesellschaft die Fabrik kaufte. H. selbst trat in den Verwaltungsrath der begründeten Actiengesellschaft ein und hat bis zum Tode mit regem Eifer und wo sich ihm Gelegenheit bot unermüdlich durch Rath und That, durch seine Beziehungen und Bekanntschaften das Beste der Actiengesellschaft in alle Wege gefördert. Der kurz vor Uebergang der Fabrik an die Actiengesellschaft am 18. März 1869 erfolgte Tod seiner stets treu für ihn besorgten Frau traf H. ebenso schwer als der in fernem Lande im J. 1875 erfolgte Tod seines dritten Sohnes. H., der nach Uebergabe seiner Fabrik an eine Actiengesellschaft nach dem bisher entbehrten vollen Glück des häuslichen Lebens sich sehnte, schloß am 8. November 1872 eine zweite Ehe und von seiner zweiten Gattin, sowie von seinen Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln hochgeehrt und innig geliebt, gab er sich dem Glücke eines wahrhaft patriarchalischen Familienlebens mit voller Seele hin. In politischer Beziehung huldigte H. gemäßigten Ansichten, seine Treue für das Königshaus war unerschütterlich. An den öffentlichen Angelegenheiten aber hat er, obschon ihm des Oefteren Ehrenämter angetragen worden, sich direct nie betheiligt, da er seiner Fabrik sich ganz und voll widmen

wollte. Seinen Arbeitern war er ein treuer Rathgeber, vielen der älteren ein wahrhafter Freund; Jahre lang hat er unbemittelten Arbeitern während des Winters Brod gewährt, ohne daß diese wußten, wer der Geber sei. An den Fortschritten der Industrie, der Kunst, der Wissenschaft nahm H. stets den regsten Antheil und der Drang zum Schaffen beseelte ihn bis zur letzten Stunde, wie dies seine Bauten und die Verschönerungen seiner Besitzungen zeigen. Im geselligen Leben stets heiter und bis zuletzt jugendlich frischen Gemüthes, war er in hohem Maße wohlthätig und erinnerte sich stets dankbar jedes ihm früher erwiesenen Dienstes. Vielen hat er ganz oder theilweise die Mittel zur Ausbildung gewährt und wo er nur konnte, sich als Förderer von Kunst, Gewerbe, Wissenschaft bethätigt. — Ein Krankenlager blieb dem seltenen, nur im Schaffen sich wohl fühlenden Manne erspart. Mitten in seiner Thätigkeit lähmte ein Gehirnschlag am 14. December 1878 Körper und Geist und ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, verschied er am 16. December 1878 Morgens 6 Uhr.

Lamprecht.

Hartmann: Sigismund Ferdinand H., Mathematiker, geboren zu Wien den 28. October 1632, † zu Prag den 17. Juni 1681. Er gehörte seit 1647 der böhmischen Provinz des Jesuitenordens an, wurde als Professor der Mathematik in Breslau und Olmütz verwandt, zuletzt als Professor der Theologie in Prag. Er gab „Beobachtungen des Kometen von 1664" und eine „Katoptrik" heraus; außerdem stellte er jährlich geometrische Aufgaben, die er durch den Druck vervielfältigen ließ. Seine letzte kurz vor seinem Tode gestellte Aufgabe, ein gleichseitiges Dreieck zu construiren, welches doppelt so groß sei, als ein gegebenes, gab dem Piaristen Augustinus Thomas a St. Josepho (s. d. Art.) in Horn, einem Correspondenten Leibnitzens, der von diesem sehr geschätzt wurde, die Veranlassung zur Abfassung eines besonderen Buches: „Metamorphosis geometrica" etc., 1690.

Vgl. De Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. T. VI, pag. 207, und von älteren Werken Vogt, Acta litter. Bohem., I. 101 und 444; Adelung (Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon), II. 1818 und 2325; Pelzel, Böhmische, mährische und schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten. Cantor.

Hartman: Thomas H., Archidiaconus zu Eisleben, gab im J. 1604 in eignem Verlage eine Sammlung geistlicher Lieder heraus unter dem Titel: „Der kleine Christenschild". Wackernagel hat nachgewiesen, daß die in dieser Sammlung Hartman's Namen tragenden Lieder meistens nur Veränderungen älterer Lieder sind. Doch fanden diese Lieder in der Gestalt, die H. ihnen gab, theilweise hernach weitere Verbreitung. Vierzig derselben hat Wackernagel im 5. Bande seines „Deutschen Kirchenliedes" abgedruckt (Nr. 470 bis 509).

l. u.

Harttmann: Karl Friedrich H., (nicht Hartmann), einer der tüchtigsten württembergischen lutherischen Geistlichen aus der Bengel-Oetinger'schen Schule und als Dichter geistlicher Lieder auch außerhalb seiner engeren Heimath bekannt, wurde am 4. Januar 1743 zu Adelberg, am Nordabhange der schwäbischen Alp, geboren, wo sein Vater Forstverwalter war. Seine Mutter stammte von Matthäus Alber (Band I, S. 178) ab. Seinen ersten Unterricht erhielt er vom Geistlichen zu Adelberg, Georg Saiz († 1763), mit dessen Sohne Johann Ferdinand Saiz (dem späteren Schwiegersohn Oetinger's, † 1793), er von da an befreundet war. Darauf kam er in die Klosterschulen und hatte den üblichen Studiengang der württembergischen Theologen; im J. 1765 vollendete er seine Studien im Stift zu Tübingen und ward dann Vicar, Repetent und im J. 1774 Prediger und Professor an der Carlsschule auf der Solitude und mit dieser dann

im J. 1775 nach Stuttgart versetzt. An dieser Anstalt war er auch Schiller's Lehrer. Wegen seines entschieden pietistischen Wesens soll er dann dem Herzog Karl unangenehm geworden und gegen seinen eignen Wunsch im J. 1777 als Pastor nach Illingen versetzt sein. Hiernach kam er nach Kornwestheim, wo er 13 Jahre wirkte und von da 1793 als Dekan nach Blaubeuren, 1795 nach Nauffen und 1801 nach Lauffen am Neckar. Als er erleben mußte, daß die sog. Aufklärung immer mehr um sich griff und selbst von oben her der Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes und dem Spottgeist nicht gewehrt ward, bat er um seine Entlassung und legte dann im April 1812 sein Amt nieder. Er starb am 31. August 1815 in Tübingen, wohin er auf den Wunsch seiner an Ernst Gottlieb Bengel verheiratheten Tochter sich erst im Mai desselben Jahres begeben hatte. H. war eine durch und durch im Worte Gottes gegründete Persönlichkeit, einfach und kernhaft; wie eine Mauer widerstand er dem zu seiner Zeit einbrechenden Unglauben; das statt der evangelischen Predigt von der Rechtfertigung durch den Glauben „fast allgemein gewordene Gewäsch von Moral, Tugend und Religion" war ihm gründlich zuwider. — Seine Schriften, außer einigen früheren Arbeiten zur praktischen Bibelerklärung meist Predigten und außerdem Beichtreden, theilweise erst nach seinem Tode herausgegeben, werden noch vielfach gern gelesen und sind zum Theil erst vor Kurzem neu aufgelegt. Seine geistlichen Lieder haben durch ihre Aufnahme in A. Knapp's Liederschatz eine größere Verbreitung gefunden.

Vgl. besonders E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds ꝛc., 3. Aufl., Bd. VI, S. 409 ff.; Koch hat auf die Schilderung Harttmann's ganz besonderen Fleiß gewandt und sein Leben nicht nur nach den vorhandenen gedruckten Quellen, sondern auch nach eignen Forschungen in Volks- und Freundeskreisen erzählt. l. u.

Hartmut, Abt von St. Gallen, † 23. Jan. nach 895. Wenn auch wol Ekkehart's IV. Mittheilungen über Hartmut's Verwandtschaft mit König Rudolf I. von Hochburgund und mit dem das alte Vindonissa als Erbgut besitzenden Bischof Landaloh von Treviso nur mit Vorsicht aufzunehmen sind, so steht doch fest, daß H. angesehener Abstammung gewesen ist. Zugleich mit Werinbert, dem vom Mönche von St. Gallen genannten Gewährsmanne, war H., unter Raban, Zögling der Klosterschule zu Fulda und dabei, wie aus einer Widmung des Otfrid'schen Evangelienbuches hervorgeht, befreundeter Mitschüler des Weißenburger Mönches. In St. Gallen tritt H., nach einer erstmaligen urkundlichen Erwähnung 838, erst unter und neben Grimald (s. d. Art.) bedeutsamer hervor, dann aber alsbald gleich in den ersten urkundlichen Erwähnungen in hervorragender Stellung. Denn von 849 an bis 872 erscheint H., ganz gegen die sonst einen regelmäßigen Wechsel auch dieses vornehmsten Officiums erfordernde Gewohnheit, als ständiger Decan, zwei Mal auch als Propst, wie Ekkehart IV. sagt, „gleichsam als Grimald's Ersatzabt", oder nach Ratpert's Worten als derjenige, welchem St. Gallen vom Könige „nach Grimald an zweiter Stelle zur Leitung überwiesen" war. Vielleicht begann diese Stellvertretung schon bald nach Grimald's Wahl, da derselbe, um den Mönchen dafür Entschädigung zu geben, daß durch seine, eines Weltgeistlichen, Einsetzung die Wahlfreiheit derselben in empfindlicher Weise verletzt worden war, sich zur Erhaltung guter Beziehungen zu seinen Untergebenen beeilt zu haben scheint, von dem ihm persönlich nahe stehenden Könige Ludwig die Erlaubniß zu erlangen, daß das Kloster schon gleich jetzt bei seinen Lebzeiten durch Bestellung eines künftigen Nachfolgers sein Wahlrecht übe. Nach verschiedenen Richtungen war nun H. schon in Grimald's Regierungszeit thätig. Der Gozbert'sche Klosterbau (s. d. Art.) wurde eifrig fortgesetzt, die Pfalz des Abtes — nach dem Klosterplane außerhalb der

Clausur — begonnen und mit besonderer Pracht durchgeführt, so daß nach einer poetischen Wandinschrift Marmor und Malereien zum Schmucke hinzukamen, Meister vom königlichen Hofe und von Reichenau sich an der Arbeit betheiligten; 867 wurde den Gebeinen des ersten Abtes, des heiligen Othmar, endlich auch eine Kirche errichtet und eine letzte Translation derselben gefeiert, und dieses Gotteshaus, wie die Hauptkirche des heiligen Gallus, nach Kräften zu verzieren, in dem letzteren Bau besonders die Apsis sammt dem Hochaltar, sowie die Krypta mit dem Grabe des Heiligen, gab sich H. die größte Mühe. Noch in späterer Zeit hieß auch der Thurm am mittleren Theile des Münsters, dessen feste Bauart sich bei der verderblichen Feuersbrunst von 937 bewährte, „Thurm des H.". Auf die Verwaltung und die disciplinären Angelegenheiten erstreckte sich des Decans Sorgfalt ebenfalls: den in Otto's I. letzter Zeit St. Gallen besuchenden Prüfungscommissären schienen „Hartmut's Statuten" über die Lebensmittel vortrefflich zu sein. Die Schule gedieh so sehr, daß nach Ekkehart's IV. allerdings theilweise irrigem Berichte H. von jenem Könige Rudolf um Fürbitte bei Grimald wegen Ueberlassung des erwähnten Lehrers Iso gebeten worden sein soll. Für die Vermehrung der Bibliothek — 867 erscheint zuerst urkundlich ein Bibliothekar — war H. so bemüht, wie sein Abt: der Codex Nr. 267 nennt 54 Titel von Werken, welche Grimald mit seiner Hülfe zu Stande gebracht habe, daneben aber 22 weitere von Büchern, welche in seiner eigenen Verwaltungszeit von 872 an auf seinen Befehl geschrieben wurden. Außerdem jedoch war H. auch selbst als „Schreiber" thätig, und diese 24 Werke, worunter eine „Mappa mundi subtili opera patrata", schenkte er auf seinen Tod hin dem Kloster. Vorzüglich beachtenswerth ist aber auch, daß unter den Arbeiten der erstgenannten Kategorie auch die Codices Nr. 81 bis 83 sich befinden, welche eine neue ungleich höhere Richtung der Miniatorenkunst in St. Gallen darlegen und eine gänzlich unmittelbar eingetretene Emancipation von der bisherigen zurückgebliebenen Kunstübung, vorzüglich in den Initialen, verrathen. Aber auch noch ein zweiter überraschender Fortschritt der Kunstbethätigung zu St. Gallen verbindet sich mit Hartmut's Namen, und zwar, so viel zu sehen, auch noch in der Zeit seines ständigen Decanates. Denn das erste eigentliche Prachtwerk der St. Galler Miniatorenschule, Folchard's (urkundlich 855 bis 895, zuletzt als Decan) Psalter, Codex Nr. 23, in der prunkvollen kalligraphischen Ausstattung dem gleichzeitigen, hinwieder durch seine figürlichen Darstellungen hervorragenden Psalterium Aureum (Codex Nr. 22) überlegen, wurde nach einem Eintrage des Schreibers nach den „praeceptoris Hartmoti jussa" angefertigt Jedenfalls hat also H., wenn auch vielleicht nicht in persönlicher Betheiligung, so doch in eifrigster Förderung des künstlerischen Fleißes seinen Namen mit der höchsten Entwicklungsstufe der Miniaturleistungen in St. Gallen verbunden. Nach Grimald's in St. Gallen erfolgtem Tode, 872, folgte nun H. nach den früheren Festsetzungen alsbald als Abt, nachdem er schon in den letzten Zeiten seines Vorgängers auch die Besorgung der nach außen gerichteten politischen Verpflichtungen ganz übernommen hatte. Die elf Jahre der eigenen Abteiführung gehören zu den glänzendsten Abschnitten der Geschichte des Klosters: noch im 11. Jahrhundert sprach Ekkehart IV. davon als von einer Epoche blühenden Gedeihens. Mit den Königen, Ludwig, welcher 873 St. Gallen den königlichen Klöstern, besonders Reichenau, nun völlig gleichstellte, noch mehr mit Karl, welcher dem Kloster ungemein gewogen sich zeigte und dasselbe sehr reichlich bedachte, blieb H. in den besten Verhältnissen; eifrig sorgte er für das geistige und leibliche Wohl der ihm anvertrauten Brüderschaft; unter den zahlreichen Urkunden aus der verhältnißmäßig kurzen Zeit des Abtes befindet sich außer den erwähnten königlichen Schenkungen u. a. ein Tauschvertrag mit Bischof Sa=

lomon II. von Constanz zur Schlichtung älteren Zwistes. Aber H. wünschte sich den Mühseligkeiten seines Amtes zu entziehen und seine Würde auf eine jüngere Kraft zu übertragen, welchem Begehren sich der König und die Mönche lange widersetzten. Erst als der nunmehrige Kaiser Karl Anfang December 883 auf der Rückkehr von seinem vierten Zuge aus Italien St. Gallen besuchte — diese drei festlichen Tage gaben nicht nur zu Empfangsgedichten, sondern auch zum Büchlein des ungenannten Mönches über Karl den Großen, ja vielleicht auch zur Abfassung von Ratpert's Klosterchronik den Anlaß —, erlangte H. die Erfüllung seines Begehrens. Unter völlig freier Ausübung ihres Wahlrechtes bestellten die Brüder sogleich einen jungen Mönch vornehmer Abkunft, Bernhard, als Abt; H. dagegen, nachdem er anfangs für sich, wie für spätere zurücktretende Aebte eine gewisse Ausstattung, darunter den wichtigen Hof Herisau, sich vorbehalten hatte, scheint nachher sogar die strenge Lebensart eines Inclusen für sich erwählt zu haben. Er erlebte noch die Stürme, welche nach Karl's III. Absetzung und einer anfänglichen Erklärung St. Gallens für den neuen Herrscher Arnolf mit Abt Bernhard's Gehorsamsverweigerung und Entfernung aus seiner Würde 890 über St. Gallen hereinbrachen, und er sah die Anfänge der neuen glänzenden Regierung des von Arnolf dem Kloster unter Verletzung der Wahlfreiheit aufgenöthigten, gleich darauf auch auf den bischöflichen Stuhl von Constanz gehobenen Abtes Salomon III. (s. d. Art.), welcher als Jüngling nach den allerdings vielfach sehr unglaubwürdigen anekdotenhaften Schilderungen Ekkehart's IV. unter H. die ehrwürdigen Väter von St. Gallen durch seine unberechenbaren ehrgeizigen Launen beunruhigt haben soll. 895 wird H. zum letzten Male, an sehr ausgezeichneter Stelle gleich nach Salomon, urkundlich genannt.

Vgl. neben den Urkunden in Wartmann's Urkundenbuch der Abtei St. Gallen die eingehendere Schilderung in Ratpert's (Einzelnes auch in Ekkehart's IV.) Casus s. Galli (neue Ausgabe v. Verf. d. Art. in d. St. Gallischen Geschichtsquellen, Abth. II. u. III., wo in den betreffenden Anmerkungen die Materialien zur Geschichte des Abtes). Ueber die Bedeutung der Abtregierung für die Geschichte der Malerei vgl. neuestens Rahn's kunstgeschichtlichen Text zur Prachtausgabe des Psalterium Aureum (St. Gallen 1878).

Meyer von Knonau.

Hartog: Dietrich H. (Dyrck Hartooch nach seiner eigenen Schrift), niederländischer Seefahrer und Entdecker, über dessen Lebensumstände nichts Näheres bekannt ist. Er gehört zu den frühesten Entdeckern Australiens. Wenn er auch nicht mehr, wie es früher geschah, als der erste Entdecker der Westküste dieses Erdtheiles betrachtet werden kann, so ist es doch Thatsache, daß er am 25. October 1616 die Dirk Hartogs-Rhede an der Westküste Australiens besuchte und das Land zwischen 22° und 29° S. B. entdeckte, dem er den Namen „Land der Eendragt“ beilegte. Der Name „Eintrachtsland“ hat sich noch lange auf den Karten erhalten. Der sichere Beweis für diese Entdeckung liegt in einer Zinnplatte, welche das Schiff „Vlaming“ 1697 in der Dirk Hartogs-Rhede fand und auf welcher verzeichnet war, daß das Schiff „Eendragt“ mit dem Kaufherrn Egidius Miebais von Luik und dem Capitän Dirk Hartog am 25. October 1616 diese Küste entdeckte. Noch 1813 fand Peron auf der Reise der „Geographe“ diese Platte an derselben Stelle vor.

Bennett und Van Wijk, Verhand. over de Nederlandsche Ontdekkingen, S. 126.

Ratzel.

Hartsoecker: Christian H., dessen Vater Nicolaus H., Prediger zu Ysselstein, um seiner remonstrantischen Gesinnung willen 1619 abgesetzt und verbannt war, nimmt unter den remonstrantischen Theologen des 17. Jahrhunderts be-

sonders als Exeget eine nicht unbedeutende Stelle ein. Er war am 16. December 1626 geboren und erhielt seine theologische Erziehung am Seminar der remonstrantischen Bruderschaft. 1652 wurde er Prediger zu Friedrichstadt an der Eider, bis er 1654 einem Ruf nach Moordrecht in der Nähe von Gouda folgte, wo er sich mit Anna van der Mey verheirathete. 1661 zog er nach Alkmar und 1669 nach Rotterdam, wo er 1683 starb. Seine von großem Scharfsinn zeugenden Schrifterklärungen wußte er populär zu machen, indem er sich dafür der holländischen Sprache bediente. Er veröffentlichte: „Aanteekeningen over 't heilig Evang. van Matthaeus“ (1668 und 1684), „Aanteekeningen over 't heilig Evangelie van Marcus“ (1671) und aus seinem Nachlasse erschienen noch: „Aanteekeningen over het Evangelie van Lucas“ (1687). Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch seine sorgfältige Uebersetzung des Neuen Testaments, welche 1680 zu Amsterdam in 8° und schon 1684 in neuer Ausgabe erschien.

Van der Aa, Biogr. Woordenb., und J. Tideman, De Remonstrantsche broederschap, bl. 53. 134. 242, ꝛc. van Slee.

Hartstein: Dr. Eduard H., Director der königl. landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf bei Bonn, gestorben am 14. December 1869. In der kleinen sächsischen Provinzialstadt Pretzsch bei Wittenberg am 29. Juli 1823 geboren, war er der Sohn des dortigen Stadtgerichtsraths H., welcher der Erziehung dieses ihm von mehreren Kindern gebliebenen einzigen Sohnes eine besondere Sorgfalt zuwandte. Demgemäß wurde H. zunächst durch Privatunterricht im elterlichen Hause bis zu seinem 13. Lebensjahre auf den Besuch einer höheren Schule vorbereitet, kam dann auf das Gymnasium zu Wittenberg und ein Jahr später nach Schulpforta, um sich dort, dem Wunsche seines Vaters folgend, die nöthige Vorbildung für das juristische Studium zu erwerben. Dies Vorhaben sollte indeß bald wieder vereitelt werden, da ihn im 18. Lebensjahre ein gefährliches Augenübel befiel, welches ihn nöthigte, die genannte Schule gegen Ende 1840 zu verlassen und auf den Rath des Arztes seinen Aufenthalt auf dem Lande zu nehmen, eventuell einen für längere Zeit das Landleben gestattenden Beruf zu erwählen. H. entschied sich, wenn auch ursprünglich wol ohne innere Neigung, für das landwirthschaftliche Fach und nahm alsbald darauf Bedacht, dasselbe vorerst praktisch zu erlernen. Nachdem er dies auf mehreren seinem Geburtsorte benachbarten Gütern während der nächsten drei Jahre erreicht hatte, bezog er zu Ostern 1843 die landwirthschaftliche Akademie Eldena bei Greifswald, wo er froh der ersehnten Gelegenheit, dem von ihm gezwungen ergriffenen Berufe einen höheren Gehalt zu geben, unter den Directoren Pabst und Baumstark den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Berufsbildung legen konnte. Mit Eifer widmete er sich hier den in verschiedenen Richtungen vorgezeichneten Studien und absolvirte dieselben nach wenigen Semestern mit ausgezeichnetem Erfolge. Zum großen Theile nunmehr auf sich selbst angewiesen, ergriff er nach seinem Abgange von Eldena eine sich ihm darbietende Gelegenheit zur selbständigen Ausübung seines Berufes in der Praxis und übernahm die Administration der Güter Pulow und Warnekow bei Anklam in Pommern. H. kam in dieser Stellung bald zu der Erkenntniß, daß er die Kraft zur Erfüllung einer höheren Lebensaufgabe besaß, er vermißte daher auch dort bei aller Regsamkeit in der Führung seines Amtes eine wünschenswerthe Befriedigung und so war ihm diese Stellung nur eine Zwischenstation, von welcher er auf eine andere Bahn einlenken mochte. Es vollzog sich um jene Zeit die Gründung der landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf, welche, wenngleich in mehrfacher Beziehung mit der Universität Bonn in Verbindung gestellt, jedoch noch einer besonderen Ausrüstung mit tüchtigen Lehrkräften, mit

eigenem Lehrapparate, wie mit einer Verwaltung des als Lehrmittel beigegebenen kleinen Universitätsgutes theilhaftig gemacht werden mußte. Nachdem die königl. Regierung für die Direction des neuen Lehrinstitutes den Professor A. G. Schweitzer, vormaligen Director von Tharand, gewonnen, berief sie H. als zweiten Fachlehrer und als Administrator des von der Akademie in Pacht zu übernehmenden Universitätsgutes nach Poppelsdorf. Nun war ihm eine neue Laufbahn eröffnet, in welcher er seinem Streben nach größeren Aufgaben und höheren Zielen Folge geben durfte. Noch im Herbste 1846 mußte H. die Administration zu Poppelsdorf übernehmen und bereits mit der im Jahre darauf stattfindenden Eröffnung der Akademie das ihm überwiesene Lehramt antreten. Den an die Führung dieses doppelten Amtes geknüpften Anforderungen suchte H. mit großer Energie und Ausdauer gerecht zu werden, er widmete sich mit unermüdlichem Eifer der Aufgabe, zunächst die zur erfolgreichen Ausübung der Lehrthätigkeit für nöthig erachtete Erweiterung seiner Kenntnisse namentlich in naturwissenschaftlicher Hinsicht zu gewinnen, und so benutzte er die ihm neben seinen amtlichen Functionen gebliebene Muße, um theils durch Privatstudien, theils durch anderweitige Belehrung in der Physik, Chemie und den biologischen Wissenschaften so weit vorzudringen, daß er einen festen Standpunkt gewinnen mochte, von welchem die um diese Zeit schon rasch vorschreitende Entwickelung jener sicher zu verfolgen, ihr sich immer mehr ausdehnender Einfluß auf die Landwirthschaftslehre richtig zu erfassen und somit auch der weitere Ausbau der letzteren sicher zu bewirken war. Seinem rastlosen Streben genügten indeß die mit den dienstlichen Functionen verknüpften Aufgaben bald nicht mehr, H. wußte auch die Zeit zu erübrigen, um sich an dem Wirken des von einem regen Geiste beseelten rheinpreußischen landwirthschaftlichen Vereines zu betheiligen. Seine hervorragende Mitwirkung bei der Förderung der Vereinszwecke führte ihn bald in den Centralvorstand dieses Vereins und trug ihm die Stelle eines Schatzmeisters desselben zu; hier entspann sich auch für ihn ein schönes Verhältniß enger Freundschaft, welches ihn mit dem damaligen Vereinspräsidenten, dem Freiherrn v. Carnap auf Bornheim, verband. In der Ausübung seines Lehramtes bethätigte H. fortgesetzt den größten Eifer, entfaltete auch in wirthschaftlicher Beziehung eine erfolgreiche Thätigkeit und wußte so das Vertrauen der Studirenden, wie der Gönner der Akademie zu erwecken. Seine Vorlesungen, welche sich anfangs über sehr verschiedene Fachdisciplinen zu verbreiten hatten, concentrirten sich unter dem Directorate des Geh. Regierungsraths v. Weyhe allmählich auf die Lehre vom Acker- und Pflanzenbau und auf die landwirthschaftliche Betriebslehre nebst Buchführung und Güterabschätzungslehre. In diesen Disciplinen lehrte er mit Vorliebe und mit solchem Erfolge, daß er sich eines von Semester zu Semester steigenden Beifalls seiner zahlreichen Zuhörer erfreuen und unter denselben außer der studirenden Jugend auch Männer reiferen Alters aus den verschiedensten Lebensstellungen von ferne und nahe zählen konnte. H. versäumte nicht die jährlich wiederkehrenden Wanderversammlungen deutscher Land- und Forstwirthe zu besuchen, um Antheil an den Debatten zu nehmen oder mit bedeutenden Männern in Verkehr zu treten, und wie er gleich bei seinem ersten Auftreten vor der Versammlung in Magdeburg durch seinen anregenden Vortrag die Augen bedeutender Landwirthe auf sich zu lenken vermocht hatte, so wurde ihm auch aus diesen Kreisen mit der weiteren Ausbreitung seines Rufes eine wachsende Anerkennung zu Theil, indem er sich nach und nach zum correspondirenden resp. zum Ehrenmitgliede einer großen Zahl von landwirthschaftlichen Vereinen Deutschlands ernannt sehen konnte. Auf dem Gebiete der Litteratur war H. nicht minder thätig; sein erstes ziemlich umfangreiches Werk bildete die auf zeitraubenden Vorarbeiten beruhende „Statistisch-landwirth-

schaftliche Topographie des Kreises Bonn", welche er 1850 als gekrönte Preisschrift veröffentlichen konnte. In den beiden nächsten Jahren folgten seine „Anleitung zur landwirthschaftlichen Rechnungsführung", die später nochmals aufgelegt wurde, und seine „Anschauungen über den Zweck und Einrichtung höherer landwirthschaftlicher Lehranstalten". Nachdem er in den J. 1851 und 52 zwei Instructionsreisen nach England unternommen und die dortigen landwirthschaftlichen Culturverhältnisse zum Gegenstande seiner Studien gemacht hatte, gab er auf Grund derselben sein mehrere Abtheilungen umfassendes Werk: „Die Fortschritte der englischen und schottischen Landwirthschaft" heraus. Die erste Abtheilung, welche das vorzüglich ausgebildete Düngerwesen Englands und Schottlands behandelte, erschien in Bonn 1853, sie fand die allgemeinste Beachtung und war fast binnen Jahresfrist vergriffen, so daß gleich nach dem Erscheinen der zweiten Abtheilung, welche sich über Ackerbau und Bodenmelioration verbreitete, eine neue Auflage jener vorbereitet werden mußte. Um diesen Arbeiten theils neue Stützen, theils erweiterten Gehalt zu leihen, führte H. im Herbste 1854 eine dritte Reise nach England aus und hatte sich nunmehr durch ausgedehnte Beobachtungen in den Stand gesetzt, die beiden erwähnten Abtheilungen für die zweite Auflage umzuarbeiten und bis zum J. 1860 die dritte Abtheilung, betreffend „Die Anwendung der Dampfkraft in der Landwirthschaft" erscheinen zu lassen. Mit diesen an Aufklärungen und Belehrungen reichen Arbeiten war H. in die Reihe der bedeutenderen landwirthschaftlichen Schriftsteller getreten, sein Ruf drang nunmehr fester begründet in die weitesten Kreise und nicht lange durfte er auf die ihm daraus erwachsenden Anerkennungen warten. Bereits im J. 1854 wurde er vom königl. Ministerium zum Professor der Landwirthschaft ernannt und im Jahre darauf zeichnete ihn die königl. großbritannische Landwirthschafts-Gesellschaft durch Ernennung zu ihrem Ehrenmitgliede aus, womit ihm noch so jung an Jahren eine bis dahin nur wenigen Deutschen zu Theil gewordene Ehrenbezeugung widerfuhr. Ebenso unerwartet kam ihm ein Jahr später vom fernen Osten Europas ein ehrender Antrag zu. Der Graf Bobrinski, einer der reichsten Grundbesitzer im Süden Rußlands, hatte aus Hartstein's Schriften ein solches Vertrauen zu ihm geschöpft, daß er ihm unter sehr günstigen Bedingungen die Verwaltung seiner ausgebreiteten Besitzungen antrug. Als H. dieses Anerbieten unter Hinweis auf die damaligen kritischen Verhältnisse während des Krimkrieges ablehnte, suchte der Graf Bobrinski durch Vermittelung des kaiserl. russischen Gesandten in Berlin beim Ministerium einen dreimonatlichen Urlaub für ihn im Spätsommer 1855 zu erlangen, damit H. die gräflichen Güter bereisen und einen generellen Bewirthschaftungsplan für dieselben entwerfen möge. Dieser Aufforderung Folge leistend fand er eine vorzügliche Gelegenheit seinen Gesichtskreis zu erweitern und seinen Kenntnissen in großartigem Umfange auf dem Gebiete der Praxis Anwendung zu geben. Der persönliche Verkehr mit H. bestärkte den Grafen Bobrinski in dem schon früher gefaßten Vertrauen zu ihm und erregte zugleich den Wunsch in jenem, wenigstens für zehn Jahre bei der Verwaltung seiner Güter eine dirigirende Mitwirkung von Seite Hartstein's zu gewinnen. Neue und glänzende Anerbietungen wurden letzterem nunmehr bei vollster Garantie gemacht, so daß er die Aussicht hatte, nach zehn Jahren als ein reicher Mann in seine Heimath zurückkehren zu können. Diese glaubte H. im Interesse seiner Familie nicht mehr abweisen zu dürfen, und so ging er mit der Absicht nach Berlin zurück, dort seine Entlassung aus dem Staatsdienste zu begehren, und im nächsten Frühjahre nach Rußland überzusiedeln. Inzwischen hatte jedoch der Director der landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf um seine Quiescirung nachgesucht und damit dem königl. Ministerium in Berlin die Möglichkeit gewährt, dem

Professor H. einen Ersatz zu bieten, indem es ihm in Anerkennung seiner auch beim königlichen Hofe in Berlin gewürdigten Leistungen die Erhebung zum Director der Akademie in sichere Aussicht stellte. Seinen patriotischen Gefühlen und der Neigung, sich wissenschaftlichen Aufgaben auch ferner unbehindert widmen zu können, gehorchend, entschloß sich H. nun ohne Zögern, die ihm unter solchen Umständen verheißene Beförderung dem Wunsche seines Königs gemäß vorzuziehen, und so würde er mit dem 1. April 1856 als Director der Akademie der Nachfolger des von ihm hochverehrten Herrn v. Weyhe. Von dem Drange beseelt seine ganze Kraft dieser Anstalt zu widmen und Alles, was ihrem Aufblühen förderlich schien, ins Werk zu setzen, trachtete der neue Director H. vor allen Dingen danach, einerseits durchgreifende Aenderungen in der Organisation, andrerseits wesentliche Vervollständigung in der Ausstattung der Lehranstalt herbeizuführen. Seiner Ueberzeugung nach war es im Hinblick auf die zu jener Zeit an die landwirthschaftlichen Hochschulen gestellten Anforderungen durchaus geboten, die Grund- und Hilfsdisciplinen des landwirthschaftlichen Studiums, namentlich die Naturwissenschaften, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft dociren zu lassen. Dies konnte nach seiner Meinung nur geschehen, wenn die Akademie fast unabhängig von der Universität gestellt und zur wünschenswerthen Vertretung der gedachten Lehrdisciplinen mit den erforderlichen eignen Lehrkräften versehen würde. Da eine solche Organisation auch vom Ministerium in Berlin gebilligt wurde, so konnte H. alsbald, freilich nicht ohne bedenkliche Häufung der Lehraufgaben für die neuen Lehrkräfte, mit der Berufung zweier qualificirten Docenten für die exacten und die beschreibenden Naturwissenschaften, sowie mit der Beschaffung der in diesen Richtungen benöthigten Lehrmittel vorgehen und dadurch der Mitwirkung der betreffenden Universitätsdocenten vorläufig ein Ziel setzen. Obwol es ihm gelungen war, sich mit tüchtigen und strebsamen Lehrkräften zu umgeben, so fiel es ihm doch schwer, dieselben bei der verhältnißmäßig knapp bemessenen Honorirung und in Anbetracht einer kaum glücklich zu lösenden vielseitigen Lehraufgabe auf die Dauer zu erhalten. Zwar führte ihm der Wechsel auch in der Regel wieder ausgezeichnete Kräfte zu, allein es stellten sich doch nach wenigen Jahren schon die mit der Vereinigung verschiedener Lehrdisciplinen in einer Hand verknüpften Unzuträglichkeiten immer mehr heraus, so daß die gedeihliche Entwickelung der Anstalt bei der Fortdauer dieser Uebelstände gefährdet erschien. H. nahm in dieser Erkenntniß wieder Veranlassung, die früher gehegten Intentionen aufzugeben und für eine Reihe von Hilfsdisciplinen nunmehr jüngere Lehrkräfte der Universität heranzuziehen, daneben aber außer den eigentlichen Fachdisciplinen nur einzelne Grund- und Hilfswissenschaften durch eigene Lehrkräfte der Akademie vertreten zu lassen. Mit dieser Reorganisation beschritt H. den Weg zu einer den zeitgemäßen Anforderungen an die landwirthschaftlichen Hochschulen entsprechenden Reform, aus deren Durchführung ihm neue Genugthuung erwuchs, denn die Frequenz der Anstalt bewahrte einen befriedigenden Stand. Wie es von jeher Hartstein's Wunsch gewesen war, daß der Akademie durch die Verbindung mit einer größeren Gutswirthschaft, welche als Lehrmittel behufs Vorführung eines rationellen Betriebes dienen sollte, eine weitere Ausstattung verliehen werde, so glaubte er nun als Director jenen Gedanken zur Verwirklichung bringen zu müssen. Die kleine Poppelsdorfer Gutswirthschaft genügte ihm für diesen Zweck aus verschiedenen Gründen nicht und im Bewußtsein seiner auch der weiteren Anwendung nach dieser Seite harrenden Kräfte scheute er vor den einem solchen Unternehmen entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht zurück. Da nun in der Nähe von Poppelsdorf ein günstig situirtes Gut von entsprechender Größe im Rheinthale nicht zu acquiriren war, so erwarb

er mit Zustimmung des Ministeriums das kleine oberhalb Friesdorf am Rande des Plateau's belegene Gut Annaberg, welches binnen einer bestimmten Reihe von Jahren durch Urbarmachung von Ländereien aus dem angrenzenden Staatsforste auf den Umfang von ca. 200 Hectaren gebracht werden sollte. Dies Unternehmen war indeß mit so vielen von ihm unterschätzten Hindernissen verknüpft, daß es selbst die sonst erprobte Kraft und Energie eines H. überstieg und nicht nur durch immer neu sich aufthürmende Widerwärtigkeiten seinen Muth vorübergehend beugte, sondern auch in Folge der unglaublichen Anstrengungen seinerseits beklagenswerthe Opfer an Gesundheit von ihm forderte. Dennoch hat H. das unter besseren Aussichten begonnene Werk trotz aller Hindernisse soweit durchgeführt, daß das neugeschaffene und auf großartige Meliorationen basirte Gut, wenngleich es nur in gewisser Hinsicht seiner ursprünglichen Bestimmung zu entsprechen vermochte, doch ohne Zweifel als Staatsdomäne wol in Verbindung mit der Akademie eine Zukunft haben wird. Auf diesem Gute errichtete er auch schon in den ersten Jahren der vorschreitenden Cultivirung eine Ackerbauschule, um den Söhnen bäuerlicher Landwirthe des Rheinlandes Gelegenheit zur Erwerbung der für ihre Verhältnisse berechneten theoretischen Kenntnisse, sowie zur Erweiterung der Anschauungen durch Unterweisung in der praktischen Landwirthschaft zu bieten. Dies Institut entsprach wol für eine Reihe von Jahren dem von seinem Gründer vorausgesetzten Bildungsbedürfnisse; es hat aber den Tod des Letzteren nur um wenige Jahre überdauert, da mittlerweile durch die Aufnahme einer anderen Unterrichtstendenz und mit der dadurch veranlaßten Einführung der landwirthschaftlichen Mittelschulen eine größere Zahl der niederen Ackerbauschulen überflüssig gemacht war. Hartstein's Wirken beschränkte sich übrigens auch während seines unter so ausnehmend erschwerenden Umständen geführten Directorats nicht auf die eigentliche Ausübung seines hohen Amtes. Als ein hervorragendes Mitglied der wichtigsten Commissionen des rheinpreußischen landwirthschaftlichen Vereines und als Director der Vereinssection für Ackerbau war er fortgesetzt mit Vorliebe thätig, als Mitglied des königl. preußischen Landesökonomie-Collegiums arbeitete er eifrig mit an der Pflege der vaterländischen Landescultur und war fast regelmäßig bereit, bei wichtigen Anläßen, auf großen Versammlungen von Berufs- und Fachgenossen, auf Weltausstellungen 2c. die Interessen der Landwirthschaft öffentlich zu vertreten. Ebenfalls ließ er sich auf dem Gebiete der Litteratur noch öfters vernehmen; er gab im Verein mit den Docenten der Anstalt die in Form von zwanglosen Heften erschienenen „Mittheilungen der Akademie Poppelsdorf“ heraus, lieferte manche Aufsätze in Fachzeitschriften und verfaßte, nachdem er im J. 1866 seine letzte Reise nach England ausgeführt hatte, noch eine an nationalökonomischen und statistischen Betrachtungen inhaltsreiche Schrift: „Ueber den Londoner Viehmarkt und dessen wirthschaftliche Bedeutung für den Continent, insbesondere für Deutschland“. Von hohen Standespersonen, wie von regierenden Fürsten öfters um Rath in landwirthschaftlichen Angelegenheiten angegangen, suchte H. auch solchen Aufforderungen nachzukommen und diente Jenen mit Gutachten oder Rathschlägen in vielen Fällen. Wiederholt ergingen ehrenvolle Rufe an ihn zur Uebernahme einer dankbareren Wirksamkeit oder eines höheren Amtes; so trat u. A. im Winter 1862 der damalige großh. badische Staatsminister Freiherr v. Roggenbach mit ihm in Unterhandlung, um ihn für eine Section im großh. Ministerium zu gewinnen; aber H. lehnte diesen wie andere Anträge im Gefühl der auf ihm ruhenden moralischen Pflicht, für seine Schöpfungen an der Akademie einzustehen, und im Bewußtsein der ihm von den verschiedensten Seiten seines um die Akademie sich ausbreitenden Wirkungskreises entgegengetragenen wohlthuenden Verehrung ab. Es konnte nicht ausbleiben,

daß ihm auch von allerhöchster Stelle besondere Ehrenzeichen in Anerkennung seiner verdienstvollen Bestrebungen und Leistungen verliehen wurden, bereits im J. 1861 mit dem Rothen Adlerorden IV. Kl. decorirt, wurde er zu Anfang 1863 zum Geheimen Regierungsrath ernannt und etwa 6 Jahre später durch die Verleihung des Rothen Adlerordens III. Kl. mit der Schleife ausgezeichnet. Leider war es H. schon zu Anfang der vierziger Jahre seines thatenreichen Lebens nicht mehr vergönnt, sich den vielfachen Berufsobliegenheiten und dem Drange nach erfolgreichem Wirken stets mit voller Freudigkeit ungestört hinzugeben. Die Kräfte seines sonst wie gestählt erscheinenden Körpers hatten unter den unaufhörlichen Anstrengungen bei der Bewältigung der einander drängenden Aufgaben doch mit der Zeit gelitten; durch intensives rastloses Arbeiten bei Tage und bei Nacht, durch den aufreibenden Kampf mit den vielen Widerwärtigkeiten, denen sein Thatendrang begegnete, hatte H. seine Gesundheit endlich untergraben. Nicht selten verfiel er in schwere Verstimmung, doch kämpfte er gegen solche Anfechtungen mit der größten Willenskraft an und suchte in verschiedenen Bädern sich Genesung zu verschaffen, bis ihn endlich ein Unterleibstyphus befiel, dem er nach wunderbarem Widerstande im 47. Lebensjahre erliegen mußte.

Was eines Menschen Kraft auf seinem Standpunkte zu leisten vermochte, das hat H. in seinem früh geschlossenen Wirken vollbracht. Stets dem Grundsatze folgend, in der Ausübung seines Berufes die höchsten Anforderungen an sich selbst zu stellen, gelang es ihm, durch die aufopfernde Fürsorge und jeden im häuslichen Leben willkommenen Beistand einer liebevollen Mutter, wie der treuesten Gattin (geb. Meyen) gestützt, mit wachsender Kraft die größten und schwierigsten Aufgaben durchzuführen. Sein Leben gehörte dem Berufe an und wurde auch davon seine ganze Persönlichkeit so beherrscht, daß nur Wenigen Gelegenheit geboten war, ihn näher kennen zu lernen. Von diesen aber wird sein Andenken ebenso pietätvoll getragen, wie sein mit der Entwickelung der Akademie Poppelsdorf untrennbar verflochtener Namen an den Stätten seines Wirkens noch lange der Verehrung sicher ist.

Vgl. Rheinische Allgemeine Zeitung Nr. 25 im Decbr. 1869: Nekrolog von Prof. Dr. Moritz Freytag zu Bonn, ergänzt durch Privatmittheilung seitens des Letzteren, wie durch eigene Erinnerungen des Referenten. C. Leisewitz.

Hartmann, Karl Friedrich, s. S. 703.

Hartung: Johann H., Philolog, war im J. 1505 zu Miltenberg in Franken von dürftigen Eltern geboren. Unter harten Entbehrungen machte er in Heidelberg theologische und philologische Studien, die er aus Mangel an Subsistenzmitteln wiederholt unterbrechen mußte: so hielt er einige Zeit lang eine Schule zu Frankfurt und zu Alzei, arbeitete als Corrector in einer Druckerei in Augsburg, begleitete den Grafen von Falkenstein als Secretär durch Lothringen und Frankreich und diente endlich im J. 1532 in Ungarn als Soldat unter König Ferdinand I., wobei er immer seinen Lieblingsdichter, den Homer, bei sich trug. Nach Heidelberg zurückgekehrt übernahm er die Leitung der Realistenburse und widmete sich mehrere Jahre lang dem Studium der Rechtswissenschaft; doch zog ihn seine Neigung immer wieder zu den Griechen und er übernahm daher mit Freuden nach Micyllus' Weggang von Heidelberg (im Herbst 1537) die Professur der griechischen Sprache an der Universität. Nach neunjähriger Lehrthätigkeit in Heidelberg folgte er einem Rufe als Professor der griechischen und hebräischen Sprache an die Universität Freiburg, wo er vom Beginn des Wintersemesters 1546/47 bis zu seinem am 16. Juni 1579 erfolgten Tode mit großem Erfolg über die griechischen Dichter (mit Vorliebe über Homer, Euripides und Theokrit) und einige griechische Prosaiker, bisweilen auch über Werke der römischen Litteratur Vorlesungen hielt, in welchen er seinen Stoff mit fast ängst=

licher Gründlichkeit, aber mit großer Klarheit behandelte. Die Professur der hebräischen Sprache trat er schon im Juni 1552 an Oswald Schreckensuchs ab, übernahm aber nach dem Rücktritt Glareans (1560) eine Zeit lang neben seiner Professur der griechischen Sprache auch die der Poesie. Schriften: „Prolegomena in tres priores Odysseae Homeri rapsodias", Frankfurt 1539 (kurze, durchgängig an Erklärung einzelner Worte oder Phrasen anknüpfende Erläuterungen zu den drei ersten Büchern der Odyssee). „Chilias Homericorum locorum qui a diversis Pindari, Hesiodi, Aristophanis, Aeschyli, Euripidis, Sophoclis etc. interpretibus vel sine autoris nomine vel mutilati usurpantur", Basel 1568. „Decuria locorum quorundam memorabilium ex optimis quibusque authoribus cum Graecis tum Latinis excerptorum", Basel 1559 (kritische und exegetische Bemerkungen zu einzelnen Stellen griechischer und lateinischer Schriftsteller; zu dieser ersten kamen noch drei weitere Decurien hinzu, Basel 1563—1568). „Apollonii Rhodii Argonauticorum libri quatuor nunc primum latinitate donati atque in lucem editi", Basel 1550. „Lexicon graeco-latinum post Conradum Gesnerum — postremo nunc non mediocriter auctum", Basel 1550 u. ö. Kurze Anmerkungen Hartung's zu Virgils Aeneide finden sich in der Ausgabe des Virgil, Basil. apud Henr. Petri 1551 (wiederholt 1561 und 1575), zu den Gedichten des Horaz in der Ausgabe des Horatius ebd., 1555. Aus den von H. für seine Vorlesungen über Cicero „De officiis" gesammelten Adversarien hat sein Schüler und Nachfolger, Johann Jacob Beurer, eine Sammlung moralischer Geschichten und Anekdoten herausgegeben unter dem Titel „*ΗΘΙΚΙΣΤΟΡΙΑ* sive Centuriae duae lectissimarum historiarum; ex adversariis Joann. Hartungi quondam V. Cl. doctissimique depromptae; Lemmatibus instructa [sic]; et ita dispositae ut aureo Lib. I Officiorum Ciceronis respondeant", Hanau 1621.

Vgl. Dr. Heinrich Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau, II. Theil, S. 179 ff. (Die von diesem benutzte Schrift J. J. Beurer's Joh. Hartungus sive oratio in eiusdem obitum, Argentorati 1583, stand mir nicht zu Gebote.) Bursian.

Hartung: Johann Heinrich H., Buchdrucker in Königsberg in Preußen, geboren am 17. August 1699 zu Erfurt, wo sein Vater, Heinrich H., Orgelbauer und Instrumentenmacher war. Seine Lehre hatte er bei dem Buchdrucker David Limprecht in seiner Vaterstadt bestanden und arbeitete dann seit 1718 als Gehülfe in Leipzig, wo er 1719 zum Mitgliede der dortigen Buchdruckergesellschaft aufgenommen wurde. Er besuchte noch mehrere Buchdruckereien in Obersachsen, ging nach Hamburg und kam darauf nach Königsberg, wo er am 7. Mai 1727 in der Stelter'schen Officin zu arbeiten begann. Die dort bestehende Buchdruckerei von Owassowsky hatte er erst die Absicht zu kaufen, allein man legte ihm so viele Schwierigkeiten in den Weg, daß er von dem Kaufe abstand. Um den Plan der Niederlassung rascher zur Ausführung zu bringen, wandte er sich, auf Veranlassung seiner Gönner und seines Principal Stelter an den König von Preußen, um von demselben ein Privilegium zur Anlage einer neuen Buchdruckerei zu erbitten. Er war so sicher, daß sein Gesuch nicht abgeschlagen würde, daß er schon in dieser Voraussicht sich Lettern von Leipzig kommen ließ und tüchtige Gehülfen aus Sachsen und Schweden berief, aber der Bescheid blieb aus. Um nun das angelegte Kapital nicht unfruchtbar liegen zu lassen, kaufte Stelter das Nachbarhaus und H. unterstützte mit seinen Gehülfen jenen bei seinen vielen Arbeiten. Hierdurch trat er mit Stelter in ein näheres Verhältniß, was noch enger und inniger wurde, da er am 2. Februar 1731 dessen Tochter Christine heirathete. Zu Ende desselben Jahres erhielt H. endlich die Antwort auf sein Gesuch an den König, es lautete abschläglich. Es hatte der damalige Buchdrucker Reußner Alles aufgeboten, damit das Gesuch abge-

schlagen würde, indem er sich auf das ihm von dem Kurfürsten Georg Wilhelm ertheilte Privileg berief, wonach außer ihm niemand eine Buchdruckerei in Preußen anlegen dürfe. Außerdem klagte er, daß er zu Grunde gehen würde, wenn noch eine vierte Druckerei in Königsberg angelegt würde und wie viel er schon seit Anlage der drei dort bestehenden Buchdruckereien verloren habe. H. trat nun, um allen Anfeindungen von Seiten Reußner's aus dem Wege zu gehen, seine Buchdruckerei im J. 1732 an seinen Schwiegervater ab, wogegen jener ihn als Factor in sein Geschäft aufnahm und seinen Erben die Verpflichtung auferlegte, nach seinem und seiner Frau Tode die Buchdruckerei an niemand, als an H. gegen einen angemessenen Kaufpreis zu überlassen. Im April 1734 starb Stelter, nachdem er seine Frau schon ein Jahr vorher durch den Tod verloren hatte. Nachdem sich nun H. mit den Erben geeinigt hatte, wurde das Stelter'sche Privilegium auf seine Bitte am 30. August 1734 auf ihn übertragen. Durch seine Umsicht und große Thätigkeit machte er sich sehr bald einen Namen in Preußen und im Auslande. Die Stände von Liefland und Curland übertrugen ihm den Druck der lettischen Bibel und curischen Postille. Er war fortwährend bemüht, seine Buchdruckerei im besten Zustande zu erhalten. Alle Schulbücher für das Collegium Fridericianum wurden von ihm gedruckt; seit 1735 mit der ausdrücklichen Bezeichnung in usum Collegii Fridericiani. Für den Druck und ausschließlichen Verlag der polnischen Bibel, des neuen Testamentes und Gesangbuches in derselben Sprache, sowie des Rogall'schen Gesangbuches wurde ihm auf sein Ansuchen unterm 17. Mai 1738 ein besonderes Privilegium ertheilt. Nun trat er auch dem Buchhandel näher, indem er das Geschäft des Buchhändlers Eckarts dorten kaufte und dessen Geschäft, anfangs mit dessen Unterstützung, fortsetzte. In demselben Jahre gab er auch seinen ersten Verlagskatalog heraus, welcher über 400 Seiten zählte. Auch in Leipzig errichtete er nun eine Niederlage und hatte dortselbst während der Messe ein offenes Gewölbe. Im J. 1750 hatte bereits H. unter den Königsbergern Druckereien die meisten Verlagswerke aufzuweisen. Am 23. Juli 1751 kaufte er die Hof- und Akademische Buchdruckerei in Königsberg für den nicht unerheblichen Preis von 16333 Thlr. 10 Sgr., wodurch sein Geschäft bedeutend an Umfang gewann. Der König bestätigte am 30. August 1751 diesen Ankauf und ein Jahr später schloß die Universität mit dem neuen Besitzer einen Vergleich über die Besorgung von Drucksachen für dieselbe ab. H. starb während der Messe in Leipzig am 5. Mai 1756.

Nach dem Tode des Vaters übernahm sein ältester Sohn Michael Christian H., geboren den 20. Januar 1738, die Buchdruckerei. Er starb aber schon am 17. April 1759; dadurch sah sich seine Mutter veranlaßt, die Leitung der umfangreichen Buchdruckerei selbst zu übernehmen und zwar zu einer Zeit, als das Land von feindlichen Truppen besetzt war. Sie heirathete den Buchhändler Woltersdorf und nach dessen Tode den Buchhändler Zeyse, welche sich Beide aber wenig um das Geschäft kümmerten und bald starben. Um den mit der Führung eines solchen Geschäftes verbundenen Schwierigkeiten und Sorgen aus dem Wege zu gehen, übergab sie die Buchdruckerei ihrem Sohne Gottlieb Leberecht schon am 26. Juli 1763. Dieser war am 12. August 1747 geboren, wurde am 29. April 1759 unter die Zahl der Lehrlinge aufgenommen und schon 1763 freigesprochen. Das Privilegium seines Vaters wurde auf Bitte seiner Mutter unterm 2. September 1771 vom Könige auf ihn übertragen. Als Friedrich der Große nach der ersten Theilung Polens Westpreußen erhielt, mußte H. augenblicklich Pressen und Lettern nebst dem nöthigen Personal nach Marienwerder senden, um für die westpreußische Krieges- und Domänenkammer die nöthigen Drucksachen anzufertigen. Er versuchte das Pri-

vilegium für die neuerrichtete Hofbuchdruckerei in Marienwerder für sich zu erhalten, allein vergeblich, sie wurde dem Buchdrucker Kanter übertragen. Als das neue Berliner Gesangbuch eingeführt wurde, hatte H. die Exemplare davon in lang Duodez-Format mit Corpusschrift zu drucken. 1789 verlegte er sein Geschäft aus der Heiligen-Geist-Straße nach dem ehemaligen Rathhause des Löbenichts, in welchem sie noch heutigen Tages sich befindet. Gottlieb Leberecht starb am 29. November 1797. Bei seinem Tode befand sich die Buchdruckerei nicht im besten Zustande, dennoch entschloß sich seine Wittwe, Sophie Charlotte H., mit Hülfe eines tüchtigen Factors dieselbe fortzusetzen. Sie hatte mit vielen Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen, die ihr theils durch die traurigen Zeitverhältnisse und theils von anderer Seite her bereitet wurden, dennoch hielt sie wacker aus und wurde dafür mit manchem glücklichen Erfolge belohnt. 1804 erhielt sie unter Anderem die Concession zur Anlage einer Buchdruckerei in Gumbinnen. Doch da das herannahende Alter ihr die fernere Führung des Geschäftes unmöglich machte, übergab sie dasselbe 1817 ihrem Sohne.

George Friedrich H. hatte schon seit 1801 als Disponent seine Mutter unterstützt; er erlernte die Buchdruckerei von 1797—1799 im Geschäfte seines Vaters und bezog am 11. September 1799 die Universität, um philosophische und juristische Collegien zu hören. Unterm 5. Februar 1818 wurde der alte Vertrag zwischen der Universität und seinem Geschäfte, den neuen Verhältnissen angemessen, für die nächsten zehn Jahre verlängert und seit jener Zeit wurde er im Laufe der Jahre mehrmals erneuert und zeitgemäß verändert. 1830 hatte H. das Glück, das hundertjährige Jubiläum der Gründung der von seinem Großvater angelegten Buchdruckerei feiern zu können; er machte bei dieser Gelegenheit zur Unterstützung seiner Gehülfen, sowie für deren Wittwen und Waisen eine Stiftung. Im J. 1834 wurde ihm das Patent eines königlichen Hofbuchdruckers ertheilt. Auch ist er der Gründer der Hartung'schen Zeitung, welche heute noch besteht. Er starb am 19. April 1849, nachdem er das Geschäft schon 1848 seinem später nach Leipzig gezogenen Sohn Georg Friedrich H. übergeben hatte. Die Firma des noch stets blühenden Geschäftes lautet jetzt: Königsberger Hartung'sche Zeitung und Verlagsdruckerei-Gesellschaft auf Actien.

Vgl. Geschichte der Buchdruckereien in Königsberg, Königsberg 1840, S. 36 u. ff. Königsberger Zeitung, 1830, Beilage Nr. 108, etc. Kelchner.

Hartung: Johann Ad. H., ein tüchtiger Schulmann und kenntnißreicher Philolog, geboren am 25. Januar 1801 zu Berneck im Obermainkreise Baierns, † am 20. Septbr. 1867 als Gymnasialdirector in Erfurt. Auf dem Gymnasium in Bayreuth, das insbesondere durch die Lehrtüchtigkeit der Professoren Gabler und Held zu großem Ansehen gelangt war, wurde H., der sich auf autodidactischem Wege mit Hülfe der kleinen Bröder'schen Grammatik so viele Kenntnisse erworben hatte, daß er in dem Progymnasium Aufnahme finden konnte, für akademische Studien gründlich vorbereitet. Im October 1820 — sechs Jahre war er auf dem Gymnasium gewesen — bezog er die Universität Erlangen, wo er sich besonders unter der Leitung L. Döderlein's dem Studium der Philologie widmete. In Erlangen weilte H. $1\frac{1}{2}$ Jahr und siedelte dann nach München über, um unter dem maßgebenden Einflusse von Friedrich Thiersch seine Studien fortzusetzen. Seine beschränkte Lage nöthigte ihn zugleich eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Bereits im Juni 1823 unterzog er sich der Staatsprüfung. Nachdem er auf 1 Jahr abermals eine Hauslehrerstelle übernommen hatte, wurde er 1824 zum Professor am Gymnasium in Erlangen ernannt, wo er mit seinem früheren Lehrer Döderlein, Nägelsbach, Fr. Rückert und anderen namhaften Persönlichkeiten der Universität in freundschaftliche Beziehungen trat. Im October 1837 folgte H., der sich durch seine wissenschaftliche und pädagogische Tüchtigkeit

nach allen Seiten hin empfohlen hatte, einem Rufe als Director des Hennebergischen Gymnasiums in Schleusingen. Hier wirkte er segensreich, bis er, nachdem Director Schöler sein Amt niedergelegt hatte, die Leitung des königl. Gymnasiums in Erfurt übernahm, wo er bis zu seinem Tode treu und gewissenhaft seines Amtes gewartet und bei dem Reichthum seines Wissens nach allen Seiten hin Anregung gegeben hat. Durch zahlreiche Schriften bekundete H. seine weit ausgebreitete gründliche Gelehrsamkeit. Der griechischen und lateinischen Grammatik hatte er intensive Studien zugewendet, sein Werk über die Casus, ihre Bildung und Bedeutung in der griechischen und lateinischen Sprache (1831), die „Lehre von den Partikeln der griechischen Sprache", 2 Thle., 1832 u. 33, seine „griechische Schulgrammatik", 1840, legen davon Zeugniß ab. Im J. 1843 erschien „Euripides restitutus". 2 Bde. Das Ergebniß der stark übertriebenen Apologien sollte sein, daß Euripides ein objectiver Darsteller der politischen und sittlichen Ochlokratie war und an ihr zeigen wollte, „wie die Welt aus den Fugen sei, denn er negire nichts als die Vorurtheile und kämpfe gegen nichts als gegen die Leidenschaften" (vgl. Bernhardy, Griech. L. Gesch., II^b S. 386). Außerdem hat H. von der philologischen Wissenschaft weniger günstig aufgenommene Ausgaben von Euripides, Aeschylus, Sophocles, Pindar, der griechischen Liederdichter, der griechischen Skolien-, Lohn- und Preisdichter, der Bukoliker Theocrit, Bion und Moschus griechisch mit metrischer Uebersetzung bei Engelmann in Leipzig von 1848—58 erscheinen lassen. Bereits 1836 gab er ein damals vielfach beachtetes Werk, „Die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt", 2 Bände, heraus. Man sieht aus dieser Thätigkeit des gelehrten Mannes, daß er eine genaue Bekanntschaft mit den Werken der griechischen und lateinischen Schriftsteller besessen haben muß. Neben den classischen Sprachen hatte auch die orientalische Litteratur seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der praktischen Pädagogik dienen insbesondere folgende von H. veröffentlichte Schriften: „Lehren der Alten über die Dichtkunst durch Zusammenstellung mit denen der besten Neueren erklärt", 1845. „Ungelehrte Erklärung des Goethe'schen Faust", 1845. Ferner: „Themata zu deutschen Ausarbeitungen für reifere Schüler, zugleich als Anleitung zum Eindringen in den Geist der besten deutschen Dichter", 1863. Auch „Themata latine disserenda discipulis obtulit Hartungus", 1864. Neben dieser reichen wissenschaftlichen Thätigkeit wird an ihm treue Amtsführung gerühmt.

Vgl. E. Buchholz, Rede zum Gedächtniß des verstorbenen Director H., Progr., Erfurt 1868. Lothholz.

Hartwich I., Erzbischof von Hamburg-Bremen, September 1148 bis 11. October 1168; die bedeutendste Persönlichkeit unter den Kirchenfürsten dieses Stiftes während des 12. Jahrhunderts. — H. war der Letzte aus dem Hause der Grafen von Stade, einem der ältesten und mächtigsten unter jenen altfürstlichen Geschlechtern Sachsens, deren Aussterben um die Mitte des 12. Jahrhunderts der Umgestaltung der norddeutschen Verhältnisse zu Gunsten Heinrichs des Löwen die Bahn ebnete. Seinen Vater Rudolf († 1124) verlor er in zartem Knabenalter; erzogen wurde er auf den in der Gegend von Magdeburg und Jerichow liegenden Erbgütern seiner der Kirche sehr ergebenen Mutter Richardis aus dem Geschlechte der Grafen von Spanheim-Lavantthal (durch welche er Neffe der Bischöfe Hartwich von Magdeburg und Hartwich von Regensburg wurde). — H. ist der letzte Erzbischof Hamburg-Bremens, der die großen Traditionen seiner Metropole, der einstigen Beherrscherin sämmtlicher Kirchen der skandinavisch-nordischen Regionen, noch einmal zu Kraft und Leben zu bringen gesinnt war. Allein die Aspecten seiner Kirche waren im Niedergange, und dies gab seinen Unternehmungen, so förderlich ihm auch seine vornehme Geburt, so hervorragend nach allgemeinem Urtheil sein Talent und so hoch-

herzig sein Muth war, von Anfang an eine unglückliche Richtung. Hartwichs maßgebender Einfluß auf die Politik Bremens begann mit dem Augenblicke, da er als Propst an die Spitze des dortigen Domcapitels trat (1143). Kraft eines damals geschlossenen Abkommens sollten auf den Todesfall seines älteren kinderlosen Bruders Rudolf dessen Güter an die Kirche übergehen, unter der Bedingung jedoch, daß er, H., dieselben als Lehen auf seine Lebenszeit zurückgestellt erhalte. Im nächsten Jahr (1144) wurde Rudolf in einem Aufstande der Ditmarschen erschlagen. Unter einem sehr dürftigen Rechtsvorwande nahm Herzog Heinrich der Löwe die Stadische Hinterlassenschaft für sich in Anspruch. Umsonst, daß H. auf die Hülfe der Magdeburger Kirche und seines Schwagers des Königs Erich Lamm von Dänemark rechnete; umsonst, daß ein sächsisches Fürstengericht zu seinen und der Bremischen Kirche Gunsten das Urtheil sprach: die vergewaltigten Kirchenmänner, von welfischen Dienstmannen gefangen genommen, mußten sich vor dem Herzog beugen; Deutschlands König, damals noch Konrad III., schwieg. — Als H. bei der drei Jahr später eintretenden Vacanz die von vornherein gewissermaßen als sein legitimes Erbtheil betrachtete erzbischöfliche Würde, jedoch nicht ohne Schwierigkeiten durch stillen Einfluß des Herzogs Heinrich, in seinen Besitz brachte, stellte er sich als die Hauptaufgaben seiner Regierung die folgenden drei: Wiederherstellung des Hamburgischen Primates über die abtrünnigen nordischen Kirchen, Wiederherstellung der dem Heidenthum verfallenen drei wendischen Bisthümer, Wiederherstellung des hauptsächlich durch die herzogliche Macht geschmälerten weltlichen Besitzstandes seiner Kirche. Wie hier, so auch sonst ausdrücklich gibt H. zu erkennen, daß das große Vorbild Adelberts seine Seele erfüllte. — Gleich bei dem ersten Punkte seines Programmes fand er weder bei dem Papst, noch beim deutschen König, deren Höfe er besuchte, die gewünschte Unterstützung. Auch die Einmischung in das Ringen der dänischen Thronprätendenten, Knut und Svend, trug keine Frucht. Vielmehr machte in der nächsten Zeit die nordische Kirche durch die vom Cardinallegaten Nikolaus Brakespeare vollzogene Errichtung eines Erzbisthums für Norwegen einen beträchtlichen Schritt der Vollendung ihrer Selbständigkeit näher. — Inzwischen hatte H. wenigstens soviel erreicht, daß er zwei Wendenbischöfe, für Aldenburg und für Mecklenburg, consecrirte (vgl. Art. „Wizelin"). Von der thatsächlichen Wiederherstellung dieser Stifter war man aber noch weit entfernt. Dazu trat Heinrich der Löwe mit der überraschenden Prätension hervor, daß ihm als dem Herzog von Sachsen die Investitur jener Bischöfe zukäme. Hierüber entspann sich zwischen dem Herzog und dem Erzbischof ein Zwist, in welchem der letztere bis zum offenen Kriege (dessen Ziel vor allem auch die Wiedergewinnung der Grafschaft Stade war) sich fortreißen ließ. Durch die Unzuverlässigkeit der Bundesgenossen mißglückte der Anschlag. Es geschah dies gerade während der, wesentlich auf die Hülfsmacht der Welfen gestützten, Kaiserfahrt Friedrichs I. (1155). Der Bremer Erzbischof war derselben fern geblieben, seine Lehnspflicht versäumend. Nun ward er durch den berühmten Proceß auf dem Roncalischen Felde der Felonie und des Hochverrathes schuldig befunden, — während viele Andere nicht minder Schuldige verschont blieben, — zum Verluste sowol der Regalien als seines Privatvermögens verurtheilt. Der feindselige Welfe übernahm das Amt, wie zuvor des Anklägers, so jetzt des Executors und wartete desselben, nach seinem Vortheil, schonungslos durchgreifend. Das Bremische Stift kam hierdurch ganz und gar unter die schwere Hand des Herzogs; H. lebte als Flüchtling ein volles Jahr und nach Ablauf desselben als ein Geduldeter, — „mehr einem Caplane gleich, als einem Erzbischof". — Unter Vermittlung des Kaisers wurde im J. 1158 zwischen H. und dem Herzog ein Frieden vereinbart; so freilich, daß der erstere in allen Hauptpunkten nachgab: die Grafschaft

Stade blieb welfischer Besitz, mit der Investitur der Bischöfe ging thatsächlich die ganze Lenkung der wendischen Kirche auf Heinrich den Löwen über. Doch erwarb der Erzbischof für diese Einbußen eine Entschädigung, die ihm sehr werthvoll dünkte: die Unterstützung Kaiser Friedrichs für seine Absichten auf die skandinavische Kirche. Eskill von Lund, von Wegelagerern aufgefangen und dem Kaiser ausgeliefert, wurde von diesem in Haft behalten, offenbar um auf ihn einen Druck zu Gunsten des Bremers auszuüben. Dies war der äußere Anlaß, daß Friedrich I. auf dem berühmten stürmischen Reichstage zu Besançon in die folgenreichsten Zerwürfnisse mit dem apostolischen Stuhle gerieth: sie haben bekanntlich in wachsenden Dimensionen sich fortgesetzt auch nachdem er den Erzbischof von Lund freigegeben und eine Verfolgung der Forderungen Bremens fallen gelassen. Alle weiteren Anstrengungen Hartwichs, obschon sie in den Schwankungen des großen Kirchenschismas in manchem Momente sich hoffnungsvoll ausnehmen, werden betrogen; eben in diesem Kampf und durch ihn hat die Emancipation der nordischen Bisthümer von der deutschen Mutterkirche sich endgültig entschieden, — in der That im Einklang mit der Wandelung der großen Weltverhältnisse, welche die Vertretung des deutschen Einflusses im Norden für die Zukunft in die Hand des Bürgerthums, der Hanse, legten. — In seinen letzten Jahren sah sich H. auf allen Punkten in eine widerwillige Passivität zurückgedrängt. Die Betheiligung an einem neuen Bunde der sächsischen Fürsten gegen Heinrich den Löwen verlief höchst unglücklich. Kaum in sein verwüstetes Stift zurückgekehrt, starb er, wenig älter als fünfzigjährig, am 11. October 1168. Die sämmtlichen Pläne, mit welchen er seine Regierung begonnen, waren gescheitert, hatten seine Kirche in eine Lage gebracht, trüber als die, in welcher er ihre Leitung übernommen. Wollen wir jedoch nicht unbilliger sein als die Zeitgenossen: und diese nannten unseren Erzbischof „den großen Hartwich." Offenbar war es seine geistige Bedeutung, die auch noch dem Unterliegenden diesen Eindruck hervorrief. Ueberdies haben wir die, was die Dauer des Erfolges betrifft, bedeutendste Seite von Hartwich's Thätigkeit, noch nicht genannt. Es war in jener Zeit, daß man begann, die Flußniederungen der norddeutschen Ebene, damals ein unbebautes und unbewohntes Sumpfland, durch niederländische Deicharbeiter und Ansiedler in das gesegnete Culturland zu verwandeln, das sie noch heute zu den bestgedeihenden Ackerstrichen jener Gegenden macht. An dieser Colonisationsbewegung hat H. einen hervorragenden Antheil. Unmittelbar sein Werk sind die Colonien an der Niederweser und ein Theil der unter- und mittelelbischen; mittelbar übte ihr Beispiel auf die Cultivirung des eben damals frisch eroberten wendischen Ostens einen sehr hoch anzuschlagenden Einfluß. Endlich ist durch den genialen Scharfblick Hartwichs den norddeutschen Flachlanden die Backsteintechnik zugeführt worden, — erstmals in seinem Kloster Jerichow, erbaut seit 1149 —, und dadurch jener eigenartige und charaktervolle Zweig der vaterländischen Baukunst geschaffen, ein gerechter Stolz der deutschen Kunstgeschichte.

G. Dehio, Hartwich von Stade, Bremisches Jahrbuch, VI. 1871.

Dehio.

Hartwich II., Erzbischof von Bremen, 25. Januar 1185 bis 3. November 1207, steht als persönlicher, wie als politischer Charakter tief unter dem ersten Hartwich. Doch ist er, durch die Stellung die er einnahm, auf den Kampf Heinrichs des Löwen und seiner Söhne gegen die Staufer nicht ohne Einfluß gewesen. Dem Geschlechte der Stiftsministerialen von Utlede angehörig war er als Notar Herzog Heinrichs ins Bremische Domcapitel gekommen. Seine Wahl galt als ein Sieg der welfischen Partei. In Folge der mißglückten Schilderhebung Heinrichs des Löwen im J. 1189 wurde der Erzbischof von seinen Unterthanen vertrieben. Als Flüchtling, zuerst in England, dann am

welfischen Hofe zu Lüneburg, führte H. den Verwüstungskrieg gegen sein eigenes Stift. Ihm wurde Waldemar von Schleswig zum Gegenbischof gesetzt. Nach dessen Fall von der Geistlichkeit wieder anerkannt (1194) blieb H. mit seiner Ritterschaft, den Bürgern von Bremen, dem Grafen Adolf von Holstein in bitterer Fehde, bis der Kaiser einen, im wesentlichen den letzteren günstigen, Frieden herbeiführte. Wahrscheinlich damals (1195) hat Bremen sein Stadtrecht empfangen. Auf Geheiß Kaiser Heinrichs VI. betheiligte er sich sodann am Kreuzzug des J. 1197. — Mit dem neuen Jahrhundert begann das auch für das Bremer Erzstift höchst gefährliche Vordringen der Dänen, Hand in Hand mit den Aspirationen der Welfen. Der Erzbischof, nun in einen Gegner der letzteren verwandelt, erscheint blos noch als ohnmächtiger Spielball der großen Parteimächte. Als wichtigster Moment in diesen Wirren sei nur genannt, daß die von Hartwich's Vorgänger Erzbischof Sifrid der Kirche gesicherte Grafschaft Stade wieder an Heinrichs des Löwen Söhne verloren ging.

Graf v. d. Decken, Hartwich v. d. Lith, im Vaterl. Archiv f. Niedersachsen, 1840. Dehio, Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen, II. S. 104—120. Dehio.

Hartwig, Erzbischof von Magdeburg, vorher Canonicus in Mainz und Propst in Goslar, Sohn des Grafen Siegfried von Spanheim, folgte in der erzbischöflichen Würde ein Jahr nach dem Tode seines am 7. August 1078 in der Schlacht bei Melrichstadt gefallenen Vorgängers Wernher. Durch Heinrichs IV. Gegner, König Rudolf, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, war er in Niedersachsen nächst dem Bischofe Burchard von Halberstadt einer der eifrigsten Anhänger Gregors VII. und Widersacher Heinrichs. In der Schlacht bei Flarchheim (27. Januar 1080) kämpften Magdeburger auf Seiten König Rudolfs, und als Jahrs darauf (Februar 1081), nachdem Rudolf in der Schlacht an der Unstrut gefallen war, im Kaufunger Wald an der Weser die im Aufstande gegen König Heinrich begriffenen geistlichen und weltlichen Fürsten zusammenkamen, befand sich unter diesen auch Erzbischof H. Vier Jahre später (20. Januar 1085) begegnen wir ihm im thüringischen Dorfe Berkach, wo Abgesandte beider Parteien, Gregors und Heinrichs, erschienen waren, um das päpstliche und kaiserliche Schisma beizulegen. Nachdem diese Versammlung resultatlos verlaufen war, veranlaßte Heinrich die Legaten des Gegenpapstes Clemens III. eine Synode nach Mainz auszuschreiben, dem aber Gregors Legat, Otto, dadurch zuvorkam, daß er seine Anhänger im April 1085 nach Quedlinburg beschied. Auch hier war H. und zwar mit seinen Suffraganen erschienen. Als die Synode zu Mainz im Mai zusammengetreten war, wurden hier die fünfzehn Quedlinburger Bischöfe verdammt, und im Juli rückte Heinrich selbst mit einem Heere nach Sachsen und schlug vor Magdeburg sein Lager auf. Als H. in Folge dessen sein Erzstift verlassen und sich nach Dänemark begeben hatte, setzte Heinrich an seine Stelle den Abt Hartwig von Hersfeld, der aber, sowie der Kaiser sich von Magdeburg entfernt hatte und der alte Erzbischof zurückgekehrt war, aus dem Sachsenlande vertrieben wurde. Jetzt stand H. wieder im Vordergrunde der Opposition gegen den König. Im folgenden Jahre (1086) sehen wir ihn mit den Gegnern Heinrichs gegen die kaiserlichen Schaaren nach Franken ziehen, wo die Magdeburger an der Schlacht bei Bleichfeld unweit Würzburg wesentlichen Antheil nahmen. Nachdem aber eine Hauptstütze der sächsischen Partei, Markgraf Ekbert, seinen Frieden mit Heinrich gemacht und ein Hauptgegner Heinrichs, Bischof Burchard von Halberstadt, gestorben war, söhnte sich auch H. mit dem Kaiser aus. Im August 1088 finden wir ihn urkundlich in der Gesellschaft des Kaisers, und mit seiner Zustimmung wird auch Markgraf Ekbert, der von Neuem die Waffen gegen den Kaiser er-

hoben hatte, auf dem Tage zu Quedlinburg geächtet, ja Papst Urban II. warnt sogar den Erzbischof, die Partei König Heinrichs zu ergreifen, während dieser ihm seinen Dank für die ihm bis jetzt bewiesene Anhänglichkeit ausspricht und von ihm auch fernere Unterstützung seiner Sache hofft. Von einer weiteren Theilnahme Hartwigs an den allgemeinen politischen Ereignissen Deutschlands wird nichts berichtet; die Nachrichten aus der späteren Zeit beziehen sich nur auf Vornahme geistlicher Handlungen. In das J. 1100 (5. Februar) fällt eine bedeutende Schenkung an das Erzstift, die früher der Markgräfin Beatrix gehörigen Güter zu Schweinfurt, Rheinfeld, Königshofen und Gleichen wurden von einem edlen Mann, vielleicht deren Sohn, unter gewissen Gegenleistungen dem Erzstift übergeben, doch scheint dieser Besitz nicht lange beim Erzstift geblieben zu sein. H. starb am 17. Juni 1102.

Die Quellen und Hülfsmittel zur Geschichte Erzbischof Hartwigs s. bei v. Mülverstedt, Regesta Archiepiscopatus Magdeburgensis, I. S. 311 ff. — Bode, Ueber die Herkunft Erzbisch. Hartwigs in den Magdeburger Geschichtsblättern, 1868, S. 190 ff. Janicke.

Hartwich I., 1106—26 Bischof von Regensburg, aus dem Hause der Grafen von Sponheim, Bruder des Markgrafen Engelbert von Istrien. Er war Dompropst in Salzburg, als ihn Heinrich V. an Stelle des kaiserlichen Bischofs Udalrich in Regensburg einsetzte, und starb am 3. März 1126. Es ist sehr wenig von ihm bekannt; vielleicht aber ist er der Bischof H., welcher auf den Wunsch des Königs Coloman das Leben des hl. Stephan, des ersten christlichen Königs von Ungarn beschrieben hat, und in Ungarn unter dem Namen Chartuitius bekannt ist, den er in jüngeren Handschriften führt. Er hat nur zwei ältere Legenden mit einander ganz mechanisch verbunden, mit sehr wenigen Zusätzen. Doch wäre es möglich, daß er selbst der Verfasser der größeren von diesen beiden Legenden gewesen wäre; die kleinere war gleich nach der Erhebung der Gebeine Stephans 1083 verfaßt und ist die wichtigere.

Ausgaben von Stilting, Acta SS. Sept. I. und von Podhradczky 1836. Erste kritische von Wattenbach, Mon. Germ. SS. XI. Wattenbach.

Hartwig: Friederike Wilhelmine H., geborene Werther, vorzügliche Schauspielerin, die erste Jungfrau von Orleans, geb. 1774 zu Leipzig, gest. am 21. Januar 1849 zu Dresden. Schauspielerkind, kam sie in früher Jugend zur Bühne, trat bald als Tänzerin, bald als Sängerin und auch als Schauspielerin auf. So finden wir sie schon bei Schuch in Königsberg, von 1791 bis Ende 1792 bei der mecklenburg-schwerinschen Gesellschaft, wo sie bereits eine schwärmerische Begeisterung hervorrief, so daß, als sie von den Blattern befallen und ihr ein Milchbad angeordnet wurde, Herren aus der guten Gesellschaft sich von dem Dorfe Ostorf bis zur Apothekerstraße in Schwerin aufstellten, um die Milchgefäße von der dortigen Holländerei auf's rascheste zu befördern. Gurli-Rollen waren zu jener Zeit ihre Stärke. Von Schwerin ging sie dann zur Großmann'schen Gesellschaft, bei der sie in Bremen und Hannover mit vielem Beifall jugendliche Heldinnen gab und sich mit dem Schauspieler H. vermählte. 1796 trat sie als Nachfolgerin von Sophie Albrecht in ein Engagement der Seconda'schen Gesellschaft, debutirte am 30. März als Luise in „Kabale und Liebe" in Leipzig, als Kathinka im „Mädchen von Marienburg" in Dresden und blieb auch hier, als die Seconda'sche Gesellschaft einging und das eigentliche Dresdener Hoftheater seinen Anfang nahm. Sie widmete diesem, obgleich am 1. Juli 1835 pensionirt, doch noch bis 1. Juni 1841 ihre Kräfte. Am 30. März 1846, als am 50. Jahrestag ihres ersten Auftretens in Leipzig, spielte sie daselbst noch einmal als Mad. Fresen in Iffland's „Freunden" und erhielt aus diesem Anlaß einen goldenen Lorbeerkranz. Sie war gewiß eine der besten

deutschen Schauspielerinnen ihrer Zeit, mit einem feinen Talent für scharfe Charakteristik, Wahrheit und Innigkeit im Spiel, namentlich groß in Stellen von hohem Enthusiasmus, dabei von lebhaftem Geist, Grazie der Erscheinung und Tiefe des Gefühls. Die weiblichen Hauptrollen unserer classischen Dramen, später auch Mutterrollen, fanden in ihr eine vorzügliche Verkörperung. Dagegen fiel sie bei dem Bemühen, deutlich zu sprechen, oft in einen gedehnten, singenden Ton und wurde auch wegen übertriebener Putzsucht getadelt. Bemerkenswerth ist es wol, daß sich auch Schiller bei der ersten Aufführung seiner „Jungfrau von Orleans“ in Leipzig (18. Septbr. 1801) sehr günstig über die H., als Darstellerin der Jungfrau aussprach. Joseph Kürschner.

Hartzer: Balthasar H., ein Componist aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er ist nur bekannt durch vier mehrstimmige Hymnen, die sich in Georg Rhau's Sammelwerk: Sacrorum Hymnorum liber I. 1542, befinden. Sie kennzeichnen ihn als einen gediegenen Contrapunktisten. Eitner.

Hartzheim: Joseph v. H., Historiker, geb. zu Köln am 11. Januar 1694, gest. ebendaselbst am 14. Januar 1763. Er war ein Sohn des Kölner Rathsherrn und Juristen Ignaz Conrad v. H. und der Gudula Sophia v. Herresdorff. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er bei den Kölner Jesuiten, in deren Orden er mit seinem 18. Jahre eintrat. Nachdem er in Trier sein Noviciat absolvirt hatte, wurde er zur Fortsetzung seiner Studien in das Collegium nach Luxemburg gesandt. Darauf verweilte er ein Jahr in Köln, wo er Vorlesungen über die hebräische Grammatik hielt, und begab sich dann zur Erweiterung seiner Kenntnisse nach Italien. Von hier kehrte er nach Köln zurück, um am dreigekrönten Gymnasium philosophische und theologische Vorlesungen zu halten. Vierundzwanzig Jahre lang stand er als Regens an der Spitze des dreigekrönten Gymnasiums. Mit besonderer Vorliebe betrieb er historische, heraldische und münzwissenschaftliche Studien. Das Studium der vaterstädtischen Geschichte nahm er unter die Unterrichtsgegenstände seines Gymnasiums auf. Er hatte erkannt, daß nur archivalische Studien eine ungetrübte Kenntniß der Vergangenheit zu ermöglichen vermögen. Darum ging sein Streben dahin, sich den Zutritt zu einzelnen werthvollen Archiven zu verschaffen und ein Material zu sammeln, welches die Bürgschaft der Wahrheit in sich selbst trug und die Aufhellung der in so vielen Theilen noch völlig dunkeln Profan- und Kirchengeschichte anbahnen konnte. Der städtische Magistrat, der wegen der vielen Rechtsstreitigkeiten zwischen der Stadt und dem Kurfürsten das Raths-Archiv mit Argusaugen bewachte, erlaubte ihm ausnahmsweise, die werthvollen Urkunden der Stadt einzusehen und zu seinen wissenschaftlichen Zwecken zu benutzen. Nur das massenhaft zusammengebrachte Material machte es ihm möglich, die werthvolle, unter dem Titel: „Bibliotheca Coloniensis“ veröffentlichte Kölner Litteraturgeschichte mit der Vollständigkeit auszuarbeiten, welche wir an diesem Werke bewundern müssen. Wissenschaftlich bedeutender aber als diese Bibliotheca ist die Sammlung der Beschlüsse aller kölnischen Kirchenversammlungen. Schon 60 Jahre alt, entschloß er sich, dieses Werk, für welches er seit einer langen Reihe von Jahren die umfassendsten Vorstudien gemacht hatte, dem Druck zu übergeben. Doch ehe das Werk vollendet war, machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Mit seinem 54. Lebensjahre war er aus dem Lehramt ausgeschieden und hatte von da bis zu seinem Lebensende die Stelle eines Dompredigers versehen. Seine historischen Schriften sind: „Summa historiae omnis ab exordio rerum ad annum 1718.“ — „De initio metropoleos eccl. Col. etc.“, 1731 u. 32. — „Inscriptionis Hersellensis expl.“, 1745. — „Bibliotheca sciptorum Coloniensium“, 1747. — „Dissertationes X historico-criticae in s. scripturam ab anno 1736 ad annum 1746“. — „Catalogus historico-criticus Cod. mss. bibliothecae ec-

clesiae metrop.", Col. 1752. — „Historia rei nummariae," Col. 1754. — „Concilia Germaniae", 1759—61. — „Prodromus historiae universitatis", Col." 1759. Zum Druck vorbereitet hatte er „Eiflia illustrata"; „Vita Annonis"; „Historia gymnasii tricoronati"; „Historia litteraria Germaniae" und einige theologische Schriften.

v. Bianco, Die alte Universität Köln, I. Thl. — Ennen, Zeitbilder. — Handschriftliche Notizen von Forst und anderes handschriftliches Material im Stadtarchiv. Ennen.

Hartzheim: Caspar H., geb. zu Köln 1678, trat 1698 zu Trier in den Jesuitenorden, lehrte an verschiedenen Lehranstalten seines Ordens (Trier, Paderborn, Köln rc.) Rhetorik, Philosophie, Theologie, und hinterließ eine „Vita Nicolai de Cusa", Trier 1730.

Vgl. Backer, Ecrivains de la Comp. de Jésus I. p. 385.

Werner.

Harum: Peter H., Hofrath und Professor des österreichischen Civil- und gemeinen deutschen Privatrechts an der Universität zu Wien, war geboren am 30. April 1825 zu Graz. Er erwarb in Wien den Grad eines Doctors der Philosophie und der Rechte, wurde 1850 Professor an der Rechtsakademie in Hermannstadt, 1852 in Pest. Hier war er so beliebt, daß selbst 1861, als die Magyarisirung der Universität begann, Versuche gemacht wurden, ihn der ungarischen Universität zu erhalten. Allein er zog es vor, einem Rufe nach Innsbruck Folge zu leisten, wo er eine reiche Wirksamkeit auf dem Gebiete der Publicistik und Politik entfaltete. Artikel in der „Innzeitung" lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn; die Universität wählte ihn 1863 zum Rector und, zufolge seiner licht- und maßvollen Reden im Landtag, die Handelskammer zum Landtagsabgeordneten. Ihm verdankt der constitutionelle Verein zu Innsbruck seine Entstehung. H. wurde 1870 nach Wien berufen. Nachdem er Mitglied des Unterrichtsrathes, sowie des Staatsgerichtshofes gewesen, übernahm er das Referat über die Juristenfacultäten im Unterrichtsministerium. Rückenmarksleiden beschränkten seine Thätigkeit wesentlich; er erlag denselben nach langer, schwerer Krankheit am 6. April 1875. Das beste, klarste Bild seines feinen, durchdringenden Verstandes gibt seine Innsbrucker Rectoratsrede: „Von der Entstehung des Rechts", Innsbruck 1863. Eine weitere hervorragende Leistung ist seine Schrift: „Die Preß-Ordnung vom 27. Mai 1852", 1852 und „Die gegenwärtige österreichische Preßgesetzgebung", 1857; beachtenswerth: „Die erste Session des österreichischen Reichsrathes. Drei Vorträge", Innsbruck 1863. Ferner werthvolle Artikel in: Zeitschr. f. österr. Rechtsgelehrsamkeit (1849). — Haimerl's Magazin XI. XIII, Haimerl's Vschr. I. IV. XI. XII, Krit. Vschr. X, Allg. österr. Gerichtszeitg. (1869, auch separat), Grünhut's Zeitschr. I. 201 ff.

Nekrolog von L. Pfaff in Grünhut's Ztschr. II. (1875) S. 659. 660.

Teichmann.

Harveng: Philipp v. H., Abt und theologischer Schriftsteller, geb. um 1100, † am 13. April 1182. Er hieß v. H. von seinem Geburtsorte, wurde aber wegen seiner Mildthätigkeit auch Philippus de Eleemosyna oder Eleemosynarius genannt. Er machte seine Studien zuerst auf der Pariser Universität, dann bei Anselm von Laon († 1117). Er trat in den 1120 von dem hl. Norbert gestifteten Orden der Prämonstratenser, und zwar in die 1127 gegründete Abtei Bona Spes bei Binche im Hennegau (in der Diöcese Cambray). Er wurde Prior und 1155 nach der Abdankung des ersten Abtes Odo Abt und erreichte ein hohes Alter. Seine Schriften sind von einem seiner Nachfolger, Nicolaus Chamart, zu Douay 1621 gesammelt herausgegeben worden. Es sind

dabei 21 Briefe, darunter einer, den er als Prior an den hl. Bernhard von Clairvaux († 1153) schrieb und worin er ihm bittere Vorwürfe darüber macht, daß er Prämonstratenser, die sich heimlich aus ihrem Kloster entfernt, in seinen, den Cistercienser-Orden aufgenommen, sowie ein Brief an Papst Eugen III, (1145—53), worin er über Bernhard Klage führt. H. verfaßte einen „Commentarius mysticus et Moralitates in Canticum Canticorum", Tractate „De lapsu primi hominis", „De damnatione Salomonis" und „De somnio Nabuchodonosor", sechs „Tractatus de institutione clericorum", einige Gedichte, Epitaphia und eine Anzahl von Heiligen-Leben, welche großentheils bei den Bollandisten abgedruckt sind.

Oudin, Comm. de script. eccl. II. 1443. Fabricius, Biblioth. lat. (ed. Mansi) III. 192. Ordinis Praemonstr. Annales (Nancy 1734) I. 351.

Reusch.

Haschka: Lorenz Leopold H., Dichter, geb. zu Wien am 1. September 1749, gest. daselbst am 3. August 1827. Nach Vollendung der humanistischen Studien trat er in den Jesuitenorden ein und wurde zu Worms Lehrer an dem dortigen Gymnasium. Nach Aufhebung des Ordens in den weltlichen Stand zurückgetreten, begab sich H. nach Wien, wo er sich mit Schriftstellerei beschäftigte und dem Dichter Alxinger Unterricht in der Metrik ertheilte. Durch die Großmuth des letzteren, welcher ihm ein Geschenk von 10 000 fl. machte, kam er in die Lage, frei von Nahrungssorgen, sich litterarischen Studien zu widmen und sein dichterisches Talent zu entwickeln. Von den Josephinischen Ideen mächtig angezogen, nahm er das Wort für die Verbesserung der deutschen Sprache und für eine sorgfältige Pflege der Wissenschaften. In den Taumel der Begeisterung für politische und religiöse Freiheit hineingezogen, bekämpfte er, seinen ehemaligen Stand vollständig verläugnend, das Papstthum und das monarchische Princip. Bald stellte sich aber bei H. eine große Ernüchterung ein und er trat zur Zeit Kaiser Leopold II. und Kaiser Franz I. ebenso heftig gegen die revolutionären Bestrebungen jener Zeit auf. Ein Feind des Franzosenthums, zeichnete sich H. durch warme Vaterlandsliebe aus. Er ging aber im Hasse gegen seine politischen Gegner viel weiter als es einem Manne von edler Denkungsart geziemt und zog sich dadurch die heftigsten Anschuldigungen wider seinen Charakter zu, indem ihn seine Feinde des Denunziantenthums bezichtigten. Nachdem H. im J. 1797 zum Kustos der Universitätsbibliothek ernannt war, erhielt er 1798 die Professur für Aesthetik am Theresianum, von welchen Stellen er 1822 als Pensionär zurücktrat. Als Dichter gehört H. in Bezug auf die Form der Klopstock'schen Richtung an, in der poetischen Gestaltung erinnert er an Denis. In seinen Oden spricht sich oft bis zur Ueberschwänglichkeit warme Vaterlands- und Freiheitsliebe aus. Dabei führt er eine so kräftige, rücksichtslose Sprache, wie sie selbst in dieser Periode nur selten vorkommt. Berühmtheit erlangte H. durch die Dichtung des Textes der österreichischen Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser" (1797), zu welcher Haydn die erhebende Melodie componirt hat.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexik. VIII. 20. H. Kurz, Geschichte d. deutschen Litteratur III. 46.

K. Weiß.

Hase: Cornelius de H., bremischer Theologe, als Prediger, akademischer Lehrer und Schriftsteller gefeiert. Er stammte aus einer niederländischen Familie, welche in der Verfolgungszeit nach Frankfurt a/M. ausgewandert war. Der Vater war hier Kaufmann und Vorsteher an der reformirten Gemeinde. Der Sohn, geb. am 13. November 1653, begann 15jährig das theologische Studium in Heidelberg und kam 1669 zur Fortsetzung desselben an das Collegium Mauritianum in Kassel, wo er in nahe Beziehungen zu dem schon damals berühmten Prediger Theodor Undereyck trat. Diesem folgte er 1670 nach Bremen, um am

dortigen Gymnasium illustre seine Studien fortzusetzen, die er endlich 1672 bis 76 in Holland vollendete. Als er bald darauf gleichzeitig Rufe nach Detmold, Gröningen und Bremen erhielt, entschied er sich für Bremen, wo er zusammen mit Undereyck an der St. Martinikirche wirken sollte. War er auch nur Pastor extraordinarius, der um 5 Uhr Morgens predigen mußte, so erwarb er sich doch schnell Anerkennung schon wegen seiner labadistischen (pietistischen) Richtung, die ihn vereint mit Undereyck zum Kampfe gegen die herrschende Orthodoxie trieb. 1679 wurde er ordentlicher Prediger, 1683 zugleich Lehrer an der bremischen Hochschule und zwei Jahre später erlangte er in Groningen den theologischen Doctorgrad. Nach Undereyck's Tode, 1693, wurde er erster Geistlicher zu St. Martini, 1699 Rector der Hochschule und endlich 1708 erster Prediger der Rathskirche U. L. Frauen. So vereinigte er in sich die höchsten Würden, welche der kleine Freistaat einem Geistlichen bieten konnte. Aber schon kurze Zeit darauf, am 26. Mai 1710, traf ihn auf der Kanzel ein Schlagfluß, dem er nach wenigen Stunden erlag. Hatte H. eine Zeit lang als Undereyck's Parteigänger dessen Richtung mit Eifer verfochten und dabei auch persönliche Streitereien nicht gescheut, so sehen wir ihn später mehr und mehr davon zurückkommen. Er war von Natur viel mehr zum gelehrten und sinnigen Kirchenlehrer, als zum Parteimann geschaffen. Freilich blieb er der neuen, durch Coccejus glänzend verfochtenen, labadistischen Richtung bis an sein Ende zugethan, aber in milder versöhnlicher Weise. So genoß er in Bremen, wo nach Undereyck's Tode die orthodoxe und pietistische Strömung meist friedlich in einander flossen, die größte Hochachtung: ein gern gehörter Prediger, ein von der Jugend geschätzter Lehrer, als Gelehrter von unbestrittenem Rufe in der ganzen reformirten Kirche. Auswärtige Berufungen nach Frankfurt, Hamburg, Berlin, Marburg, Amsterdam, Franeker hielten ihn nicht ab, seiner neuen Heimath treu zu bleiben. Seine Schriften sind zum Theil erbaulicher, meist aber theologisch wissenschaftlicher Art, hauptsächlich kleine Abhandlungen und Dissertationen; die deutschen sind zum Theil auch ins Holländische übersetzt. Von seinen Kindern hat sich Jakob als Philologe und Jurist in Bremen und Groningen ausgezeichnet, Theodor (s. u.), den Vater als gelehrter Theologe weit übertroffen.

C. Ikenii Oratio de Illustri Bremensium Schola, Bremae 1741, p. 79 ss. J. Ph. Cassel, Bremensia I. S. 401 ff. Leben und Schriften Herrn Cornelius de Hase, Bremen 1766. Rotermund, Brem. Gelehrtenlexikon, Bremen 1818. Acten des Ministeriums und des Staatsarchivs in Bremen.

Iken.

Hase: Heinrich H., Alterthumsforscher, geb. am 18. Januar 1789 in Altenburg, übernahm, nachdem er auf den Universitäten Jena und Leipzig studirt hatte, im J. 1809 die Stellung als Lehrer und Erzieher im Hause des Grafen von Medem in Kurland. Nachdem die Erziehung seiner Zöglinge vollendet war, trat er im J. 1817 eine mehrjährige Reise durch Frankreich und Italien an und benutzte seinen längeren Aufenthalt in Paris und Rom besonders dazu, Abschriften und Vergleichungen griechischer Handschriften anzufertigen, von denen er manche anderen Gelehrten in liberaler Weise zur Benutzung überlassen hat; er selbst hat davon Fragmente des Commentars des Aspasios zu Aristoteles' Nikomachischer Ethik (im Classical Journal Vol. XXVIII. N. 56. p. 306 ss. und Vol. XXIX. N. 57. p. 104 ss.) und die Schrift des Johannes Philoponus über den Gebrauch und die Anfertigung des Astrolabiums (im Rheinischen Museum Bd. VI. 1838. S. 127 ff., auch in besonderem Abdruck unter dem Titel: „Joannis Alexandrini cognomine Philoponi de usu astrolabii eiusque constructione libellus. E codd. mss. regiae bibliothecae Parisiensis ed. H. Hase." Bonn 1839) veröffentlicht. In Venedig sammelte er Materialien zur Geschichte

des Cardinals Bessarion, die er später für den von ihm verfaßten Artikel „Bessarion“ in Ersch und Gruber's Allg. Encykl. der Wiss. u. Künste (Sect. I. Bd. IX. S. 295—99) benutzt hat. Nach seiner Rückkehr von der Reise ließ er sich 1820 in Dresden nieder, wo er alsbald eine Anstellung als Unterinspector an der königl. Antikensammlung erhielt. Nach dem Tode C. A. Böttiger's (am 17. November 1835) wurde er an dessen Stelle zum Oberinspector der Antikensammlung und des Mengs'schen Museums (der Sammlung der Gypsabgüsse), sowie zum Inspector des königl. Münzcabinets ernannt und im J. 1836 in den sogenannten akademischen Rath für die Kunstakademie, an welcher er längere Zeit hindurch Vorlesungen über griechische und römische Kunstgeschichte hielt, berufen. 1839 unternahm er eine Reise nach Constantinopel, Kleinasien, dem Peloponnes und Athen, von wo er über Italien nach einer Abwesenheit von mehr als sechs Monaten nach Dresden zurückkehrte. Seine umfassende Bildung, sein feiner Geschmack und seine persönliche Liebenswürdigkeit hatten ihm hier in den höheren geselligen Kreisen eine angesehene Stellung erworben, so daß sein früher Tod — er starb nach längeren Leiden am 9. November 1842 — allgemein betrauert ward. Außer den oben erwähnten kleinen Arbeiten hat er folgende Schriften veröffentlicht: „Nachweisungen für Reisende in Italien, in Bezug auf Oertlichkeit, Alterthümer, Kunst und Wissenschaft“, Leipzig 1821. 16. — „Verzeichniß der alten und neuen Bildwerke und übrigen Alterthümer in den Sälen der königl. Antikensammlung zu Dresden“, Dresden 1827, 16. 5. Ausg. 1839. — „Uebersichtstafeln zur Geschichte der neueren Kunst von den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung an bis zu Rafael Sanzio's Tode. Nach Denkmälern zusammengestellt“, Dresden 1827, Fol. — „Classische Alterthumskunde: Griechische Alterthümer. Erstes und zweites Bändchen“. Dresden 1828. „Römische Alterthümer. Erstes Bändchen.“ Ebend. 1830. — „Paläologus. Kleine Schriften meist antiquarischen Inhalts“. Leipzig 1837. (Sammlung von 10 Aufsätzen antiquarischen und kulturhistorischen Inhalts, von denen der erste „Ueber den Farnesischen Congius in der königl. Antikensammlung zu Dresden“, vom Verfasser am 18. März 1824 der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften vorgelegt und von dieser als besondere Schrift, Berlin 1824, veröffentlicht, der bedeutendste ist.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, XX. Jahrg. 1842, S. 790 f.

Bursian.

Hase: Karl Benedict H., Philolog, geb. am 11. Mai 1780 zu Sulza bei Naumburg als Sohn des Pastors Christian Heinrich H., der sich als Uebersetzer mehrerer russischer Reisewerke bekannt gemacht hat, † am 21. März 1864 zu Paris. Nachdem er das Gymnasium zu Weimar, wo der Archäolog Böttiger sein Lehrer war, besucht hatte, widmete er sich seit 1798 auf den Universitäten zu Jena und Helmstädt zuerst dem Studium der Theologie (daher auch seine Kenntniß orientalischer Sprachen), entschied sich aber endlich für die classische Philologie. In Jena, wohin er 1801 zurückgekehrt war, erlernte er durch vertrauten Umgang mit dem Griechen Drosos Mansolas auch das Neugriechische. Mit tüchtigen Sprachkenntnissen ausgerüstet, aber mit spärlichen Mitteln versehen, wanderte er 1801 zu Fuß nach Paris, wo er, an den Archäologen Millin empfohlen, durch Unterrichtsstunden einen nächsten Verdienst zu finden hoffte. Allein diese Hoffnung schlug fehl; mittellos geworden, stand er schon im Begriffe, sich als Soldat anwerben zu lassen, als ein glücklicher Zufall für sein künftiges Schicksal besser entschied. Er begegnete auf einem Spaziergang im Palais Royal dem bekannten Mameluken des ersten Consuls, Jusuf, und redete ihn in arabischer Sprache an. Dieser, erstaunt über Sprachkenntniß des jungen Deutschen, führte ihn auf die türkische Gesandtschaft und machte ihn mit dem griechischen Doll=

metscher, dem gelehrten Kodrikas, bekannt, mit dem H. sogleich ein Gespräch in seiner Landessprache anknüpfte. Von Kodrikas wurde er dem Hellenisten Villoison empfohlen, der ihn aufs liebenswürdigste unterstützte. Er führte ihn in die Lesung griechischer Manuscripte ein, beschäftigte ihn mit Copiren von griechischen Texten, und verschaffte ihm Lehrstunden in bedeutenden Häusern. Auch wurde er durch ihn mit Choiseul-Gouffier, der soeben aus dem Orient zurückgekehrt war, bekannt, der ihn mit der Herausgabe der Schriften des Johannes Lydus von dem er ein sehr schlecht erhaltenes Manuscript in Griechenland erworben hatte, betraute. Im J. 1805 erhielt H. nach Villoison's Tode eine erste Anstellung als employé au Département des manuscrits an der kaiserl. Bibliothek, mit der Aufgabe an der Herausgabe der Notices et extraits mitzuarbeiten; 1816 wurde er zum Professor der griechischen Paläographie und der neugriechischen Sprache an der Ecole des langues orientales ernannt, 1824 wurde er Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles lettres, 1830 wurde er zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Ecole polytechnique ernannt, 1832 zum Conservateur en chef au département des manuscrits an der k. Bibliothek, endlich 1852 zum Professor de grammaire comparée an der Faculté des lettres. Im J. 1837 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Griechenland, 1839 nach dem nördlichen Afrika; die Jubiläumsfeier der Universität Jena 1858 gab ihm erwünschte Gelegenheit, nochmals seine Heimat zu besuchen. — Durch seine überlegenen Kenntnisse im Griechischen und in der Paläographie erwarb sich H. große Verdienste um die Ausbildung und Anregung jüngerer Gelehrter; als Bibliothekar durch die sachkundige Beschreibung zahlreicher neu erworbener oder noch nicht verzeichneter Manuscripte und durch die liebenswürdige Zuvorkommenheit, mit der er alle Gelehrte, welche die Schätze der Pariser Bibliothek benutzten, mit Rath und That unterstützte. Daß er Landsleuten am liebsten gefällig war, durfte er zwar nicht hervorkehren, zumal als es unter seinen Collegen nicht an Neidern fehlte, die auf den Ausländer scheel blickten. Er war aber ein Mann, der sich zu schmiegen wußte und seine geistige Ueberlegenheit niemals zur Schau trug; indeß sein stärkster Schild war seine staunenswerthe Gelehrsamkeit im weiten Gebiete des Wissens, die eine hohe Achtung vor seiner Person einflößte und ihn gegen alle Anfechtungen schirmte. Daß die Denkschriften der Akademie, einen so lebhaften und einflußreichen Antheil auch H. an den Sitzungen der Mitglieder nahm, von seiner umfassenden Gelehrsamkeit so geringen Nutzen gezogen haben, beklagt sein Biograph Guigniant mit gutem Rechte. Er war eben kein fruchtbarer Schriftsteller, sei es aus einer Art von Bequemlichkeit oder weil er an sich selbst zu große Ansprüche stellte oder daß er zu sehr mit den verschiedenartigsten Geschäften überhäuft war; allein auch das Wenige, was er veröffentlicht hat, sichert ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Gelehrsamkeit: in byzantinischer Geschichte und Litteratur galt er unbestritten als der erste Kenner seiner Zeit. In den Notices et extraits erschienen von ihm T. IX. (1810), die „Notices d'un Manuscrit de la Bibliothèque imp. contenant l'ouvrage de Dracon de Stratonicée περὶ μέτρων“, p. 33—78, „De l'Histoire composée par Léon Diacre“, p. 254—96, und „D'un Ouvrage de l'Empereur Manuel Paléologue intitulé: Entretiens avec un Professeur Mahométan“, p. 309—82; in T. IX (1813) die „Notice de trois pièces satyriques imitées de la Nécyomantie de Lucien“, p. 125—268; in T. XI (1827) die „Notice d'un Manuscrit de la Bibl. du Roi, cont. une Histoire inédite de la Moldavie, composée en moldave, par Nicolas Costin et traduite en grec moderne par Alex. Miras“, p. 274—394. Alle diese Mittheilungen sind mit zahlreichen Auszügen aus den betreffenden Schriften und mit lateinischer Uebersetzung versehen. 1819 erschien mit Unterstützung des russischen Reichskanzlers

N. Romanzoff seine vollständige Ausgabe der „Historia Leonis Diaconi“ mit „Scriptores alii ad res Byzantinas pertinentes“ (Paris XX u. 326 p. fol.), welche Prachtausgabe sehr selten geworden ist, weil die nach Rußland bestimmten Exemplare mit einem Schiff im baltischen Meere zu Grunde gegangen sind. Die musterhafte Bearbeitung wurde mit neuen Verbesserungen und Zusätzen Hase's in der Bonner Ausgabe der Byzantiner 1828 wiederholt. Für die Bibliotheca classicorum von Lemaire lieferte H. den „Valerius Maximus“ und „Julius Obsequens de prodigiis“, welche schön gedruckte, aber wenig Eigenes enthaltende Ausgabe 1822 f. in 3 Bänden erschienen ist. Im dritten Bande, der den Obsequens enthält, sind auch analoge Schriften später griechischer Schriftsteller abgedruckt. 1823 folgte Hase's kritisches Meisterstück, die Bearbeitung der Fragmente des Laurentius Lydus de ostentis et de mensibus, nachdem er schon früher in der Ausgabe von Lydi libri de magistratibus Romanis von J. D. Fuß (s. Allg. D. B. VIII. 253), 1812 einen gelehrten „Commentarius de Lydo eiusque scriptis“ geliefert hatte. Für den Recueil des Historiens des Croisades sollte H. die griechischen liefern; es wurde aber nur ein kleiner, aber mit reichen historischen und philologischen Anmerkungen ausgestatteter Theil von ihm ausgearbeitet, der als pars prima bezeichnet (154 S. in Fol.) erst 1875 im Tome I der Historiens grecs ans Licht getreten ist. H. war auch mehrere Jahre lang an der Redaction des Journal des Savants betheiligt; aber die wichtigste Arbeit, die man ihm verdankt, sind seine sehr reichhaltigen Beiträge (besonders aus Kirchenvätern, Medicinern, Technikern, Scholiasten, Byzantinern, Inschriften und Papyri ꝛc.) zur neuen Ausgabe des Henricus Stephanus, die er mit den Gebrüdern Dindorf besorgt hat. Noch am Morgen seines Todestags war er mit der Correctur von einem der letzten Bogen des Riesenwerks beschäftigt; am Abend machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende.

Biographie générale par Hoefer, T. 23. — Augsburger Allgem. Zeitung 1864, Nr. 96 u. 97 in der Beilage (mit interessanten Notizen aus Briefen Hase's über seine ersten Erlebnisse in Paris). — M. Guigniant, Notice historique sur la vie et les travaux de Ch. B. Hase in den Mémoires de l'Institut T. 27. p. 247—273. Halm.

Hase: Theodor H. (lat. Hasaeus), reformirter Theolog des 18. Jahrhunderts, geb. den 30. November 1682 zu Bremen, † den 25. Februar 1731 ebendaselbst. Sein Vater war Cornelius H. (s. o.), seine Mutter dessen durch ihre theologischen und hebräischen Kenntnisse berühmte, den 16. Mai 1710 verstorbene Frau, Sara geb. Wolters. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt studirt, reiste er 1702 nach Hessen, verweilte länger in Cassel und Marburg, wo er disputirte und Candidat des Predigtamts wurde; ging dann weiter nach Hanau, Herborn, Duisburg, Utrecht, Leiden ꝛc., wurde Adjunct des Predigers Coccejus in Bremen, 1707 Professor der heiligen Philologie und der literae hum. in Hanau, 1708 Prediger an der Liebfrauenkirche und Professor der hebräischen Sprache am Gymnasium in Bremen, 1712 Dr. theol. zu Frankfurt a. O., 1718 Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften in Berlin, 1723 Professor der Theologie in Bremen, bei welcher Gelegenheit er eine Rede hielt: „De meritis Bremensium in rem christianam“. Einen Ruf an die Universität Franeker schlug er aus, um sich seiner Vaterstadt zu erhalten, wurde aber seit 1729 von wiederholten Schlaganfällen heimgesucht, denen er am 25. Februar 1731 erlag. Er schrieb eine Menge kleinerer Schriften exegetischen, historischen, dogmatischen, praktisch-theologischen Inhalts, s. das Verzeichniß bei Rotermund a. a. O. S. 176 ff.; eine Sammlung derselben erschien nach seinem Tod unter dem Titel: „Sylloge diss. et observ. sacrarum“, Bremen 1731, 8., auch redigirte er 1719—27 die „Bibliotheca histor. philol. theologica Bremensis“ und ein „Museum philologico-theologicum“.

Briefe von ihm an verschiedenen Orten, z. B. in Heumann's Poecile t. I. 39 ff., II. 189. Nachrichten über sein Leben gibt ein Leichenprogramm von Alb. Schumacher, abgedr. in Gerdes, Miscell. Duisburg. II. 2. 308 ff.; Strieder, Hess. Gel.-Geschichte, Bd. V. 316 ff.; Rotermund, Brem. Gelehrten-Lexikon I. S. 175 ff. Wagenmann.

Häse: Georg Friedrich H. ward am 10. Januar 1763 zu Birkholz bei Dramburg geboren. Sein Vater, ein durch die Drangsale des siebenjährigen Krieges verarmter Pächter, verließ nach dem bald darauf erfolgten Tode seiner Frau diesen Ort und verdiente sich als Inspector auf adlichen Gütern seinen Unterhalt. Der Knabe besuchte anfangs die Dorfschule und mußte die freie Zeit zum Viehhüten verwenden, später kam er auf die Stadtschule zu Dramburg, wo er trotz vieler Entbehrungen so viel lernte, daß er mit 15 Jahren als Schreiber bei einem Justizbeamten eintreten konnte. Eigener Fleiß bildete ihn weiter. 1780 ward er dann, als man das landschaftliche Kreditinstitut in Pommern zu errichten im Begriffe stand, von dem zum Landschaftsdirector ausersehenen Herrn v. Borcke in Bernsdorf als Schreiber mit einem Gehalt von 50 Thalern und freier Station angestellt und 1781 als Kanzlist der Landschaft vereidigt; bald darauf ward er Landschaftssecretär und erhielt 100 Thaler Gehalt. In dieser Stellung eignete er sich eine genaue Geschäftskenntniß und eine durch umfassende Lectüre und guten Umgang geförderte wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung an. 1784 ging er in gleicher Eigenschaft zu dem Nachfolger des Herrn v. Borcke, Herrn v. Bonin nach Elvershagen; dieser schenkte ihm sein volles Vertrauen und gab ihm auf seinem Gute Gelegenheit, sich eine gründliche Kenntniß der Landwirthschaft anzueignen. Hier machte er auch die Bekanntschaft des Rittmeisters a. D. v. Blücher (des späteren Feldmarschalls), welcher 1777 das benachbarte Gut Groß-Raddow gekauft hatte und durch das Vertrauen seiner Standesgenossen zum Landschaftsdeputirten gewählt ward. Von der freundschaftlichen Art ihres Verkehrs legen zwei noch erhaltene eigenhändige Briefe Blücher's an H. aus den J. 1787 und 1799 Zeugniß ab. — Als 1789 das Gehalt Häse's auf 300 Thaler gestiegen war, verheirathete er sich mit der Tochter des verstorbenen Stargarder Predigers Sperling, siedelte aber erst 1792 von Elvershagen nach Stargard über, als ihm dort noch das Amt des Kreiseinnehmers übertragen ward. Doch war das Gesammtgehalt von 498 Thalern nicht hinreichend, um den Unterhalt der Familie sicher zu stellen, die Schulden mehrten sich. Da kam H. auf den Gedanken, durch den Erwerb eines Gutes eine Veränderung seiner Lage herbeizuführen; sein großer Kredit und seine genaue Kenntniß der landwirthschaftlichen Verhältnisse würden, so hoffte er, die fehlenden Geldmittel ersetzen. So erwarb er 1797 das Gut Ganskow bei Colberg für 24 900 Thaler und ließ es zuerst durch einen Vetter verwalten, da er seine Stellung bei der Landschaft noch behielt, Johannis 1799 gab er auch diese auf und übernahm die Bewirthschaftung des Gutes selbst. Den Ertrag desselben zu mehren, scheute er weder Kosten noch Mühe. So ließ er schon 1797 aus der Lausitz 152 spanische Böcke und Schafe kommen, führte dann Mergelung und stärkeren Kleebau ein und dehnte den Kartoffelbau derartig aus, daß er den Spottnamen „Kartoffelhäse“ erhielt. Auch führte er das Impfen der Schafe ein, sorgte eifrig für die Verbreitung der Kuhpockenimpfung und hob aus freien Stücken die Erbunterthänigkeit seiner Bauern auf. Seine Muße benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, die theils in besonderen Broschüren, theils in den Thaer'schen Annalen erschienen. Von ersteren sind zu nennen: „Versuch über das Steigen der Preise der Güter“; „Ueber die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines Kreditsystems für die Besitzer bürgerlicher Grundstücke“; „Der Kartoffelbau in Hinterpommern oder Beiträge zu der Behauptung, daß viele hinterpommersche Landgüter durch die jetzige Drei-

felderwirthschaft sehr schlecht genutzt werden" (1804). In dem letztern Buche fanden sich bereits Hindeutungen auf den Nutzen der Aufhebung der Unterthänigkeit und der Naturaldienste, sowie auf die Wichtigkeit der Gemeinheitstheilung und der Aufhebuug des Lehnsnexus, was großes Aufsehen erregte. Aehnlicher Art waren die Abhandlungen in den Thaer'schen Annalen. So lieferte er darin 1806 außer einem Erndteberichte einen Aufsatz „Ueber die Verarbeitung der Kartoffeln zu Stärkemehl" und 1811 einen anderen, welcher die Verwerthung der Kartoffeln zum Brodbacken und Branntweinbrennen empfahl. Durch diese schriftstellerische Thätigkeit ward H. mit vielen angesehenen Personen bekannt, so mit dem Staatsrath Thaer in Mögelin, dem Domherrn v. Rochow in Rekahn, dem Staatsrath Sack, Herrn v. Bülow (Cummerow); ja die märkisch-ökonomische Gesellschaft zu Potsdam erkannte seine Verdienste durch seine Ernennung zum Ehrenmitgliede an. Indeß die rastlose Thätigkeit Häse's hatte den erhofften Erfolg nicht; zur nachhaltigen, gewinnbringenden Ausnutzung aller Versuche fehlten doch die ausreichenden Mittel. Allein selbst Mißerfolge spornten ihn zu weiterer Thätigkeit. Als der unglückliche Krieg von 1806 und namentlich die Belagerung von Colberg den Wohlstand Hinterpommerns vernichtet hatte, betrieb H. mit Glück die Stiftung der ökonomischen Gesellschaft zu Cöslin und widmete dem in Colberg gestifteten Zweigverein des Tugendbundes erst als Mitglied und später als Vorsitzender sein reges Interesse. Allein die Nachwehen des Krieges waren fast noch schlimmer, als der Krieg selbst und zwangen H., Ende 1810 sein Gut dem Hauptgläubiger zu überlassen. Gedrückt von einer Schuldenlast von 10 200 Thalern, verließ er mit wenigen Thalern in der Tasche den Schauplatz seiner Thätigkeit in der Hoffnung, in Berlin eine Anstellung zu finden oder eine Domäne in Pacht zu erhalten. Allein die dahin gehenden Bemühungen waren vergeblich. Da fügte es das Schicksal, daß er, bevor er von Berlin abreiste, bei Herrn v. Bülow (Cummerow) mit dem einflußreichen Staatsrathe Scharnweber bekannt und von demselben dem Staatskanzler Hardenberg empfohlen ward. Von diesem ward er bald darauf (Januar 1811) zum Mitgliede der damals zusammentretenden Immediat-Oekonomie-Commission ernannt, welcher die Entwürfe der Gemeinheitstheilungs-Ordnung und des Edicts über die bäuerlichen Verhältnisse zur Begutachtung vorgelegt wurden; in dieser Versammlung war er als Secretär thätig und manche seiner schriftlich eingereichten Vorschläge fanden allgemeinen Beifall, so daß einige Bestimmungen des Landeskultur-Edicts vom 14. September 1811 darauf beruhen. Als im März 1811 die Versammlung geschlossen ward, ward H. vom Staatskanzler als Hilfsarbeiter im Ministerium zurückbehalten; er hatte unter der Direction von Scharnweber namentlich solche Gegenstände zu bearbeiten, welche die Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse betrafen. Hier verfaßte er auch eine kleine Schrift „An meine Mitbürger über die Kulturedicte", welche für Rechnung des Staates gedruckt und vertheilt ward. Am 19. October 1811 erfolgte seine Ernennung zum Regierungsrath bei dem Landesökonomie-Collegium für Pommern und Obercommissarius zur Regelung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse daselbst, doch noch vor Schluß des Jahres rief ihn eine Weisung des Staatskanzlers wieder nach Berlin in seine frühere Stellung. Erst als der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, erhielt er den Befehl, auf seinen Posten nach Stargard zurückzukehren. Noch ehe er denselben ausgeführt hatte, traf ihn ein harter Schlag. Sein ältester Sohn Georg, bei der Vermögenscommission zu Stargard angestellt, hatte sich, dem Aufrufe des Königs folgend, dem in Rußland erprobten Füsilierbataillon des 1. pommerschen Infanterieregiments als freiwilliger Jäger angeschlossen, er fiel am 2. April bei Lüneburg. Die Anzeige dieses Trauerfalls, welche der Vater unmittelbar unter dem Eindrucke des herben Verlustes (9. April) in der

Vossischen Zeitung erließ, spiegelt so treu den opferwilligen Sinn des preußischen Volkes in jenen Tagen der Erhebung wieder, daß sie von Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit (IV. 441) wörtlich aufgenommen ist. „Unser Sohn Georg“ — so lautet sie — „wurde am 2. April in seinem zwei und zwanzigsten Jahre in dem ewig denkwürdigen Gefecht zu Lüneburg von einer Kugel getroffen. Als freiwilliger Jäger im leichten Bataillon des ersten pommerschen Regiments focht er nach dem Zeugniß seines braven Chefs, des Herrn Major v. Borcke, nahe bei diesem mit Muth und Entschlossenheit und starb so den Tod für Vaterland, Nationalehre und unsern geliebten König. Ein so schneller Verlust ist hart, aber es ist tröstend, daß auch wir einen Sohn geben konnten für den großen heiligen Zweck. Wir fühlen tief die Nothwendigkeit solcher Opfer.“ Nach Stargard zurückgekehrt, wandte H. sich mit voller Hingebung seinem neuen Berufe zu. Trotz der Anfeindung der großen Grundbesitzer, welche sich durch die neuen Landeskulturgesetze in ihren Interessen geschädigt glaubten, war er rastlos bemüht, die Bewohner der Provinz von den Vortheilen derselben zu überzeugen und möglichst viele Separationen zum Abschlusse zu bringen. Durch Unterweisung bildete er sich brauchbare Commissarien heran, überwachte die Arbeiten derselben durch häufige Revisionsreisen und führte selbst einige schwierige Gemeinheitstheilungen, wie die in der Stadt Stargard glücklich durch. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit setzte er fort. Zur Behandlung von Fragen der praktischen Landwirthschaft kehrte er nun freilich nicht mehr zurück (er hatte sie 1812 mit einem Buche, das den Titel: „Ueber mein Glaubensbekenntniß über Ackerbausysteme und über den Staatsrath Thaer“ führte und von Thaer selbst in den Annalen beifällig besprochen war, abgeschlossen); jetzt kam es ihm darauf an, das Verständniß für die neuen staatlichen Anordnungen in Betreff des Grundbesitzes zu fördern. So verfaßte er 1816: „Schreiben an die Wohll. Bürgerschaft der pommerschen Stadt Stargard betreffend die Theilung der Gemeinweide und die bessere Benutzung des Ackers“ und 1820 „Ansichten über die höhere oder geringere als die Normalentschädigung nach dem Edict vom 14. Septbr. 1811 und die Declaration vom 29. Mai 1816, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend“. Außerdem schrieb er Beiträge für die von Haken seit 1820 herausgegebenen „Pommerschen Provinzialblätter“. Der erste Band enthält von ihm: „Ueber die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse“, der zweite: „Abgerissene Bemerkungen über Verschwendung in landschaftlicher Hinsicht“, der dritte: „Ueber die nothwendigen Abänderungen bei dem Kreditsystem, besonders über Abschätzungsgrundsätze in Pommern“. Auch arbeitete er an einem größeren statistischen Werk über Pommern, doch blieb es ebenso unvollendet, wie die Denkwürdigkeiten seines Lebens, welche er im Alter niederzuschreiben begann. 1840 schied H. mit dem Charakter eines Geheimen Regierungsraths und voller Pension aus dem Staatsdienste. Die letzten Jahre seines Lebens flossen ruhig dahin; er durfte sich der sichtlichen Erfolge seines Wirkens freuen. Am 2. Juni 1843 starb er; ein einfaches Kreuz bezeichnet seine Ruhestätte.

Vgl. das Bruchstück der Selbstbiographie, bis 1789 reichend. Die dasselbe ergänzenden Aufzeichnungen des vor einigen Jahren verstorbenen Sohnes, ehemaligen Predigers zu Abtshagen bei Rügenwalde. Eine Anzahl von Anzeigen Häse's in der Pommerschen Zeitung von 1797—1811. Die beiden Briefe Blücher's (in meinem Besitze befindlich); der von 1799 veröffentlicht „Im neuen Reich“ 1873, II. 327 ff. Blasendorff.

Haselbach: Thomas v. H.: s. **Ebendorfer** Bd. V S. 526 ff.

Haselbauer: Franz H., geb. zu Frauenberg in Böhmen am 7. Septbr. 1677, seit 1696 dem Jesuitenorden angehörig, gest. 1756. Er brachte den

größten Theil seines Lebens im Clementinum zu Prag zu, und lehrte zuerst daselbst die Humaniora, und dann durch 20 Jahre die hebräische Sprache. Er edirte eine Grammatik und ein Lexikon der hebräischen und chaldäischen Sprache (1742 und 1743; die hebräische Grammatik nochmals 1753); das Lexikon, in Folioformat, ist der Kaiserin Maria Theresia gewidmet. Eine andere sprachwissenschaftliche Publication Haselbauer's war: „Die vier Evangelien des Neuen Testamentes, vor Zeiten hebräisch und lateinisch von Joh. Bapt. Jona zu Rom a. 1668 ausgegeben, aufs neue in beiden und in zugegebener deutscher Sprache gedruckt", 1746, Fol.

Siehe Pelzel, Böhmische, mährische und schlesische Gelehrte aus dem Orden der Jesuiten, Prag 1786. Werner.

Haselberg: Gabriel Peter v. H., gleich verdient als praktischer wie als gelehrter Jurist, geb. am 4. August 1763 in Greifswald, gest. am 28. Oct. 1838, war ein Sohn des in juristischer Praxis ausgezeichneten Landsyndicus Peter Matthias H. (geb. 1712, † 1780), aus einer alten von Mecklenburg nach Pommern eingewanderten, früher in Barth wohnhaften, seit 1810 geadelten Gelehrtenfamilie. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte ebendaselbst von Michaelis 1778 bis Ostern 1781 unter Becker, Gadebusch und Schlichtekrull die Rechte und vollendete dann seine Studien bis 1785 unter Böhmer, Pütter, Runde, Waldeck u. A. in Göttingen, wo er auch am 17. Sept. 1787 beim 50jährigen Jubiläum der Georgia Augusta zum Doctor der Rechte promovirt wurde. Nachdem er ebendaselbst als Privatdocent von 1785 bis 1788 und seit 1788 als außerordentlicher Professor in Helmstädt gelehrt hatte, wirkte er sodann als Ordinarius von 1791—97 zu Erlangen, wo er auch am 20. October 1793 das Magisterdiplom der dortigen philologischen Facultät erhielt. Nachdem er während dieser Zeit eine Reihe sorgfältiger juristischer Untersuchungen in kleineren lateinischen Abhandlungen, sowie Recensionen in den Göttinger gelehrten Anzeigen, den Helmstädter Annalen und der Jenaer Litteraturzeitung veröffentlicht hatte, erwarb er sich ein besonderes Verdienst um die juristische Litteratur und Rechtsgeschichte durch die Herausgabe der „Juristischen Bibliothek", Göttingen 1789—90, der später die „Neue juristische Bibliothek" in mehreren Bänden 1791—94 folgte, deren Bedeutung auch von Hugo in seiner Rechtsgeschichte hervorgehoben wird. Sein wissenschaftlicher Ruf erregte in Folge dessen die Aufmerksamkeit der heimathlichen Regierung, welche ihn am 1. Mai 1797 an das Tribunal nach Wismar berief; mit diesem siedelte er 1803 nach Greifswald über, wo er im J. 1831 die Würde eines Präsidenten dieses höchsten Gerichts erhielt und am 1. Octbr. 1838 sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte. Vermählt war er mit Friderike Luther, einer Tochter des Generalsuperintendenten in Clausthal, welcher seinen Ursprung von einem Oheim des Reformators ableitete, auch führte die Familie in ihrem Wappen einen Schwan und der jedesmalige älteste Sohn ward zur Erinnerung an den großen Vorfahr Martin getauft. Einen sinnigen Nachruf hat ihm Karl Lappe in den „Blüthen des Alters", Stralsund 1841, S. 172 gewidmet.

D. H. Biederstedt's Nachrichten ꝛc., Stralsund 1822, S. 51 ff., woselbst auch die Schriften verzeichnet stehen. — Hugo, Geschichte des römischen Rechts 1818, S. 49, 517. Häckermann.

Haselberg: Lorenz Wilhelm v. H., ein jüngerer Sohn des Landsyndicus Peter Matthias H., geb. am 15. Dec. 1764 zu Greifswald, gest. am 9. Jan. 1844 ebendaselbst, studirte von 1780—82 auf der heimathlichen Universität unter Rehfeld, Weigel und Otto, sodann bis 1784 zu Göttingen unter Richter und Blumenbach die Arzneiwissenschaft, promovirte daselbst Anfang des Jahres 1785 und erweiterte sodann Gesichtskreis und Fachkenntniß durch mehrere Reisen nach Wien und Paris. Zurückgekehrt habilitirte er sich am 28. März

1786 an der Greifswalder Universität, ward am 28. Juni 1788 Adjunct und im November dieses Jahres ordentlicher Professor. Als solcher schrieb er die Abhandlung: „Nova humeri ex articulo exstirpandi methodus“ und seine „Untersuchungen und Bemerkungen über einige Gegenstände der praktischen Geburtshülfe“. Er lehrte mit gutem Erfolge Chirurgie, Entbindung und Augenheilkunde, war aber noch mehr durch seine sichere Diagnose ausgezeichnet. Auch für die gerichtliche Medicin und Medicinalpolizei hegte er lebhaftes Interesse und war auf diesem Gebiete seit dem 16. Jan. 1789 als Assessor und von 1806—18 als Director des Gesundheitscollegiums thätig, führte auch von 1795 bis 1818 das städtische Physikat. Am 15. Juni 1799 erhielt er die Würde eines königlich schwedischen Archiaters und wurde mit seinem älteren Bruder, Gabriel Peter zugleich am 12. Novbr. 1810 in den erblichen Adelsstand erhoben. Im J. 1821 zog er sich von seinen akademischen Aemtern zurück, blieb aber bis an seinen Tod ein viel gesuchter und allgemein geschätzter Arzt. Wiederholt ward er zur Consultation an den Hof nach Stockholm berufen und stand mit diesem, sowie seit 1815 mit dem preußischen Hofe in so naher Beziehung, daß sowohl Gustav IV. Adolph als Friedrich Wilhelm III. und IV. in seinem Hause Quartier nahmen.

Biederstedt's Nachrichten von den jetzt lebenden Schriftstellern in Neuvorpommern und Rügen, Stralsund 1822, S. 53 ff.; Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald I, S. 298, 312; Privatmittheilungen.

Häckermann.

Hasenclever: Johann Peter H., Genremaler, geb. den 18. Mai 1810 in Remscheid bei Solingen, gest. den 16. Decbr. 1853 in Düsseldorf. Im Alter von 17 Jahren kam er nach Düsseldorf auf die Schule und bald darauf bezog er die dortige Akademie, wo er Architektur studiren sollte. Durch Schadow ermuntert, ging er zur Malerei über. Seine ersten Versuche im Gebiete der biblischen Geschichte und der Mythologie hatten aber so wenig Erfolg, daß seine Lehrer sogar an seinem Talente zweifelten. Längere Zeit malte er dann in Remscheid Porträts, worauf er aufs Neue und mit glücklicherem Erfolg in Düsseldorf seine Studien fortsetzte, um sich dann in seinen Compositionen dem humoristischen Genre zuzuwenden, welches ihm das wahre Feld seiner eigenartigen Begabung erschloß. 1838 ging er auf einige Jahre nach München, wo er mit dem Stilllebenmaler Preyer zusammen lebte, dessen subtile Malweise nicht ohne lehrreichen Einfluß auf ihn blieb. Beide machten 1840 eine Reise nach Italien, 1842 aber kehrte H. nach Düsseldorf zurück, und nun begann für ihn eine Zeit freudigen Schaffens und wachsenden Ruhmes, die ein heftiges Nervenfieber allzufrühe zum Abschluß brachte. H. war Mitglied der Akademien von Berlin und Amsterdam und im Besitz der goldenen Medaille der Brüsseler Ausstellung des J. 1851. Köstlicher, mitunter freilich etwas derber Humor und drastische Komik bilden den gemeinsamen Grundzug seiner Bilder, die sich zugleich durch lebendige Individualisirung und wahrheitsgetreue Auffassung auszeichnen. Die Motive sind größtentheils aus dem kleinbürgerlichen Leben geschöpft. In der Darstellung des deutschen Philisters ist H. für seine Zeit geradezu klassisch. Eine markige, gesunde Farbe, gewandte Behandlung und sorgfältiges Naturstudium erhöhen den Werth seiner Gemälde, von denen mehrere, durch Lithographie oder Kupferstich vervielfältigt, ein allgemein beliebter Zimmerschmuck geworden sind. Besonders berühmt machten ihn seine Scenen aus der „Jobsiade“, die das komische Gedicht Kortüms nicht nur meisterhaft illustriren, sondern in vielfacher Beziehung es verbessern und ergänzen. Er malte „Hieronymus Jobs als Student heimkehrend“ (1837), „im Examen“ (1842), „als Schulmeister“ (1845) und „als Nachtwächter“ (1852), sämmtlich von J. Th. Janssen gestochen.

Von seinen übrigen Werken sind hervorzuheben „Die Weinprobe" (1842, in der preußischen Nationalgallerie), die er in verschiedenen Veränderungen mehrmals wiederholte, u. A. 1852 für die städtische Gemäldegallerie in Düsseldorf; — „Das Lesecabinet" (1843, ebenfalls in der Nationalgallerie in Berlin), — „Der erste Schulbesuch" (1852), — „Die Theilung des großen Looses" (1850) und die ernsten, seiner Natur weniger entsprechenden Schilderungen socialer Zustände: „Eine Pharaobank" (1844), — „Arbeiter und Stadtrath" (1849) u. A. — Auch als Portraitmaler hat er Tüchtiges geleistet, und sein eigenes Bildniß in Lebensgröße (1847, in der Gallerie Ravené in Berlin), das ihn mit erhobenem Weinglas vor der Staffelei sitzend zeigt, gehört zu seinen besten Schöpfungen.

M. Jordan, Katalog der Nationalgallerie in Berlin (1876). Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856). Wolfgang Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (Leipzig 1854). M. Blanckarts.

Hasenclever: Peter H., Industrieller, am 24. Novbr. 1716 zu Remscheid in Westfalen geboren, war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, Luther H., welcher große Stahl- und Eisenfabriken besaß. Von früh auf hatte er den Sohn zum dereinstigen Theilnehmer an diesen Geschäften bestimmt, und erzog ihn mit Bezug auf einen solchen Lebensberuf. Schon im 7. Jahre schickte er den jungen Peter nach Lennep, wo dessen mütterlicher Großvater Bürgermeister war und ansehnliche Fabriken besaß, in welcher seine Tücher aus spanischer Wolle gearbeitet wurden. Hier besuchte der Knabe die Schule bis er 13 Jahre alt war. Seine freie Zeit brachte er unter den Fabrikarbeitern zu, für deren Thätigkeit er das größte Interesse empfand. — Die Verbindungen seines Großvaters mit spanischen Handelshäusern, durch welche derselbe das Material für seine Gewebe erhielt, weckten die Wißbegierde des Knaben in Bezug auf fremde Länder, weshalb er den Unterricht in der Geographie allen anderen Lehrstunden vorzog. Nachdem er die Schule in Lennep absolvirt hatte, wurde der Knabe auf ein Jahr nach Solingen geschickt, um daselbst die kaufmännische Rechnung und Buchführung zu erlernen. Alsdann trat er in einen Stahlhammer seines Vaters, um das Geschäft daselbst von der Pike auf gründlich sich zu eigen zu machen. Er mußte mit den stärksten Knechten um die Wette arbeiten, und bekam keine bessere Kost und kein weicheres Lager als die Fabrikarbeiter. — Die tägliche Arbeitszeit dauerte von 5 Uhr früh bis 9 Uhr Abends. Frühstück und Mittagbrod wurde stehend aus der Hand genossen, und erst vor dem Schlafengehen fand sich Zeit zu einer ordentlichen Mahlzeit. — Bis an sein Ende hat H. diese Lehrzeit gesegnet, die ihn körperlich gekräftigt, und gegen Entbehrungen aller Art unempfindlich gemacht hat. — Nachdem H. noch sechs Monate lang in Lüttich sich Geläufigkeit in der französischen Sprache erworben, wurde er, als 19jähriger Jüngling, von seinem Vater auf Reisen geschickt, um Kunden für das Geschäft zu werben. Der erste Ausflug führte ihn nach Paris, wo er mit einer für sein Alter seltenen Festigkeit allen Verlockungen auswich, an denen diese Stadt so reich ist, und lediglich die Geschäfte seines Vaters, und die Erweiterung der eigenen Kenntnisse im Auge behielt. Fünfmal bereiste er (zuletzt 1740) ganz Frankreich bis an die spanische Grenze, oft größtentheils zu Fuß. Während er aber auf diese Weise die väterlichen Geschäfte zu fördern suchte, machte das Handelshaus in Remscheid leider nur Rückschritte, und der alte H. verlor durch falsche Speculationen den größten Theil seines Vermögens. Vater und Sohn kamen zu der Ueberzeugung, daß es für letzteren nunmehr gerathen sei, auf eigene Hand sein Glück zu suchen, und H. erwarb alsbald durch seine Kenntnisse und seinen Fleiß das Vertrauen eines reichen Verwandten in Burtscheid, der den vielversprechenden Jüngling zum Theilhaber seiner Nadel-

und Tuchfabriken machte. Er schickte denselben bald aufs Neue nach Frankreich, wo H. binnen eines Jahres den Absatz der Nadelfabriken verzwölffachte. — Nunmehr wurde er auch nach Spanien geschickt, um an Ort und Stelle Merinowolle für die Tuchfabriken einzukaufen, was vortrefflich gelang. Er verweilte längere Zeit in Cadix und in Lissabon, machte daselbst mit vielen amerikanischen Kaufleuten Bekanntschaft, und ließ sich über die Handelsverhältnisse in der neuen Welt belehren. In Lissabon lernte er Miß Wilds, die Tochter eines Schiffscapitäns kennen, mit der er sich verlobte. Nach Burtscheid zurückgekehrt, fand er bei seinem Compagnon nicht die Anerkennung die er verdiente, sondern hatte Ursache zu glauben, daß man ihn übervortheilen, und um den wohlverdienten Gewinn bringen wollte. Er löste deshalb das Verhältniß, und kehrte nach Lissabon zurück, wohin ein daselbst etablirter Verwandter ihn eingeladen hatte. Er trat in dessen Geschäft, heirathete seine Braut und erwarb sich binnen weniger Jahre ein beträchtliches Vermögen, wodurch er im Stande war, seinem alten Vater große Erleichterung zu verschaffen, indem er für das Unterkommen seiner Brüder sorgte, von denen er einen als Leinwandhändler in Schmiedeberg in Schlesien etablirte. — Schon damals wirkte H. mit großem Erfolg auf die Verbesserung der im Sinken begriffenen schlesischen Leinenindustrie, indem er theils auf die Fehler der Fabrikation und der Verpackung aufmerksam machte, welche den Absatz ins Ausland erschwerten, theils indem er Proben französischer Leinwand nach Schlesien schickte, die als Muster dienen sollten, und dabei die zweckmäßigen Einrichtungen empfahl, mittelst deren jedes einzelne Stück in Frankreich geprüft wurde, bevor es ins Ausland ging. Seine eigenen Geschäfte veranlaßten ihn 1754 zu einer Reise nach England, bei welcher Gelegenheit er Berlin berührte. Hier fanden seine kaufmännischen Kenntnisse so große Anerkennung, daß Friedrich der Große auf ihn aufmerksam wurde, ihn zu sich berief, und ihn beauftragte, mit dem schlesischen Minister von Massow über die Hebung des dortigen Leinwandhandels in Berathung zu treten. Er vollzog diesen Auftrag und ging dann 1755 nach London. — Bald faßte er für England so große Vorliebe, daß er sich daselbst förmlich durch Parlamentsacte naturalisiren ließ, wozu ihn auch der Umstand bewog, daß seine Frau, die das südliche Klima nicht vertrug, in England zu genesen hoffte. — In England erweiterte er die Kenntnisse, die er sich bereits früher von dem amerikanischen Handel erworben hatte, und bald gewann er die Ueberzeugung, daß es leicht sein würde, in Nordamerika eisenhaltiges Terrain und große Waldungen zu erwerben, mittelst deren man England, welches damals viele Millionen für Eisen ins Ausland gehen ließ, aus dessen eigenen Colonieen versorgen könnte. Seine Pläne fanden Anklang, und er schloß mit einigen Kaufleuten und einem jungen Manne aus vornehmer Familie unter der Firma Hasenclever, Seton und Crofts eine Handelsgesellschaft, deren Plan vom Colonialminister gebilligt und belobt wurde. H. sollte nach Amerika gehen, die beiden andern in London die Geschäfte des Hauses leiten. Andere Personen schlossen sich, gewissermaßen als Actionäre an. — Im Juni 1764 gelangte H. nach New-York, wo er bald für einen verhältnißmäßig geringen Preis weitläufige Ländereien mit großen Waldungen und eisenhaltigem Boden erwarb. Durch Vermittelung seiner deutschen Freunde folgten ihm zahlreiche Arbeiterfamilien, so daß die Colonie aus 325 Personen bestand. Das Unternehmen wurde mit soviel Sachkenntniß und Thatkraft in die Hand genommen, daß bereits im November 1766 mehr als 200 Gebäude aller Art, Schmieden, Hochöfen, Mühlen, Magazine &c. in Betrieb gesetzt waren, auch weitläufige Wasserleitungen legte H. an, und konnte bald eine große Menge Stabeisen nach England senden, wo man dasselbe für das beste Eisen erklärte, welches bisher aus Amerika gekommen wäre. — Auch von seiner Londoner Firma er-

hielt er gute Nachrichten, so daß er sich den schönsten Hoffnungen hingeben durfte. Da plötzlich wurde ihm gemeldet, Seton treibe wahnsinnigen Luxus und stelle große Wechsel aus, während Crofts im Verdacht stehe, Betrügereien zu üben, so daß der Banquerott zu befürchten sei. — Sofort kehrte H. nach Europa zurück, um sich von der Lage der Dinge zu überzeugen. Es fand alles noch weit schlimmer als er befürchtet hatte. Seine Compagnons waren ehrlose Leute, die ihn nicht nur um sein Vermögen zu bringen, sondern auch aus dem amerikanischen Unternehmen zu verdrängen strebten. Er mußte sich entschließen einen Prozeß bei dem Canzleigerichtshofe anzustrengen, was, bis in die neuesten Zeiten, fast gleichbedeutend war mit dem völligen Ruin der processirenden Partheien. Der Raum gestattet es nicht, die Geduldsproben zu erzählen, die H. hier zu bestehen hatte. Nach jahrelangen chikanösen Verschleppungen seiner Sache, legte er die Angelegenheit in einer Druckschrift dem Könige und dem Parlamente vor und faßte die Beschwerden in die bezeichnenden Worte zusammen: „Der Rechtsweg ist so langsam und die Prozeßkosten sind so groß, daß man Methusalem's Alter, Hiob's Geduld und Salomonis Weisheit und Schätze besitzen müßte, um die Hülfe der Gerechtigkeit abzuwarten. Da ich das Alles nicht besitze', sehe ich mich genöthigt, England zu verlassen." Voll Kummer und Aerger kehrte er einem Lande den Rücken, welches ihm einst eine zweite Heimath zu werden versprach. Einige reiche und vornehme Freunde, die er in England erworben, verfolgten seine gerechte Sache weiter, welche zuletzt 1793, nach beinahe 30 Jahren, ganz zu Hasenclever's Gunsten entschieden wurde. Das Gericht sprach ihm eine Entschädigung von 158400 Pfund Sterling zu, von der er aber nicht das Geringste erhielt, weil die Verurtheilten inzwischen alle verstorben und verdorben waren. Gerade ein halbes Jahr vor seinem Tode erhielt H. die Nachricht von der späten und unfruchtbaren Gerechtigkeit, die ihm zu Theil geworden. Von England aus begab H. sich mit seiner einzigen Tochter nach Schlesien, wo er einst seinen Bruder etablirt hatte. Seine Gattin blieb in England, weil sie glaubte nur das dortige Clima vertragen zu können. — H. wählte Landeshut zu seinem Wohnsitz, und mit Hülfe einiger Außenstände, die ihm von seinen frühereren Geschäftsverbindungen her noch aus Spanien eingingen, gründete er eine neue Firma, und nahm einen strebsamen jungen Mann, der sein Schwiegersohn wurde, zum Compagnon. Die Geschäfte hatten guten Fortgang, und jetzt endlich konnte H. nach so vielen Widerwärtigkeiten zum Genuß eines ruhigen Lebens gelangen. Indem er die reichen Erfahrungen verwerthete, die ihm durch den Aufenthalt in den verschiedensten fremden Ländern zu Gebote standen, brachte er das Landeshuter Geschäft auf eine so hohe Stufe, daß der Ruf desselben sich weit verbreitete. Kaiser Joseph II. forderte ihn 1781 auf, ein Etablissement für Leinenhandel in Böhmen zu errichten, und auch der dänische Hof ließ ihn wissen, daß man es gern sehen würde, wenn er in Holstein oder Jütland Fabriken anlegen wollte. Aber er mochte Schlesien nicht mehr verlassen, wo er bis an seinen Tod für die Verbesserung der Leinenindustrie segensreich wirkte. Durch seine Verbindung mit dem Ministrr gelang es ihm, viele vortheilhafte Einrichtungen ins Leben zu rufen, welche nicht nur das Wiederaufblühen des tiefgesunkenen Leinenhandels, sondern auch das Beste der armen Weber zum Zwecke hatten. Er war der erste welcher den Gebrauch der Steinkohlen in den Bleichereien einführte, und dadurch große Ersparnisse machte. — Sein Lieblingsplan war seit langen Jahren die Errichtung von großen Garn- und Flachsmagazinen, durch welche den Webern ein besserer und wohlfeilerer Einkauf des Rohmaterials ermöglicht werden sollte. Mit diesem Plane drang er zwar, trotz der Unermüdlichkeit, mit welcher er denselben bei den Behörden und durch Druckschriften verfolgte, nicht durch, dagegen gelang es

ihm mittelst seiner spanischen Verbindungen und durch das große Gewicht, welches man in Berlin auf seine Rathschläge legte, es dahin zu bringen, daß Preußen den Zoll auf spanische Weine herabsetzte, wofür dann Spanien den Eingangszoll für schlesische Leinwand bedeutend ermäßigte. Auch sonst war er stets mit Rath und That bereit, wo es galt die inländische Industrie zu befördern. — Von Jahr zu Jahr stieg er höher in der Achtung seiner Mitbürger, und verlebte die letzten Jahre seines bewegten Lebens ruhig und glücklich im Kreise seiner Familie. Er starb am 15. Juni 1793 im 77. Jahre seines Alters. Viele von ihm in mehreren Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze über amerikanische und französische Handelsverhältnisse finden sich im Anhange seiner 1794 in Landeshut unter dem einfachen Titel: Peter Hasenclever erschienenen Lebensbeschreibung. Auch die schlesischen Provinzialblätter von 1793 enthalten Notizen über H., welche aber nicht frei von Ungenauigkeiten sind.

Felix Eberty.

Hasenclever: Richard H., theologischer, medicinischer und musikalischer Schriftsteller, Abgeordneter und Mitbegründer der altkatholischen Bewegung, geb. den 16. Mai 1813 zu Ehringhausen bei Remscheid, gest. den 8. Juni 1876 in Düsseldorf. Sein Vater David H. war ein angesehener, hochgebildeter Kaufmann, der mit Henriette Schlosser in glücklicher Ehe lebte. Diese treffliche Frau pflegte sorgfältig die vielseitigen Anlagen des Knaben und leitete seine Erziehung mit verständnißvoller Umsicht. Sie war eine Tochter von Johanna Fahlmer, die Johann Georg Schlosser nach dem Tode seiner ersten Gattin, der Schwester Goethe's, heirathete. H. besuchte das schöne Stift Neuburg bei Heidelberg, das der Familie Schlosser gehörte, und schwelgte dort in den reichen Schätzen der Bibliothek seines, bereits 1799 gestorbenen Großvaters, die er mit unersättlichem Wissensdrang studirte. Besonders für Musik und Mathematik befähigt, war es sein sehnlicher Wunsch, Künstler zu werden, doch entsagte er demselben seinem Vater zu Liebe, um sich dann auf der Universität Bonn dem Studium der Arzneiwissenschaft zu widmen. Seine Begeisterung für Deutschlands Einheit machte ihn hier zu einem thätigen Mitgliede der Burschenschaft, welche nach ihrer officiellen Auflösung noch geheime Zusammenkünfte bei der Ruine Heisterbach im Siebengebirge hielt, die Hasenclever's romantischem Sinn besonders zusagten. Auch als Leiter der musikalischen Bestrebungen der Studenten zeichnete er sich aus, sowol in Bonn wie in Berlin, wo er seine akademischen Studien beschloß. Darauf ließ er sich als Arzt in Düsseldorf nieder und hier fand er den geeigneten Boden für seine künstlerischen Neigungen. Er wurde bald ein genauer Freund Karl Immermann's und componirte zu dessen berühmt gewordenen Dilettantenaufführungen, welche den ersten Anlaß zur Gründung der Düsseldorfer Musterbühne gaben, häufig die erforderliche Musik, u. A. zu „Was Ihr wollt“, die er dann selbst einübte und dirigirte. Auch zu den andern dort lebenden bedeutenden Männern, namentlich den vielen Malern, trat er in freundschaftliche Beziehungen, wie er denn jederzeit durch seine anregende Persönlichkeit leicht werthvolle Verbindungen anzuknüpfen verstand. Im J. 1845 vermählte er sich mit der einzigen Tochter Wilhelms von Schadow, des berühmten Directors der Düsseldorfer Akademie, Sophie, die sich als Dichterin und treffliche Uebersetzerin (Michel Angelo's, Brizeux' u. A.) vortheilhaft bekannt gemacht hat. Bald nachher wurde H. Kreisphysikus in Grevenbroich und später leitete er ein Militärhospital, wofür er die Ernennung zum Sanitätsrath erhielt. Behufs weiterer Ausbildung in der Arzneikunde, machte er von Düsseldorf aus, wo er sich inzwischen wieder dauernd niedergelassen hatte, eine längere Reise nach Wien und zurückgekehrt, entfaltete er eine erfolgreiche Wirksamkeit bei Epidemieen in den städtischen Hospitälern, zuletzt noch in den Kriegsjahren 1870—71. Auch verfaßte er mehrere medicinische Schriften, darunter

ein Buch über das Auge u. A. Dabei fand er aber immer noch Zeit zur Pflege der Musik. Er leitete Privatgesangvereine und größere musikalische Aufführungen, componirte viele schöne Lieder und vielstimmige Vocalstücke, besonders für Kirchengesang, und schrieb ein Büchlein „Ueber die Grundzüge einer rationellen musikalischen Erziehung" (1874). Eine Zeit lang hegte er sogar den Plan, sich noch ganz der Tonkunst zu widmen und leitete mit bestem Erfolg während eines Winters die großen Abonnementsconcerte in Coblenz, nachdem sein Freund Max Bruch die Stelle des städtischen Musikdirectors dort niedergelegt hatte. Aber auch in politischer Beziehung trat H. mehrfach in die Oeffentlichkeit. Er war mehrere Jahre Abgeordneter Düsseldorfs in der preußischen zweiten Kammer und wurde dann vom Wahlkreise Malmedy-Montjoye-Schleiden in den ersten deutschen Reichstag gewählt, wo er zu den entschiedensten Gegnern der ultramontanen Partei gehörte, der es denn auch gelang, seine Wiederwahl zu vereiteln. Seine eifrigste Thätigkeit aber entfaltete er auf religiösem Gebiet zur Ausbreitung des Altkatholicismus. Theologische Grübeleien hatten ihn Anfangs der vierziger Jahre veranlaßt, zur römischen Kirche überzutreten; die hierarchisch-jesuitischen Bestrebungen derselben erfüllten ihn aber später mit Zorn und Abscheu, und er bekämpfte sie, wo und wie er es vermochte. Er veröffentlichte die Schrift: „Das neue Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes im Lichte der Vernunft und der alten Lehre betrachtet" (1874), unterzeichnete die Coblenzer Laienadresse, wurde Mitglied der Synodalrepraesentanz und stiftete die altkatholische Gemeinde in Düsseldorf, wo er mehrfach öffentliche Vorträge hielt. Auf dem Congreß in Köln im September 1872, sowie bei anderen größeren und kleineren Versammlungen der Altkatholiken, auch bei den schriftlichen Organisationsarbeiten derselben wirkte er als einer der hervorragendsten unter den Laien, und sein Name wird neben den theologischen Führern stets mit Ehren genannt werden. H. war ein edler, hochherziger Mensch, begeistert für alles Schöne und Erhabene, heiter und liebenswürdig im Umgang und mit einer seltenen Fülle von Wissen und Kenntnissen ausgestattet. M. Blanckarts.

Hasenkamp: Friedrich Arnold H., reformirter Theolog und Schulmann des 18. Jahrhunderts, geb. am 11. Jan. 1747 zu Wechte im Kirchspiel Lengerich in der Grafschaft Tecklenburg als Sohn eines Bauern, † 1795 als Rector in Duisburg. Gesinnungsgenosse, Amts- und Ehenachfolger seines älteren Halbbruders Johann Gerhard H., dessen Wittwe er zur Versorgung ihrer Kinder heirathete, bekämpfte er wie jener mit großer Entschiedenheit, aber mit größerer Ruhe und Milde die damals herrschende Aufklärung und theologische Neologie, wie den in der französischen Revolution entfesselten Geist des Umsturzes vom Standpunkt eines ernsten und und wohlgemeinten, wenn auch etwas beschränkten Supranaturalismus, innig befreundet mit Lavater, Jung Stilling, Desmarées, Menken u. A., dagegen im litterarischen Kampf mit Semler, Eichhorn, Teller, Steinbart, Schulze, Bahrdt und anderen Wortführern der Aufklärung und des theologischen Rationalismus, die ihn theils aufs heftigste bestritten, theils vornehm ignorirten. Seine Schriften sind: „Ueber die verdunkelnde Aufklärung", Duisburg 1789; „Die Israeliten, die aufgeklärteste Nation unter den ältesten Völkern in der Erkenntniß Gottes", Frankfurt 1790; „Ueber Kant's Moralprincip", 1791; „Briefe über Propheten und Weissagungen an Herrn Hofrath Eichhorn in Göttingen", Duisburg 1791—92; „Briefe über wichtige Wahrheiten der Religion", Duisburg 1794, 2 Theile; „Wahrheiten für ein braves Volk", Duisburg 1793. Literatur s. d. folg. Art. Wagenmann.

Hasenkamp: Johann Gerhard H., reformirter Theolog und Schulmann des 18. Jahrhunderts, der älteste und bedeutendste des theologischen Brüderkleeblatts, Halbbruder von Fr. Arnold und Joh. Heinrich H., geb. den

12. Juli 1736 zu Wechte, Grafschaft Tecklenburg, Provinz Westfalen, gest. den 10. Juni 1777 in Duisburg. — Aus einfacher westfälischer Bauernfamilie entsproßt, schon im 10. Lebensjahre von einer in seiner Heimath verbreiteten pietistisch-schwärmerischen Erweckung ergriffen, studirte er 1753—55 auf der reformirten Akademie zu Lingen unter den Professoren Mieg und Stosch Philosophie und Theologie. Lebhaft und wohlbegabt, aber unruhig und unklar, nach seinem eigenen Geständniß bald zur Hoffart bald zur Fleischeslust geneigt, sammelt er allerlei Kenntnisse, geräth aber auch auf bedenkliche Irrwege, kommt wegen unberufenen Predigens in Conflicte mit der Polizei, wird von der reformirten Synode wegen Heterodoxie von der Candidatur suspendirt, macht einen Versuch Friedrich den Großen zu bekehren, dem er 1761 ins Hauptquartier nach Breslau nachreist. Aus diesen krankhaften, zwischen unnatürlicher Exaltation und Depression schwankenden Seelenzuständen allmählig zu größerer Ruhe und Klarheit gebracht, wird er 1762 Hauslehrer in seiner Heimath, 1763 in seine Candidatenrechte restituirt, lebt in Berlin, wo Hecker und Sack sich seiner annehmen, und erhält 1766 eine Anstellung als Rector in Duisburg, wo er nun die elf letzten Jahre seines Lebens als demüthiger und frommer Christ und eifriger Schulmann bei beschränktem Gehalt, in glücklicher Ehe trotz schwächlicher Gesundheit mit aufreibendem Eifer und schönem Erfolg für Hebung des verfallenen Gymnasiums und für Pflege christlichen Lebens in seiner Umgebung wirkt. In Berlin war er mit Joh. Albrecht Bengel's Schriften bekannt und ein eifriger Anhänger der Bengel'schen Schrifttheologie wie der Oetinger'schen Theosophie geworden. Anstatt aber bei der einfachen Schriftwahrheit stehen zu bleiben, huldigte H. theils in Folge seiner eigenen Originalitätssucht, theils unter dem Einfluß seiner Umgebungen, im Verkehr mit Tersteegen, Jung Stilling und besonders Collenbusch, im brieflichen Verkehr mit Lavater, Pfenninger u. A., auch unter Berufung auf angebliche Visionen und Revelationen einer christlichen Jungfrau Anna Dorothea Wuppermann aus Barmen, allerlei besonderen theologischen Lieblingsmeinungen, die am Maßstab der kirchlichen Orthodoxie gemessen als mehr oder minder bedenkliche Einseitigkeiten erscheinen mußten und ihn wiederholt mit der reformirten Provinzialsynode zu Cleve wie mit der Jülich'schen Generalsynode in Conflict brachten. Insbesondere polemisirt er scharf gegen die kirchliche Genugthuungs- und Rechtfertigungslehre, während er im Gegensatz gegen diese eine eigenthümliche Theorie von einer „proportionirten göttlichen Reichsgerechtigkeit" und von einer genau unterschiedenen „Stufenordnung in der Heiligung" sich zurechtmacht. Er starb 41jährig an der Auszehrung mit Hinterlassung einer Wittwe und dreier Kinder, die an seinem Bruder Friedr. Arnold H. (s. o.) einen treuen Versorger fanden. — Sein früheres Leben hat er selbst beschrieben in einem Brief an Lavater vom J. 1766: auf Grund desselben hat sein Sohn Christoph Hermann Gottfried H., gest. als Pastor in Vegesack bei Bremen, eine ausführliche Lebensbeschreibung seines Vaters bearbeitet und in der Zeitschrift „Wahrheit zur Gottseligkeit" (Bremen 1836) publizirt. Dort sind auch die meisten seiner Schriften genannt, die zur Zeit ihres Erscheinens zum Theil großes Aufsehen machten, jetzt aber nahezu vergessen sind. Dahin gehören 1) sieben Programme „De liberorum educatione", Duisburg 1767—70, 2) „Theses contra Socinum", 1770, 3) „Predigten im Geschmack der drei ersten Jahrhunderte nebst einer Rede bei Tersteegen's Begräbniß", 1773, 4) Verschiedene Schriften, herausgegeben von Lavater 1772, 5) „De optima cum Judeis de religione disputandi ratione", 1772, 6) „Unterredungen über Schriftwahrheiten", 1775, 7) „Ein christliches Gymnasium nach dem Herzen des Königs von Preußen", 1776. In der deutschen Litteraturgeschichte hat H. eine gewisse Berühmtheit durch sein Zusammensein mit Goethe, Lavater, Jung Stilling u. A. auf der bekannten Rheinreise 1774.

S. Meusel's Lexikon V, 208 ff.; Max Göbel in Herzogs theol. R.-E. 2. Aufl. Bd. V, 631 ff.; Ehmann, Briefwechsel zwischen Lavater und Hasenkamp, Basel 1870; Frank, Gesch. der protest. Theologie, III, S. 216.
Wagenmann.

Hasenkamp: Johann Heinrich H., geb. am 19. Sept. 1750 zu Wechte, gest. am 17. Juni 1814 als reformirter Prediger zu Dahle bei Altena in der Grafschaft Mark, jüngster Bruder von J. Gerh. und F. Arnold H., von den drei Brüdern der seelenvollste und gemüthlichste. Aufgewachsen in einem westfälischen Bauernhaus, erst im 16. Jahre der Viehheerde und dem Spinnrade entnommen, wird er 1773 Candidat der Theologie, 1776 Rector zu Emmerich, dann 35 Jahre lang 1779—1814 einsamer Landpfarrer unter Scheerenschleifern und Drathziehern, dennoch „durch Gottes Gnade ein herrlicher Mensch", ein Seelenhirt von seltener Treue und Klugheit bei körperlicher Schwächlichkeit und in äußerlich unscheinbarer, fast düsterer Gestalt. Erst nach seinem Tode wurde eine Sammlung seiner christlichen Schriften von seinem Neffen herausgegeben, Münster 1816 und 1819 — in 2 Bändchen, von denen das erste, Briefe an christliche Freunde und Freundinnen enthaltend, in drei Auflagen erschienen (3. Aufl. Bremen und Leipzig 1822. 8.), das zweite, Homilien und Fragmente enthaltend, nur in dem engeren Kreise der Collenbusch-Menkenschen Richtung verbreitet ist. Literatur s. bei J. G. H.
Wagenmann.

Hasenknopf: Sebastian H., aus Salzburg, ein Komponist aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, veröffentlichte 1588 bei Adam Berg in München eine Sammlung Motetten zu 5, 6 und 8 Stimmen, von denen sich auf den öffentlichen Bibliotheken zu München und Berlin einzelne Stimmbücher befinden. Bekanntlich wurde es von den Componisten des 16. Jahrhunderts für unnöthig gefunden, die durch eine Cadenz hervorgerufenen Versetzungszeichen vorzuzeichnen, indem sie meinten: ein guter Sänger wisse am Besten, wo er sie anzubringen habe. Nur wenige Componisten machen davon eine Ausnahme, und unter diese gehört auch H. Solche Werke zu studiren und an ihnen die Gebräuche der alten Zeit kennen zu lernen ist eines der wichtigsten Momente für den Musikhistoriker.
Eitner.

Hasenöhrl: Johann Georg H., Arzt, ist den 1. Mai 1729 in Wien geboren. In der Wiener medicinischen Schule unter v. Swieten und v. Haën, also zur Zeit ihrer Glanzperiode, ärztlich gebildet, gehört er mit zu den bedeutenderen Persönlichkeiten, welche aus derselben hervorgegangen sind. — Nachdem er, nach Vertheidigung seiner beachtenswerthen Dissertation „De abortu ejusque observatione" (auch abgedruckt in Wasserberg, Op. min. I. p. 106), im J. 1756 die Doctorwürde erlangt hatte, erhielt er eine Stellung als dirigirender Arzt in dem spanischen Hospitale in Wien, und die eben hier gemachten Beobachtungen hat er in den beiden Schriften, auf welche sich seine litterarische Thätigkeit beschränkt hat, „Historia morbi epidemici sive febris petechialis, quae ab anno 1757 . . . Viennae grassata est etc." 1760, und „Historia medica trium morborum, qui anno 1760 frequentissime in nosocomio occurrebant etc.", 1761 niedergelegt. — Später folgte er einem Rufe als Leibarzt des Großherzogs von Toscana, nachmaligen Kaisers Leopold II. nach Florenz und gleichzeitig wurde er mit der Stellung des Protomedicus des Großherzogthums betraut, welche er bis zum J. 1792 bekleidet hat; eben hier nahm er, um das Ohr der Italiener zu schonen, auf Rath v. Swietens, den gräcisirten Namen „Lagusi" an. — Nach dem Tode Leopold's wurde er als Leibarzt des Kaiser Franz II. nach Wien berufen, und hier hat er als wissenschaftlich und praktisch hervorragender Arzt hoch geehrt, bis zu seinem am 20. Decbr. 1796 erfolgten Tode gelebt.
Aug. Hirsch.

Hasenpflug: Karl Georg Adolf H., geb. in Berlin am 23. Sept. 1802, gest. den 13. April 1858 zu Halberstadt, Architekturmaler. Sohn eines armen Schuhmachers, mußte er früh dem Vater zur Hand gehen, um für den Erwerb der Familie beizusteuern. Sein Talent zur Malerei erregte die Aufmerksamkeit des Arztes, durch dessen Vermittelung der Decorationsmaler Karl Gropius den Schuhmacherlehrling in sein Atelier und sogar ganz in sein Haus nahm. Die Gnade Friedrich Wilhelms III. ermöglichte ihm einige Jahre später den Besuch der Berliner Kunstakademie, doch verließ er dies Institut bald wieder, um sich selbständig weiter zu bilden. Die Begeisterung für mittelalterliche Baukunst, damals in ihrer Blüthe, wurde auch für Hasenpflug's Leben und Schaffen entscheidend. Von der Romantik der dortigen Bauten angezogen, siedelte er 1830 nach Halberstadt über. 1835 entstand sein Gemälde „Der Kölner Dom nach der Vollendung", zu dem er in Köln selbst die Studien machte. Der schneereiche Winter von 1837/38 öffnete ihm das Verständniß für den malerischen Reiz halb im Schnee begrabener Architekturen und seine nunmehr entstehenden derartigen Bilder fanden im Publikum lebhaften Anklang. — H. war in seiner Zeit der beliebteste Architekturmaler Norddeutschlands, die Bauten Halberstadt's und des alten Sachsen- und Thüringerlandes hat er in zahlreichen vielfach im Privatbesitz und in öffentlichen Gallerien zerstreuten Gemälden immer mit neuer Lust geschildert. Viele besitzen die königlich preußischen Schlösser.

Dohme.

Häser. Eine gesegnete Musikerfamilie, die von Leipzig aus ihre Jünger nach allen Weltgegenden aussandte. Der Vater, Johann Georg, geboren am 11. Octbr. 1729 zu Gersdorf bei Görlitz, kam 1752 nach Leipzig um die Rechte zu studiren und durch Musikunterricht sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Bald hing er aber die Juristerei an den Nagel und widmete sich ganz der Musik. 1763 als erster Violinist am sogenannten großen Concert unter Joh. Adam Hiller's Direction angestellt, erhielt er bald darauf die Musikdirectorstelle am Leipziger Theater, 1785 noch diejenige an der Universitätskirche und erzog dabei sieben Kinder, von denen vier sich als Musiker auszeichneten. Er ist auch der Gründer des Fonds für alte und kranke Musiker, dessen Statuten-Entwurf er im J. 1786 machte und den er am 17. Juli desselben Jahres ins Leben rief. Als Orchester-Pensionsfonds besitzt derselbe heute ein Vermögen von 1 1/2 Millionen Mark. Hoch geachtet und geehrt — unter andern feierte der Rector der Leipziger Universität, Dr. Ludwig, im J. 1802 die 50jährige Inscription Häser's durch eine erneute Einschreibung — entschlief er am 15. März 1809, fast 80 Jahre alt.

Von seinen Kindern widmeten sich der Musik und bildeten sich unter seiner Leitung zu tüchtigen Musikern und Sängern aus: Johann Friedrich H., geb. 1775 zu Leipzig, war Organist an der reformirten Kirche daselbst und starb 1801. — Karl Georg H., geb. 1777 zu Leipzig, war Schauspieler und Baßsänger an verschiedenen Theatern. — August Ferdinand H., geb. am 15. Octbr. 1779 zu Leipzig, war zuerst Cantor und Musikdirector zu Lemgo (Westfalen), zeichnete sich aber auch als Mathematiker aus. Im J. 1804 verheirathete er sich, lebte dann von 1806—1813 in Italien, kehrte darauf wieder nach Deutschland zurück und nahm erst im J. 1818 eine Professorstelle am Gymnasium zu Weimar als Mathematiker und Lehrer der italienischen Sprache an. Mit dem weimar'schen Hofe in Verbindung stehend, wurde ihm mannigfache Gelegenheit geboten seine musikalische Begabung und Kenntnisse zu verwerthen. 1829 nahm er sogar die Dirigentenstelle an der Hauptkirche Weimars an. Er starb am 1. Novbr. 1844 daselbst. Seine zahlreichen im Drucke hinterlassenen Werke bestehen außer einigen Schulrechnenbüchern, aus Schriften über die Ausbildung der menschlichen Stimme und Compositionen von größeren und kleineren Gesang-

werken, Orchester-Sätzen, Liedern und Clavierstücken, die bei Breitkopf und Härtel, Hofmeister, Schott u. a. erschienen sind. — Christian Wilhelm H., geb. den 24. Decbr. 1781 zu Leipzig, studirte die Rechte, sprang aber wie sein Vater ab und wandte sich der Musik zu, studirte unter Schicht Contrapunkt und Composition, debütirte 1802 als Baßsänger am Theater in Leipzig, ging 1804 in gleicher Eigenschaft ans Theater in Prag und wurde 1807 nach dem Tode Guardasoni's erster Bassist. Abwechselnd in Breslau, Wien und Stuttgart angestellt, verschwand er dann von der Bühne und damit auch aus dem Gedächtniß der Menschen. Mit Glück trat er auch als Operncomponist und Dichter zugleich auf. Sein Pygmalion, in dem er selbst mitwirkte, die Oper: Der Geburtstag, erfreuten sich eine Zeit lang der Gunst des Publikums. Auch Solfeggien gab er heraus, übersetzte einige Dramen Schiller's und Goethe's ins Italienische, schrieb die Textbücher zu Marschner's Vampyr, Ries' Braut von Messina u. a. — Charlotte Henriette H., geb. den 24. Jan. 1784, trat 1800 als Concertsängerin auf und wurde später eine gefeierte Primadonna, die sogar im Lande des Gesanges, in Italien, um 1808 unerhörte Erfolge sich erwarb. Um 1812 verheirathete sie sich mit dem Rechtsgelehrten Joseph Vero und erwarb sich später unter dem neuen Namen neue Triumphe. Seit 1831 lebte sie zurückgezogen in Rom. In der musikalischen Zeitschrift „Caecilia" (Mainz bei Schott) findet sich im 13. Bd. S. 65 (1831) eine kleine Novelle „Die Sängerin", die von ihr geschrieben sein soll. Sie enthält Wahrheit und Dichtung aus ihrem eigenen Leben. — Heinrich H., den 15. Octbr. 1811 in Rom geboren, jetzt Professor der Medicin in Breslau, ist ein Sohn August Ferdinands. Auch er hat der Musik seinen Tribut dargebracht mit der Abhandlung „Ueber die menschliche Stimme, ihre Organe, ihre Ausbildung, Pflege und Erhaltung", 1839. — Mathilde H., eine Tochter Christian Wilhelms, war eine beliebte Sängerin am Theater in Weimar und 1834 in Gotha. — Karl H., Sohn Christ. Wilhelms, den 14. März 1818 geboren, war Violinist an der königlichen Capelle in Stuttgart. — Gustav H., Sohn Christ. Wilhelms, war Tenorist am Theater in Stuttgart, später in Jena. Er gab auch einige Lieder mit Pianofortebegleitung heraus.

Rob. Eitner.

Hasert: Christian Adolf H., Theolog und Pädagog, geb. am 3. Juni 1795 in Stralsund, † am 23. December 1864 zu Greifswald, war der Sohn eines Stralsunder Regierungsbeamten und besuchte das städtische Gymnasium, welches damals unter dem Rectorate Furchau's stand. Als er sich dann in der Folge auf den Universitäten zu Greifswald und Halle dem Studium der Theologie widmete, wirkte der Einfluß von Schleiermacher's Richtung und Hegel's speculativer Philosophie so mächtig auf seinen Geist und sein Gemüth, daß man ihn sowol als religionsphilosophischen Denker, wie als praktischen Theologen zu den bedeutendsten Schülern jener beiden Männer rechnen kann. Heimgekehrt, wirkte er mehrere Jahre an dem Pensionat, welches der Superintendent Dr. Ziemssen in Hanshagen begründet hatte. Nachdem er dann in Folge des Todes des Consistorialraths Dr. Biederstedt im J. 1824 das Diaconat an der Nicolaikirche zu Greifswald erhalten und 1832 eine Schrift „Ueber Religionsunterricht und Volksschullehrer-Seminarien" veröffentlicht hatte, begann er 1834 auf dem Gebiete der Pädagogik akademische Vorlesungen zu halten und ward am 29. Oct. 1836 zum außerordentlichen Professor und Nachfolger des Professors Illies ernannt. Zugleich ward ihm die Leitung des Schullehrerseminars anvertraut, welches er bis zu dessen Verlegung nach Franzburg mit regstem Interesse verwaltete. Nach dem Tode des Superintendenten Dr. Finelius erhielt er 1848 das Pastorat zu St. Nicolai, dem er bis zum Lebensende mit aufopferndster Treue vorstand. Seine schriftstellerischen Leistungen in Pädagogik und Theo-

logie gehören meistens in die frühere Zeit seines Diaconats, wo ihm eine größere Muße als später vergönnt war. Wir erwähnen vorzugsweise: zwei Bände Predigten, 1836 u. 38, welche sich durch Tiefe der Auffassung, Wärme des religiösen Gefühls und Schönheit der Sprache auszeichnen; ferner mehrere dogmatische Arbeiten „Ueber den Seelenkampf Christi am Oelberg und die Auferstehung“ in Ullmann's Studien 3. I. S. 66 ff.; sowie eine philosophische Abhandlung über das Bewußtsein. In Anerkennung dieser wissenschaftlichen Verdienste verlieh ihm die theologische Facultät zu Greifswald 1856 ihre höchste Würde. Die trockene Verständigkeit des älteren Rationalismus war ihm ebenso fremd, wie die confessionelle Starrheit der Orthodoxie und die verschwommene Weichheit des Pietismus; mit seltener Befähigung verwerthete er die Forschungen der Wissenschaft im Gebiete der Theologie, indem er sie durch Wärme des religiösen Gefühls zu verklären und die theologischen Dogmen mit den Bedürfnissen der Humanität in Einklang zu bringen verstand. Von seinen Kindern überlebten ihn Albert, Pastor zu Boltenhagen, geb. 1827, † 1866, welcher 1864 eine theologische Schrift „Ueber die evangelische Freiheit“ herausgab und Rudolph, geb. 1826, † 1877 als Pastor in Gristow, welcher sich als Componist und ausübender Musiker auszeichnete.

Pyl, Nekrolog im Greifswalder Wochenblatt, 1864, Nr. 155—56; Baltische Studien XXIII. S. 34; Personalacten der Universität Greifswald, durch Privatmittheilungen ergänzt. Häckermann.

Hasert: Jacob H., Dr. jur., Syndicus von Stralsund, und durch seine diplomatische Thätigkeit zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von Bedeutung, stammte aus einer alten in Stralsund und Greifswald angesessenen Patricierfamilie, und war ein Enkel von Berndt Hasert, welcher von 1541—62 als Mitglied im Stralsunder Rathe wirkte, und ein Sohn von Berndt Hasert und Dorothea Prütze auf Moordorf bei Stralsund. Seine Jugend fällt in die Zeit der Verfassungsstreitigkeiten, in denen die Thätigkeit des Gewandhausaltermanns Ludolf Koch († 1598) und seines Nachfolgers Balthasar Warneke († 1627), endlich auch die in einer Denkschrift an den Herzog Philipp Julius von seinem Verwandten, dem Rathsherrn Balthasar Prütze 1614 ausgesprochenen Anschauungen einen wesentlichen Einfluß auf seine juristische und politische Bildung ausübten. Er begann seine Laufbahn mit der Amtsführung des Bürgerworthalters im J. 1617, als der vom Herzog in diesem Wirkungskreise begünstigte Rechtsgelehrte Franz Stamke (Stammichius) aus Braunschweig dem Andringen des Patriciates zu weichen gezwungen war, während Dr. Gerdes, welcher mit Stamke den Bürgervertrag von 1616 verfaßte, das zweite Syndicat übernahm. In der Folge dann zu dessen Nachfolger berufen, hatte er in der bewegten Zeit des dreißigjährigen Krieges wiederholt Gelegenheit, sein staatsmännisches Talent zum Wohle seiner Vaterstadt geltend zu machen. Seine erste bedeutendere Aufgabe war der Vertrag mit dem Wallenstein'schen Unterfeldherrn, Feldmarschall v. Arnim zu Greifswald am 11. Februar 1628, durch welche die Aufnahme kaiserlicher Einquartierung von Stralsund abgewendet werden sollte. Erlitt die Stadt freilich für den Augenblick damals eine Einbuße von 30000 Thlrn., so gewannen ihre Vertreter für die Zukunft doch die sichere Erkenntniß von der Unzuverlässigkeit der Versprechungen Wallenstein's und Arnim's, deren Pläne jegliches Mittel zur Erpressung für erlaubt hielten. Aus diesem Grunde vermochten auch die von kaiserlicher Seite ausgesprochenen Drohungen und Vorwürfe nur einen geringen Eindruck auszuüben, vielmehr sah sich die Stadt durch solche nur um so mehr zur energischen Abwehr und zur Annahme der Hülfe angespornt, welche Dänemark und Schweden derselben anboten. Am 18. Mai ging H. nach Marienburg, um dort mit Gustav Adolf ein Bündniß abzuschließen,

welches am 22. Juli vom König ratificirt wurde und die Absendung einer schwedischen Flotte unter Admiral Flemming und von Landtruppen unter Oberst Rosladin zur Folge hatte. Auch in den Tagen der Belagerung Stralsunds vom 30. Juni bis zum 4. Juli, als Wallenstein durch mangelnde Fortschritte und Truppenverlust zu Verhandlungen geneigt war, dessenungeachtet aber seine Schwäche unter heftigen Drohungen verbarg, leitete H. die Vermittelung zwischen ihm und der Stadt, sowie den Räthen des Herzogs von Pommern, und wußte dabei seine Vaterstadt in der würdigsten Weise zu vertreten. Hierzu ist jedoch zu bemerken, daß jene in Schiller's historischem Taschenbuch für 1791 zum vierten Bilde mitgetheilte lakonische Unterredung zwischen Wallenstein und H. niemals stattfand. Sie widerspricht auch in ihrer sprachlichen Fassung dem breiten mit Fremdwörtern gemischten Stile jener Zeit, und der Achtung, welche Wallenstein für Hasert's diplomatische Fähigkeit empfinden mußte. Dagegen ließe die Unterredung des Herzogs mit dem Protonotar Vahl und den hansischen Gesandten am 26. und 29. April, von der uns mehrere drastische Geberden und Aussprüche beglaubigt sind, eher die Möglichkeit zu, daß jener Wortwechsel dabei stattgefunden habe. Nachdem Wallenstein am 15. Juli nach Mecklenburg abgereist war und Arnim die Belagerung am 24. Juli aufgehoben hatte, übernahm H. eine andere wichtige Sendung nach Kopenhagen, wo er es im November 1628 vom König Christian IV. erlangte, daß er die 80 000 Thaler, welche von Dänemark für die Kriegshülfe in Anspruch genommen wurden, der Stadt erließ. Das Resultat dieser Sendung bildete für Stralsund in doppelter Hinsicht eine Lebensfrage, da die Stadt einerseits schon an und für sich durch die Belagerung auf äußerste geschädigt war, andererseits aber auch durch die Summe von 100 000 Thalern, welche sie an König Gustav Adolf von Schweden gegen Verpfändung pommerscher Domänen lieh, in Geldverlegenheit gerieth. In den folgenden Jahren war H. fortgesetzt für das Wohl der Stadt und in Verhandlungen mit Schweden thätig und starb im besten Mannesalter auf einer amtlichen Reise zu Gustav Adolf nach Donauwörth im J. 1632. Auch als Chronist hat er für jene Zeit eine große Bedeutung, da er der Verfasser eines amtlichen Berichtes war, der unter dem Titel: „Gründlicher und wahrhafter Bericht von der Hansastadt Stralsund Belagerung", 1631, Stralsund bei Aug. Ferber erschien.

Neubur, Geschichte der Belagerung Stralsunds, 1772, S. 4. Zober, Geschichte der Belagerung Stralsunds, 1828, S. 6. Fock, Rüg.-pommersche Geschichten, Thl. VI. 1872, S. 79—340. Buchholzer, Versuche zur mecklenb. Geschichte, Abth. X. S. 476. Pomm. Provinzialblätter III. 83. Dinnies, Stem. Sundensia. Brandenburg, Geschichte des Stralf. Mag. S. 62.

Pyl.

Hasius: Johann Matthias H. (auch Haas, Haase und Hase genannt), Kartograph und historischer Geograph. Geboren zu Augsburg am 14. Januar 1684, † ebendaselbst am 24. September 1742. Sohn eines Lehrers der Mathematik am Gymnasium zu Sa. Anna, empfing H. auf dieser Anstalt seinen ersten Unterricht, der ihn schon frühe in die Mathematik einführte. Diese Wissenschaft betrachtete er auch als sein Hauptstudium auf den Universitäten zu Helmstädt und Leipzig, welche er seit 1701 als Student der Theologie besuchte. 1707 wurde er in Leipzig Magister mit einer Abhandlung, die, seltsam genug für einen Theologen, ein „Specimen algebrae ad artem fortificatoriam applicatae" war. Als Erzieher verweilte er darauf längere Jahre in Augsburg und Leipzig und wandte sich in dieser Stellung zuerst der Geographie und dem Kartenzeichnen zu; einige seiner selbstgezeichneten Karten aus dieser Zeit sind den Schulausgaben von Sincerus beigegeben. 1720 erhielt er einen Ruf als Pro=

fessor der Mathematik nach Wittenberg, von wo außer mathematischen und astronomischen Arbeiten seine ersten größeren Werke zur historischen Geographie oder zur Anwendung der Geographie auf die Geschichte ausgingen. Er warf sich von da an mit Eifer auf die Kartographie, trat mit dem Homann'schen Verlag in Verbindung und hat durch seine größeren historischen Kartenwerke, wie auch durch einzelne seiner Zeit vielbenutzte Karten, die er herausgab (Ungarn, Rußland, China, Afrika) mit dazu beigetragen, die deutsche Kartographie auf selbständigen Wegen den französischen Mustern nahe zu bringen, ohne diese sclavisch nachzustechen. Seine „Karte von Schwaben" gehört zu den besseren deutschen Specialkarten des vorigen Jahrhunderts. Größere Arbeiten: „Descriptio geogr. et hist. regni Davidici et Salomonaei" (1739), „Phosphorus Historiarum s. Prodromus theatri summorum imperiorum" (1742), — „Historiae universalis politicae idea plane nova ac legitima tractationem summorum imperiorum exhibens" (1743, Auszug a. d. vorigen), „Tabula Hungariae" (1744) und „Atlas historicus comprehendens imperia maxima seu monarchias orbis antiqui" (1750, der dritte Theil bereits 1746 erschienen), erschienen nach seinem Tode. Zu der Ausführung seines Planes einer deutschen Gesellschaft für Kartographie, den er in der Arbeit „Sciagraphia methodi projiciendi sphaeras et delineandi mappas" niedergelegt, ist er leider nicht gekommen.

Hirsching, Historisch-litterarisches Handbuch, Bd. II. Abth. II. 225 f.

Ratzel.

Haslau: Konrad v. H., Dichter des 13. Jahrhunderts. In dem Lucidarius des sogenannten Seifried Helbling (2. 439 ff.) wird eines Meisters Konrad v. H. gedacht, der (in einem von ihm verfaßten Gedichte) jeden mit einem sittlichen Makel behafteten Jüngling nur um einen Pfennig bat. Mit Recht hat Haupt erkannt, daß in einem anonym überlieferten Gedichte der Heidelberger Handschrift 341 jenes Gedicht Konrads uns erhalten sei; denn hier schließen in der That die Abschnitte, in welchen die verschiedenen Unsitten der ritterlichen Jugend in Oesterreich aufgeführt werden, mit der Aufforderung des Dichters, ihm einen Pfennig zu geben. Der Dichter war ein Landsmann und älterer Zeitgenosse des Verfassers des Lucidarius, seine Schilderungen stimmen mit denen dieses Dichters genau überein. Wenn eine andere Erwähnung im Lucidarius (2, 1228), wo der alten Märe, die der alte Haslauer vor zwanzig Jahren gesagt, gedacht wird, auch auf ein Gedicht Konrads geht, so dichtete dieser um 1270 und war wahrscheinlich zur Zeit der Abfassung des Lucidarius schon todt. Schwerlich ist der Dichter adlichen Geschlechts gewesen; ein Herr Konrad v. H. kommt allerdings urkundlich 1268 vor, die Bezeichnung „Meister" aber für den Dichter scheint gegen die Identificirung zu sprechen.

Herausgegeben von Haupt in seiner Zeitschrift 8, 550 ff.

K. Bartsch.

Häslein: Johann Heinrich H. (Häßlein), Sprachforscher, wurde am 21. (nach anderen am 1.) Februar 1737 zu Nürnberg als der Sohn eines Kaufmanns geboren. Nachdem er die Spitaler Lateinschule besucht und durch Privatunterricht weiteren Unterricht in Sprachen und anderen zur Vorbereitung auf höhere Studien gehörigen Wissenschaften genossen hatte, trat er, weil eingetretene Umstände ihn am Studiren verhinderten, in die Schreibstube eines geschickten Beamten ein. Hier verweilte er zehn Jahre, setzte indessen seine Studien sowol in den schönen Wissenschaften, als auch in denjenigen Theilen der Rechtswissenschaft, deren Anwendung in der Sphäre eines brauchbaren Beamten liegt, mit unermüdlichem Eifer fort. In Folge dessen geschah es, daß ihm mehrere Aemter seiner Vaterstadt übertragen wurden, die er mit gewissenhafter Treue verwaltete. Im J. 1761 wurde er als Registrator der Tetzel'schen Stiftungs-

Commission angestellt, 1779 zum „Genameten“ des größeren Rathes und 1783 als Rugamtsschreiber gewählt. Im J. 1788 trat er unter dem Namen „Rizander“ in den Nürnbergischen Blumenorden, 1792 wurde er der erste Secretär der neu errichteten Gesellschaft zur Beförderung der väterländischen Industrie und 1794 Calculator und Rechnungs-Syndicus bei dem Rechnungsrevisions-Collegium, als welcher er am 14. (nicht 24.) October 1796 zu Nürnberg starb. — H. besaß viele autodidactisch erworbene wissenschaftliche Kenntnisse und hat sich als Litterarhistoriker und fleißiger Sammler um die ältere deutsche Sprachkunde und Wortforschung durch eine Reihe von Abhandlungen verdient gemacht, welche im Deutschen Museum (1777, 1778, 1781, 1785), Will's Histor.-diplomat. Magazin (Bd. I. II.), Siebenkees' Jurist. Magazin (1783) und in anderen Nürnbergischen Wochenschriften abgedruckt sind. Besonders war er ein fleißiger Mitarbeiter an dem von Gräter und Böckh herausgegebenen litterarischen Magazin teutscher und nord. Vorzeit (Bragur), dessen zweiter Mitherausgeber er auch nach des letzteren Tode (1792) ward. Auch H. Sachsens Gedichte edirte er (Nürnb. 1781) mit Worterklärungen und einem Glossar und ausgearbeitet hinterließ er ein (bis jetzt ungedrucktes) Nürnbergisches Idiotikon. H. kannte noch (Nicolai's Reisen I. 292) den letzten lebenden Meistersänger in Nürnberg.

Gräter, Braga und Hermode V. Vorr.; VI. 211. Schlichtegroll, Nekrolog 1796, I. 9—22. C. G. Müller, Denkmal d. Freundschaft. Nürnb. 1796. Allgem. litterar. Anzeiger 1797, 552. Nopitsch, Nürnb. Gelehrten-Lexikon VI. 7—10. Raumer, German. Philologie S. 246. 605. J. Franck.

Haslinger: Tobias H., Musikalienhändler, geb. zu Zell in Oberösterreich am 1. März 1787, † zu Wien am 18. Juni 1842. Nachdem er in Linz seine Ausbildung erhalten, kam er 1810 nach Wien und trat in das Geschäft des Kunsthändlers Steiner ein, welches er im J. 1826 auf seine Rechnung übernahm. Er begründete hier eines der größten Musikverlagsgeschäfte, bei H. erschienen viele Werke Mozart's, Beethoven's, Weber's, Spohr's, Hummel's und Händel's in correcten Ausgaben. H. war auch der Verleger sämmtlicher Werke des Wiener Walzer-Componisten Johann Strauß, Vater.

Karl H., sein Sohn, Componist und Musikalienhändler, geb. zu Wien am 11. Juni 1816, † am 26. December 1868, setzte das Musikaliengeschäft seines Vaters in dem früheren Umfange fort. Unter Czerny's Leitung hatte er sich als Clavierspieler und unter jener von Ign. Seyfried als Componist herangebildet. Es sind von ihm zahlreiche Lieder, Concertstücke, Walzer, auch größere Instrumentalwerke erschienen. K. Weiß.

Haslob: Michael H., Humanist, geb. zu Berlin 1540, begann seine Studien in Frankfurt a. O., wo er auch, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthaltes in Wittenberg, lernend und lehrend die weiteren Jahre seines Lebens zubrachte. 1568 zum Magister creirt, erhielt er 1572 die Professur der Poesie und starb am 28. April 1589, nachdem er kurz zuvor in zweiter Ehe die nachgelassene Tochter seines Lehrers, des Prof. Joh. Schosser Aemilianus, geheirathet hatte. Seine lateinischen Gedichte, welche allmählich in kleineren Sammlungen, zuletzt in einer Gesammtausgabe (Francof. impr. Andr. Eichorn 1588. 8.) erschienen, leiden nicht selten an großer Breite der Darstellung, zeichnen sich jedoch durch Glätte und Wohllaut der Verse aus. Sie haben vorwiegend religiösen Inhalt; daneben finden sich Naturlieder („Hortus vernus“, zuerst 1572, „Vernorum carminum libri II.“ 1578) und Gelegenheitsgedichte, wie die „Carmina pestis tempore (1585) scripta“, „Elogia“ und Dedicationes in großer Zahl.

Becman, Notitia univ. Francof. 1706, p. 249. Schwarze.

Haspinger: Joachim Johann Simon H., tiroler Landesvertheidiger, wurde am 28. October 1776 im Dorf St. Martin im Gsießthal geboren. Seine Eltern, wohlhabende Bauersleute, bestimmten ihn für den geistlichen Stand; er begann jedoch erst in seinem 17. Lebensjahre Gymnasialstudien zu Bozen und unterbrach dieselben schon 1796, um in die Pusterthaler Schützencompagnie einzutreten, die zum Schutze der Landesgrenze im Ampezzaner Thal auf Vorposten zog. Bei einem auf eigene Faust unternommenen Streifzuge gelang ihm die Gefangennehmung eines französischen Stabsofficiers; die silberne Tapferkeitsmedaille war der Lohn für die waghalsige That. Auch im nächsten Jahr nahm er Theil an den Kämpfen gegen die Franzosen unter Joubert, namentlich am blutigen Gefecht auf der Höhe bei Spinges, wodurch sich Joubert zur Räumung des Pusterthals genöthigt sah. Nach Beendigung des Feldzugs kehrte H. zur Fortsetzung seiner Studien nach Bozen zurück und bezog 1799 die Universität Innsbruck. Noch im nämlichen Jahre aber griff er bei Erneuung des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich wieder zum Stutzen und zeichnete sich bei einer wichtigen Waffenthat seiner Compagnie im Taufersthal durch Geistesgegenwart und Unerschrockenheit aus. Nach Innsbruck zurückgekehrt, scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, die geistliche Laufbahn aufzugeben, denn er studirte einige Semester Medicin; im November 1802 trat er jedoch in den Orden der minderen Brüder und wurde in das Kapuzinerkloster zu Eppan bei Bozen aufgenommen, wobei er den Klosternamen Joachim erhielt. Nach Vollendung der theologischen Studien wurde er am 1. September 1805 in Meran zum Priester geweiht und sodann als Prediger in das Kloster zu Schlanders im Vintschgau versetzt. Sein Wirken in der Seelsorge war jedoch nicht von langer Dauer. Für den unruhigen Charakter Haspinger's war ein still beschauliches Klosterleben unerträglich. Als noch im nämlichen Jahre Oesterreich an Frankreich den Krieg erklärte, regte sich im Kapuziner die Soldatennatur, er trat wieder in die Reihe der Landesvertheidiger, diesmal als Feldpater. Sein geistliches Amt hielt ihn aber nicht ab, selbst am Kampfe Theil zu nehmen, und die frommen Tiroler folgten williger dem Führer in der Kutte, als einem „lateinischen Schützen", wie der Volksmund spottend die Officiere der regulären Armee nannte. Nach dem für Oesterreich so unglücklichen Ausgang des Feldzugs kehrte H. nach Schlanders zurück. Der Preßburger Friedensvertrag vereinigte Tirol mit Baiern, und die kirchenpolizeilichen Neuerungen, die seit dem Regierungsantritt Max Josephs in Pfalz-Baiern durchgeführt waren, wurden nun auch auf das neuerworbene Gebirgsland ausgedehnt. Sie waren für den Ausbau eines modernen Staats, wie ihn der Minister Montgelas anstrebte, eine politische Nothwendigkeit, aber das mit zäher Beharrlichkeit im Guten, wie im Schlimmen am Althergebrachten hangende tiroler Volk wurde dadurch mehr als durch alle anderen Maßregeln der bairischen Regierung gegen die neuen Landesherren gereizt und sann auf Aufruhr und Befreiung. Besonders streng ging die Regierung gegen die Mendikantenklöster vor, da sie wol kaum mit Unrecht annahm, daß durch ihre mit dem Volk in engstem Verkehr stehenden Mönche die Unzufriedenheit genährt und geschürt werde. Gleich anderen Kapuzinerklöstern wurde auch Schlanders im August 1808 von einer Militärabtheilung besetzt und die Väter wurden nach anderen Orten transportirt. Pater H. kam in das sogenannte Centralkloster zu Klausen zwischen Brixen und Bozen. Ein für die Geschichte Tirols classischer Boden. Hoch über der Heerstraße und dem Städtchen Klausen erhebt sich auf senkrecht steilem Felsen das Stift Säben, der älteste Bischofssitz in Tirol. Das Kapuzinerklösterchen ist eine Stiftung der Königin Maria Anna von Spanien, der Gattin des letzten spanischen Habsburgers, die für ihren Beichtvater, den tiroler Kapuziner P. Gabriel Pontifeser, dieses Asyl herrichten ließ. Der wilde, rauhe

Charakter der Landschaft legt unwillkürlich einen Vergleich mit der Sinnesart jenes Mannes nahe, der nach eigenem Geständniß schon lange vor Ausbruch des Aufstands die Bauern des Eisackthales zum Widerstand gegen die verhaßten Blauröcke, diese „Atheisten und Freimaurer", aufreizte. Der Unmuth des Mönchs und der Thalbewohner wurde noch dadurch gesteigert, daß die bairische Regierung damals Anstalten traf, den reichen Kirchenschatz der Lorettocapelle zu Klausen, der eine große Anzahl von Geschenken jener spanischen Königin und darunter Vieles von hohem Kunstwerth umfaßt, in die königlichen Sammlungen abzuführen. Mit dem Sandwirth Hofer von früher bekannt, schloß sich H. bald jener Verschwörung an, deren Fäden in den Gemächern des Erzherzogs Johann zusammenliefen, und als sich im April 1809 das tiroler Volk zu Gunsten des habsburgischen Kaiserhauses erhob, verließ er sein Kloster, um, wie ein zweiter Peter von Amiens, den Kampf gegen die Ungläubigen anzufachen. Seine Erscheinung war überaus grotesk. Als Kopfbedeckung trug er einen abgenützten niederen Bauernhut mit breiten Krempen, auf einer Seite aufgestülpt und mit einem Gemsbart und einer Feder geziert, so wie es Sitte der „Robler", der handwerksmäßigen Raufer seiner Heimath. Ueber der Kutte hing ein Dragonersäbel, grobe Bauernschuhe bedeckten die Füße. Wegen seines struppigen, fuchsrothen Barts gaben ihm Freund und Feind den Namen Rothbart. Auf dem Marsch und im Gefecht trug er einen weißen Stecken mit einem geschnitzten Bild des hl. Franciscus. Nachdem in den ersten glücklichen Treffen eine Menge Pferde erbeutet worden war, bediente er sich einer Kalesche mit zwei kleinen Pferden oder stieg auch wol selbst zu Pferd, um rascher die Bewegungen seiner Rotten leiten zu können. Die Regeln der Taktik waren ihm ebenso fremd, wie fast allen übrigen Führern, allein daraus gerade zogen sie großen Vortheil, daß sie allen Gesetzen der Kriegskunst zuwider, aber immer unter geschickter Benutzung der Terrainverhältnisse den Augenblick auszubeuten verstanden und dadurch, in allen Bewegungen überraschend, verblüfften und überrumpelten. H. war Feldpater und Hauptmann zugleich. Im entscheidenden Kampf am Berg Isel (29. Mai) war ihm die Leitung des ganzen linken Flügels anvertraut. Er führte mit kühnster Entschlossenheit die Seinen zum Angriff auf die Höhen von Natters, durch rastlosen Zuruf anfeuernd, jedes Hindernisses und jeder Gefahr spottend. Den ganzen heißen Tag über blieb er ohne Nahrung und Trank; am Abend, als sich die Entscheidung schon zu Gunsten der Tiroler geneigt hatte, stürmte er noch das Dorf Wilten und richtete die erbeuteten feindlichen Geschütze gegen die verschanzte Triumphpforte der Stadt Innsbruck. Am nächsten Tag zog er unter dem Jubelruf seiner Schützen in die Hauptstadt ein, wurde aber im dortigen Kapuzinerkloster nichts weniger als freundlich empfangen, ja der Provincial verbot ihm sogar, sich an der Fortsetzung des Kampfes selbstthätig zu betheiligen, bis Hofer den strengen Anwalt der Regel des hl. Franciscus zum Nachgeben bewog. Ueber den Antheil, den der Kapuziner durch Rath und That an der weiteren Entwickelung des Aufstandes nahm, schrieb er selbst nach Beendigung des Krieges das Denkwürdigste nieder; diese Mittheilungen sind sowohl der Schrift des preußischen Gesandtschaftsecretärs in Wien, Bartholdy, über den Tiroler Aufstand als der von Schallhammer verfaßten Biographie des „Tiroler Heldenpredigers" zu Grunde gelegt. Damit contrastiren freilich seltsam andere Aufzeichnungen, welche eigenen Angaben Haspinger's nachgeschrieben sein sollen, woraus Streiter einige Auszüge mittheilt. Hierin persiflirt der „zweite Johannes Capistranus" sich selbst und die ganze Volkserhebung weidlich und spricht namentlich von Hofer's Geistesgaben und Muth mit überraschender Geringschätzung. Als Quelle dürfte wohl dieses kaum ernsthaft gemeinte Machwerk ebenso wenig unbedingt Glauben verdienen, wie jene Auto-Apologie. Keinem

Zweifel unterliegt, daß er unter allen Bauernführern am entschlossensten und zähesten an der Idee des Widerstands, des Kampfes bis auf's Messer festhielt und auch nach dem Abzug der österreichischen Truppen von keinem Nachgeben und Ruhehalten wissen wollte. In den ersten Tagen des Monats August leitete er neben Mayrhofer die Vertheidigung der Bergpässe nächst der Brixner Klause. Hier im Eisackthal war es, wo sich auf Haspinger's Rath die Landesvertheidiger mit gräßlichem Erfolg einer bisher in männermordenden Schlachten unbekannten Waffe, der sogenannten Steinbatterien, bedienten, indem sie „die Berge wandeln ließen", ungeheure Felstrümmer von den Höhen herabwälzten, so daß die Schlucht für Roß und Mann der sächsischen Colonnen ein ungeheures Grab wurde. Am 13. August befehligte H. am Berge Isel wieder, wie im früheren Treffen, den linken Flügel. Seine Schützen vereitelten den Versuch des Marschalls Lefebvre, von der Gallwiese aus den Feind zu umgehen; den ganzen Tag über war das Rößlein des Kapuziners in den vordersten Reihen sichtbar, am Abend fiel er in Folge der übermenschlichen Anstrengung in schwere Ohnmacht. Der unerwartet glückliche, ans Wunderbare grenzende Erfolg der zweiten Schilderhebung ließ nun aber auch den Tollkühnen alle Vorsicht und kluge Beschränkung vergessen. Die abenteuerlichsten Gedanken und Hoffnungen wurden in ihm rege, er glaubte sich allen Ernstes dazu berufen, Napoleon selbst, das „Thier der Apokalypse", zu besiegen und gefangen zu nehmen. Obwol Hofer mit einer Ausdehnung des Kampfes auf nichttirolisches Gebiet durchaus nicht einverstanden war und alle Besonnenen von dem weitaussehenden Unternehmen abriethen, faßte H. den Plan, alle Gebirgsvölker der österreichischen Lande zum Kampf aufzurufen, Salzburg im Sturm zu nehmen und dann gegen Napoleon nach Wien vorzurücken. Wie aus einem Schneeballen rasch ein Schneeberg wird, der als Lawine in das Thal niederdonnert, so hoffte er, mit seinen schwärmerisch begeisterten Schaaren Alles mit sich fortreißen, jeden Widerstand zermalmen zu können. Der Gedanke einer sicilianischen Vesper schwebte ihm vor, vom Bodensee bis zum Sömmering sollte sich Alles stürmisch gegen die Fremdherrschaft erheben. Er beachtete nicht, daß sich ungeheure, ungeordnete Massen wol aufregen, aber schwer zu einheitlichem Vorgehen leiten lassen. Anfänglich glückte alles über Erwarten. Ein wichtiger strategischer Punkt, Werfen, wurde genommen, der Luegpaß durch Wunder der Tapferkeit erstürmt, H. war Meister des Pinzgaues und Pongaues, die Straße nach Salzburg in seinen Händen. „Wenn Jeder seine Schuldigkeit thut", sagt er in einem „im Namen des Herrn Andreas Hofer m. p." erlassenen Tagesbefehl vom 22. Septbr. 1809, „so werden wir in kurzen gerettet sein und unsern guten Kaiser zu Hilfe kommen und ihn aus den Klauen Napoleons retten." Am 3. November wurden jedoch bei Hallein die Landesvertheidiger, die sich unbegreiflicher Sorglosigkeit überlassen hatten, plötzlich durch Kanonenschüsse aufgeschreckt. Marschall Lefebvre selbst setzte den Angriff in Scene. Die Bauern geriethen in äußerste Verwirrung, sodaß sie sogar mit Zurücklassung ihrer Kanonen in die Berge flohen. Nur H. mit wenigen Tapferen hielt Stand, es kam in Hallein noch zu blutigem Straßenkampf, aber endlich wurden die Bauern zum Rückzug genöthigt. Der Fall von Hallein zog auch die Räumung von Berchtesgaden nach sich, und noch gefährlicher war die moralische Wirkung der Niederlage: der Glaube an die Unbesiegbarkeit des geistlichen Feldhauptmanns war vernichtet, alle Bande der ohnehin nur lockeren Disciplin waren gelöst. Dazu kam noch die Uneinigkeit der Führer, namentlich H. klagte stets über Hofer's Unentschlossenheit und hielt es oft gar nicht der Mühe werth, den Obercommandanten von seinen Plänen zu unterrichten. Von Tag zu Tag lichteten sich mehr seine Schaaren, und als Speckbacher am 17. October im Salachthal eine furchtbare Niederlage erlitt, lösten sich die Angriffs=

colonnen, die zur Befreiung Wiens und Gefangennehmung Napoleon's ausgezogen waren, fast gänzlich auf. Bei nüchterner Beurtheilung der Lage konnte sich Niemand verhehlen, daß Tirol sich nicht länger gegen die Uebermacht der Franzosen und Baiern behaupten könne, und im Hauptquartier Hofer's selbst war ruhige Ueberlegung eingekehrt. Schon war der Obercommandant Willens, die angebotenen Friedensbedingungen anzunehmen und die Waffen niederzulegen, — als H. eintraf und unheilvollsten Einfluß auf den wankelmüthigen Hauptführer der Erhebung gewann. Nach Hormayr träfe den Priester Donay die Schuld, die Fortsetzung des nutzlosen Kampfes veranlaßt zu haben. Nach allen übrigen Angaben aber war es H., der Alles, was von Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich gefaselt werde, als eitel Lügenbotschaft bezeichnete und schon den Gedanken einer Unterwerfung als himmelschreienden Landesverrath brandmarkte. Die eigenen Landsleute Haspinger's fällen über ihn das strengste Urtheil. Beda Weber nennt ihn „Hofer's bösen Geist“, und Rapp sagt: „Alles Unheil, was jetzt noch über das unglückliche Land kam, selbst Hofer's Hinrichtung, wie die Unfälle im salzburgischen Gebirge, sind als des Kapuziners Werk anzusehen.“ H. zerriß die bairischen Proclamationen, Hofer schenkte seinem sinnlosen Rath, nochmals das Waffenglück zu versuchen, Gehör, und zum dritten Mal kam es am 1. November am Berg Isel zum Entscheidungskampf. Schon nach dreistündigem Kampf war der Sieg der Baiern entschieden, obwol H. beim Schloß Ambras zwei Stürme glücklich abgewiesen hatte. Am 2. November hielt Hofer mit Speckbacher und H. und andren Getreuen neuerdings Berathung in Steinach. Auch hier eiferte der Kapuziner gegen Frieden und Unterwerfung und suchte darzulegen, daß das Schreiben des Erzherzogs Johann, das die Tiroler zu Nachgiebigkeit und Waffenruhe aufforderte, nur eine betrügerische Fälschung verrätherischer Gesellen. Er drang jedoch mit dieser Ansicht nicht mehr durch, Hofer und alle Deputirten sahen ein, daß nach dem definitiven Friedensschluß das verlassene tiroler Volk nicht allein den Kampf gegen Napoleon fortführen könne. Alle Anwesenden unterzeichneten eine Unterwerfungsacte, nur H. entfernte sich voll Zorn und Unmuth und stellte sich nochmals in Klausen an die Spitze der Bauern, die den Durchbruch des Feindes nach Bozen hindern wollten. Der Versuch mißlang, fast das ganze Land war in den Händen der Baiern und ihrer Verbündeten. Jetzt konnte den von den Blauröcken ebenso gefürchteten, wie gehaßten Rothbart nur schleunigste Flucht retten. Er begab sich zuerst in die Schweiz; weil er sich aber hier nicht sicher fühlte, da die französische Regierung mit Eifer seine Auslieferung betrieb, flüchtete er auf Schloß Tschengls im Vintschgau, wo er neun Monate lang in einer Stube verborgen war, bis er auch hier verrathen wurde und abermals in die Schweiz fliehen mußte. In Chur arbeitete er als Tapezierer unter dem Namen Johann Gruster und nach Verlauf eines Jahres gab ihm die Behörde auf diesen Namen einen Paß, mit dem er durch Oberitalien nach Klagenfurt schlich. Hier war er auf österreichischem Boden und fand Sicherheit und eine Versorgung aus der Cabinetscasse des Kaisers. Der Erzbischof von Wien, Graf Hohenwart, drang jedoch darauf, daß er, da ein Ordensbruder auch nicht für Religion und Vaterland zu den Waffen greifen dürfe, säcularisirt werde. Man übertrug ihm daher eine Pfarre in Niederösterreich. Als nach dem russischen Feldzug ein Umschwung der österreichischen Politik eintrat und Krieg gegen Napoleon aufs neue ins Auge gefaßt wurde, betraute man die ehemaligen Führer des tiroler Aufstands, darunter auch H., mit geheimen Missionen, um in den in Feindeshand gerathenen Kronlanden eine Erhebung vorzubereiten und die feindlichen Streitkräfte auszuforschen. H. war beauftragt, in Oberitalien über Stärke und Bewegungen der italienischen Armee unter Vicekönig Eugen Kundschaft zu bringen, und entledigte

sich der Aufgabe mit Glück und Gewandtheit. An der neuen Erhebung der Tiroler gegen die Baiern, die inzwischen selbst Bundesgenossen Oesterreichs geworden waren, dem „Satyrspiel des Aufstandes von Anno Neun“, scheint H. nicht betheiligt gewesen zu sein. Bis 1836 lebte er als Pfarrer zu Traunfeld; wegen Kränklichkeit in Ruhestand versetzt, siedelte er nach Hietzing bei Wien über und hatte nun Nichts mehr zu thun, als bei einem Glas Wein von 1809 zu erzählen. An den Ereignissen der Gegenwart nahm der Hochbetagte keinen Antheil, bis 1848 die Kunde kam, daß die Italiener in seine Heimath eingefallen seien. Da litt es den alten tiroler Schützen nicht länger in friedlichen Kreisen. Als die Landsleute, die sich in Wien aufhielten, den Beschluß faßten, eine Compagnie zu bilden und an die bedrohte Grenze zu marschiren, schrieb auch H. in die Liste ein: „Joachim H. gibt Blut und Leben für Gott, Kaiser und Vaterland!“ Sein Antrag, als Feldpater mitzugehen, wurde mit Jubel aufgenommen, und auch in allen Städten, welche die Compagnie auf ihrem Marsch berührte, wurde der Zweiundsiebenzigjährige voll Theilnahme begrüßt. Auf die Ereignisse in Tirol wirkte er nicht mehr unmittelbar ein, doch überkam bei der Rede, die H. vor Ertheilung der Generalabsolution zu Roveredo hielt, die jungen Tiroler, welche dem Feinde entgegenzogen, eine Ahnung dessen, was dieser Greis einst gewesen. Nach dem kurzen Feldzug begab er sich nach Wien zurück, siedelte aber bald nach Salzburg über, wo er sein 50jähriges Priesterjubiläum feierte. Durch kaiserliche Gnade wurde ihm eine Freiwohnung im Residenzschloß Mirabell gewährt. Nun saß er Tag für Tag im Schloßgarten. „Bei einer Ansprache“, schreibt ein Correspondent des „Kirchenblatts“ 1855, „dankt er wohl freundlich, ist aber wortkarg; spricht man jedoch von der Landesvertheidigung Tirols, dann beginnt sein Blut zu wallen, neues Leben kehrt in die erstarrten Glieder, er sieht im Geiste die treu ihm folgenden Schaaren und schildert mit solcher Geistesfrische die Ereignisse jener Zeit, als hätten sie erst gestern sich zugetragen.“ Sein Verhältniß zu Hofer charakterisirte er selbst am richtigsten: „Hofer war mehr Geistlicher als Soldat, bei mir war es gerade das Gegentheil.“ Am 12. Januar 1858 entschlief er. Das nämliche Bataillon des tiroler Jägerregiments, welches 1823 die Asche Hofer's aus Mantua nach Tirol brachte, gab auch der Leiche Haspinger's das Grabgeleite.

Schallhammer, Biographie des Tiroler Heldenpriesters Joachim Haspinger. — Beilage zur Augsburger Allgem. Zeitung, Jahrg. 1858, Nr. 20. — Bartholdy, der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809. — J. Rapp, Tirol im Jahre 1809. — Beda Weber, Das Thal Passeier und seine Bewohner mit besonderer Rücksicht auf A. Hofer und das Jahr 1809. — Peternader, Tirols Landesvertheidigung nebst Biographien rc. merkwürdiger Tiroler Landesvertheidiger, III. Bd., S. 214. — Streiter, Blätter aus Tirol, S. 94: Haspinger und Donay.

Heigel.

Haß: Johannes H., Stadtschreiber und mehrmals Bürgermeister von Görlitz, Verfasser einer der bedeutendsten Stadtchroniken des angehenden 16. Jahrhunderts, geboren um 1476 zu Greiz im Vogtlande, gestorben am 3. April 1544 zu Görlitz. Aus einer Handwerkerfamilie seiner Vaterstadt entsprossen, besuchte H. nach mehreren anderen Anstalten auch die damals weitbekannte Stadtschule in Görlitz (seit Ostern 1491) und wurde sodann Michaelis 1493 in der philosophischen Facultät der Universität Leipzig inscribirt. Nachdem er hier das Baccalaureat erlangt, widmete er sich eine Reihe von Jahren hindurch dem Lehrerberufe in Zittau und Zwickau, bekleidete an letzterem Orte sogar das Rectorat, kehrte aber dann nach Leipzig zurück, um seine Studien mit der Erwerbung des Magisteriums abzuschließen (Ende 1505). Die nächsten Jahre verbrachte er in Naumburg als Lehrer, wie es scheint an der dortigen Domschule. Wie mancher

andere Schulmann seiner Zeit vertauschte er jedoch bald den Beruf des Lehrers mit dem einträglicheren eines städtischen Beamten, indem er im April 1509 die Stellung eines Stadtschreibers in Görlitz übernahm. Er trat damit ein in die Verwaltung einer der ansehnlichsten Stadtgemeinden des östlichen Deutschland, der hervorragendsten unter den Sechsstädten der damals seit Jahrhunderten mit Böhmen verbundenen Oberlausitz. Inmitten der ganz oligarchischen Organisation der städtischen Behörden behauptete das von H. seitdem bekleidete Amt eine um so wichtigere Stellung, als es das einzige auf unbeschränkte Zeit verliehene war, seinem Inhaber also einen dauernden und zwar sehr eingreifenden Einfluß sowol auf das Finanz- und Gerichtswesen der Gemeinde als auch und vor allem auf die Führung ihrer auswärtigen Geschäfte gestattete, welche oft keinen geringen Grad von diplomatischem Geschick voraussetzte. Eben damals stand der Bund der Sechsstädte im lebhaftesten Kampfe mit dem Adel seiner Landschaft theils um die Ausdehnung der städtischen Gerichtsbarkeit, welche Görlitz, Lauban, Löbau und Zittau auch über den ganzen Kreis, dessen Mittelpunkt die einzelne Stadt war, sogar über den Adel desselben erstreckten, theils um das städtische Gewerbemonopol, welches der Adel zu durchbrechen strebte. In zahlreichen Land- und Städtetagen der Oberlausitz, wie auf häufigen Sendungen nach dem böhmischen Königshofe verfocht damals H. das Recht seiner Stadt, und nicht zum wenigsten sein Verdienst war es, wenn es dem Städtebunde gelang, die Aufhebung des Kuttenberger Spruches am 26. Februar 1510, welcher den städtischen Gerichten alle Competenz über die Ritterschaft absprach und sie damit in die übelste Lage brachte, nach langen schwierigen Verhandlungen durchzusetzen (17. Sept. 1514). Kurz nachher vermählte sich H. mit der Tochter des wohlhabenden Breslauer Bürgers Hans Krapff, Barbara. War jene Schwierigkeit zum guten Theile durch Haß' aufopfernde Thätigkeit beseitigt, so war er in einer andern kaum minder wichtigen Angelegenheit, welche ihn während der nächsten Jahre vorwiegend beschäftigte, weniger glücklich. Da Görlitz das ihm seit 1330 zustehende Münzrecht in der letzten Zeit im Uebermaße ausgeübt und die sogen. „Görlitzer Pfennige“ (in Silber), welche in der ganzen Landschaft das herrschende, in den angrenzenden Strichen ein sehr gebräuchliches Zahlungsmittel bildeten, in nachlässiger Prägung und leichter als gesetzlich ausgebracht hatte, so verboten Ende 1515 nach dem Vorgange Böhmens auch Mähren, Meißen und die meisten schlesischen Städte die Görlitzer Münze. Eine schwere wirthschaftliche Krisis, unter welcher die ganze Oberlausitz ebenso wie Görlitz selbst zu leiden hatte, war die nothwendige Folge. Aufs Angestrengteste bemühte sich H., auf der einen Seite die schwer geschädigten Bundesstädte und den gereizten Adel zu begütigen, auf der andern vor allem Böhmen für das Geld seiner Stadt wieder zu erschließen, während zugleich die Görlitzer Behörden das Möglichste thaten, um das schlechte Geld aus dem Verkehr zu ziehen und durch neugeprägtes zu ersetzen. Auf diesem Wege ist denn auch nach und nach die Krisis überwunden worden, während die meist von H. geführten Verhandlungen nicht zum Ziele führten. Die wirthschaftliche Bedrängniß, in welcher sich Görlitz Jahre hindurch sah, trug aber auch nicht wenig dazu bei, die Unzufriedenheit der Zünfte, namentlich der mächtigen Tuchmacherzunft, mit dem Regimente des Rathes, in dem nur wenige Handwerksmeister Aufnahme fanden, aufs Aeußerste zu steigern und ebenso wie in so vielen andern Städten jene Verbindung kirchlicher und politischer Bewegungen hervorzurufen, die der Reformationszeit charakteristisch ist. Eine Seuche, welche im J. 1521 Görlitz verheerte, erschütterte in der bisher kirchlich sehr devoten Stadt vollends die alten Grundlagen der religiösen Ueberzeugung, namentlich den Glauben an die seligmachende Kraft der sogen. guten Werke, und verschaffte den Predigten des lutherisch gesinnten Stadtpfarrers Franz

Rothbart williges Gehör. Fest stand H., wie der ganze Rath, auf dem Boden der alten Kirche, weniger aus kirchlicher Devotion, wie er denn über die Gebrechen des Clerus seiner Zeit in schärfster Weise geurtheilt hat und ein entschlossener Gegner jeder clerikalen Anmaßung war, als in der sehr begründeten Furcht, daß mit dem Zusammensturze des alten Kirchenthums auch die städtische Oligarchie in Gefahr komme. Daher vor allem die bittere Feindschaft, welche H. gegen Luther zeigt, und die Zähigkeit, mit der er die einbrechenden Neuerungen bekämpft. Er war es besonders, der die Entlassung Rothbart's durchsetzte (Ostern 1523), aber er konnte dann nicht hindern, daß der Rath, um die auf politische Umgestaltungen und freie Predigt des Evangeliums zugleich dringenden Zünfte wenigstens einigermaßen zu befriedigen, die Zurückberufung des Pfarrers beschloß (Ostern 1525) und damit nicht nur der lutherischen Reformation Thür und Thor öffnete, sondern auch die Bewegungspartei überhaupt ermuthigte, an gewaltsamen Umsturz der städtischen Verfassung zu denken. Der furchtbare Brand, welcher in der Nacht des 12. Juni 1525 einen großen Theil der Stadt in Asche legte und auch Haß' Haus verzehrte, brachte die Bewegung nur für kurze Zeit zum Stillstande; bald entwickelte sich die Agitation unter Leitung des Tuchmachers Alexander Bolze aufs Heftigste. Der Rath indeß wies die Forderungen der Zünfte ab, ließ ihre Führer verhaften. Eine Verschwörung zum Zwecke ihrer gewaltsamen Befreiung wurde von H. entdeckt, dann rasch und energisch, freilich auch mit blutiger Strenge, unterdrückt (September 1527). Mit so großer Befriedigung aber auch H. die Niederwerfung der politischen Revolution betrachtete, den Fortgang der kirchlichen Umwälzung vermochte er nicht zu hindern. Um so lieber wandte er sich deshalb den auswärtigen Geschäften seiner Stadt zu, die seit der Thronbesteigung K. Ferdinands I. seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. An der Spitze der Görlitzer Deputirten wohnte er im Februar 1527 der Krönung des Habsburgers zu Prag bei, und wirkte dann bei der Bewilligung der Türkensteuern von 1529 und 1532 mit, Verhandlungen, die ihn zu den beiden Generallandtagen der böhmischen Kronlande nach Budweis und Prag führten; im letztgenannten Jahre war er auch bei der Sammlung der für den Türkenkrieg geworbenen sechsstädtischen Mannschaften in Zittau beschäftigt, nahm überhaupt das regste Interesse an jenen Ereignissen, über die er dann in seiner Chronik sorgsam berichtete, was ihm bekannt geworden. Andere Sorgen nahmen ihn aber bald in noch erhöhtem Maße in Anspruch. Im J. 1530 mußte er einen für seine Stadt höchst ungünstigen Vertrag mit dem Adel unterzeichnen, welcher ihre Gerichtsbarkeit empfindlich schmälerte. Erst nach langer aufopfernder Arbeit gelang es ihm, nicht nur die Bestätigung der städtischen Privilegien, in welchen die alte Ausdehnung der Gerichtsbarkeit implicite enthalten war, bei König Ferdinand durchzusetzen (15. Juli 1533), sondern auch einen neuen Vertrag zu erringen, welcher das frühere Verhältniß fast in seiner ganzen Ausdehnung wiederherstellte (19. Februar 1534). Die damals von ihm ausgearbeitete Denkschrift über die Entwicklung der städtischen Gerichtsbarkeit nahm er nachher in seine Chronik auf. Es erschien nur als verdiente Anerkennung, wenn H. im September 1533 zum Aeltesten des Schöffencollegs, dessen Mitglied er schon seit 1519 zeitweilig gewesen, und 1535 zum Bürgermeister erhoben wurde; noch zwei Mal, 1539/40 und 1543/4, hat er diese höchste Würde seiner Stadt bekleidet, ist auch 1536 von Kaiser Karl V. geadelt worden. Seine letzten Lebensjahre waren wieder theils durch die Theilnahme an den Berathungen über Türkensteuern bezeichnet — so 1537, 1541 und 1543 —, theils durch neue Streitigkeiten mit dem Adel, die endlich der König am 8. Februar 1544 durch die Decisio Ferdinandea zum Nachtheil der städtischen Rechte entschied. Krank und tief bekümmert kehrte H.

nach Görlitz zurück; am 3. April 1544 ist er als Bürgermeister im Glauben der katholischen Kirche gestorben. H. war kein hervorragender Geist, aber ein fester, energischer Charakter, voll scharfen praktischen Verstandes und warmen Interesses für seine Stadt, die ihm als das Höchste auf Erden galt, in jedem Zuge ein echter Vertreter des nicht eben weitsichtigen, aber durch und durch charaktervollen deutschen Bürgerthumes seiner Zeit. Ihm hat er zugleich in seinen „Görlitzer Rathsannalen“ ein bleibendes Denkmal gesetzt. Sie umfassen in drei Bänden die Zeit von 1509 und 1542, doch sind dieselben im Einzelnen von einander wesentlich verschieden. Der erste Band besteht aus einer zusammenhängenden Reihe von Aufzeichnungen über die Geschäfte, welche H. in den J. 1509—17 durch die Hände gegangen sind, er ist also gleichzeitig mit den Ereignissen entstanden, besitzt deshalb den vollen Werth einer authentischen Quelle, deren Bedeutung, da H. in die Verhältnisse der Nachbarlande, namentlich Böhmens, tiefe Einblicke gewann, weit über die Grenzen der Oberlausitz hinausgeht. Der zweite Band, im J. 1517 begonnen, behandelt in erster Linie zusammenhängend die Münz- und Absatzkrisis seit dem J. 1515, geht dann aber ganz in die Weise des ersten Bandes über und schließt mit dem J. 1521 ab. Anders der Charakter des dritten Bandes. Die schweren Verwicklungen seit 1521 machten es H. unmöglich, in der bisherigen Weise seine Aufzeichnungen gleichzeitig mit den Ereignissen fortzusetzen; erst 1534 (19. März) begann er wieder mit der Niederschrift. Jetzt sah er sich veranlaßt, in zusammenfassender Darstellung mit Weglassung manches Nebensächlichen die Geschichte seiner Stadt von 1521 an darzustellen, vor allem die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse und der eng damit zusammenhängenden bürgerlichen Unruhen. In ähnlicher Weise hat er dann auch von 1534—42, wo er mitten im Satze abbricht, die Ereignisse behandelt. Ist nun dadurch in die Darstellung namentlich der Zeit von 1521—34, manche Ungenauigkeit, besonders in chronologischer Beziehung hineingekommen, so verleiht doch die mehr pragmatische Auffassung der Thatsachen in Verbindung mit der sehr stark hervortretenden Subjectivität des Verfassers, die sich vor Allem in dem Urtheil über die kirchliche und bürgerliche Bewegung äußert, dem Bande ein erhöhtes Interesse und den Werth eines wirklich litterarischen Werkes. Die sprachliche Fassung ist einfach und leicht verständlich, die Sprache selbst trägt neuhochdeutsches Gepräge, wenn sie auch noch manche alterthümliche Formen und namentlich eine große Anzahl von Provincialismen aufweist.

Vgl. Görlitzer Rathsannalen, herausgeg. von Th. Neumann und E. Struve als 3. u. 4. Band der Scriptores rerum Lusaticarum, Görlitz 1852. 1870. Otto Kämmel, Johannes Haß, Stadtschreiber und Bürgermeister zu Görlitz. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Dresden, H. Burdach, 1874 (auch im Neuen Lausitzischen Magazin Bd. 51) VIII und 248 S.

O. Kämmel.

Haß: Kunz H., Meistersänger aus Nürnberg, im letzten Viertel des 15. und im ersten des 16. Jahrhunderts, etwa um 1450 geboren. Seine Familie war im 15. Jahrhundert in Nürnberg ansässig, ein Vorfahr von ihm ist Conrad (Conz) H., der 1439 in einem Nürnberger Bürgerbuche unter den Spenglern erscheint. Der Dichter selbst, wenn nicht ein Verwandter, kommt darin 1494 und 1495 vor, das zweite Mal mit der Bezeichnung „Knapp“, wodurch er wol als Tuchmacher- oder Webergeselle bezeichnet wird; was auch daraus wahrscheinlich wird, daß er seinen Lobspruch mit dem Tuchmacherhandwerk und dem Tuchhandel beginnt. In Urkunden seiner Vaterstadt erscheint er von 1496—1520. Er war verheirathet und besaß in Nürnberg ein kleines Haus. Seine Frau starb etwa 1499; er verheirathete sich dann vor 1503 zum zweiten Male. Er starb vor dem 13. September 1527. Am interessantesten ist sein Lobgedicht auf

seine Vaterstadt, um 1490 verfaßt (die beiden erhaltenen Drucke sind von 1490 und 1492), mit welchem er das ältere Gedicht von Hans Rosenplüt, auf das er ausdrücklich Bezug nimmt, zu ergänzen beabsichtigte, indem er hauptsächlich die gewerblichen und handelspolitischen Verhältnisse von Nürnberg hervorhebt und rühmt als das, was in der That damals Nürnbergs Größe ausmachte. 1493 erschien in Bamberg ein Lied von H., enthaltend die „Ursach, wodurch alle Händel jetzt in der Welt verkehrt und verderbt werden", das 1499 in Augsburg und 1501 in Nürnberg neu aufgelegt wurde. Eine Mordgeschichte behandelte er in dem „Spruch von einem Bäckerknecht, der fünf unschuldige Menschen grausamlich ermordet zu Wien in Oesterreich" (Nürnberg 1516). 1520 dichtete er das „Lied von der Stadt Rothenburg an der Tauber und von Vertreibung der Juden daselbst" im Ton des Schüttensamen, und bezeichnet sich am Schlusse desselben als alten Mann. Eine „Unterweisung über den Ehstand" erschien 1525 im Druck, und um dieselbe Zeit ist auch sein nur handschriftlich vorhandener „Spruch von der Räuberei" gedruckt worden.

Die urkundlichen Nachweise durch Lochner im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1871, 140 ff., 170 ff. Das Lobgedicht auf Nürnberg ist herausg. von Barack in der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, 1858 (Nürnberg). K. Bartsch.

Hasse: Friedrich Christian August H., Schriftsteller, geboren zu Rehfeld bei Herzberg am 4. Januar 1773, studirte seit 1791 zu Wittenberg Rechtswissenschaft, ward 1798 Professor und seit 1803 Professor der Moral und Geschichte am Cadettenhaus in Dresden; im October 1828 Professor der historischen Hülfswissenschaften zu Leipzig, † am 6. Februar 1848. Sein „Dresden und die umliegende Gegend" (1801) gilt für die erste aus höheren Gesichtspunkten abgefaßte Topographie. Er schrieb ferner Biographien Moreau's (1816), Gerhard von Kügelgen's (1824); Beiträge zu Niemeyer's „Biograph" und den, später auch von ihm redigirten, „Zeitgenossen"; „Die Gestaltung Europa's seit dem Ende des Mittelalters bis auf die neueste Zeit nach dem Wiener Congreß" (4 Bände, 1826—28). Im Verein mit Mehreren gab er 1816—20 die „Taschen-Encyklopädie oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst" (4 Bände) heraus, lieferte Beiträge zu Ersch und Gruber's Encyklopädie und namentlich zu Brockhaus' Conversationslexikon, übernahm auch nach Fr. A. Brockhaus' Tode die Redaction der „Neuen Folge des Conversationslexikons", sowie der 6. und 7. Auflage des Conversationslexikons. Im October 1830 übertrug die sächsische Regierung ihm und Gretschel die Redaction der „Leipziger Zeitung". Er ist der Vater Friedr. Rud. Hasse's (s. u.). — (Nach Brockhaus' Conv.-Lex.).

Hasse: Friedrich Rudolf H., geboren zu Dresden den 29. Juni 1808. Sein Vater war Professor am dortigen Cadettenhause. H. studirte zuerst zu Leipzig Theologie, wo ihn die Disputation A. Hahn's im J. 1827 dem Rationalismus entfremdete; dann zu Berlin, wo er im Verkehr mit Neander, Schleiermacher und Marheineke neue Anregung erhielt und durch Letzteren die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie nach ihrer formalen Seite kennen lernte. Er promovirte hier im J. 1832 mit einer Dissertation über das Lehrsystem Anselm's von Canterbury und begann 1834 seine theologischen Vorlesungen mit großem Beifall. In gründlichen Recensionen von Engelhardt's, Guericke's und Hase's Kirchengeschichte in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik deckte er die Mängel der Methode in diesen Werken mit solcher Schärfe auf, daß Hase in Jena sich genöthigt sah, mit der Hegel'schen Methode sich auseinanderzusetzen. Die selbständige Stellung Hasse's auch gegen Hegelianer trat in einer bedeutenden Recension der Schrift des Tübinger C. F. Baur über „Die Gnosis" hervor,

welche in der von Bruno Bauer begründeten Zeitschrift für speculative Theologie (1. Band) erschien und den Begründer der Tübinger Schule zu einer eingehenden Abhandlung über den Begriff der christlichen Religionsphilosophie in jener Zeitschrift veranlaßte. — Um Ostern 1836 folgte H. einem Rufe als außerordentlicher Professor nach Greifswald und fünf Jahre später im J. 1841 berief ihn der Minister Eichhorn nach Bonn. In dem ersten Bande „Anselm von Canterbury“ (1843) stellte er das vielbewußte Leben dieses Primas der anglikanischen Kirche dar. Die Formen der Hegel'schen Schule hatte er abgestreift, aber den reinen Gewinn aus derselben behalten. Der zweite Band dieses Werkes, der das Lehrsystem des Begründers der scholastischen Theologie darstellt (1852 erschienen), bekundete die dogmenhistorische Meisterschaft des Verfassers, wie der erste Theil die kirchenhistorische früher bewiesen hatte. H. wirkte eine Zeit lang neben den hervorragenden Theologen Bleek, Dorner und Rothe. Sein ausgezeichnetes Lehrtalent trat auch in der Leitung des kirchenhistorischen Seminars immer erfolgreicher hervor. An den kirchlichen Angelegenheiten der westlichen Provinzen betheiligte er sich mit immer lebendigerem Interesse. Der körperlich kräftige Mann erlag unerwartet einem Halsübel am 14. October 1862. — Von seinen litterarischen Arbeiten ist noch anzuführen die nach seinem Tode herausgegebene „Geschichte des alten Bundes“, Leipzig, W. Engelmann, 2. Aufl. 1872. Die constructive Methode ist durch den Gesammtstoff der Kirchengeschichte durchgeführt. „Kirchengeschichte“ in 3 Bänden daselbst, 1864, 2. Aufl. in 1 Bande ebendaselbst, 1872. Ueber H.: Dr. F. R. Hasse &c., eine Lebensskizze, Bonn, A. Markus, 1865, von dem Unterzeichneten.

W. Krafft.

Hasse: Johann Adolf Peter H. und seine Frau Faustina, geborene Bordoni. Alles, was die Welt an Ruhm, Ehre, Glück, Reichthum und körperlicher Schönheit besitzt, hat sich einst auf dieses Ehepaar vereinigt, und zwar nicht in vorübergehender Laune, sondern stetig, bis zur ihrem Lebensende. Johann Adolf H., wie er sich gewöhnlich schrieb, auch „il Sassone“ genannt, war am 25. März 1699 in Bergedorf bei Hamburg geboren und erhielt seine erste musikalische Ausbildung in Hamburg. Der bekannte Hamburger Libretto-Dichter, Joh. Ulrich König, wurde zuerst auf die musikalische Begabung des Jünglings aufmerksam und brachte ihn 1718 als Tenoristen auf die Hamburger Opernbühne. Gerber und die späteren Verfasser von Musik-Lexica sind der Meinung, daß H. hier unter Reinhard Keiser's Direction dessen Opern einstudirte und sang und daß er Keiser noch bis ins späte Alter als denjenigen schildere, von dem er am meisten gelernt habe. Wenn man das Letztere auch nicht unbedingt in Abrede stellen kann, obgleich Keiser in deutscher und H. in italienischer Manier schrieben, so ist durch neuere Forschungen definitiv festgestellt, daß weder eine Oper Keiser's während der Jahre 1718—21 in Hamburg gegeben wurde, noch Keiser selbst sich damals um das Hamburger Theater irgendwie bekümmert hat, da er in diesen Jahren meistentheils in Kopenhagen lebte. Schon vor 1721 (siehe Chrysander's erstes Jahrb. f. musik. Wissenschaft, 1863, p. 271) war er als Hofopernsänger in Braunschweig angestellt und ebendort ist Seite 272 Nr. 157 seine erste Oper „Antioco. Drama per musica ... Antiochus, in einer Oper vorgestellet auf dem großen Braunschweigischen Theatro in der Sommermesse Anno 1721“ angezeigt. Gerber's und Fürstenau's Angaben bedürfen hiernach der Verbesserung. In dem italienisch-deutschen Textbuche heißt es über den Componisten „La Musica è fatta dal Sign. A. F. (sic?) Hassen, Virtuoso di S. A. S. il Duca regnante di Braunsuiga-Luneburgo“. Aus dem Personenverzeichniß ist zu ersehen, daß H. den Antiochus sang. Schon vom J. 1722

an fehlt der Name Hasse's in dem Personenverzeichniß der Sänger und man wird daher annehmen müssen, daß er jetzt schon nach Italien wanderte, dem damals gelobten Lande der Musiker. Wir treffen ihn in Neapel als fleißigen Schüler Porpora's, dann Alessandro Scarlatti's, der im Clavierspielen und in Compositionen sich die Gunst der Kunstgenossen und des Publicums zu erwerben sucht und bereits im J. 1726 den Namen „il caro Sassone“ trägt. Eine Oper, für das königl. Theater in Neapel geschrieben, begründete vollends sein Glück. Im J. 1727 erhielt er am Conservatorio dell' Incurabili in Venedig die Capellmeisterstelle und damit Gelegenheit Compositionen für die Kirche zu schreiben. Es wird besonders ein Miserere für 2 Soprane, 2 Alte, 2 Violinen, Viola und Baß erwähnt, welches lange Zeit hindurch in der Charwoche aufgeführt und noch vom Pater Martini eine „wundervolle Composition“ genannt wurde. 1730 componirte er für ein Theater in Venedig die Oper „Artaserse“ (im Textbuche dieser Oper nennt sich H. „Maestro sopranumerario della Real Capella di Napoli“, d. h. überzähliger Kapellmeister der königl. Kapelle in Neapel) und hier war es auch, wo er die Faustina Bordoni kennen lernte und er von ihr geheirathet wurde. Etwas älter als er, stand sie auf der Höhe ihres Ruhmes und die üppige Fülle ihrer Schönheit war wol im Stande, den sechs Jahre jüngeren Mann zu berücken. Ob er es später bereut hat? der Nachwelt ist davon nichts bekannt geworden, doch die Zeit in Dresden mag ihm manche schwere Stunde bereitet haben. Wieder andererseits könnte man bezweifeln, ob H. jemals zu der hervorragenden Stellung gelangt wäre, wenn er nicht in der Faustina eine so vorzügliche Darstellerin seiner Schöpfungen gefunden, die sich so eng an ihn gekettet hatte. Schon im nächsten Jahre wurden beide durch den Einfluß des Kronprinzen von Sachsen nach Dresden berufen. H. erhielt die Capellmeisterstelle und seine Frau war Primadonna. Die „Dresdner Merkwürdigkeiten“ vom Juli 1731 melden: „Den 7. Juli ist der Königl. Pohln. und Churf. Sächs. Capellmeister, Mons. H., mit seiner neuen Eheliebsten, der bekannten Sängerin Faustina, die ihres gleichen wenig haben soll, aus Venedig allhier angelanget, und hat Tags darauf bei Ihro Maj. dem Könige dieselbe die erste Probe ihrer Geschicklichkeit im Singen zu vollkommenen Contentement hören lassen“. Am 13. September wurde bereits die von dem „famosissimo Signor Giovanni Adolfo Hasse, detto il Sassone“ (so heißt es im Textbuche) componirte Oper „Cleofide“ gegeben. Ein Berichterstatter der „Curiosa Saxonica“ (1731, 34. u. 35. Probe) spricht sich über H. und seine Frau aus: „Dieses ungemeine Ehepaar kann wohl itziger Zeit vor die größeste Virtuosen in der Music vor gantz Europa passiren, indem der berühmte H. in der Composition, die unvergleichliche Madame Hassin aber im Singen und in der Action ihres gleichen nirgends haben.“ Die „Cleofide“, sagt Fürstenau, bezeichnet in musikalischer Beziehung im Allgemeinen den Standpunkt, welchen damals die italienische Oper, ja die italienische Schule überhaupt einnahm: Reichthum und Lieblichkeit in der Melodieerfindung, Einfachheit in der Form, Harmonie und Instrumentation, Streben nach dem richtigen Ausdrucke den Text musikalisch wiederzugeben und eine meisterhafte Behandlung der menschlichen Stimme. H. hat diese Grenzen in keiner seiner späteren Opern überschritten und daher vom geschichtlichen Standpunkte aus sich in keiner Weise vor denen seiner Fachgenossen ausgezeichnet, da er es aber verstand, dem Geschmacke seiner Zeit so ganz gerecht zu werden, so wurde er nicht nur der populärste, sondern auch der gesuchteste und gefeierteste Künstler seiner Zeit. In Folge der Gleichförmigkeit in Erfindung und Form, der Leere in der Harmonie, des Mangels an tiefer Empfindung und der geringen dramatischen Gestaltungskraft, die sich in seinen Opern kund gibt, haben sie das 18. Jahrhundert nicht überlebt; dennoch müssen

wir ihnen noch heute das Prädicat „anmuthig“ ertheilen und können uns wol vorstellen, daß unsere Voreltern ein halbes Jahrhundert lang und darüber dafür geschwärmt haben. Hasse's und seiner Frau Einfluß in Dresden dauerte fast 30 Jahre. Der Hof, der Adel, das größere Publikum, welche Sinn für Kunst beseelte, huldigten den Talenten dieses Ehepaares. Dresden war damals nichts weniger als eine deutsche Stadt, sie erschien weit mehr als eine vorgeschobene Stätte für den Luxus, die Geselligkeit und die Künste des südlichen Europas, wie Fürstenau sagt. H., so wie besonders seine in Italien geborene Frau, fanden hier den Geschmack und die Musik Italiens wieder und wirkten wie dort in gleicher Weise fort. H. fand ausreichend Anregung und Gelegenheit an dem glänzenden Hofe Friedrich August II. das Theater mit seinen Prachtvorstellungen mit neuen Opern zu versorgen und das Glanz und Ruhm liebende Gemüth seiner Gattin durch immer neue Partien zu befriedigen. Außer der Verpflichtung, jährlich zwei neue Opern zu liefern, gaben die nie versiegenden Festlichkeiten am Hofe stets Gelegenheit, das Talent Beider in Anspruch zu nehmen, doch nicht genug, auch noch für auswärtige Theater lieferte er neue Opern. Metastasio, ein damals berühmter Librettodichter, hat 14 starke Octavbände Operntexte hinterlassen, H. componirte sie alle, außer dem „Themistocles“, manche sogar zwei Mal, außerdem aber noch viele von Zeno, Lalli, Pallavicini, Pasquini und Migliavacca. Fürstenau gibt im zweiten Bande seiner Geschichte der Musik am sächsischen Hofe (Dresden 1862, S. 376) ein Verzeichniß von 43 Opern, welche sich auf den Bibliotheken in Dresden befinden, Gerber fügt diesen 9 hinzu, Fétis verzeichnet 62, doch ist das immer nur ein Theil derselben, denn im J. 1760 verlor er seine ganze Habe, darunter auch seine Manuscripte, durch den Brand des Hauses, worin er wohnte. Nicht minder productiv war er in anderen Fächern der Musik; so verzeichnet Fétis 10 Oratorien, unzählbare und nur zum kleinsten Theile bekannte Compositionen für die Kirche, wie Messen, Magnificat, Psalmen, Litaneien, Miserere u. a., ferner weltliche Cantaten und Instrumentalwerke, wie Concerte, Sonaten, Sinfonien u. a. H. ging fast jährlich, sobald es die Abwesenheit des Hofes von Dresden gestattete, mit seiner Frau nach Italien und wurden dort immer von neuem Triumphe gefeiert; auch in München hielten sie sich im Jahre 1746 einige Zeit auf und wurden vom Kurfürst mit größter Aufmerksamkeit behandelt. Einen gleichen Empfang genossen sie im J. 1750 bei einem Besuche in Paris. Nach dem Tode Friedrich August II. wurde H. und seine Frau am 7. October 1763 ohne Pension entlassen, doch behielt H. den Titel eines kurfürstl. Obercapellmeisters. Er ging mit Faustina nach Wien und 1773 nach Venedig, wo er den 16. December 1783 starb. Burney schildert ihn als einen großen und sehr beleibten Mann. Bis zum J. 1755 besaß er eine schöne Tenorstimme, die er aber plötzlich durch eine Erkältung verlor und dermaßen an Heiserkeit litt, daß man ihn nur schwer verstand. Er schildert ihn ferner als einen Mann von feinem Anstande und vornehmen Manieren, rühmt seine Unterhaltung als lebendig und geistreich, frei von aller Pedanterie, Stolz und Vorurtheil. In Dresden nannte man ihn „den Musikvater“, ein Beweis seiner freundlichen und liebenswürdigen Umgangsform. Als Mozart's Oper, „Ascanio in Alba“, 1771 in Mailand den Hasse'schen „Ruggiero“ schlug, soll H. ausgerufen haben: „Der Jüngling wird Alle vergessen machen!“ — Faustina H., geborene Bordoni, muß um 1693 in Venedig geboren sein, obgleich stets das J. 1700 verzeichnet wird, denn Burney sagt: sie ist 1783, neunzig Jahre alt, in Venedig gestorben. Chrysander macht noch in seinem „Händel“ (II. 142) darauf aufmerksam, daß sie in London von ihrer Rivalin, der Cuzzoni, bei einem heftigen Auftritte zwischen ihnen, „alt und abgetakelt“ gescholten wurde. Das war im J. 1727 oder 28. Benedetto Mar=

cello und besonders Francesco Gasparini waren ihre Lehrer im Gesange und in der Declamation. Von 1716 ab war sie eine der gefeiertesten Sängerinnen in Italien. In der Anzeige eines Concertes, welches der Violinspieler Pietro Castrucci aus Rom 1719 in London gab, wird ausdrücklich gesagt: „Auch werden darin verschiedene Gesänge vorgetragen, welche die berühmte Faustina in Venedig sang“ (Chrysander II. 142). Der alte Sangmeister Tosi sagt über sie: Faustina steht unvergleichbar da in ihrer Begabung zum Singen, in der unerhörten Leichtigkeit ihrer Ausführung, mit welcher sie die Welt in Erstaunen setzt, in ihrem brillanten Vortrage (man weiß nicht, ob durch Natur oder Kunst erlangt), der Alles hinreißt. Mit der deutlichsten Articulation, der markigsten, geläufigsten Aussprache verband Faustina große körperliche Reize mehr derber als zarter Art, und ausdrucksvollste Lebendigkeit in allen ihren Mienen und Bewegungen, so daß Jedermann sagte, sie sei zum Singen und Spielen geboren. Ein so schnelles Wiederholen desselben Tones hatte man bisher bei der Singstimme nie für möglich gehalten. Im Gegensatze dazu wußte sie einen einzelnen Ton unendlich auszuhalten. Aber wenn von Ohrenzeugen nun weiter berichtet wird (Chrysander II. 143), daß sie mehr des stürmischen und rauschenden, als des natürlich einfachen, tiefen und schmerzvollen Ausdruckes mächtig war; wenn ihr besonders Händel überall da, wo er auf den wahren Pfaden der Natur so kunstvoll in die Tiefen weiblicher Empfindung hinabsteigt, unfaßbar und lästig wurde: wer sieht da nicht, daß die Sirene mit ihrer erstaunlichen Begabung Sänger, Componisten und Publicum an eine gefährliche Küste lockte? 1724 war sie in Wien engagirt, 1726—28 in London unter Händel's Leitung der Oper auf dem Haymarket. Von hier ging sie nach Venedig und lebte einige Jahre ohne Engagement, bis sie H. kennen lernte und sich mit ihm im J. 1730 verheirathete. Von hier ab fließen die beiden Lebensläufe in einen zusammen; es war, als wenn sie die Natur für einander geschaffen hätte und was dem Einen abging, ersetzte das Andere durch sein Talent. Fürstenau bemüht sich, und vielleicht mit Recht, ihr äußeres Leben in Betreff ihrer Frauentugend in ein gutes Licht zu setzen und erreicht wenigstens soviel, daß er den Nachweis führt: von keiner Seite aus irgend etwas Nachtheiliges über ihren Ruf ausgesprochen zu finden. Das gegenseitige Interesse an ihrer Stellung in Dresden mag Vieles dazu beigetragen haben, das eheliche Bündniß auch vom praktischen Standpunkte aus zu befestigen und daß H. ein schlauer und speculativer Kopf war, leuchtet aus manchen kleinen Begebenheiten, die sich am Hofe Dresdens vollzogen und von Fürstenau mitgetheilt werden, zu deutlich hervor. Gesegnet war ihr Thun und Treiben, gesegnet ihre Familie, und wer sein Alter in solcher Weise bis 90 Jahre bringt, kann wol mit Befriedigung darauf zurückschauen.

Rob. Eitner.

Hasse: Johann Gottfried H., evangelischer Theologe und Orientalist, geboren 1759 zu Weimar, † am 12. April 1806. Da die Eltern mittellos waren, konnte ihm nur durch Wohlthäter und milde Stiftungen das Studiren ermöglicht werden. Er besuchte das Gymnasium zu Weimar, alsdann die Universität Jena, wo er auch nach vollendetem Studium 1784 Adjunct der philosophischen Facultät wurde. Nachdem er sich durch seine litterarische Thätigkeit auf dem Gebiete der Bibelforschung bereits vortheilhaft bekannt gemacht hatte, wurde er 1786 als Professor der morgenländischen Sprachen nach Königsberg berufen. 1788 wurde er daselbst ordentlicher Professor der Theologie, später auch Consistorialrath, dazu noch 1790 Rector der Kathedralschule im Kneiphofe. Um sich von seinen drückenden Arbeitslasten und körperlichen Leiden zu erholen, unternahm er 1805 eine Reise in die Heimath, zugleich in der Hoffnung, dort wieder eine Anstellung zu finden. Diese Hoffnung veranlaßte ihn auch, einen

ehrenvollen Ruf nach Dorpat abzulehnen. Allein sie sollte nicht in Erfüllung gehen: bald nach seiner Rückkehr nach Königsberg ereilte ihn der Tod. Als Schriftsteller hat sich H. auf verschiedenen Gebieten bewegt, namentlich aber durch seine alttestamentlichen und morgenländischen Studien sich einen Namen gemacht. Er schrieb u. A. „Curarum in Psalmum II. posteriorum P. 1. 2", 1783—84. „Idiognomik Davids", 1784. „Biblisch-orientalische Aufsätze", 1793. Sein „Magazin für die biblisch-orientalische Litteratur und gesammte Philologie" kam nur bis Th. 1 Abschn. 4, 1788—89. Das Studium der morgenländischen Sprachen suchte er vornehmlich durch praktische Lehrbücher zu fördern, was ihm auch wohl gelungen ist, wenngleich sie einen dauernden wissenschaftlichen Werth nicht beanspruchen können: „Praktischer Unterricht über die gesammten orientalischen Sprachen", Th. 1—4, 1786—93. „Lectiones Syro-Arabico-Samaritano-Aethiopicae", 1788. Auf dem Felde der Geschichte und Alterthumskunde verfiel er vielfach auf absonderliche und ganz haltlose Ansichten, mit denen er wenig Anerkennung fand: „Der aufgefundene Eridanus", 1796. „Preußens Ansprüche, als Bernsteinland, das Paradies der Alten und Urland der Menschheit gewesen zu sein", 1798. „Entdeckungen im Felde der ältesten Menschengeschichte", Th. 1. 2, 1801—5. Endlich verfaßte er einige Bücher für den Unterricht in den classischen Sprachen.

Vgl. Meusel, Gel. T. A. G. Hoffmann bei Ersch u. Gruber.

Redslob.

Hasse: Johann Christian H., Rechtsgelehrter, gleich ausgezeichnet als Romanist, wie als Germanist, wurde geboren den 24. Juli 1779 zu Kiel, besuchte die Husumer Gelehrtenschule, dann die Hochschule zu Kiel, wo er 1811 Doctor der Rechte wurde, nachdem er seit 1805 Privatdocent und Universitätssyndicus gewesen war. Er wurde noch 1811 nach Jena berufen, war daselbst thätig auch als Oberappellationsgerichtsrath, ging 1813 nach Königsberg, 1818 nach Berlin und lehrte 1821—30 als ordentlicher Professor der Rechte zu Bonn. Er starb am 18. November 1830. Mit seltener Tiefe der Untersuchung verband er die Kunst einer schönen und einfachen Darstellung. Seine gediegenen Schriften sind: „Beitr. zur Revision der bisherigen Theorie von der ehelichen Gütergemeinschaft", 1808. „An novatio voluntaria esse possit citra stipulationem?" 1812. „Die Culpa des römischen Rechts", 1815, 2. Aufl. von Bethmann-Hollweg, 1838. „Das Güterrecht der Ehegatten nach römischem Recht", 1824. „De variis eorum sententiis, qui in explananda l. 7 § 1 D. soluto matrim. vulgatam interpretationem reliquerunt", 1827. Seit 1827 gab er das „Rheinische Museum für Jurisprudenz" mit Blume, Puchta und Puggé heraus. Abhandlungen von ihm im Archiv für civil. Praxis V. VII, in Zeitschrift für gesch. Rechtswissenschaft I. III. IV. V, im Rheinischen Museum I. II. III.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1830, Ilm. 1832, S. 801—3. Günther, Lebensskizzen, Jena 1858, S. 85. Meyer, Conv.-Lex. (3. Aufl.), Bd. 16, S. 413.

Teichmann.

Hasse: Traugott Lebrecht H., ein als Praktiker angesehener und als Schriftsteller geschätzter Hüttenmann, geboren am 8. Februar 1775 zu Bockwitz bei Elsterwerda, gestorben am 17. Juni 1853 zu Dresden, erhielt nach Vollendung seiner montanistischen Studien schon frühzeitig, erst 20 Jahre alt, eine erste Verwendung als Maschinenconducteur auf der gräflich Einsiedel'schen Eisenhütte Lauchhammer bei Mückenberg, Regierungsbezirk Merseburg, wo er vier Jahre thätig war. Er nahm dann eine Stelle als Factor bei der Eisenhütten- und Bergwerksverwaltung „Rothe Hütte" bei Elbingerode in Hannover an. Aus dieser Zeit stammt sein erster schriftstellerischer Versuch: „Grundlinien der Eisenhüttenkunde", Leipzig 1801, ein Werk, das vielfach Anerkennung fand.

Mit J. L. Jordan gemeinschaftlich gab er dann heraus: ‚Magazin der Eisen-, Berg- und Hüttenkunde‘, 1816—17. Im J. 1819 wurde H. als Oberfactor an die fürstliche Eisenhütte zu Wolfsgrub berufen, wo er bis 1826 rühmlich thätig war. 1826 zum Zehntner und Hammerinspector zu Schmiedeberg befördert, wirkte H. hier bis zu seiner 1845 erfolgten Ruhestandsversetzung. Seine schriftstellerische Thätigkeit setzte H. 1820 mit der Uebersetzung des Hassenfratz'schen Werkes: „La Sidérotechnie“ unter dem Titel: ‚Die Hauptsätze aus der Eisenhüttenkunde‘, mit Anmerkungen, 2 Bde., und in der Schrift: ‚Ueber Wetterbewegungsmittel von Griesen‘ 1830 fort. Nach einer langen Pause übergab er eine kleine Schrift: ‚Die Eisenerzeugung Deutschlands aus dem Gesichtspunkte der Staatswirthschaft‘ 1836 dem größeren Publikum. Eine gleichfalls staatswirthschaftliche Schrift folgte 1839 unter dem Titel: ‚Schutzzoll für die Eisenerzeugung Deutschlands ist für alle mit deutschem Eisen und Stahl gefertigten Waaren aus staats- und volkswirthschaftlichen Gründen dringend nöthig‘, worin er mit gewichtigen Gründen das Freihandelssystem bekämpfte. Eine Denkschrift ‚Zur Erinnerung an die Verdienste Werner's‘ (1848) hatte H. in dankbarer Erinnerung kurz vor seinem Tode dem großen Meister gewidmet.

Meusel, Gel. Deutschland II. 65. Poggendorff, Biogr.-lit. Handw. I. Neuer Nekrolog d. Deutschen 1848. Gümbel.

Hassel: Johann Georg Heinrich H., fruchtbarer geographisch-statistischer Schriftsteller. Zu Wolfenbüttel den 30. December 1770 geboren, hier und in Helmstädt erzogen, bekleidete Amtsstellen bis 1806, 1808 in Weimar, 1810 an die Stellung eines Directors des statistischen Bureaus zu Kassel berufen, dann bis zum Zerfall des Königreiches Westfalen vortragender Rath für Unterrichts- und Kirchenangelegenheiten im Ministerium des Innern, 1813 Commissär bei der Regelung der Angelegenheiten des aufgelösten Königreiches, von 1815 an privatisirend in Weimar, wo er am 18. Januar 1829 starb. — Die ersten Arbeiten Hassel's bezogen sich auf Topographie und Statistik seiner Heimath: ‚Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg‘ 1802—3. Darauf wandte er sich den größeren europäischen Ländern zu und ließ von 1805 an eine Reihe von statistischen Werken erscheinen, welche den großen Veränderungen jener Zeit auf dem Fuße zu folgen strebten; 1809 gab er ein ‚Genealogisches Staats- und Adreßbuch‘, 1813 eine ‚Statistik des Königreiches Westfalen‘, 1816—17 2 Bände eines ‚Vollständigen Handbuches der Erdbeschreibung und Statistik‘, 1817—18 ein ‚Geographisch-statistisches Lexikon‘ in 2 Bänden, von 1819 an mehrere Bände (1—7, 10—17) des Gaspari-Cannabich-Wimmer'schen „Handbuches der neuesten Erdbeschreibung“, daneben noch eine Anzahl von statistischen Umrissen u. dergl. heraus. 1824—26 war er Herausgeber der ‚Neuen Geogr. Ephemeriden‘ und half die Ersch-Gruber'sche Encyklopädie mitbegründen. H. war ein geschickter und fleißiger Zusammenträger und führte eine gewandte Feder. Auf den Namen eines wissenschaftlichen Geographen hat er jedoch keinen Anspruch, denn so brauchbar seine Bücher als Nachschlagebücher der jeweiligen Kenntnisse über Zahl, Staatseinrichtung, Größe, Handel u. der Völker gewesen sein mögen, so schwach sind sie im Physikalisch-Geographischen und in der vergleichenden Durchdringung des Stoffes. Ratzel.

Hassel: Samuel Friedrich H., Sänger und Schauspieler, geboren am 5. October 1798 zu Frankfurt a. M., † daselbst am 3. Febr. 1876. Mit einer prächtigen Stimme begabt, ging H. 16 Jahre alt, zur Bühne seiner Vaterstadt und sang bereits 1815 seine erste Solopartie, Rodrigo in Winter's „Marie von Montalban“. Carl Maria Weber's Zureden bestimmte ihn, sich 1819 für das neue Dresdner Operntheater als zweiter Bassist gewinnen zu lassen, so vermochte

ihm aber auch das Publicum der alten Moguntia entgegenkam, kehrte er doch 1821 nach Frankfurt zurück, und entsagte erst am 26. März 1866 seiner Bühnenwirksamkeit daselbst, nachdem er zwei Jahre früher, am 9. November 1864, sein 50jähriges Künstlerjubiläum gefeiert hatte. Gelegentlich einer Wohlthätigkeitsvorstellung spielte er noch einmal am 31. October 1875. Tüchtig als Sänger und Schauspieler, und als solcher außerhalb kaum minder anerkannt, als in Frankfurt, ist doch Hassel's Bedeutung eine vorwiegend local Frankfurter, nicht nur daß er in Frankfurt geboren, sich fast ausschließlich diesem Theater widmete, hat er dort eine Reihe von Localstücken eingeführt, die mit einer Posse „Der alte Bürgercapitän“ begann und in den „Hampelmanniaden“ eine lustige Fortsetzung fand. Den alten Bürgercapitän gab H. zum ersten Mal am 13. August 1821, die erste der Hampelmanniaden („Die Landpartie nach Königsstein“) am 26. November 1832. In diesen Stücken erwarb er sich in seiner Vaterstadt die größte Popularität und wenn auch das Genre, das er in ihnen cultivirte, klein war, so war er doch groß und ohne Nachfolger in ihm.

Vgl. S. F. Hassel, Die Frankfurter Localstücke, Skizzen aus meinem Schauspielerleben 1821—66 (1867). Joseph Kürschner.

Hasselbach: Karl Friedrich Wilhelm H., wurde am 22. September 1781 zu Anklam als Sohn des dortigen Superintendenten geboren; auf der lateinischen Schule dort vorgebildet, studirte er seit Ostern 1799 zu Halle unter Kapp Theologie; doch gewann ihn F. A. Wolf's Einfluß für ein, so scheint es, noch eifrigeres philologisches Studium. Als er zu Ostern 1802 sich über Berlin in die Heimath begeben wollte, um dort die theologische Prüfung abzulegen, ließ er sich durch die Persönlichkeit des trefflichen Pädagogen Friedrich Gedike bestimmen, in das von diesem geleitete Seminar einzutreten; seit April 1802 Lehrer am grauen Kloster, wurde er im April 1803 als Collaborator an das königl. akademische Gymnasium zu Stettin berufen. Als 1805 diese Anstalt mit dem Raths-Lyceum zu einer Schule, dem Marienstifts- und Raths-Gymnasium vereinigt wurde, war er an derselben als dritter Lehrer mit dem Titel Subrector thätig. Am 7. Januar 1828 übernahm er an Stelle des emeritirten Directors Consistorialraths Dr. Koch das Directorat. Seine Amtsthätigkeit fällt in die Zeit des großes Aufschwunges, den die preußischen Gymnasien unter der Leitung des Geheimen Rathes Johannes Schulze nahmen. Unter H. wirkte als Lehrer der Historiker und Dichter Ludwig Giesebrecht, der tüchtige Grammatiker Karl E. A. Schmidt, der geniale und schwungvolle F. F. Calo, der sich selbst als „den letzten Romantiker Stettins“ bezeichnete. — Das Latein, welches H. schrieb, reiht ihn den elegantesten Philologen seiner Zeit an. Sein deutscher Stil hatte besonders in seinen ersten Schriften ganz die Satzfügung, als sei er eine wörtliche Uebersetzung aus dem Lateinischen, daher M. Seyffert deutsche Stücke Hasselbach's in eines seiner bekannten Uebersetzungsbücher aufnahm. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten auf verschiedenen Gebieten — u. A. auch auf dem Gebiete der früheren Kirchengeschichte — ragt sein Antheil an der Herausgabe des ersten Bandes des „Codex Pomeraniae diplomaticus“ hervor. Von den 502 Nummern dieses Codex, der in der Zeit von 1843—62 in 6 Heften erschien und bis zum J. 1253 reicht, hat H. etwa 130 Nummern mitbearbeitet. Diese Urkunden, welche H. für die Herausgabe las resp. verglich und zum Theil commentirte, stammen aus den Matrikeln der Klöster Kolbatz, Belbuk, Verchen, Usedom, Bukow, Marienfließ, des Pyritzer und des Stettiner Nonnenklosters, aus dem Stettiner liber S. Jacobi, aus der v. Dreger'schen Sammlung von Urkundenabschriften, aus dem Stettiner Stadtarchive, der Caminer Stiftsmatrikel, dem diplomatarium oppidi Garz, dem zu Stettin befindlichen Codex Pruthenus. An nur etwa 10 Urkunden des Staatsarchives zu Stettin hat Hasselbach's Arbeit

Antheil. Alle übrigen Urkunden des Codex sind von Kosegarten bearbeitet. — Die letzten Jahre der Amtsthätigkeit Hasselbach's waren getrübt durch zum Theil amtliche Erörterungen über seine Stellung gegenüber der damals von Oben her begünstigten, strengeren kirchlichen Richtung. Ostern 1854 schied H. aus seinem Amte. Die letzten 10 Jahre seines Lebens hat er in dem von ihm selbst erbauten Hause in Grünhof bei Stettin verlebt. Er erlag einer schmerzlichen langwierigen Krankheit 1864 im 83. Jahre seines Lebens. In zahlreichen kleineren Schriften, meistens Programmen, behandelt er pädagogische und philologische Gegenstände, die Geschichte des Stettiner Gymnasiums u. A. Haag.

Hasselbeck: Arend oder Arnold H., Bürgermeister zu Rostock, war nebst Bürgermeister Bartold Kerkhof (Kirchhof) der Hauptanstoß für die Bürgerschaft in der sogenannten Domfehde, welche seit 1487 Stadt, Universität und Hansa so schwer schädigten. Ihnen namentlich wurde Schuld gegeben, daß sie den Fürsten gegenüber nicht klar genug die Stadtrechte gewahrt und den Bürgern der Fürsten Absichten verheimlicht hätten. Trotz der päpstlichen Sanctionirung der Domstiftung, 31. März 1486, erhob sich die Bürgerschaft dagegen. Im Aufruhr, der zu den sogenannten Sechzigern führte, mußte H. schwören, bei der Stadt auszuharren, aber am 24. März 1487 floh er mit Kerkhof und den Söhnen beider, da ihr Hals in Gefahr stand. Sie sind dann die Haupttreiber bei den mecklenburgischen Fürsten und den Hansestädten gegen den neuen Rath Rostocks gewesen, 1489 wurden wesentlich gegen sie die „Beschwerden gegen den Rath" von Tidke Boldewan am 13. Februar erhoben. Als die Stadt endlich sich unterwerfen und die Herren des alten Raths wieder aufnehmen mußte, trat H. 1491 wieder in den Rath, noch 1492 kommt er als Bürgermeister vor.

Vgl. Krabbe, Univers. Rostock, S. 194 ff. Ungnaden, Amoen. (Ungedruckte) Chronik der Domfehde. — Kranz, Vandalia. (v. Nettelbladt), Wöchentliche Rostocker Nachrichten und Anzeigen, 1759—61. Krause.

Hasselt: Joannes Leonardus Hasselius; Jean Lenaerts Vander Eycken de H., sehr angesehener Doctor und Professor der Theologie zu Löwen, besonders wegen seiner Sprachenkunde gerühmt, wurde 1551 als Abgeordneter der Universität zum Concil von Trient gesendet, wo er am 5. Jan. 1552 starb und mit großem Pomp begraben ward. Sein Grab in der Marcuskirche daselbst ziert eine Inschrift, welche De Ram, (Memoire p. 32) mittheilt. In seinem Testament, welches ebenfalls bei De Ram l. c. abgedruckt ist, verfügt er über eine sehr ansehnliche Bibliothek, namentlich von Werken der Kirchenväter. Den zu Trient versammelten Vätern legte er eine Dissertation vor: „De facto Nectarii Patriarchae Constantinopolitani super abrogatione confessionis", nach seinem Tode gedruckt zu Antwerpen 1564, wiederholt abgedruckt in der Löwener Ausgabe des Concils von Trient 1567 und in den Concilssammlungen von Labbäus und von Le Plat. Der Herausgeber bemerkt, daß H. auch der Verfasser der Commentare über Jesaias und über die paulinischen Briefe sei, welche Adam Sasbouth im Manuscript für seine Vorlesungen benützt und dann herausgegeben habe. (Dupin, Nouvelle bibliothèque, 2. ed. t. XVI. p. 2 et 63.)

De Ram, Mémoire sur la part, que le clergé de Belgique et spécialement les docteurs de l'Université de Louvain ont prise au Concile de Trente. Bruxelles 1841. Linsenmann.

Hassencamp: Johann Matthäus H., evangelischer Theologe, Orientalist und Mathematiker, geb. am 28. Juli 1743 zu Marburg als Sohn eines dortigen Kaufmanns und Stadtraths, † am 6. October 1797. Er besuchte das Pädagogium zu Marburg und 1760 die Universität daselbst, studirte in den ersten Jahren griechische und morgenländische Litteratur, Philosophie, Mathematik, Staaten- und Kirchengeschichte, später die theologischen Disciplinen.

Schon 1765 veröffentlichte er die beachtenswerthe Schrift: „De Pentateucho LXX interpretum“ (s. u.). Nachdem er 1766 das Examen pro candidatura bestanden, ging er in demselben Jahre nach Göttingen, wo er bei Walch, Müller, Leß Theologie, bei Michaelis die morgenländischen Wissenschaften, außerdem auch Mathematik, Physik und alte Litteratur trieb. 1767 verließ er Göttingen wieder, um eine litterarische Reise durch einen Theil Deutschlands nach Holland, England, Frankreich zu machen, von welcher er 1768 nach Marburg zurückkehrte. Er habilitirte sich hier, wurde aber kurz darauf als ordentlicher Professor der Mathematik und der morgenländischen Sprachen nach Rinteln berufen, woselbst er auch 1777 das Amt des Universitätsbibliothekars und 1789 den Charakter eines Consistorialrathes erhielt. H. vertrat in der Theologie einen gemäßigt freisinnigen und toleranten Standpunkt und war allem Parteihader abhold. In diesem Geiste leitete er auch die von ihm mit anderen Gelehrten herausgegebenen „Annalen der neuesten theologischen Litteratur und Kirchengeschichte“, Jahrgang 1—8, 1789—96 (fortgesetzt von L. Wachler). Für die Geschichte der alten Bibelübersetzungen sind von Belang, wenngleich sie nicht allgemeine Billigung gefunden haben, seine Schriften: „Commentatio de Pentateucho LXX interpretum Graeco non ex Hebraeo sed Samaritano textu converso“. 1765. Ein zweiter Theil erschien nach und nach in Programmen 1780. „Der entdeckte wahre Ursprung der alten Bibelübersetzungen“, 1775. Außerdem verfaßte er eine Reihe meist kleinerer Schriften zur Exegese, sowie auch zur Mathematik und Physik, unter welchen hervorzuheben: „Versuch einer neuen Erklärung der 70 Wochen Daniels“, 1772. „Kurze Geschichte der Bemühungen, die Meereslänge zu erfinden“, 1769, 2. Aufl. 1774. Endlich gab er mit eigenen Zusätzen heraus: „James Bruce's Reisen in das Innere von Afrika“, 2 Bde. 1791 und „Joh. Dav. Michaelis' Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt“, 1793.

Vgl. Strieder, Hessische Gel.= und Schriftst.=Geschichte V, 333. Beyer, Allgem. Magazin für Prediger VII, 111. (Beides von Hassencamp selbst.)

Redslob.

Harleß *): Gottfried Christoph Adolf von H., Dr. der Philosophie und Theologie, Präsident des protestantischen Oberconsistoriums zu München, geb. am 21. Novbr. 1806 als der Sohn eines Kaufmanns zu Nürnberg und als der ältere von drei Brüdern, deren einer als Seminarinspector zu Schwabach, der jüngste als Professor der Medicin in München vor ihm gestorben sind, hat seine Jugend in Nürnberg verlebt und diese Zeit in der 1. Abtheilung seiner „Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen“, Bielefeld und Leipzig, 1872 (1. Abth.: „Das alte Haus“) in einer auch kulturgeschichtlich interessanten Weise geschildert. Das Nürnberger Gymnasium das er besuchte, erhielt kurz vor seinem Abgang (1823) an K. Roth einen energischen reformirenden Rector, dem der Schüler bald befreundet nahe trat und blieb. Anfangs mehr philosophischen als theologischen Studien auf der Universität Erlangen sich widmend, wurde er in Halle (seit 1827) vornehmlich durch Tholuck zu einer tieferen Erfassung des Christenthums und der Theologie, die er als Beruf erwählt hatte, geführt. Der Weg zum Docenten der Theologie führte damals in Erlangen nicht blos durch den Dr. phil. (Abhandlung „De creatione ex nihilo“. 1828) sondern auch durch die Habilitation für den philosophischen Lehrstuhl (Habilitationsschrift „De malo eiusque origine“. 1829 — im Zusammenhang mit früheren philosophischen Studien gerade über diese Frage —) hindurch.

*) Zu S. 607.

1830 habilitirte er sich als Licentiat der Theologie mit einer Abhandlung „De revelatione et fide“. Daneben war er Assistent und Lehrer der hebräischen Sprache am Gymnasium zu Erlangen. Am 27. Novbr. 1831 verheirathete er sich; verlor aber bereits im folgenden Jahre seine Gattin in Folge der Entbindung von einem todten Knaben. 1836 ging er eine zweite Ehe ein und hat in derselben Freud und Leid des Lebens reichlich erfahren. Die 9 Kinder dieser Ehe und seine Gattin haben ihn überlebt. 1833 erhielt er, nachdem Winer 1832 nach Leipzig gegangen, eine außerordentliche Professur der neutestamentlichen Exegese, 1836 eine ordentliche Professur zugleich für Moral und theologische Encyklopädie, und daneben das Amt eines Universitätspredigers. Außer kleineren Arbeiten („Die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu von Dr. Dav. Strauß nach ihrem wissenschaftlichen Werthe beleuchtet“, Erl. 1836; „De historiae in dijudicandis religionibus momento, ratione habita libri quem dicunt Jamblichi de mysteriis, 1837. „Oratio de superstitionibus eorum qui religionem e ratione humana emendare conantur“, 1837. „Lucubrationum evangelia canonica spectantium pars I. Fabula de Matthaeo syrochaldaice conscripto“, Erl. 4. 1841. Pars. II. „De compositione evangelii quod Mathaeo tribuitur“, 1842) entstanden in dieser Zeit seine drei Hauptwerke: der „Commentar zu dem Briefe Pauli an die Ephesier“ 1834 (2. unveränderte Aufl. Stuttg. 1858), ausgezeichnet nicht blos durch die umfassende Berücksichtigung der Geschichte der Auslegung und die philologische Akribie, sondern besonders auch durch seine theologische Entwickelung der apostolischen Ideen, durch welche er auf die neutestamentliche Exegese überhaupt fördernd einwirkte; „Theologische Encyklopädie und Methodologie“, Nürnb. 1837, in welcher er den Begriff der Kirche zu Grunde legte und deren Widmung an K. Roth bemerkenswerth ist; und seine „Christliche Ethik“, Stuttg. 1842, von welcher noch in demselben Jahre eine zweite Auflage nöthig wurde (die 6. Aufl. erweitert 1864, die 7. Aufl. Gütersloh 1874). Das gesunde von allem krankhaft pietistischen freie Urtheil und die eingehende Verwerthung der heil. Schrift und der Werke Luther's, in denen H. vor Andern heimisch war, machen diese Arbeit noch heute werthvoll. Für ihn wie für weite Kreise bedeutsam wurde seine Begründung der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“, Erl. 1838, Neue Folge 8. 1841; seit 1846 fortgeführt von Höfling, Thomasius und Hofmann, später noch von Schmid, von Scheurl und Frank, bis sie 1876 einging. Diese Zeitschrift setzte sich sowol die Vertretung des Protestantismus und der protestantischen Kirche gegen den Ultramontanismus und romanisirende Richtungen, als des Lutherthums gegen die Gefahren der Union sowie die Erneuerung kirchlicher Erkenntniß und Praxis überhaupt erfolgreich zur Aufgabe. Jener erste Gegensatz veranlaßte H. zur Abfassung des anonym erschienenen „Jesuitenspiegels“, 1839, in welchem er die unsittliche Kasuistik der Jesuitenmoral durch zahlreiche Quellenbelege nachwies, welche diese Schrift noch jetzt lehrreich machen. Zugleich wurde er als Abgeordneter der Universität für die Ständekammer in München (1840) und als energischer Vorkämpfer in der Opposition, zu welcher Frhr. v. Thon-Dittmer Graf Buttler-Heimhausen, Frhr. v. Rotenhan u. A. gehörten, gegen das ultramontane Regiment des Ministers Abel (1836—46), besonders in die Kämpfe über die berufene Kniebeugungsfrage der protestantischen Soldaten, vor allem gegen Döllinger, welcher die ultramontanen Zumuthungen vertrat, verflochten. Dadurch entstand die „Offene Antwort an den anonymen Verfasser der 2 Sendschreiben, die Frage von der Kniebeugung der Protestanten betr.“, München 1843, und die Schrift „Die evangelisch-lutherische Kirche in Baiern und die Insinuationen des Herrn Prof. Döllinger“, Erl. 1843. Diese Kämpfe machten ihn in München so mißliebig, daß man ihn im März 1845 seiner Pro-

fessur enthob und als Consistorialrath nach Baireuth versetzte. Aber noch in demselben Jahre wurde er nach Sachsen gerufen. Er hatte schon 1844 auf einer Conferenz in Leipzig einen Vortrag „Ueber die Lehre von den Gnadenmitteln im Allgemeinen" gehalten (von Neuem gedruckt in: „Die kirchlich-religiöse Bedeutung der reinen Lehre von den Gnadenmitteln. Mit besonderer Beziehung auf das heil. Abendmahl. Drei Abhandlungen von Dr. A. v. Harleß und Dr. Th. Harnack", Erl. 1869). Nun berief ihn das sächsische Ministerium (Beust) an die Universität Leipzig als Professor, bald (1847) auch die Stadt als Pastor an St. Nicolai, und nach Ammon's Tode wurde er 1850 zum Oberhofprediger, vortragenden Rath (Geh. Kirchenrath) im Cultusministerium und Vicepräsident des Landesconsistoriums in Dresden ernannt. Die Zeit seiner Wirksamkeit in Sachsen so kurz sie dauerte (bis zum November 1852) bezeichnet die Höhe seines Wirkens und vielleicht die glücklichste Zeit seines Lebens. Wenigstens blieben seine Gedanken und Erinnerungen stets diesen sächsischen Jahren in Leipzig und Dresden zugewandt. Sie bezeichnen auch einen Wendepunkt im kirchlichen Leben Sachsens, sowol durch den Anstoß, der von ihm auf die theologisch-kirchliche Gesinnung der Theologiestudirenden an der Universität ausging und von da aus immer weitere und nachhaltigere Kreise zog, als durch die Wirkung, die er als Prediger und Seelsorger auf die Gemeinde in Leipzig wie auf die höheren Kreise in Dresden übte. Nach beiden Seiten hin bezeichnet er die Wendung vom Rationalismus zur kirchlichen Richtung. Der Eindruck seiner kernhaften und zugleich gewinnenden Persönlichkeit, die Macht seines Wortes auf der Kanzel und die vielseitige Bildung, die ihm eignete, gewannen der Sache, die er vertrat, Eingang in weiten Kreisen. Der Polemik gegen rationalistische Bestrebungen diente sein „Votum über die eidliche Verpflichtung der protestantischen Geistlichen auf die kirchlichen Symbole", Leipzig 1846. Seine Predigten sind gesammelt in der „Sonntagsweihe", Leipzig, 7 Bde. (1846—54 2. Aufl. 4 Bde. 1859—60). Zugleich trat er an die Spitze des von Dresden nach Leipzig übergesiedelten Missionscollegiums (Mission in Indien), zuerst als stellvertretender Vorsitzender 1847, dann nach Graf Einsiedels Rücktritt an dessen Statt, 1853, und hat dieser Arbeit bis zu seinem Tode seine Theilnahme gewidmet. Im Herbst 1852 folgte er einem Rufe des baierischen Königs Max als Präsident des Oberconsistoriums in München. Er glaubte der Aufforderung des Landesherrn seiner ursprünglichen Heimath nicht widerstreben zu sollen, und die Gefahr einer kirchlichen Separation welche der baierischen Landeskirche von Seiten des Löheschen Kreises drohte, ließ es ihm doppelt als Pflicht erscheinen. Es gelang ihm diese Gefahr abzuwenden und die gesunde kirchliche Strömung zu fördern. Aber die Reaktion, welche sich gegen eine Reihe von kirchlichen Maßnahmen 1856 erhob und zu ihrer Zurücknahme führte, hatte einen Stillstand in jener Entwickelung und für ihn überhaupt eine theilweise Lähmung seiner Wirksamkeit zur Folge. Seine kirchliche und politische Stellung (er war als Präsident des Oberconsistoriums zugleich Mitglied der Kammer der Reichsräthe) ist seitdem mannigfacher Mißdeutung und vielfachen Angriffen von der Presse ausgesetzt gewesen. Aber er war noch derselbe, der einst der Opposition gegen Abel angehörte und den Jesuitenspiegel geschrieben, und den männlichen Charakter mußten auch seine Gegner achten. Sein persönlicher und literarischer Einfluß auf die kirchlich lutherischen Kreise aber blieb noch lange ein vorwiegender. Er war bis weit herunter der persönliche Mittelpunkt derselben und der Mann des allgemeinen Vertrauens (vgl. sein „Sendschreiben an die deutschen Gemeinden evangelisch-lutherischen Bekenntnisses", Gotha 1873; sein Präsidium der beiden Versammlungen der allgem. lutherischen Conferenz zu Hannover 1868 und zu Leipzig 1870; seine Vorstandschaft des Missionscollegiums). Seine literarischen Arbeiten der letzten Decen-

nien galten theils einzelnen Fragen, welche die kirchlichen Kreise bewegten („Kirche und Amt nach lutherischer Lehre", Leipzig 1853; „Die Ehescheidungsfrage. Eine erneute Untersuchung der neutestamentlichen Schriftstellen", Stuttg. 1861; „Staat und Kirche, oder Irrthum und Wahrheit in den Vorstellungen vom christlichen „Staat" und „freier Kirche"", Leipzig 1870), oder der Gefährdung der lutherischen Kirche in andern Ländern („Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands vom Jahre 1845 an", Leipzig 1869), theils der Religionsgeschichte und Religionsphilosophie im Anschluß an frühere Studien und in Veranlassung neuerer Erscheinungen („Das Buch von den ägyptischen Mysterien", München 1858. „Jacob Böhme und die Alchymisten. Beitrag zum Verständniß Jakob Böhme's. Nebst einem Anhang: J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer", Berlin 1870); theils den Culturfragen der Gegenwart („Das Verhältniß des Christenthums zu Cultur- und Lebensfragen der Gegenwart", Erl. 1863), wozu er durch seine vielseitige Bildung ganz besonders geeignet und berufen war, wie er denn außer seiner Erschlossenheit für das gesammte Gebiet des Geistes- und Bildungslebens speciell in Poesie und Musik selbstthätig heimisch war. Seine Thätigkeit aber wurde allmählich (seit 1875) durch ein Augenleiden gehemmt, das sich einstellte und endlich zu völliger Erblindung führte. So wurde er denn mit Beginn des J. 1879 in Ruhestand versetzt. Im Laufe dieses Jahres bildete sich bei ihm noch ein schmerzhaftes Drüsenleiden aus, welches ihn am Sprechen verhinderte und schließlich die Kräfte des sonst so stattlichen und kräftigen Mannes rasch verzehrte. Den 5. September 1879 ist er entschlafen.

Vgl. seine eigene Selbstbiographie in der oben erwähnten Schrift: Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen. In zwei Abtheilungen: 1. Kinderjahre, 2. Studentenjahre, Bielefeld und Leipzig 1862. Dass. Neue Folge (1. Lern- und Lehrjahre, 2. Die sieben Jahre in Sachsen: fünf Jahre 1845 1850 in Leipzig; zwei Jahre 1850—1852 in Dresden), 1875. — Ferner Rede am Grabe ꝛc. von K. Buchrucker, Decan und Stadtpfarrer in München, München 1879, und des Unterzeichneten Worte am Grabe in der Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung 1879, Nr. 37. S. 877 ff. Ernst Luthardt.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 363. Z. 8 v. o.: Ueber Mich. Altenburg vgl. Ad. Auberlen in den Monatsheften für Musik-Geschichte XI. Jahrgang (1879) Nr. 11 S. 185—195. Altenburg ist (nach Motschmann, Erfortia lit. 5, Forts. S. 650 f.) geb. am Trinitatisfest 1584 zu Alan bei Erfurt. 1600 ward er Schulcollege an der Reglerschule in Erfurt, 1601 Cantor zu St. Andreas, 1607 Rector; 1609 Pfarrer zu Ilgershofen und Marpach, 1611 zu Tröchtelborn, 1621 zu Gr. Sömmerda. 1637 flüchtete er nach Erfurt, wo er Diaconus und 1638 Pastor zu St. Andreas ward. Auberlen beschreibt 11 kirchl. musik. Druckwerke Altenburg's.

S. 506. Z. 24 v. o.: Ueber Math. Apiarius (= Biener, nicht Bienenvater) vgl. Rettig im Archiv f. Gesch. des D. Buchhandels IV. (1879) S. 29 ff. Er druckte, von 1530—33 für eigene Rechnung, dann mit Peter Schöffer, in Straßburg, bis er 1537 nach Bern berufen

ward. Gestorben scheint er 1554, da mit diesem Jahr statt seiner Firma diejenige seines Sohnes Samuel A. auftritt. Sein anderer Sohn, Siegfr. A., erscheint als Xylograph und Buchbinder.

S. 506. Z. 17 v. u.: Ueber Sam. Apiarius vgl. Rettig (s. o.) und Schiffmann im Indicateur d'histoire suisse 1879, Nr. 3, S. 166 ff. 1564 von Bern ausgewiesen, ging er mit seiner Presse nach Solothurn, wo er 1565 und 66 druckte. Wol noch in diesem Jahre siedelte er nach Basel über. 1574 firmirt er wieder in Bern, wo inzwischen sein Bruder Siegfried die Druckerei fortgeführt hatte. Eine Schrift von 1591 ist gezeichnet: „bey Sam. Apiarii Erben". Kurz vorher mag er also gestorben sein.

Band II.

S. 131. Z. 6 v. o. ff.: Ueber Basta's Verhältniß zum Fürsten Michael vgl.: W. St. Teutschländer, Michael der Tapfere, ein Zeit- und Charakterbild aus der Geschichte Rumäniens. Wien 1879.

S. 623. Z. 5 v. o.: Kürzlich erschien: G. Plitt, Gabriel Biel als Prediger geschildert. Erlangen 1879.

Band III.

S. 39. S. 19 v. u. l.: VI. 195. IX. 480 (st. VI. 480. IX. 482).

S. 585. Z. 12 v. o. l.: 1661 (st. 1561).

S. 767—68 zu Cantiuncula vgl. A. Rivier in den Mémoires publ. par l'Acad. roy. de Belgique tom. XXIX. (1878).

S. 791. Z. 3 v. o. l: Oheim Christoph's v. C. (st. des vorigen Oheim).

Band IV.

S. 562. Z. 8: Kürzlich erschien: F. Warnecke, Luc. Cranach der Aeltere, Beitrag zur Geschichte der Familie v. Cranach. 4°. Görlitz 1879.

Band V.

S. 417. Z. 7 v. u.: Gesammelte Schriften von Annette Freyin v. Droste-Hülshoff. Herausgeg. von Levin Schücking. 3 Theile (mit Biographie). Stuttg. 1879.

Band VI.

S. 219. Z. 2 v. u.: Kürzlich erschien: A. v. Gonzenbach, Der General Hans Ludwig v. Erlach von Castelen; ein Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des dreißigjähr. Krieges. Bern, bei K. J. Wyß, 1879.

Band VIII.

S. 202. Z. 17 v. o.: Daß Heinrich Funk nicht 1809, sondern 1807 geboren ist, wird auch durch einen Familienkalender und das Herforder Kirchenbuch bezeugt.

S. 293. Z. 8 v. u.: Vgl. ferner: Gerber, Gabelsberger's Leben und Streben. 1868.

S. 552. Z. 7 v. o.: Gelpke habilitirte sich 1832 als Privatdocent der Theologie an der Bonner Universität; von dort ward er 1834 nach Bern berufen.

S. 683. Z. 22 v. u. l.: **Georg**: Peter Friedrich Georg, Prinz v. O.

Daselbst. Z. 20 v. u. l.: Rastede (st. Rastatt).

Band IX.

S. 143. Z. 17 v. u. l.: mit den (st. dem).

S. 412. Z. 16 f. v. o. l.: Ortolf's „bock der Arstedie — in dudesch ghesettet". — Z. 19 l.: van (st. von). — Z. 23 l. 7 (st. 9). — (Ghotan

druckte schon 1483 allein. Nach Reimer Kock ging er nach Rußland, um für den Großfürsten zu drucken, sei aber von den Russen ersäuft. Kock scheint das ins Jahr 1492 zu setzen. Nach einem Gryse'schen Citat hätte er aber noch nach 1500 gelebt. Krause.)

S. 448 r. Z. 3 v. o. l.: Bomgarde (st. Ermg.).

Daselbst. Z. 24 v. o. l.: Tode um Niederschlagung.

S. 584. Z. 11 v. o. l.: Grape (st. Grapo).

S. 589. Z. 6 v. u.: Nach einer uns freundlich mitgetheilten Berichtigung wurden Graß' Sicilianische Bilder nicht von K. Murat, sondern von der Rigaschen Stadtbibliothek angekauft, wo sie sich noch befinden. Verheirathet war G. mit einer Italienerin und es lebten vor einigen Jahren noch Kinder von ihm. — Die genauesten Charakteristiken Graß' gaben G. Merkel, Darstellungen Bd. I. und J. Eckardt, Balt. Provinzen.

S. 599. Z. 9 v. o.: Gräter war schon vor 1804 Professor in Hall. — Z. 11 v. o. l.: Pädagogarchat. — Z. 18 v. o. l.: Litteratur, wie in seinen „Nordischen Blumen“, 1789, die Uebersetzungen aus dem Altnordischen mit mythologischen Abhandlungen enthalten, und namentlich ꝛc. — Z. 18 v. o.: Bragur erschien eigentlich bis 1812, denn der erste (und einzige) Band von Odina und Teutona (1812) ist zugleich Band VIII des Bragur. — Z. 24 v. o. l.: „Lyrische Gedichte nebst einigen vermischten“ (st. Lyr. Ged. u. Briefe). — Z. 11 v. u. l.: Vgl. auch Döring bei Ersch und Gruber. (H. Fischer.)

S. 719. Z. 5 v. u. l.: Stenow (st. Renow).

Band X.

S. 182. Z. 1 v. u. l.: 11. (st. 13.) März.

S. 183. Z. 16 v. o.: In den Jahren 1776—78 versuchte sich Gurlitt als Docent an der Leipziger Universität, wo er über Homer, Hesiod, Platon, Xenophon, auch über „ein hebräisches Buch“ las.

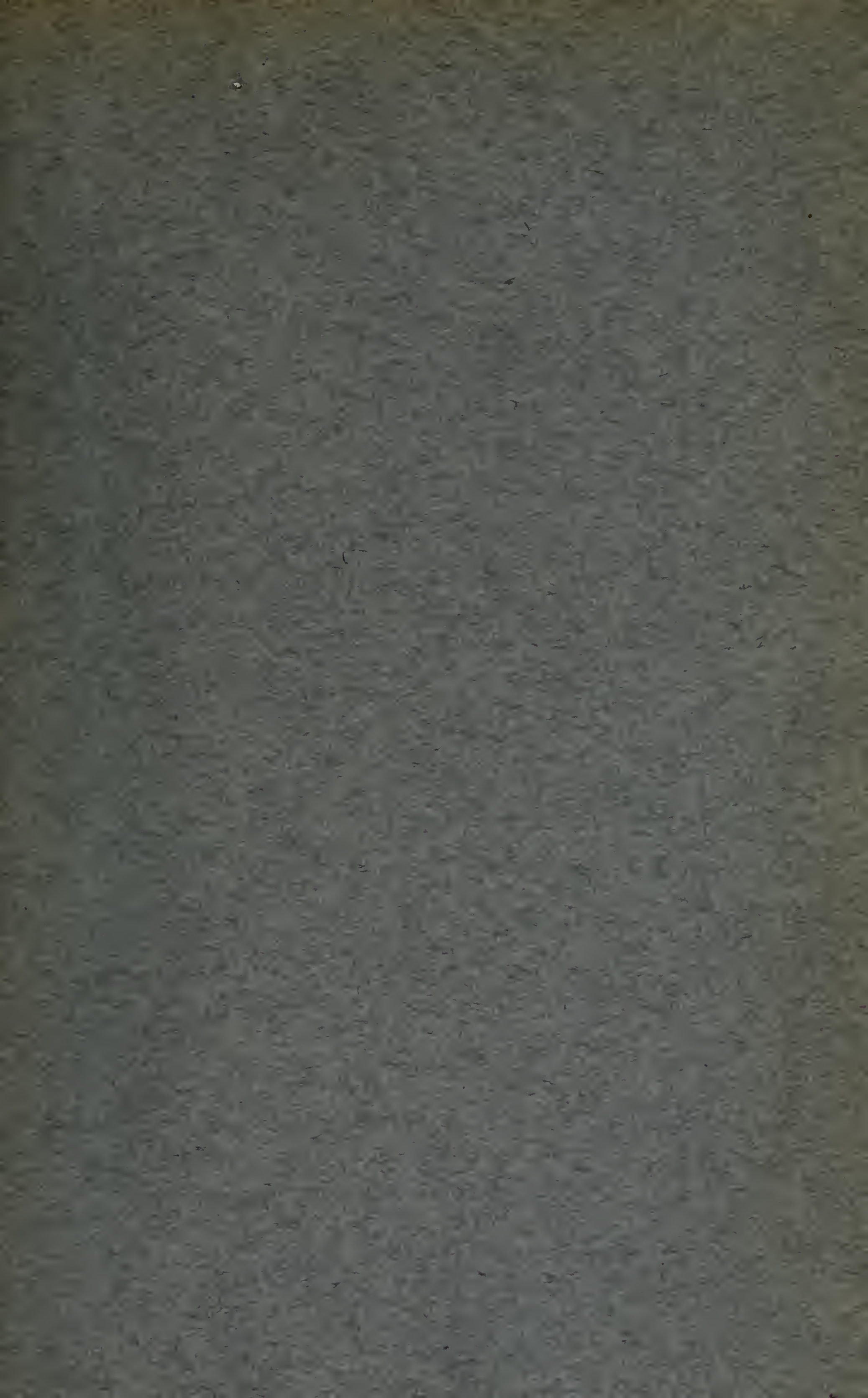
S. 184. Z. 1 v. u.: Mehre in früheren Jahren an ihn ergangene ehrenvolle Berufungen hatte er ausgeschlagen: 1803 nach Berlin als Gedike's Nachfolger im Directorat des Grauen Klosters in Berlin mit der Aussicht auf die Stellung als Ob.-Consistor.-Rath im Unterrichtsministerium; 1807 als Generalsuperintendent nach Mecklenburg; 1818 nach Kiel als Professor der Theologie und Philosophie.

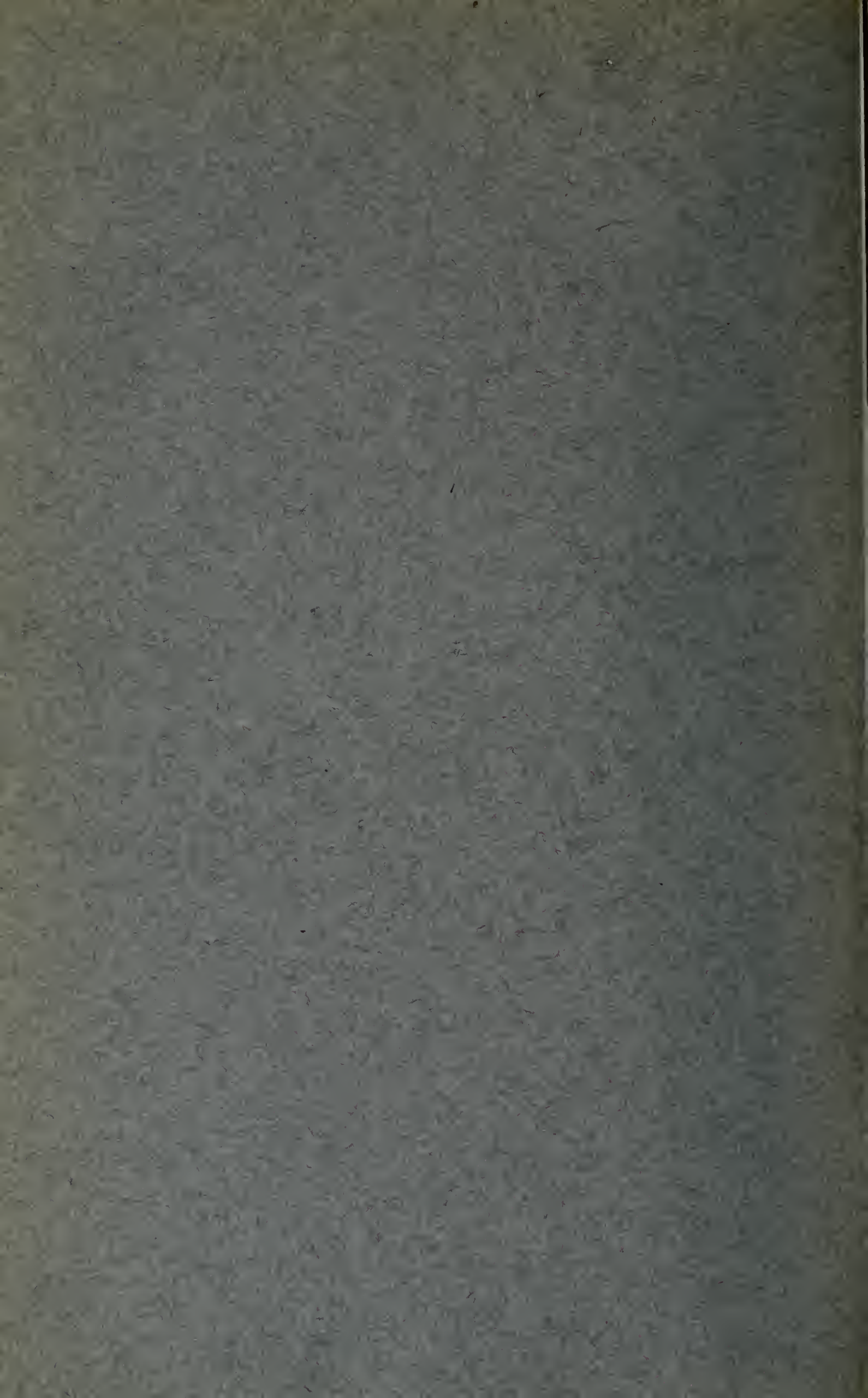
S. 185. Z. 5 v. o. l.: Gurlitt blieb unverheirathet; sein Vermögen verwendete er theilweise zu einer seinen Namen tragenden Stipendienstiftung für Schüler der Hamburger Gelehrtenschule. (R. Hoche.)

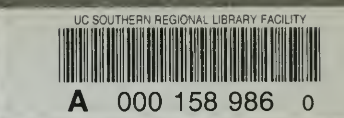
S. 480. Z. 25 v. u. l.: 1760 (statt 1769).

NB. Die auf Seite 500 ausgesprochene Hoffnung, den Artikel **Händel** wenigstens am Schluß dieses Bandes bringen zu können, hat sich leider nicht erfüllt. Es bleibt uns also nichts übrig, als ihn nachzuliefern, sobald der Herr Verfasser uns dazu in den Stand setzt. Die Redaction.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 158 986 0

